Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Library
of the
University of Wisconsin

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Wochenschrift

für

Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Theophil Zolling.

Einundvierzigster Band.

(Nr. 1—26.)

Berlin 1892.

Verlag der Gegenwart.

Digitized by Google

Digitized by Google

123361
OCT 17 1908
+X47
+627
41

Register.

Einundvierzigster Band.

1. Politische und rechtswissenschaftliche Aufsätze.

	Seite
Der politische Horizont. Von Eduard von Hartmann	1
Die Frage eines deutsch-französischen Handelsvertrages. Von Karl Walcker	4
Die Nothlage in Rußland, ihre Ursachen und Folgen. Von Wilhelm Henckel	17
Zur Reform der Unfallversicherung. Von B. Hilse	33
Der neue Militär-Etat. Von E. v. K.	49
Vom österreichischen Kaleidoskop. Von G. J. Guttmann	65
Ein Nothruf für die deutsche Bildung. Von Philosophus Teutonicus	81
Zum Trunksuchtsgesetz. Von Prof. Reinhard Frank-Gießen	97
Das Volksschulgesetz und seine Folgen. Von Baculatus	113
Ein Nachwort zum Nothruf für die deutsche Bildung. Von Philosophus Teutonicus	129
Die Nothlage der Bauhandwerker. Von W. Weidner	145
Straßenkrawalle	161
Jetzt oder nie! Ein polit. Mahnruf. Von Georg Winter-Marburg	178
Die Wahrheit über Elsaß-Lothringen	193
Das Reichsstrafgesetzbuch und die unteren Stände. Von F. H.	195
Die neueste Schulreform. Von Eduard von Hartmann	209
Der Ruin des Mittelstandes	211
Anarchistische Verbrechen. Von Ludwig Fuld-Mainz	225
Großpreußen oder Deutschland? Von R. Funk	241
Zur kommenden Militärvorlage. Von v. K.	257
Die allgemeine Rechtswissenschaft. Von Adolf Fleischmann	290
Serbien unter der zweiten Regentschaft	305
Die Erwerbung des Unterstützungswohnsitzes	337
Neues von der Kaiserl.-Sozialistischen Partei. Von Martin Wendt	339
Reichsministerien oder Reichsämter?	353
Die Steuerreform. Von Justizrath Adolf Fleischmann	369
Der Zonentarif-Minister. Von G. J. Guttmann	372
Zur Börsenenquete. Von O. Faust	385
Die Auslieferung von Verbrechern. Von Ludwig Fuld-Mainz	388
Die erneute Lotteriefrage. Von Reichsgerichtsrath O. Bähr.	401

2. Naturwissenschaftliches und Medizinisches.

	Seite
Neues über das Tuberkulin. Von Dr. med. Hugo Bernheim	19. 33
Psychologie der Suggestion. Von Carl du Prel	24
Die Aufgaben der geographischen Forschung in der Antarktis. Von Wilhelm Stoß	67
Die Influenzaepidemie. Von Dr. med. Julius Levin	133
Acclimatisation und Hygiene der Tropen. Von Dr. med. Albert Albu	177
Neue Hypothese über das Wesen der Elektricität	245
Der Spiritismus der Naturvölker. Von Otto Gaupp	274
Redivivus. Von Julius Duboc	322
Ein neuer Gegner des Darwinismus. Von Arthur Drews	373

3. Vermischte Aufsätze.

	Seite
Für und wider die Sozialdemokratie. Von A. v. H.	39
Fluthsagen. Von Hans Passarge	51
Der Streit um die Culturgeschichte. Von Georg Steinhausen	53
Ein genossenschaftlicher Eisenbahnbau und -Betrieb. Von Franz Paetow	100
Idolatrie. Von Julius Duboc	102
Der Untergang des Heidenthums. Von Bruno Gebhardt.	103
Soldatenmißhandlungen. Von einem Civilisten.	114
Eine Verlagsordnung der deutschen Buchhändler. Von Jul. Lubszynski	130
Moral und Religion. Von Otto Gaupp	146
Zum Spionagegesetz. Von v. K.	148
Der Massen-Streik in Rußland. Von H. von Samson-Himmelstjerna (Victor Frank)	162
Die Geldrevolution in Oesterreich. Von Ernst Kirchberg.	197
Unser Gesindewesen. Von J. Sabin	226
Die Poesie der Sprache. Von Ernst Wasserzieher	227
Ein neuer Prophet des Weltuntergangs. Von Leopold Katscher	229
Festlegung des Oster- und Pfingstfestes. Von A. Buchau	244
Familienleben und Sittlichkeit. Von Albert Bandtke	259
Die Methode der Zukunft im neusprachlichen Unterricht. Von Karl Roeth	263
Der russische Wechselkurs. Von N. Syrkin	273
Ein Kämpfer wider Sprachverrohung und Deutschthümelei. Von Max Schneidewin	276
Die Schloßlotterie. Von Cornelius Gurlitt	278
Eine Weltausstellung in Berlin? Von Cornelius Gurlitt	301
Eisenbahntarifreform in Frankreich. Von -T-	307
Die Verlegung des Bußtages	321
Unterrichtsfreiheit. Von Georg Stoeckert	328
Die militärischen Wachtposten und ihr Waffengebrauch. Von Miles	355
Hertzka's individualistischer Sozialismus. Von A. v. H.	389
Die Frauenwelt und die Ausstellung von Chicago. Von Leopold Katscher	404
Eine Theorie über den Ursprung unseres Planetensystems. Von Hans Passarge	406

4. Gedichte, Novellen, Feuilletons.

	Seite
Bleib' jung, o deutsches Herze!	5
Dreizehn bei Tische. Humoreske von Albert Roderich	9
Winter. Von Georges de Peyrebrune	26
Civilisation in Afrika	42
Mein Freund Minko. Von H. Wernicke	57
Was man durch ein Fernrohr sieht. Von Pedro Antonio de Alarcon	73
Der Herr Bankdirector. Von Karl von Thaler	88
Ein Abend im Lesezimmer. Von F. Horn	105
Giulia la bella. Von Sigurd-Jönköping	125
Die Mitarbeiter. Von Jules Claretie	138
Ein Vortrag aus dem Verein zur Beleuchtung vergangener Narrheiten. Von Carl Schultes dem Jüngsten	155
Die Beichte. Von F. de Roberto	170
Gen Morgen! Von Ernst Scherenberg	182
Kollege Paulus. Von Manuel Schnitzer	184
Auch ein Jubiläum. Von Adolf Marquardt	203
Durch die Wand. Humoreske von Emil Roland	217. 234
Eine Schulrevision	250
Zur Comenius-Feier. Preisgekröntes Festgedicht von Karl Mämpel	262
Die Verstorbene. Von F. de Roberto	268
Das Herz der Schwester. Von Manuel Schnitzer	280
Eine Studie. Von Adalbert Meinhardt	295
Der Tod. Von Börge Janßen	314
Der Hof. Von Johannes Schlaf	329
Drei Sterbende. Erzählung von Graf Leo Tolstoi	345. 362
Aschenbrödel	379
Gerettet! Von F. de Roberto	393
Im Blüthenkranz deutscher Dichter. Von Ludwig Stave	411
Aus der Hauptstadt: Lessing's Doublette. 12. Paranoia simplex 43. Pragers 75. Der Fall Apostata 90. Die romantische Schule	

Digitized by Google

107. Eine neue Wissenschaft 141. Menuet 156. Sse-Mathsian 171. M. d. R. 186. Der Kadett als Erzieher 204. Seeck contra Langbehn 219. Eroica 237. Der Schnupfenbacillus 269. Der ewige Barabbas 251. Sem 281. Dynamystik 297. Der $2^1/_2$-Bund 315. Prügeljungen 331. Constitutionelle Beschwerden 348. Die Weltausstellung auf Pump 363. Die Usance 381. „Made in Germany" 396. 15 Procent unter Pari 413.

5. Literarische Aufsätze.

Seite

a. Essays.

Aus Frauenbriefen über Goethe und seinen Freundeskreis. Von Karl Theodor Gaedertz 5
Martin Greif und das vaterländische Schauspiel. Von Arnold Fokke 22
Ein neuer schwedischer Dichter. Von Robert Waldmüller . . 38
Ein Erkenntnißtheoretiker. Von C. Schaarschmidt 65
Edouard Rod. Von Hermann Bahr 72
Moltke in seinen Briefen und Aufsätzen. Von Immanuel Rosenstein 83
Zum gefälschten Idealismus. Von Hieronymus Lorm . . . 116
Die Willensphilosophie und der Sprachgeist. Von Karl Schulz 118
Gustav Kastropp. Von Adolf Wilhelm Ernst 121
Buloz und Richet. Von Sacher-Masoch 149
Neues von Otto Ludwig. Von Robert Waldmüller . . . 151
Die Pathen von Reuter's „Stromtid". Von Karl Theodor Gaedertz 165
Carl von Perfall und seine Romane. Von Heinrich Vollrat Schumacher 167
Russische Heldensagen. Von M. Carriere 182
Neue Dichtergaben. Von Adolf Wilhelm Ernst. 200
Alphonse Daudet's letzter Roman. Von Paul Remer 232
Marion Crawford. Von August Weiß 233
Moltke's militärische Correspondenz. Von Immanuel Rosenstein 247
Steuern wir einer Epoche der Mystik zu? Von Curt Grottewitz 248
Neue Novellen. Besprochen von Adolf Wilhelm Ernst . . . 265
Die Vollendung der Vernunftkritik. Von Wilh. Bolin . . . 292
Die erste englische Realistin. Von Alexander Lauenstein . . 294
Drei Ehedramen von August Strindberg. Besvr. von Erich Holm 309
Ein philosophischer Dichter (Jost Winteler) . Von Jakob Mähly 313
Die moderne Weltanschauung und die Tragödie. Von Ernst Bernheim 324
Vom jüngsten Frankreich. Von Paul Aché 326
J. J. David. Von Moritz Necker. 341
Neue Darstellungen der deutschen Geschichte. Von Richard Bethge 343
Nathan der Weise mit Ballet. Von Paul Seliger 361
Friedrich Stoltze. Von Leopold von Sacher-Masoch. 376
Ein neuer russischer Dichter (Anton Tschechow). Von Carl Busse 392
Moltke's Trostgedanken. Von Immanuel Rosenstein . . . 408
Ein neuer Heilsroman (Mackay's „Anarchisten"). Von Arno Holz 410

b. Bühne und Bühnenkritik.

Soziale Dramen. Von M. H. 77
Die deutschen Stadttheater und ihre Reform. Von Robert Misch 213
Ein Theatersommer. Von Friedrich M. Fels. 356
Dramatische Aufführungen. Von M. H.: Der Hungerthurm (Kadelburg) 14. Noch einmal Eugène Scribe 14. Das neue Programm (Kempner-Schumann) 15. Kollege Crampton (Hauptmann) 60. Helga (Hopfen) 61. Ein treuer Diener seines Herrn (Grillparzer) 92. Musotte (Maupassant-Normand) 93. Lumpengesindel (Wolzogen) 109. Der Unerbittliche (Echegarey) 110. Fräulein Frau (Moser-Misch) 110. Schlimme Saat (Vischer) 127. Eisgang (Halbe) 127. Das heilige Lachen (Wildenbruch) 128. 141. Die Tragödie des Menschen (Madach) 142. Heute und Gestern (Blumenthal) 143. Glück (Jänicke) 143. Riquette (Meilhac) 158. Gyges und sein Ring (Hebbel) 188. Die Königsbrüder (Hanstein) 189. Ein Vorurtheil (Alberti) 189. Wahrheit (Heyse) 238. Der kleine Schwerenöther (Gandillac) 239. Cromwell (Tempelthey) 239. Fräulein Julie (Strindberg) 239. 253. Das Recht der Frau (Fulda) 253. Faust im Schauspielhause 283. Unter Palmen (Blumenreich) 283. Agrippina (Lorenz) 284. Clavigo (Goethe) 299. Morphium (Stempel) 300. Herr v. Sonnenthal a. G. 317.

6. Bildende Künste.

Seite

Berliner Architektur. Von Cornelius Gurlitt 30
Karl Stauffer-Bern. Von C. G. 45
Neide's „Vitriol." Von C. G. 62
Wesen und Bedeutung des Kunstwerkes. Von W. Koopmann 69. 85
Moderne italienische Malerei. Von Cornelius Gurlitt . . . 110
Zum gegenwärtigen Stand der deutschen Kunst. Von Gustav Luedecke 123
Absichtliche Fehler in den bildenden Künsten. Von E. V. Zenker 153
Berliner Ausstellungen. Von C. G. 173
Die Spangenberg-Ausstellung. Von C. G. 190
Thoma und die Kunst im Parlament. Von Cornelius Gurlitt 206
Aus Arnold Böcklin's Atelier. Von Jacob Mähly 216
Freier und gebundener Zopf. Von Cornelius Gurlitt . . . 221
Die Ausstellung der „XI". Von Cornelius Gurlitt. . . . 254
Zur Kunstgeschichte Berlins. Von Cornelius Gurlitt . . . 333
Ueber Kunstkritik. Von W. Koopmann 358
Die Berliner Kunstausstellung. Von C. G. 365. 398

7. Musik.

Vom Klavier. Von Johannes Vollert. 7
Nachklang vom Mozart-Cyclus. Von Heinrich Roeckner . . 27
Zum hundertsten Geburtstag Rossini's. Von Heinrich Roeckner 135
Anton Rubinstein als Aesthetiker. Von S. Bagge 198
Opern und Concerte: Das Sonntagskind (Millöcker) 78. Königin Bertha (Kurth) 79. Freund Fritz (Mascagni) 205. Die Puppenfee (Haßreiter-Gaul) 206. „Boabdil, der letzte Maurenkönig" (Moszkowski-Wittkowski) 285.

8. Notizen.

Literarische Neuigkeiten von: Adelmann 335. Amore 175. Arndt 287. Bächtold 271. Balazs 175. Bessels 46. Beust 239. Blum 351. Bopp 95. Brandenburg 63. Braun 223. Brenning 303. Brockhaus 415. Bubics 335. Bunse 63. Büttner 174. Chiavacci 31. Coppée 174. Demmin 287. Dewall 308. Dietze 159. Domino 174. Ebers 31. Eckstein 223. Ehrlich 46. Entsch 94. Eschen 63. Eschstruth 95. Fäle 63. Faulwasser 335. Freising 222. Fritz 63. Galland 46. Ganghofer 31. Gerlach 159. Glossy 287. Gregorovius 174. Greif 174. Grillparzer 47. Grunow 143. Gsell-Fels 94. Haenel 175. 271. Hampke 174. Harden 94. Hausrath 174. Heinemann 335. Henckel 191. Hildeck 303. Hillebrandt 174. Holz 174. Hopp 174. Huber 239. Hülsmann 95. Jaensch 399. Janitschek 63. Jerusalem 191. Kate 95. Kautzsch 222. Kirchhoff 367. Klinckowström 111. Kohut 191. Körner 383. Krummacher 111. Kürschner 111. 174. Löwner 31. Lübke 95. Lubbock 159. Madách 47. Mara 15. Mercator 222. Meyer 175. 351. 415. Munker 62. Nabert 175. Oesterwitz 111. Oldenbourg 287. Ompteda 415. Ost 223. Osten 95. Petersen 222. Perfall 335. Phelps-Ward 175. Quidde 63. Reuther 175. Risch 46. Rüegg 174. Schabelitz 302. Schäfer 303. Schiller 335. Schlaf 63. Schmidt 287. Schmidt-Warneck 95. Schneideck 335. Schneidewin 31. Schön 351. Scholz 95. Schullerus 159. Schultes 46. Schulz 63. Seifert 239. Siberstein 335. Stern 223. Stork 271. Telmann 47. Thaden 351. Tolstoi 335. Werner 351. Wigger 95. Worishöffer 191. Wurm 303. Wyzewa 223. Zenker 46. Zimmerli 191.

9. Offene Briefe und Antworten.

Carnot und Theodor Körner. 30. Nochmals die Bekämpfung der Sozialdemokratie 79. Nochmals die Mozart'sche Coloraturarie 94. 267 Mark für Franz Perrot 191. Curiosum aus der guten alten Zeit 207. Ein neuer Prophet des Weltuntergangs 255. Der Bismarck-Fackelzug 271. Berichtigung 287. 319. 367. Großpreußen oder Deutschland? 334. Zur Comeniusfeier 350. Zum letzten Mal: Großpreußen oder Deutschland? 383. Zur Verlegung des Bußtags 399.

Digitized by Google

№ 1. Berlin, den 2. Januar 1892. Band XLI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Der politische Horizont. Von Eduard von Hartmann. — Die Frage eines deutsch-französischen Handelsvertrages. Von Karl Walcker. — **Literatur und Kunst:** Bleib' jung, o deutsches Herze. — Aus Frauenbriefen über Goethe und seinen Freundeskreis. Von Karl Theodor Gaedertz. — Vom Klavier. Von Johannes Vollert. — **Feuilleton:** Dreizehn bei Tische. Humoreske von Albert Roderich. — **Aus der Hauptstadt:** Lessing's Doublette. Von Apostata. — Dramatische Aufführungen. Von M. H. — Notizen. — Inserate.

Der politische Horizont.

Von Eduard von Hartmann.

Schon über zwanzig Friedensjahre! Wer hätte das nach dem Frankfurter Frieden geglaubt! Wird aber der Friede trotz seiner Bedrohung durch französische und russische Volksstimmungen noch länger anhalten? Ist der Krieg überhaupt vermeidlich, oder handelt es sich nur um Aufschub? Ist ein Aufschub für uns günstig oder kommt er nur unsern Gegnern zu Gute, so daß wir je eher je lieber wünschen müßten, den furchtbarsten der Kriege losbrechen zu sehen? Werden die finanziellen und persönlichen Militärlasten in's Unbestimmte weiter wachsen, oder ist ein gangbarer Weg zu ihrer allmählichen Verringerung abzusehen? Diese Fragen sind es, die bei der Jahreswende mehr als manche andere die Gemüther der Deutschen beunruhigen und bedrücken.

Die Wucht der Niederlagen des letzten Krieges war für Frankreich so unerwartet groß, daß ein heilsamer Schreck vor einem neuen Zweikampf mit Deutschland für längere Zeit zurückgeblieben war. Aber im Frühjahr 1890 war Frankreich mit seinen Rüstungen so weit gediehen, daß es Deutschland in der Zahl der Streiter gewachsen, in der Einführung des kleinkalibrigen Gewehrs mit rauchschwachem Pulver zuvorgekommen und in manchen Punkten der Organisation überlegen war. Damals oder nie war für Frankreich der Zeitpunkt gekommen, um den nothgedrungen angenommenen Waffenstillstand zu kündigen und das im Jahre 1871 unterbrochene Duell fortzusetzen. Es wäre damals ein Duell gewesen, auch wenn Italien als Deutschlands Bundesgenosse gegen Frankreich mitgefochten und Rußland Gewehr bei Fuß dem Kampf zugeschaut hätte; denn Deutschland hätte trotzdem mehr Truppen an der Ostgrenze stehen lassen müssen, als Frankreich brauchte, um eine italienische Offensive abzuwehren, so daß der Entscheidungskampf zwischen ziemlich gleich großen Quoten der französischen und deutschen Armee ausgefochten worden wäre.

Frankreich hat diese Gelegenheit unbenutzt vorübergehen lassen, und damit so gut wie für immer auf die Revanche aus eigner Kraft verzichtet. Bismarck's Drohung mit dem saigner à blanc hatte ihre Wirkung gethan; man hatte diesem Mann zugetraut, daß er seine Drohung wahr machen könnte; man hatte das Fürchten gelernt soweit, daß die Politik besonnenen Abwartens die Oberhand behielt. Damit ist für die europäische Politik eine neue Lage geschaffen.

Zwanzig Jahre lang drohte die Kriegsgefahr von Westen, war es Frankreich, von dem die Initiative zum großen Völkermorden befürchtet wurde, während Rußland erst in zweiter Reihe in Betracht kam. Zwanzig Jahre lang hat Europa seine Blicke auf die racheglühende Gallia gerichtet, jeden Augenblick gewärtig, daß sie die Brandfackel in das Haus des verhaßten Nachbarn schleudern werde. Diese Sorge ist nun vorbei. Vor Frankreich können wir ruhig schlafen, so lange es dort noch eine Regierung gibt, die den gesunden Menschenverstand der gallischen Rasse darstellt, so lange nicht die sinnlose Leidenschaft zum Herrn der Staatsgewalt wird. Frankreich hat von der Tradition seiner ruhmreichen Vergangenheit abgedankt; es hat aufgehört sich als eine Großmacht zu fühlen, welche auf ihr eigenes Schwert gestützt Eroberungskriege zu unternehmen und das deutsche Nachbarreich mit kaltem Blute anzugreifen wagt. Es ist zufrieden, wenn es ihm gelungen ist, sich so stark zu machen, daß es auf die Erfolglosigkeit eines etwaigen Angriffskrieges Deutschlands hoffen darf; aber es hütet sich die Probe der Rechnung anzustellen.

Frankreich ist als kriegerische Offensivmacht in das Hintertreffen gerückt und hat sich zum Vasallen Rußlands erniedrigt, dem es willig den Vortritt läßt. Es verzichtet darauf, den Zeitpunkt des gemeinsamen Angriffskrieges von sich aus zu bestimmen und legt die Entscheidung vertrauensvoll in die Hand des Czaren. Es weiß, daß auf ein verfrühtes Losbrechen die Strafe gesetzt ist, den Kampf allein durchfechten zu müssen. Es brennt darauf, dem Selbstherrscher aller Reußen Heeresfolge zu leisten, sobald es diesem beliebt, den Kampf zu beginnen; aber es darf ihn nicht drängen zum Losschlagen, es muß sich in Demuth und Geduld dem Willen seines Verbündeten fügen, wenn es nicht der Früchte des Bündnisses verlustig gehen will. Es ist ein Verhältniß etwa wie zwischen einem reisenden russischen Fürsten und seinem Leibkosaken: wenn der Kosak Prügelei anfängt, so sieht der Fürst mit unterschlagenen Armen zu; wenn aber der Fürst sich in Händel verwickelt, muß der Kosak ihm sofort beispringen.

Wenn also vorher die Kriegsgefahr auf Seiten Frankreichs zu suchen war, so liegt sie seit einem Jahre auf Seiten Rußlands; ohne seinen Willen gibt es voraussichtlich keinen Krieg, da Frankreich nicht anfangen *darf*, und keine andere Macht einen Krieg *will*. Daß Rußland nicht bloß mit allen Kräften, sondern sogar weit über seine Kräfte zum Kriege rüstet, ist ebenso bekannt, als daß es von Niemand bedroht wird und nicht nöthig hat, zu Vertheidigungszwecken zu rüsten, Seine Rüstungen können also nur einem Angriffskrieg gelten aber auch nicht einem solchen gegen die Türkei, da schon im letzten Kriege Rußland nur etwa die Hälfte seiner damals noch viel schwächeren Heeresmacht verwenden konnte, und jetzt sogar in offenkundiger Weise um die Bundesgenossenschaft der Türkei

Digitized by Google

für den Krieg wirbt. Der Angriffskrieg, für den Rußland mit fieberhaften und krampfhaften Anstrengungen rüstet, kann also nur den ihm benachbarten verbündeten Großmächten gelten.

Möglich ist es immerhin, daß der friedliebende Czar nur mit dem Gedanken eines solchen Krieges spielt, daß es wirklich seine Absicht ist, den von ihm vorbereiteten Angriffskrieg zu verhindern, und daß sein Ehrgeiz nur dahin geht, Rußland militärisch so stark zu machen, daß es unter einem künftigen kriegerischeren Fürsten den Aufgaben eines Eroberungskrieges gewachsen ist. Jedenfalls beschwört er das Gewitter herauf, das sich, sei es nun unter seinem Nachfolger, sei es noch unter seiner Regierung, entladen kann und zur Entladung drängt; jedenfalls unterbindet er die Volkskraft nach allen anderen Richtungen und läßt ihr nur das einzige Sicherheitsventil des Rassen- und Religionshasses, der Eroberungssucht und der Weltherrschaftsgier. Es fragt sich nur, ob er für seine Lebensdauer stark genug bleiben wird, die Consequenzen seines gesammten Thuns noch weiter in's Unbestimmte zu vertagen, oder ob er den Augenblick erleben wird, wo die gerufenen Geister ihm über den Kopf wachsen und mit ihm davon tanzen.

Schon im Frühjahr 1887 war ein solcher Augenblick nahe gerückt; aber Rußland fühlte sich damals noch zu weit zurück in seinen Neuformationen und Umbildungen, und Frankreich hatte ebenfalls noch viel zu thun, um fertig zu sein. Hätte damals Boulanger die Macht behauptet, so wäre der Krieg von Frankreich begonnen und von Rußland mit aufgenommen worden; der Ausfall der deutschen Wahlen hat uns damals vor dem Weltbrande gerettet, indem er Boulanger's Macht lähmte. Aber um selbst den Krieg zu beginnen, dazu fühlte sich Rußland damals doch noch nicht stark genug. Jetzt hingegen sind Rußlands und Frankreichs Rüstungen in *organisatorischer* Hinsicht so weit vollendet, daß Rußland *ihretwegen* den Krieg nicht mehr zu verschieben braucht. Wenn also jetzt wieder eine ähnliche Verschärfung des Verhältnisses wie damals einträte, so wäre das Ende des Friedens trotz aller friedlichen Dispositionen des Czaren zu gewärtigen, wenn nicht andere Hindernisse dazwischen treten. Dieses Gefühl liegt wie ein Alp auf Europa und beklemmt alle Gemüther. Die Situation ist erst seit Bismarck's Rücktritt allmählich zur Klarheit im Völkerbewußtsein gelangt, und es ist daher kein Wunder, wenn die Täuschung entsteht, als ob Bismarck oder irgend sonst ein Mensch an dieser folgerichtigen Entwickelung der Dinge irgend etwas hätte ändern können.

Gleichwohl versichern uns die leitenden Staatsmänner aller Großstaaten, daß der Friede niemals so gesichert gewesen sei wie jetzt. Ist das nicht ein Widerspruch? Durchaus nicht! Das organisatorisch fertige Rußland ist nämlich technisch noch nicht fertig. Es bewaffnet sein Herr mit kleinkalibrigen Gewehren und kann mit diesen nicht vor Frühjahr 1894 in's Feld rücken. Jeder Staatsmann weiß, daß Rußland zur Zeit der einzige Staat ist, von dem ein Friedensbruch ausgehen kann, und Rußland kann erst 1894 losschlagen, wenn es nicht ganz thöricht und übereilt aus Leidenschaft handeln will. Folglich ist der Friede für 1892 und 93 so gesichert, wie er nach menschlicher Voraussicht nur sein kann. Aber 1894 wird Rußland auch technisch fertig sein und in dieser Hinsicht keinen Grund mehr zum Warten haben, ebenso wie Frankreich es 1890 war. 1894 schien also zu dem zweiten kritischen Jahr für den europäischen Frieden prädestinirt; dann, so schien es, muß es sich zeigen, ob die Friedensliebe des Czaren bloß eine vorläufige oder eine endgültige ist, und ob seine Macht ausreicht oder nicht, um der Logik der von ihm geschaffenen Thatsachen zu widerstehen. Daß der Friede ihnen für 1894 so gefährdet erschien wie er nach menschlicher Voraussicht nur scheinen konnte, das unterließen die Staatsmänner natürlich ihren Beschwichtigungsreden hinzufügen, und sie thaten wohl daran; denn $2^1/_4$ Jahr sind ein langer Zeitraum, in dem manches Unvorhergesehene dazwischen kommen kann. Als sie ihre Beruhigungsreden hielten, war dieses Unvorhergesehene bereits eingetreten, aber noch nicht in seiner ganzen Tragweite bekannt und darum auch noch nicht in seiner vollen Bedeutung gewürdigt.

Dieses Unvorhergesehene war die russische Mißernte. Der Kriegsschatz von 350 Millionen Rubel, den die russische Finanzkunst für den nächsten Krieg aufgehäuft hatte, wird durch die Wirkungen der Mißernte schon in diesem Winter aufgezehrt sein; die russische Anleihe in Paris, die diesen Kriegsschatz um fast 100 Millionen Rubel verstärken sollte, ist in Folge der Mißernte zur Hälfte mißglückt, und die mit dieser Anleihe gemachten Erfahrungen werden die Franzosen gegen neu aufzulegende russische Anleihen mindestens vorsichtiger machen. Deutschland würde in der gegenwärtigen Lage selbstmörderisch handeln, wenn es sein Geld in irgend welcher Form und unter gleichviel welchem Vorwand an Rußland aushändigte, und die Einsicht in diese Schlage scheint in letzterer Zeit bei uns in erfreulichen Maaße gewachsen zu sein. Ein Viertheil Rußlands wird im Frühjahre eine verarmte, durch Hunger, Krankheiten und niedergeschlagene Aufstände decimirte Bevölkerung und vernichteten Viehstand zeigen; nur wenig von diesem Viertheil des Bodens wird bestellt werden können, um eine neue Ernte zu tragen. Die Anstrengungen zur Linderung des Nothstandes werden in Folge mangelhafter Organisation und unausrottbarer Korruption nur zum kleinsten Teil ihren Zweck einreichen. Die Indolenz des leichtsinnigen und stumpfsinnigen Volkes verhindert ein energisches Aufraffen und zähen Widerstand gegen das traurige Geschick, so daß die geschlagenen Wunden nur sehr langsam verharschen und vernarben können. Die Steuerkraft, die Einfuhrfähigkeit und in Folge dessen auch die Zolleinnahmen müssen für Jahre vermindert werden. Die Bodenerschöpfung Rußland durch langjährige immer steigende Getreideausfuhr macht ohnehin bedenkliche Fortschritte, und es bedarf nur einer zweiten schlechten Ernte in den bisher nicht vom Nothstande betroffenen Teilen des Reichs um das Unglück auf einen bedenklichen Grad zu steigern.

Rußland wird unter den gegenwärtigen Verhältnissen *nach* gefaßtem Entschluß zum Kriege selbst in Frankreich schwerlich die Summen aufbringen können, die es zu einem Offensivkriege braucht; diese Summen sind allzugroß für die kolossalen Heere der Gegenwart. Es wird ihm also nichts übrig bleiben, als von Neuen durch eine Reihe von Friedensjahren Anleihen zu angeblich produktiven Zwecken aufzunehmen, und von diesen soviel zurückzulegen, daß sich mit der Zeit ein neuer Kriegsschatz anhäuft. Es fragt sich nur, ob Frankreichs Geduld, Revanchesehnsucht und Liebedienerei so lange vorhalten wird als nöthig ist, um diese Ueberschüsse über den reellen Anleihebedarf Rußlands zu decken, oder ob sich in Deutschland so verblendete Kreise finden werden, um den feindlichen Kriegsschatz mit dem Gelde füllen zu helfen, das wir selber beim Kriegsausbruch so bitter nöthig haben werden. Immerhin darf man annehmen, daß es Rußland bis 1894 nicht gelingen wird, den durch die Mißernte eingebüßten Kriegsschatz von Neuem zu sammeln, und daß, wenn die deutschen Kapitalisten ihr eignes Interesse verstehen, auch nach diesem Zeitpunkt mehrere Jahre verstreichen werden, ehe aus französischen Kassen der Verlust ersetzt ist. Für diese Frist kann dann der europäische Friede als gesichert gelten, — *länger nicht*. Die Erholung kann ein paar Jahr früher oder später eintreten; aber kommen wird sie sicher, und dann müssen wir jeden Augenblick des Angriffs gewärtig sein, wenn nicht abermals unvorhergesehene Zwischenfälle uns einen Aufschub gewähren.

Es ist ja sehr traurig, daß wir in der Lage sind, uns über den schweren Nothstand eines Nachbarvolkes freuen zu müssen als über den einzigen Grund, der uns zu der Hoffnung auf eine Fortdauer des Friedens über das Jahr 94 hinaus berechtigt. Aber nicht wir sind es, die diese Lage herbeigeführt haben, sondern das vom Nothstand betroffene Nachbarvolk, das einzige in Europa, von dem noch ein Friedensbuch zu befürchten ist. Wir können das Elend von Millionen auf's Tiefste beklagen, und müssen doch froh sein, daß dieses auf einem Theil Rußlands zusammengedrängte Elend ein zehnfach größeres über ganz Europa vertheiltes Elend verhütet, wie der russische Krieg es heraufbeschwören würde. Wir können es als ein Uebel bedauern, müssen es aber als das kleinere von zwei Uebeln willkommen heißen.

Es fragt sich nun weiter, ob wir nicht besser thun, den

Digitized by Google

für später anscheinend doch unvermeidlichen Krieg für das nächste Frühjahr zu provociren, um die Unfertigkeit und vorübergehende Schwäche des uns bedrohenden Gegners zur Erleichterung und Verschärfung seiner Niederlage auszubeuten; den Schein des Angriffs von uns ab und auf den Gegner hinzulenken, wäre dabei Sache der diplomatischen Geschicklichkeit. Es bliebe uns damit der moralische Vortheil der Vertheidigung auch vor den Augen der Bundesgenossen und Neutralen gewahrt, der vor dem eigenen Gewissen auch der offensiven Nothwehr, d. h. der dem Angriff zuvorkommenden Vertheidigung stets zur Seite steht. Indessen stehen einem solchen Entschlusse die gewichtigsten Vernunftgründe entgegen.

Erstens wirkt ein solcher Angriffskrieg doch niemals vernichtend, sondern höchstens schwächend auf den Gegner, verlängert also höchstens die Frist bis zum nächstfolgenden Revanche-Kriege; es ist aber zweifelhaft, ob der Gewinn dieser Fristverlängerung die Leiden und Gefahren des ersten selbst heraufbeschworenen Krieges aufwiegt. Zweitens wirkt eine solche dem Angriff zuvorkommende Vertheidigung auf den Gegner erbitternd, bestätigt scheinbar seiner falschen Verdacht und sein unbegründetes Mißtrauen, und macht den Ausbruch eines späteren Revanchekrieges nach der Erholung um so wahrscheinlicher. Drittens ist dabei zu wenig auf die Möglichkeit geachtet, daß der scheinbar gewisse Friedensbruch des Gegners durch unvorhergesehene Umstände, Regierungswechsel, soziale Umwälzungen, politische Revolutionen, Bürgerkriege, schwere Epidemien, Mißernten, ja selbst durch einen scheinbar unmotivirten Stimmungswechsel der öffentlichen Meinung auf unbestimmte Zeit vertagt und sehr unwahrscheinlich gemacht werden kann. Viertens rechnen diejenigen, welche die Vertheidigung durch zuvorkommenden Angriff empfehlen, allzu einseitig und allzusicher mit entscheidenden Niederlagen des Gegners, durch die er unverhältnißmäßig mehr geschwächt wird, aber nicht mit der Möglichkeit, daß die eigene Schwächung der des Gegners gleich wird oder gar sie übertrifft. Fünftens paßt eine derartige Empfehlung doch höchstens für solche Verhältnisse, wo auch ein willkommener und erwünschter Siegespreis vorhanden ist, nicht aber für solche, wo die Erweiterung des Gebietes dem Volke weder erwünscht noch vortheilhaft wäre, sondern höchstens widerwillig zur Schwächung des Gegners als eine unbequeme Last übernommen werden würde. Sechstens endlich fragt es sich, ob denn die Voraussetzung richtig sei, daß eine Verlängerung des Friedens der Kräftigung des Gegners in höherem Maaße als der eigenen zu Gute kommen müsse; denn wenn das Gegentheil der Fall wäre, so wäre die verfrühte Provocation des Krieges geradezu eine Schädigung des eigenen Vortheils, und wenn beide Theile gleiche Aussichten zum Kräftezuwachs hätten, so fiele wenigstens jedes Motiv zur Beschleunigung des Kriegsausbruches hinweg.

Die Kräfte des Dreibundes sind gegenwärtig ohne Zweifel ausreichend, um einen vereinigten Angriff Rußlands und Frankreichs zu einem voraussichtlich erfolglosen zu machen; aber sie sind schon jetzt wahrscheinlich nicht ausreichend, um den Gegnern so entscheidende Niederlagen beizubringen, daß ihre Schwächung sehr viel schwerer wird als die eigene. Es ist im Großen und Ganzen nicht anzunehmen, daß bei einem baldigen europäischen Kriege viel mehr herauskommen würde als ein furchtbares Gemetzel und allseitige Kapitalvergeudung in einem bisher unerhörten Maaßstabe. Unsere Aufgabe in solchem Kriege wird gelöst sein, wenn wir dem verbündeten Frankreich und Rußland beweisen, daß ihre vereinigte Macht nicht ausreicht, um ihre Eroberungsabsichten zu verwirklichen. Wenn mehr dabei für uns erreicht werden sollte, so hätten wir von besonderem Glück zu sagen.

Dabei hat Deutschland weit weniger Grund, als eine der anderen Dreibundesmächte, den Krieg zu provociren; denn Oesterreich und Italien werden nur mit dem kleineren Theile der Heeresmacht je eines Gegners zu thun haben, Deutschland aber mit den größeren Theilen der Kriegsmacht beider Gegner. Es ist nämlich ein alter strategischer Grundsatz, daß man sich mit aller Kraft auf den stärkeren Gegner stürzen, dem schwächeren aber nur minderwerthige Theile der eigenen Macht entgegenstellen soll, da er nach Niederwerfung des stärkeren Gegners doch ohnehin eine leichte und sichere Beute des Siegers wird. Deshalb müssen wir uns darauf gefaßt machen, daß Rußland und Frankreich, die in Deutschland sehr wohl den stärkeren Gegner erkennen, gegen Oesterreich und Italien nur schwache Heere stehen lassen und etwaigen Niederlagen der letzteren nicht achten, um zunächst mit Aufbietung aller Kräfte vereint den gefährlichsten Gegner zu überwältigen, und alsdann die schwächeren zum Nachtisch zu verspeisen. Wir dürfen mit berechtigtem Stolz annehmen, daß Deutschland sich der schweren Aufgabe des Widerstandes gegen die überwiegenden Theile der russischen und französischen Kriegsmacht gegenwärtig — allerdings nur unter äußerster Anspannung seiner Kräfte — gewachsen zeigen würde; aber wir sollen uns auch vor dem schwersten Fehler, vor einer Unterschätzung der Gegner, hüten, und uns nicht einbilden, mit unserer halben Armee zum zweiten Mal in Paris oder gar in Petersburg einziehen zu können.

Eine andere Frage ist es, ob wir auch in fünf oder sechs Jahren noch einer solchen Aufgabe gewachsen sein werden, wenn die russischen und französischen Heere mit der alsdann gegen jetzt sehr verstärkten Reservistenzahl über uns hereinbrechen. Diese Frage glaube ich allerdings mit Nein beantworten zu müssen, wenn wir bei der bisherigen Art der Ausbildung stehen bleiben.

Unter dieser Bedingung würde also in der That die Verlängerung der Vorbereitungsfrist den Gegnern in höherem Maaße zu Gute kommen, als uns. Es wäre unter so bewandten Umständen unverantwortlich, die Hände in den Schoß zu legen und darauf zu hoffen, daß die Vorsehung uns die Prüfung der Selbsterhaltungsfähigkeit ersparen werde; es wäre aber ebenso unverantwortlich, die Entscheidung über Sein und Nichtsein vorwitzig schon jetzt heraufzubeschwören, anstatt dasjenige zu thun, was uns freisteht und obliegt, nämlich unsere Kräfte in gleichem Schritte mit denen der Gegner zu verstärken.

Frankreich ist durch seine Präsenzziffer von $1^1/_3\,\%$ in Verbindung mit dem Herabgehen auf eine durchschnittlich $2^1/_2$-jährige Dienstzeit dahin gelangt, seine ganze waffenfähige Mannschaft auszubilden, während bei uns trotz viel strengerer Ausmusterung dieses Ziel noch lange nicht erreicht ist. Rußland ist uns bei nahezu gleicher durchschnittlicher Dienstzeit durch die absolute Friedensstärke seines Heeres numerisch so überlegen, daß wir nur durch große anderweitige Vorzüge den Unterschied auszugleichen vermögen. Die Qualität unserer Truppen ist derjenigen der Gegner zweifellos überlegen, aber wir muthen der qualitativen Ueberlegenheit zu viel und Unbilliges zu, wenn wir verlangen, daß sie gegen die Uebermacht, wie sie uns in fünf Jahren gegenüberstehen wird, immer und überall siegen solle. Außerdem gilt diese qualitative Ueberlegenheit auch jetzt nur für die im stehenden Heere Ausgebildeten, aber keineswegs für die Ersatzreservisten. Wohl aber gilt sie für diejenigen ohne wesentlichen Unterschied, die nach zweijähriger und die nach dreijähriger Dienstzeit aus dem stehenden Heere entlassen sind.

Es handelt sich also darum, die qualitative Ueberlegenheit des deutschen Heeres erstens festzuhalten soweit sie besteht, und zweitens gleichmäßig auf alle, auch die jetzigen Ersatzreservisten auszudehnen, daneben aber drittens die Zahl so zu erhöhen, daß wir auch in fünf Jahren und später noch den Gegnern in demselben Maaße gewachsen bleiben, wie wir es jetzt sind. Diese Aufgabe ohne Erhöhung des Präsenzstandes zu lösen, ist allerdings für uns eine Lebensfrage; mit ihrer Lösung entschwindet aber auch jedes Motiv zur Beschleunigung des Kriegsausbruches und treten die Gegenmotive gegen eine solche in uneingeschränkte Kraft. Diese Aufgabe ist aber einzig und allein zu lösen durch eine Herabsetzung der Dauer der durchschnittlichen Dienstzeit erheblich unter diejenige unserer Gegner, also etwa auf zwei Jahr. Die militärtechnischen Bedenken gegen die zweijährige Dienstzeit habe ich bereits früher widerlegt.*) Es ist daher freudig zu begrüßen, daß die Heeresleitung sich zu Versuchen nach dieser Richtung entschlossen hat, und es ist

*) Die „Gegenwart" 1890, Nr. 24.

Digitized by Google

nur zu wünschen, daß das Stadium des Versuchs möglichst abgekürzt und daß möglichst rasch zur allgemeinen Einführung geschritten werde, weil jedes Jahr der Verzögerung einen unwiederbringlichen Verlust bedeutet.

Mit der zweijährigen Dienstzeit ausgerüstet können wir jeden Aufschub des Krieges nur willkommen heißen, so lange unsere Bevölkerungszahl und unser Volkswohlstand wie bisher weiter wächst, und unsere Gegner keine weitere Herabsetzung ihrer Dienstzeit vornehmen. Sollten allerdings Rußland und Frankreich nach unserem Vorbilde zur zweijährigen Dienstzeit übergehen, dann freilich würde uns die eiserne Nothwendigkeit zwingen, uns mit anderthalbjähriger zu begnügen; denn unsere Selbstbehauptung zwischen einem an Reichthum und einem an Volkszahl überlegenen Gegner ist nur so lange gesichert, als wir durch kürzere Dienstzeit gleich gute, oder wo möglich bessere Soldaten auszubilden vermögen. Alle Analogien der Geschichte weisen darauf hin, daß der Wettbewerb um die militärische Leistungsfähigkeit in der bisherigen Richtung weitergehen und daß bei allen Großmächten das Streben nach Ueberbietung der Konkurrenten zur fortschreitenden Herabsetzung der Dienstzeit führen wird, so lange bis alle irgendwie diensttauglichen Leute der vollen militärischen Schulung und Ausbildung theilhaftig geworden sind, und nicht bloß wie jetzt die am meisten tauglichen und den strengsten Ansprüchen Genügenden.

Diese Perspektive entspricht freilich nicht den Wünschen derer, die auf Abrüstung drängen; dagegen stellt sie eine immer allgemeinere militärische Schulung des Volkes und eine immer weitere Verbreitung der durch diese Schule anerzogenen Tugenden in Aussicht. In zweiter Reihe eröffnet sich aber ein noch weiterer Horizont auf Ersparnisse am Militärbudget. Wenn nämlich alle Großmächte dahin gelangt sein werden, dem ganzen waffenfähigen Volke eine gleichmäßige militärische Ausbildung angedeihen zu lassen, und damit die Möglichkeit aufhört, die Zahl des Gegners durch Abkürzung der Dienstzeit zu überbieten, dann beginnt der Wettstreit um die Billigkeit dieser Maximalrüstung. Derjenige Staat wird dann am meisten Friedensersparnisse für den Kriegsfall machen können, der seiner gesammten waffenfähigeu Mannschaft eine gleich gute militärische Ausbildung in der kürzesten Dienstzeit zu verschaffen versteht. Auch auf diesem Wege wird derjenige Staat voranschreiten können, der sich durch Generationen lange Arbeit das beste militärische Lehrpersonal verschafft hat und über das gelehrigste Menschenmaterial verfügt.

Die Phase der Abrüstung kann also erst dann in Europa beginnen, wenn die beiden aggressiven Militärmächte dazu gelangt sind, ihr gesammtes Menschenmaterial militärisch auszubilden; auch dann wird es sich aber nicht um eine Abrüstung in Bezug auf die Quantität, sondern nur um eine solche betreffs der Qualität der Soldaten handeln, welche mit Erleichterung der finanziellen und persönlichen Militärlasten verbunden ist.

Quantität der Soldaten ist etwas Absolutes, Qualität nur etwas Relatives; eine Alternative zwischen Quantität und Qualität so ganz im Allgemeinen hat deshalb keinen Sinn, sondern man kann nur von einer graduellen Steigerung oder Verminderung der militärischen Qualität eines Heeres im Verhältniß zu derjenigen der Nachbarstaaten reden. Was die Russen in zweijähriger Dienstzeit erzielen würden, das könnten wir in überlegener Qualität in anderthalbjähriger erreichen; was die Russen in anderthalbjähriger, das wir in einjähriger. Es gibt keinen absoluten Grad militärischer Tüchtigkeit, die der Soldat schlechthin besitzen müßte, denn eine absolut vollkommene Truppe ist ein unerreichbares Ideal; vielmehr kommt alles darauf an, mit was für Gegnern man zu kämpfen hat, und welchen Grad der Qualität man übertreffen soll. Die Grenze ist bei unsern Ersatzreservisten thatsächlich schon so niedrig gezogen, wie es alte preußische Soldaten innerhalb der preußischen Armee früher für unmöglich gehalten hätten. Aber wenn die Russen nur dreivierteljährige Dienstzeit hätten, so würden wir sie gleichwohl mit einer Armee von zwanzigwöchigen Ersatzreservisten schlagen können. Indessen wird man soweit schwerlich jemals heruntergehen, schon darum nicht, weil eine Dienstzeit unter einem Jahre für die moralische Erziehung des Volkes nicht die rechten Früchte tragen kann.

Nach alledem haben wir keinen Grund, ängstlich in die Zukunft zu blicken. Wir dürfen sicher sein, mit Hülfe einer baldigen Einführung der zweijährigen Dienstzeit unseren Gegnern auch ferner auf absehbare Zeit gewachsen zu bleiben, und dürfen die Hoffnung festhalten, daß alsdann eine fernere, vorläufig allerdings noch nicht absehbare Zukunft uns finanzielle und persönliche Erleichterungen der Militärlasten bringen wird, ohne den Werth der militärischen Schulung für unser Volk wesentlich zu verringern.

Die Frage eines deutsch-französischen Handelsvertrages.

Von Karl Walcker.

Schon in den 1860er Jahren gab es in Europa eine ähnliche Handelsvertrags-Bewegung wie heute; aber die politischen Verhältnisse haben sich seitdem verändert, die überseeische und die osteuropäische landwirthschaftliche Concurrenz spielte in den 1860er Jahren noch keine große Rolle; der Zollverein und Oesterreich-Ungarn verhandelten einzeln, nicht, wie heute, gemeinsam mit anderen Staaten. Diese Gemeinsamkeit erweist sich mehr und mehr als ein fruchtbarer, echt staatsmännischer Gedanke, als eine Wohlthat für Europa, ja, für die ganze gebildete Welt.

Die mächtige Zeitströmung für Handelsverträge ergreift sogar Frankreich, welches sich in seiner handelspolitischen Isolirung unbehaglich zu fühlen beginnt, während der 1862 abgeschlossene, 1865 in Kraft getretene, erst durch den Krieg von 1870/71 zerrissene deutsch-französische Handelsvertrag beiden Theilen große Vortheile brachte. Der im Gegensatze zu allen eigentlichen Handelsverträgen unkündbare §. 11 des Frankfurter Friedensvertrages vom 10. Mai 1871 setzte die gegenseitige Behandlung auf dem Fuße der meistbegünstigten Nation fest. Er bezieht sich indes nur auf solche Begünstigungen, welche der eine oder der andere der vertragschließenden Theile an England, Belgien, die Niederlande, die Schweiz, Oesterreich-Ungarn oder Rußland bewilligt hat, oder künftig noch bewilligen sollte. Die Ausfuhrinteressen dieser Staaten, selbst Belgiens und der Schweiz, sind von den französischen Ausfuhrinteressen wesentlich verschieden; die Meistbegünstigungsklausel des Frankfurter Friedens nützt daher den Franzosen nicht viel, ihre Ausfuhrindustrien haben ein dringendes Interesse daran, daß Handelsverträge mit dem deutschen Reiche und mit anderen Ländern zu Stande kommen. Abgesehen von etwas Gerste führt Deutschland gar kein Getreide nach Frankreich aus, aber die Ausfuhr von Hammeln und anderem Schlachtvieh könnte durch Zollermäßigungen Frankreichs steigen; und dem deutsch-französischen Handelsvertrage würden Handelsverträge Frankreichs mit europäischen und amerikanischen Getreideausfuhrländern folgen, die drückenden französischen Getreidezölle würden im Interesse der Industrie, überhaupt der Volksmassen, ermäßigt werden. Unter dem Drucke der öffentlichen Meinung würden sowohl der Senat wie die Abgeordnetenkammer Handelsverträge mit dem deutschen Reiche und anderen Staaten annehmen müssen. Schon die Ausfuhrindustrien und die Arbeitermassen von Paris sind Mächte, mit denen selbst die extremsten Schutzzöllner rechnen müssen.

Trotzdem bleibt es aus nahe liegenden Gründen fraglich, ob es für die französische Regierung, für das heutige Ministerium, oder für irgend ein künftiges möglich sein wird, die Initiative zu Handelsvertrags-Verhandlungen mit dem deutschen Reiche zu ergreifen. Diese Etikettenfrage wird höchst wahrscheinlich dadurch gelöst werden, daß die deutsche Reichsregierung die Initiative ergreift. Frankreich würde ebensowenig Nein sagen, wie es 1890 die deutsche Einladung zur internationalen Arbeiterschutzconferenz abgelehnt hat; besonders wenn die deutsche wie die französische Presse, einschließlich der wissenschaftlichen Fachorgane, vorher für die große arbeiterfreundliche Reform Stimmung machen. Die französischen nationalökonomischen Zei-

Digitized by Google

schriften, das Journal des Economistes, der Economiste français, die Revue d'économie politique (welche namhafte deutsche und österreichische Mitarbeiter besitzt), streiten, ähnlich wie die Fachorgane anderer Länder, über das laissez faire, den sogenannten Staatssozialismus ꝛc., aber sie würden sämmtlich für einen deutsch-französischen Handelsvertrag eintreten. Dasselbe ist von den größten und einflußreichsten Zeitungen des ganzen Landes zu erwarten, besonders von den Blättern in Paris, Lyon und den Seestädten. Im deutschen Reichstage würde ein deutsch-französischer Handelsvertrag, zum Theil auch aus politischen Gründen, im Interesse eines möchlichst guten Verhältnisses zu Frankreich, mit großer Mehrheit angenommen werden. Sogar die Agrarier dürften im Interesse ihrer Viehausfuhr für den Vertrag stimmen, für den auch Eisen- und Textilindustrielle und andere Vertreter der zahlreichen, einflußreichen Exportindustrien eintreten würden; ähnlich wie sie in den Jahren 1862 bis 1864 die Opposition eines Theiles der Mittel- und Kleinstaaten wie der Industriellen überwinden halfen. Ein näheres Eingehen auf die einzelnen Productionszweige, Ein- und Ausfuhrartikel Deutschlands und Frankreichs würde hier zu weit führen, wäre auch in gewissem Sinne verfrüht, erst zur Zeit bezüglicher Reichstagsverhandlungen der Zukunft zeitgemäß.

Es muß jedoch darauf hingewiesen werden, daß ein deutsch-französischer Handelsvertrag das Zustandekommen eines französisch-russischen, deutsch-russischen und deutsch-amerikanischen Handelsvertrages begünstigen würde. Ungefähr bis zum Sommer 1891 war ein russisch-französischer Angriffskrieg gegen das deutsche Reich, Oesterreich-Ungarn und Italien gegen den Dreibund oder Friedensbund nicht mathematisch sicher, aber doch höchst wahrscheinlich, so zu sagen eine bloße Frage der Zeit. Ein solcher Friedensbruch bleibt auch in Zukunft möglich, es können jedoch allerlei unerwartete Ereignisse eintreten. Die russische Hungersnoth kann z. B. zu einem constitutionellen, reform- und friedensfreundlichen Umschwunge in Rußland führen und Frankreich allein wird schwerlich einen Friedensbruch wagen. Jedenfalls wäre die Möglichkeit eines dereinstigen russischen Friedensbruches kein triftiger Grund gegen einen deutsch-russischen Handelsvertrag. Das deutsche Reich muß mit Rußland, den Vereinigten Staaten ꝛc. Handelsverträge schließen, weil die dem österreichisch-ungarischen Staate gemachten Zugeständnisse in Bezug auf landwirthschaftliche Zölle sonst wie Differentialzölle wirken, diejenigen deutschen Kaufleute, Rheder, Eisenbahnen schädigen würden, welche landwirthschaftliche Erzeugnisse Rußlands, der Vereinigten Staaten ꝛc. einführen; und für die dereinstige, aus volkswirthschaftlichen, finanziellen, nationalen, culturpolitischen und militärischen Gründen sehr wünschenswerthe und wahrscheinliche Zolleinigung des deutschen Reiches mit Oesterreich-Ungarn wären Differenzialzölle, ein Anachronismus aus der Zeit des ancien régime und des Merkantilsystems, nicht nothwendig, nicht einmal wünschenswerth. Unsere Zeit drängt zu einer gewissen Gleichberechtigung aller Staatsbürger und Staaten, zur Freiheit des Weltverkehrs.

Die viel gelesene „liberale" Petersburger „Nowosti" („Neuigkeiten" oder „Neueste Nachrichten", nicht zu verwechseln mit der „Nowoje Wremä", der „Neuen Zeit") brachte am 21. December einen für die handelspolitische Lage Europas charakteristischen Artikel. Die „Nowosti" empfahlen den Anschluß Rußlands, Frankreichs und der skandinavischen Länder an die Zolliga, an das Deutsche Reich, Oesterreich-Ungarn, Italien, die Schweiz ꝛc., damit ein europäischer Zollbund gegen Amerika zu Stande komme. Die besonderen Beziehungen zwischen Frankreich und Rußland müßten, wie die „Nowosti" wünschen, dadurch unberührt bleiben; doch könnte ein solcher Zollbund auch in politischer Beziehung fruchtbar wirken, da die Schutzzölle die hauptsächlichste Ursache der Spannung zwischen dem Deutschen Reiche und Rußland seien. Die auch in Deutschland, Oesterreich-Ungarn und Frankreich nicht selten vertretene Idee eines großen europäischen, antiamerikanischen Zollbundes, eines Seitenstückes zur napoleonischen Kontinentalsperre, hat keine Zukunft; und es ist eine Uebertreibung, die Spannung zwischen Rußland und dem Deutschen Reiche hauptsächlich auf Rechnung der beiderseitigen Schutzzölle zu setzen. Trotz dem vielleicht recht platonisch gemeinten Plaidoyer für die russisch-französische Quasiallianz ist und bleibt der Artikel der „Nowosti" ein erfreuliches Zeichen der Zeit.

Literatur und Kunst.

Bleib' jung, o deutsches Herze!

Bleib' jung, o deutsches Herze,
Und selbst in Noth und Schmerze
Noch froh und hoffnungsgrün!
Laß nicht den eignen Glauben,
Nicht die Begeist'rung rauben,
Für Freiheit dein Erglühn.
Bleib' jung, o deutsches Herze,
Und du bist stark und kühn!

Bleib' jung, o deutsches Herze!
Rings drohn des Feindes Erze,
Daß deine Macht zerschellt.
Drum setze dich zur Wehre
Und kämpf' für deine Ehre,
Ein Rächer und ein Held.
Bleib' jung, o deutsches Herze,
Und dir gehört die Welt.

Bleib' jung, o deutsches Herze,
Und nicht dein Heil verscherze,
Ein höher Ziel ist dein!
Du bringst vom Himmel nieder
Den Völkerfrühling wieder
Und wirst die Welt befrein.
Bleib' jung, o deutsches Herze,
Und du wirst ewig sein!

Aus Frauenbriefen über Goethe und seinen Freundeskreis.

Mitgetheilt von Karl Theodor Gaedertz.

Johanna Frommann, Gattin des Jenenser Verlagsbuchhändlers Fritz Frommann, in deren Hause Goethe oft und gern verkehrte und den psychologisch interessanten, literaturgeschichtlich bedeutsamen Liebesroman mit der reizenden Adoptivtochter Minchen Herzlieb erlebte, hatte die Freude, daß im Jahre 1806 ihre Schwestern Sophie, Wittwe des Lübecker Buchhändlers Johann Friedrich Bohn, und die ledige Betty Wesselhöft zu ihr zogen. Ausgezeichnete Geistes- und Herzensbildung, sowie eine rege Theilnahme für alles Bemerkenswerthe auf dem Gebiete des Schönen brachte diese Damen bald in den Mittelpunkt der gelehrten und genialen Gesellschaft zu Jena und Weimar. Nicht nur Goethe, auch Wieland, Knebel, Gries, Riemer, die Schopenhauer, Luise Seidler, Minchen Herzlieb und andere namhafte Zeitgenossen traten ihnen nahe.

Ihre an den Sohn resp. Neffen Fritz Bohn in Stuttgart gerichteten Briefe aus den Jahren 1810—1814 enthalten allerlei neue Einzelheiten von charakteristischer Bedeutung über den klassischen Kreis. Ich wähle in chronologischer Reihenfolge die wichtigsten Notizen, welche keines Commentars weiter bedürfen.

Karlsbad 28. Juni 1810: Goethe kommt oft des Morgens auf ein halbes Stündchen zu uns, ich finde ihn aber lange nicht so heiter als in Jena. Der Brunnen scheint ihn anzugreifen. Da wir fast nie Abends zu Hause sind und Riemer des Morgens selten ausgeht, sehen wir ihn nicht so oft, als ich es möchte. Goethe hat Sophien (Hanbury) Zeichnungen gegeben, wobei sie recht fleißig arbeitet, und sieht immer nach, was sie gemacht hat.

Digitized by Google

Jena 11. Juli 1811: Sonntag kam Mad. Schopenhauer an, welche ihren Brand-Fuchs hier besuchen wollte. Sie brachte noch ein paar Gespielinnen von Adele mit, eine logierte bei uns, sie aber und die andere bei Frommanns, welches uns sehr lieb war, da sie diesmal 5 Tage bleiben wollte. Auf den Dienstag fiel der Dame Schopenhauer Geburtstag, und Du weißt wohl, die müssen gefeiert sein. Mutter und ich hatten zu diesem Endzwecke eine stattliche Gesellschaft auf den Abend zusammen gebeten, mehr als wir in unserem Palais lassen konnten, denn Goethe und Riemer kamen auch noch dazu. Nun entschlossen wir uns schnell, alles zum Theetrinken nach Roßtimpels großem Saal hinzuschaffen, der jetzt ganz stattlich möblirt ist, sogar mit einem Kronleuchter. Es ist doch eine herrliche Sache, wenn man so die schönen Geister, Genies und Künstler um sich versammeln kann. Unter andern war auch der hoffnungsvolle Studios C. v. Knebel da, der sich sehr artig nach Dir erkundigte. Sein Vater fragte sehr freundlich nach Dir. Wärst Du noch hier gewesen, hättest Du die honneurs machen müssen und Frau v. Knebel zu Tisch führen. Ich behielt mir weislich (den Landschaftsmaler) Friedrich (aus Dresden) und Prof. Köthe, welche mir die liebsten waren.

13. Juli 1811: Die Schopenhauer ist beinahe 8 Tage hier gewesen. Dienstag war der Schopenhauer Geburtstag, den wir Abends feierten. Goethe, Riemer, Knebels, Köthens, Wesselhöfts, Frommanns und Friedrich waren hier — eine Gesellschaft von 21 Personen.

15. September 1811: Morgen Abend bei Knebel ist eine Vorlesung, wozu wir alle gebeten sind. Der Alte liest uns seinen Saul vor, eine Uebersetzung aus dem Spanischen.

15. October 1811: Frommann ist nun auf der Messe. Die armen Buchhändler haben jetzt entsetzliche Sorge; in allen neu eingenommenen französischen Landen, Hamburg ꝛc. darf kein Buch verkauft werden, bis die Titel nach Paris gesandt sind, und nach diesem entweder begnadigt oder verworfen. Goethe's Biographie 1. Theil ist jetzt heraus — wir haben sie schon gelesen; wie lange müssen nun die Niedersachsen warten, bis es ihnen vergönnt ist! Fasse einmal ein Herz und bitte Cotta hierum — es würde Dich so sehr interessiren — es ist bei ihm verlegt.

11. November 1811: Luise Seidler ist nun auch wieder hier und hat sich sehr vervollkommt in ihrer Kunst — eine Menge ihrer hübschen Werke mitgebracht. Auch mehreres von Kügelgen, welches sehr schön ist.

9. Februar 1812: Goethe hatte zu der Herzogin Geburtstage Romeo und Julie von Shakespeare anders fürs Theater bearbeitet. Viel hatte man vorher davon gesprochen, viel gesagt, wie wunderschön es gegeben werden würde — da kannst Du Dir denken, wie sehr die Lust in mir erwachte hinüber zu kommen. Es war gerade an einem Sonnabend, d. 1. Febr. Frommanns waren schon früher hinübergefahren. Mit einem Wagen wollte niemand fahren, weil der Schnee so hoch lag. Da entschloß ich mich also mit Seidlers in einem Schlitten zu fahren. Ich aß den Mittag mit den Bekannten von hier bei der Schopenhauer. Im Theater war es herrlich. Goethe hatte von dem wunderschönen Stück zwar vieles weglassen müssen, andere Scenen hatte er wieder ganz selbst hineingearbeitet. Man mußte nicht vergleichen, sondern eben den Genuß nehmen, wie er war. Wolff spielte den Romeo, die Wolff die Julie, ganz außerordentlich schön. Unbeschreiblich griff die ganze Vorstellung an. —

Daß Dir der Wilhelm Meister so viele Freude macht, freut mich sehr. Ich sage Dir nichts weiter darüber. So etwas muß im eigenen Kopfe klar werden. Wenn Du ihn nach Jahren einmal wieder liest, wirst Du manches schon besser verstehen. Mir geht es jedes Mal so, daß ich ihn wiederlese. Welch ein unendliches Vergnügen macht er uns jetzt wieder im Lesekränzchen — und ich lese ihn gewiß jetzt zum achten Mal. Das sind aber auch so die rechten Bücher, die man immer mit neuer Freude, mit erhöhtem Genuß wiederlesen kann.

6. Juli 1812: Ich habe jetzt eine Lectüre, die mich erstaunend fesselt: Es sind die Briefe des Geschichtschreibers Müller, des Schweizers, der als Staatsrath in Cassel starb. Auch seine ganze Jugendgeschichte ist dabei vom Bruder erzählt — seine herrlichen Briefe an die Seinen von der Universität und später bei Trennungen von ihnen. Dies Buch ist herausgekommen bei Cotta. Ueberhaupt wenn Du dort von Johannes von Müller's Schweizergeschichte ꝛc. bekommen kannst, versäume nicht sie zu lesen — er ist doch unser bester Geschichtschreiber.

12. September 1812: Gries ist immer der Alte, hat aber seit einiger Zeit manchmal so witzige Einfälle, daß wir oft über ihn lachen müssen, und es ist recht gut, wenn der Artikel nicht ausgeht. Am vorigen Sonnabend ward ein großes Fest in Jena gefeiert, des alten Wieland's achtzigjähriger Geburtstag. Er hatte schon seit 6 Wochen auf dem Garten der Griesbach gelebt. Nun war von allen seinen Verehrern ein Mittagsfest auf der Rose an diesem Tage veranstaltet. Die Frommann, die Hofräthin Stark und wir hatten Tags zuvor den Rosen-Saal mit den schönsten Blumen geschmückt, so daß er recht stattlich aussah. Die Gesellschaft war über 60 Personen stark. Es war recht hübsch, so den alten Mann noch so munter unter Kindern und Kindeskindern zu sehen. Beim Nachtisch, als der Champagner kam, setzte die Knebel ihm einen Lorbeerkranz auf, und Tante Frommann und sie sangen ein Gedicht von Knebel, wo immer die beiden letzten Strophen vom Chor nachgesungen wurden.

13. September 1812: Daß der 80 jährige heitere Greis so geehrt worden ist, hat mir innige Freude gemacht. Neulich habe ich ihn bei Frommanns zu Tisch geführt und recht viel mit ihm gesprochen. Er ist recht sehr gemüthlich und war so galant, daß er mir eine Artigkeit über die andere sagte. Solch ein Alter ist ein herrlicher Anblick!

20. October 1812: Adele Wesselhöfft schickt Dir den 2. Theil von Goethe. Im 2. Buch dieses Theils von Goethe ist eine Stelle über Religion, welche Dich wundern wird. Goethe, der Dichter, macht diese Schilderung, die als rein poetisch betrachtet werden muß, über die katholische Religion, und stellt, um den poetischen Werth seiner Ansicht derselben zu heben, die protestantische noch stärker in Schatten. — Sein Gemüth fühlt weder für die Eine, noch für die Andere. Er ist leider ein vollkommener Heide!

Frommanns haben eine große Freude. Minchen Herzlieb*) kommt in diesen Tagen und bleibt hier wenigstens bis Weihnacht. Sie ist Braut mit einem Professor Pfund in Berlin, und wahrscheinlich wird hier die Hochzeit.

26. October 1812: Vorgestern ist nun auch Minchen Herzlieb bei Frommanns angekommen und wird den Winter bleiben. Gestern Abend waren sie hier. Es ist ein hübsches angenehmes Mädchen, dies Minchen. Alwine thut nichts als sie küssen und herzen.

Gestern waren wir den ganzen Tag bei Frommanns. Es war ungemein schönes Wetter, und Minchen Herzlieb, Koethe und ich machten noch nach Tische einen sehr hübschen Spaziergang über die Kemberge. Sie freute sich recht, die alten Gegenden wieder zu sehen. Sie ist mit einem Professor in Berlin versprochen, den sie Ostern wahrscheinlich heirathen wird.

Du bittest mich, Dir einige Sachen von Wieland zum Lesen vorzuschlagen. Eigentlich kann ich dies nicht. Der alte Wieland hat wohl sehr vieles geschrieben, aber es ist fast in jedem Liebeleien, bei denen die Phantasie durchaus nicht rein bleibt. Manches würde Dich durchaus nicht interessiren. Den Oberon kennst Du. Der 2. Theil von Goethe's Leben wird Dir wieder sehr viel Vergnügen machen.

6. December 1812: Diesen Abend Gesellschaft bei uns. Tante Frommann, Minchen Herzlieb, Prof. v. Münchow, ein sehr interessanter Gesellschafter, der einen guten Baß singt, werden hier die Ohren ergötzen. — Luise Seidler ist auch wieder von Dresden zurückgekommen. Sie hat viele Köpfe in Oel gemalt mitgebracht.

28. December 1812: Der Weihnachtsabend ward diesmal bei uns celebrirt. Münchow war sehr lustig. Gries kam nicht, weil wir keine Spielparthie hatten, Frommanns nicht, weil Minchen Herzlieb's Bräutigam, ein Professor aus Berlin, erst den Morgen angekommen war.

1. Januar 1813: Nun sind alle Jungen wieder fort, auch der Bräutigam von Minchen, der mir ziemlich gut gefallen hat. Im August kommt er wieder, und dann haben wir Hochzeit.

30. Januar 1813: Ich weiß nicht, ob es Dir schon zu Ohren gekommen ist, daß der alte Wieland gestorben ist. Der Geburtstag, den wir hier so feierlich begingen, war also sein letzter. Lange gekränkelt hat er nicht. Von den großen Männern Deutschlands, die sich so in Weimar concentrirten, ist nun also keiner mehr übrig als Goethe. Schiller, Herder, Wieland, alles ist vorangegangen. Goethe kränkelt jetzt auch viel und kommt wenig aus seinem Hause.

7. Juli 1813: Mit Minchen Herzlieb's Heirath wird's wohl nichts diesen Sommer — ihr Bräutigam ist unter dem Landsturm. Da behalten wir sie diesen Winter hier, welches uns allen recht erfreulich ist.

28. December 1813: Minchen Herzlieb ist ganz mit ihrem Bräutigam zerfallen. Sie liebte ihn nie, hat aber geglaubt, daß Achtung ausreichen würde. Nach langem Quälen hat sie dann endlich erklärt, daß sie ihn nicht heirathen möge, daß sie etwas angefangen habe, was sie nicht durchsetzen könne. Dies war für Frommanns ein Donnerschlag — indessen konnten sie nichts dazu thun, als die Sache enden, welches ihnen hart fiel, da sie Herrn Pfund gewaltig verehrten. Mich hat er nicht so angesprochen. Die Verstimmung ist noch immer groß — es wird sich aber wohl wieder geben. Ein eigentliches Unglück ist es ja doch nicht. —

Sollte der Zauberring und Undine von Fouquet zu haben sein dort, würden beide Bücher Dir viel Freude machen. Fouquet ist ein sehr genialer Mensch; jetzt macht er Kriegslieder und ficht für's Vaterland unter den Preußen. Neulich war er in Weimar und hat dort sehr gefallen.

15. Februar 1814: Seit Sonnabend waren Kügelgens aus Dresden schon hier und logiren bei Seidlers. Sonntag Abend waren sie bei uns gewesen, und nun kamen sie Montags schon vor 9 mit Luise und Minchen, um mir einen frohen Morgen zu machen. Silvie (v. Ziegesar), die auch hier ist, Knebel, Koethe, Wesselhöfts, Alle frühstückten bei uns und blieben bis gegen 1 Uhr. Abends waren wir Alle bei Frommanns, wo Koethe eine Uhr zum Besten der Weimarischen Freiwilligen verspielen ließ. Herr v. Münchow, der ein überaus lustiger Gesellschafter ist und recht hübsch singt, machte das Ganze noch froher. Heute Abend giebt's gewiß etwas wieder mit Kügelgens — Morgen reisen sie — bleiben aber einige Monate in Hummelshain bei Ziegesars und werden öfterer zur Stadt kommen. Er hat vortreffliche Gemälde bei sich, woran wir uns Sonntag recht gelabt haben, da wir Mittags bei Seidlers aßen.

24. März 1814: Kügelgens waren, während Dresden belagert wurde, am Harze. — — Alwine Frommann wird ein recht nettes Mädchen, ich habe sie gern — gefällig und aufmerksam — vielleicht ein Bischen zu weich — auch möcht ich ihr wohl mehr Leben und Frohsinn wünschen, welche der Jugend so ganz angehören. Sie ist etwas über ihre Jahre hinaus — hübsch wird sie nicht, aber doch interessant.

27. Mai 1814: Am vorigen Sonntage hatten wir ein recht hübsches Fest. Es war der Geburtstag von Minchen Herzlieb. Wir gingen und fuhren den Nachmittag auf die Kunitz und waren sämmtlich sehr vergnügt.

26. Juni 1814: Uns steht wieder eine neue Freude durch Goethe bevor. Er hat von Berlin aus den Auftrag bekommen, ein Stück zur Feier der Ankunft des Königs zu verfertigen. Das Manuscript ist im[mer theil]weise durch couriere überbracht . . . kein Mensch bekommt . . . (das Papier hier beschädigt).

*) Ueber dieselbe vergl. meine Monographie „Goethe's Minchen" (2. Aufl., Bremen 1898).

Digitized by Google

5. September 1814: Ein gesticktes Tragband erhältst Du sehr bald. Minchen Herzlieb und Alwine Frommann wollten sich's nicht nehmen lassen, diese Arbeit für Dich zu machen. Minchen Herzlieb ist mein Herzblatt, ein gar liebes, freundliches, anmuthiges Geschöpf. Noch nie sah ich eine Laune an ihr — ein sich immer so gleiches weibliches Wesen kommt einem nicht oft vor. Alwine wird auch recht gut — so jung wie sie noch ist; kann sie auch das nicht sein, was die andere ist, und nie so hübsch werden. Ich wollte nur, man könnte sie hier nach Wunsch verheirathen!

9. October 1814: Die Schopenhauer hatte immer so freundlich eingeladen, sie doch einmal zu besuchen, wir waren in länger als 2 Jahren nicht drüben gewesen. Den Sonnabend Abend ging ich ins Theater, eine rechte Freude, da ich in $2^1/_2$ Jahren keins gesehen hatte. Es ward die Braut von Messina gegeben. Mutter blieb mit Madame Schopenhauer zu Hause, weil ihr das Stück nicht recht anstand, ich habe mich aber recht divertirt. Die Wolff spielte die Rolle der Mutter vortrefflich, und die Chöre wurden auch meistens gut gesprochen. Das andere war nicht sonderlich — aber hätten sie auch ein Kotzebuesches Stück gespielt, ich hätte es mir nicht nehmen lassen. Den Sonntag aßen wir schon um 12 Uhr und fuhren im schönsten Wetter gleich nach Tisch nach Belvedere. Wir gingen dort viel im Park, der allerliebst ist, und den der Erbprinz auf seine Kosten sehr verschönern läßt, da der Herzog es ihm geschenkt hat. So wohl er als die Großfürstin waren schon nach Wien — aber die kleinen Prinzeßchen, allerliebste Dingerchen, spazierten mit ihrer Hofmeisterin herum. Die anderen fuhren gegen Abend wieder zur Stadt, ich ging aus Wahl zu Fuß hinein, mit einem Regierungs-Rath Müller, einem Freund der Schopenhauer, der auch bei ihr im Hause wohnt. Wir machten noch einen Umweg und gingen durch den ganzen Weimarschen Park zuletzt im schönsten Mondenschein, so daß wir wohl eine Stunde später ankamen. Da ward Thee getrunken, und Müller las uns noch einige von seinen Gedichten vor. Dieser Müller hat kürzlich bei Cotta „Caledonische Erzählungen" herausgegeben. Der Stoff zu einigen ist schön, obgleich sie alle sehr schwermüthig sind und auch nicht immer eine klare Darstellung darin zu finden ist. Den Montag ging ich mit der Schopenhauer auf die Bibliothek. Den Abend war einige Gesellschaft bei der Schopenhauer, unter andern auch Riemer, der jetzt nicht allein Professor am Gymnasium, sondern auch zweiter Bibliothekar ist, doch von beiden Stellen, seiner Meinung nach, nicht so viel hat, daß er eine Frau ernähren könnte. Er war ziemlich heiter, ist aber doch recht alt geworden. Den Dienstag Nachmittag fuhren wir mit der Schopenhauer wieder nach Jena herüber. Sie wollte 8 Tage bei Frommanns sein.

6. November 1814: In diesen Tagen hält Riemer Hochzeit mit Mamselle Ulrich, die bei Goethens im Hause lebte, und welche er lange zärtlich liebte. Er hat 600 Thlr. jährlich und verdient noch nebenher beim Lexikon, so geht's wohl mit Einschränkung. Sie hat kein Vermögen, ist aber hübsch — doch mißfällt sie mir, und ich fürchte, der gute Riemer bindet sich eine Ruthe.

22. November 1814: Gries ist mir von neuem ein Beispiel, was man in Erlernung einer Sprache selbst und ohne Unterricht leisten kann. Nie hatte er eine Idee von der spanischen Sprache gehabt. Er fühlte sich so sehr angezogen von den Schönheiten der Calderonschen Stücke, welche Schlegel übersetzt hat, daß er den Entschluß faßte, sich Spanisch zu lehren. Dies ist ihm in so hohem Grade gelungen, daß er schon einige Stücke dieses Verfassers übersetzt hat und zwar in den schönsten Stanzen. Sie werden bis Ostern gedruckt; uns hat er sie im Manuscript vorgelesen. Daß wir unendliche Freude beim Zuhören hatten, ist natürlich; aber beurtheilen kann sie nur der, der sie in der Ursprache versteht, und eben diese behaupten, die Stücke seien meisterhaft wiedergegeben. Dies nenne ich Talent und Fleiß! Freilich aber gehört zu solchem Studium auch die Muße, welche Gries hat.

25. December 1814: Gestern war es recht hübsch. Im Saale hatten Onkel und Tante Frommann und wir für Minchen Herzlieb, Alwine ꝛc. bescheert. Goethe war kürzlich über 14 Tage hier und besuchte uns auch. Er war sehr wohl und ungemein heiter. Er kam in der Mittagsstunde und bat uns, mit ihm in den Garten zu gehen, wo wirklich noch allerlei liebliche Blumen blühten, als Primeln, Aurikeln, Veilchen und andere. Den Tag vor seiner Abreise schickte ich Louis mit einem schönen Strauß zu ihm. Der alte Herr ward darüber so erfreut, daß er den Jungen in seine Stube nahm und ihn mit einem Kästchen allerliebster Versteinerungen und merkwürdiger Steine beschenkte. Louis ist ganz stolz darüber. Der Bergrath Voght hat ihm alle Namen sagen müssen, und die sind auf Papirchen darauf geschrieben.

Vom Clavier.

Von Johannes Vollert.

Als kürzlich Professor Billroth in einer Abendgesellschaft jemand (ich glaube, es war seine Tochter) ein Lied auf dem Klavier begleitete, da scholl ihm sein Lob aus jeglichem Munde, ein Freund aber sagte: der Herr Professor sei zu bewundern, denn er wisse jedes Marterinstrument zu handhaben. Da haben wir nun sofort das Urtheil über das Klavier, welches in gewissen Kreisen der gebildeten Welt, zumal in den größeren Städten, als das einzig richtige gilt. Tag für Tag hört und liest man Klagen über den Mißbrauch, der mit ihm getrieben wird, und schier sollte man glauben, daß es bald als abgenutztes und überlebtes Möbel, gleich so vielen anderen gewesenen musikalischen Instrumenten, in die antiquarische Rumpelkammer wandern werde. Und allerdings: es gehört zu den größten Qualen, welche der arme Mensch zur Strafe seiner Sünden zu leiden hat, wenn er Wand an Wand wohnt mit einem eifrigen Conservatoristen, angehendem „Blüthner", oder (schlimmer!) Bechstein-Virtuosen; und noch trauriger (Dante hat das nicht gekannt, sonst hätte er es sicherlich als eine Hauptpein im Inferno aufgeführt), wenn eine fröhliche Kinderschaar von „Mutter und Tanten", nicht aber von Talentswegen zum Schlagen des Clavicymbels gezwungen wird und in rührender Gleichförmigkeit Tag aus Tag ein 2—17 Stunden lang Damm, Breslaur, Hennes oder wie die Heiligen des angehenden Spielers heißen, verunstaltet; *κακῶν δὲ πάντων χείριστον* — der Uebel größtes aber, wenn zu gleicher Zeit von unten und oben, von draußen und drinnen der Töne Fluth (natürlich immer in verschiedener Tonart) sich über den Unglücklichen ergießt. Dann ade häuslicher Friede, ade du stille Sammlung, die der geplagte Zeitgenosse heut so nöthig hat! So heißt es, sich mit Geduld wappnen (NB. qui habet) und etwa alte Erinnerungen aus der Gymnasialzeit auffrischen, z. B. wie Odysseus sich gegenüber dem lockenden Gesang der damaligen Loreleyen verhielt, oder mit Virgil resigniren: dabit deus his quoque finem, oder, und das ist das Beste, sich um das Wachsen einer dickeren Epidermis die nöthige Mühe geben.

Es ist hierbei noch nichts gesagt von der gar schlimmen Wirkung, welche heranwachsende Mädchen und Jungen, Conservatoristen, alte Jungfern, Professoren u. s. w. verspüren von dem übermäßigen Gebrauch des Klaviers. Uebermäßig sage ich, denn bei den heutigen Anforderungen muß jeder, der etwas gelten will in dem Reich der Klavierkünstler, fraglos seine Nerven ruiniren, wenn ihm nicht ein gütiges Geschick einen eisernen Körper bescheert hat. „Wer musikalisch begabt ist und von seinem sechsten Jahre an bis zum vollendeten fünfzehnten jeden Tag sieben Stunden übt, der ist mit seinem sechzehnten fertig zum öffentlichen Auftreten", sagte mir ein Virtuos; ich meinte, wahrscheinlich sei der Unglückliche dann überhaupt ganz fertig! Derselbe erzählte mir (er ist ein Schüler von Liszt und heut wohl der bedeutendste Techniker von allen), daß, obwohl ihn „der Meister" für „fertig" erklärt, er trotzdem jetzt jeden Tag sieben Stunden Terzen spiele, um in dieser „Spezialität" unerreicht dazustehen und daß er die große Terzenetüde Chopins um zwei Metronome schneller zu spielen vermöge als der Componist selber! Er hat es nun auch dahin gebracht, daß er jeden Lauf, den man in beliebiger Tonart und Schnelligkeit vorspielt, ebenso schnell und schneller, dabei tadellos sauber nachspielt. Er hat das ausgehalten, Andere gehen dabei einfach zu Grunde.

Sogar an das gewöhnliche Dilettantenthum in Haus und Familie werden jetzt solche Ansprüche gestellt, daß nur tüchtiges Talent oder stählerner Fleiß sich noch hören lassen kann.

Sehen wir aber auch davon ab: das Clavier an sich gilt (und besonders in solchen Kreisen, die von Musikästhetik etwas wissen wollen) als verächtliches Instrument wegen der Schwächen, die nothwendig in seinem Wesen begründet liegen. Da spricht man: Es verdirbt das musikalische Gehör, macht das Ohr faul durch seine temperirte Stimmung, weil es keine Vierteltöne kennt, weil fis und ges, gis und as, ais und b, welche doch unter sich verschieden sind, durch dieselbe Taste bezeichnet werden; es kennt kein crescendo und diminuendo des einzelnen Tones, kein Herausziehen und Tragen desselben, sondern eben nur ein Anschlagen, darum ist es zu einem gewissen Grade seelenlos und ermüdet leicht den Hörer — und dergl. mehr.

Nun sagst du, verehrter Leser: „Wieder eine von den langweiligen Beschwerdeschriften über das Klavier?" und überschlägst mißgestimmt das Wenige, was ich vorzubringen gedachte. Aber ich bitte um einen Augenblick Geduld: es ist ja gerade meine Absicht, für das vielgescholtene Instrument eine Lanze zu brechen und auch einmal das hervorzukehren, was als selbstverständlich bei seiner Beurtheilung meist übergangen wird. Und darum will ich ohne weitere Umschweife meine Verthei-

Digitized by Google

digung beginnen, und zwar mit dem kühn scheinenden Satze: Das Klavier ist der Prüfstein für alle Musik, und was an ihm als werthlos erscheint, das ist in der Wirklichkeit werthlos. Warum? Weil es das objectivste Instrument ist, das verhältnißmäßig den Ton am reinsten, ohne Näseln, ohne Kratzen, ohne Winseln u. s. w. darbietet. Natürlich soll damit nicht etwa gesagt sein, daß nicht der Ton, den ein guter Violinspieler seinem Instument entlockt, den des Klaviers an Fülle übertreffe — oder gar die menschliche Stimme! Aber ehe der Spieler so weit kommt, welch ein langer Weg! Und auch dann kratzt er hier und da immer noch. Das Herausholen des Tones ist eben das schwere, und dabei, überhaupt bei der verwickelten Arbeit des Streichens oder Blasens, hängt sich allemal das häßliche Nebengeräusch an den Ton. (Etliche Instrumente, wie Cello, Fagott, Oboe, Klarinette sind zudem so gebaut, daß sie stets näseln, auch in der Hand des besten Künstlers.) Daher sind nirgendwo mittelmäßige Leistungen schwerer zu tragen, als auf Streich- und Blasinstrumenten. Bei dem Klavier liegt der Ton gewissermaßen schon da; es bedarf nur des leisen Fingertippens auf die Taste. Dabei ist so gut wie nichts zu verderben oder schlecht zu machen: der Ton klingt nicht, wie ihn der Klavierspieler herausbringt, sondern wie ihn der Klavierbauer hineingelegt hat. Es ist selbstverständlich, daß der Eine einen harten, trockenen, der Andere einen singenden, weichen Anschlag hat u. s. w., aber dieser Unterschied ist verschwindend gering gegen die Unterschiede, welche Streich- und Blasinstrumente in der Behandlung bieten.

Nun gibt es eine ganze Menge von Musikstücken, welche nur dadurch wirken, daß sie den Eigenthümlichkeiten mancher Instrumente besonders Rechnung tragen. Werden sie für andere Instrumente umgeschrieben oder für das Klavier, so ergibt sich sofort die armselige Erfindung und klägliche Arbeit. Diese Jämmerlichkeiten aber waren verdeckt durch den spezifischen Klang der Instrumente, welche also eine täuschende Rolle hierbei spielten: sie gaben die äußere Politur für ein innerlich werthloses Stück, und so gefiel es natürlich dem sogenannten „Volk". Noch deutlicher tritt das hervor an Liedern, zumal einstimmigen. Wie sehr verschwindet da die eigentliche Musik vor dem Klang der menschlichen Stimme! Das erbärmlichste Lied kann wirkungsvoll werden, wenn eine ordentliche Sängerin es vorträgt: das sehen wir alle Tage.*) Aber da beklatscht das liebe Volk eben auch nicht die thörichte Composition, sondern die Schönheit der Stimme; denn eine schöne Stimme klingt immer schön, auch wenn sie musikalisch Schlechtes vorträgt. Hat sich aber das Ohr auf diese Weise etwa durch den äußern Wohlklang bethören lassen und ist das Urtheil des Geistes eingeschläfert, so hilft das Klavier sofort zurecht. Da ist keine Beeinflussung möglich, hier richtet der ästhetische Sinn frei, und sehr oft wird er zum wirklichen Rhadamanthys, zum Totenrichter, d. h. er legt vieles als nicht lebensfähig bei Seite. Was aber auf dem Klavier, diesem unbestechlichen Instrument besteht, das hat Anspruch, etwas zu sein. Es ist somit dem Kritiker ebenso unentbehrlich, wie dem schaffenden Künstler, wenigstens demjenigen, der an seinen eigenen Werken Kritik zu üben versteht.

Aus demselben Grund, weil die Töne verhältnißmäßig rein zu Tage treten, also wegen der Objectivität des Klaviers, klingen alle Uebertragungen auf ihm relativ am besten, wenngleich sie nie den ursprünglichen Klangreiz an sich haben. Wo bliebe die intimere Bekanntschaft mit den größten Werken der absoluten Musik — etwa den Symphonieen Beethovens — bei der Mehrzahl unserer musikalischen Deutschen ohne das Klavier? Man kann ohne Uebertreibung sagen, daß die Heroen der Tonkunst sämmtlich ihren Ruhm ihm, dem geschmähten, verdanken. Was das Orchester im Zusammenklang seiner Instrumente ausgesprochen hat, das kann unmöglich irgendwo vollkommener wiedergegeben werden, als auf dem Klavier, ja man darf soweit gehen, zu sagen, daß manche Stellen, die im Orchester der einzelnen Instrumente Charakter zu schroff hervortreten lassen, auf dem Klavier gemäßigter und besser klingen. Mit einigem Recht kann man, wie mir dünkt, die Behauptung wagen, daß im Schlußsatz der siebenten (a dur) Symphonie von Beethoven gegen das Ende hin das viele Takte lange Hin- und Herschweben der Contrabässe vom e zum dis besser auf dem Klavier klingt als im Orchester. Und wenn sich hunderte und tausende unserer Landsleute wöchentlich und täglich im zwei-, und besser noch im vierhändigen Spiel an den großen Werken der nicht für Klavier geschriebenen objectiven Musik ergötzen, wenn sammt den Symphonieen von Haydn, Mozart, Beethoven, Schubert, Schumann — Brunnen von unerschöpflicher Tiefe — die Ouverturen, die Kammermusiken derselben und anderer großer Componisten mit wahrer Liebe und Begeisterung durchstudirt werden, wenn sogar Oratorium und Oper bis zu einem gewissen Grad dem musikalischen Dilettanten vertraut wird, so sollte man sich doch hüten, dieser Hausmusik den Boden zu entziehen, indem man wider das Klavier Krieg führt. Kein Conzert, auch nicht das vollkommenste, vermag die Andacht zu erwecken, welche zwei gleichgestimmte Seelen empfinden, wenn sie im traulichen Zimmer sich zusammen versenken in die unvergänglichen Schönheiten unserer klassischen Musik. Die wirkliche Weihe, welche zum wahrhaften Genießen, zu dem ungestörten, stillen, heiligen, wenn ich so sagen darf gehört, ist immer die „Weihe des Hauses", nicht die des Conzertsaals. Ich weiß, daß ich große Zustimmung finde, wenn ich sage: es ist ein unvergleichlich höherer Genuß, im engen Stübchen am Pianino von dem Schönen, dem Großen, dem Zarten, welches ja Alles in Fülle in den Werken unserer Meister niedergelegt ist, sich durchdringen zu lassen, — mag auch das Klavier bei weitem nicht im Stande sein, die imposante Klangwirkung des Orchesters wiederzugeben — als im großen Conzertsaal neben so und soviel gleichgiltigen Menschen, deren Antlitz man schon das Gelangtweiltsein ansieht, sitzen, häufig sich stören lassen oder gar über schlechte Akustik oder auch schlechtes Spiel des Orchesters sich beklagen zu müssen. Wie viele Feinheiten gehen dort verloren, die im Haus andächtig gewürdigt werden! Wie viele Orchester — bei Weitem die meisten, sei es, wo es sei, denn intra muros peccatur et extra — verfallen in den Fehler, daß an den Forte-Stellen, wo die Bläser mit Kraft einsetzen müssen, von den Streichern nichts mehr zu hören ist, obwohl gerade sie vielleicht die Melodie weiter führen! Von solcher Barbarei kann am Klavier gar keine Rede sein; da sagen wir Klavierfreunde von uns mit Recht: „Wir Wilde sind doch bessre Menschen." Wer uns das Klavier nähme, der nähme uns unsere Hausmusik, das mache man sich klar. Wer uns aber die Hausmusik nähme, der nähme uns den musikalischen Vorrang vor allen Nationen. Gott sei Dank sind wir jetzt so weit, das wir Deutsche von allen anderen Völkern, ja was noch mehr sagen will, von uns selbst, die wir doch an uns für gewöhnlich kein gutes Haar zu lassen pflegen, als das musikalische Volk κατ' ἐξοχήν anerkannt sind. Sicherlich sind wir es zu allen Zeiten gewesen — denn dergleichen sind tief im Volkscharakter wurzelnde Naturanlagen, welche nicht künstlich eingeimpft werden können; unsere unmäßige Bescheidenheit hat uns nur verhindert, das zu erkennen —, und darum sind bei uns solange italienisches Getändel und französische Gehaltlosigkeit als das Höchste gepriesen worden. Daß wir uns aber darauf besonnen haben, daran ist nicht etwa der „urdeutsche" Wagner schuld, dessen Oper (in der Musik) vielmehr einen durchaus undeutschen Stil trägt — denn das sind südländische, orientalische ꝛc. Klänge weit eher, als deutsche —, sondern nur das allmähliche Hineinsickern unserer Klassiker, vor allen Beethovens und neuerdings auch Bachs in das Volk. Und wer wiederum war das Medium, welches uns den Beethoven und Bach vertraut gemacht hat? Das Klavier, das angegriffene, arme und doch so verdienstvolle. Die Hausmusik ist es, welche den allgemeinen Stand der musikalischen Bildung bestimmt und gewissermaßen den Boden bereitet für die öffentlichen Musikaufführungen. Je mehr im Haus musiziert wird, desto größer wird im gesammten Volk

*) Leider haben ja unsere Sängerinnen und Sänger immer noch solche Programme, welche neben dem Schönsten den größten Schund aufweisen — etwa neben „Fremd bin ich eingezogen" von Schubert, das greulich triviale (dazu den Neßler'schen „Das ist im Leben häßlich eingerichtet" nachgebildete) „Stell' auf den Tisch die duftenden Reseden" von Lassen.

Digitized by Google

das Verständniß und die Freude an der Musik. Das Vertrautwerden mit der Kunst verhilft dem Volk allmählich zum wahren Genuß, hebt die Urtheilskraft und lehrt die wahre Erkenntniß von Gutem und Schlechtem. Nur das häufige Anschauen von Werken der Malerei, der Plastik, der Baukunst, nur das häufige Hören und Lesen von Schöpfungen der Poesie bringt erst Interesse, dann Verständniß hervor. Gerade so verhält es sich bei der Musik. Man klagt fortwährend über den Kunstunverstand unseres Publikums, und mit etlichem Recht, wie ich meine. Für die bildenden Künste, die Kunst des Auges, ist unser Volk offenbar weniger begabt, als die romanischen Nationen, aber für die Kunst des Ohres, die Poesie und Musik, sind wir die von der Natur Prädestinirten, und keine Frage: Poesie und Musik sind bei weitem die höchsten, arbeiten sie doch auch mit dem geistigsten Material! Warum will man nun unserem Volk das Musikverständniß kürzen durch Beseitigung des Klaviers, welches doch sicherlich der Hauptvermittler ist zwischen Musik und Volk? Es mögen in Athen wohl auch manchem übersättigten und blasirten Herrn die Ohren geklungen uud die Nerven weh gethan haben, wenn er auf Schritt und Tritt aus jedem Haus „den Klimperkasten", die Kithar, herausklingen hörte: denn das Kitharspielen gehörte dort unerläßlich zur guten Erziehung, wie denn der für gänzlich ungebildet galt, von dem es hieß *οὔτε νεῖν οὔτε κιθαρίζειν ἐπίσταται*: „er kann nicht schwimmen und nicht Kithar (d. i. Klavier cum grano salis) spielen." Es ist aber nicht überliefert, daß etwa die Bürger jener Tage Einwendungen gegen das Kitharspiel gemacht haben, im Gegenteil, sie wußten den Wert einer allgemeinen musikalischen Bildung weit höher zu schätzen, als es in unsern Tagen geschieht; sie sahen in der Musik die Kunst, welche den Menschen zum *εὔρυθμος* macht, d. i. tactvoll, und zum *ἁρμόνιος*, d. i. in sich wohlgefügt, harmonisch, zu dem Ideal, welches Goethe, der doch wenig musikalische Goethe, so bezeichnet: „Nach dem Maße reget und nach dem Tact beweget sich alles an mir fort".*)

Und weiter! Alle Einzelinstrumente, abgesehen von den, dem Klavier nahe verwandten, wie Harmonium und Orgel, sind allein so gut wie nicht zu verwenden in künstlerischer Beziehung. Wohl gibt es etliche Werke, z. B. für Violine solo (ohne Begleitung), aber jeder fühlt, daß derlei mehr Kunststücke als Kunstwerke sind und eigentlich nur dem reinen Virtuosenthum dienen. Unser Klavier aber ist etwas, und zwar gar viel, ohne die Unterstützung jedes andern Instrumentes. Warum? Weil es neben der Melodie immer zugleich die Harmonie bietet, die Harmonie, welche uns Neueren ebenso unentbehrlich ist neben der Melodie, wie dem Maler neben der Linie, der Zeichnung die Farbe. Und noch mehr! Am Klavier befindet sich der Schaffende in der allerunmittelbarsten Nähe zur Musik, wenn ich so sagen darf: die leiseste Regung seiner Seele, das zarteste Gefühl, welches sein Herz bewegt, setzt sich hier sofort in Musik um: die Fingerspitzen, diese mit den feinsten Gefühlsnerven ausgerüsteten Vermittler zwischen Empfindung und Ausdruck, sind die elektrischen Leiter der Seelenstimmung und reagieren auf den kleinsten Befehl von innen. An dem Klang aber, den sie hervorbringen, entzündet sich in der Rückwirkung die Seele, lernt erst ihre eigene Tiefe, ihre Schaffenskraft kennen und quellt weiter und weiter Neues hervor. Welch ein anmuthiges Hin und Her zwischen Körperlichem und Körperlosem, zwischen Gedachtem und Gehörtem! So kommt es denn, daß so viele ganz erstaunlich feine, die allerzartesten Nuancen der Seele widerspiegelnde Stücke gerade für Klavier geschrieben sind. Bachs wohltemperirtes Klavier wird von manchen als sein größtes Werk überhaupt bezeichnet, und fast scheint es mir, als ob dies Urtheil berechtigt wäre. Beethovens Klaviersonaten aber, trotz dem orchestralen Charakter, den einige von ihnen tragen, stehen unbestritten neben den edelsten Kleinoden aller Musik. Wer wollte sagen, daß sie je übertroffen sind oder übertroffen werden könnten? Nirgend wieder hat Beethoven eine so schöne Sprache gesprochen voll Leidenschaft, voll Reinheit, ganz getaucht in Wohlklang und Klage, darum auch den Hörer überfluthend mit ungekannter Stärke und ihn werfend in nie geahnte Stimmungen, wie in der Cismoll-Sonate, welche der Gräfin Julie Guicciardi gewidmet ist (sie ist sein „Werthers Leiden" — auch Goethe hat nie wieder gleich schön und gleich leidenschaftlich zu reden vermocht, wie in diesem Jugendwerk; merkwürdig, daß Cismoll-Sonate und Werther Beide dem stärkstem Gefühl, unglücklicher Liebe, entquollen) — und diese Sonate heißt quasi una phantasia, ist also doch wohl bei dem freien Phantasiren am Klavier entstanden. Gerade sie ist der deutlichste Beweis für die ganz intimen, allervertraulichsten Aussprachen des Componisten; Gleiches und Aehnliches wäre auf keinem Instrument, auch im Orchester nicht, möglich gewesen. Wir wissen außerdem aus den Berichten der Zeitgenossen Beethovens, daß er nie größer war, nie zarter, nie bezaubender, nie dämonischer als in den freien Phantasien am Klavier: hier verstummte auch der Neid, und das Gottesgeschenk des Genius strahlte am hellsten. Von Händel erzählt ein gleichzeitiger Musikus: „So herrlich auch die Aufführungen seiner Oratorien waren, noch viel erhabener, ja unvergleichlich waren die Orgelphantasien, mit denen er die Pausen zwischen den einzelnen Acten auszufüllen pflegte." Die unmittelbare Nähe, das undingte Gehorchen des Instruments ist es eben, was derlei ermöglicht. So sind denn auch Mendelssohn und Schumann, Chopin und Brahms, alle Nachfolger Beethovens, gar fruchtbare Klaviercomponisten geworden (man muß bedenken, daß erst seit Beethovens Zeit das Klavier anfing, einen volleren Ton und größeren Umfang zu gewinnen); auch sie brauchen das Klavier in derselben Weise wie ihre großen Vorgänger als ihren Vertrauten, für das „Reden mit der Seele", wie es im Psalm heißt; auch das Sinnen, das Grübeln, das Spintisiren kommt bei ihnen, wie schon in Beethovens letzten Werken, zum Ausdruck.

Unsere musikalische Entwickelung ist nun in demselben Sinn weiter gegangen: niemand wird das Klavier aus seiner großen Stellung vertreiben. Wir können ohne die Harmonie nicht mehr leben, seitdem die Polyphonie zu Grabe getragen ist. Unsere Choräle, selbst unsere Kommerslieder können der Orgel- oder Klavierbegleitung kaum mehr entbehren. Wegen dieser Tathsachen empfehlen wir allen denen, die als Rufer im Streit, das Feldgeschrei „fort mit dem Klavier!" erheben, etwas Besinnung, etwas von der *σωφροσύνη*, welche die Griechen durch die musische Erziehung bei der Jugend erzielen wollten. Und so mögen die blutigen Angriffe auf dies spezifisch deutsche Instrument und die Elegieen über seine musikalische Herrschaft einer gerechteren Beurtheilung seines Werthes weichen.

*) Vorschläge zu einer musikalischen Erziehung der Kinder haben neuerdings gemacht v. Hausegger und Spiro, letzterer allerdings mit Ideen, die uns abenteuerlich und, mit Fischart zu reden, naupengeheuerlich vorkommen.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Dreizehn bei Tische.

Humoreske von Albert Roderich.

Das schöne Fräulein Lucie Grosser saß über ihre Stickarbeit gebeugt, ihrem Gesichtsausdruck nach in nicht angenehme Gedanken versunken, als ihre Mutter in's Zimmer trat, einen geöffneten Brief in der Hand haltend. „Lucie, denke Dir — Da sagt eben der alte Herr Haller ab. Er hat die Influenza. Wie fatal!" — „Fatal — wieso?" „Aber wir sind ohne ihn dreizehn bei Tische." „Allerdings, das ist fürchterlich fatal!"

„Lucie Du weißt, ich bin nicht so abergläubisch, — wir alle nicht — aber ungemüthlich wird sich doch Jeder fühlen, — die Menschen sind nun einmal so. Ach, und Tante Betti bleibt ganz gewiß nicht bei Tische mit dreizehn Personen. Es wird sehr langweilig werden!"

„Hm, wohl nicht viel langweiliger als sonst."

„Lucie, Du hast heute wieder Deine Weltverachtung. Sag' mir lieber Jemand, den wir noch einladen können."

„Es wird sich schon Jemand finden, — man speist ja sehr gut bei uns."

In diesem Augenblicke trat aus dem Nebenzimmer der Gymnasiallehrer Doctor Wallow zu den Damen. Er gab dem Sohne des Hauses

Digitized by Google

Privatunterricht, und hatte eben seine Stunde beendigt. Er durchschritt mit einem höflichen Gruße das Zimmer als Frau Grosser ihn zurückhielt.

„Nun, Herr Doctor, wie geht's mit unserm Jungen?"

„Ich bin zufrieden mit ihm. Er kann lernen, wenn er will, und ich denke, ich bringe ihm das Wollen bei."

„Und Sie glauben er wird sein Examen machen?"

„Ja, ich glaube es bestimmt."

„Das freut mich sehr! — Herr Doctor, — wollen Sie uns das Vergnügen machen, heute bei uns zu Mittag zu essen?"

Doctor Wallow stockte einen Augenblick und sah wie unwillkürlich auf das Fräulein. Fräulein Lucie war mit recht mürrischem Gesichtsausdruck theilnahmslos auf ihre Stickerei gebeugt.

„Gnädige Frau," — sagte nun etwas verlegen Doctor Wallow, — es ist mir eine Ehre und ein Vergnügen —"

„Sehr schön. Wenn ich bitten darf, — um sechs Uhr. Und noch eine Bitte, lieber Herr Doctor, — im Frack, — ja?"

„Wie sie befehlen, gnädige Frau."

„Siehst Du Lucie," sagte Frau Grosser, als der Doctor das Zimmer verlassen hatte, „jetzt sind wir nicht mehr zu dreizehn. Der Doctor kann Tante Betti zu Tische führen."

Herr Balduin Grosser, in Firma B. Grosser & Co., war ein sehr wohlhabender Kaufman der großen Handelsstadt, und seine Familie und seine Gäste waren wohl geborgen. Die zu heute geladenen Gäste waren präcise sechs Uhr versammelt, und wenige Minuten später setzte man sich an den reich und geschmackvoll gedeckten Tisch. Doctor Wallow führte Tante Betti. Als die Frau des Hauses ihn der alten Dame vorstellte, hatte diese sich noch einmal sehr laut nach seinem Namen erkundigt und ihn forschend angestarrt. Tante Betti nämlich hörte und sah etwas schwer. Man hatte jetzt Platz genommen. Doctor Wallow hatte also zu seiner Rechten Tante Betti, und an seiner Linken saß Fräulein Lucie, die Tochter des Hauses. — Frau Grosser hatte ihren Platz noch nicht eingenommen. Sie wollte sich erst überzeugen, ob alle ihre Gäste gut versorgt waren und näherte sich dem Stuhle Tante Bettis. Die alte Dame ließ eben ihre schwächlichen Augen angestrengt über die einzelnen Personen gleiten. „Wir sind dreizehn!" rief sie jetzt erschrocken.

„Vierzehn sind wir!" sagte Frau Grosser ihr laut in's Ohr, und stieß sie mit einem Seitenblicke auf Doctor Wallow an.

Tante Betti warf nun auch einen Seitenblick auf Doctor Wallow und sagte: „Ach so, ja — vierzehn — aber setze Dich doch, Agathe."

Doctor Wallow hatte die Seitenblicke aber wohl bemerkt. Von dem Momente an, da Frau Agathe Grosser ihn eingeladen hatte, bis zu diesem Augenblicke hatte er sich vergeblich über die mögliche Veranlassung dieser Einladung den Kopf zerbrochen. Jetzt war's ihm klar. Man hatte ihn eingeladen, um eine Person mehr zu haben als dreizehn! In Doctor Wallow's männlich hübsches, aber etwas blasses Gesicht stieg eine dunkle Röthe. Es war bald eine Unterhaltung im Gange. Der Tischherr der schönen Lucie hatte zunächst seiner Dame einige Complimente gesagt, und war jetzt mit seinem Gegenüber, einem Architekten, in ein sehr complicirtes Gespräch über das neue Patentgesetz verwickelt. In Folge dessen saß die schöne Lucie eine Weile stumm und ebenso Doctor Wallow, dem es sich schnell als unmöglich erwiesen hatte, sich regelrecht mit seiner schwerhörigen Tischdame zu unterhalten.

„Herr Doctor," begann endlich in einem etwas moquanten Tone Fräulein Lucie, „ich werde sogleich die Unterhaltung anfangen; ich überlege nur noch eben, ob ich mit dem Wetter beginnen soll oder mit der Unsterblichkeit der Seele."

„Halten Sie den Unterschied für so sehr groß, gnädiges Fräulein?"

„Sie etwa nicht, Herr Doctor?"

„Ich denke, bei beiden ist die Prognose gleich unzuverlässig.

„Aber Sie glauben wohl eher an's Wetter als an die Unsterblichkeit der Seele? — Sie sind ja Doctor der Philosophie —"

„Hm, das läßt sich nun wohl nicht so zwischen Suppe und Braten abthun. Uebrigens, eben weil ich Doctor der Philosophie bin, denke ich nicht allzu hoch von ihr. Die Philosophie leuchtet in der dunkeln Kammer der räthselhaften Dinge mit schnell verlöschenden Streichhölzern umher. Es wird mal hier und da eine Ecke hell, — im Ganzen bleibt aber doch alles dunkel."

„Demnach ist die Philosophie die Lehre von der Erkenntniß, — daß der Mensch nichts erkennen kann?"

„Ja. — Wenn aber der Philosoph zugleich ein großer Dichter ist, dann wirft sein Genie von Zeit zu Zeit einen Blitzstrahl in jene dunkle Kammer der räthselhaften Dinge, und das Licht des Blitzes gibt uns wenigstens eine Ahnung von der Beschaffenheit der räthselhaften Dinge."

„Ah! — Und was Ihnen der Blitzstrahl der großen Dichterphilosophen gezeigt hat, — hat es Sie befriedigt? Sind Sie glücklich?"

„Oh es ist ja so leicht, glücklich zu sein. Man braucht nur zu glauben, daß man es ist. Freilich Ihre Frage: sind Sie glücklich? kann ich so nicht beantworten. Aber eines weiß ich sicher: ich habe Glück! Ich habe immer Glück, — heute zum Beispiel habe ich das wieder so recht einsehen lernen."

„Wieso das?" „Als ich hier heute zu Tische eingeladen ward, war ich in der größten Verlegenheit. In der freudigen Ueberaschung hatte ich Ihre Einladung angenommen, ohne zu bedenken, daß ich schon anderswo zugesagt hatte. Ich habe nämlich einen reichen alten Onkel, der leidenschaftlich Whist spielt. Er spielt aber nur zu vieren, und ich sollte der vierte sein. Die Sache schien mir sehr fatal, denn der alte Herr ist nicht nur mein reicher Onkel, sondern auch noch mein lieber, väterlicher Freund. Nun denken Sie mein Glück: ehe ich noch das erste Wort meiner lahmen Entschuldigung vorbringen konnte, rief schon mein Onkel mit entgegen: „Oscar thut mir leid, Du bist überflüssig; eben hat sich mein Freund Tischer melden lassen. Wenn Du was Besseres vorhast, — zu fünf können wir ja doch nicht spielen. — Denken Sie, dies Glück — muß ich gerade der fünfte sein." Lucie lachte laut auf.

„Ha, ha, — welch' ein Glück, müssen Sie gerade der fünfte sein!"

„Aber was ist dabei so zu lachen, gnädiges Fräulein?"

„Ha, ha, zu komisch! Gerade der fünfte! Ich lache, — nun ja, ich lache, — weil Sie sagen, daß Sie gerade der fünfte waren — fünf ist doch ungerade!"

„Ach so, darum lachen Sie, — ja das ist auch sehr komisch!"

Und nun fing Doctor Wallow auch an zu lachen, und Fräulein Lucie lachte noch mehr, weil Doctor Wallow auch lachte.

Frau Grosser sah überrascht zu ihrer Tochter hinüber, so fröhlich hatte sie Lucie nicht lachen gehört, seitdem, — ach, sie wußte selber nicht mehr seit wann. Plötzlich ward das schöne Mädchen wieder ernst.

„Oh, man wird schon aufmerksam," sagte sie leise vor sich hin, wir stören die Unterhaltungen über Patentgesetze, Schiffstrachten und Theaterklasch." — „Ist man bei Ihnen nicht fröhlich?" fragte Doctor Wallow.

„Oh ja, gewiß, — Sie sehen es ja. Man ist so fröhlich, wie man's nur irgend sein kann. Man lacht ja da drüben auch. Der alte Herr mit der blauen Brille hat ohne Zweifel einen seiner Witze erzählt. Wahrscheinlich von Friedrich den Großen. Er hausirt mit historischen Anecdoten." — „Und die jungen Herren?"

„Die jungen Herren?! Oh, da ist mir der alte Herr noch lieber. Der kann sich doch wenigstens noch einmal rechtschaffen freuen, wenn's auch nur über einen alten Witz ist." Do tor Waow sann einen Augenblick nach.

„Mein liebes Fräulein, — Sie fühlen sich so unbehaglich, weil Sie kein Interesse haben für die Interessen Ihrer Umgebung."

„Ja, das ist es! Und dann, — ich habe nichts zu thun!"

„Ich weiß es. Ihr Bruder hat es mir erzählt." — „Mein Bruder?!"

„Ja, — in den Stunden, die ich ihm gebe. Ich habe ihn ausgefragt darnach."

„Mein Bruder hat mir auch von Ihnen erzählt. Er schwärmt für Sie. Ich weiß auch von ihm, daß Sie ein Buch schreiben." — „Ja, ja."

„Was ist das für ein Buch?"

„Es soll ein humoristischer Roman sein. Ob's andere auch dafür halten werden, weiß ich nicht. Es handelt vom Glücklichmachen. Er wendet sich gegen die Leute, die so viele zugleich glücklich machen wollen. Wenn Jeder nur Einen glücklich macht, dann sind alle glücklich. Das ist die Tendenz meines Romans."

„Wollen Sie mir nicht mehr davon erzählen?" — „Gern, mein liebes Fräulein!"

Und Doctor Wallow erzählte. Sein Scherz ergötzte sie, sein Ernst ergriff sie und seine Begeisterung begeisterte sie. Ihre glänzenden Augen sahen unverwandt in die seinen.

Von Zeit zu Zeit nur hielt Doctor Wallow inne, um Tante Betti mit Speise und Trank zu versehen, und Fräulein Lucie mußte dann und wann eine Phrase ihres Tischherren zur linken beantworten.

„Und wann wird Ihr Buch fertig werden?" fragte endlich Fräulein Lucie. — „Ich fürchte, viel später als ich dachte. Ich werde wohl für's erste nicht weiter arbeiten können, — mir ist die Stimmung verdorben."

„Ah, wie das?" — „Ich bin verliebt! Nein — ich liebe!"

„Und, und — deshalb ist Ihnen die Stimmung verdorben?"

„Ja, die Geliebte meines Herzens hat mich gekränkt, beleidigt."

„Werden Sie denn nicht wieder geliebt?

„Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß mir im Hause meiner Liebsten eine schwere Kränkung wiederfahren ist. Vor allen anderen Dingen will ich Genugthuung für diese Kränkung. Ich werde das Mädchen zum Zweikampf fordern!"

„Ach Herr Doctor, — sie haben schon besser gescherzt!"

„Es ist kein Scherz mein Fräulein. Ich werde das Mädchen zum Zweikampf fordern, und der Kampf soll nicht eher beendigt sein, bis sie oder ich todt vom Platze getragen wird. Jawohl, es ist kein Scherz: — ich werde dem Mädchen einen Heirathsantrag machen!"

„So meinen Sie das. Wenn aber das Mädchen die Herausforderung nicht annimmt?"

„Dann werde ich ihr in's Gesicht sagen: Du bist feige!"

„Ist das Mädchen schön?" — „Ich halte das Mädchen für schön."

„Ist sie gut?"

„Ich glaube es, trotzdem sie mich so schwer beleidigt hat. Möchten Sie sie kennen lernen?" — „Ja — gewiß — allerdings, — ich —

„Sie sollen Sie kennen lernen, vielleicht schon sehr bald."

In diesem Augenblick erhob sich der Hausherr, und die Gäste folgten seinem Beispiel. Die Tafel war zu Ende. Man reichte einander die Hände und wünschte gesegnete Mahlzeit.

„Die Herren, die rauchen wollen, bitte ich mir zu folgen," sagte der Hausherr. Die Damen begaben sich in den kleineren Salon, wo der Kaffee servirt ward. Fräulein Lucie war einen Augenblick im Speisesaal zurückgeblieben und befestigte vor dem Spiegel eine Blume in ihrem Haar, die sich gelöst hatte. Schnell trat Doctor Wallow zu ihr. „Mein gnädiges Fräulein, Sie sollen gleich jetzt das Mädchen kennen lernen, das ich liebe und das mich schwer gekränkt hat, — da ist es!"

Er zeigte auf Lucie's Bild im Spiegel. Eine dunkle Röthe schoß in das schöne Antlitz des Mädchens. „Um Gotteswillen, — Herr Doctor!"

„Sie haben mich hier in Ihr Haus geladen — weil Sie ohne mich dreizehn gewesen wären. Das ist würdelos. Ich schäme mich vor mir selber. Ich fordere Sie zum Zweikampf, Lucie!"

„Aber ich kann nicht, — ich kann nicht!"

„Dann sind Sie feige! Sie vergehen vor Sehnsucht nach Glück, und ich weiß es. Ihr Glück ist bei mir. Ich weiß auch, daß Sie das wissen — Jawohl, Lucie, ich weiß es, — aber Sie haben nicht den Muth zu einem anderen Leben, weil es dürftiger scheinen würde, als — —"

Digitized by Google

„Oh, nein, nein, das ist es nicht! Aber meine Eltern!“

„Lucie, würden Sie mein Weib werden, wenn die Eltern ihre Einwilligung geben?“ — „Ja!“

„Lucie! süßes, geliebtes — oh, ein niederträchtiger Schuft will ich sein, wenn Du je dies Wort bereust. Ach, und Du liebst mich! — Lucie, einen einzigen Kuß!“

„Um Gotteswillen, — man sieht uns! Wenn Sie mich lieb haben, — jetzt nichts mehr!“

„Gut, gut, — aber helfen mußt Du mir bei Deinen Eltern. Wie mache ich's. Wie fasse ich sie? Einen Himmel für einen Höllenplan! Deinen Vater kenne ich, aber wie ist Deine Mutter?“

„Sie ist gut, von Herzen gut.“

„Gut, sehr gut, daß sie gut ist! Lucie laß mich wenigstens ein einziges mal Deine Hand küssen.“ — „Still, man kommt!“

Frau Grosser trat durch die Portiere, welche den Speisesaal von dem kleinen Salon trennte. „Lucie, wo bleibst Du? Ah — Herr Doctor.“

Der Herr Doctor hatte sich beim Eintritt der Hausfrau gravitätisch vor Lucie hingestellt und sagte jetzt mit tiefernster Miene:

„Mein Fräulein, wenn Sie mir trotz der Erklärung, die Sie mir soeben abgegeben haben, mein gutes Recht verweigern, so werde ich mich zunächst an Ihre Frau Mutter wenden. Gnädige Frau, ich bitte um eine Minute Gehör!“ Lucie verließ gesenkten Hauptes den Saal.

„Meine Tochter hat Ihnen eine Erklärung abgegeben,“ begann voll Erstaunen Frau Grosser.

„Ja, gnädige Frau. Ihr Fräulein Tochter hat mir die Erklärung abgegeben, daß ich nur deshalb von Ihnen eingeladen worden bin, weil Sie sonst dreizehn bei Tische gewesen wären.“

Frau Grosser gerieth in große Verlegenheit und blickte rathlos auf ihre wie unwillkürlich erhobene Hand. Frau Grosser hatte eine sehr hübsche kleine Hand. Sie war sehr eitel auf diese hübsche kleine Hand und blickte recht oft wie unwillkürlich darauf. Das hatte Doctor Wallow schon mehrere Male bemerkt.

„Gnädige Frau,“ fuhr der Doctor fort, „wenn Sie mir jetzt auf Ehrenwort versichern, daß Sie mich eingeladen haben, ohne auch nur im Entferntesten daran zu denken, daß diese Einladung etwas Kränkendes und Beleidigendes für mich in sich trage, — wenn Sie mir das auf Ehrenwort versichern, dann soll die Sache zwischen uns Beiden erledigt sein.“ — „Ja, ganz gewiß, Herr Doctor, das kann ich Ihnen auf heiliges Ehrenwort versichern.“

„Geben Sie mir darauf Ihre Hand, — Ihre entzückend kleine Hand.“

Frau Grosser gab ihm freundlich die entzückende kleine Hand und Doctor Wallow küßte sie und hielt sie dann einige Augenblicke in der seinigen fest. „Zwischen uns Beiden ist also alles in Ordnung,“ begann wieder der Doctor, „leider aber nicht zwischen mir und zwei anderen Herren Ihrer Gesellschaft. Es scheint mir ganz sicher, daß das Motiv meiner Anwesenheit hier weiter bekannt geworden ist. Die Dame, welche Sie mit dem ehrenvollen Namen Tante Betti nennen, ist wahrscheinlich die Ursache. Genug, zwei Herren haben vorhin von mir und auch gewissermaßen direct zu mir in einer Weise gesprochen, die meine Ehre verletzen mußte. Ich bin Reserveoffizier und Mitglied einer Vereinigung, der auch diese beiden Herren angehören. Wenn also diese beiden Herren nicht heute Abend noch ihr Benehmen gegen mich redressiren und wieder gutmachen, so bin ich gezwungen, Genugthuung von ihnen zu fordern mit der Waffe in der Hand.“ Frau Grosser erschrak heftig. — „Aber, um Gottes Himmels willen, was geht die Leute das an, daß Sie — —“

„Aus Noth eingeladen sind, wollen Sie sagen gnädige Frau. Das geht die Leute sehr viel an, wenn die Leute wissen, daß ich selbst es weiß und doch noch hier bin. Die Leute haben ganz Recht. Wenigstens so lange, bis ich ihnen mit der Pistole das Gegentheil bewiesen habe.“

„Aber ich werde den Leuten sagen, daß Sie ein braver — liebenswürdiger Mensch sind, — daß Sie uns ein lieber, lieber Gast sind, daß“ —

„Verehrte Frau, — jemehr Sie sagen, jemehr werden die Leute auch sagen, denn sie werden die Absicht errathen.“

„Gut, dann werde ich es ihnen zeigen! Liebster, bester Herr Doctor, Sie werden nicht ein solches Unheil über uns bringen, — Sie werden die beiden Herren fordern —“

„Das wird von den beiden Herren abhängen.“

„Oh, die sollten schon sehen, wie sie sich getäuscht haben. Ach, wie konnte ich an so etwas denken! Aber, bitte, kommen Sie, lieber Herr Doctor, ich werde den Leuten beweisen, daß Sie nicht aus Noth bei uns sind!“

Sie reichte dem jungen Manne die kleine Hand und er führte sie wieder in sichtlicher Bewunderung an seine Lippen. Dann zog ihn die Dame mit sich in den kleinen Salon.

„Meine Damen,“ sagte Frau Grosser, ihren Schützling immer an der Hand haltend, „Herr Doctor Wallow will die Cigarre uns opfern und den Kaffee hier nehmen. Liebe Lucie, willst Du so gut sein, dem Doctor eine Tasse Kaffee zu reichen? Du weißt ja noch von neulich, als er bei uns war, — der Doctor nimmt nur sehr wenig Milch zum Kaffee. Bitte, lieber Herr Doctor, wollen Sie sich nicht dort in den Lehnstuhl setzen?“ Die Damen sahen einander an, und Tante Betti schrie ihrer Nachbarin leise in's Ohr: „Was hat sie gesagt?“ — Doctor Wallow aber war an den Tisch getreten, auf dem die silberne Kaffeemaschine stand, und an welchem Fräulein Lucie saß. Das schöne Mädchen reichte ihm eine Tasse Kaffee und fragte: „Nehmen Sie Zucker?“

„Ein wenig, wenn ich bitten darf,“ entgegnete laut Doctor Wallow, und dann sagte er leise zu Lucie, so daß nur sie es verstehen konnte: „Jetzt sagst Du zu mir, daß ich es ordentlich hören kann: Oskar, ich liebe Dich! Sonst küsse ich Dich hier vor der versammelten Kaffeegesellschaft!“ Lucie ward dunkelroth und sagte leise: „Ich bitte Sie!“

„Du willst nicht? Jetzt sagst Du sofort: Mein süßer Oskar, ich liebe Dich! Oder — mein heiliges Ehrenwort, ich küsse Dich!“

„Um Himmels! — mein — mein süßer Oscar, o, Sie abscheulicher Mensch! — ich — ich — liebe Dich!“

„Danke Ihnen, — das ist genügend Zucker für mich,“ sagte nun wieder recht laut Doctor Wallow.

Die Damen der Kaffeegesellschaft aber hatten diese vertrauliche Unterhaltung, wenn auch nicht verstanden, so doch gesehen, und blickten einander wieder an. Tante Betti stand auf, näherte sich Frau Grosser und schrie ihr wieder leise in's Ohr:

„Wenn die Sache so ist, was brauchst Du mir zu sagen, es wär' wegen dreizehn Personen?! Wie? Gehör' ich nicht mit dazu? Was? Brauchst die alte Tante zu foppen? Wie?“

Frau Grosser blickte tödtlich erschrocken um sich und sah die Augen sämmtlicher Kaffeedamen scharf fragend auf sich gerichtet.

Fräulein Lucie hatte das Zimmer verlassen; Frau Grosser folgte ihr. Als Frau Grosser in das Zimmer ihrer Tochter trat, warf diese sich weinend an die Brust der Mutter und sagte ihr Alles.

Währenddessen hatte sich Doctor Wallow in's Rauchzimmer begeben. Er sah Herrn Balduin Grosser auf einem der Seitendivans sitzen und behaglich seine Cigarre rauchen. Er setzte sich zu ihm, und der Hausherr fragte freundlich: „Rauchen Sie nicht, lieber Doctor? Ja? Also bitte, bedienen Sie sich, — Book oder Henry Clay? Hier ist Feuer!“

Herr Balduin Grosser war wie immer nach einem sehr guten Diner vortrefflich gelaunt. Er lobte den Doctor wegen der Fortschritte, die sein Sohn gemacht, seitdem Doctor Wallow ihn unterrichtete.

„Sehen Sie, lieber Doctor,“ sagte er, „ich weiß was ich will, und Sie scheinen auch zu wissen, was ich will. Gelehrsamkeit, Wissenschaft, — à la bonne heure! — muß auch sein, — aber sehen Sie, — Intelligenz, das ist das wahre, das ist die Hauptsache. Intelligent soll er werden, mein Junge! Sehn Sie mal, wie ich so'n Junge war, na ja, da hab' ich gehungert. Ja wohl, gehungert und vier Treppen hoch unterm Dach haben wir gewohnt. Na, lieber Doctor, haben wir heute Mittag gehungert? Sieht es hier bei mir aus wie vier Treppen hoch unterm Dach? Nein, sagen Sie mal! Und wodurch hab' ich's dazu gebracht? Durch Intelligenz, und mein Junge soll was Ordentliches lernen, aber intelligent soll er auch werden, jawohl!“

Doctor Wallow versicherte, daß der junge Herr Grosser auf dem allerbesten Wege sei, hervorragend intelligent zu werden. Dann sagte er plötzlich: „Herr Grosser, ich möchte Sie wohl ein paar Minuten unter vier Augen sprechen.“ „O weh, — ist es was Unangenehmes?“

„Nein, — und anpumpen will ich Sie auch nicht, Herr Grosser.“

Herr Grosser lachte und führte den Doctor in's Zimmer nebenan. Es war das Wohnzimmer der Familie. Nachdem der Hausherr sich behaglich in's Sopha gesetzt und auch seinen Gast zum Sitzen eingeladen, begann er: „Nun also los, — was gibt's?“

„Verehrter Herr Grosser,“ begann Doctor Wallow, „ich bin im Begriffe, Ihnen eine ungeheure Lächerlichkeit vorzutragen. Ich habe aber einmal mein Wort gegeben, es zu thun, und mein Wort halte ich. Also ein Freund von mir hat sich in Ihre Tochter verliebt, aus der Ferne verliebt, und wagt nicht, es Ihnen zu sagen. Als er hörte, daß ich heute die Ehre haben würde, bei Ihnen zu sein, habe ich ihm versprechen müssen, mit Ihnen zu reden. Ich habe mich vergeblich gesträubt. Sie wissen ja, Verliebte erhoffen das Unmögliche.“ — „Kenne ich denn den Mann?“ „Wohl nur oberflächlich.“ — „Was ist er denn?“ — „Wie ich — Lehrer.“

Herr Grosser lachte hell und fröhlich auf. Er kannte jetzt den Mann.

„Liebster Freund, vor drei Monaten hat meine Tochter einem Husarenoffizier einen Korb gegeben. Ein Lehrer! Das ist zu komisch! Wie viel Einkommen hat denn der Lehrer?“

„Mit den Zinsen seines kleinen Vermögens jährlich 7000 Mark.“

„Donnerwetter! Jährlich siebentausend Mark! Voriges Jahr hat ein Kaufmann um meine Tochter angehalten, der hatte monatlich 7000 Mark! Sie hat ihn aber doch nicht wollen.“

„Und dann hätte mein Freund noch eine Bedingung.“

„Hätte noch eine Bedingung! Ganz ausgezeichnet!“

„Er würde darauf bestehen, daß Sie, Herr Grosser, Ihrer Tochter kein Vermögen mitgeben, sondern daß Ihr Fräulein Tochter sich bereit erklärt, nach den jetzigen Verhältnissen meines Freundes mit ihm zu leben.“ Herr Grosser ward immer heiterer. „Das ist nobel, sehr nobel, — aber wissen Sie, intelligent ist Ihr Freund nicht.“

„Hm, er gilt doch bei seinen Bekannten für einigermaßen intelligent. Es scheint indessen, daß Sie mit seiner Werbung nicht einverstanden sind. Es wäre nur, um meine Pflicht gethan zu haben. Darf ich Ihrem Fräulein Tochter meinen Antrag bringen?“ — „Gewiß, sie wird sich prächtig amüsiren!“

„Und wenn Ihr Fräulein Tochter ihre Einwilligung gibt?“

Herr Grosser lachte laut auf. „Ha, haho, — wenn meine Tochter ihre Einwilligung gibt, dann gebe ich meine auch!“ — „Auf Ehrenwort?“ Herr Grosser lachte noch lauter. „Ja, auf Ehrenwort! Es ist zu amüsant!“ In diesem Augenblick traten Frau Grosser und Fräulein Lucie ein.

„Nun, was gibt's?“ fragte Herr Grosser.

„Die Herren im Rauchzimmer haben mir gesagt, daß Du hier bist mit — mit — dem Herrn Doctor,“ — sagte Frau Grosser.

Doctor Wallow war schnell an die Seite Lucie's getreten und begann: „Das macht sich ja herrlich. Mein Fräulein, mit Einwilligung Ihres Herrn Vaters richte ich die feierliche Frage an Sie: wollen Sie mein liebes Weib werden?“

Lucie reichte ihm gesenkten Hauptes die Hand, und Frau Grosser umschlang wie Gnade erflehend ihren Gatten, der wie vollständig erstarrt

Digitized by Google

dastand. „Verehrter Herr Doctor," sagte Wallow, „Sie sind ein glücklicher Vater, — jetzt haben Sie zwei intelligente Söhne!"

Um zehn Uhr Abends saß die Gesellschaft im Grosser'schen Hause wieder um den großen Tisch im Speisesaal.

„Wir wollen noch ein Glas Sect trinken, hatte der Herr des Hauses mit verheißungsvollem Augenblinzeln gesagt.

„Wir sind dreizehn Personen!" rief plötzlich Tante Betti.

„Nein, liebe Tante Betty," sagte laut Doctor Wallow und umschlang die neben ihm sitzende Lucie, „wir Beide gelten jetzt nur noch für eine Person!" Da trat Herr Grosser in's Zimmer und proclamirte die Verlobung.

Und als die Gläser zusammen klangen, da ergriff der alte Herr mit der blauen Brille das Wort zu einer schönen Gratulationsrede. Die fing so an: „Meine Damen und Herren! Als ich heute Mittag unsern lieben neuen jungen Freund, den glücklichen Bräutigam, hier zum ersten Male in diesem Hause sah, da wußte ich sofort: das hat was zu bedeuten, das hat was ganz Besonderes zu bedeuten, das können alle Damen und Herren hier mir bezeugen, ich habe gleich gesagt: da steckt was dahinter! Ich sagte mir einfach: mein Freund Grosser, unser lieber Wirth, das ist ein so kluger und intelligenter Mann, — wenn er diesen vortrefflichen jungen Herrn plötzlich in den Kreis seiner intimsten Freunde zieht, — das muß was zu bedeuten haben! Habe ich Recht gehabt oder nicht?" Und als am Ende der etwas langen Rede, die mit einem Hoch auf das junge Brautpaar und ihre Liebe schloß, die Gläser klingend zusammenfuhren, da schmetterte Herr Balduin Grosser sein Glas besonders kräftig gegen das seines neuen Sohnes und rief:

„Ja, Junge, hoch hoch die Liebe, — aber die Intelligenz, die soll auch leben!"

Aus der Hauptstadt.

Lessing's Doublette.

Heute gibt es lustige Arbeit: von einem Pressеprozeß ist und von den taktischen Kniffen fraktioneller Biedermänner zu berichten. Keine angenehmere Aufgabe konnte mir begegnen und mit dem armen Schelm, den man am ersten Januar zum Richtklotz schleppte, bin ich ganz einverstanden: das Jahr fängt gut an. Neugierig bin ich nur, ob ich beim Bleigießen in der Sylvesternacht meine wackeren Lieblinge erblicken werde: den Partei-Kaspar und den Tinten-Kuli.

Im wunderschönen Monat Mai hatte ein Tinten-Kuli in unerhört respektloser Weise wider den Stachel gelöckt. Das war nun nicht ganz so wunderbar, wie es aussieht, denn der Kuli war ein Jude und hatte deshalb die aus der Apostelgeschichte bekannte Stimme nicht vernommen, die dem Saul zurief: „Es wird Dir schwer sein, wider den Stachel zu löcken." Unser Saul aber war ein Paul und mit Vatersnamen hießen sie ihn Marx. In der „Vossischen Zeitung" hatte er drei Jahre und länger, mit der Scheere mehr, wie es scheint, als mit der Feder, gedient und vor den Augen des Chefredacteurs, des Herrn Friedrich Stephany, so hohe Gnade gefunden, daß seine Jugend für die Stellvertretung dieses illustren Kulitreibers ausersehen ward. Im Frohgefühle dieser bevorstehenden Auszeichnung ging Herr Marx in die Sommerferien; gleich nach seiner Wiederkehr aber sagte ihm Herr Stephany, mit der Stellvertretung sei es nichts, denn eine Intrigue habe Marx als Juden entlarvt und ein Jude könne die Vossische Zeitung nicht verantwortlich zeichnen. Bald darauf ging Herr Marx die Kündigung zu, die ihn um so mehr überraschte, als er selbst nicht lange vorher die Absicht einer Kündigung ausgesprochen hatte und nur durch das schmeichelhafte Zureden des Herrn Stephany davon zurückgehalten worden war. Um es kurz zu machen und weil die Einzelheiten ja doch durch die Prozeßberichte aller Welt bekannt sind: Herr Marx schied aus seiner Stellung und in öffentlichen Erklärungen behauptete er: seiner Zugehörigkeit zum alten Bunde wegen entlassen worden zu sein.

Das war nun eine böse Geschichte. Denn die Vossische Zeitung ist ein Organ der freisinnigen Partei, die jede antisemitische Regung verpönt. Das humane Banner der Toleranz in der rechten Hand, in der Linken den weisen Nathan desselben Lessing, dessen Nachfahre jetzt Besitzer der Vossischen Zeitung ist. Und diese Zeitung wieder ernährt sich zum Theil von guten jüdischen Abonnenten und Inserentengut im Sinne Shylocks: „Wenn ich sage, er ist ein guter Mann, so meine ich damit, versteht mich, daß er vermögend ist." Diesen guten Männern wurde denn auch in nicht zu weit bemessenen Zwischenräumen von Lessing's Erben durch sehr volltönendes Geschimpfe auf deutsche und namentlich russische Judenverfolger eine hübsche Gratisfreude bereitet, die sich weniger kostspielig herstellen ließ als etwa ein illustrirter Neujahrkalender oder dergleichen. Die Beurtheilung der russischen Politik wird ja überhaupt in einem großen Theile der angeblich liberalen Presse nur von der Empörung über die Judenvertreibungen dictirt und jede englische Correspondentenlüge, die von neuen antisemitischen Regungen an der Newa zu melden weiß, findet da sofort freundliche Unterstatt, während dem berechtigten Zorn über wirkliche Barbareien der nicht minder berechtigte Zorn über das schamlose Treiben jüdischer Kornwucherer, Deserteure und sonstiger Schwindler, die den hülflosen, ungebildeten und leicht zu übertölpelnden Muschik bis auf's Blut aussaugen, leider niemals zur Seite tritt. Das nur nebenbei. Kurz: der Fall Marx brachte die freisinnige Partei und die Vossische Zeitung gleichermaßen in arge Verlegenheit und man durfte begierig sein, wie sich Beide herauswickeln würden.

Herr Eugen Richter, der im freisinnigen Lager die rücksichtslose Thatkraft vertritt, rührte sich zuerst. Er stand, wie ein glaubwürdiger Zeuge mir berichtet, schon vorher mit dem Besitzer der Vossischen Zeitung, dem Geheimen Justizrath Lessing, in Verbindung, dem er wiederholt und angelegentlich den berühmten Parlamentbericht seiner nicht minder berühmten Freisinnigen Zeitung anstatt des objectiven, allen Parteien gerechten Berichtes von Oldenberg empfohlen haben soll. Die Bekanntschaft war also geschlossen und Herr Richter fragte bei Herrn Lessing in Sachen Marx an. Die Antwort lautete, Marx sei wegen Unfähigkeit entlassen worden, und Herr Richter verfehlte nicht, diese bündige Auskunft zur Beschwichtigung der erregten Gemüther eilends bekannt zu machen. Da aber Marx seine journalistische Existenz nicht stillschweigend vernichten lassen wollte und da er in dem diesmal bemerkenswerth anständigen Berliner Tageblatte „das leichtfertige Spiel mit der Wahrheit und einem Menschenschicksal" sehr energisch abwehren durfte, so mußte Herr Lessing endlich mit einer Erklärung hervortreten, in der er sagt: „Erst nachdem die Kündigung an Herrn Marx erfolgt war, habe ich von letzterer und davon, daß Herr Marx Jude sei, Kenntniß erlangt. In Betreff der Gründe zur Kündigung kann ich mich nur an die mir angegebenen halten." Im Interesse der deutschen Sprache würde Herr Wustmann, im Interesse der Wahrheit mußte der Vertheidiger des Herrn Marx diese stilistische Leistung bemängeln. Denn vor Gericht wurde festgestellt, daß der Herr Geheime Justizrath sich in seiner Erklärung schlimm geirrt hatte: nicht nach, sondern vor „letzterer" — nämlich der Kündigung — hatte er davon Kenntniß erhalten, „daß Herr Marx Jude sei"; und „in Betreff der Gründe zur Kündigung" brauchte er sich nicht „nur an die ihm angegebenen zu halten", denn er selbst — ich citire die Vossische — hatte ja schon früher, wie es nun heißt, „wiederholt verlangt, daß Marx entfernt werden solle, weil seine Leistungen nicht genügten." Diese justizräthlichen Irrungen und Wirrungen brachte erst der Prozeß an's Licht, den anzustrengen Marx durch die fürsorglichen Rathschläge anderer freisinnigen Männer veranlaßt wurde.

Diesmal traten die Gemäßigten in Action, die auf glatterer Bahn als Herr Richter das antisemitische Aergerniß aus der freisinnigen Welt schaffen wollten. Die Wahrheit und das Menschenschicksal interessiren diese humanen Männer natürlich nicht, wohl aber stand ein Parteiinteresse auf dem Spiele, und das mußte, selbst über Leichen hinweg, gerettet werden. Es wurde deshalb Herrn Marx nahe gelegt, er müsse, „im Interesse der inneren Gesundheit des Freisinns" seine Auseinandersetzung mit der Vossischen Zeitung „bis zu jenem Punkte fortführen, wo die Wahrheit oder die Unwahrheit der aufgestellten Behauptungen nicht mehr eine Sache von Treu und Glauben oder der Sympathie und Antipathie, sondern des objectiven Beweises ist." Aus der diplomatischen Verquollenheit in's Gemeinverständliche übersetzt, hieß das klipp und klar, Marx müsse prozessiren. Das war ein unendlich schlauer Zauber; denn der „objective Beweis" mußte unter allen Umständen gegen Marx entscheiden. Jeder Zeitungbesitzer hat das unbestreitbare Recht, jeden Redacteur unter Einhaltung der contraktlichen Kündigungfrist zu entlassen, und zwar ohne Angabe von Gründen. Herr Lessing, der durch ein Bekenntniß antisemitischer Neigungen seinen Namen und sein einträgliches Blatt compromittirt hätte, brauchte also nur seine bestimmte Erklärung zu wiederholen, nach der die Entlassung mit der Judenfrage nichts zu thun

Digitized by Google

hatte, und Marx konnte dann sehen, wo er mit seinem „objectiven Beweis“ blieb. Für jeden Unbefangenen war es von vornherein sonnenklar, daß die Angelegenheit nur mit publizistischen, nicht aber mit juristischen Mitteln zu betreiben war, daß nur durch veröffentlichte Indizien ein moralischer Eindruck nach der einen oder anderen Seite erzielt werden konnte. An einem Gerichtverfahren konnte einzig und allein die freisinnige Partei ein Interesse haben, denn vor den Schranken mußte sich's erweisen, daß in freisinnigen Blättern von antisemitischer Bösartigkeit überhaupt nicht die leiseste Spur zu entdecken ist. Die schlauen Zauberer haben's denn auch frisch gewagt, aber — nur halb gewonnen und deshalb an die Stelle des zu erwartenden humanen Triumphgeblökes das mit Recht so geschätzte System des Todtschweigens treten lassen.' Wenn Herr Marx sich einige freundliche Naivität bewahrt haben sollte, wird er über das plötzliche Verstummen seiner zuerst so beflissenen Helfer einigermaßen sich gewundert haben; wer große und kleine Parteibonzen nebst ihren journalistischen Chorknaben in der Nähe sah, dem erscheint der Verlauf der Sache nur selbstverständlich.

Ebenso selbstverständlich, daß Herr Marx seinen Prozeß verloren hat. Mir ist die Frage, ob die Vossische Zeitung anti- oder philosemitisch ist, recht gleichgiltig und es wird zahlreiche verständige Leute geben, denen es eben so ergeht und die am Ende gar noch finden möchten, daß man für die Freigebung der journalistischen Laufbahn für jüdische Mitmenschen heute nicht gerade eine Lanze einzulegen braucht. Schon deshalb will ich in die Einzelheiten des Prozesses hier mich nicht vertiefen, in dem zwei gut freisinnige Dichter, ein einactiger Dramatiker und ein mehrbändiger Lyriker, als Rechtsbeistände fungirten. Daß bei der Tante Voß, die übrigens meinem beschränkten Abonnentenverstande als ein verhältnißmäßig geschickt, verständig und ohne allzu aufdringliches Reklamegebimmel geleitetes Bürgerweibchen erscheint, jüdische Redacteure nicht beliebt sind, das hatte man in orthodox freisinnigen Kreisen selbst immer geglaubt und frühere Mitarbeiter des Familienblattes für Kasernirung der Prostitution berichten über diesen heikeln Punkt wunderbare Geschichten. Aber Herr Lessing, der nationalliberale Besitzer des freisinnigen Blattes, versichert, ihm seien „Türken oder Heiden oder Juden“, wenn sie nur brauchbar und tüchtig seien, in der Redaction gleichermaßen willkommen, und ob dieser unter dem Zeugeneide abgegebenen Erklärung hätte die freisinnige Humanität unweigerlich gejubelt, — wenn nicht das dicke Ende nachgekommen wäre.

Das dicke Ende trug die freundlichen Züge des Herrn „Stephany“, der als Chefredacteur die gute Tante vor Fremdwörtern besser als vor dem unerbittlichen Briefkasten des „Kladderadatsch“ und dessen Stilblütensammlung zu schätzen weiß. Nun ist zwar in Mehring's vortrefflicher Schrift „Kapital und Presse“ unter dem nicht mißzuverstehenden Titel „Ein falscher Eid“ die Gedächtnißschwäche des klassischen Zeugen Stephany ausführlich und erschöpfend dargestellt worden, diesmal aber hat der frühere Protector Lasalle's und jetzige Portégé Lessing's doch zu interessante Dinge ausgeplaudert, als daß seine Zeugenschaft der Vergessenheit anheimfallen dürfte. Ich citire im Folgenden immer die Vossische. Also Herr Lessing behält sich zwar das Recht vor, „allein zu beurtheilen, ob ein Mitglied des Instituts brauchbar sei oder nicht“, aber Herr Stephany ist doch in der angenehmen Lage, dem „wiederholten Verlangen“ seines Brotherrn nach der Entfernung des Marx erfolgreichen Widerstand entgegenzusetzen und den „unfähigen“ Marx sogar für die Stellvertretung in Aussicht zu nehmen. Und noch einmal trennen sich die Wege der beiden Herren und wieder siegt der Chefredacteur über den Besitzer: Herr Lessing vertheilt sein Familienerbstück, die drei Ringe, an Türken, Heiden, Juden und er scheint geneigt, die Redacteure Nathan und Saladin einzustellen; Herr Stephany dagegen meint, es sei „undenkbar“, daß ein Katholik oder ein Jude die auf dem Boden des Protestantenvereins stehende Vossische Zeitung verantwortlich zeichne. Mit Vergunst, Herr Stephany: ungefähr sagt das Herr Stoecker auch nur mit ein Bischen andern Worten. Darf ein Jude nicht ein christliches Blatt zeichnen, dann darf er auch nicht christlicher Knaben wehren, christliche Mädchen lehren, christlichen Rekruten Instructionsstunde ertheilen, im Namen des christlichen Königs Recht sprechen und am wenigsten als von christlichen Bürgern erwählter Abgeordneter an der christlichen Gesetzgebung Theil nehmen oder gar über kirchliche Gesetze mit abstimmen. Dann bitte ich ergebenst um confessionelle Schulen, Gerichte, Parlamente und um Vernichtung sämmtlicher von Protestanten oder Juden stammender Reden aus der Culturkampfzeit. Daß des seligen Windthorst schlaue Trivialität das nicht mehr erlebt hat, ist wirklich zu bedauern; der hätte das freisinnige Todtschweigen nicht mitgemacht und sein ceterum censeo wäre gewesen: Her mit dem katholischen Cultusminister, im Namen des heiligen Stephany!

Auf dem Wege des freisinnigen Parteiinteresses aber lag diesmal solche Logik nicht und deshalb wurde der Jude Marx verbrannt. Er soll unfähig gewesen sein und diese Unfähigkeit eines angeblich nur mit der Scheere und dem Gummipinsel beschäftigten Redacteurs soll sich, merkwürdig genug, erst nach drei Jahren in ihrem unerhörten Umfange herausgestellt haben. Er soll auch ein „ungeregeltes“ und „übernächtiges“ Leben geführt haben und darüber wurde leider der unter Herrn Stephany's Oberaufsicht den so zu sagen feuilletonistischen Theil der Tante bearbeitende Herr nicht befragt, dessen Zeugenaussage mitleidige Nächstenliebe für einen im Joche Stöhnenden bedecken mag; sonst hätten die erschreckten Philister erfahren, daß der gestrenge Herr Stephany, der früher selbst ein toller Christ gewesen sein soll, es ein ungeregeltes und übernächtiges Leben nennt, wenn zwei junge Studenten a. D. das harmlose akademische Schoppenstechen beim Sedlmayr oder im Pschorrbräu bierfidel fortsetzen. Dagegen wurde für die Unfähigkeit allerdings ein zwingender Beweis vorgebracht. Marx hat nämlich, man denke! in der Zerstreuung des ersten Tages nach den Ferien eine Notiz zweimal in die Oberredaction gegeben. Und das nennt man bei den deutschen Zeitungschreibern eine Doublette, und nach „dem Vorkommniß mit der Doublette“ ist Herr Stephany „sehr böse gewesen“ und er hat „die Hoffnung aufgegeben, daß die Stellung des Herrn Marx haltbar sei.“ Ist das nun ein Beweis oder nicht? Zwar ist der Chefredacteur, wenn er schon nicht deutsch schreiben kann und ein schlechtes Zeugengedächtniß hat, doch recht eigentlich dazu da, um Doubletten zu vermeiden. Wäre aber die Steuernotiz wirklich zweimal in die Vossische gelangt, dann war das sicherlich viel, viel unheilvoller, als etwa die ostafrikanischen Wippchenberichte oder die Gehörirrthümer des Musikkritikers, über die Tantchen unverzagt die schützenden Fittige breitete. Der Leiter der Vossischen bringt „nur Artikel, die gewissermaßen aus seiner innersten Ueberzeugung herausgeschrieben“ sind. Aus der innersten Ueberzeugung des Herrn Stephany aber wohl die naturalistischen Kunstberichte des conservativen Meisters Theodor Fontane (monatliches Gehalt: 200 Mark!) und die spießbürgerlichen Wohlanständigkeiten seines Nachfolgers herausgeschrieben; auch die Handelsberichte des von Otto Glagau und Mehring ohne Retouche photographirten Herrn Julius Schweitzer konnte die über den Wassern schwebende Verantwortlichkeit noch decken und es ruhig hinnehmen, wenn Herr Engel, der einst gegen Bayreuth wetternde Musikpapst, mit seinem Lobe Sänger bedachte, die gar nicht gesungen, aber inzwischen Gesangstunden genommen hatten. Alle diese Männer sind tüchtig und brauchbar; untüchtig und unbrauchbar ist allein Herr Marx, der Doubletten-Sünder, und er allein ist verdammt.

Mir aber, ich kann nicht dafür, erscheint diese ganze Gesellschaft, wie eine einzige große Doublette: Diese Partei, die frei und sinnig genug ist, wider besseres Wissen allerhand schmutzige Geschichten todtzuschweigen und ihren kleinlichen Fraktionskniffen Menschenschicksale zu opfern; dieser Erbe Lessing's, der im entscheidenden Punkte seiner zur Beruhigung jüdischer Abonnenten und Inserenten erlassenen Erklärung sich irrt und in der Hast dann alle drei Ringe auf einmal an die Männer bringen will; dieser Chefredacteur, der es für undenkbar erklärt, daß ein nicht auf dem Boden des Protestantenvereins Stehender verantwortlich zeichne, und der es doch miterlebt hat, wie der verstorbene Redacteur Dumas, ein Atheist von reinstem Wasser, den keine Macht der Erde zur Ablegung des christlichen Eides bewegen konnte und der sich deshalb sogar dem Geschworenendienst entzog, zu wiederholten Malen und Wochen lang in Vertretung des auch damals Stephany heißenden Chefredacteurs, die Vossische zeichnete — Probenummern stehen zur Verfügung —; nochmals dieser Chefredacteur, der vor Unfähigkeit radotirt, während er selbst nicht im Stande ist, auch nur einen druckfähigen Artikel zu schreiben —: lauter Doubletten, lauter Geschichten, die ich schon einmal gelesen haben muß; ich weiß nur nicht,

Digitized by Google

ob es in Hackländer's europäischem Sclavenleben, in den Pickwickiern von Dickens oder in Bismarck's Reden war.

Der Geheime Justizrath Lessing ist ein Großneffe von Gotthold Ephraim, dem ersten deutschen Publizisten, und in ähnlichem Verwandtschaftverhältniß steht Herr Marx zu dem Theoretiker des Sozialismus, zu Karl Marx, dem Ankläger des Kapitals. Wenn die beiden Männer im Journalistenhimmel, wo man ein äußerst ungeregeltes und übernächtiges Leben führen soll, die Berichte über diesen denkwürdigen Prozeß gelesen haben, in der Vossischen der Eine, im Vorwärts der Andere: ich fürchte sehr, daß es dann mit dem vom Professor Erich Schmidt so beredt gepriesenen preußischen Liberalismus Lessing's ein rasches Ende nehmen und daß der göttlich grobe Kritiker einen Anti-Stephany und Genossen schreiben wird, — aber nicht für den Verlag der Vossischen Erben und der Lessing'schen Doubletten. Apostata.

Dramatische Aufführungen.

„Der Hungerthurm." Schauspiel in drei Aufzügen. Nach dem Englischen des Henry Arthur Jones von Gustav Kadelburg. (Deutsches Theater.) — Noch einmal Eugène Scribe. — „Das neue Programm." Volksstück in drei Akten von Kempner-Hochstätt und William Schumann. (Wallner Theater.)

Die Pariser Theaterwoche, die mit den Montagkritiken über Ibsens Hedda Gabler begann, wird mit Festartikeln zu Ehren Eugène Scribes ihren Abschluß finden. Denn unmittelbar fast, nachdem die perverse Generaltochter an der Hand des fein und klug ihre Sehenswürdigkeiten erläuternden Jules Lemaitre die Bühne des — Vaudeville beschritten hatte, hieß es zum hundertjährigen Geburtstag des würdigen Scribe rüsten. Das ist von ungefähr gelungen und ich möchte gleich wetten, daß Papa Sarcey im „Temps" vom nächsten Montag den lebendigen Ibsen vor dem Altar des todten Scribe, unter erhebenden Verwünschungen gewiß und mit der geziemlichen Feierlichkeit, verbrennen wird. Und weil auch bei uns man den szenischen Tausendkünstler nur noch aus der Ibsen-Perspektive zu betrachten gewöhnt ist, deshalb dürfen auch wir des witzigen Zufalles uns freuen, der in der geistigen Heimath des Scribe ihm gerade jetzt den Ibsen zur Seite gestellt hat, dem Theaterbeherrscher von vorgestern den Pionier der Dramatik von übermorgen.

Wenn Francisque Sarcey der typische Vertreter und der repräsentative Mann des gallischen Geistes, des esprit de clarté et de netteté, wäre, dann brauchten wir, für Frankreich wenigstens, um eine vergleichende Abschätzung der beiden Persönlichkeiten nicht erst lange uns zu bemühen. Denn für Sarcey gibt es nichts Höheres als: Le verre d'eau, La camaraderie, Une chaine, Bataille des Dames, Bertrand et Raton, und die übrigen Kunststücke des fruchtbaren und fixen Eugène. Kaum eine Woche vergeht, ohne daß im Temps Scribe als Erzieher empfohlen würde, und in seiner ungewöhnlich thörichten Besprechung der Hedda Gabler, in einer Besprechung, die in Berlin gedruckt sein dürfte, sagte Sarcey es gerade heraus, nun möchte man ihn und die ville-lumière doch gefälligst mit allen diesen fremdbürtigen Wunderthieren verschonen, mit Shakespeare und Goethe, mit Ibsen und Maeterlinck, und im Hintergrunde dieser fidelen Entrüstung stieg leuchtend wieder einmal das Bild des seligen Scribe auf: Ah! mes enfants, il n'y a que lui, et le jour viendra où . . und so weiter. Wirklich: ich übertreibe nicht, Sarcey feiert Scribe auf Kosten Shakespeares und er ist damit nur consequenter und weniger autoritätgläubig als unser jetzt leider verärgerter Herr Frenzel, der von jeder ernsthaften und nicht ganz wasserklaren Bühnenarbeit nach den Freuden der Theaterepoche Puttlitz-Lindau-Lubliner sich zurücksehnt, ohne doch gütigst zu bedenken, daß auch der Hamlet ein Stück „verzwickter" Psychologie ist, dessen Held „nach Dalldorf" gehört, und daß ein nur etwas radicalerer und weniger pietätvoller Frenzel den Macbeth recht wohl als eine „dramatisirte Criminalnovelle" bei Seite stoßen dürfte. Aber Sarcey, der als ein ausgezeichneter Theaterpraktiker ja von Rechts wegen für Scribe schwärmen muß, ist in seinem Kunstempfinden für Paris nicht viel mehr typisch als etwa Frau Buchholzen für Berlin: trotz seinen blitztrivialen Einwendungen ist Shakespeares Widerspänstige — vom Uebersetzer Paul Delair mit dem guten Titel der mégère apprivoisée versehen — im Hause Molières ein Zugstück geworden, die Ibsen-Conferenz Lemaitres hat nicht Enthusiasmus nur, sondern auch Verständniß gefunden und Scribe ist ein todter Mann, den die ernste literarische Kritik, den selbst Ferdinand Brunetière in der Revue des deux mondes nur halb mit Erbarmen noch lobt. Die Theaterzustände sind ungefähr gleich, an der Seine wie an der Spree: die alte Form zeigt Sprünge und Risse an allen Ecken, und da die neue nicht fertig werden will, geht man den großen Hammerschwinger aus Skien in Norwegen um Rath und Hilfe an. Ibsen und kein Ende, rufen die Alten und verweisen auf klassische Muster, worauf von den Jungen ihnen mit Molière erwidert wird: Les anciens sont les anciens et nous sommes les gens d'aujourd'hui. Nur haben, mit patriotischem Schmerz muß es bekannt sein, die Leute von heute in Paris mehr Talent als in Berlin.

Mir ist da neulich ein Buch in die Hände gefallen: Lectures choisies de Jean-Jacques Rousseau*), und von dem möchte ich gern hier ausgehen. Da stehen nämlich auch die Aussprüche Rousseaus über das Theater verzeichnet und die haben mich veranlaßt, die betreffenden Stellen in der Nouvelle Héloïse und die Lettre sur les spectacles nachzulesen. Daß Rousseau, der die Weltdinge ungefähr mit den Augen des durch Voltaire berühmten Huronen ansah, die theatralischen Kunstspielereien mit der gleichen Verachtung bedachte, wie heute es der vom Wagner geheilte Nietzsche thut, das ist eigentlich selbstverständlich und bedarf keines Commentars. Interessant aber war für mich die Wahrnehmung, daß die bretterne Welt zur Rousseauzeit fast genau so aussah wie hundert Jahre später — vor Ibsen. Setzen wir für Corneille, Racine und Voltaire die schillernden Säulendichter und den Wildenbruch der Karolinger, und der Chevalier de Saint-Preux könnte 1880 gesagt haben: Communément tout se passe en beaux dialogues bien agencés, bien ronflants, où l'on voit d'abord que le premier soin de chaque interlocuteur est toujours celui de briller. Presque tout s'énonce en maximes générales: quelque agités qu'ils puissent être, ils songent toujours plus au public qu'à eux-mêmes; une sentence leur coûte moins qu'un sentiment. Setzen wir für Regnard, Marivaux, Gresset, Piron unsere Lustigmacher Puttlitz, Lindau, Lubliner und den Lieutenantschwank Mosers, der Begabtesten in Reih' und Glied, und abermals könnte unser Chevalier von Rousseaus Gnaden zwischen 1870 und 80 gesagt haben: Maintenant on copie au théâtre la conversation d'une centaine de maisons de Paris. Hors de cela, on n'y apprend rien des moeurs des Français: Il y a dans cette grande ville cinq ou six cent mille âmes dont il n'est jamais question sur la scène . . . . . C'est ainsi que la sphère du monde et des auteurs se rétrécit; c'est ainsi que la scène moderne ne quitte plus son ennuyeuse dignité; on n'y sait plus montrer les hommes qu'en habit doré. In diesem ungünstigen Urtheil begegnete der Sozialkritiker Rousseau dem literarischen Kritiker Diderot, und hätten 1880, als das Adligen-Lustspiel umging, Lessing und Tolstoi einen Rundmarsch durch unsere Theater angetreten, sie würden zu keinem anderen Resultat gekommen sein: würdige Langeweile und blutarme Frivolität ringsum; nur in Oesterreich regte sich Anzengruber und in Berliner Possenreißereien suchte L'Arronge wieder eine volksthümlich derbe Moral zu verpacken.

1789 kam die Revolution, 1880 ging es glimpflicher ab, denn es kam nur die freie Bühne und das soziale Drama mit Tendenzen à la Rousseau und Tolstoi. Aber auch 1784 war das soziale Drama gekommen, allerdings in dem heute verpönten Gewande des Geistreichthums: der Figaro von Beaumarchais. Und wer weiß, ob nicht die Nachkommenschaft des Grafen Almaviva den Männern und Frauen von Sodom W. merkwürdig ähnlich gesehen hätte, wäre nicht erstens der Robespierre zu Fuß, zweitens der Robespierre zu Pferde, genannt Napoleon, drittens die Restauration und viertens die Romantik hereingebrochen, die den Hervenculus wenigstens in berauschter und berauschender Lyrik fortpflegte. In dieser harten und obligatorischen Volksschule aber hatte die einst so kampflustige Bourgeoisie mit bedächtiger Schnelle die guten schlechten Manieren der von Tocqueville gestriemten Chevallerie angenommen, sie wollte was Gut's in Ruhe schmausen und, auch darin faustisch, sie commandirte den Poeten: Nur daß die Kunst gefällig sei! Wie die Thräne auf den herben Zwiebel mußte auf die romantische Trunksucht eine Periode den wohlanständigen Temperenzlerei folgen, auf Wüstheit Klarheit, auf Ueberschwang sittige Mäßigung, auf Victor Hugo: Ponsard, auf Musset: Feuillet, auf George Sand: Eugène Scribe. Sie alle gewannen überreichlichen Beifall; Scribe allein gewann obendrein noch ein stolzes Herrenschloß, von dessen nahe bei Paris ragender Façade den Wanderer die Inschrift grüßte:

Le théâtre a payé cet asile champêtre;
Vous qui passez, merci! Je vous le dois peut-être!

Wie dieser Gelderfolg zu Stande kam? Zwei Seelen wohnten auch in Scribes Brust, doch beide hielten in derber Liebeslust sich an die Welt, mit klammernden Organen. Während der großen Revolution, in dem durch Goethes Weimarer Directionbeginn schon bedeutenden Theaterjahre 1791, war er geboren, am stillen Weihnachtheiligabend, als wollte der liebe Herrgott sagen: Heute braucht nicht gespielt zu werden; paßt auf, Ihr Theaterleute, heute wird Euch der Heiland geboren. Und der kleine Messias wuchs auf und ward groß und erlebte die Julirevolution und den Sieg der Romantik: Seele Nummer eins regte sich klug, sagte dreizehn, wo Victor Hugo selbst nur zwölf gesagt hatte, und schuf für Auber und den Altersgenossen Meyerbeer jene berühmten Textbücher, die der klassischen Oper eine Bartholomäusnacht und eine Dragonade zugleich beibrachten und die grand opéra mit Ballet und Sensationen zum geräuschvollen Leben entbanden. Von diesem Theil der Scribekunst ist bei der Meyerbeer-Feier hier gesprochen worden. Als aber bald darauf es stiller wurde in der Welt, als die parlamentarische Periode des Bürgerkönigthums anbrach und Louis-Philippe seinen Regenschirm spazieren führte, da entdeckte auch Meister Eugène sein gut bürgerliches Herz, da regte sich Seele Nummer zwei und der Schöpfer der großen Oper schuf nun auch die große Intriguenkomödie mit doppeltem Boden: Adrienne Lecouvreur, die Märchen der Königin von Navarra, Feenhände, Minister und Seidenhändler, und wie die unterhaltenden Nippes sonst noch heißen mögen, die so reichlich und flink aus der leistungsfähigen Fabrik von E. Scribe & Co. hervorgingen. Mit diesen beiden Eisen im Feuer: dem rothglühend und zischend romantischen für die Oper, dem sänftiglich abgekühlten fürs Schauspiel, hat Scribe der constitutionellen Delila die Locken gebrannt und über diese Coiffeurthätigkeit ist er zum reichen Manne und Schloßherrn geworden.

Daß er ein großer Erfinder war, einer der Größten, die die Theatergeschichte aller Zeiten kennt, das ist von Verständigen nirgend bestritten. Auch das leugnet beinahe nur noch Sarcey, daß er ein großer Verderber war, weil er die Intrigue verwickelte, Leidenschaft und Charak-

*) Mit Noten von M. Rocheblave, Verlag von Armand Collin, Paris 1891.

Digitized by Google

teristik als entbehrlichen Ballast über Bord warf und auf leichtem Kahn das amusirende, durch gedrängte Ereignisse und complicirte Abenteuerlichkeiten erregende Theaterstück einschmuggelte. Aber hatten nicht schon Regnard und Marivaux, Beaumarchais selbst mit umständlichen Intriguen kokettirt? Scribe verstand diese szenische Kunst besser als irgend ein Anderer und Brunetière sagt deshalb treffend von ihm: On aime à faire ce que l'on fait bien; et, quand on sait »faire« une pièce, on se donne volontiers le plaisir de la »faire«, seulement pour la »faire.« Tout art a ses virtuoses, dont il faut savoir reconnaître et louer le mérite. Es fällt mir auch gar nicht ein, dieses Verdienst Scribes zu verkleinern; ich glaube vielmehr, der amusante Erfinder, der alte Dumas der Komödie, wird bei uns längst nicht nach Gebühr anerkannt: wir könnten herzlich froh sein und unsere Thespiskärrner dürften Hosianna singen, wenn ein neuer Scribe morgen, oder heute lieber noch, aufstände und den Tropfen Gift im Glas Wasser ertränkte. Nur als großes Muster soll man ihn nicht uns und als leuchtendes Vorbild aufstellen, nur nicht den Jungen alltäglich vorwimmern: Das allein ist Theater, so war es und so wird es immer sein. Denn es war nicht immer so und wird nicht immer so sein; Shakespeare und Molière haben gelebt und Ibsen steht noch auf festen Beinen. Auf dem Theater herrscht die große Kunst, die den Menschen anschaut und in bewegter Handlung, in der Entfaltung seines vom Fatum, von sozialen oder persönlichen Verhältnissen, von erblicher Belastung oder vom vielberufenen Milieu beschränkten Willens die charakteristische Besonderheit seines Wesens erkennen läßt, ohne der Hilfsmittel zufälliger Geschehnisse und weitschichtiger Intriguen zu bedürfen. Im Theater sucht aber gleichzeitig eine bunte, müde und in geschäftigem Einerlei abgeplagte Menge Zerstreuung, und für die muß es auch solche Scribes geben, die gefällig zu unterhalten und ohne allzustarke Opiate zu betäuben wissen. Unsere sehr modern sich dünkelnde Kritik vergißt, daß es doch auch modern ist, mit Lachgas beim Zähneausziehen zu operiren.

Scribe, das ist wahr, gab in seinem eleganten Coiffeursalon nur selten sich mit Zähneausziehen ab. Mitunter aber that ers doch und dann behandelte das behende Männchen seine snobistischen Kunden nicht so glimpflich, wie man gern glauben möchte, weil immer man die Legende der Wirklichkeit vorzieht. Ein gewerbmäßiger Schönfärber war der Mann nicht, der in der camaraderie Streberthum und Cliquenwesen, in den Feenhänden den müßig bummelnden Adelstolz, im Damenkrieg die Polizeiweisheit, im Glas Wasser gar das gekrönte Gänschen und, ach wie oft, die Pfiffe und Kniffe der Diplomatie verspottet hat. Radikal freilich war er durchaus nicht, er plombirte lieber und ließ sogar kranke Wurzeln stehen, weil er, weniger optimistisch als der Operateur mit der idealen Forderung, nicht leicht daran glauben mochte, daß der recht alten Gesellschaft nun noch neue Weisheitzähne wachsen sollten. Ueber die Gesellschaft seiner Zeit, deren bourgeoise Wünsche und Vorurtheile er sorglich schonte, sah er nicht hinaus, er war kein trouveur de sources, sondern ein amuseur, und während aus den neuen Schichten das erste unzufriedene Murren und Grollen heraufklang, während der Zusammenbruch der monarchischen Staatform unterirdisch sich vorbereitete, that er wie Wotan, als schon die Riesen gegen Walhall rüsteten, mit Mime that, dem Zwergen: er saß mit seinem amusirt und betäubt sein wollenden Publikum am behaglichen Feuer und vergnügte sich und die Hörer durch Räthselspiele, ganz verschmitzte, durch schlaue Intriguen und Taschenspielertrucs, die dann fix und elegant, ohne Balancirstange, nur durch Fingerfertigkeit, gelöst wurden und erklärt, daß die Betrachter Mund und Nase noch zu den Ohren aufsperrten über solche nie erschaute Geschicklichkeit. Er war ein ausbündiger Rechenmeister und Niemand, selbst sein Sohn und Rechtsnachfolger Sardou nicht, konnte wie er die Volte schlagen. Er war der erste Tantièmedichter, in dessen Fabrikbetriebe unzählige Kleinmeister beschäftigt wurden, der vollkommenste Ausdruck der französischen Bourgeoisie aus der Zeit vor dem zweiten Kaiserreiche; und der Baron Haußmann, der dann Paris mit neuen Prachtquartieren und Straßenzügen schmückte, der war der eigentliche Erbe der Erfindungkunst des Komöden und Vaudevillisten: Beide verstanden es meisterhaft, aus oft brüchigem und unsicherem Material äußerlich glänzende Wunderbauten aufzurichten. Heute schon aber lagert auf der Scribe-Welt dicker Staub, der Schwamm sitzt im Gebälk, und wenn man die spekulativen Miethkasernen den befremdlichen Nordlandhütten Ibsens vergleicht, dann fühlt man sich versucht, Goethes Wort über Voltaire und Rousseau zu modernisiren: Mit Scribe endet, mit Ibsen beginnt eine Weltepoche. Dort eine müde, mechanische Beweglichkeit und ein oft greisenhafter Witz; hier eine Dämmerstimmung, ein Sehnen nach zögernden Sonnen, die fröstelnde Unsicherheit des Morgengrauens.

Daß wir deshalb noch längst keine Berechtigung haben, hochmüthig auf die Glanzzeit der Scribe-Kunst hinabzublicken, dafür zeugt unsere heutige Theaternoth. Fünfmal an drei Feiertagen ist auf den Anschlagzetteln unserer ersten Bühnen der Name des Herrn Kadelburg als eines Stückeschreibers erschienen. Nun ist Herr Kadelburg sicherlich ein kluger und geschickter Theaterkenner, seine literarischen Fähigkeiten aber und seine Gaben als Finder und Erfinder konnten doch nur in den Tagen eines schlimmen Nothstandes so reichliche Anerkennung finden. Das Niveau unserer Theater senkt sich eben immer mehr, und so durfte Herr L'Arronge es denn wagen, über einer militärischen Polterabendposse und einer englischen Vorstadtkomödie uns den Weihnachtbaum anzuzünden.

Für die recht unterhaltsame Posse „In Civil" ist Herr Kadelburg allein verantwortlich, das wundersame Schauspiel vom „Hungerthurm" hat er nach dem englischen Drama „Judah" des Henry Arthur Jones bearbeitet. Herr Jones ist jener frühere Stadtreisende und jetzige Dramatiker, dessen vom Londoner Shaftesbury-Theater berühmtem Volkstücke „The Midleman" es in Berlin, wo man es „Arbeit" betitelte, so schlecht erging. Das Rezept ist in beiden Stücken genau das gleiche: mit allen Mitteln, auch den übelsten, wird in der Haupthandlung auf brutale Spannung hingearbeitet, während für die Erheiterung eines verehrlichen Publikums ein nebenher laufendes Clownpaar zu sorgen hat. Und war im „Middleman" die soziale Frage und die Schädlichkeit des Zwischenhandels als Stuckaufputz verwendet worden, so spuken um den „Hungerthurm" alle Klopf- und Wurfgeister des Spiritismus herum. Im Grunde handelt es hier wie dort sich um eine bejahrte Liebesgeschichte im Stil der tugendhaft aufregenden Gouvernantenromane.

Ein steinreicher Lord hat eine schwindsüchtige Tochter, die von allen ärztlichen Autoritäten aufgegeben ist. Als er von den Wunderkuren einer herumziehenden Hungerkünstlerin vernimmt, entschließt der geängstete Vater sich zu einem letzten Versuche. Und richtig: drei Monate nach der ersten Bekanntschaft mit dem Wundermädchen Mary Dethic ist die kleine Eve geheilt und kreuzfidel. Wie kommt das? Ich weiß es nicht, Mister Jones weiß es auch nicht und Herr Kadelburg erst recht nicht. Aber der große Mediziner, der durch das Stück raisonnirt, der meint, solche zufällige Heilungen kämen mitunter vor. Er muß es wissen und ich muß ihm glauben. Nicht ihm aber und nicht der englisch-deutschen Firma muß ich glauben, daß die Tochter eines mit allen Wassern gewaschenen Jahrmarktkünstlers und Schaubudenschwindlers der leibhaftige Weihnachtengel sein kann, in dessen holder Gestalt Mary Dethic sich uns einzuschmeicheln versucht. Das süße Kind nämlich, das Jahre lang ohne Nöthigung den einträglichen Wunderschwindel des biederen Papas mitgemacht hat, ist nach der Aussage der Entlastungzeugen Jones und Kadelburg rein und engelhaft geblieben. Viele Zuschauer fanden das rührend; noch rührender, daß Mary mehrere Tage nichts zu essen bekam; und am allerrührendsten, daß ein schöner anglikanischer Pfarrer das geistliche Gewand abthat, um mit der entlarvten, aber auch schönen Schwindlerin einen auf Wahrheit begründeten Bund zu schließen, nachdem er das Bräutchen vorher durch fromme Lügen wacker unterstützt hatte. Ich habe den Verdacht, der entgeistlichte Herr möchte bald unter veränderter Firma mit seiner Mary Vaters Wunderkram fortsetzen, — denn schließlich kann man von der Liebe allein doch nicht leben und weit eher schon durch Hungerkünste fett werden. Und ich habe den andern Verdacht, die dreiaktige That von Jones-Kadelburg könnte alle Verehrer von Geheimmitteln und Sympathiekuren in ihrem gläubigen Vertrauen bestärken, — denn „etwas muß doch wohl daran sein, da die kleine Lady ihre rothen Backen wieder hat."

Das grobe Vorstadtstück, das zwischen verstiegener Pathetik und derbster Burleske stillos einherschwankt, wurde von dem Regisseur des „Deutschen Theaters" mit liebevollerer Zärtlichkeit behandelt als der cyclische Goethe und die neuen Dramen weniger befreundeter Autoren. Aus der glatten und wohlanständigen Aufführung ragte die geniale Karikatur hervor, die Herr Engels als Papa Dethic auf eigene Kosten kestritt. Dem Stücke wurde eine nicht unfreundliche Aufnahme zu Theil, erstens weil es „mal was Anders" brachte, und zweitens, weil es durch keine Pause zerrissen war. Auf die Bedeutung der Pausen für den Verlauf der ersten Vorstellungen habe ich schon neulich hier hingewiesen und Herr L'Arronge hat nun die Probe auf das Exempel gemacht. Erst nach dem Abschiede vom Hungerthurm konnten die guten Leute in den Wandelgängen von Wissenden vernehmen, daß sie über ein Stück sich amusirt hatten, das vor etlichen Wochen in Frankfurt mit Pauken und Trompeten abgefallen war. Das gab denn eine böse Weihnachtüberraschung für die auf ihren kritischen Spürsinn gar so stolzen Berliner. Ist es aber auch, das frage ich dreist, erlaubt, daß am Main man einen reiferen Kunstgeschmack zeigt als am grünen Strand der Spree? — Durch die Zeitungen ging neulich die Nachricht. Herr von Wildenbruch würde die „Sozialistischen Zukunftsbilder" des Herrn Eugen Richter dramatisiren. Die Nachricht war natürlich falsch; die Dramatisirung aber ist nun erfolgt und im Wallner-Theater haben wir sie, unter dem lockenden Titel „Das neue Programm", kennen gelernt. Ein sicherer Blick für Theaterwirkungen und gelungene Wortwitze lassen der Posse sich nachrühmen, für die Herr Guthery seine robuste Komik einsetzte; die aufdringliche Absicht aber, die proletarischen Bestrebungen auch mit den verwerflichsten Färberkünsten zu verhöhnen, verdarb hier wie in der Richteriade geschmackvolleren Zuschauern den Spaß. Daß ein begeisterter Sozialdemokrat durch eine Erbschaft zum neuen Programm des „rücksichtlosen Ausbeuters" bekehrt werden kann ist möglich; daß diese Wandlung sich im Handumdrehen vollzieht, ist unwahrscheinlich; daß aber gar der Arbeiter mit der Maschine, an der er doch grau und mürbe geworden ist, nicht so gut umzugehen versteht, wie der leichtlebige Fabrikant, das ist keine satirische, sondern eine läppische Voraussetzung. Gerade die ehrlichen Gegner des Sozialismus sollten dergleichen gefährliche Täuschungen nicht unterstützen und die Possendichter ersuchen, weniger Richter und mehr Paul Goehre zu lesen. M. H.

Notizen.

Classisches und Romantisches aus der Tonwelt. Von La Mara. (Leipzig, Breitkopf & Härtel.) Erinnerungen an und ungedruckte Briefe von Beethoven, die Musikergräber in Wien, Ungedrucktes von Spohr, Marschner, Liszt, Volkmann (lustige Briefe an seinen unglücklichen Librettisten Foglar), Neues zu Schubert's Biographie und zur Erinnerung an Ad. Henselt — ein reiches Füllhorn bietet die Verfasserin allen Musikfreunden dar. Alles ist interessant, geistvoll dargestellt und unterhaltend gestaltet. Selbst ein ganz musikfeindlicher Leser würde seine Freude daran haben.

Digitized by Google

Inserate.

Eine im **Uebersetzungsfache bewanderte Dame** übernimmt Uebersetzungen a. d. Engl. u. Franz. u. and. lit. Arb. Meld. sub **R. 3538** beförd. **Haasenstein & Vogler A.-G., Königsberg i. Pr.**

Verlag von Wilhelm Engelmann in Leipzig.

Soeben erschien:

Anthropogenie

oder

Entwickelungsgeschichte des Menschen.

Keimes- und Stammesgeschichte

von

Ernst Haeckel,

Dr. phil., Dr. med., Dr. jur., Professor an der Univ. Jena.

Vierte, umgearbeitete und vermehrte Auflage.

Mit 20 Tafeln, 440 Holzschnitten und 52 genetischen Tabellen.

2 Bände. gr. 8. geh. ℳ 16.—; geb. ℳ 19.—.

Verlag von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Felix Dahn,

Erinnerungen.

2. Buch. Die Universitätszeit.

1—3. Aufl. 628 S. 8°. geh. 10 ℳ, geb. 11 ℳ.

Dieser Band bringt die Darstellung der vier Jahre des Studiums an den Hochschulen München und Berlin 1850—1854, aber auch gar manches Bild aus dem Geistes-Leben in jenen Städten auf dem Gebiete der Philosophie, der Rechtswissenschaft, der Bühnen und der Dichtung. Auch seine Fahrten in den heimathlichen Bergen von 1848 bis 1862 hat der Verfasser hier zusammengestellt. Endlich hat er sich recht deutlich über Mißstände an den deutschen Hochschulen, zumal über den Betrieb des Rechtsstudiums in Preußen, ausgesprochen.

Soeben erschienen: **Humoresken von Julius Stinde.** Allen Freunden des Humors empfohlen! Geheftet 3 Mark, gebunden 4 Mark. Zu beziehen durch **Gsellius**, Berlin, Mohrenstraße 52.

Am halben Ladenpreis!

Sanders, Wörterbuch der deutschen Sprache mit Ergänzungswörterbuch. 4 Bde. Halbfr. Neu! ℳ 50.—.

Sachs-Villatte, Encyklopädisches Wörterbuch der deutschen und französischen Sprache. 2 Bde. Neu! ℳ 40.—.

Hirth, Kulturgeschichtliches Bilderbuch aus drei Jahrhunderten. 6 Bände in Juchten. Neu! ℳ 100.—.

Bestellungen gegen Postnachnahme an **C. Rudloff** in **Berlin** W., Culmstraße 8.

Soeben ist erschienen:

Dante's Hölle, der göttlichen Komödie erster Theil. Uebersetzt von **Alfred Wassermann.** 8°. Geheftet 5 M., eleg. Leinwd. 6 M.

Diese neue Dante-Uebersetzung zeichnet sich aus durch möglichst treue Wiedergabe des Inhalts und zwar sowohl des so große Schwierigkeiten bietenden Wortsinnes als auch des sachlichen Gehalts und dann durch möglichst treue Wiedergabe der Form, des Versbaues durch Beibehaltung der Terzinen und des Ausdrucks und Kolorits der schlichten großen Eigenartigkeit des Originals. Wir empfehlen dieselbe allen Danteverehrern!

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und gegen Einsendung des Betrages von

Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg.

In keiner Familie sollte fehlen: **Die Neue Musik-Zeitung.**

Illustr. Familienblatt, bringt eine Fülle des besten unterhaltenden Stoffes, Belehrendes aus allen Gebieten der Tonkunst. Ausserdem im Jahre **64** (gr. Oktav-) Seiten auserles. Musikpiecen hauptsächlich Klavierstücke u. Lieder, sowie als Extrabeilage: Dr. Svobodas illustr. Geschichte d. Musik. Preis ¼jährl. (6 Nr.) nur **Mk. 1.—** Man abonniert bei jed. Buch- u. Musikalhdl. od. Poststelle. Probe-Nummern gratis u. franko durch den Verleger **Carl Grüninger, Stuttgart.**

Neue Musik-Zeitung.

Soeben erschien als **37. Band** der **Grote'schen Sammlung:**

Die Gedichte

des

Großfürsten Constantin.

In freier Nachbildung

von

Julius Grosse.

Preis cart. 3 Mark, elegant gebunden 4 Mark.

In den Gedichten des Großfürsten Constantin spricht sich ein ganz ungewöhnliches Talent aus, das unzweifelhaft auch bei uns unbefangene Anerkennung finden wird.

Berlin S.W., Bernburgerstr. 35. **G. Grote'scher Verlag.**

Neuer Roman von Theophil Zolling.

Soeben ist bei mir erschienen und nehmen alle Buchhandlungen Bestellungen an:

Coulissengeister

Roman von Theophil Zolling

2 Theile in einem Bande

Preis: Geh. M. 6.—, Gebunden M. 7.—

Der neue Roman des beliebten Erzählers hat bei seinem ersten Erscheinen in einer Reihe großer Tagesblätter (Berliner Nationalzeitung, Wiener Fremdenblatt, Hamburger Correspondent ꝛc.) viel Aufsehen erregt, sodaß die Buchausgabe mit Spannung erwartet wird. Der Roman spielt in Wien, Berlin und auf westpreußischen Rittergütern und enthält eine ganze Gallerie leicht erkennbarer Gestalten aus unseren hocharistokratischen und Theaterkreisen. Ein Berliner Blatt äußerte, daß das deutsche Bühnenleben, welches besonders in Theaterstücken immer gefälscht und geschmeichelt zur Erscheinung gelange, in Zolling's „Coulissengeistern" zum ersten Male ein umfassendes Abbild von packender Wahrheit, köstlichem Humor und künstlerischem Werthe gefunden habe.

Leipzig. **H. Haessel, Verlag.**

Angela Borgia

Novelle

von

Conrad Ferdinand Meyer

Verlag von **H. Haessel** in **Leipzig**

Preis: Geheftet M. 4.—, Leinwdbd. M. 5.—, Halbfrzbd. M. 7.—

ist wohl das interessanteste Buch der Jetztzeit, das jeder Freund der Literatur wird kennen lernen wollen.

Hierzu eine Beilage: Einladung zum Abonnement auf „Die christliche Welt" und „Chronik der christlichen Welt" aus dem Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig.

Redaction: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig. **Expedition:** Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 2. Berlin, den 9. Januar 1892. Band XLI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt:

Die Nothlage in Rußland, ihre Ursachen und Folgen. Von Wilhelm Henckel. — Neues über das Tuberkulin. Von Dr. med. Hugo Bernheim (Würzburg). — **Literatur und Kunst:** Martin Greif und das vaterländische Schauspiel. Von Arnold Fokke. — Psychologie der Suggestion. Von Carl du Prel. — **Feuilleton:** Winter. Von Georges de Peyrebrune. — **Aus der Hauptstadt:** Nachklang vom Mozart-Cyclus. Von Heinrich Roeckner. — Berliner Architektur. Von Cornelius Gurlitt. — Offene Briefe und Antworten: Carnot und Theodor Körner. Von Friedrich Latendorf. — Notizen. — Inserate.

Die Nothlage in Rußland, ihre Ursachen und Folgen.

Von Wilhelm Henckel.

Die gegenwärtig in Rußland herrschende Noth hat einen sehr hohen Grad erreicht und droht noch weit größere Dimensionen anzunehmen, es kann daher eine so außergewöhnliche Erscheinung nicht durch eine einfache Mißernte erklärt werden. Wir wollen nun den Versuch machen, den Ursprung dieser Katastrophe zu ergründen und die Wurzeln derselben bloßzulegen; vielleicht gelingt es uns dann auch die Folgen zu ermessen, welche daraus sowohl für Rußland, wie auch für uns entstehen können.

Man hört häufig die Behauptung, Rußland habe so große Flächen fruchtbaren Bodens, daß es nöthigenfalls ganz Europa mit Brot versehen könne, und die Getreidemassen, welche in den letzten Jahren ausgeführt wurden, schienen diese Meinung auch zu bestätigen. Wären nun diese fruchtbaren Ebenen stets den Anforderungen einer rationellen Landwirthschaft gemäß bearbeitet worden, so hätten sie allerdings noch viele Jahre hindurch nicht nur das eigene Land, sondern auch einen großen Theil der minderbegünstigten Nachbarländer mit den nothwendigsten Nahrungsstoffen versorgen können; da aber die russische Landwirthschaft leider nicht auf einer so hohen Stufe der Vollkommenheit steht, da ihr die meisten Eigenschaften mangeln, die zu einer gedeihlichen Entwickelung nothwendig sind, und da es ihr auch an Schutz und Pflege durch die dazu berufenen und verpflichteten Regierungsorgane gebricht, so ist sie thatsächlich nicht im Stande eine so hohe Aufgabe zu erfüllen. Es fehlt den russischen Landwirthen vor allen Dingen an Intelligenz und Kenntnissen; sie wirthschaften in der Regel jahrein, jahraus nach alter Schablone, saugen den Boden aus und scheinen gar nicht zu ahnen, daß eine so primitive Wirthschaftsmethode allenfalls dort geduldet werden kann, wo reichliches Neuland vorhanden ist, nicht aber da, wo dem Boden seit unvordenklichen Zeiten seine ursprüngliche Nährkraft entzogen wurde. Aber es sind nicht nur die russischen Landwirthe, welche den Ruin der Landwirthschaft verschuldet haben, sondern auch die Regierung ist daran schuld, weil sie sich für diesen wichtigsten Zweig der nationalen Oekonomie, auf dem doch das ganze Gedeihen, das Ansehen und die Macht des Reiches beruht, so wenig gekümmert hat. Dem Handel und der Industrie, die in Rußland eine weit geringere Bedeutung haben, widmete die Regierung ein viel größeres Wohlwollen, man kann sogar behaupten, sie habe durch Zollschutz, Subventionen und Aufmerksamkeiten aller Art des Guten schier zu viel gethan, während sie die Landwirthschaft nicht nur als Aschenbrödel behandelte, sondern sogar direct schädigte, indem sie ihr z. B. die nothwendigsten Geräthe und Maschinen, an denen in Rußland Mangel ist, durch hohe Zölle vertheuerte und dadurch deren Gebrauch beschränkte. Für den Unterricht in der Agricultur geschah fast gar nichts und die wenigen, auf landwirthschaftlichen Schulen gebildeten Oeconomen fanden bisher nur selten eine ihren Kenntnissen angemessene Stellung und Besoldung, so daß sie häufig gezwungen waren ihren undankbaren Beruf aufzugeben, um sich anderen, besser lohnenden Beschäftigungen zu widmen. Auch die landwirthschaftliche Technologie liegt in Rußland noch sehr im Argen, nur die Spiritusfabrikation und Branntweinbrennerei prosperiren, aber selbst die Butterbereitung und Käsefabrikation, diese primitiven landwirthschaftlichen Gewerbe, sind nur kümmerlich entwickelt.

Weit mehr noch als diese Ursachen des Verfalls der Landwirthschaft sind an der zunehmenden Unfruchtbarkeit des russischen Bodens die klimatischen Verhältnisse schuld. Es ist eine außerhalb Rußlands nur wenig bekannte und im Lande selbst leider viel zu wenig beachtete Thatsache, daß sich das Klima daselbst von Jahr zu Jahr verschlechtert. Die Kontraste zwischen Sommerhitze und Winterkälte werden größer, die Rückschläge in der Temperatur schroffer, nach den heftigsten Frösten treten plötzliche, unvermittelte Thauperioden und nach den heißesten Sommertagen kalte Nächte ein. Die Schneedecke schützt das Land nicht mehr in genügendem Maße und die fruchtbaren Sommerregen werden seltener, dagegen heftiger und verheerender. Warme Frühlingstage treten später, große Hitze dagegen tritt früher ein als in vergangener Zeit; der Schnee schmilzt rascher, der Boden saugt daher weniger Feuchtigkeit ein und die Trockenheit nimmt in gefahrdrohender Weise zu. Scharfe Ostwinde zerstören die keimenden Saaten, Wolkenbrüche und Platzregen entblößen das Land von seiner fruchtbaren Humusdecke, die zur Cultur geeigneten Flächen werden kleiner und der Flugsand, welcher sich in Folge des Mangels an regelmäßigen Niederschlägen bildet, bedeckt ungeheuere Strecken Landes. Diese Erscheinungen sind es hauptsächlich, in denen die geminderte Ergiebigkeit des russischen Bodens wurzelt, abgesehen von vielen anderen mehr oder minder bedeutenden Ursachen, die hier nicht alle aufgezählt werden können. Nur zwei derselben möchten wir noch etwas ausführlicher besprechen, da sie schon jetzt zu einer Kalamität ersten Ranges geworden sind und künftig noch größere Dimensionen anzunehmen drohen. Es ist erstens der seit einer langen Reihe von Jahren in ungeahntem Maße eingetretene Wassermangel. Die Flußgebiete der Wolga, Kama, Oka und Düna,

Digitized by Google

des Dnjepr, Don und sogar der sibirischen Ströme Obj und Jenißej, von anderen minder bedeutenden Wasserläufen abgesehen, leiden an einer in rapider Weise fortschreitenden unaufhaltsamen Versеichtung. Es ist dies eine Erscheinung, deren Folgen für das ganze Land geradezu unberechenbar sind. Am augenfälligsten ist schon jetzt die Störung und stellenweise gänzliche Stockung der Schifffahrt, welche in einem Reiche von so ungeheurer Ausdehnung und mit so schwach entwickelten Communikationsmitteln von eminenter Bedeutung ist. Mit der Versеichtung der Flüsse hängt unmittelbar der Mangel an Bewässerung jener ausgebreiteten, an den Thalufern liegenden Wiesenflächen zusammen, welche für die Ernährung des Viehes von so großer Bedeutung sind und die jetzt schon ein durchaus ungenügendes Quantum an Viehfutter liefern. In Rußlands südlichen Gouvernements, die in früheren Zeiten so reich an Wasseradern waren, herrscht gegenwärtig eine schreckliche Wassernoth, so daß sogar Trinkwasser häufig nur schwer zu erlangen ist. Damit hängt aber nicht nur die enorme Abnahme des Fischreichthums zusammen, welcher einen wesentlichen Beitrag zur Volksnahrung liefert, sondern auch die Zunahme von Ungeziefer aller Art und schädlicher Nagethiere, namentlich der Heuschrecken und Zieselmäuse, die furchtbare Verheerungen anrichten und zu schrecklichen Landplagen geworden sind.

Das Seichtwerden der Flüsse ist jedoch nur eines von den Symptomen jener fürchterlichen Krankheit, welche den ganzen Organismus des russischen Landes ergriffen hat; die Krankheit selbst ist — die Auszehrung. Das ganze russische Territorium leidet an einer abnormen Abnahme der Feuchtigkeit des Bodens und in Folge dessen an Entkräftung und Erschöpfung. Die unterirdischen Wasserläufe verschwinden in der Tiefe, das Klima wird kontinentaler und eine der unheilvollsten Wirkungen dieser Erscheinungen ist die Entstehung von Flugsand, welcher unabsehbare Flächen von Culturland bedeckt. Süd- und Ostrußland, namentlich aber die mittelasiatischen Besitzungen des Reiches leiden furchtbar unter dieser Kalamität. Es werden nicht nur viele Aecker, Felder und Wiesen, nicht nur Dorfschaften und Städte, sondern ganze Bezirke vom Triebsand verschüttet. In der inneren Kirgisenhorde ist z. B. ein Flächenraum von einer Million Deßjätinen (etwa 200 deutsche Quadratmeilen) vom Sande bedeckt und die Zunahme dieser Versandung ist daran zu erkennen, daß vor 40 Jahren fast die Hälfte dieser großen Fläche noch Weide- und Ackerland war. An manchen Stellen verdrängte der Triebsand die ganze Bevölkerung; große Salzseen sind total versandet, so daß ihre Ausbeutung eingestellt werden mußte; die zwischen Jenotajewsk und Astrachan entstandenen Sandhügel haben eine solche Ausdehnung erreicht, daß man gegen früher einen Umweg von mehreren Dutzend Werst machen muß. Das Eis der Wolgamündung wird jährlich mit einer dicken Sandschicht bedeckt und bildet dann Sandbänke, welche der Schifffahrt fast unüberwindliche Schranken entgegensetzen. Auch im Gebiet der Donischen Kosaken, an den Ufern der Medwediza, hat der Sand große Verheerungen angerichtet, die Staniza Ostrowskaja mußte verlassen werden, weil sie vom Triebsand verschüttet wurde. Im Gouvernement Stawropol verwandelte sich sogar die Schwarzerde in Flugsand, der ganze Dörfer und die benachbarten Stanizen des kubanischen Gebietes bedeckte; im Jahre 1885 mußten Truppen herbeigerufen werden, um die menschlichen Wohnungen auszugraben. Im Gouvernement Taurien flößt die Ausbreitung der Sandflächen von Aleschki die ernstesten Besorgnisse ein; diese Sandwüsten erreichen bereits eine Ausdehnung von über 150000 Dessjätinen und breiten sich immer weiter aus. Auch in den nördlicheren Gegenden begegnen wir den zerstörenden Wirkungen des Sandes; in den Gouvernements Ssamara, Woronesch und Tschernigow sind mächtige Sandflächen und Sandhügel entstanden und Dörfer verschüttet worden. Welchen Schaden der Triebsand dem Lande zufügt, beweisen aber vorzugsweise die asiatischen Besitzungen Rußlands, Persien und Afghanistan. Hier waren vor Zeiten blühende Reiche, Städte mit hunderttausenden von Einwohnern und eine reiche Cultur; Länder, welche den Anblick unabsehbarer Gärten darboten, deren Flüsse und Seen sich durch große Wasserfülle und Reichthum an Fischen auszeichneten, deren Klima herrlich und gesund war. Jetzt sind dort glühende Sandwüsten mit vereinzelten kleinen Oasen; die Flüsse sind versiegt, der Wassermangel ein Fluch des Landes, die Hitze unerträglich und zahlreiche Ruinen deuten auf die ehemalige Herrlichkeit und den Reichthum des Landes. Die Bevölkerung ist auf ein Minimum herabgesunken und fast gänzlich verwildert.

Zu den Ursachen, welche derartige Zustände herbeiführten, gehört in erster Linie die destruktive Thätigkeit der Menschen, und zwar die culturfeindliche Waldverwüstung und die Auflockerung des Bodens ohne gleichzeitige Bewässerung desselben; die Flüsse werden durch Massen von Unrath und Schutt verunreinigt, ihre Ufer vom Pflanzenwuchs entblößt und die dadurch verursachten Abrutschungen, welche hunderttausende von Kubikmetern Sand, Erde, Steine, Bäume und Sträucher in's Flußbett hinabsenden, entstehen seichte Stellen, Sandbänke und Alluvionen, welche den Lauf der Flüsse verengen und die Schifffahrt hindern. In den mittelasiatischen Besitzungen Rußlands gedeihen auf den sterilen Dünen gewisse Pflanzen, welche als Bindemittel der lockeren Sandschicht unentbehrlich sind; diese Pflanzen, namentlich die Saxaúla, wurden theils ausgerottet, theils abgeweidet. Die ehemaligen Bewohner dieser Gegenden hatten ein großartiges System von Berieselungskanälen angelegt und dadurch fruchtbares Land geschaffen; eine Reihe von politischen Wirren, beständige Kriegs- und Raubzüge vernichteten diese segenspendenden Anlagen und es entstanden die in fortschreitender Bewegung befindlichen Sandwüsten, welche zahlreiche bevölkerte Ortschaften, u. a. die bucharischen Städte Kelif, Tschardshui, Karakul und die russische Stadt Petro-Alexandrowsk zerstörten. In neuester Zeit sind es namentlich die Eisenbahnbauten, welche das Entstehen von Triebsand mächtig befördern: an der Baskuntschakbahn, wo er vor 8 bis 9 Jahren noch gar nicht bekannt war, ist man jetzt kaum im Stande die Schienen vom Sande zu befreien.

Eine weitere Ursache des wirthschaftlichen Niederganges dieses großen Reiches ist der schon erwähnte Raubbau, welcher dem Ackerboden seine Nährkraft entzieht, ohne sie ihm wiederzugeben. Im größten Theile Rußlands herrscht der dörfliche Gemeindebesitz; die nutzbaren Ländereien werden unter die Gemeindeglieder vertheilt und diese Vertheilung periodisch erneuert. Der Bauer ist daher nicht davor geschützt, daß ihm die Landparzellen, welche er bewirthschaftet, erhalten bleiben. Daraus folgt, daß ihm an der Bewahrung der Nährkraft des Bodens nur wenig gelegen ist und daß er denselben nur ausnahmsweise düngt. Eine Bodenfläche, welche dem deutschen Bauer zur Erhaltung seiner Familie vollständig genügt, reicht für den Russen nicht hin, um sich und die Seinen zu ernähren und die auf ihm lastenden Abgaben zu entrichten; das kommt aber daher, weil der russische Bauer von einer intensiven Bewirthschaftung keinen Begriff hat und nur selten an die Zukunft denkt.

Die angeführten und noch eine ganze Reihe anderer Ursachen, welche wir hier nicht berühren können, haben nun allmählich die grauenhafte Lage herbeigeführt, unter der das Land gegenwärtig so furchtbar leidet. Kälte und Mangel an Heizmaterial verschlimmern noch die Noth und die unmittelbaren Folgen davon sind Hungertyphus, Diebstähle, Raubanfälle und Feuersbrünste, die angelegt werden, um das Stehlen zu erleichtern. Die Furcht vor Strafe übt keinen Einfluß mehr aus, denn das Gefängniß, in dem man nicht zu hungern und zu frieren braucht, wird als eine Wohlthat betrachtet. Der Futtermangel hat in manchen Gegenden den Viehstand fast bis zur Hälfte reducirt; hieraus und weil zu wenig Saatgetreide vorhanden ist, entsteht die weitere Kalamität, daß viele Felder nicht bestellt werden können und daß folglich auch im nächsten Jahre ein großer Mangel an Lebensmitteln eintreten muß. Der Bauer ist nicht nur gänzlich verarmt, sondern auch tief verschuldet und die Abhängigkeit vom Dorfwucherer lastet schwerer auf ihm, als die frühere Leibeigenschaft. Daß unter solchen Verhältnissen von einer regen Industrie und

Digitized by Google

Handelsthätigkeit keine Rede sein kann, ist selbstverständlich; ein Beweis dafür sind die zahlreichen Bankerotte und Geschäftsliquidationen; viele Tausende von beschäftigungslosen Fabrikarbeitern und Tagelöhnern verstärken die Massen der umherziehenden Bettler und Vagabunden aus dem Bauernstande und es wird wohl nicht mehr lange währen, bis die Menge der Unterstützungsbedürftigen die Zahl derjenigen übersteigt, welche sich durch eigene Kraft erhalten können.

Die russischen Finanzen, welche ohnehin schon traurig genug beschaffen sind, werden durch den herrschenden Nothstand in noch weit höherem Grade belastet, denn die Unmöglichkeit aus den zahlreichen Hungerdistrikten Steuern einzutreiben, ist augenscheinlich. Unter der Depression des Handels und dem Ausfuhrverbot der wichtigsten Exportartikel müssen auch die Zölle einen Ausfall von vielen Millionen erleiden und die Branntweinaccise, eine Haupteinnahmequelle des russischen Fiscus, wird weit geringere Erträgnisse liefern, als in früheren Zeiten. Die Nothwendigkeit von Anleihen ist daher unabweislich; da aber die jüngsten Mißerfolge des Herrn Wyschnegradsky noch in aller Gedächtniß sind, so wird es ihm kaum gelingen im Auslande Geld aufzutreiben; Anleihen im Inlande stoßen gleichfalls auf unüberwindliche Hindernisse, weil die Kapitalkraft der Bevölkerung fast gänzlich gebrochen ist. Man wird daher die Banknotenpresse in Thätigkeit setzen müssen und die Folge davon wird ein weiteres Sinken des Papierrubels sein, der jetzt schon über ein Drittheil seines Werthes eingebüßt hat. Daß diese Umstände den russischen Staat schließlich zu einer Einstellung seiner Zahlungen zwingen werden, möchten wir nicht behaupten; man wird alles aufbieten um wenigstens die fälligen Zinsen zu decken und damit werden sich die Staatsgläubiger vorläufig begnügen müssen. Was unter solchen Verhältnissen die Bank- und Eisenbahnactien und Obligationen werth sind, mögen Diejenigen selbst ausrechnen, welche solche Papiere besitzen. Der Grundbesitz ist schon jetzt mit Schulden überlastet und die Agrarbanken sind genöthigt die fälligen Zinsen zu prolongiren; trotzdem kommen viele Hunderte von Gütern zur Subhastation, bleiben aber, weil keine Käufer vorhanden sind, im Besitze der Hypothekengläubiger und ruiniren dieselben, da solche abgewirthschaftete Güter nur ausnahmsweise Erträgnisse liefern.

Stellt man nun die Frage: auf welche Weise könnte sich Rußland wohl aus der Schlinge befreien, in der es gegenwärtig steckt? so ist die Antwort eine höchst schwierige und wir bezweifeln, daß dieses Problem überhaupt befriedigend gelöst werden kann. An eine ausgiebige Verringerung des stehenden Heeres denkt man vorläufig in Rußland noch nicht, obwohl dies die gediegenste und wirksamste Maßregel wäre, um große Mittel zur Ernährung des Volkes flüssig zu machen. Man spricht, Rußland wird vielleicht einen auswärtigen Conflict provociren, um sich durch einen Krieg aus seiner schwierigen Lage zu befreien. Diese Eventualität halten wir für absolut ausgeschlossen; Rußland kann weder jetzt, noch in nächster Zukunft an's Kriegführen denken, es würde durch einen so wahnsinnigen Entschluß — an den in Rußland selbst auch niemand denkt — alles, Existenz und Dynastie in Frage stellen. Bisher zog Rußland aus allen seinen schweren Unglücksfällen heilsame Lehren; es folgten darauf, wie nach dem Krimkriege, durchgreifende Reformen und das Reich machte materielle und geistige Fortschritte. Hoffen wir daher, daß auch diesmal, wenn die Noth am größten ist, Männer gefunden werden, welche muthig und entschlossen die Zügel ergreifen, um den Staat in andere Bahnen zu lenken, Männer, die dem Volke eine hellere, glücklichere Zukunft zu bieten gewillt sind und auch die Befähigung dazu haben. Rußlands Siechthum ist schwer, aber es ist nicht unheilbar, und die Mittel, welche eine Genesung herbeiführen können, sind keine Geheimmittel; es bedarf nur einer gründlichen Operation, um den schädlichen Säften, welche den russischen Organismus vergiften, Abzug zu verschaffen; dann wird auch das noch vorhandene gesunde Blut die nothwendige Energie entwickeln und den siechen Körper allmählich zur Kräftigung und Gesundung führen.

Neues über das Tuberkulin.

Von Dr. med. Hugo Bernheim (Würzburg).

In der Nr. 43 der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift" vom 22. October 1891 veröffentlichte R. Koch, der Großmeister der Bakteriologie, seine dritte Mittheilung über sein Tuberkulin.

Mit Recht nannte Professor Nothnagel, Vorstand der inneren Klinik in Wien, auf einer allgemeinen Sitzung gelegentlich der 64. Versammlung Deutscher Naturforscher und Aerzte zu Halle a. S. (in Gegenwart des Verfassers), wo derselbe einen Vortrag hielt, betitelt: „Die Grenzen der Heilkunst" unter Denen, welche jene erweitert hätten, neben Jenner, dem Entdecker der Schutzpockenimpfung, auch „unseren großen Forscher und Entdecker Robert Koch".

Jenner machte seine Entdeckung mehr durch Zufall; er beobachtete, daß beim Melken pockenkranker Kühe, welche die Pocken auch am Euter haben können, mit Kuhpocken inficirte Melkerinnen nur an einer ganz leichten Form der Pocken erkrankten, welche die Aerzte zum Unterschied von der schweren Form, genannt „Variola", nur „Variolois" nennen (letzteres heißt „nur Pocken ähnlich"). Jenner fand nun, daß derartige an der leichten Form Erkrankte immun wurden, d. h. bei einer folgenden Menschenpockenepidemie nicht angesteckt wurden und kam auf den Gedanken, den oben genannten abgeschwächten Giftstoff der Kuhpocken Menschen einzuimpfen und sie damit immun zu machen, schon ehe sie noch mit Pockenkranken in Berührung gekommen und angesteckt worden sind. Bisher hatte zur Erreichung des genannten Zweckes die sogen. „Variolation" gedient, ein Verfahren, welches darin besteht, daß die bisher Gesunden mit von pockenkranken Menschen hergenommenen Pockenpusteln geimpft, in welchen die Infectionserreger (Ansteckungserreger) enthalten sind. Um es gleich vornweg zu sagen, so sind die Infectionserreger keineswegs Bakterien, welche Pilze („Spaltpilze" genannt) sind, sondern es sind Protozoen, einzellige Thierchen aus der untersten Klasse der Thierwelt, wie Pfeiffer in Wiesbaden, Vorstand eines animalischen Lymphgewinnungsinstitutes, neuerdings entdeckt hat. Da aber durch die oben erwähnte Variolation zahlreiche Ansteckungsfälle mit der echten Variola vorkamen, so war es die höchste Zeit, da sogar viele tödtliche Fälle beobachtet werden mußten, daß ein anderes Verfahren, welches auf Anwendung eines abgeschwächten Krankheitsgiftes beruht, entdeckt wurde. Und dieses Verdienst errang sich Jenner.

Genau dasselbe that Koch.

Das Verfahren, welches er eingeführt hat, um den Würgengel der Menschheit zu vertreiben, ist auch in seinem technischen Verfahren dem Jenner'schen so ähnlich, wie es nur sein kann. Ob man die Infectionerreger durch Schnittchen in die Arme in den menschlichen Organismus einführt, wie beim Impfen, oder durch subcutane Injection (Einspritzung unter die Haut) mit einer sterilisirbaren Pravaz'schen Spritze, bleibt sich völlig gleich; Koch erkannte klar, warum er dieses gethan habe, nämlich den Feind mit seinen eigenen Waffen zu schlagen, obgleich er nur den Glycerin-Extract der Reincultureu der Tuberkelbacillen einspritzte; dagegen blieb Jenner das Wesentliche seines Verfahrens völlig im Dunkel. — Gehen wir jetzt zu den Details der Koch'schen Mittheilung über.

Nach dem Bekanntwerden des Tuberkulins, dessen Darstellung und Wirkung zu publiziren ihm geradezu befohlen wurde, von hohen und höchsten Personen, hat Koch mehrfach Versuche gemacht, das in denselben wirksame Prinzip zu isoliren, um es frei von anderen Stoffen anwenden zu können, denen man störende Nebenwirkungen zuschreiben zu müssen glaubte, darunter sogar einige Todesfälle. Er selbst habe sich auch mit solchen Versuchen, wie oben gesagt, seit längerer Zeit beschäftigt und will jetzt über die gewonnenen Resultate berichten. —

Einige Versuche hatten ihn erkennen lassen, daß die wirksame Substanz des Tuberkulins nicht zu den Alkaloiden oder den Ptomainen (giftige Stoffe, welche dem Stoffwechsel der Bakterien entstammen) gehört, sondern ein den Eiweißkörpern nahestehender Stoff ist, von dem es fraglich sein müßte, ob

Digitized by Google

er die gewöhnlichen Manipulationen vertragen würde, ohne in seiner Zusammensetzung verändert zu werden. Er ist deswegen in der Weise vorgegangen, daß er nach jedem chemischen Eingriff die dadurch erhaltenen Producte auf ihre Wirkungsweise am Thierkörper prüfte, um sich davon zu überzeugen, ob der wirksame Stoff überhaupt noch vorhanden und wenn dies der Fall war, ob eine vollständige oder nur theilweise Trennung erzielt war.

Ohne solche Schritt für Schritt der Untersuchung folgende Controle verlöre man sehr bald den Faden und geriethe man auf Irrwege.

Da in diesem Falle auf den Thierversuch und die richtige Beurtheilung desselben fast Alles ankommt, so wird es nothwendig sein, auf denselben etwas näher einzugehen.

Gesunden Meerschweinchen kann, wie Koch früher bereits auseinandergesetzt hat, das Tuberkulin in ganz bedeutenden Mengen beigebracht und incorporirt werden, ohne daß eine merkliche Wirkung eintritt. Diese sind als Reagenz für den wirksamen Stoff des Tuberkulins also nicht zu gebrauchen. Tuberkulöse Meerschweinchen reagiren dagegen auf verhältnißmäßig kleinen Dosen des Tuberkulins in einer ganz charakteristischen Weise. Allerdings genügt es für den vorliegenden Zweck nicht, dem Thiere nur so viel Tuberkulin zu injiciren, daß es in ähnlicher Weise reagirt, wie man es beim tuberkulösen Menschen zu sehen gewöhnt ist; denn die Temperatursteigerung und auch die örtlichen Symptome sind beim Meerschweinchen nicht ausgesprochen genug, um ein solches Urtheil über die Wirkung einer einmaligen Tuberkulininjection zuzulassen.

Es bleibt nichts übrig, als dem Thiere eine so große Dosis beizubringen, daß es dadurch getödtet wird. Bei Meerschweinchen, welche schon hochgradig tuberkulös sind, also 8—10 Wochen nach der Impfung, genügt hierzu oft schon 0,01 Gr. Tuberkulin. Für Thiere mit weniger vorgeschrittener Tuberkulose, 4—5 Wochen nach der Impfung, ist in der Regel 0,2—0,3 Gr. erforderlich. Einer Dosis von 0,5 Gr. erliegen aber auch diese ausnahmslos. Nimmt man also Thiere, welche vor mindestens vier Wochen geimpft sind und injicirt ihnen 0,5 Gr. Tuberkulin oder eine dieser Dosis entsprechende Menge des aus dem Tuberkulin gewonnenen und auf seine Wirksamkeit zu prüfenden Stoffes, dann kann man, je nachdem das Thier stirbt oder am Leben bleibt, daraus auf das Vorhandensein oder Fehlen des wirksamen Stoffes schließen. Man verfügt damit über ein durchaus zuverlässiges Reagenz, welches Koch bis jetzt in mehreren hundert von Versuchen nicht ein einziges Mal im Stich gelassen hat.

Es sind nun ferner die Erscheinungen, unter welchen das tuberkulöse Thier durch das Tuberkulin getödtet wird, so charakteristisch, daß eine Verwechselung mit einer zufällig eingetretenen anderweitigen Todesart nicht zu befürchten ist. Das Thier stirbt je nach dem Grade der bei ihm vorhandenen Tuberkulose in 6—30 Stunden. Tritt der Tod früher oder später ein, dann kann es nicht mehr mit Sicherheit auf die Wirkung des Tuberkulins bezogen werden; bei Koch's Versuchen ließ sich in allen Fällen eine andere Todesart, wie Pneumonie (Lungenentzündung), malignes Oedem oder andere Infectionskrankheiten nachweisen. Koch's erste Versuche zur Isolirung des wirksamen Stoffes aus dem Tuberkulin wurden mit Alkohol angestellt.

Mischt man das Tuberkulin mit dem fünffachen Volumen absoluten Alkohols, dann scheidet sich eine braune, harzartige Masse aus, welche dem Boden des Gefäßes fest anhaftet. Sowohl die abgeschiedene braune Masse, als die darüber stehende Flüssigkeit, welche sich klar abgießen läßt, zeigen bei der Prüfung in nahezu gleicher Stärke die Tuberkulinwirkung. Eine Trennung läßt sich also auf diese Weise nicht erreichen.

Wenn aber Alkohol in immer größerem Ueberschuß angewendet wird, dann bekommt man schließlich statt der harzartigen Masse einen feinkörnigen Niederschlag, der wiederholt mit absoluten (100 Prozent) Alkohol gewaschen, auf einem gehärteten Filter unter Absaugen gesammelt und im Vacuum (luftleerer Raum) über Schwefelsäure getrocknet*), ein fast weißes Pulver gibt. Um diesen Niederschlag zu erhalten, verfährt man am zweckmäßigsten in der Weise, daß man das Tuberkulin langsam in die 20—25fache Menge von absolutem Alkohol unter fortwährendem Umrühren eintröpfeln läßt, nach dem Absetzen des Niederschlages den Alkohol abgießt, von neuem absoluten Alkohol in gleicher Menge hinzufügt, wie oben gesagt, dies einige Mal wiederholt und schließlich den Niederschlag in der oben angegebenen Weise trocknet.

Wenn man es versucht, den alkoholfeuchten Niederschlag durch Erwärmen auf dem Marienbad (Wasserbad) zu trocknen, dann sintert er zusammen und wird bräunlich; im Vacuumexsiccator (Trockenapparat im luftleeren Raum) dagegen trocknet er zu einer weißen, schwammigen Masse, die leicht zu Pulver zerdrückt werden kann. Das Tuberkulin gibt bei der Behandlung mit Alkohol etwa 10 Procent trockenes Pulver. Letzteres ist aber keineswegs die wirksame Substanz in reiner Beschaffenheit; denn es enthält neben dieser noch eine Menge in Alkohol unlöslicher Extractivstoffe. Auch gelingt es nicht, durch absoluten Alkohol den wirksamen Stoff vollständig aus dem Tuberkulin niederzuschlagen. Denn, wenn der abfiltrirte Alkohol verdunstet wird, dann bleibt eine klare, gelbliche Flüssigkeit zurück, welche aus dem Glycerin und den im letzteren gelösten Substanzen besteht. Von dieser Flüssigkeit genügen, 0,5 Kubikcentimeter nicht mehr, um ein Thier zu tödten. Aber in einem Versuche erfolgte der Tod nach Injection von 1 Kubikcentimeter in einem anderen von 1,5 Kubikcentimeter.

Wenn nun auch durch Ausfällen mit Alkohol nicht die Gesammtmenge des wirksamen Stoffes aus dem Tuberkulin gewonnen werden kann, so läßt sich doch auf diese Weise ein großer Theil von unwirksamen Substanzen entfernen und darunter vor Allem das Glycerin (bekanntlich ist das Koch'sche Tuberkulin ein Glycerin-Extract [Auszug] aus den Reinculturen von Tuberkelbacillen), welcher auf die Lösungsverhältnisse der im Tuberkulin enthaltenen Stoffe von wesentlichem Einfluß ist.

Es kam nun weiter darauf an, Trennungen des im Alkoholniederschlag vorhandenen Gemisches von Körpern zu bewirken.

Zu diesem Zwecke wurden unter Mitwirkung von Proskauer und Professor Brieger (zwei Chemikern am kaiserl. Reichsgesundheitsamt) so ziemlich alle hierfür in Frage kommenden Methoden versucht, von denen Koch nur speciell erwähnen will: Behandlung mit Ammoniumsulfat, Magnesiumsulfat (schwefelsaure Bittererde), Kaliumcarbonat (kohlensaures Kali, vulgo „Pottasche" genannt), Baryt (Schwerspath), Phosphormolybdänsäure, Phosphorwolframsäure, Eisenacetat (essigsaures Eisen), Bleiacetat (essigsaures Blei, das den giftigen Grünspan gleich dem essigsauren Kupfer erzeugt), Tannin (Gerbsäure), Thierkohle.

Aber keine von diesen Methoden hat zum Ziele geführt, entweder wurde der wirksame Stoff, wie beim Ammoniumsulfat, noch zu sehr durch andere Stoffe verunreinigt abgeschieden, oder er verlor seine Wirksamkeit von vornherein, oder er ließ sich nicht in wirksamer Form von dem Füllungsmittel trennen. So konnte z. B. mit Tannin alles Wirksame aus dem Tuberkulin gefüllt (niedergeschlagen) werden, und der Niederschlag hatte, durch Zusatz einer Lösung von Natroncarbonat (kohlensaures Natron) flüssig gemacht, noch seine volle Wirksamkeit, aber es ist den oben genannten Chemikern nicht gelungen, die wirksame Substanz nun wieder vom Tannin abzuscheiden.

Vielleicht hätten diese Versuche bei weiterer Fortsetzung doch noch Erfolg gehabt, wenn es nicht inzwischen auf einem anderen Wege gelungen wäre, dem Ziele näher zu kommen, wodurch jene Methoden vorläufig in den Hintergrund gedrängt wurden.

Es war Professor Koch nämlich aufgefallen, daß wenn der Alkohol mit dem Tuberkulin in einem sehr viel niedrigeren Verhältniß, wie in den früheren Versuchen und zwar im Verhältniß von 2 : 3 gemischt wird, es nicht zur Ausscheidung

*) Schwefelsäure reißt das Wasser an sich.

Digitized by Google

der braunen, harzartigen Masse kommt, sondern ein weißer, flockiger Niederschlag sich bildet, der sich gut absetzt und durch Spülen mit Alkohol von gleicher Concentration leicht vereinigen läßt.

Es wird bei diesem Versuche ein Theil Tuberkulin (z. B. 10 Kub.-Cent.) in ein Becherglas gethan, unter Umrühren anderthalb Volumtheile (in diesem Falle 15 Kub.-Cent.) absoluter Alkohol hinzugefügt, das Glas verdeckt und 24 Stunden stehen gelassen. Es hat sich dann in der dunkelbraunen Flüssigkeit ein flockiger Bodensatz gebildet. Die obere Flüssigkeit wird vorsichtig abgegossen, 60 Procent Alkohol in gleicher Menge zugegossen, umgerührt und wieder zum Absetzen hingestellt. Dies wird so oft, 3—4 Mal wiederholt, bis der über dem Niederschlag stehende Alkohol fast ungefärbt ist, dann wird einigemale mit absolutem (100 procentigem) Alkohol in gleicher Weise gespült (in der Regel genügt dreimalige Spülung), der Niederschlag auf das Filter gebracht, abgesogen und im Vaccuumexsiccator getrocknet.

Er gibt dann eine schneeweiße Masse, welche nach dem Trocknen bei 100° C., wobei sie 7—9 Procent Wasser verliert, in gepulverten Zustande leicht grau gefärbt erscheint. Kleinere Mengen kann man auch auf dem Marienbade vom Alkohol befreien, ohne daß sein Aussehen dadurch geschädigt wird, wie es bei dem mit 100 procentigem Alkohol erhaltenen unreinen Niederschlage der Fall war.

Dieser durch Ausfüllen mit 60procentigem Alkohol erhaltene Niederschlag übertrifft alle auf andere Weise aus dem Tuberkulin hergestellten Stoffe so sehr an Wirksamkeit und verhält sich bei allen bisher mit demselben angestellten Reactionen (Prüfungen) so constant, daß man ihn als nahezu rein ansehen kann; „vielleicht bildet er", sagt Koch, „schon in Wirklichkeit das vollkommen isolirte wirksame Princip des Tuberkulins."

Während von dem 100procentigen Alkoholniederschlag mindestens 50 Milligramm erforderlich sind, um dieselbe Wirkung wie mit 0,5 Gramm Tuberkulin, genügen von dem 60procentigen Alkoholniederschlag 10 Milligramm; in unseren Versuchen starben die Thiere schon auf 5 Milligramm, in einem Falle sogar auf 2 Milligramm an ausgesprochener Tuberkulinwirkung.

Die Ausbeute von dem oben genannten Niederschlag beträgt etwa 1 Procent des Tuberkulins. Dieselbe läßt sich leicht steigern, wenn man mehr Alkohol, z. B. 65—70 Procent dem Tuberkulin zusetzt. Dann werden aber nicht allein größere Mengen des wirksamen Stoffes, sondern auch andere Stoffe mitgefällt und man erhält kein reines Präparat.

Der 60procentige Alkoholniederschlag, welchen man vorläufig als gereinigtes Tuberkulin bezeichnen könnte, hat folgende Eigenschaften:

Er löst sich im Wasser ziemlich leicht, am schnellsten, wenn er in einer Reibeschale mit dem Wasser verrieben wird. Eine derartige Lösung behält indessen nicht mehr lange Zeit volle Wirksamkeit, denn es wurde wiederholt beobachtet, daß sie schon nach 1—2 Wochen erheblich an Stärke der Wirksamkeit abgenommen hatte. Besonders empfindlich scheint die wässerige Lösung gegen das Eindampfen zu sein, sie leidet dabei, aber weniger, so lange noch genügend Flüssigkeit vorhanden ist, als gegen Ende des Eindampfens, wenn die Lösung sehr concentrirt wird. Es scheiden sich dann gerinnselartige Flocken aus, welche auf Wasserzusatz sich nicht wieder lösen.

Eine Probe des Niederschlages, welche auf dem Marienbade wiederholt zur Trockne eingedampft und gelöst wurde, hatte schließlich ihre Wirkung vollkommen verloren. Auch durch längeres Stehen und durch schärferes Trocknen bei höherer Temperatur wird das gereinigte Tuberkulin theilweise unlöslich. Anfangs nahm Koch an, daß die unlöslichen Bestandtheile dem Tuberkulin beigemengte fremde Substanzen seien, welche man durch vorsichtiges trockenes Erhitzen, durch Behandeln mit heißem Wasserdampf u. s. w. ausscheiden könne. Auch dann noch, als sich herausstellte, daß die unlöslich gewordenen Stoffe (wenn sie nicht durch wiederholtes Erhitzen verändert waren), dieselbe Wirkung, wie das Tuberkulin selbst hatten, ließ sich immer noch annehmen, daß es sich um coagulirte (fest gewordene) Eiweißkörper handelt, welche den wirksamen Stoff mit niedergerissen haben konnten. Da es aber weder gelang durch andere Eiweißstoffe, welche der wässerigen Tuberkulinlösung zugesetzt und zur Coagulation gebracht wurden (durch Erhitzen, gleich dem Eiereiweiß der Hühnereier, das auch beim Kochen aus der bisher flüssigen Form in hartes, festes Eiweiß verwandelt wird), noch durch andere zu diesem Zweck in der Lösung bewerkstelligte Niederschläge das wirksame Prinzip auszufällen, so mußte diese Auffassung wieder aufgegeben werden und Koch möchte vorläufig die fragliche Substanz, da sie die gleiche Wirkung wie das Tuberkulin hat, als eine in Wasser unlösliche Modification des Tuberkulins ansehen.

Wenn das gereinigte Tuberkulin nicht sehr sorgfältig hergestellt und aufbewahrt wird, enthält es immer eine geringe Menge dieser unlöslichen Substanz und man erhält keine ganz klare Flüssigkeit beim Auflösen. Der Zusatz einer geringen Quantität von Natriumcarbonat bis zur alkalischen Reaction genügt dann aber in der Regel, um alles in Lösung zu bringen.

Lösungen des reinen Tuberkulins im Glycerin, 50 Procent sind dagegen sehr haltbar. Eine von Koch seit vier Monaten aufbewahrte Lösung hat sich bis jetzt unverändert wirksam gehalten.

Wenn die Lösungen einen Glyceringehalt von einigen Procent haben, kann man sie auch wiederholt eindampfen und wieder lösen, ohne daß sie dadurch geschädigt werden. Selbst sehr hohe Temperaturen verträgt das Tuberkulin, wenn die Lösung desselben stark glycerinhaltig ist. So wurden mehrere Proben im Autoklaven stundenlang auf 130° C., selbst bis zu 160° C. erhitzt, ohne daß ihre Wirkungsfähigkeit merklich dadurch herab gesetzt wurde. Das Glycerin spielt somit für das Tuberkulin eine sehr wichtige Rolle als conservirendes Mittel.

Zur Belehrung derjenigen, welche die Namen chemischer Geräthschaften nicht kennen, gibt der Verfasser an, was „Autoklav" bedeutet.

Unter Autoklav versteht man ein luft- und dampfdichtes, starkwandiges Gefäß, welches dazu bestimmt ist, Substanzen einer höheren Temperatur und stärkerem Dampfdruck, als dem normalen Siedeproduct, der gleichzeitig anwesenden Flüssigkeit entspricht, auszusetzen. Ein Autoklav einfachster Form ist eine nach dem Füllen beiderseitig zugeschmolzene starkwandige Glasröhre, in welcher man, behufs Einleitung chemischer Reactionen (Prüfungen) Flüssigkeiten auf sehr hohe Temperaturen erhitzt.

Dieser Apparat muß natürlich ein Nothventil haben, denn der gespannte Dampf im Innern desselben könnte zu sehr gefährlichen Explosionen Veranlassung geben.

In einem solchen Autoklaven untersuchte Professor Pfuhl, Assistent Koch's in dem neuen „Institut für Infectionskrankheiten" (aus bacillärer Wirkung entstehenden Krankheiten) folgende Proben:

1) von Rohtuberkulin,
2) von wässeriger Lösung und
3) von 50% glycerinhaltiger Lösung des gereinigten Tuberkulins,

welche 2 Stunden lang im Autoklaven einer Temperatur von 160° C. ausgesetzt waren, und injicirte dann entsprechende Mengen davon tuberkulösen Thieren. Nur das Thier, welches die wässrige (Ziff. 2) Lösung erhalten hatte, blieb am Leben; die beiden mit Rohtuberkulin (Ziff. 1) und glycerinhaltiger Lösung des gereinigten Tuberkulins (Ziff. 3) injicirten starben und zeigten ausgesprochene Tuberkulinwirkung.

Fertigt man eine concentrirte Lösung des möglichst sorgfältig gereinigten Tuberkulins an und gießt davon einige Kubikcentimeter in absoluten Alkohol, dann entsteht, nicht wie man erwarten sollte, sofort ein Niederschlag, sondern nur eine ganz schwache Opalescenz. Der Alkohol kann dann wochenlang stehen, ohne daß sich dieses Aussehen ändert und ein Niederschlag sich absetzt. Das gereinigte Tuberkulin ist also im Alkohol nicht vollständig unlöslich. 80procentiger Alkohol kann schon ziemlich viel davon aufnehmen, 60procentiger Alkohol beträchtliche

Digitized by Google

Mengen. Wie kommt es nun aber, daß das Tuberkulin aus der ungereinigten Flüssigkeit durch Alkohol gefällt werden kann? Dieses Räthsel ließ sich leicht dadurch lösen, daß dem tuberkulinhaltigen Alkohol der Reihe nach die Bestandtheile der ungereinigten Flüssigkeit zugesetzt wurden. Der Glycerinzusatz ließ keinen Niederschlag entstehen. Die Extractivstoffe (Auszugsstoffe) bildeten an und für sich einen Niederschlag; aber nachdem dieser sich abgesetzt hatte, blieb dem Alkohol noch sein opalescirendes (in zwei Farben schillerndes) Aussehen. Erst wenn die Salze hinzugefügt werden (Salze bedeutet die Verbindung einer Säure mit einer Base), ballte sich das Tuberkulin zu Flocken und wurde vollständig als Niederschlag abgeschieden. Von den Salzen erwies sich vorzugsweise das Natriumchlorid als ein geeignetes Fällungsmittel für Tuberkulin in Alkohol. Schon ein Tropfen einer concentrirten (gesättigten) Natriumchlorid-Lösung genügt, um in mehreren Hunderten von Kubikcentimetern Alkohol das Tuberkulin zum Ausfallen zu bringen. Dieses Verhalten des Tuberkulins gegen verdünnten Alkohol ist bei der Reindarstellung wohl zu berücksichtigen. Sobald nämlich durch mehrmaliges Spülen mit 60 procentigem Alkohol diejenigen Mineralsalze, welche die Fällung des Tuberkulins begünstigen, entfernt sind, fängt bei weiterem Spülen mit verdünntem Alkohol letzterer an zu opalesciren (s. oben), d. h. er beginnt das Tuberkulin zu lösen und man kann auf solche Weise bedeutende Mengen Niederschläge verlieren. Tritt diese Erscheinung ein, dann muß der Alkohol durch Zusatz von Natriumchlorid geklärt und zur weiteren Spülung absoluter (100 procentiger) Alkohol verwendet werden.

(Schluß folgt.)

Literatur und Kunst.

Martin Greif und das vaterländische Schauspiel.

Von Arnold Fokke.

Martin Greif als Dramatiker hat schon mehrfach die Kritik eingehend beschäftigt, von du Prel, Bayersdorffer bis hinab zu Otto Lyon. Er hat in Wahrheit so ehrliche und tüchtige Arbeit geliefert, daß ihm damit nicht gedient sein kann, wenn man über sein Schaffen nur ganz oberflächlich hinwegfährt und mit unbewiesenen Behauptungen daran herumlobhudelt, wie es der zuletzt genannte Kritiker gethan hat. Eine unerwiesene Behauptung ist es, daß Greif in der Behandlung vaterländischer Stoffe gerade durch eine eminente dramatische Kraft sich vor seinen Zeitgenossen auszeichne. Solide, anerkennenswerthe Leistung kann auch den Tadel aushalten, der Tadel ist hier, daß er in dem starken Erfassen des historischen Gedankens und in seiner Bewältigung durch den tief einschlagenden Meißel dramatischer Gestaltung keineswegs dasjenige leistet, was eine allerdings hochgestellte Forderung beanspruchen muß. In der Geschichte Heinrichs des Löwen bot sich ihm die beste Gelegenheit. Es steht historisch fest, wenigstens neigen bedeutende Historiker der Ansicht zu, daß in der Absage vor der Schlacht bei Legnano eine tiefere Bedeutung zu suchen sei, als der Ingrimm des stolzen, über den Handel mit den Mathilde'schen Gütern empörten Vasallen sonst an die Hand gibt. Der mächtige Welfe war für seine Zeit ein großer Staatsmann. Gewiß ist, daß ihm die weitausgreifende Politik der Hohenstaufen, eine Erbschaft der früheren Kaisergeschlechter, nicht bloß deshalb nicht paßte, weil ihm die Lehnspflichten dadurch unbequemer wurden, sondern weil sie seinem inneren Wesen nicht entsprach. Sein nüchterner, praktischer Blick war auf das Nächste und Erreichbare gerichtet. War es dies, gab ihm die häufige Abwesenheit des Kaisers den Gedanken ein, oder kam beides und noch Anderes zusammen, jedenfalls war sein Streben dahin gerichtet, im Norden Deutschlands sich ein mächtiges, wenn es sein mußte, vom Kaiser unabhängiges Reich zu schaffen. Was weiter im Hintergrunde lag, ob nach der Niederlage des Kaisers in Italien und mit der glücklichen Erreichung seiner ersten Ziele der Welfe nicht auch die alten Ansprüche seines Hauses auf die Beherrschung Deutschlands wieder erhoben haben würde, das kann man dahingestellt sein lassen, aber nichts ist wahrscheinlicher als dieses. Mit einem Worte, es ist eine Thatsache, daß in Kopf und Herz dieses Fürsten Dinge vorgingen, deren Verwirklichung unsere Zeit erst erlebt hat. Mochte die Idee in ihm noch nach einer Form suchen, aber es war seine Absicht, den Schwerpunkt deutschen Lebens nach dem Norden zu legen, auch ihm erschien es verkehrt und verderblich, die Knochen seiner niedersächsischen Bauern an das Phantom einer jenseits der Alpen liegenden Herrschaft zu setzen.

Das Allerthörichtste würde nun das an einen dramatischen Dichter zu stellende Ansinnen sein, die historischen Vorgänge einer späteren Zeit unvermittelt in den Rahmen einer früheren übertragen zu sollen. Es hat überall etwas Verfängliches und Gefährliches, die eine jeweilige Gegenwart beherrschenden Gedanken in demselben Umfang, derselben Form und der gleichen Intensität auch in der Vergangenheit zu suchen. Aber geleugnet werden kann nicht, daß wie der Einzelne so auch jedes Volk eine Intelligibilität des Charakters besitzt, welche vom Beginn seines Daseins bis zu seinem Ende dieselbe bleibt, und von dem Dichter des geschichtlichen Schauspiels darf man verlangen, daß er diese Wesenheit je nach der zeitlichen Stufe ihrer Entfaltung erfasse und zur Darstellung bringe. Wenn Martin Greif hiernach den Zwiespalt der deutsch-nationalen Kräfte, wie sie in Friedrich Barbarossa und Heinrich dem Löwen auseinander treten, auffaßte, so schuf er ein Drama, das wie der Götz und Wallenstein niemals aufhörte, bei einem deutschen Publikum Interesse zu finden. Nun hat er es nicht gethan und so hat er ein Schauspiel geschrieben, das immerhin seine großen Vorzüge hat, aber doch auch den höchsten Anforderungen nicht entspricht. Der „Heinrich der Löwe" ist, was er nach Lyon's Auseinandersetzungen nicht sein soll, eine geschickte dramatische Paraphrase jener historischen Vorgänge, die mit der Unterwerfung und Verbannung des Welfen ihren Abschluß fanden, es ist die immerhin sehr geschickte Dramatisirung jener landläufigen geschichtlichen Auffassung, welche in dem Abfall des Welfenherzogs nichts anderes sieht, als in jeder anderen Empörung irgend eines widerwilligen Vasallen. Deshalb treten auch die beiden Hauptcharaktere, die Träger der sich bekämpfenden Ideen nicht genugsam auseinander, hier sind bloß der Gehorsam heischende Kaiser und der denselben weigernde Fürst. Es fehlt die Individualisirung. Die zornigen Worte, welche Herzog Heinrich seinen eigenen widerspenstigen Vasallen gegenüber gebraucht, könnte der Dichter auch dem Kaiser Friedrich gegen den Löwen in den Mund legen.

Im Uebrigen ist an dem Stücke wenig Erhebliches zu tadeln. Daß es eine vortreffliche dramatische Perspektive und eben solche äußere Technik besitzt, haben die Aufführungen an mehreren süddeutschen Bühnen bewiesen. Die Sprache ist die eines wahren Dichters, der sich der Gewalt über die Gemüther bewußt ist. Sie hält sich eben so fern von dem sich überschreienden widerwärtigen Pathos, welches Wildenbruch eigen ist, wie vor jener im Staube wühlenden Realistik, in welcher sich die modernste Kunstrichtung gefällt. Martin Greif will Wirkungen, aber keine anderen, als welche in der dramatischen Voraussetzung und der natürlich und logisch aus ihr sich ergebenden Folge liegen. Hierzu bedarf er keiner anderen Unterstützung als einer einfachen, die Bilder nicht suchenden, aber in hohem Grade prägnanten Sprache, die sich als den natürlichen Ausdruck der jedesmaligen Situation gibt. Trotz dieser einfachen Mittel oder vielmehr wegen derselben ist häufig der Effect ein ganz außerordentlicher. Ganz besonders ist dies dort der Fall, wo er nicht bloß an die starken, sondern auch die sanften Regungen des Herzens appellirt. Man pflegt gewöhnlich von Martin Greif zu sagen, daß er vorzugsweise Lyriker sei und es wäre besser für ihn, wenn er sich nur auf diesem Gebiete hielte. Diese Meinung scheint von einer dunkeln Vorstellung auszugehen, daß Lyrik und Drama nichts mit einander zu thun haben. In der Tragödie und nicht minder in der Ko-

Digitized by Google

mödie der Alten behauptete das lyrische Element einen hervorragenden Platz. Die Stimmung, welcher die Griechen in den Chorliedern Ausdruck gaben, müssen wir entweder neben der Handlung selbst austönen lassen, oder wir haben, wenn unsere Dramatik wie in Schiller's Braut von Messina nicht eine bloße Nachahmung der griechischen sein soll, einen anderen Ausweg zu suchen. Bis aber dies geschehen ist, müssen Stimmung und Handlung mit einander ihren Weg machen, und es kommt nur darauf an, daß jene nicht Herr über diese wird. Dies ist an keiner Stelle, weder in Heinrich dem Löwen, noch in irgend einem anderen der Greif'schen Schauspiele der Fall.

Wesentlich ist diesem Dichter der Idealismus. Nicht zwar in der Weise, daß die Gestalten seiner Phantasie wolkenwandlerisch den Grund unter den Füßen verlören, aber die Schritte, mit denen sie die Erde messen, sind doch auch nicht stark genug der Impetuosität gegenüber, mit welcher sich die Idee in ihren Köpfen geltend macht. Mit anderen Worten, der Dichter läßt seine Figuren zuerst vom Gedanken bewegt werden, um erst in zweiter Linie das Natürliche, von der Begier Getriebene zu finden. Auf einem gegebenen compacten Untergrunde des Idealen zeichnet er die realen Züge ein, während er unzweifelhaft größeren Erfolg haben würde, wenn er uns zeigen wollte, wie in der realen Welt die Macht der Idee sich Geltung verschafft. Der Glaube an Gott war gewiß eine Idee, die in den Gemüthern der Menschen des Mittelalters große Gewalt ausübte, aber ebensowenig zweifelhaft ist es, daß seine Regungen oder nennen wir sie die Bethätigungen des religiösen Gefühls unendlich mehr Unfreies und Mechanisches an sich trugen, als dies in unserer Gegenwart der Fall ist. Die fromme Sinnesart eines Gläubigen im Mittelalter äußerte sich anders, als sie es augenblicklich thut, auch ist es fraglich, ob große Unternehmungen, wichtige Handlungen unter der inbrünstigen Berufung auf Gott geschahen, unter welcher sie häufig in der Gegenwart zur Ausführung gelangen. Martin Greif macht keinen Unterschied unter den Zeiten: die Gottesidee äußert sich in seinen Menschen mittelalterlicher Zeit eben so, wie sie es unter Umständen jetzt thun würde. Daß er damit der Lebhaftigkeit der Handlung in seinen Dramen an und für sich keinen Eintrag thut, ist ohne Frage, aber ob er auch damit hinter den berechtigten Forderungen eines vernünftigen Realismus zurückbleibt, das steht auf einem anderen Blatte und mag uns ein anderes Mal beschäftigen. Zunächst deshalb noch ein kurzer Blick auf die anderen Schauspiele des Dichters.

„Die Pfalz im Rhein" ist das an „Heinrich den Löwen" sich anschließende Drama. Die Gegensätze sind dieselben: auf der einen Seite Kaiser Heinrich VI. und sein Oheim, Pfalzgraf Konrad, auf der anderen der aus der zweiten Verbannung heimgekehrte Löwe und sein Sohn Heinrich, im Hintergrunde Richard Löwenherz. Eben diese Verbindung der welfischen mit der Politik der englischen Könige, die seit dem Siege bei Hastings die der straffsten Reichseinheit war, ohne daß sie den Blick weiter hoben, als die Erbschaftsansprüche oder die Rechte der englischen Krone in Frankreich gestatteten, legte dem Dichter die Veranlassung nahe, den dramatischen Conflict und seine Lösung lieber nur in der historischen Idee zu suchen, als in irgend einer anderen. Der historische Hintergrund um das Ende des dritten Kreuzzuges ist geradezu ein großartiger. Auf der einen Seite die ewigen Conflicte des Kaisers mit dem Papste und die Annäherung des ersteren an Frankreich, auf der anderen Seite der Streit des englischen Königs mit Philipp August und sein ganz natürlicher Wunsch, in einem starken welfischen Hause, das wenn irgend möglich sich die Kaiserkrone erwirbt, einen mächtigen Rückhalt zu haben, das sind Dinge, aus denen ein ganz gewaltiges Drama erwachsen könnte. Greif hat auch die meisten von diesen Momenten verwandt, aber er hat weder die Schürzung des dramatischen Knotens, noch seine Lösung in ihnen finden können. Den Kern des Drama's bildet die Liebe des jungen Welfenfürsten zur Tochter des Pfalzgrafen, den Ausgang die Versöhnung der beiden feindlichen Häuser. Diese wird dadurch herbeigeführt, daß der seinen Schwiegersohn in blindem Hasse verfolgende Pfalzgraf von diesem selbst aus schwerer Todesnoth errettet wird. So zieht die romantische Liebesgeschichte das Interesse von dem Allgemeinen ab, und das auf der breitesten Grundlage angelegte Schauspiel endet in einen engen Ausblick auf das Entstehen des Pfalz-Wittelsbach'schen Hauses. Nichtsdestoweniger sollte das Drama beim Publikum Interesse finden, weil die privaten oder particularen Angelegenheiten immer in glücklichster Verbindung mit den allgemeinen und großen historischen Begebenheiten bleiben.

Das dritte Stück ist der „Conradin". Welches empfindsame Gemüth ist nicht von jeher vom Geschicke des letzten Staufensprossen angezogen worden? Aber wenn schon in den einfachen, zum Tode dieses Fürsten führenden Hergängen eine so tiefe Tragik liegt, daß die Umsetzung ins Dramatische sich so zu sagen von selber zu machen scheint, so ist doch dies scheinbare Entgegenkommen des Stoffes keineswegs eine Erleichterung für den Dichter. Denn wie zu diesem, so verhält er sich auch zu uns. Alle kennen wir ihn, und stehen gleicher Weise unter dem Eindrucke seines erschütternden Inhaltes: gern möchten wir uns mit der epischen Form, wie sie die Geschichte überliefert, begnügen. Unter solchen Umständen hat es der Dichter mit einem schwierigen Stück Arbeit zu thun. Welche neue Seite kann er der Sache abgewinnen? Welche Gedanken, welche zwingenden Regungen findet er auf dem untersten Seelengrunde Conradin's, die ihn unwiderstehlich in sein Geschick hineinreißen? Es müssen Gedanken sein, die auch den Hörer bezwingen, ihm unabweisbar darthun, daß der Lauf der Dinge gar nicht anders hat sein können. Wenn es dem Dichter gelingt, in dem Schicksale des Einen dasjenige der Menschheit wiederzuspiegeln, die von dämonischen Drange gejagt dahin gelangt, wohin sie nach ihrer ursprünglichen Willensanlage treiben muß, dann hat er uns zugleich überzeugt und versöhnt, dann hat er die Katharse gefunden, in der das Welt- und Menschenräthsel seine Lösung hat.

Hans Herrig hat in seinem gleichnamigen Drama als Motiv das jugendliche Hoffen hingestellt, jene Fata Morgana, die aus dem eigenen Fühlen heraus dem Menschen Bilder vorgaukelt, denen er nachjagen muß, mag er wollen oder nicht, um am Ende zu finden, daß sie aus Luft oder aus nichts bestanden. Tiefer, sollte man glauben, konnte das Wesen Conradin's nicht erfaßt werden. Dennoch hat Martin Greif einen anderen Weg eingeschlagen. Bei ihm wird der Hohenstaufe von der Ehre vorwärts getrieben, die ihn zwingt, das den italienischen Ghibellinen gegebene Wort einzulösen. Schon hat er, von den Bitten und Thränen der Mutter bewogen, seinen Kriegsplan aufgegeben, da erschallen nächtlicher Weile unter seinen Fenstern auf den Wellen des See's die Spottlieder der Italiener, die seine Muthlosigkeit mit dem Heldenmuth seiner Vorfahren vergleichen. In der That ist dies eine Motivirung, die ebenso wirkungsvoll wie nachhaltig ist. Denn nicht allein ist der Effect der Scenen, in denen diese Dinge vorgehen, für den Augenblick ein überwältigender, sondern die Wirkung hält auch bis zum Ende vor. Man kann gute Gründe für die Herrig'sche Auffassung anführen, aber den Stachel des Ehrgeizes in die jugendliche, in den Thaten der Väter schwelgende, von eigenem Ruhme träumende Seele gesenkt, das ist ein Motiv von so zwingender dramatischer Kraft, daß man darüber hinaus keinen Wunsch haben kann.

Noch ist von dem letzten der Greif'schen Dramen, dem „Ludwig der Bayer"*) einiges zu sagen. Vielleicht ist dieses von allen nicht bloß das anmuthendste, sondern auch das beste. Jedenfalls ist hier die schärfste Individualisirung. Im ganzen ist freilich die historische Scenerie dieselbe, die deutsche Geschichte geht ihren Gang unter denselben Gegensätzen weiter fort, nur daß die Namen andere sind und daß, was früher Hohenstaufen und Welfen hieß, jetzt sich in Bayern und Habsburg scheidet. Das ist im Drama so ermüdend wie in der Geschichte. Indessen hat der Dichter vorzubeugen gewußt, nicht bloß durch eine sehr geschickte Inscenirung und Gruppirung der handelnden Personen, sondern auch durch eine

*) Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Digitized by Google

Fülle von scharf gezeichneten Charakteren, wie sie die anderen Dramen nicht aufweisen. Da sind zunächst die Hauptpersonen, Ludwig der Bayer und Friedrich der Schöne von Oesterreich. Der Anspruch auf Herrschaft ist zwar derselbe, aber er wird durch ganz markante Züge klar aus einander gehalten. Die Figuren, welche diesen Fürsten in nächster Nähe flankiren, sind auf der einen Seite die Kaiserin Margaretha und Heinrich von Niederbayern, auf der anderen Friedrich's Gemahlin und sein Bruder Leopold. Auch diese tragen das specifische Gepräge, welches die erste Vorbedingung für das wahrhafte Leben dramatischer Personen ist. Weiter gruppiren sich um die Hauptpersonen hier der Burggraf von Nürnberg, Friedrich von Hohenzollern, Seyfried Schweppermann, der bayrische Adel, die Bürgerschaft von München, dort Friedrich von Pillichsdorf, der Prior Gottfried, weiter die Vertreter der österreichischen Ritterschaft und zwischen beiden die fahrige Gestalt Johanns von Böhmen, der später sein Hin- und Herjagen in der Politik bei Crecy büßen mußte. Von allen diesen kann man mit vollem Rechte sagen, daß sie überall in einer feinen Charakterisirung gehalten sind. Sie greifen ihrer ursprünglichen Veranlagung gemäß mit kräftiger Willensbethätigung in die Handlung ein und gestalten sie so zu einem bewegten, in jedem ihrer Abschnitte mächtig vorwärts drängenden Drama.

So die Schauspiele Martin Greif's im Einzelnen; im Allgemeinen ist noch Folgendes zu sagen. Zu dem Lob, welches neben dem Tadel zur Aeußerung gekommen ist, muß vor Allem dies noch hinzugefügt werden, daß durch alle der warme Hauch vaterländischer Gesinnung weht, welcher die Herzen belebt und erwärmt, aber nicht erhitzt. Der Patriotismus Greif's ist fern ab von jener chauvinistischen, fanfarenblasenden Art und Weise, welche die Völker gegeneinander hetzt. Nicht „Hurrahschreier" wie Paul de Lagarde sagt, sollen durch seine Dramen großgezogen werden, sondern Männer, die das Vaterland lieben trotz seiner Fehler und in Noth und Gefahr für dasselbe eintreten, ohne den Befehl dazu abzuwarten, selbständige Männer, die ihre Freiheit wahren, sowohl nach der rechten wie nach der linken Seite. Greif ist mit dem tiefsten Ernste bemüht, das Wesen seines Volkes in der Geschichte zu ergründen und es in lebenden dramatischen Bildern als Spiegel für die Menschen seiner Zeit hinzustellen. Diese Bilder sollen der Weck- und Mahnruf sein, in der Geschichte der Vorfahren den Weg in das Dunkel der eigenen Zukunft zu finden. Zu ihrer Aufstellung aber gebraucht er die einfachsten Mittel: sein künstlerisches Verfahren ist ohne alle die Complication und die Spitzfindigkeit, in welchen das moderne Kunstdrama sich abquält, Gefallen beim Publikum zu finden. Der Dramatiker Greif ist durchaus national, auch darin, daß er mit der Antike völlig gebrochen hat; außer dem Versmaß haben seine Schauspiele vom Alterthum so wenig an sich, wie Hermann der Cherusker auf dem Teutberge vom Herkules auf der Wilhelmshöhe.

Greif ist nicht bloß national, sondern auch modern, und man kann es nur bedauern, ihn nicht auch darin in der Abkehr von der Vergangenheit zu sehen, daß er sich mit seinen vaterländischen Dramen an das Volk, statt an die Gesellschaft gewandt hat. Es mag im Süden Deutschlands noch immerhin etwas anderes sein, als in den Großstädten des Nordens, aber im Allgemeinen darf man sagen, daß das große Publikum, welches alle Abende die großen Theater frequentirt, keinen Sinn für die Kunst hat. Für alles andere mehr, als gerade hierfür. Mag auch das klassische und bessere Schauspiel noch immer cultivirt werden, so ist das doch nur eine nothgedrungene Rücksichtnahme auf die gesunderen und besseren Bestandtheile in den höheren Schichten der Nation, die doch auch ab und zu in Rechnung zu ziehen sind. Aber abgesehen davon sind die Theatervorstellungen unserer großen Städte von keiner anderen Bedeutung, als die Spiele der verschiedensten Art zur Kaiserzeit im alten Rom auch waren. Unterhaltung und Belustigung für hohen und niederen Pöbel!

Und doch leben wir in einer anderen Zeit, als die des Niederganges unter den römischen Kaisern war. Panem et Circenses rief das Proletariat in Rom, und die Reichen lösten die soziale Frage, indem sie beide Forderungen bewilligten. Es ist gut, daß dieselbe Frage bei uns nicht einmal in hervorragendem Maße den materiellen Charakter trägt. Man hat mit einem großen Aufwande von Gelehrsamkeit bewiesen, daß in den von unseren Sozialdemokraten aufgestellten Forderungen ein sittliches Problem seiner Lösung entgegengehe. Es ist nicht bloß dies der Fall, sondern die Welt schickt sich an, dem Christenthum eine weitere, größere Stätte zu bereiten. Der Vorhang des Tempels wird bis auf den Boden hin zerrissen, und die Massen stürmen ins Allerheiligste, nicht nun zu zerstören, sondern an seinen reichen Gaben theilzunehmen. Die Sozialdemokratie hat nur etwas Schreckhaftes für den Philister und den Genußmenschen. Die sind allerdings die bei weitem größeste Mehrzahl, aber nicht ihnen muß man die Ordnung der Welt überlassen. Ihr glaubt die Armen und den Arbeiter bloß mit Geld abthun zu können? Die menschenwürdige Stellung, die so lange versprochene, ist es, die sie verlangen.

Der Staat hat mit seinen großen sozialpolitischen Gesetzen angefangen, dem arbeitenden Volke im Sinne ausgleichender Gerechtigkeit eine Stätte auf Erden zu bereiten, naturgemäß zwingt der erste Schritt, auf dem betretenen Wege ruhig vorwärts zu schreiten. Aber er kann es nicht allein machen, alles was sonst im Leben Geltung und Kraft hat, sollte sich ihm anschließen, besonders die Kunst. Eine Zeitlang hatte es den Anschein, als ob unter der Führung Luthers deutsch-volksthümliches Wesen den Sieg über das Fremde gewinnen würde. Aber es kam anders, und die Antike behauptete den Platz. Sie, wie die ihr nachfolgende romantische Schule haben das Volk in den Vorhöfen des Tempels gelassen. Jetzt beginnt es überall zu rumoren, und mächtig klopft es an den Pforten um Einlaß. Das Oberammergauer Passionsspiel*), die regelmäßigen Aufführungen in den Tiroler Dörfern, die Spiele, welche katholische und protestantische Geistliche mit ihren Gemeindemitgliedern an den hohen Festtagen aufführen, sind mächtige Zeichen der Zeit und nicht minder Forderungen sozialdemokratischer Natur, als die Beschlüsse auf dem Erfurter Parteitage. Das Gute, was sich in diesen zum Theil noch rohen und unbeholfenen dramatischen Productionen äußert, sollten sich die deutschen Dichter zu eigen machen. Besonders ein Mann wie Martin Greif sollte sich dahin stellen, wohin der Ruf des Volkes ihn lockt. Er hat das Zeug dazu, etwas Tüchtiges zu leisten, besonders den warmen vaterländischen Ton, der die Herzen gewinnt.

Psychologie der Suggestion.

Von Carl du Prel.

Die berühmtesten Forscher auf dem Gebiete des Hypnotismus haben es längst ausgesprochen, daß die Lehre von der Suggestion für die Psychologie geradezu eine Revolution bedeutet; aber die Psychologen selbst haben der neuen Lehre zunächst doch ihr Beharrungsvermögen entgegengestellt. Man konnte die Thatsachen nicht leugnen, konnte den unbequemen Gesellen nicht geradezu abweisen, versuchte aber eine friedliche Auseinandersetzung mit ihm; man wollte ihm zwar einen Platz im System zusprechen, aber nicht erlauben, das System zu sprengen.

Unter dem Einflusse des Materialismus ist nämlich die Psychologie zu einem bloßen Theile der Physiologie herabgesunken, wurde den Händen der Philosophen allmählich entwunden und ist fast nur mehr von Aerzten und Physiologen

*) Wir erhalten eben die Nachricht, daß Greif's „Ludwig der Bayer" im kommenden Frühsommer in Kreiburg am Inn, das in unmittelbarer Nähe des Ampfing-Mühldorfer Schlachtfeldes als uralter Marktflecken gelegen ist, auf eigens erbauter Bühne und in möglichst historischer Treue aufgeführt werden wird.

Digitized by Google

gepflegt worden, die nun bemüht sind, auch die Suggestion in ihr System hineinzuzwängen.

Wer nun der Ansicht ist, daß die physiologische Psychologie auf einer großartigen Verwechselung von Ursache und Wirkung beruht, und daß eine Psychologie ohne Psyche ein Unding ist, konnte sich längst sagen, daß eine so tief aus dem Seelenleben quellende Thatsache, wie die Suggestion, dem physiologischen Verflachungsprozesse der Psychologie ein Ende bereiten, und daß nachgerade wieder die Philosophie berufen werden würde, die Seelenlehre auszubauen.

Insoferne erscheint die „Psychologie der Suggestion" von Dr. Schmidkunz*) gerade zur rechten Zeit, und zwar nicht als ein bloßer Fühler in der angegebenen Richtung, sondern, wie es schon der Umfang des Buches zeigt, mit dem ausführlich begründeten Anspruche, die Psychologie wieder für die Philosophie zu reklamiren. In der That ist darin die Bedeutung und umwälzende Tragweite der Suggestion mit aller, heute erreichbaren Vollständigkeit abgehandelt; aber der Verfasser hat einem vorauszusehenden, wiewohl unberechtigten Bedenken insofern Rechnung getragen, als er einen in Sachen des Hypnotismus wohl bewanderten ärztlichen Praktiker, Dr. Gerster, reichlich zu Wort kommen läßt, wobei denn ausnahmsweise einmal die ärztlichen Erfahrungen bis zu jener Tiefe hinabreichen, wo sich der Einklang mit der Philosophie ergibt.

Die beiden ersten Theile des Buches enthalten eine Phänomenologie der Suggestion, d. h. sie sind der Beschreibung der vorliegenden Thatsachen gewidmet; die beiden anderen liefern die Erklärung der Phänomene und den Nachweis, daß die Entdeckung der Suggestion nicht bloß zu einer neuen, nämlich monistischen Seelenlehre drängt, sondern auch in verschiedene andere Wissenszweige übergreift, die davon mehr oder weniger umgestaltet werden: die Heilkunde, Rechtspflege, Erziehungslehre, Culturgeschichte, Kunst und Religion. Wie bei einem Erdbeben die peripherische Ausdehnung des Erschütterungsgebietes um so größer ist, je centraler der Entstehungsherd liegt, so sind auch geistige Entdeckungen, wenn aus großer Tiefe gehoben, nicht auf das Specialgebiet beschränkt, in dem sie gemacht wurden. Das ist nun bei der Suggestion der Fall, und Schmidkunz verwendet besondere Mühe darauf, zu zeigen, daß die hypnotische Suggestion nur ein Specialfall einer größeren Kategorie von Erscheinungen ist. Aber erst nach Entdeckung dieses Specialfalles konnte die Einsicht erworben werden, daß unser ganzes Seelenleben von Suggestionen und Autosuggestionen durchsetzt ist.

Wer das Gebiet des Hypnotismus zum ersten Male betritt und selber experimentirt, fühlt sich wie in einer Zauberwelt. Die Phänomene sind von größter Mannigfaltigkeit und vom höchsten Interesse; ja in manchen Fällen fühlt man sich von der erstaunlichen Macht der Suggestion geradezu unheimlich berührt. Die Sache ist indes nicht so gefährlich: Was den Hypnotiseur betrifft, so ist das Suggeriren kein mechanisches Handwerk, das Jeder erlernen könnte, sondern es erfordert individuelle Behandlung, also einen geschickten, ja feinfühligen Psychologen. Was dagegen den Hypnotisirten betrifft, so ist sein Gehirn keine leere Tafel, auf die man Beliebiges schreiben könnte, und die eingepflanzte Idee wird nur dann verwirklicht, setzt sich erst dann in organische Prozesse oder Handlungen um, wenn sie vom Hypnotisirten acceptirt wird. Diese Bedingung ist unerläßlich. Mit anderen Worten: die Fremdsuggestion wird nur dadurch wirksam, daß sie zur Autosuggestion wird. Damit ist aber dem Prozeß der Suggestion auch das Befremdliche genommen; denn die hypnotische Autosuggestion ist nur ein Specialfall der Macht der Seele über den Körper, also eines alltäglichen Vorganges, der im hypnotischen Schlafe nur gesteigert auftritt.

Bei diesem Punkte müssen wir verweilen; das gibt uns Gelegenheit, den bestehenden Streit zwischen Magnetiseuren und Hypnotiseuren zu erledigen. Die letzteren behaupten nämlich, es gebe überhaupt keinen animalischen Magnetismus, und was man dafür halte, sei nur verkannter Hypnotismus, nämlich Suggestion. Es ist aber leicht zu zeigen, daß beide zu Recht bestehen. Wenn nämlich der Hypnotiseur mein vegetatives Leben beherrscht — richtiger gesprochen: wenn ich durch Acceptirung der Fremdsuggestion, d. h. durch Autosuggestion, also durch eine Gehirnvorstellung mein vegetatives Leben beherrsche — so genügt die Gehirnvorstellung nicht zur Realisirung der Suggestion. Die bloße Vorstellung, daß etwa eine Entzündung meiner großen Zehe aufhören soll, bliebe ganz unwirksam, wenn nicht vom Gehirn zur Zehe eine Kraft geleitet würde. Wenn jede Vorstellung schon als solche sich realisiren müßte, so wäre schließlich kein Unterschied mehr zwischen Traum und Wirklichkeit, und das wird Niemand behaupten wollen. Also müssen wir noch eine Kraft einschieben, vermöge welcher die Suggestion das organische Leben meines Leibes beherrschen kann. Diese Kraft ist nun aber eben die, von welcher die Magnetiseure sprechen. Das Räthsel der medicinischen Suggestion löst sich also im Sinne einer Versöhnung zwischen Mesmer und Braid: die Fremdsuggestion kann nur wirken, indem sie Autosuggestion wird; die Autosuggestion wirkt aber nicht schon als solche, sondern erst durch Auslösung organischer Kräfte — vis medicatrix naturae — und diese sind identisch mit jenen, die beim animalischen Magnetismus auf einen fremden Organismus übertragen werden.

In diesem Punkte hätte sich Schmidkunz, der diese Streitfrage streift, füglich bestimmter ausdrücken dürfen. Im Uebrigen freut sich der Leser durch das ganze Buch hindurch, daß Schmidkunz von irgend welchen Vorurtheilen sich durchaus frei zeigt. Er weiß es recht gut, daß die Vorurtheile die für die Entwickelung der Wissenschaft allergefährlichsten Autosuggestionen sind, die bis zum chronischen Irrthum führen können. Darum eben hat der Hypnotismus selbst heute noch hartgesottene Gegner, wie z. B. jenen Professor, dessen Worte Schmidtkunz anführt: „Ich glaube an die hypnotische Suggestion nicht eher, als bis ich einen Fall davon gesehen habe, und ich werde niemals einen solchen Fall zu Gesicht bekommen, weil ich mir dergleichen Experimente grundsätzlich nicht ansehe." Skeptiker von dieser Sorte, die nicht verstehen, weil sie nicht verstehen wollen, sind aber logischer Weise gezwungen, ihre Zweifelsucht weit über die von ihnen selbst gewollten Grenzen auszudehnen. Das könnten sie eben bei Schmidkunz lernen; denn wenn, wie er zeigt, das ganze Seelenleben von Suggestionen durchsetzt ist, so kann man den hypnotischen Specialfall nicht isolirt leugnen, sondern versteht eben dann sein ganzes Seelenleben nicht mehr.

Aber eine Lehre, die auf Thatsachen ruht, muß früher oder später jeden Widerstand besiegen. Das zeigt sich heute in einem Punkte, der kürzlich noch ganz allgemein verworfen wurde, nämlich in Bezug auf die telepathische Suggestion, die psychische Fernwirkung. Als ich selbst jene Experimente anstellte, von welchen im zweiten Bande meiner „Studien" berichtet ist, leistete die Kritik der Aufgeklärten geradezu Haarsträubendes; heute aber befinde ich mich bereits in der besten Gesellschaft, und Liébault, Beaunis, Gurney, Richet, Lombroso treten für die unmittelbare Gedankenübertragung ein. Diesen hat sich, wie ich bei Schmidkunz (S. 35) sehe, nunmehr auch Professor Wetterstrand angeschlossen. Vielleicht wird es mir in Bezug auf einen noch viel bedenklicheren Punkt ebenso ergehen, den ich hier nicht erwähnen würde, wenn nicht eine von Schmidkunz aufgeworfene Frage mich dazu fast auffordern würde. Er betont nämlich die Steigerung der Individualität in hypnotischen Zuständen und fragt dann: „Die Hypnose entwickelt ungeahnte Grade menschlicher Fähigkeiten; sollten sie nicht auch der günstige Boden für ungeahnte Arten von Fähigkeiten sein? (S. 148.) Die Gründe, warum ich diese Frage bejahe, habe ich anderwärts angeführt, aber freilich erst zwei Experimente zur Bestätigung angeführt (Studien II. c. 3 und 4). In dem einen ließ ich durch den Hypnotiseur einen Traum mit räumlichem Fernsehen erwecken, im anderen einen Heilmitteltraum nach Art des griechischen Tempelschlafes. Es

*) Psychologie der Suggestion. Von Dr. phil. Hans Schmidkunz, Privatdocent an der Universität München. Mit ärztlich psychologischen Ergänzungen von Dr. med. et phil. Karl Gerster, prakt. Arzt. 425 Seiten. Stuttgart, Ferdinand Enke. 1892.

Digitized by Google

wäre mir werthvoll gewesen, die Ansicht unseres Autors darüber zu vernehmen.

Wohlthuend ist es, zu sehen, daß Schmidkunz den früheren Magnetiseuren gerecht wird, die theilweise viel mehr wußten als heute die Hypnotiseure. So führt Schmidkunz an, daß das Experiment, durch Suggestion bei bloßer Auflegung gewöhnlichen Papieres eine Hautblase zu erzeugen, sowie die Gegenprobe, den Erfolg eines wirklichen Blasenpflasters durch Suggestion zu verhindern, schon 1840 angestellt wurde. Manche „neueste Entdeckung" hat mich schon aus alten Schweinsledereinbänden angelächelt, und eben weil Schmidkunz Gerechtigkeit üben will, möchte ich ihn auf ein paar Dinge aufmerksam machen, die ich bei ihm vermißt habe. Ueber die suggestive Blasenbildung wird nämlich schon 1819 berichtet (Bibliothéque du magnétisme animal. VIII. p. 111). Der posthypnotische Befehl ist schon 1787 von einem Schüler Mesmer's und Anderen beobachtet worden (Exposée des cures de Strasbourg. III. p. 70—72). Ferner möchte ich als einen Vorläufer Braid's auch den Pater Gaßner erwähnt wissen, der schon vor 100 Jahren ganz eigentlicher Hypnotiseur war, indem er durch Suggestion Krankheitssymptome erweckte und wieder verschwinden ließ, ja dabei auch noch Gedankenübertragung insofern ausübte, als er seine Suggestionen in lateinischer Sprache gab, was ihn auf die Vermuthung brachte, daß seine Patienten fremde Sprachen verstehen, demnach nach kirchlicher Lehre besessen seien. Endlich hätte auch die moderne mind-cure eine Erwähnung verdient; denn sie liegt in der Verlängerungslinie der Autosuggestion, und wer diese zugibt, kann, prinzipiell wenigstens, auch gegen jene nichts einwenden.

Für denkende Leser ist der interessanteste Theil des Buches wohl der, worin Schmidkunz die gegebenen Thatsachen verwerthet, um sie für die Lösung philosophischer Probleme nutzbar zu machen, solche der Logik, Aesthetik und Ethik. Von der größten Bedeutung ist die Suggestionslehre natürlich für die Seelenfrage. Darin wird jede Anschauung, wenn sie der Suggestion nicht die größte Rechnung trägt, sich gefallen lassen müssen, als veraltet bezeichnet zu werden. Und daß die Suggestion zu einer monistischen Seelenlehre drängt, darüber läßt uns Schmidkunz nicht im Zweifel. „Körperliche und geistige Functionen — beide scheinen nur einem einzigen Functionirenden anzugehören. . . Eine und dieselbe Seele ist es, welche eine Brandblase sich vorstellt und welche dieselbe (als suggestives Stigma) effectuirt; eine und dieselbe Seele ist es, welche eine Heilung hofft und durchführt."

Dem reichen Inhalt des Buches gerecht zu werden, ist hier nicht möglich. Die Suggestionslehre greift in zahlreiche Wissenszweige über; daß aber der Arzt, der Jurist, Culturhistoriker, Theologe, Biologe, Psychologe und Philosoph interessirt sind, sich in dieser Frage zu orientiren, kann ich hier nicht für jeden Einzelnen ausführen, sondern es muß beim Autor selbst nachgelesen werden. Eben weil er sich an alle Facultäten und Disciplinen wendet, sind ihm zahlreiche Leser vorweg gewiß.

Feuilleton.

Winter.

Von Georges de Peyrebrune.
Autorisirte Uebersetzung.

Entsetzlich froren sie in ihrer Bodenkammer im sechsten Stocke, die so nahe dem Dache war, daß der auf den Schiefern liegende Schnee ihnen auf den Schultern zu lasten schien. Der Mann sagte: „Wie wär's, wenn wir hinuntergingen?"

Die Frau, die das Alter und die Kälte träge gemacht, entgegnete: „Wozu? Uns wird auf der Straße nicht wohler."

Allein der Alte, der noch ziemlich lebhaft war, fuhr fort: „Man könnte doch in den Bahnhof gehen, um sich zu wärmen, und vielleicht auch vor den Thüren der Restaurants von wohlthätigen Leuten einige Sous erhalten. Vorwärts, versuchen wir es!"

„Ich bin müde und hungrig, lasse mich. Ach könnte ich doch heute Nacht sterben!"

„Deine Wünsche sind sehr bescheiden. Die gebratenen Tauben fliegen einem auch beim Sterben nicht in's Maul: man muß etwas dazu thun. Es wäre zwar das Gescheiteste, aber dazu braucht man einen Ofen und vier Sous Kohlen, und die fehlen uns gerade."

„Du thust Unrecht, Alter, für Dich an den Tod zu denken. Du bist noch frisch. Zwar nicht mehr wie früher, als Du im Steinbruche gearbeitet hast, aber wenn Thauwetter eintritt, braucht man Straßenkehrer, und mit ein wenig Glück kannst Du Arbeit finden. Du bist noch kräftig genug, um den Besen zu führen."

„Mich friert," murrte der Mann, „ich bin ja fast nackt. Da schau, man sieht fast meine Haut. Es ist doch niederträchtig, daß man mit zweiundsiebzig Jahren, nachdem man sich sein ganzes Leben lang gerackert hat, nicht ruhig in einem Winkel auf seinem Stroh verenden kann wie ein Hund . . . Also nochmals, komm hinunter, man gibt uns da vielleicht ein Almosen, wenn wir den Leuten unser Elend zeigen, während wir hier ohne Hülfe crepiren. Donnerwetter, willst Du endlich aufstehen und kommen?"

„Ich komme schon, Alter," entgegnete sie weinend, „aber das sage ich Dir, herauf komme ich nicht wieder."

Es schneit. Glatteis bedeckt die Fußsteige; die Gasflammen brennen bleich hinter den Schaufenstern der Verkaufsläden. Die Luft peitscht die Haut wie mit Dornen. Die wenigen Passanten eilen vorbei, bis an die Augen vermummt. Auf den herrschaftlichen Wagen treiben in dichte Pelze gehüllte Kutscher die Pferde an und die Lebemänner eilen vorbei, um sich vor dem eisigen Winde zu schützen, so daß die beiden Armen nicht einmal Zeit finden, das Wort „Ein Almosen" auszusprechen.

Nachdem sie eine Zeit lang fruchtlos gewartet, zieht die alte Frau den Mann fort. Ein schriller Husten zerreißt ihr die Brust, aber sie hält nicht inne und zieht ihn nach einem wohlbekannten Ziele und bald taucht aus dem dichten Nebel die schwarze Fluth der Seine auf, wie ein riesiger Katafalk von hohen Laternen mit goldenem Licht eingefaßt.

Der Mann hat begriffen; er weicht zurück, wie ein Pferd sich am Rande eines Abgrundes bäumt und röchelt: „Nein, nein!"

„Warum nicht?" fragt sie, ihn mit ihren Armen umschlingend, „es wäre so schnell vorbei. Wie gut würden wir diese Nacht schlafen, Alter."

„Mir ist kalt," sagt er, indem er ihr Widerstand leistet, während seine Zähne aneinander schlagen. Und er wiederholt mechanisch, mit starrem Auge, einen Gedanken, der plötzlich in seiner geistigen Nacht aufzuleuchten scheint: „Nein, nein, so nicht!" ruft er mit einem heiseren Lachen, das hohl aus seinem Innern klingt. „Wir wollen heute lachen, meine gute Alte! Wir werden ein lustiges Leichenbegängniß haben."

— — Es friert so stark, daß man die Bauarbeiten einstellen muß, und das ist auch in Passy der Fall, wo der Bahnhof auf einer Seite von Villen begrenzt ist. Durch diese Arbeiten in ihrer Ruhe gestört, haben die Bewohner ihre Villen auf einige Zeit verlassen. Sie sind wohl verschlossen, aber durch die Gärten leicht zugänglich.

Kurz vor Mitternacht strichen zwei Schatten um eines dieser verlassenen Gebäude. Sie gingen so langsam, so erschöpft vor Hunger und Kälte, die beiden Alten, daß sie sich kaum fortzubewegen schienen. Jetzt knarrte eine Thür, die, ohne Zweifel morsch, einem leichten Drucke nachgegeben hatte, und tiefe Stille lag wieder über dem dichten Schneeteppich.

Die Unglücklichen befanden sich in einem Garten, und der Mann, der den Weg kannte, ging auf das Gebäude zu, gefolgt von seiner Frau, die vor Husten zu ersticken drohte. Jetzt erklang das Geräusch eines zerbrochenen Fensters, das war Alles.

Der Mann, der durch das Fenster eingestiegen war, erschien wieder auf der Schwelle einer Thüre, wo ihn die Frau erwartete. Beide traten ein und verrammelten den Eingang. Sie tasteten sich bis zur Küche, zündeten eine Lampe an und hielten Umschau. Sie suchten weder die Speisekammer, noch den Keller, wohl aber den Raum für das Holz. In

Digitized by Google

ihrem durchlöcherten Rocke raffte die Frau Kohlen zusammen, der Mann belud sich mit Holz, und bis zum Rande füllten sie den Ofen im Speisesaale damit. Endlich würden sie sich wärmen können!

O, die köstliche Wärme, die sich da allmählich verbreitete! Sie weinte darüber vor Freude, und er lachte. Vor den Ofen hingekauert, dessen Wände sie mit ihren Händen berührte, murmelte die Alte: „Wie schön warm das ist!"

Er aber entgegnete: „Schade, daß man nichts zum Kauen hat, sonst könnten wir ein schönes Gelage halten." Sie seufzte. „Bah," fuhr er scherzend fort, „wer schläft, hat gegessen. Setze Dich zu mir, meine gute Alte!"

Er zog einen Lehnstuhl in die Nähe des Feuers, half ihr, es sich darin bequem machen, und küßte sie bewegt auf die Stirne.

Sie lächelte, bereits halb eingeschlafen, und murmelte: „Mein Gott, wie mollig das ist!"

„Nicht wahr?" sagte er. „Wir befinden uns da wie Millionäre. Aber ich werde mir auch einen Stuhl neben Deinen stellen. Du erlaubst es doch, Alte?"

Sie murmelte halb im Schlafe: „Ja, neben mir, ganz dichte 'ran, wie . . ."

„Wie einst, als wir noch jung waren, als man noch arbeiten konnte und jeden Tag aß. Wie liebten wir uns da!"

Sie stammelte: „Jetzt aber sind wir alt. Wie schnell ging die gute Zeit vorüber! . . . Mich hungert so sehr!" fügte sie leise hinzu.

„So schlafe!" entgegnete er ihr.

Sie aber fuhr fort: „Ist denn gar nichts zum Essen oder zum Trinken da?"

„Aber Alte, wir sind ja doch keine Diebe! . . . Wecke keine schlechten Gedanken in mir. Auch ich habe Hunger . . . mein Gott, Du weißt es, wie hungrig ich bin!" Und er neigte sich offenen Mundes zum Ofen, als wollte er die entströmende Wärme trinken. Dann bebte sein ganzer Körper, die Frau aber war sanft eingeschlafen.

„Endlich!" sagte er. Und nun erhob er sich langsam und ging mit leisen Schritten durch das Zimmer. Es war gut geschlossen, und schwere Vorhänge fielen an der Thür und den Fenstern herab. Dann ging er zum Ofen zurück und hob die Decke ab, ein dichter, scharfer Rauch erhob sich, füllte das Gemach und verbreitete sich langsam. Und der Unglückliche setzte sich wieder in seinen Lehnstuhl zurück und breitete seine Lumpen auf dem mit goldenen Arabesken gemusterten rothen Sammt aus, und bog sich ganz nahe zu seinem schlafenden Weibe, das er mit einem starren, harten Blicke betrachtete. Aber er dachte nicht an das Leben zurück, das er verlassen wollte. Er stellte sich im Geiste vor, welches Gesicht die Besitzer der Villa machen, wenn sie eines schönen Tages nach Hause kommen und da die beiden starren, häßlichen Leichen finden werden. Das würde sie sicher ärgern und ihnen das Essen in diesem koketten Saale verderben, wo hinter den Spiegelscheiben des Buffets das silberne Tafelgeschirr glänzte und er dachte daran, wie er sich bei ihnen entschuldigen und, seine Mütze ziehend, ihnen sagen würde: „Verzeihen Sie, meine guten Herrschaften, aber wenn man sterben will und das, was dazu gehört, nicht zu Hause hat, so muß man es doch entlehnen, nicht wahr? Wir sind bei Ihnen eingebrochen, es ist wahr, aber es geschah in der guten Absicht, die Gesellschaft, die sich nicht um uns kümmerte, von zwei unnützen Wesen zu befreien, deren bloßer Anblick schon in einer so schönen und reichen Stadt unangenehm ist, wo alle Welt tanzt, spielt, lacht und sich unterhält. Warum gibt es keinen Abgrund, in den sich alle Leute, die kein Brot haben, hinabstürzen können? Das ist ein Fehler einer guten Regierung. Man würde ihnen eine letzte Suppe geben, und dann . . . krach! Das wäre der letzte Ausweg . . . Schlaf' wohl, meine Alte, meine einstige Liebe! Das ist unsere letzte Nacht! . . . Wie schön warst Du mit zwanzig Jahren! — Denkst Du noch daran? . . . Es war im Frühling, zur Kirschenzeit . . . die Felder . . . der grüne Rasen . . . Ach, ich ersticke! Du, guter Gott, wenn du irgendwo bist . . . und auf uns herabsiehst! . . ."

Der scharfe Rauch stieg und stieg immer fort. Er umhüllte die beiden Alten, die ein wenig röchelten, dann aber schwiegen. So schliefen sie Hand in Hand mit halb offenem Munde, als wollten sie den Engeln zulächeln.

Aus der Hauptstadt.

Nachklang vom Mozart-Cyclus.

So sehr sich auch seit dem Tode Mozart's die künstlerischen und speciell die musikalischen Anschauungen geändert haben, und obgleich die allgemeine Richtung des musikalischen Geschmackes heute so ganz anders ist als am Ende des vorigen Jahrhunderts, so zählt doch Mozart's Musik auch heute noch zu den werthvollsten Tonschöpfungen, die wir überhaupt besitzen. Dabei erfordert diese Musik von dem Hörer, der sie genießen, sich an ihr erbauen will, keine anstrengende Aufmerksamkeit, kein mühevolles Entgegenkommen, wie es so viele der berühmten Compositionen unserer älteren und mancher neueren Meister verlangen. Mozart's Tonbilder sind so durchsichtig klar, bei allem formalen Reichthum so leicht faßlich, wie es Kunstmusik überhaupt nur sein kann. Während die älteren Meister des vorigen Jahrhunderts unserem Geschmack an manchen Stellen ihrer Compositionen durch einen gewissen formalistischen Zug, der denselben anhaftet, ferner liegen, ist Mozart's Musik, speciell seine Opernmusik in ihrer sprudelnden Frische und Lebendigkeit gewissermaßen modern zu nennen. Aus diesen herrlichen, ebenso süßen, melodischen wie eminent charakteristischen Tonbildern spricht eine jugendliche Kraft, die nicht entfernt das Alter dieser Melodien ahnen läßt. In einem Punkt aber berührt uns die Opernmusik dieses genialen Meisters noch heute fremdartig, wie eine veraltete Mode. Dem Zeitalter des Wagner'schen Musikdramas ist der überreiche Coloraturschmuck der meisten Mozart'schen Opernarien etwas so Fremdes, Widerstrebendes, daß es hier eines Entgegenkommens von Seiten des Hörers bedarf, um sich an diesen Zierrath zu gewöhnen, der nach modernen Begriffen völlig undramatisch ist. Der Gedenktag des großen Meisters und der Berliner Mozart-Cyclus scheint nicht ungeeignet, einmal zu untersuchen, ob und wieweit der Coloraturgesang in dem Musikdrama, in der Oper berechtigt ist.

Auf den ersten Blick scheint diese Frage sehr einfach zu beantworten zu sein. Wenn man Coloraturen, das heißt schnelle, kunstvolle Läufe und Passagen, welche die Melodie verbrämen, überhaupt als dramatischen Stimmungsausdruck betrachten wollte, könnte man sie immer nur als Ausdruck der Heiterkeit und des fröhlichen Jubels ansehen. Sie würden dann das Spiegelbild einer ungebundenen, übermüthigen Spielseligkeit sein. Der Darstellung einer ernsten, ja auch nur einer schärfer individualisirten Stimmung entsprechen sie nicht. Denn das sprühende Feuerwerk oder das anmuthige Dahinrollen solcher Reihen von kurzen Tönen stellen ja die eigentliche Melodie, welche die musikalische Zeichnung der betreffenden Gemüthsstimmungen sein soll, völlig in den Hintergrund. Nimmt man noch hinzu, daß gerade bei Mozart nicht etwa die ausgesprochen heitren, sondern mehr noch die ernsten Arien es sind, welche den reichsten Coloraturschmuck tragen, so wird man es ruhig zugeben müssen, daß der Coloraturgesang eine Form ist, die mit dem dramatischen Inhalt der Opern nichts zu thun hat.

Mit Nothwendigkeit mußten daher die Männer, welche das Ideal eines musikalischen Dramas darin sahen, daß in diesem die Musik nur Ausdrucksmittel des dramatischen Inhalts ist, die Coloratur vollständig verwerfen. Gluck und Richard Wagner haben das denn auch in der Theorie wie in der Praxis gethan. In denjenigen ihrer Werke, welche ihre Reformideen am schärfsten zum Ausdruck bringen, ist auch nicht die leiseste Spur einer Gesangsverzierung vorhanden; in das Ideal des Musikdramas, wie es Gluck und Wagner vorgeschwebt hat, paßt eben der Coloraturgesang nicht hinein. Aber wo haben wir solche idealen Musikdramen, in welchen die Musik — wie Gluck es verlangt — nur „Unterstützung der Poesie" — oder wie Wagner es nennt — nur „Kunst des Ausdrucks" ist? Nicht einmal die Werke jener Männer selbst entsprechen in der Beziehung überall den strengsten Anforderungen ihrer Schöpfer, auch sie enthalten Stellen, in welchen die selbständige musikalische Form auf Kosten des rein Dramatischen in den Vordergrund tritt. Auch in Gluck und Wagner war das rein musikalische Element viel zu stark, um sich immer zum willenlosen Sklaven des Textes machen zu lassen. Wie viel mehr also bei der Majorität der übrigen Operncomponisten, die von den strengen Prinzipien jener Männer nichts wissen wollen, denselben zum Theil sogar offen und bewußt entgegenwirken! Mozart, so wenig er zu Reflexionen über seine Kunst geneigt und wohl auch beanlagt war, hat der Anschauung Gluck's (die Musik sei in der Oper Dienerin der Sprache) durch seine Werke widersprochen. Seine durch und durch musikalische Natur mußte sich instinktiv gegen eine derartige Unterjochung der musikalischen Freiheit auflehnen. Ein völlig naiv schaffender Künstler hat Mozart sich über ästhetische Gesetze der Oper nicht viel den Kopf zerbrochen; er traf fast unbewußt den richtigen charakteristischen Ausdruck für die verschiedenen Situationen und Figuren seiner Opern. Hin und wieder hat er freilich auch bewußt musikalisch gemalt, das beweisen zum Beispiel seine brieflichen Auseinandersetzungen über die „Entführung aus dem Serail". Aber man würde Mozart's Wesen arg verkennen, wenn man ihn sich als einen reflectirenden Componisten nach Art eines Berlioz oder Richard Wagner vorstellte. Daß er das durchaus nicht ge-

Digitized by Google

wesen ist, verrathen am deutlichsten die vielen Coloraturen seiner Opernarien.

Wenn Mozart auch nach unseren Begriffen keine allgemeine Bildung besaß, so war er doch ein viel zu intelligenter Künstler, als daß er das Undramatische des Coloraturgesanges hätte übersehen können. Mozart hat aber nicht einmal theoretisch, geschweige denn praktisch auf dem Standpunkt des consequenten dramatischen Musikers, wie Gluck oder Wagner gestanden. Die kürzlich erfolgte hundertste Wiederkehr seines Todestages veranlaßt uns, das um so schärfer hervorzuheben, weil vor wenigen Jahren ein Werk erschienen ist, in welchem der Componist des „Don Juan" als eine Art Vorläufer des Wagner'schen Musikdramas behandelt wird. Der geachtete Dichter und Kunstschriftsteller Heinrich Bulthaupt hat im Jahre 1887 eine „Dramaturgie der Oper"*) herausgegeben, welcher das Prinzip zu Grunde liegt, einen ununterbrochenen Entwickelungsgang von Gluck über Mozart, Beethoven, Weber bis Wagner nachzuweisen. Welche ästhetischen Merkwürdigkeiten, ja Ungeheuerlichkeiten der Verfasser bei dem Bestreben, dieses Prinzip durchzuführen, zu Tage fördert, dafür hier einige Beispiele. Bulthaupt spricht von den Opernouvertüren Mozart's. Daß dieselben mit den betreffenden Opern in einem sehr losen Zusammenhange stehen, ist dem Verfasser der „Dramaturgie" natürlich nicht verborgen geblieben. Anstatt nun aus dieser Thatsache, wie aus mancher anderen den einfachen Schluß zu ziehen, daß Mozart nicht entfernt auf dem dramatischen Standpunkt eines Weber oder gar Wagner gestanden hat, sucht Bulthaupt vielmehr auch hier die dramatische Tendenz Mozart's nachzuweisen. Und wie das? Nachdem Bulthaupt resignirt zugegeben hat, daß die anderen Mozart'schen Opernouverturen von einer programmartigen Zusammenfassung des darauf folgenden dramatischen Inhalts wenig zeigen, findet er in der Ouverture zum „Don Juan" schon „die klarere Tendenz, in dem gewaltigen Andante die siegreiche Schicksalsmacht einzuführen, mit der das lebenstrotzende Motiv des Allegro den vergeblichen Kampf führt." Wie kann man einem Componisten ernsthaft zutrauen, daß derselbe, wenn er schon mit einem Instrumentalwerk geistige Dinge schildern will, einen gewaltigen „Sieg der Schicksalsmacht" voranstellt, und ihm den „vergeblichen Kampf dagegen" nachlaufen läßt! Musik bewegt sich stets vorwärts, die nachfolgenden Tonbilder verdrängen mit absoluter Nothwendigkeit die früheren aus unserer Erinnerung. Will der Componist schon einen gewaltigen Sieg musikalisch illustriren, so kann er es nur, indem er den heiteren, lebenstrotzenden Klängen die ernsten, gewaltigen Tonbilder folgen läßt, nicht aber in umgekehrter Reihenfolge. Bulthaupt muthet hier, um den fortlaufenden Entwickelungsgang von Mozart bis Wagner zu beweisen, dem ersteren einen vollkommenen musikalischen und logischen Unsinn zu. Nur nebenher sei hier noch erwähnt, welche seltsamen Behauptungen in dem genannten Buch über den genialen Meister aufgestellt werden; bald sind dieselben das Gefühl des Mozart-Verehrers verletzend, bald wirken sie unfreiwillig komisch. Zu der ersteren Kategorie gehört folgendes Beispiel: „Wird Mozart nicht, wenn er, ganz auf sich gestellt, nur sich zu äußern hat — in der Symphonie, der Sonate — trotz aller Kunst zu Zeiten des Inhalts baar, taub und leer?" Jedermann hat das Recht schön zu finden, was er will; also wollen wir auch Herrn Bulthaupt durchaus nicht die Berechtigung absprechen, für seine Person Mozart's Instrumentalmusik „des Inhalts baar, taub und leer" zu finden. Nur verwahren wir uns dagegen, daß eine derartige Behauptung ohne jede Spur von Begründung in einem musikalischen Fachwerk abgedruckt wird. Nicht weil Herr Bulthaupt Laie in der Musik ist, verübeln wir ihm dergleichen vage Behauptungen, sondern weil seine „Dramaturgie der Oper" den Anspruch erhebt als fachmäßiges Werk angesehen werden, müssen wir verlangen, daß die in ihr ausgesprochenen Behauptungen auch mit Gründen belegt werden, wenn anders sie als Urtheile eines Fachmanns und Kenners gelten wollen. Zu der zweiten Kategorie von wunderbaren Urtheilen, die in diesem Buch über Mozart's Musik gefällt werden, zu den unfreiwillig komischen gehört folgendes Prachtexemplar: Herr Bulthaupt sucht überall bei Mozart's Opernmusik nachzuweisen, daß sie ungefähr in dem Sinne des Wagner'schen Musikdramas, nach sprechendster Bestimmtheit in der Wiedergabe des textlichen Inhalts ringt. Da hört der Verfasser der „Dramaturgie" denn in dem Duett zwischen dem Grafen Almaviva und Susanne („So lang' hab' ich geschmachtet") in dem chromatischen Auf und Ab der zuerst auftretenden Worte „So kommst Du" die lüsterne Neigung des Grafen zu Susanne „fast unanständig" beredt werden. Die köstliche Entdeckung einer „fast unanständigen" chromatischen Musik wirkt hier so überaus belustigend, daß man darüber den zuerst unwillkürlich aufsteigenden Aerger über eine solche Auslegung der reinen Tonsprache des Meisters vergißt. Wir haben uns hier mit den Beispielen aus Bulthaupt's „Dramaturgie der Oper" so lange aufgehalten, weil die merkwürdige Betrachtungsart Mozart'scher Musik, wie sie in diesem Werk beliebt wird, mehr und mehr in literarischen Kreisen überhand nimmt, dann aber auch, weil derartige Anschauungen auf die Praxis hinsichtlich der Aufführung Mozart'scher Werke verderblich wirken können. Auf diesen letzteren Punkt kommen wir später noch einmal zurück. Der Grund all der citirten wunderlichen Urtheile liegt darin, daß — wie schon erwähnt — der Verfasser der gedachten Schrift Mozart als dramatischen Componisten im Sinne Gluck's oder Wagner's ansieht. Diese durchaus irrthümliche Annahme führt nun Bulthaupt — und so manchen Kunstschriftsteller mit ihm — dahin, dem Componisten des „Don Juan" einen Vorwurf daraus zu machen, daß er seine Opernarien hinsichtlich des dramatischen Ausdrucks durch die in ihnen enthaltenen Coloraturen geschädigt hat. Ob und wie weit dies wirklich der Fall ist, werden wir gleich sehen. Zunächst müssen wir aber dagegen Verwahrung einlegen, daß man Mozart die reiche Verwendung des Coloraturgesanges zum Vorwurf mache. Ein solcher träfe den Componisten nur dann, wenn er von der Möglichkeit einer durch und durch dramatischen Musik so überzeugt gewesen wäre wie etwa Richard Wagner. Und das ist Mozart unzweifelhaft nicht gewesen.

Mozart hat Theatermusik im Sinn und Geist seiner Zeitgenossen componirt. Daß dieselbe allerdings unendlich besser ausgefallen ist als alle übrigen gleichzeitigen Leistungen auf diesem Gebiet, das dankt er seiner ungemein glänzenden Veranlagung, sowohl in rein musikalischer, als auch in speciell musikalisch-dramatischer Hinsicht. Aber daran ist nun einmal festzuhalten, will man Mozart gerecht beurtheilen: Ein kühner, zielbewußter Reformator war er nicht. Wo er reformatorisch gewirkt hat in unserer Opernmusik, ist es rein naiv und unbewußt geschehen. Nur so ist es zu erklären, daß unser größtes Operngenie (das wird Mozart wohl für alle Zeiten bleiben) ganz ungenirt den Coloraturgesang in der Oper beibehalten hat.

Wir fragen nun aber weiter: Wenn der Coloraturgesang absolut nicht in das musikalische Drama nach Gluck's und Wagner's Prinzipien paßt, folgt daraus, daß er in der Oper unbedingt zu verwerfen ist? Die Beantwortung dieser Frage wird von der anderen bedingt und beeinflußt, ob man die theoretischen Anschauungen der beiden genannten großen Opernreformatoren für unzweifelhaft richtige hält oder nicht.

Uns erscheint nun aber — unbeschadet unserer großen Achtung vor den idealen Anschauungen eines Gluck und Wagner — der Versuch, ein ideales Musikdrama zu schaffen, in dem Musik und Dichtung völlig in einander aufgehen, als ein unausführbarer, im besten Falle als ein schöner Traum. Denn einmal sind die Ausdrucksmittel der Musik dem Wechsel unterworfen, dann aber enthält jeder Operntext — auch der Wagner'sche — eine Menge von Stoff, der sich überhaupt in Musik nicht übertragen läßt.

Eine für alle Zeit auch nur annähernd zutreffende musikalische Zeichnung der Charaktere, Stimmungen, Situationen des Dramas gibt es gar nicht. Musikalische Formen, die vor hundert oder mehr Jahren dem Publikum als die sprechendste Darstellung des Grausigen, Leidenschaftlichen, Sinnlichen, Dämonischen u. s. w. galten, erscheinen heute dem betreffenden Texte gegenüber vollständig unangemessen, und ebenso wird wohl nach abermals hundert Jahren dasjenige, was heute in der Beziehung für mustergiltig gehalten wird, einem späteren Geschlecht genau so undramatisch vorkommen, wie uns fast alle Opern des vorigen Jahrhunderts. Modulationen, Harmonien, melodische Wendungen, welche vor 50 Jahren unerhört neu und kühn waren und dementsprechend naturgemäß als der treffendste musikalische Ausdruck scharfer gewaltiger Contraste oder Leidenschaften angesehen werden konnten, erscheinen 50 Jahre später so harmlos, einfach, wenn nicht gar abgenutzt, daß von einer zwingenden dramatischen Wirkung nicht mehr die Rede sein kann. Aber sehen wir einmal hiervon völlig ab. Selbst wenn die Musik der neuesten Zeit in Bezug auf dramatische Richtigkeit ihre Geltung und Wirksamkeit behalten würde, so bleibt in jedem Musikdrama, in jeder Oper eine große Anzahl von Textstellen, für deren richtige musikalische Illustration die Zukunft überhaupt keine geeigneten Weisen besitzt. Wollten wir auch zugeben, daß die Musik für jede Stimmung, für jedes Gefühl, für jede Leidenschaft einen ganz bestimmten adäquaten Ausdruck finden kann, es bleiben auch in dem allereinfachsten dramatischen Text noch eine große Menge von Sätzen nothwendiger Weise übrig, die — zum dramatischen Verständniß schlechterdings unentbehrlich — auch beim besten Willen nicht in Musik so zu sagen aufgehen. Dahin gehören alle rein sachlichen Vorgänge der Handlung, alle rein geistigen Betrachtungen und Aehnliches mehr, dessen auch das allerlyrischte Drama nicht gänzlich entbehren kann. Da muß die Musik völlig in den Hintergrund treten, sie darf sich nicht frei entfalten, um dem hier wichtigen einzelnen Wort nicht seine Verständlichkeit zu rauben oder zu erschweren. Und da muß der Componist wohl oder übel seiner musikalischen Natur Schranken auferlegen. Er muß eine Musik schaffen, die eigentlich gar keine Musik mehr ist — das Recitativ der älteren Oper — oder aber er muß, wie es Wagner an solchen Stellen gethan hat, zu einer Form greifen, in der die Musik sich in einen völlig reizlosen Sprechgesang der handelnden Personen und in ein wogendes Tönen des begleitenden Orchesters trennt. So grundverschieden diese beiden Formen der Recitation auch sind, in einer Beziehung stimmen sie völlig überein. Sie geben dem Sänger Tonreihen, in welchen von einem musikalisch melodischen Fluß nicht die Rede ist, sondern bei denen ein strenger Anschluß der musikalischen Intervalle an die Accente der Sprache gesucht wird. Genau soweit als sich in diesen Stellen — sie nehmen, wie gesagt, in jedem musikalischen Drama naturgemäß einen breiten Platz ein — die Musik der gesprochenen Rede nähert, genau so weit entfernt sie sich hier von den Gesetzen ihrer eigenthümlichen Schönheit. Damit ist der Beweis erbracht, daß von einem völligen Aufgehen des Textes in Musik keine Rede sein kann. Denn sonst müßten sich auch diese Stellen in eine musikalische Form kleiden lassen, die abgesehen von der richtigen dramatischen Betonung, überhaupt losgelöst vom Text ästhetisch schön wirken kann. Wer will es nun dem Componisten verargen, wenn er so denkt: Wenn die Musik sich so oft in der Oper so zu sagen auf's Trockene gesetzt sieht dem Text zu Liebe, warum nicht auch von Zeit zu Zeit umgekehrt, oder: Muß der Sänger so oft sein herrliches Instrument nur als Ausdrucksmittel von Begriffen verwenden, warum soll ihm nicht auch einmal Gelegenheit gegeben werden, auf Kosten des textlichen Fortganges den ganzen Reichthum seines Organes wie auch dessen künstlerische Ausbildung glänzen zu lassen? Dem Einwand, daß die dramatische Idee dadurch schwer geschädigt wird, ist leicht mit der Bemerkung zu begegnen, daß das Ideal des Dramas überhaupt schon durch die Vereinigung von Musik und Poesie verletzt wird. Das beste Musikdrama kann eben nun und

*) Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Digitized by Google

nimmer die abgeschlossene Wirkung erreichen, die ein gesprochenes Drama hat, wenn das erstere auch in einzelnen, ja in vielen Momenten eine größere Wirkung erreicht. Die Oper oder auch das ausgesprochenste Musikdrama, wie etwa Wagner's „Ring des Nibelungen" wird immer ein Compromiß zwischen Tonkunst und Dichtung bleiben. Wird das erst einmal zugegeben, so ist es schwer, eine Grenze zu ziehen, bis zu welcher sich jede der beiden Künste ausbreiten, über welche sie aber nicht hinausgehen darf.

Doch nun zurück zu dem Coloraturgesang! Ist derselbe aus musikalischen Gründen zu rechtfertigen, so darf er zweifelsohne auch in der Oper angewandt werden. Welchen ästhetischen Werth und welchen Nutzen hat nun die virtuose Verzierung des Gesanges? Musikalische Wirkungen werden durch contrastirende Tonbilder, durch Wechsel von melodischen, harmonischen, rhythmischen Tonfiguren erzeugt. Ein wesentlicher Factor der melodischen Veränderung ist in allen Compositionen von Bach bis auf die Neuzeit hin die musikalische Ornamentik, die Verzierung gewesen. Selbst die Werke strengster Form (z. B. die kunstvollen polyphonen Stücke von Bach) zeigen eine reiche Auslese von Verzierungen, welche vom einfachsten Doppelschlag bis zur rapidesten Tonscala wohl geeignet sind, den Reiz des gesammten Tonstückes zu erhöhen. An sich wird man deshalb wohl den Verzierungen, Verbrämungen der Musik ästhetische Berechtigung nicht absprechen können. Man hat aber oft behauptet, daß es die ästhetische Empfindung verletze, einen Menschen längere Tonreihen ohne Text (das sind naturgemäß alle Coloraturen) singen zu hören. Von einem Menschen wolle man Töne nur in Verbindung mit Worten hören. Das ist unzweifelhaft richtig. Es macht einen beunruhigenden, verwirrenden Eindruck, einen Menschen sich längere Zeit in Lauten ohne Hilfe der Sprache äußern zu hören. Aber doch nur in dem Fall, wo die Sprache ganz oder so gut wie ganz in Fortfall kommt, nicht aber bei einzelnen anmuthigen Verzierungen, die ein oder ein paar Textworte betreffen. Da behalten wir bei der gesungenen Coloraturarie immer noch den allgemeinen Eindruck der gesungenen Sprache, die nur für kurze Zeit aussetzt, um der Melodie zu ermöglichen, sich in leicht bewegliche Tongruppen aufzulösen, denen ähnlich, deren sich die gesammte Instrumentalmusik bedient. So unnatürlich ein Gesangsstück wirkt, bei dem der Text nur als Gerüst für allerhand virtuose Künste der Singstimme benutzt wird, so wenig ist vom ästhetischen Standpunkte gegen eine Arie einzuwenden, welche an einzelnen Stellen die sonst mit Berücksichtigung des textlichen Inhalts ausgeführte Melodie durch schnell folgende Notengruppen unterbricht, die allerdings ein Aussprechen von Text verbieten. Wir finden also, daß eine Coloratur, sofern sie nur nicht der einzige Zweck des betreffenden Gesangsstückes ist, ästhetisch wohl zu rechtfertigen ist. Dazu kommt nun aber noch der gewaltige Nutzen, welchen der Coloraturgesang für die Gesangskunst im Allgemeinen hat.

Will ein Instrumentalist sein Instrument ordentlich beherrschen lernen, so ist eines der wichtigsten pädagogischen Mittel zu diesem Zweck das andauernde Ueben von Scalen aller Art, das heißt von bestimmten Reihen schnell auf einander folgender kurzer Töne. Schnelles, gleichmäßiges Tonleiterspiel ist die Grundlage jeder Art von Instrumentalvirtuosität. Ebenso ist es aber auch die Grundbedingung einer vollständigen Beherrschung der menschlichen Stimme. Nur durch das unermüdliche Ueben von solchen leicht dahinperlenden Scalen erreicht der Sänger jene völlige Beherrschung seines Organs, die es ihm ermöglicht, dasselbe mit Sicherheit wie ein mechanisches Instrument zu behandeln, so daß die Stimme zum gehorsamen Werkzeug jeglicher Intention des Sängers wird. Man könnte vielleicht glauben, daß eine derartige Virtuosität im Gesange nicht nothwendig wäre, wenn der Coloraturgesang nicht existirte, wenn die einzelnen Arien und Gesangstücke keine schwierigen Passagen enthielten. Aber wer etwa so denkt, befindet sich in einem großen Irrthum. Nicht etwa um die Bravourarien in den Opern eines Mozart, Rossini, Donizetti u. s. w. erfolgreich vortragen zu können, braucht man diese souveräne Beherrschung der Stimme; man braucht sie genau in demselben Grade auch zum künstlerischen Vortrag aller übrigen Opernpartien des älteren Reportoirs. Der Leser denke nur an eine allbekannte Nummer aus Mozart's „Don Juan", an die sogenannte Champagnerarie! Trotzdem dieselbe von Verzierungen nur zwei kleine Triller enthält, ist ihr angemessener Vortrag nur den vollkommensten Gesangsvirtuosen möglich, da man eine klangvolle, schöne Behandlung der Töne in dem raschen Tempo dieses Musikstückes ohne gesangliche Virtuosität schlechterdings nicht zu Stande bringen kann. Dasselbe oder Aehnliches gilt von der Mehrzahl der Solonummern aller anderen Opern. Bald wird leichter Uebergang der Register, bald werden schnelle Sprünge in der Tonhöhe, großes Anwachsen oder Abnehmen in der Tonstärke oder irgend welche anderen Schwierigkeiten vorhanden sein, deren vollkommene und künstlerische Ueberwindung immer nur dem Gesangsvirtuosen gelingt. Selbst das, was beim Anhören so einfach klingt und mit das Schwerste in der Gesangskunst ist, die einfache Kantilene, der schöne getragene Gesang, der heute leider so arg vernachlässigte bel canto, selbst der ist nur erreichbar nach andauerndem Studium von Scalen und Passagen. Das geben wohl auch die entschiedensten Gegner des Coloraturgesanges zu. Sie meinen aber: „Möge doch der Sänger, ehe er auf die Bühne geht, alle die nöthigen Vorstudien machen; in die Opern selbst gehören diese undramatischen Tonspielereien nicht hinein." Sehr schön! Aber wer zwingt den Sänger dazu diese Studien zu machen? Hat er nur eine hinreichend schöne und starke Stimme, so plagt er sich nicht viel mit mühevollen trockenen Studien, sondern er singt frisch drauf los, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Eine hinreichend schöne und starke Stimme, die für die Bühne ausreicht, ist ein verhältnißmäßig so seltener Artikel, daß er sofort begehrt wird, sollten sich auch in dem Können des Betreffenden arge Lücken vorfinden. So kommen heutigen Tages 90 Procent aller Bühnensänger zum Theater, wenn sie kaum über die Elemente der Gesangskunst hinaus sind. Die elementare Wirkung einer gesunden, schönen Menschenstimme ist ja auch groß genug, um das Publikum über die vielen Mängel des einzelnen Sängers hinwegzutäuschen. Der Schaden, den eine ungenügende gesangliche Ausbildung im Gefolge hat, ist aber ein doppelter: erstens wird den Hörern keine künstlerisch abgerundete Leistung geboten, und zweitens rächt sich bei dem Sänger die mangelhafte Vorbildung dadurch, daß sein Organ nicht lange Stand hält. All diesen Uebelständen kann durch die Pflege des Coloraturgesanges in der Oper abgeholfen werden. Denn das Vorkommen von schwierigen Passagen in anerkannt gediegenen Werken des Repertoirs zwingt die Sänger gründliche Studien zu machen, wenn sie sich nicht einem argen Mißerfolg aussetzen wollen, da eine schlecht oder ungeschickt ausgeführte Coloratur immer lächerlich klingt. Allerdings müßten die geehrten Herren Kritiker sich auch entschließen, den Coloraturgesang mit mehr Respect zu behandeln, ihn nicht kurzweg als nichtigen Tand brandmarken, wie es heute sehr häufig beliebt wird. Denn jede wegwerfende Beurtheilung des Bravourgesanges bestärkt die Sänger natürlich in ihrer Vernachlässigung ernsthafter Studien. Ein weiterer Vortheil würde der sein, daß die jetzt übliche Trennung in Opern- und Kunstsänger aufhörte. Die Gesangskunst der Opernsänger ist augenblicklich auf ein so tiefes Niveau herabgedrückt, daß diejenigen als Ausnahmen zu betrachten sind, die auch als Concertsänger (im Oratorien- und Liedergesang) mit Erfolg sich hören lassen können. Die Besitzer der schönsten, werthvollsten Stimmen schlagen aber ausnahmslos die Bühnencarrière ein, weil hier das Material am besten bezahlt wird. Wären die Opernsänger, wie sie es von Rechtswegen sein sollten, Virtuosen auf ihrem Instrument, dann könnten sie unserem reichen Schatz an herrlichen Liedern, den ungemein schwierigen Oratorienpartieen unserer älteren klassischen Componisten zu angemessener Wiedergabe verhelfen; dann würden dem Concertgesang, welcher ja gerade das auserlesenste Material deutscher Vocalmusik umfaßt, ein größerer Fond von hervorragenden Stimmen dienstbar gemacht werden, während derselbe heute aus den angeführten Gründen durchschnittlich mit Stimmen zweiten Ranges zufrieden sein muß. Eines der überzeugendsten Beispiele für die voranstehenden Ausführungen liefert der neueste Gesangsstern, der Portugiese d'Andrade. Auch auf dem Gebiete der Kunst wird heutzutage so viel von dem echt Nationalen, echt Deutschen geredet. Ist es nicht beschämend, daß unter all' unseren gepriesenen deutschen Gesangsgrößen sich nicht eine einzige findet, die es dahin gebracht hat, die Hauptpartie in Mozart's Meisterwerk ganz im Mozart'schen Geiste durchführen zu können. Unsere berühmtesten Baritonisten (Betz, Reichmann, Bulß u. a.) zählen den Don Juan keineswegs zu ihren Glanzpartien, während d'Andrade mit dieser Rolle überall fabelhaften Erfolg erzielt hat. Nun verfügt der romanische Künstler über eine virtuose Gesangstechnik, welche an die besten Zeiten des italienischen Kunstgesanges gemahnt, und zeigt uns zugleich, daß sich der bel canto mit tief durchdachtem und, wo es nöthig ist, intensiv leidenschaftlichem Vortrag vollkommen verbinden läßt. Er hat außerdem auch in Concerten bewiesen, daß er mit seiner souveränen Gesangstechnik im Stande ist, ein seinem südlichen Temperament so fernes Gebiet wie das deutsche Lied durchaus stilvoll zu behandeln. Daraus muß der vorurtheilsfreie Kunstfreund zweifellos die Ueberzeugung gewinnen, daß die virtuose Gesangstechnik das einzig sichere Mittel ist, das ganze Gebiet der Vocalmusik zu beherrschen.

Kann man es da, fragen wir, dem Sänger so sehr verübeln, daß er den Wunsch hat, gelegentlich die ganze souveräne Beherrschung seines Instrumentes, die zwar überall erforderlich ist, doch meistens im Verborgenen bleibt, auch einmal recht für alle Hörer erkennbar in's Treffen zu führen?

Wenn wir vorhin zugegeben haben, daß Coloraturen an sich durchaus undramatisch sind, da sie sich höchstens als Ausdruck übermüthiger Spielseligkeit auffassen lassen, so müssen wir in Bezug auf die Reproduction diese Bemerkung erheblich einschränken. Dem vollendeten Gesangsvirtuosen ist es wohl möglich, einen Lauf, eine längere Passage in dem Ton und Charakter der Stimmung zu singen, in welcher die betreffende, mit jener Gesangsverzierung geschmückte Arie gehalten ist. Zu Mozart's Zeiten stand die Gesangskunst auf bedeutender Höhe. Deshalb ist es durchaus natürlich, daß die genialen Opern dieses Meisters durchweg mit reicher Verwerthung von Coloraturgesang geschaffen sind. Ist es nicht einfach Pflicht der Pietät, unserem großen Mozart gegenüber dafür zu sorgen, daß seine Werke — wie sie nun einmal sind — künstlerisch abgerundet zur Aufführung gelangen? Dazu gehört aber vor Allem, daß in allen Kreisen, beim Publikum, sowohl als auch bei denen, welche auf dasselbe einwirken, den Künstlern und Kunstschriftstellern, eine richtige Schätzung Mozart's und seiner Werke Platz greife. Wir meinen nicht ein Mehr von lobender Anerkennung; darum ist es uns viel weniger zu thun. Wohl aber lerne man Mozart wieder nach sich und nach der Zeit, in der er gewirkt hat, beurtheilen und betrachte ihn nicht etwa vom Standpunkte Richard Wagner's aus, wie es unter so vielen anderen Bulthaupt in seiner vorerwähnten Schrift gethan hat. Dann wird man auch an den oft gerügten Coloraturen der Opernarien Mozart's keinen so großen Anstoß mehr nehmen; sie würden, wenn wir einmal wieder in der Mehrzahl auf der Bühne, statt Gesangsvirtuosen wirkliche Kunstsänger hören könnten, gar nicht so veraltet klingen. Dann dürfte dem einsichtsvollen Kunstfreunde wieder so recht deutlich werden, daß Mozart's Opernmusik bei all ihrer dramatischen Charakteristik in erster Reihe als schöne, formal abgerundete Musik genossen sein will. Geht man mit solchen Erwartungen an sie heran, dann werden auch die reichen Gesangsverzierungen als das erscheinen, was sie sein sollen: Ein anmuthiger musikalischer Schmuck der ebenso edeln, wie formschönen Musik Mozart's.

Heinrich Roeckner.

Digitized by Google

Berliner Architektur.

Onkel Bräsig ist dafür, daß man aus Gesundheitsrücksichten von Zeit zu Zeit seinen kleinen Aerger haben müsse — Hofjungen-Aerger nennt er jene Art, die ihm, dem Gutsinspector, am Besten bekomme. Dieser weisen Lebensregel folgend kaufe ich mir von Zeit zu Zeit ein Blatt der kleinen Berliner Presse. Selbst durch die Unterstützung mit 5 Pfennigen, welche ich ihr hiermit zuwende, und die daraus entstehende Versündigung gegen mein besseres Ich, glaube ich mir mein Behagen nicht zu theuer erkauft zu haben.

So erwarb ich mir denn am 17. December das „Kleine Journal" und fand darin einen sehr lesenswerthen Aufsatz über „Nürnberger Spielzeug an der Berliner Friedrichstraße", der mich in jenen Hofjungen-Aerger versetzte. Das „Kleine Journal", heißt es dort, „darf das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, mehrfach, wenn es sich um öffentliche Kunst- und Baudenkmäler in der Reichshauptstadt handelte, dem gedankenlosen Lobe der Majorität mit einem deutlich ausgesprochenen Tadel entgegengetreten zu sein, dadurch das schlummernde Urtheil zahlreicher Anderen geweckt und nicht selten fruchtbare Anregungen gegeben zu haben. Darauf losloben ist leicht, tadeln ist schwerer, denn das abfällige Urtheil muß begründet werden."

Die Selbstkritik, welche das Blatt über sein Lob ausspricht, mögen sich alle seine Schützlinge hinter die Ohren schreiben, sein Tadel aber soll uns heute beschäftigen. Es ist die Rede vom „Nürnberger Hof", dem großen Neubau an der Ecke der Friedrich- und Taubenstraße, welchen der Nürnberger Architekt Walther für die Tucher'sche Bierbrauerei errichtete. „Wenn es der Zweck des Baues ist", sagt mein College vom „Kleinen Journal", „daß die Passanten verblüfft vor dem Hause Halt machen, so ist derselbe allerdings erreicht worden, wenn es sich nur darum handelte, um jeden Preis die Aufmerksamkeit auf dieses Haus zu lenken, so hat der Architekt seine Aufgabe vortrefflich gelöst, wenn es sich nur um einen Reklamebau handelte, so ist hier ein Meisterstück entstanden."

Im Gegensatz zu diesem höhnenden, wird den Architekten der Nachbarbauten das sehr ernst gemeinte Lob ausgestellt, jeder ihrer Paläste sei als eine Bereicherung und Verschönerung des Straßenbildes zu begrüßen. Denn trotz der vielfachen Abwechselung in Fassadengliederung und -Verzierung „hätten sie doch immer den guten Geschmack, an dieser Stelle den »Renaissancecharakter«, der sich gebietend zur Geltung bringt, nicht zu verleugnen." Aber „ihre künstlerischen Intentionen" seien „nun auf einmal durch den plumpen Eingriff Eines, der keine Schranken achtete, zerstört worden durch ein kastenartiges Gebäude, das in die Umgebung wie die Faust auf's Auge passe."

Dieser Tadel, der dem „Kleinen Journal" so schwer gar nicht geworden zu sein scheint, wie es uns glauben machen will, ist nicht so ganz ohne Witz, daß es nicht der Mühe lohne, ihn sich näher anzusehen.

Es entstehen an einer Straße verschiedene Neubauten: da ist zum Beispiel einer im Barockstil. Man wird mir, als dem Geschichtschreiber dieses Stiles, wohl Voreingenommenheit gegen ihn nicht zutrauen. Aber da sehe ich alle Motive, welche das Berliner Schloß, das Schloß zu Würzburg und noch einige andere Prunkbauten gliedern, auf einen Punkt gehäuft: Pilaster und Säulen, Ornament und Kartuschen, Vollfiguren und Reliefs, eine Zusammentragung aller der hoch gesteigerten Formen, welche ein wegen seines „Fortissimo" lange verhöhntes Jahrhundert hier und dort erfand. Und daneben sehe ich den Walther'schen Eckbau in ganz schlichter Architektur, mit glattverputzten Wandflächen, statt der Radau-Erker eine kleine Figur an der Ecke, statt des Säulengedränges um die Fenster bloß eine gemalte Umrahmung, statt des Stiles der „Schrankenlosigkeit", wie man den Barock so lange Zeit nannte, eine etwas spießbürgerliche, aber behäbige Architektur, statt der Zeit um 1700, die noch vor 10 Jahren alle Welt für „Verfall" erklärte, die ächteste Blüthezeit Nürnberger Kunst aus den Tagen Albrecht Dürer's, so echt, wie sie in ihrer liebenswürdigen Bescheidenheit vielleicht noch nie nachgemacht worden ist. Genau so große, vielstöckige, nur durch die Vertheilung der Fenster auf die Wandfläche gegliederte, mit gleichem schlichten Giebel verzierte Häuser gibt es in Nürnberg viele Dutzende, ja sie sind der eigentliche Typus der alten berühmten Handelsstadt. Auch sie waren mit Fresken geschmückt, wenngleich wohl mit etwas weniger naturalistischen als jene von Prof. Hammer. Man kann ja darüber streiten, ob die mit so außerordentlicher Liebe und Sorgfalt erstrebte stilistische Aechtheit in der Architektur an sich die Aufgabe moderner Kunst sei, man darf Walther aber nicht wohl die Anerkennung versagen, daß er der ihm gestellten Aufgabe, ein Stück Altnürnberg als Sehenswürdigkeit nach Berlin zu verpflanzen, mit voller, vielleicht sogar mit zu weit gehender Strenge und mit entschiedenem Geschick nachgekommen ist.

Und dieses schlichte, altväterische Werk aus der Schlußzeit des Mittelalters erscheint dem Berliner als Meisterstück der Reklame. Es ist dies eine kostbare Kritik unseres Bauwesens. Nachdem wir Marmor und Granit, Barock und Rococo, Gold und Glasmosaik, riesige Schmiedewerke und gewaltige Glasscheiben an unseren Fassaden erschöpft haben, nachdem die Lust, sich zu den unerhörtesten Formen im Wettbewerb um die öffentliche Aufmerksamkeit zu steigern, die Berliner Architektur zur üppigsten, ja wildesten in der Welt gemacht hat, ist die Mißbildung des Geschmackes so weit gekommen, daß man das Einfachste für das Werk eines, der „keine Schranken kennt", als ein auf „Verblüffung" berechnetes Erzeugniß eines satanischen Reklame-Baumeisters erklärt. Ich werde an jenes schöne Mädchen erinnert, das im einfachsten weißen Gewande auf dem Balle erschien und dem die diamantenüberladenen Concurrentinnen deshalb die maßloseste Koketterie vorwarfen.

Was das „Kleine Journal" in seinem kostbaren Unverstande aussprach, hat aber seine sehr ernsten Seiten. Es zeigt, daß wir im Bauwesen einem Wendepunkt nahe sind, es lehrt, wie weit es mit der Verbildung des Berliner Geschmackes durch das tolle Ueberbieten in den Bauformen gekommen ist. So stark ist die Geschmacksverwirrung in den Köpfen der Durchschnittsmenschen nach dem Schlage des „Kleinen Journals", daß dieses von den Barockbauten ausdrücklich sagt, sie „zeigen die Meister in der Beschränkung." Also wer den höchsten architektonischen Luxus entfaltet, erscheint ihnen als bescheiden, wer der Einfachheit wieder zustrebt, als ein künstlerisch wüster Geselle.

Die deutsche Renaissance, deren Schaffensgesetz es war, einzelne Theile mit höchstem Reichthum, die Flächen aber zumeist schmucklos zu behandeln, hat man in wenig Jahren dadurch zu Tode gehetzt, daß man alle ihre liebenswürdigen Schnörkel in's großstädtisch Sperrige übersetzte, daß man all' ihre auf kleine Verhältnisse und bescheidene Anwendung berechnete Schmuckformen massenhaft auf Riesenbauten übertrug, daß man sie, ihre herrliche Sorglosigkeit, die Zufälligkeit ihrer Decorationsart verleugnend, nach antikem Gesetz oder nach der Massencomposition der Italiener systematisch umbildete, scheinbar als wolle man ihre Schwäche, große Motive eben nicht zu besitzen, jedem seiner organisirten Auge boshaft verrücken. Das Barock erleidet schon längst die gleiche Vergewaltigung, indem man seine vornehmsten Formen an Zinshäuser verkuppelt und seine große Compositionsweise an Dutzendwaare verzettelt. Und doch ist nicht aller Tage Abend. Noch sind diese Stile nicht etwa „erschöpft", noch weiß der feinere Architekt ihnen reizvolle neue Wirkungen abzulocken, wenn er esnur über sich gewinnt, sie eben nicht zu Reklamezwecken zu benutzen. Was z. B. der Architekt Griesebach an Werken im Geiste der deutschen Renaissance in neuester Zeit hervorbrachte, beweist, daß dieser Geist unsere besten Künstler erst in der Tiefe anzuregen beginnt, nachdem die Blasen, die sein Erscheinen an der Oberfläche der Kunstwelt hervorrief, sich verflüchtigt haben.

In diesen Tagen erschien ein Band „Architektonische Skizzen" von Otto Rieth*), einem Künstler aus der Schule des Reichstagsbaumeister Wallot, ein sehr beachtenswerthes Werk, dessen Blätter zeigen, daß nicht alle deutsche Architekten im Schnörkel- und Muschelwerk, in der Motivehäufung das Wesen des Barockstiles sehen. Da spricht sich eine andere größere Auffassung der Sache aus: Die Formen der antiken Welt erhalten neues, bedeutungsvolles Leben, sie werden biegsame, bildsame Mittel zum Ausdruck neuer Gedanken; in der Hand eines Meisters der Perspektive erhält die Architektur malerische Lebendigkeit. Würden aber Rieth's Formen in die Wirklichkeit übertragen, so müßten sie der Welt lehren, daß auch im Barockstil und der Renaissance die Größe in der Einfachheit liege und daß es höchste Zeit ist, vom Geschmacke des „Kleinen Journals" und seiner Abonnenten zu dem überzugehen, was wirklich Geschmack ist.

Cornelius Gurlitt.

Offene Briefe und Antworten.

Carnot und Theodor Körner.

Geehrter Herr!

Von Lazare Hippolyte Carnot, dem Vater des jetzigen Präsidenten der französischen Republik, ist es bekannt, daß er in seiner Jugend während seines Aufenthaltes in Magdeburg mit Eifer dem Studium der deutschen Literatur obgelegen hat; unbekannt hingegen ist es, daß er noch im Mannesalter demselben Studium treu blieb, daß er insbesondere Körner'sche Lieder in's Französische übersetzt hat. Die erste öffentliche Kunde davon verdanken wir einem Briefe der Mutter Theodor Körners an Antonie Adamberger vom 16. Mai 1838, den Ritter Alfred von Arneth aus dem Nachlaß seiner Mutter copirt und Rudolf Brockhaus zur Veröffentlichung für seine Körner-Festschrift überlassen hat. Ich bin nun in der glücklichen Lage, eine noch eingehende Mittheilung von derselben Hand, die zwei Jahre später erfolgt ist, anschließen zu können. Sie findet sich in einem Briefe Marie Körners an den treuen Freund ihres Hauses, den Gerichtsverwalter Ludwig Wichelt in Ludwigslust. Der Besitzer des Schriftstücks, der Sohn des ehemaligen Empfängers, Herr Gutsbesitzer J. Wichelt-Wendischhoff, hat mir eine vollständige Abschrift zu nehmen gestattet. Der Brief von Körners Mutter lautet:

Berlin, d. 26. October 40.

Wie überschwänglich gütig Sie seyn! mein werther Freund, mir Entschuldigungen zu machen, da doch alles, was Sie thun, das Werk Ihrer Güte und Ihres schönen Gemüthes ist. Die opfer, die Sie mir dadurch darbringen, ist Ihre Zeit, wo Sie Sich von den Mühseeligkeiten des Lebens, Ihre Gesundheit stärcken, und sich erheitern sollen. Ich erkenne die Größe Ihres Wohlwollens für mich. Und ich bin gewiß, das der Engel des Lebens, der Ihren Namen in das Buch des Lebens einträgt eine Freudenthräne darauf fallen läßt.

Meine Gesundheit wird immer schwächer und viel schmerzhafte Tage sind mein Loos, doch suche ich geduldig auszuharren bis ans Ende. Mein Leben ist einsam, manche angenehme Beschäfftigung raubt mir meine schwächer gewordenen Augen — ich will ja nicht klagen! bleiben mir doch meine Erinnerungen — und die sind mein Eigen, sind Mein, in allen

*) Berlin, Georg Siemens, 1891.

Digitized by Google

Wechsel der Zeit, sie geben mir schöne Momente. Da sieht mein geistiges Auge Sie Edlen, wie Sie wohlthätig für mich wirken, und seegne Sie. Wie freue ich mich, daß alles bey Ihnen wohl ist! daß die theure Julie Ihnen keine Sorge mehr giebt. Wir haben hier schöne Feste erlebt, das Geräusch davon, war mir nahe. Unser herrlicher König, ist mit der Gabe, der höchsten Beredsamkeit geseegnet, wo hat jemahls ein König so gesprochen? und aller Herzen an sich gezogen? Es ist eine allgemeine Begeisterung für ihn unter seinen Völkern! Gott erhalte ihm!!!

Ich weiß nicht ob ich Ihnen geschrieben habe, daß ein Franzose dem Theodor übersetzt. Es ist der Sohn des Ex Ministers von Carnot von Napoleon, er war vor kurzem hier. Der Vater Carnot zog sich mit seinem Sohne unter dem Schuz des Königs von Preußen nach Napoleon's Fall zurück, und lebte in Magdeburg. Jezt ist nach des Vaters Tod der Sohn nach Frankreich zurück, hat eine Cousine von sich geheirathet und ist Deputirter in der Kammer, er spricht Deutsch sehr gut und gewählt. — Nun wollen wir sehen wie es ihm gelungen ist.

Der Schulze in Wöbelin sah gar nicht aus, wie, das er sich eine Schuld dieser Art sich zu Schulden kommen würde laßen. Sie mein theurer Freund wißen das am besten zu beurtheilen! — wie mans mit ihm machen soll, mein Wille ist der Ihrige.

Leben Sie beglückt und wohl in dem Creis Ihrer Lieben. Nehmen Sie noch meinen innigsten Danck für alles Gute, das Sie für mich schaffen, so wie der neue Pacht der Wiese — Ihre Hand ist geseegnet für mich. Der theuern Julie, und Ihnen sagt mein danckbares Herz ein inniges Lebewohl. Gedenken Sie meiner, wie ich Ihrer Gedenke.

Die Ihre Maria Körner.

Bemerkenswerth ist es vielleicht, daß Carnot Dichtungen Körners zu derselben Zeit übersetzt hat, oder noch damit beschäftigt war, als Nikolaus Beckers Rheinlied die Gemüther hüben wie drüben bewegte. Es wäre erwünscht, noch von anderer Seite Näheres zu erfahren. In Wurzbach's Biographischem Lexikon Oesterreichs Theil 12 (Wien 1864) ist unter den Uebersetzern von Körners Dichtungen Carnot nicht genannt. Der Schluß des Briefes ist noch von besonderem Werthe für die Wöbbeliner Grabstätte; in der umgestalteten, erweiterten und verbesserten neuen Ausgabe meiner ursprünglichen Schulschrift „Theodor Körner in Mecklenburg" soll er mit drei anderen unbekannten Briefen den Beweiß liefern, daß die Gartenlaube 1863, Nr. 27 von einem unzuverläßigen und unkritischen Berichterstatter übel berathen war, als sie für die vernachläßigten Grabmäler zu Wöbbelin das öffentliche Mitleid aufrief. Auch zwei spätere Artikel desselben Jahres leiden an einer ähnlichen Unkritik, während bei der heurigen Säkularfeier die zuverläßige, umsichtige Forschung und Darstellung Emil Peschels sich ihr zu Gebote stellt.

Hochachtungsvoll Friedrich Latendorf.

Notizen.

Merk- und Spruchbuch für alle Tage des Jahres von Heinrich Löwner. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) Eine ebenso reiche als sinnige Auswahl von Sprüchen der Weisheit, des Trostes und der Stärkung aus den besten heimischen und fremden Schriftstellern, mit Geschmack und Verständniß gesammelt. Auch Raum zu Notizen ist gelassen.

Per aspera. Historischer Roman von Georg Ebers. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) Der neue Ebers hat gewiß auch in den letzten Festtagen manches jungfräuliche Gemüth erhoben und gespannt, denn alle guten Eigenschaften des beliebten Märchenerzählers finden wir hier in bekannter Manier vereinigt. Eine liebenswürdige, poetische Gestalt ist die Bildhauerstochter Melissa, und ihre allmähliche Bekehrung zum Christenthum wird mit feinen psychologischen Zügen dargestellt. Noch besser ist ihre Liebe — Mitleid ist die Mutter der Liebe — zu dem wahnsinnigen Kaiser Caracalla, der prächtig gezeichnet ist. Auch an großartigen Tableaux in historischem Freskenstil fehlt es nicht, wie Caracalla's Einzug in Alexandrien und der Gladiatorenkampf. Gewiß werden solche Bilder auch der im Allgemeinen gegen Ebers eingenommenen Kritik imponiren und nicht nur seine jugendlichen Verehrer entzücken. Uebrigens hat der archäologische Roman, wie jeder Beobachter weiß, seinen Höhepunkt in der Gunst des großen Publikums längst hinter sich. Welche Mode wird jetzt an die Reihe kommen?

Erlösungen. Von Richard Demel. (Stuttgart, Göschen.) Der Dichter ist jedenfalls noch sehr jung, denn über solche Ueberschwänglichkeiten in Titel, Widmungsrebus („Der Seele Paula's") und Schlußversen („Dein Phönix") lehrt uns das Leben bald lächeln. Auch Demel glaubt an die Neuheit seines Liedes, weil er einige realistische Modernitäten („Vierter Klasse" z. B.) anbringt und soziales Elend schildert. Nur selten („Mondnacht") gelingt ihm ein reines Lied, fast immer bietet er Rhetorik statt Poesie. Typisch ist das Gedicht „Die Magd", das an Schiller's Gedichte der Sturmperiode anknüpft. Er vergleiche einmal, wie ein verhaßter Idealist wie Mörike oder Greif dasselbe Thema von der Verlassenen behandelt, und er wird Schlichtheit, elementarste Wahrheit finden, wo er selbst es nicht über Schwulst und Phrase hinausgebracht hat.

Johann Nestroy's gesammelte Werke. Herausgegeben von Chiavacci und L. Ganghofer. (Stuttgart, Bonz und Comp.) Mit der 48. Lieferung liegt dies lustige Sammelwerk nunmehr vollständig da. Es enthält alle Hauptstücke, die seiner Zeit die Runde über die deutschen Bühnen machten, wie Lumpaci Vagabundus, Zu ebener Erde und im ersten Stock ꝛc., aber auch viel Ungedrucktes, das den Souffleurbüchern des Karltheaters entnommen wurde. Ist Manches mit seiner Zeit so eng verwachsen, daß es mit ihr vorüberging und jetzt veraltet scheint, so hat doch der außerordentliche Erfolg des Nestroy-Cyclus 1881 bewiesen, daß dieser wienerisch urwüchsige und oft aristophanische Humor noch immer lebendig und wirksam ist. Einen schönen Abschluß hat das Werk in Moritz Necker's Biographie Nestroy's gefunden, die liebevoll, aber doch nicht blind für seine z. Th. bedenklichen Schwächen ist und viel Unbekanntes zu erzählen weiß. Er war in seiner Art ein großer Humorist, und Hebbel's sowie Vischer's Urtheil scheint uns jetzt viel zu hart und ungerecht.

Das zeitgeschichtliche Ereigniß von Trier als ein Markstein zur Umschau über unseren religiösen Horizont. Von Max Schneidewin. (Berlin, F. Stahn.) — Ueber die zukünftige nationale Erziehung. Ehrliche Glossen von Max Schneidewin. (Hameln, Th. Fündling.) Aus diesen beiden zeitgeschichtlichen Broschüren spricht der unbestechliche Wahrheitssinn eines selbständigen Denkers, der nicht nur den Muth besitzt, eine Meinung zu haben, sondern auch den, sie gerade herauszusagen. Gleichwohl haftet diesen Schriften keinerlei agitatorische oder gar revolutionäre Tendenz an; im Gegentheil, es ist eine feinfühlige, zart abgestimmte, durchaus versöhnliche Natur von überwiegend conservativen Neigungen, die hier zu Worte kommt. Es ist der wehmüthige Rückblick auf dahinschwindende Ideale der unwiederbringlich verlorenen Jugend, die beiden Kundgebungen ihren Stempel aufdrückt. Ein doppelter Muth gehört dazu, sich in diesem Sinne als conservativ von Neigung und Gemüthsart zu bekennen und trotzdem die Unhaltbarkeit des Ueberkommenen vor dem kritischen Verstande einzugestehen; denn ein solcher wird es weder den Vorwärtsdrängenden recht machen, noch auch bei den am Alten hängenden Gnade finden. Aber gerade solche Kundgebungen sind mehr als irgend etwas anderes geeignet, einerseits auf die voran stürmende Jugend mäßigend zu wirken und ihre spöttische oder gar entrüstete Geringschätzung des von ihnen Bekämpften zu achtungsvoller Anerkennung umzustimmen, und andererseits die hartnäckige Verblendung der Vertreter des Alten zu erschüttern. Die erste Schrift knüpft an die Verspottung der Ausstellung des heiligen Rockes zu Trier und der zu ihm Wallfahrenden an, um den Spöttern zu bedeuten, daß sie weit mehr Grund hätten, die Kraft eines kindlichen Glaubens zu bewundern und zu beneiden, der uns in dieser Gestalt praktisch längst abhanden gekommen ist, ohne daß wir doch mit den dogmatischen Voraussetzungen ausdrücklich gebrochen hätten, aus denen dieser Glaube erwachsen ist. Diese Betrachtung bietet jedoch nur die Anknüpfung für eine auf S. 26 beginnende Ueberschau über die verschiedenen Gruppen der Vertreter des modernen Bewußtseins im Verhältniß zur christlichen Religion. Diese Gruppirung ist mit soviel psychologischer Feinheit und culturgeschichtlichem Scharfblick durchgeführt, daß man fast bedauern möchte, sie an ein vorübergehendes zeitgeschichtliches Ereigniß angeknüpft zu sehen. Vielleicht sind elf coordinirte Gruppen etwas viel, und wenigstens die Uebersichtlichkeit hätte gewonnen, wenn mehrere Untergruppen zu je einer Hauptgruppe zusammengefaßt worden wären. Auf Seite 45 beginnt dann eine allgemeine Erörterung über den überlegenen inhaltlichen Werth, den die christliche Religiosität im Vergleich zu der „modernen Weltanschauung" besitzt, während sie an realistischer Wahrheit von ihr übertroffen wird, und über die Unzulänglichkeit eines Ersatzes durch Hummanitätscollegien, Kultus der Kunst und Wissenschaft, Spiritismus oder importirten Buddhismus. Seine Zukunftshoffnungen gründet der Verfasser auf die Philosophie, d. h. auf eine solche, die es mit der Metrophysik ernst meint, nicht aber sie gleich dem Neukantianismus für eine Dichtung der Phantasie erklärt. Welcher Art diese Philosophie im Besonderen sein müsse, darauf einzugehen liegt nicht in der Absicht dieser Gelegenheitsschrift. Volkelt hingegen führt in seiner jüngsten Schrift drei Hauptmerkmale an, welchen die Religion der Zukunft werde Rechnung tragen müssen: erstens die pantheistische Innocenz, zweitens den tragischen Charakter des Weltlaufes, und drittens das gesteigerte Selbstgefühl der modernen Kampfesenergie im Gegensatz zu der duldenden christlichen Demuth. — Die zweite Schrift Schneidewin's zeigt einen ähnlichen Conflict zwischen der kosmopolischen Humanität, Friedensliebe und Culturfreudigkeit unserer klassischen Literaturepoche mit dem kriegsgerüsteten Nationalgefühl und der Machtliebe der Gegenwart, zwischen dem individualistischen und partikularistischen Sondergeist des Germanenthums und der centralisirenden Zusammenfassung aller Kräfte durch das Preußenthum. Auch hier scheint der Verfasser mit seinem Herzen mehr der ersteren Seite des Gegensatzes zuzuneigen, während der Kopf ihm die Nothwendigkeit auch der zweiten Seite zeigt. Aber hier ist die Vereinigung des Gegensatzes nicht gerade schwierig, nachdem die Geschichte sie in der deutschen Reichsverfassung und in den Individualitäten der Herrscher mehr oder weniger vorgebildet hat. Was der Verfasser betonen will, das ist, daß das heutige Leben schon mit hinreichend mächtigen Faktoren dahin wirkt, das neue reichsdeutsche Nationalgefühl zu kräftigen, und daß der deutsche Unterricht es deshalb nicht versäumen darf, in der Pflege der Culturideale unserer Klassiker ein Gegengewicht zu bieten, damit unser nationales Leben nicht allzu einseitig werde. Daß auch die Schule berufen sei, den reichsdeutschen Geist zu pflegen, z. B. in der Feier patriotischer Feste, wird dabei nicht bestritten, und nur für den deutschen Unterricht die Hervorkehrung auch der anderen Seite der deutschen Ideale gewünscht. Die maßvolle und allseitig versöhnende Gesinnung des Verfassers bekundet sich auch in der Behandlung dieser Frage in der alle berechtigten Ansprüche gebührende Berücksichtigung finden. e. v. h.

Digitized by Google

Inserate.

R. Reuther's Verlagsbuchhandlung,
(H. Reuther & O. Reichard.)
Berlin S.W. 12. Soeben erschien:

Unsere nationale Erziehung.

Mit Bezugnahme auf die Forderungen
Paul de Lagarde's und des Verfassers von
„Rembrandt als Erzieher"
von einem
Oberdeutschen.
VIII, 167 Seiten. gr. 8°.
Erste bis dritte Auflage. Preis M. 1.—.

Hammer und Pflug.

Eine österreichische Dorfgeschichte
von **A. Milàr-Gersdorff.**

Eleg. geb. 4 Mark, ungebunden 3 Mark.

Das „Hamburger Fremdenblatt" Nr. 253 schreibt wie folgt über den Roman:

— — Dieser neue Dorfroman, der voll und frisch aus dem österreich. Bauernleben geschöpft ist, wird die Zahl der Freunde und Verehrer des Autors noch vermehren. Es gewährt in der That einen großen Genuß, die interessant erfundene Fabel der Erzählung zu verfolgen und sich an der scharf gezeichneten Charakteristik der einzelnen Figuren zu erfreuen. — Wir können die Erzählung allen unsern Lesern aufs Wärmste zur Lecture empfehlen. — Siehe auch Recension in dieser Nr. der Gegenwart Seite 365.

Danzig. **Carl Hinstorff's Verlag**
Georg Ehrke.

Greiner & Comp.

Literarisches Institut.
Berlin, Unter den Linden 40.

Die Feuilleton-Zeitung (für Redactionen als Manuscript gedruckt) erscheint wöchentlich 800 bis 1000 Zeilen stark. Ueber 200 der namhaftesten Autoren zählen wir zu den ständigen Mitarbeitern unseres Organs, das sich bei den vornehmsten deutschen Zeitungs-Redaktionen der größten Beliebtheit erfreut. Beiträge werden unmittelbar nach Annahme honorirt.

Feuilleton-Romane. Das Institut steht mit den vornehmsten deutschen Zeitungen und Zeitschriften in Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Schweiz, Rußland und Amerika im regsten Geschäftsverkehr, **übernimmt aber nichts in Commission,** sondern erwirbt hervorragende belletristische Arbeiten, deren Zahlung unmittelbar nach Annahme in baar erfolgt. Zum gemeinschaftlichen Abdruck verwendet das Institut u. a. folgende Romane:

Friedrich Spielhagen, Noblesse oblige. Adolf Wilbrandt, Adams Söhne. Wilhelm Raabe, Das Odfeld. Alex. Baron von Roberts, Revanche; Preisgekrönt. Rudolf von Gottschall, Die Tochter Rübezahls; Verkümmerte Existenzen. Hans Hopfen, Der Genius und sein Erbe. Wilhelm Jensen, Die Kinder von Oedacker. Adolf Glaser, Ein Seelenfreund. Fritz Mauthner, Der letzte Deutsche von Blatna. Balduin Möllhausen, Der alte Corpsbursche. Ernst von Wolzogen, Die Kinder der Exzellenz. Theophil Zolling, Coulissengeister.

Neuer Roman von Theophil Zolling.

Soeben ist bei mir erschienen und nehmen alle Buchhandlungen Bestellungen an:

Coulissengeister

Roman von Theophil Zolling
2 Theile in einem Bande

Preis: Geh. M. 6.—, Gebunden M. 7.—

Der neue Roman des beliebten Erzählers hat bei seinem ersten Erscheinen in einer Reihe großer Tagesblätter (Berliner Nationalzeitung, Wiener Fremdenblatt, Hamburger Correspondent ꝛc.) viel Aufsehen erregt, sodaß die Buchausgabe mit Spannung erwartet wird. Der Roman spielt in Wien, Berlin und auf westpreußischen Rittergütern nnd enthält eine ganze Gallerie leicht erkennbarer Gestalten aus unseren hocharistokratischen und Theaterkreisen. Ein Berliner Blatt äußerte, daß das deutsche Bühnenleben, welches besonders in Theaterstücken immer gefälscht und geschmeichelt zur Erscheinung gelange, in Zolling's „Coulissengeistern" zum ersten Male ein umfassendes Abbild von packender Wahrheit, köstlichem Humor und künstlerischem Werthe gefunden habe.

Leipzig. **H. Haessel, Verlag.**

Soeben ist erschienen:
Dante's Hölle, der göttlichen Komödie erster Theil. Uebersetzt von **Alfred Bassermann.** 8°. Geheftet 5 M., eleg. Leinwd. 6 M.

Diese neue Dante-Uebersetzung zeichnet sich aus durch möglichst treue Wiedergabe des Inhalts und zwar sowohl des so große Schwierigkeiten bietenden Wortsinnes als auch des sachlichen Gehalts und dann durch möglichst treue Wiedergabe der Form, des Versbaues durch Beibehaltung der Terzinen und des Ausdrucks und Kolorits der schlichten großen Eigenartigkeit des Originals. Wir empfehlen dieselbe allen Danteverehrern!

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und gegen Einsendung des Betrages von
Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg.

Verlag der **J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger** in Stuttgart.
Soeben erschien:

Cotta'scher Musen-Almanach
für das Jahr 1892.

Herausgegeben von **Otto Braun.**
Mit sechs Kunstbeilagen.
12°. 320 Seiten. In elegantestem Einband Preis ℳ 6.—.
Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

In keiner Familie sollte fehlen: **Die Neue Musik-Zeitung.**
Illustr. Familienblatt, bringt eine Fülle des besten unterhaltenden Stoffes, Belehrendes aus allen Gebieten der Tonkunst. Ausserdem im Jahre **64** (gr. Oktav-) Seiten auserles. Musikpiecen hauptsächlich Klavierstücke u. Lieder, sowie als Extrabeilage: Dr. Svobodas illustr. Geschichte d. Musik. Preis ¼jährl. (6 Nr.) nur **Mk. 1.**— Man abonniert bei jed. Buch- u. Musikalhdl. od. Poststelle. Probe-Nummern gratis u. franko durch den Verleger **Carl Grüninger, Stuttgart.**

Neuigkeiten im Verlag von A. G. Liebeskind, Leipzig.

Rudolf Baumbach.
Thüringer Lieder.
M. 2.50 brosch.

Gedichte von Hans von Vintler.
M. 3.— brosch.

Chiemgauer Volk.
Erinnerungen eines Chiemgauer Amtmanns
von **Hartwig Peetz.**
M. 1.60 brosch.

Volksthümliche Sprichwörter und Redensarten
aus den Alpenlanden.
Gesammelt und herausgegeben von **Ludw. v. Hörmann.**
Kl. Elzev.-Ausgabe in Pergament geb. M. 1.50.

Redaction: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 3. Berlin, den 16. Januar 1892. Band XLI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Zur Reform der Unfallversicherung. Von R.-G.-Rath B. Hilse. — Neues über das Tuberkulin. Von Dr. med. Hugo Bernheim (Würzburg). (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Ein neuer schwedischer Dichter. Von Robert Waldmüller. — Für und wider die Sozialdemokratie. Von A. v. H. — **Feuilleton:** Civilisation in Afrika. — **Aus der Hauptstadt:** Paranoia simplex. Von Apostata. — Karl Stauffer-Bern. Von C. G. — Notizen. — Inserate.

Zur Reform der Unfallversicherung.

Von R.-G.-Rath B. Hilse.

In der Reichstagssitzung vom 11. Juni 1890 wurde gelegentlich der zur Berathung gestellten Anträge Auer und Genossen auf Abänderung einzelner Bestimmungen der Unfall-Versicherungsgesetze seitens des Staatssecretärs des Innern, Staatsminister v. Bötticher, die Erklärung abgegeben, daß bei der praktischen Durchführung desselben allerdings sich einzelne Mängel gezeigt hätten, und zur Abstellung dieser, sowie zur Befriedigung sämmtlicher Betheiligten eine dieselben berücksichtigende Gesetzesvorlage in Aussicht gestellt. Es wäre verfehlt, daraus schließen zu wollen, daß der Grundgedanke, welcher die öffentlichrechtliche Unfallversicherung beherrscht, ein unrichtiger, sowie, daß in den leitenden Grundsätzen fehlgegriffen sei, nach welchen die Feststellung des Schadensfalles und die Bestimmung des Entschädigungsbetrages erfolgt. Diese haben vielmehr die allgemeine Zustimmung gefunden und sind auch im Wesentlichen von den maßgebenden Personen derjenigen Nachbarstaaten als zutreffend anerkannt, welche die gleichen gemeinnützigen Einrichtungen für ihr Vaterland vorzubereiten hatten. Dies beweisen das österreichische Unfallversicherungsgesetz vom 28. December 1887 und der französische Entwurf vom 28. Juni 1890 unverkennbar. Nur auf mehr nebensächliche Bestimmungen werden deshalb die Abänderungsvorschläge sich zu beschränken haben, zumal der Zeitpunkt noch nicht gekommen zu sein scheint, um ein klares Urtheil darüber zu gewinnen, welcher von den zur Zeit als Träger der Versicherung für die verschiedenen Versicherungsarten in Deutschland zugelassenen Körperschaften der Vorzug vor den übrigen zuzuerkennen ist.

Was den Zweck der Unfallversicherung anlangt, so wird weder dessen Berechtigung, noch sein Erreichen von Jemandem angezweifelt werden können, welcher unbefangen, vorurtheilsfrei und gerecht darüber urtheilt. Denn die Absicht des Gesetzgebers, dem wirthschaftlich schwächeren Theil der Bevölkerung, also den werkthätigen Arbeitern, denjenigen vermögensrechtlichen Schaden auszugleichen, welchen sie durch eine auf einen Betriebsunfall zurückzuführende Störung ihrer körperlichen oder geistigen Unversehrtheit in Verwerthung ihrer Arbeitskraft erlitten haben, dieselben also davor zu bewahren, die öffentliche Armenpflege in Anspruch nehmen zu müssen, wird selbst seitens der weniger regierungsfreundlichen Parteien gebilligt. Auch die wohlthätigen Wirkungen für die wirthschaftliche Lage der Arbeiter an sich bleiben unangezweifelt, wenngleich die Höhe der Entschädigung nicht für genügend von mancher Seite erachtet und deshalb hierin eine Aufbesserung angestrebt wird, wie dies die von dem Reichstagsabgeordneten Auer aufgenommenen Anträge seines Parteigenossen Singer im Auge haben. Denn daß im Prinzip die öffentlichrechtliche Versicherung als eine dem Arbeiterstande nützliche und segensreiche Einrichtung gelten kann, dafür spricht deutlich, daß das, auf dem am 14. October d. J. beginnenden sozialdemokratischen Parteitag zu Erfurt, festzusetzende Parteiprogramm „die Uebernahme der gesammten Arbeiterversicherung durch das Reich, mit maßgebender Mitwirkung der Arbeiter an der Verwaltung" fordert, was sicher unterblieben wäre, wenn deren Wirkungen thatsächlich als so ungenügende und zweckwidrige seitens der Parteiführer gehalten würden, als bisweilen in den Parteiversammlungen nachzuweisen versucht wurde. Und in der That beweisen die in den, dem Reichstag vorgelegten, Rechnungsergebnissen der Berufsgenossenschaften niedergelegten, auf amtlichen Feststellungen beruhenden Ziffern den günstigen Erfolg für die davon betroffenen Kreise. Danach wurden nämlich seit Inkrafttreten derselben am 1. October 1885 bis Ausgang 1889, mit welchem Zeitpunkt sie abschließen, in den 64 industriellen Berufsgenossenschaften 16,358,612 Arbeiter beschäftigt und insgesammt von 66,807 Betriebsunfällen betroffen. Von letzteren hatten 11,681 den Tod, 8590 eine völlige, 34,958 eine theilweise, dauernde Erwerbsunfähigkeit, die übrigen 11,578 eine bloß vorübergehende Erwerbseinbuße zur Folge. Unter Berücksichtigung der Thatsache, daß alle diese jetzt mehr oder minder hoch, ja bis zu dem Betrage von $66^2/_3$ Proc. ihres Durchschnittsarbeitsverdienstes abgefundenen Personen bisher nur dann einen Entschädigungsanspruch hatten, wenn ihrem Arbeitgeber oder einem Dritten als schuldhaften Urheber des schädigenden Ereignisses ein vertretbares Verschulden nachgewiesen werden konnte, aber auch selbst in diesem Falle dessen Geltendmachen von der mehr oder minder günstigen Vermögenslage und der mehr oder minder guten Zahlungswilligkeit desselben beeinflußt war, während sie sonst entweder auf sich selbst oder auf die öffentliche Armenpflege mit ihren beschämenden Folgen angewiesen blieben, läßt sich der wohlthätige Einfluß nicht verkennen. Unbekümmert darum, ob sie hilfsbedürftig im Sinne des Unterstützungswohnsitzgesetzes vom 7. Juni 1870 sind oder nicht, erhalten die Wittwe und die unerzogenen Kinder, ja selbst die auf dessen Unterstützung angewiesenen sonstigen Familienglieder der 11,681 Betriebsgetödteten 60 Proc. des Arbeitsverdienstes ihres Ernährers, während auf die weit geringere Armenunterstützung sie bloß im Falle der Hülfsbedürftigkeit Anspruch hätten. Auch die 8590 völlig Erwerbsunfähigen würden nur in den seltensten

Digitized by Google

Fällen und noch dazu in erheblich niedrigerem Betrage auf eine Fürsorge seitens der Armenverbände, die theilweise und vorübergehend Erwerbsgeminderten wohl aber niemals auf solche haben rechnen können, sofern nicht etwa ein zahlungsvermögender und zugleich zahlungswilliger Beschädiger für sie eintrat. Wird angesichts dieser Thatsachen noch dem Umstande gebührende Rechnung getragen, daß ohne Beiträge der Arbeiter nur die Unternehmer der solche beschäftigenden Betriebe die für deren Entschädigung erforderlich gewordenen 28,026,136.76 Mk. aufgebracht haben, diesen außerdem noch die Verwaltungskosten, sowie die Rücklagen zum Reservefonds zufallen, so erscheint der Beweis für die Zweckmäßigkeit und Gemeinnützigkeit der Unfallversicherung voll erbracht.

Die starke Belastung, welche die Unternehmer industrieller Betriebe durch die Unfallversicherungspflicht auferlegt erhalten haben, läßt die Frage aufwerfen, ob ohne Gefährdung der Industrie eine Steigerung dieser und Erweiterung des Umfanges der Entschädigung rathsam sei, oder nicht vielmehr auf eine Entlastung Bedacht genommen werden solle, so weit solche ohne Schädigung der wohlbegründeten Rechte der Arbeiter ausführbar wird. Während die erstere zu verneinen ist, weil leicht die Herstellungskosten der industriellen Erzeugnisse sich derart erhöhen, daß die Concurrenzfähigkeit, also das Erreichen von Absatzgebieten dafür auf dem Weltmarkt aufhört, was zum Einstellen einzelner Betriebsarten, folgeweise zum Ruhen der Arbeit und zur Arbeitslosigkeit zahlreicher Personen führen kann, ist allerdings eine Ersparniß, mithin eine Entlastung, denkbar, ohne den Zweck der Unfallversicherung aufzuheben oder doch nur zu mindern. Aufgabe derselben ist nämlich nur der Ausgleich zwischen einer voll verwerthbaren und einer theilweise erwerbsgeminderten Arbeitskraft. Insoweit Jemand durch Störung der körperlichen oder geistigen Unversehrtheit auf dem Arbeitsmarkte eine Einbuße erleidet, soll er schadlos gehalten werden, sobald die Ursache dessen auf einen Betriebsunfall zurückzuführen ist. Deshalb bildet wesentliche Voraussetzung des Eintrittes einer Entschädigungspflicht, daß der Inhaber der Arbeitskraft die Absicht und die Möglichkeit hat, solche für sich nutzbar zu machen, also zu verwerthen. Wo dieser Vorbedingung nicht genügt wurde, fällt der Grund zur Schadloshaltung fort, weil es eben an dem Merkmal einer Erwerbseinbuße fehlt. Deshalb hält auch das Reichsgericht in den Urtheilen vom 23. December 1879 und vom 9. October 1890 das Ruhen eines Haftpflichtanspruches für die Zeitdauer einer zu verbüßenden Freiheitsstrafe für geboten und ordnet das Invaliditätsversicherungsgesetz vom 22. Juni 1889 im § 34 das Ruhen einer Invalidenrente für die Dauer der einen Monat übersteigenden Freiheitsstrafe an, während das Reichsversicherungsamt in der Recursentscheidung Nr. 582 vom 30. April 1888 diesen Umstand auf das Bezugsrecht einer Unfallrente einflußlos erkennt. Welche eigenthümlichen Folgen hieraus aber entstehen können, beweist ein in der „Baugewerks-Zeitung" Jahrgang XXIII, Nr. 51 berichteter Vorfall, wonach für einen seine Strafe verbüßenden Unfallrentenempfänger während einer kürzeren Strafhaft 225 Mk., während einer längeren Zuchthaushaft 1310 Mk. angesammelt wurden. Daß hierin eine von dem Gesetzgeber nicht gewollte, sowohl dem Strafzweck als auch der Unfallentschädigung gleichmäßig widerstreitende Wirkung, aber auch eine zweckwidrige Belastung der Industrie zu finden sei, wird füglich Niemand bestreiten. Denn Zweck der Strafe ist entweder die Besserung oder die Abschreckung des Verbrechers vor dem Rückfall durch das zuerkannte Strafübel. Niemals soll aber ein Vortheil, d. h. ein Gewinn, dem Strafverurtheilten verschafft werden. Dies wäre jedoch der Fall, wenn die Strafhaft ein zweckdienliches Mittel zur Ansammlung von Kapitalien abgeben könnte. Daraus folgt das Unzulässige einer Kapitalansammlung. In Wirklichkeit steht aber solcher die durch St.P.O. § 497 mit G.K.G. § 79 angeordnete Pflicht zur Erstattung der Haftkosten und die aus Unfallversicherungsgesetz vom 6. Juli 1884 § 8 mit § 68 sich ergebende Verwendung der Unfallsrente zum Bestreiten des Unterhalts der, auf die Fürsorge des Rentenberechtigten angewiesenen, Familienangehörigen durch deren Ueberweisung an den eingetreten Armenverband entgegen. Dadurch wird zwar die Möglichkeit eines Strafgewinnes für den Rentenempfänger beseitigt, aber immerhin der wirthschaftliche Fehler begangen, die in der Berufsgenossenschaft vereinigten Gewerbetreibenden durch die Umlagebeiträge für Zwecke zu belasten, welche der Unfallversicherung fern stehen, d. h. dieselben zu Beiträgen heranzuziehen, welche für Haftkosten und für den Unterhalt der Familienangehörigen Verwendung finden sollen. Da der verletzte Arbeiter sich durch die Strafhandlung, bezw. die auf diese Gesetzesstraffolge der Möglichkeit beraubte, seine Arbeitskraft zum Erwerb seines und seiner Familienangehörigen Lebensunterhaltes zu verwerthen, so fällt damit der Entschädigungsgrund, mithin die Rentenzahlungspflicht fort, welche erst wieder entstehen, wenn das Hinderniß zur Arbeitsverwerthung aufhört, also die Strafhaft endet. Dies gesetzlich zum Ausdrucke zu bringen, ist um so dringender geboten, als sonst eine Besserstellung des Betriebsverletzten zu dem Unversehrten sich herausstellt, wenn Strafverbüßung beider eintritt.

Gleich ungerecht und unbillig, also im Wege der Gesetzgebung abstellbar, ist die durch das Reichsversicherungsamt in dem Beschluß Nr. 132 vom 27. Februar 1886 mit der Recursentscheidung Nr. 526 vom 12. März 1888 und den Beschlüssen Nr. 310 vom 18. Februar 1887 und Nr. 537 vom 3. Juni 1888 vertretene Auffassung, wonach Strafgefangene jeder Art, ferner Corrigenden, endlich Insassen eines Armen- und Siechenhauses von der Unfallversicherung befreit, deshalb von den Wohlthaten derselben ausgeschlossen sein sollen. Hierin liegt eine unzulässige Strafschärfung. Eine willkürliche Veränderung des zuerkannten Strafübels und eine über die zuerkannte Strafdauer hinaus sich äußernde Straffolge ist nach der unbestrittenen Ansicht der Strafrechtswissenschaft, z. B. von Meves in Holtzendorff's Handbuch des Deutschen Strafprozeßrechtes Band II. S. 469 ff., Wahlberg in Holtzendorff's Handbuch des Deutschen Strafrechtes Band II. S. 431 ff., Hilse im Archiv für Deutsches Strafrecht Band XXXVI. S. 275 ff. als rechtswidrig nachgewiesen worden. Nun beschränkt sich aber nicht die nachtheilige Folge eines Betriebsunfalles immer nothwendiger Weise auf die Dauer der Strafzeit, während welcher ja allerdings die Gefangenenanstalt für den Strafgefangenen sorgt. Im Gegentheile werden bei einer Tödtung dessen Familienglieder, bei einer dauernd völligen oder theilweisen Störung seiner Unversehrtheit er selbst nach Ablauf der Strafzeit insofern geschädigt, als ihnen die Unfallrente vorenthalten wird, welche einem durch den gleichen Betriebsunfall betroffenen freien Arbeiter zusteht. Dies zeigte sich z. B. bei einem Unfalle, welcher eine Arbeitercolonne der Rummelsburger Strafanstalt traf, indem mit einem Hausabriß beschäftigt, ein Strafgefangener getödtet, ein anderer infolge Verkrüppelung völlig erwerbsunfähig, der Gefangenenaufseher gleichfalls dienstunfähig wurde. Während letzterer, nach dem Beamtenunfallgesetze vom 18. Juni 1887 entschädigt ist, blieben die Wittwe und Kinder des Getödteten, sowie der Verkrüppelte unentschädigt, auf die öffentliche Armenpflege angewiesen, obschon ihre Beschäftigung mit einer, wegen der erhöhten Unfallgefahr, versicherungspflichtigen Arbeit, und noch dazu gegen ihren Willen erfolgte. Dafür fehlt jeder gesetzliche Anhaltspunkt. Dagegen spricht auch die Billigkeit, weil der die Arbeitskraft dingende Unternehmer um die Ersparung der Versicherungsbeiträge bereichert, mithin gegen seine Fachgenossen ungebührlich begünstigt wird. Deshalb ist es eine Pflicht der Gerechtigkeit und Billigkeit, entweder die Unfallversicherung der Strafgefangenen für Rechnung der deren Arbeitskraft verwerthenden Unternehmer anzuerkennen, oder deren Beschäftigung mit an sich versicherungspflichtigen Arbeiten zum Nutzen der Industrie zu untersagen.

Wohl auf keinem Gebiete werden in weiterem Umfange die Erwerbsfähigkeit beeinträchtigende Krankheitserscheinungen erheuchelt, als dies seitens der Unfallverletzten geschieht. Bis zu einem gewissen Grade finden sie hierbei einen Anhalt an der Rechtsauffassung des Reichsversicherungsamtes in den Recursentscheidungen vom 14. Mai 1888 und vom 11. Juni 1888, welches, in diametralem Widerspruche mit dem Reichs-

Digitized by Google

gerichte in den Urtheilen vom 22. December 1890 und vom 30. Januar 1891, einen Betriebsverletzten nach Beendigung des Heilverfahrens nicht mehr für verpflichtet erachtet, sich auf's Neue einem Heilverfahren, insonderheit einer Operation zum Zwecke des Beseitigens der die Erwerbsfähigkeit hindernden Störung der Unversehrtheit zu unterwerfen, obschon nach ärztlichem Gutachten der Erfolg höchst wahrscheinlich, auch eine Lebensgefahr ausgeschlossen erscheint. Denn daraufhin lehnen sie die Vornahme jeder Operation, selbst ihr Unterbringen in eine Heilanstalt zum Zwecke des Beobachtens des Gebrauchens ihrer Gliedmaßen einfach ab, was sie kaum thun würden, wenn ihre Weigerung das Ruhen des Rentenbezugsrechtes bedingt, wie das Reichsgericht folgert. In zahlreichen Fällen wäre die volle Erwerbsfähigkeit leicht herstellbar, weil erfahrungsgemäß ein verkrüppeltes Glied meist die Arbeit mehr hindert, als ein fehlendes, aber auch für den Inhaber desselben der Besitz oft schmerzhafter, als dessen Verlust ist. Noch häufiger würde der Grad der Erwerbsminderung sich abschwächen lassen. Wenngleich nun in Folge der, durch die dem Reichstage zur Beschlußfassung vorliegende Krankenkassennovelle §§ 76a—c vorgesehenen Befugniß der Genossenschaftsvorstände, schon während der krankenkaßlichen Fürsorge innerhalb der ersten 13 Wochen das Heilverfahren zu übernehmen, wesentlich durch eine schnell eintretende, sachgemäße, ärztliche Behandlung auf Abnahme der Unfallsfolgen hingewirkt werden kann, dürfte doch auch hier eine gesetzliche Regelung der Pflicht zur Duldung operativer Eingriffe am Platze sein.

Sowohl in Gewerbeordnung §§ 120a—120h nach Gesetz vom 1. Juni 1891, werden Schutzvorrichtungen, als auch nach Unfallversicherungsgesetz vom 6. Juli 1884 § 78 Unfallverhütungsvorschriften vorgesehen, deren Zweck doch kein anderer sein kann, als den Eintritt einer Unfallsgefahr möglichst abzuwenden. Die Arbeitskraft soll voll erhalten bleiben und jeder diese voraussichtlich beeinträchtigende, also ihr schädliche Einfluß von vorn herein abgeschnitten werden. Dies geschieht zu dem doppelten Zwecke, einmal, um den mit der Beschäftigung verbundenen nachtheiligen Folgen von dem Arbeiter selbst, als auch dem daraus entspringenden Verluste einer Arbeitskraft für das Nationalvermögen vorzubeugen, andererseits, um die in der Berufsgenossenschaft vereinigten Betriebsunternehmer in ihren Zahlungsverpflichtungen für Unfallzwecke gebührend zu entlasten. Daß letzteres im Interesse der Industrie anstrebenswerth, ergibt die Thatsache, daß in dem voraufgeführten vierjährigen Beobachtungszeitraume diese für Unfallentschädigungsbeträge 28,026,136.76 Mark, an Einrichtungs- und Verwaltungskosten 12,077,802.52 Mark, an Rücklagen zum Reservefonds 41,885,866.37 Mark, also rund 82 Millionen Mark aufzubringen hatte. Schon gegenwärtig betragen die Umlagen zwischen 1,40 bis 1,95 Proc. des anrechnungsfähigen Arbeitslohnes. Weil noch fortgesetzt die Entschädigungsbeträge so lange steigen müssen, bis nach den Sterblichkeitstabellen ein Stillstand zu erwarten ist, muß darauf Bedacht genommen werden, sowohl dem Eintritte eines Unfalls vorzubeugen, als auch dessen Folgen abzuschwächen, um die Leistungsfähigkeit der Betriebsunternehmer nicht so hoch anzuspannen, daß dadurch Industriezweige aufhören müssen zu arbeiten und deren Arbeiter erwerbslos werden. Was das Verhältniß sowohl des Eintrittes der Unfallgefahr in den einzelnen Berufszweigen, als auch deren schädlichen Ausgang anlangt, so ist derselbe nicht gleich. Denn in sämmtlichen 64 industriellen Berufsgenossenschaften wurden insgesammt 16,358,612 Arbeiter von 66,807 Unfällen betroffen, in den 12 Hochbauberufsgenossenschaften aber 2,966,352 Arbeiter von 12,557 Unfällen, so daß die Unfallsziffer dort 0,40 Proc., hier 0,43 Proc. erreicht. Von sämmtlichen Unfällen verliefen aber 11,681 = 17,49 Proc. tödtlich, 8590 = 12,85 Proc. völlig, 34,958 = 52,33 Proc. theilweise dauernd erwerbsmindernd, während in den Baubetrieben das Verhältniß sich auf 2475 = 19,66 Proc., 2265 = 17,98 Proc., 5039 = 41,58 Proc., also im schweren Ausgange ungünstiger herausstellt. In den einzelnen Jahren betrug die Zahl der tödtlichen Ausgänge 2400 = 24,74 Proc.; 2956 = 18,48 Proc.; 2943 = 15,66 Proc.; 3382 = 15,17 Proc.; der völlig erwerbsmindernden 1546 = 15,94 Proc.; 2827 = 17,67 Proc.; 1886 = 10,03 Proc.; 2331 = 10,45 Proc., aller auf 9688, 15,970, 18,809, 22,340 gesteigerten Unfälle, in den Baubetrieben dagegen 545 = 30,28 Proc.; 649 = 20,28 Proc.; 584 = 17,38 Proc.; 697 = 16,67 Proc. bezw. 434 = 24,11 Proc.; 860 = 26,88 Proc.; 410 = 12,20 Proc.; 561 = 13,42 Proc., der hier 1828, 3194, 3356, 4179 erreichenden, so daß sich hierin ein Einfluß der Unfallverhütungsvorschriften nicht verkennen läßt. Allein dieser wird zweifellos noch zunehmen und eine mehr günstige Wirkung auf Erhalten bezw. Wiederherstellen der Arbeitskraft sich äußern, wenn als Straffolge des vorsätzlichen und bewußten Zuwiderhandelns gegen die Schutzvorrichtungen und Unfallverhütungsvorschriften die Rechtsvermuthung des selbstverschuldeten Herbeiführens des Unfalles geknüpft wird, welche nach Analogie des Unfallversicherungsgesetzes vom 6. Juli 1884 § 5 Absatz 7 den Entschädigungsanspruch verwirkt. Dies zu beschließen, erscheint deshalb nicht ungerecht, weil nach allgemein anerkannten Rechtsregeln Niemand mit dem Schaden eines Anderen sich bereichern soll, woraus folgt, daß Jeder die Pflicht hat, sein Möglichstes aufzubieten, um von dem Anderen einen Nachtheil abzuwenden. Diese Pflicht begründet für den Arbeiter die Verbindlichkeit, aller zu seiner Sicherheit und zu seinem Schutze dienenden Vorsichtsmaßregeln gewissenhaft sich zu bedienen. Ein Verabsäumen dieser Pflicht schließt einen an Vorsatz grenzenden Grad von grobem Versehen in sich, so daß das Verwirken der Entschädigung als eine gerechte Straffolge sich herausstellt.

Vielfach wird die Ansicht vertreten, es werde das Ermittelungsverfahren, die Schadensfeststellung, die Erfüllung der Beitragspflicht sich wesentlich vereinfachen lassen, wenn statt der Berufsgenossenschaften eine Reichsversicherungsanstalt als Trägerin der Versicherung eingeführt werde. Die Richtigkeit dieser Thatsache ist kaum anzuzweifeln. Denn der Umstand, daß erst nach Ablauf eines Rechnungsjahres und Abschluß der in diesem aufgewendeten Beträge die als Versicherungsprämie geltenden Beiträge auf die Genossenschaftsmitglieder umzulegen und Jedem dieser durch einen mittelst eingeschriebenen Briefes zuzustellenden Auszug aus der Heberolle bekannt zu geben sind, erfordert einen solchen Aufwand an Arbeitskraft, Schreibmaterial, Portoauslagen, daß die Ersparniß solcher bereits schwer in das Gewicht fällt. Ausgang 1889 waren an rund 392,000 Genossenschaftsmitglieder je eine Aufforderung zum Einreichen der Lohnnachweisung, und je ein Auszug aus der Heberolle zuzustellen, wofür je 40 Pfg., also 313,200 Mark Porto erforderlich wurden. Werden dieser die Aufwendungen für rund 800 Doppelries Papier, Kosten des Vordruckes, Besoldung der Schreibkraft zugerechnet, so sind die Kosten des Umlageverfahrens mit 500,000 Mark nicht zu hoch veranschlagt. Werden die Prämien des Bauunfallversicherungsgesetzes vom 11. Juli 1887 § 24 oder die Beitragsmarken des Invaliditätsversicherungsgesetzes vom 22. Juni 1889 § 99 statt der Umlage des Unfallversicherungsgesetzes vom 6. Juli 1884 § 72 eingeführt, so kommen solche ganz oder doch zum überwiegend größten Theil in Fortfall. Ist dagegen nur eine einzige Empfangsberechtigte für die Beiträge und Zahlungsverpflichtete für die Entschädigung vorhanden, so erübrigt sich das kostspielige Rechnungsbureau (§ 89) zur Umrechnung der Antheile an den Renten, woran die Invaliditäts- und Altersversicherung kränkelt. Gleichzeitig ist die Aufbewahrung der Quittungskarten durch Vortrag des bereits Aufgewendeten aus der zurückgereichten auf die laufende vermeidbar. Die jetzt erforderlichen umfangreichen Räume und zahlreichen Bureaubeamten der Genossenschafts- und Sectionsvorstände lassen sich auf höchstens den dritten Theil herabmindern, womit gleichzeitig die Miethzinse und Gehälter entsprechend sich verringern. Allerdings ist damit das Reichsversicherungsamt in seiner heutigen Organisation nicht vereinbar. Dasselbe müßte in die Reichsversicherungsanstalt aufgehen, aber seine rechtsprechende Thätigkeit auf ein von dieser getrenntes Reichsamt übertragen werden, wofern es nicht zweckdienlicher erscheint, diese mit dem Bundesamte für das Heimathwesen zu vereinen. Das letztere würde den unverkennbaren Vortheil bieten, daß eine Uebereinstimmung

Digitized by Google

der maßgebenden Rechtsgrundsätze über die Unterstützung Hülfsbedürftiger und die Versorgung Versicherungspflichtiger allmählich sich ausbildet, während gegenwärtig widersprechende Grundsätze von jedem dieser beiden Reichsämter festgehalten werden. Als Schwerpunkt dürfte für die Vereinigung sämmtlicher Versicherungsarten in nur eine Versicherungsanstalt jedoch der Umstand sprechen, daß es gegenwärtig dem Arbeiter möglich wird, in Folge Wechsel der Beschäftigung und des Beschäftigungsortes aus mehreren Berufsgenossenschaften gleichzeitig eine Unfallrente zu beziehen, deren Gesammtbetrag einen Durchschnittsarbeitsverdienst übersteigt, was dann unmöglich wäre. Umgekehrt würde aber der jetzt nicht seltene Conflict vermieden, daß von mehreren sachlich zuständigen Berufsgenossenschaften jede die Uebernahme des Unfalles ablehnt, woraus für den Betriebsverletzten der Nachtheil entsteht, trotz seines unbestreitbaren Anspruches auf eine Unfallrente solche so lange entbehren zu müssen, bis der Streitfall entschieden ist, was z. B. zutrifft, wenn beim Sprengen von Steinen auf dem Felde in Frage kommt, ob die landwirthschaftliche oder die Tiefbauberufsgenossenschaft oder die Versicherungsanstalt der letzteren entschädigungsverpflichtet sei. Daß dieser Fall sich nicht selten ereignet, vielmehr recht häufig das Reichsversicherungsamt beschäftigt, beweist das Rundschreiben desselben an die Vorstände der ihm ausschließlich unterstellten Berufsgenossenschaften vom 20. Juni 1891 — I, 13,413 —, welches Vorschläge zur Abhülfe macht, ohne jedoch deren Befolgen erzwingen zu können, und folgt aus den zahlreichen, zum Theil sich selbst widersprechenden Recursentscheidungen desselben hinsichtlich der zur Uebernahme des Schadensfalles verpflichteten Berufsgenossenschaft. Die Zwitterstellung, wonach das höchste Aufsichts- mit dem höchsten Entscheidungsrechte in denselben Händen ruht, für die öffentlichrechtliche Versicherung aufzugeben, ist mehr als ein Gewinn, wie als ein Verlust zu erachten, weshalb gerade hierauf der Schwerpunkt in dem Beitrage in Conrad's Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik Bd. 57 S. 417 gelegt wird, welcher die Frage erörtert, ob eine Reichs-Versicherungsanstalt den Berufsgenossenschaften als Träger der Unfall-Versicherung vorzuziehen sei.

Neues über das Tuberkulin.

Von Dr. med. Hugo Bernheim (Würzburg).

(Schluß.)

Von den chemischen Reactionen, welche zur Charakterisirung des gereinigten Tuberkulins dienen können, seien folgende erwähnt:

Zunächst gibt es alle Eiweißreactionen; so die Biuretreaction (Biuret enthält zweimal das Radical des Harnstoffes), die Adamkiewicz'sche Reaction (Eisessig, Acidum aceticum glaciale und concentrirte Schwefelsäure) — Adamkiewicz ist der Entdecker des Krebserregers, hält seine Methode der Darstellung einstweilen noch geheim —; mit dem Millon'schen Reagenz entsteht ein weißer Niederschlag, der beim Erwärmen röthlich wird u. s. w., Phosphorwolframsäure, Eisenacetat, Ammoniumsulfat, Gerbsäure (Tannin) fällen das Tuberkulin aus seiner Lösung vollständig aus.

Auch die Essigsäure ruft in der wässerigen Lösung des gereinigten Tuberkulins anfangs starke Trübung und selbst geringen Niederschlag hervor, welcher aber auf weiteren Zusatz wieder verschwindet. Die durch Essigsäure abgeschiedene Substanz zeigte bei der Prüfung weder eine geringere noch eine höhere Wirksamkeit wie das reine Tuberkulin und es scheint der im Wasser unlöslichen Modifikation ähnlich, vielleicht damit identisch zu sein. Wässerige Pikrinsäurelösung bewirkt einen flockigen Niederschlag, der sich beim Erwärmen auflöst und beim Erkalten der Flüssigkeit wieder erscheint.

Verdünnte Salzsäure und Schwefelsäure lassen keinen Niederschlag entstehen. Ebenso verhält sich diese Säure in stärkerer Concentration.

Salpetersäure bewirkt dagegen einen Niederschlag, der beim Stehen zunimmt, beim Kochen eine gelbe Lösung gibt und auf Zusatz von Natronlauge braunroth wird (Xanthoproteïnsäure-Reaction, auch eine Prüfung der Eiweißkörper.)

Bleiacetat bewirkt eine starke Trübung, aber keine vollständige Fällung. Zieht man alle bisher beschriebenen Eigenschaften des gereinigten Tuberkulins in Betracht, dann muß man zu der Annahme gelangen, daß dasselbe zur Gruppe der Eiweißkörper gehört.

Der hohe Aschengehalt, den Proskauer und Brieger (siehe oben) bestimmt hatten, und der ungleichmäßige Verlauf einiger Reactionen (Bleiacetat, Essigsäure) lassen indeß vermuthen, daß die wirksame Substanz noch nicht in vollkommen reiner Darstellung vorliegt, daß aber etwaige Beimengungen doch nur in sehr geringer Menge vorhanden sein können und vielleicht in Spuren von dem Tuberkulin ähnlichen Eiweißkörpern und in Mineralstoffen bestehen, welche für die therapeutische Verwerthung des Präparats wohl keine Bedeutung haben.

Obwohl das Tuberkulin den Albumosen (eine Art der Eiweißkörper) am nächsten zu stehen erscheint, so unterscheidet es sich doch von diesen und insbesondere von der sog. „Toxalbuminen" (giftige Eiweißkörper, die sich durch den Stoffwechsel der Bakterien bilden; s. oben „Ptomaïne") sehr wesentlich durch seine Beständigkeit gegenüber hohen Temperaturen. Auch von den Peptonen weicht er in mehrfacher Beziehung, namentlich durch die Fällbarkeit durch Eisenacetat ab.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß man bei weiterem Suchen unter den Producten der pathogenen (Infectionskrankheiten erzeugenden) Bakterien noch anderen ähnlichen Körpern begegnen wird, die sich als eine besondere Gruppe der Eiweißkörper werden abgrenzen lassen.

Bei der chemischen Untersuchung des Tuberkulins hatte sich die Prüfung der gereinigten Substanz auf ihre physiologische Wirkung auf den Versuch an tuberkulösen Meerschweinchen beschränkt. Nachdem es nun aber gelungen war, den wirksamen Stoff in möglichst isolirter Form herzustellen, war es natürlich von größtem Interesse, zu erfahren, wie derselbe auf die Menschen wirkt, namentlich ob die von Koch erwünschten therapeutischen Effecte des Rohtuberkulins bei dem reinen Tuberkulin ohne alle störenden Nebenwirkungen eintreten.

Zu diesem Zwecke hat Koch vorerst einige Versuche an Gesunden angestellt, wozu sich „in dankenswerther Weise", wie Koch schreibt, vier Aerzte bereit erklärt hatten. — Die Temperatursteigerung entspricht genau der zur Anwendung gekommenen Dosis:

2	Milligramm	T.	ergeben	38,2°	C. Maximaltemperatur,
3	"	"	"	38,7°	" "
4	"	"	"	39,0°	" "
5	"	"	"	39,2°	" "

Mit entsprechend niedrigen Dosen und in vorsichtigster Weise sind dann im Weiteren auch möglichst ausgedehnte Versuche mit dem gereinigten Tuberkulin an Tuberkulösen angestellt, und zwar geschah dies an einer größeren Zahl von Kranken im Krankenhaus zu Moabit (einer Vorstadt von Berlin; das Krankenhaus ist im Barackenstyl erbaut), welche einige Monate lang theils ausschließlich mit dem reinen, theils in Abwechselung mit dem Rohtuberkulin behandelt wurden. Ueber diese Versuche kann Koch sich kurz fassen, da sie ebenfalls zu dem Ergebniß geführt haben, daß das reine Tuberkulin von dem Rohtuberkulin sich in seiner Wirkung nicht merklich unterscheidet. Ersteres hat diagnostisch und therapeutisch denselben Effect wie das letztere, wenn es in einer solchen Dosis angewendet wird, daß die Reactionserscheinungen, namentlich die Temperatur, welche den sichersten Maßstab abgibt, die gleiche Höhe erreichen. Es hat sich aber dabei herausgestellt, daß das gereinigte Tuberkulin, welches für Meerschweinchen etwa 50 Mal so stark als das Rohtuberkulin gefunden war, für den Menschen bei der Berechnung der Dosis höchstens 40 Mal so stark anzunehmen ist.

Auch in Bezug auf die Dosirung bietet das gereinigte Tuberkulin keinen Vortheil. Denn die Wirkungsfähigkeit des-

Digitized by Google

selben, sagt Koch, läßt sich doch nur, ebenso wie bei Rohtuberkulin, nicht auf Grund von chemischen Reactionen, sondern durch die Prüfung am Thierkörper feststellen und am Krankenbett ist in jedem einzelnen Falle bei beiden Mitteln die Dosis den Verhältnissen entsprechend zu bemessen, was sich auch dann nicht ändern würde, wenn die Wirkung des gereinigten Tuberkulins eine absolut gleichmäßige sein würde. Ob das reine Tuberkulin dem Rohtuberkulin etwa an Haltbarkeit überlegen sei, können erst weitere Erfahrungen lehren. Bis jetzt hat sich das Rohtuberkulin als eine an Glycerin sehr reiche Tuberkulinlösung recht haltbar erwiesen. Wenigstens hat Koch an den ältesten ihm zur Verfügung stehenden Proben des Tuberkulins noch keine Abnahme in der Wirkung wahrnehmen können.

So interessant und wichtig die Versuche zur Reindarstellung des wirksamen Prinzips in theoretischer Hinsicht auch sind, so haben sie doch für die Praxis bis jetzt noch keinen wesentlichen Fortschritt gebracht, was Koch aber nicht abhalten wird, wie er sagt, diese Frage noch weiter zu verfolgen.

In Koch's letzten, der zweiten Veröffentlichung über das Tuberkulin hatte er nach seiner Meinung über die Herkunft desselben und seine Bereitungsweise so viel angegeben, wie es für den Sachverständigen ausreichen mußte, um den von ihm angegebenen Weg verfolgen zu können. Die Angaben, daß das Tuberkulin in den Tuberkelbacillenculturen enthalten ist und daß man sich von dem Vorhandensein desselben jederzeit durch den Versuch an tuberkulösen Meerschweinchen überzeugen und bei Versuchen zur Gewinnung des wirksamen Stoffes aus den Culturen die Reaction am Thiere stets als eine zuverlässige Controle benutzen kann, hätte genügen müssen, um einen geschickten Bakteriologen zur Herstellung des Tuberkulins oder eines gleichwerthigen Präparates zu befähigen. Wenn trotzdem nur ganz vereinzelte Bakteriologen sich an diese Aufgabe herangewagt und, soweit Koch die weitschichtige Literatur zu übersehen vermag, dieselbe auch nur theilweise gelöst haben, so hat das eigentlich etwas Beschämendes für die heutigen Bakteriologen, welche, anstatt selbständig experimentell vorzugehen, in ungestümer Weise nach einem Rezept zur Herstellung des Tuberkulins verlangen. Es ist Koch überhaupt fraglich, ob die Art und Weise der Herstellung, wie er sie befolge, schon die beste ist. Koch sagt dann weiter, daß er im Laufe der Zeit fortwährend daran verbessert hat und hält sie auch noch weiter verbesserungsfähig, hofft auch, daß sich noch ganz andere geeigneter Methoden werden auffinden lassen. Wenn er daher jetzt, wo die Beurtheilung der Tuberkulinfrage eine ruhigere und mehr objective geworden ist, den richtigen Zeitpunkt für gekommen erachtet, um seine Erfahrungen über die Herstellungsweise des Präparats zu veröffentlichen, so würde er es sehr bedauern, wenn man sich sklavisch an seine Angaben halten und nicht versuchen würde, etwas Besseres zu schaffen!

Wir sehen übrigens aus dieser Stelle der „Mittheilung" ꝛc., daß Koch es auch versteht, seinen Kollegen von der Bakteriologie tüchtig „den Text zu lesen", wie man sagt. —

Vorweg hat er aber noch folgendes zu bemerken. Bei der Tuberkulingewinnung liegt der Schwerpunkt darin, daß man es versteht, die Tuberkelbacillen in Massen zu cultiviren. Ohne solche Massenculturen ist an die Herstellung des Tuberkulins in nennenswerthen Mengen überhaupt nicht zu denken. Tuberkelbacillen in Massen zu cultiviren, ist aber nur einem geübten Bakteriologen möglich, der ungeübte wird wohl auch Massenculturen zu Stande bringen, aber keine Reinculturen; mit den unreinen Culturen wird er nichts als Unheil anrichten und er sollte deswegen seine Hände lieber davon lassen.

Ursprünglich hat Koch die Tuberkelbacillen auf Glycerinpeptonagar, (Agar heißt eigentlich Agar-Agar, ein japanisches Wort für eine Flechte, deren Extract eine Art von Gelatine bildet, welche höhere Temperaturen zur Züchtung der Bakterien erlaubt, ohne zu schmelzen, wie die gewöhnliche Gelatine), in Reagenzgläsern gezüchtet, die Culturen, wenn sie den Höhepunkt der Entwickelung erreicht hatten, abgespült, auf einem feinen Drahtnetz gesammelt, mit einer 4procentigen Glycerinlösung übergossen, mit dieser Lösung auf den zehnten Theil eingedampft, abfiltrirt und das Filtrat verwendet. Die Züchtung auf Agar in Reagenzgläsern ist aber sehr mühsam und gibt verhältnißmäßig wenig Ausbeute. Als es darauf ankam, größere Mengen zu schaffen, mußte daher versucht werden, größere Gefäße für die Culturen zu benutzen; dabei ergaben sich aber Schwierigkeiten in der Verwendung des Nähragars, und Koch griff auf frühere Versuche zurück, die er über die Züchtung der Tuberkelbacillen in flüssigen Nährmedien angestellt hatte.

Anfangs fielen damals die Culturen wenig befriedigend aus; sie wuchsen in der Flüssigkeit sehr langsam und kümmerlich. Zufällig machte Koch dann aber die Beobachtung, daß einzelne platte Stückchen der Bacillencultur, welche an der oberen Fläche trocken waren und unbenetzt blieben, auf der Oberfläche der Flüssigkeit sich schwimmend erhielten und daß diese Stückchen sich in üppigster Weise entwickelten. Sie bildeten im Laufe von einigen Wochen an der Oberfläche eine dieselbe vollkommen bedeckende, ziemlich dicke, oberwärts trockene und oft faltige Haut von weißlicher Farbe. Nach 6—8 Wochen ist das Wachsthum beendet; die Haut fängt dann an, von der Flüssigkeit benetzt zu werden, und sinkt schließlich, in lappenförmigen Stücken zerfallend, unter. Der Ertrag einer solchen Cultur ist erheblich größer als der auf festem Nährboden erzielte.

Als Culturflüssigkeit kann man ein Infus von Kalbfleisch benutzen, das in der gewöhnlichen Weise hergestellt wird (auf 1 Pfund gehacktes, reines, fettfreies Kalbfleisch werden 1000 Gramm Wasser gegossen, über Nacht stehen gelassen, im Sommer im Eisschrank; dieser Aufguß wird dann abgegossen, das ausgelaugte Fleisch etwa an Hunde ꝛc. verfüttert; das Infus wird dann im Sterilisationsapparat sterilisirt —, d. h. von allen Bakterien durch starkes Erhitzen befreit; geheizt wird mit gespanntem Wasserdampf von 110° C.)

Dasselbe muß schwach alkalisch sein und ein Zusatz von 1 Prozent Pepton (durch den Magensaft verdaut und löslich gemachtes Eiweiß; der Magensaft besteht aus Pepsin und Salzsäure, die man zu Eiweiß auch künstlich zusetzt; Salzsäure bezieht man aus chemischen Fabriken, Pepsin kann aus Kälbermagen gewonnen werden. Alkalisch sind gewisse Salze, z. B. doppelt kohlensaures Natron) und 4—5 Procent Glyzerin. An Stelle des Kalbfleischinfuses kann auch eine 1 procentige Lösung von Liebig's Fleischextract verwendet werden.

Die Culturgefäße, am besten Kölbchen mit flachem Boden, werden nur zur Hälfte und zwar mit 30—50 Kubikcentimeter Flüssigkeit gefüllt, gut sterilisirt und dann so geimpft, daß ein nicht zu kleines Stück der Aussaatcultur auf der Oberfläche der Flüssigkeit schwimmt. Die Culturen werden im Brutschrank, am besten bei 38° C. gehalten.

In Bezug auf die Herkunft der zur Cultur benutzten Tuberkelbacillen hat Koch keinen Unterschied gefunden. Für die Wirksamkeit des Tuberkulins ist es ganz gleichgültig, ob dasselbe mit frisch gezüchteten Culturen oder mit mehrere Jahre alten hergestellt wird, ebenso ob die Culturen direct von tuberkulösen Menschen gewonnen, oder ob sie wiederholt durch den Thierkörper gegangen sind.

Bei dieser Art und Weise der Züchtung, sagt Koch, geht ein Theil des wirklichen Stoffes in die Culturflüssigkeit über, wovon man sich durch Probeinjektion an tuberkulösen Meerschweinchen leicht überzeugen kann. Er hat deswegen, nachdem er dies bemerkt hatte, die Culturen nicht mehr mit wässeriger Glycerinlösung, sondern gleich mit der Culturflüssigkeit extrahirt, um so auch den in dieser enthaltenen Stoff zu verwerthen. Daß auf diese Weise die Culturen genügend extrahirt werden, geht daraus hervor, daß sie nach der Extraction nur noch eine geringe Wirkung auf tuberkulöse Meerschweinchen auszuüben vermögen, und daß die Culturflüssigkeit, wenn sie ohne die Culturen eingedampft wird, ein erheblich schwächeres Tuberkulin liefert.

Die zur Extraction verwendeten Culturen müssen, sagt Koch, vollkommen reif, also 6—8 Wochen sein. Sie müssen

Digitized by Google

selbstverständlich absolut rein sein, wovon man sich durch die mikroskopische Untersuchung jedes einzelnen Gefäßes überzeugen muß. Erst nach langer Uebung, meint Koch, wird man im Stande sein, auch ohne mikroskopische Untersuchung die Abwesenheit von Verunreinigungen durch fremde Mikroorganismen zu constatiren, welche letzteren bekanntlich in flüssigen Nährmedien weit schwieriger als auf festen zu erkennen sind.

Die vollkommen rein befundenen Culturen werden in einem Gefäß auf dem Marien- (Wasser-) Bade auf den zehnten Theil ihres ursprünglichen Volumens eingedampft. Da sie hierbei stundenlang einer Temperatur von nahezu 100° C. ausgesetzt bleiben, so kann man mit voller Sicherheit darauf rechnen, daß in der eingedickten Flüssigkeit die Tuberkelbacillen ausnahmslos abgetödtet sind. Um die letzteren aber möglichst daraus zu entfernen, wird die Flüssigkeit durch ein Thon- oder Kieselgurfilter (Pasteur-Chamberland'scher Filter) filtrirt.

Das sogewonnene Tuberkulin enthält etwa 40—50 Procent Glycerin und ist dadurch gegen Zersetzung durch Bakterien geschützt. Man hat nur darauf zu achten, warnt Koch, daß sich nicht Schimmelpilze darauf ansiedeln! So verwahrt, hält es sich allem Anscheine nach sehr lange, vielleicht Jahre lang in wirksamem Zustande.

Bevor es angewendet wird, muß es selbstverständlich noch auf seine Stärke geprüft werden, was in der Weise geschieht, daß eine größere Reihe von tuberkulösen Meerschweinchen abgestufte Dosen injicirt erhalten. Wenn man für jede Dosis mindestens zwei Thiere nimmt und die Dosen genügend abstuft, dann, erklärt Koch, läßt sich die Stärke des Tuberkulins mit hinreichender Genauigkeit ermitteln. Bei der Auswahl der Thiere für diesen Versuch ist jedoch wohl darauf zu achten, schließt Koch seine „Mittheilung", daß die Tuberkulose sich bei ihnen möglichst in demselben Stadium der Entwickelung befindet. —

So sehen wir unseren großen Meister in seiner Werkstatt schalten und walten und wie ein anderer Meister, Hans Sachs, sein Bestes in seiner Werkstatt ersann, wird auch Meister Koch in seiner Werkstatt hoffentlich das Schönste und Edelste ersinnen, was es geben kann: Die Vernichtung der Tuberkulose.

Literatur und Kunst.

Ein neuer schwedischer Dichter.

Von Robert Waldmüller.

Während norwegische Bühnendichter und Erzähler in neuerer Zeit sich diesseits der Ostsee und bis hinab zur Adria einer ungewöhnlichen Beachtung erfreuen, ist aus Schweden nur wenig zu uns herübergeklungen. Und doch hat Schweden früher unter den nordischen Ländern nur selten im Hintertreffen des poetischen Wettbewerbs gestanden. Man erinnere sich nur der Zeit, in die uns Tegnérs lyrische Gedichte versetzen*), darunter namentlich seine Begrüßungen Agardh's, Atterbom's, Grafström's bei deren Einführung in die „schwedische Akademie der Achtzehn." Auch seine Festgedichte von 1836 zum fünfzigjährigen Stiftungstage dieser Akademie und zum ehrenden Gedächtniß der bereits durch den Tod abgerufenen unter ihren Mitgliedern ist von einem Geiste durchweht, der beredtes Zeugniß ablegt für den poetischen Feinsinn und für die Schaffensfreudigkeit jener nun freilich schon weitere fünfzig Jahre hinter uns liegenden Zeit. „Die Ihr geführt", so lautet die letzte Strophe dieses Nachrufs,

Die Ihr geführt des schwed'schen Sanges Reigen,
Auf Eure Gräber leg' ich jetzt den Kranz!
Wir werden Einer nach dem Andern steigen
Empor zum Pindus Eures bessern Lands.
Da woll'n wir frohen Blick's herunterschauen,
Was es im Norden Neugeschaff'nes giebt:
Und unsre Strophen woll'n wir wechselnd bauen
Im Lobgesang zum Preis der Heimath-Auen,
Wo unser man vergaß — doch die wir stets geliebt.

„Was es im Norden Neugeschaffnes gibt" — danach vom Pindus jenes bessern Landes herunterzuschauen, hoffte also der Sänger der Frithiofssage. Ging seine Hoffnung in Erfüllung, so wird ihn seit geraumer Zeit in Sonderheit das poetische Schaffen eines seiner Landsleute beschäftigt haben, denn, wie man wissen will, hat unter allen lebenden Dichtern Schwedens der hier in Rede stehende die größte Anhängerschaft gefunden.

Sein Name klingt nicht schwedisch, ist auch überhaupt kein germanischer. In den soeben in Adolf Stern's Uebersetzung erschienenen ausgewählten Gedichten des Grafen Carl Snoilsky*) gibt uns ein auf der Reise von Triest nach Wien entstandenes Gedicht über die Heimath der Vorfahren des nordischen Sängers nähere Auskunft.

Laibach.

Vertraut an meine Schulter
Der Liebsten Haupt gelehnt,
Auf meinen Knieen das Knäblein,
Das süß im Schlummer sich dehnt.
So saß ich seit dem Morgen,
Im Eisenbahnverschlag,
Seit wir Triest verlassen,
Da kaum noch graute der Tag.
Ich sah, ob blauer Meerbucht
Schloß Miramare im Flug, —
Durch Dolomitenklippen
Braust jetzt der eilende Zug.
Verhallt sind Welschlands Laute
Beim letzten Haltpunkt schon,
Und jetzt — in Krain — umklingt uns
Der slavischen Zunge Ton.
Anmuthig stellt im Thale
Ein Städtlein sich zur Schau,
Und fern ein schneeiger Gipfel
Ob Bergen nebelblau.
Slavonischer schöner Mädchen
Ein sonnengebräunter Schwarm,
Mit dunkelrothem Stirntuch,
Das Hemd gestreift vom Arm.
Sie rechen auf den Wiesen
Das duft'ge Heu, voll Fleiß, —
Das Thal glüht südlich-farbig,
Am Horizont glänzt Eis.
Wer bist du Stadt, wo Süden
So nahe an Norden grenzt —
Bädeker möge aufthun
Die Lippe, die hochroth glänzt.
Ganz recht — die Stadt heißt Laibach,
Terglou das Schneehaupt dort,
Dank Dir, gelehrt' Orakel,
Mir hülfreich fort und fort.
Ha Laibach — mich bedünkt es,
Ich weiß von Dir etwas —
Der Schmach Deines Congresses,
Gedenk' ich — doch ist's nicht das.
Ein eigenstes Erinnern
Ergreift mich hier mit Recht,
Von Laibach sind ausgegangen
Mein Name und mein Geschlecht.
Aus Knechtschaft der Papisten,
Aus hartem Druck entrann,
Im Sold der blaugelben Fahne,
Glücklich ein flüchtger Mann.
Er sog des Südens Sonne
Als Wegkost in den Sinn,
Der Terglou wies den Pfad ihm
Zum Schnee des Nordens hin.
Nun lächelnd schönes Laibach
Liegst Du bereit zum Fang,
Als forderteſt Du mich wieder
Bei meines Namens Klang.
Vielleicht spür' ich Dein Erbtheil
In meines Blutes Brand,
Doch glaub mir: nichts entreißt mich
Je meinem schwedischen Land!
Dort hab ich meine Wurzel,
Wenn weit getrennt auch jetzt,

*) Herausgegeben zum 100jährigen Geburtstag des Dichters und übersetzt von Gottfried von Leinburg. Zwei Bände. Leipzig, Oscar Leiner.

*) Stockholm, Hugo Geber's Verlag. Dresden, v. Zahn & Jaensch.

Digitized by Google

Bin mehr da heimisch als Mancher,
Der seinen Fuß dort setzt.
Ihr Land nennt das die Lerche,
Wo man sie hört zur Frist, —
Ob auch am Boden Andre
Um Mein und Dein in Zwist.
Ob Mancher auf der Scholle
Sich spreizt, die Glück beschied —
Von oben klingt nach unten
Trotz aller Zäune das Lied.
Mein Denken wie mein Dichten
Hat schwedische Melodei,
An Schweden bin ich gebunden
Und wie die Lerche frei.
Du wirst verstehen, Laibach,
Nicht werde Dein ich je —
Mit Deinen grünen Läden
Und weißen Häusern — Ade!
Doch wie ich in der Ecke
Beim Fenster träume frei,
Da schlagen ihre Augen
Auf die geliebten Zwei.
Von meines Jungen Lippen,
Frisch wie der Morgen, springt
Meine Sprache — meine eigne Sprache,
Die siegeshell erklingt!

Dies zur Einführung. Der Inhalt des uns vorliegenden Bandes Gedichte enthält in fünf Abtheilungen schwedische Balladen; Romanzen und lyrische Erzählungen, Bilder aus dem Süden, Sonette und Vermischte Gedichte. Von warmem Nationalgefühl erfüllt sind die schwedischen Balladen König Gustav der Alte und König Erich, letztere mit der immer wiederkehrenden Endzeile: König Erich spielt die Laute. Auch die Ballade Stenbocks Courier muß in Schweden von hinreißend patriotischer Wirkung gewesen sein. Sie hält sich vollkommen auf der Höhe des berühmten gleichartigen Gedichtes Paul Revere's Ritt von Longfellow und das will viel sagen; denn von der raschen Ankunft von Stenbocks Courier, obschon er ein Pferd nach dem andern todt reitet, hängt, bei Licht besehen, keine wichtige Entscheidung ab: die Schlacht gegen die Dänen ist gewonnen und ob die Freudenkunde etwas später oder etwas früher in Stockholm anlangt, das ist von untergeordneter Bedeutung, der Krieg ist so wie so zu Ende; hingegen kommt bei dem Ritt Paul Revere's Alles darauf an, daß keine Minute verloren geht: die Engländer haben im Schutze der Nacht zu landen begonnen und die Unabhängigkeit Amerikas steht auf dem Spiel.

Aus der zweiten Abtheilung sind besonders die Gedichte „Die Wanderung der Poesie" und „Das neue Aschenbrödel" hervorzuheben.

Ein Wonnesitz, ein Festsaal, glanzumflossen;
Auf freien Höhen prangte sonnenklar;
Im Zauberkreis, unnahbar, festgeschlossen,
Beim Gastmahl schwelgte der Beglückten Schaar.
Zum Brunnen des Genusses hingeladen
Behielt den Sitz für immer jeder Gast,
Und fand bei jenen schimmernden Kaskaden
Die Schale, seinem Durste angepaßt.
Und heut wie gestern sorgenlos Gewimmel
Berauscht an Schönheit sich und heitrem Prunk —
Ein dunkler Fleck nur blieb am blauen Himmel,
Ein Wermuthstropfen in dem Nektartrunk.
Sie wußten, daß in Höhlen, tief im Schooße
Des Bergs, ein Erdgeschlecht den Nacken bog,
Daß ihres Glückes lichtgeborne Rose
Sich Glanz und Duft aus dunklen Wurzeln sog.

So beginnt das erstere Gedicht. Endlich sinkt „Mohnduft auf die Häupter der Uebersatten" nieder, und die „Maid der Poesie", nachdenklich geworden, schürzt sich zu einem Abstieg in die tiefen Regionen.

Sie kam! sie sah! Da rauscht es aus dem Schweigen,
Ein Röcheln, wie verschlammter Strom ringsum,
Vor den Gesichtern aus des Hungers Reichen
Mit ihren welken Rosen stand sie stumm.
Dem Korb entgegen magrer Hände Strecken —
Auf Blumen fiel der Schein des Fackellichts,
Ein Hohngelächter klang der Maid zum Schrecken:
„Sie bringt uns Blumen! Blumen uns! Sonst nichts!"

Entsetzt kehrt sie zurück. Aber

Die Freude klang auf einmal kalt, gezwungen,
Der Nektartrank ward bitter auf dem Grund,
Die Harmonie war rettungslos zersprungen,
Seitdem verstummte ihr erbleichter Mund.
Vergebens läßt man Tugendnamen gleißen
In goldner Schrift, von Marmorwänden frei,
Ein banger Zweifel ist nicht abzuweisen,
Trotz kühnem Ruf, daß Alles glücklich sei.
Wer traumlos lauscht in mitternächt'ger Stunde,
Hört einen Laut und deutet ihn sich bang:
Ein Grabscheit klingt, es nagt die Zeit am Grunde
Der alten Welt, verlassen vom Gesang!

Das Gedicht hat namentlich in seiner ersten Hälfte hohe Berechtigung. Gegen den Schluß „verlassen vom Gesang" — wird wohl der Einwand nicht abzuweisen sein, daß das Gedicht selbst ihn widerlegt.

Mit vielem Geschick wird in dem anderen Gedicht Aschenbrödel als Symbol gegen den gleichfalls symbolischen König Rococo verwerthet. So hebt es an:

Es gab in alten Tagen, wohl hundert Jahr' mags sein —
Ein Reich, gesunken für immer ist seiner Sonne Schein,
Umgeben von hohen Mauern, mit Thürmen und Zinnen versehn,
Wer's Einlaßwort nicht wußte, der mußte draußen stehn.

Wir hören dann, wie es drinnen aussah: Ueberall Schnörkel und Schnecken, Rosa und Azur, Fasanen, Flaschen und Phyllis, rothe Hacken und Wolken von Puder, Reifröcke und Schönpflästerchen.

Verbannt war alles Grobe aus Fürst Rococos Reich,
Selbst Marmor und Alabaster nicht fein genug und weich,
Doch glückte der Zeit Rococos ihr Hauptwerk: Porzellan,
Mit mattem Glanz und röthlich hob es zu schimmern an.

Dieses irdische Eden bringt plötzlich „eine neidische Fee" in Verwirrung. Denn

Eines Morgens fand man auf thaubeperlter Flur
Den reizendsten Pantoffel, so zierlich — wie sag' ich nur? —
Als ob er einer Sylphe den kleinen Fuß umschloß,
Die, tanzend, aus ihrer Rose keinen Tropfen Thau's vergoß.

Nun geht wie im Aschenbrödel-Märchen Alles auf die Suche nach der Besitzerin des zierlichen Füßchens. Bei einem Köhler wird sie gefunden. Man bringt sie unter tausend Huldigungen in's Schloß, ein dichtender Abbé tauft sie in einer Epistel la liberté. Sie flieht auf die Zinne des Schlosses, wird dort Allen ansichtig und nun strömt das Volk unter dem Rufe liberté in hellen Haufen herbei, in ihrer Mitte der Köhler. Unter dem Donner seiner groben Axt stürzt das porzellanerne Schloß zusammen.

In einen Trümmerregen verschwanden alsogleich
Die tausend Herrlichkeiten, Rococo und sein Reich,
Kaum retteten Sammelwürmer manch Stück und manchen Brauch:
Bemalte Vasen und Dosen, Perücken und Phrasen auch.
Und wie nun Alles zerschlagen — mit frischem Athemzug,
Riefen sie nach der Schönen, in deren Namen man schlug.
Doch ach — sie war verschwunden, indeß der Kampf getost,
Ihr Name nur geblieben, ihr Name selbst ein Trost.
Wo weilt sie, deren Name die Herzen schon uns weiht?
Ach, nicht in Königschlössern und nicht im wüsten Streit —
Wo birgt der Wald, der dichte, ein holdes träumendes Kind,
Dem Sang der Vögel lauschend und lauschend dem spielenden Wind?

Der dieser Besprechung zugemessene Raum verbietet ein weiteres Eingehen auf die Eigenart dieses wohlbegabten Dichters. Es war ein anerkennenswerthes Verdienst des sprachkundigen Uebersetzers, uns mit ihm bekannt gemacht zu haben.

Für und wider die Sozialdemokratie.

Die sozialistische Wellenbewegung zieht immer weitere Kreise, und das öffentliche Leben ist in einer Weise mit sozialistischen Gedankenelementen versetzt — diesen Begriff im weitesten Sinne genommen — daß jeder gebildete Mensch sich gewissermaßen in der Zwangslage befindet, zu den Problemen des Tages in

Digitized by Google

irgend einer Weise Stellung zu nehmen. So hat auch einer unserer hervorragendsten Rechtsphilosophen, der Professor Adolf Lasson, in einem in der Volkswirthschaftlichen Gesellschaft zu Berlin gehaltenen Vortrag, der jetzt im Druck vorliegt, sich gedrungen gefühlt, anknüpfend an das Thema vom „Unendlich Kleinen im wirthschaftlichen Leben" (Verlag von L. Simon, Berlin) ein paar Schlaglichter auf jene sozialistischen Bemühungen des Staates fallen zu lassen, die man jetzt so oft als die höchsten Errungenschaften der Volksbeglückung feiert, während das Volk selbst sich jeder Pflicht der Dankbarkeit für entbunden erachtet.

Lasson ist prinzipieller Freihändler und volkswirthschaftlicher Individualist, dabei als Hegelianer durchdrungen von der immanenten Vernünftigkeit alles Bestehenden und daher außer Stande, den so diametral entgegengesetzten Anschauungen der Sozialdemokratie gerecht zu werden. Gegenüber den umstürzlerischen Tendenzen der Letzteren, behauptet er die Macht des unendlich Kleinen in dem allmächtigen Fortschreiten der Menschheit und schilt die Ungeduld verwerflich, „die den langsamen, geschichtlichen Prozeß überholen möchte, und noch verwerflicher den Eigensinn, der da vorgibt zu organisiren, wo er vielmehr das Organische tödtet und seine künstlich ausgeheckten Mechanismen an die Stelle des frei sprießenden Lebens setzt, eine Coulissenwelt von Pappe und Kleister." Die Schutzzölle sind ihm ein vielleicht vorübergehend nöthiges, jedenfalls aber sehr rohes und täppisches Mittel, dessen die heutige Staatswirthschaft besser entrathen sollte. Das Kapital bildet für ihn den fruchtbringenden Boden, auf dem allein alle Culturfortschritte sich vollziehen können, und seine geistreichen Ausführungen über diesen Punkt sollten von allen Gegnern gelesen werden.

Als echter Hegelianer betont Lasson immer wieder die Logik der Thatsachen, die innere Nothwendigkeit der Entwickelung; als eingefleischter Optimist entwirft er ein Bild der gegenwärtigen gesellschaftlichen Zustände, das an Lichtheit des Tons sattsam mit den düsteren Schilderungen der sozialdemokratischen Schriftsteller contrastirt. Aber es ist nicht richtig, wenn er sagt, daß wirthschaftliche Freiheit die Ausgleichung begünstige, die übergroßen Vermögen am ersten in Ländern mit protectionistischen Tendenzen zu Stande kommen, und daß das Einkommen der Mittelklassen in größerem Maße als das der meist Begüterten wachse. Man muß ja zugeben, daß der Kapitalzins in Friedenszeiten in stetigem Sinken begriffen ist, und daß das Einkommen des unqualificirten Arbeiters sich immer mehr dem des qualificirten Arbeiters, wenigstens in einigen Berufsarten, nähert, ebenso wie die Gehälter der kleinen Beamten nicht in demselbem Maße steigen, wie die Einkünfte der Handwerker; aber die Uebermacht des Kapitals in einzelnen Familien ist damit noch lange nicht beseitigt. Es muß im Gegentheil darauf hingewiesen werden, daß das Kapital in sich selbst die Tendenz zur Vermehrung hat, und Lasson weist sogar im Widerspruch mit dem Vorhergehenden darauf als auf eine segensreiche Eigenschaft desselben hin, wenn er sagt: „Kapital zeugt Kapital in unabsehbarer Folge. Vorhandenes Kapital schafft die erhöhte Möglichkeit, neues Kapital zu erzeugen; die zeugende Kraft des Kapitals wächst mit seiner Zunahme, und sie wächst in viel höherem Maße, als seine Menge zunimmt."

Ganz im liberalen Fahrwasser finden wir ihn aber, wenn er behauptet, daß die wirthschaftliche Freiheit jeder vorhandenen Kraft und Begabung Raum zur Bethätigung verschafft, wodurch die Ungleichheit auf ihr naturnothwendiges Maß zurückgeführt würde. Bekanntlich ist es gerade eins der Hauptargumente der Sozialdemokraten, die sie gegen die Vortrefflichkeit der bestehenden gesellschaftlichen Zustände in's Feld führen, daß sie behaupten, den Mitgliedern des vierten Standes sei es heutzutage, mit seltenen Ausnahmen, fast unmöglich gemacht, ihre Talente fruchtbringend auszubilden und zu verwerthen. Es kommt immer nur darauf an, welches das naturnothwendige Maß von Ungleichheit sein soll. Wer die abstracte Gleichheit Aller betont, das Recht auf Arbeit wie das Recht auf Genuß für jeden Menschen, wie die Sozialdemokraten dies thun, der will von einem „naturnothwendigen Maß der Ungleichheit" nichts wissen. Wer die Gleichheit konkreter faßt und von einer Einordnung der Menschen in ein gesellschaftliches System spricht je nach der Leistungsfähigkeit und Beanlagung der Einzelnen, dabei aber die annähernde wirthschaftliche Gleichheit as Grundlage vorausgesetzt wissen will, den verstehen die Sozialdemokraten schon nicht mehr, es sei denn, es bildete sich mit der Zeit, wie es jetzt ja fast den Anschein hat, eine Partei mit gemäßigterem Programm, die sich von den radicaleren Tendenzen abwendete. Jedenfalls aber würden sie Alle jenes „naturnothwendige Maß von Ungleichheit" perhorresciren, welches Lasson versäumt hat, näher als eine Folge des Bevölkerungsgesetzes zu präcisiren, wodurch allein die immanente Nothwendigkeit auch der wirthschaftlichen Ungleichheit erklärt und gerechtfertigt wird. Allerdings spricht er davon, daß in jedem Culturvolk ein Theil der Bevölkerung unter Bedingungen lebt, die gerade noch die Fristung der Existenz gestatten, kaum mehr, und weiß, daß diese Erscheinung nicht zu ändern ist, aber wenn man nur die nothwendigsten Lebensmittel nicht durch Zölle künstlich vertheuert, so wird das Niveau dieser Bevölkerungsschicht keinem Menschenfreunde weiteres Kopfzerbrechen verursachen, da sein stetiges Steigen bewiesen und in dem wirthschaftlichen Gedeihen der Gesammtheit mit eingeschlossen ist.

Es ist nicht möglich, diese wirthschaftliche Ungleichheit zu vertuschen, oder ihre Härten zu leugnen, aber es ist auch nicht möglich, sie der Glückseligkeit zu Liebe aus der Welt schaffen zu wollen. So lange die physiologische Seite der Menschennatur keine gründliche Umwandlung erfährt, wird es kein wirthschaftliches System geben, welches die materielle Ungleichheit von Grund aus und auf Nimmerwiederkehr beseitigt, ebenso wenig wie die intellectuelle oder ethische Ungleichheit. Dies ist schon fast eine triviale Wahrheit geworden, aber den Zusammenhang dieser Wahrheit mit dem Bevölkerungsgesetz aufzuzeigen, versäumen die meisten Volswirthe, wenn sie nicht gar in der zunehmenden Bevölkerung eine Zunahme des Wohlstandes erblicken nach dem Grundsatz, daß jeder Mensch durch seine Arbeitskraft eine neue Quelle des Wohlstandes erschließe. Lassalle ist unter den Sozialdemokraten fast der Einzige gewesen — in jüngster Zeit noch Karl Kautsky, der deswegen aber von seinen Gesinnungsgenossen scharf zur Rede gestellt worden ist — der es gewagt hat, die furchtbare Wahrheit schonungslos zu enthüllen. Schon vor ihm hat es Malthus, der auch noch nicht der Erste war, klar und deutlich ausgesprochen, daß alle Fortschritte des materiellen Niveaus scheitern müssen an der dem Menschengeschlecht innewohnenden Vermehrungstendenz. Lassalle hat dann allerdings zu Gunsten seiner agitatorischen Wirksamkeit die Ursachen der Armuth auf anderem Gebiet gesucht, und die Nachfolger in der Führung der Partei haben sich wohl gehütet, die pessimistische Entdeckung ihres großen Vorgängers zu fructificiren; für die vorurtheilsfreie Betrachtung des wirthschaftlichen Lebens liegt aber in dem von Malthus zuerst formulirten Bevölkerungsgesetz die einzige Möglichkeit, sich mit den Härten des Daseins abzufinden. Alle philanthropischen Bemühungen ändern nichts Wesentliches an dem Stand der Dinge, so lange es kein anderes Mittel gibt, der menschlichen Vermehrungsfähigkeit Einhalt zu thun, als das Zurückstoßen einer gewissen Menschheitsschicht an die Hungergrenze. In dem sozialdemokratischen Staat würde die an der Hungergrenze herrschende Dürftigkeit sich allgemach über die Gesammtheit verbreiten; das wäre der einzige Unterschied, den das Bevölkerungsgesetz zwischen Jetzt und Dereinst zulassen würde.

Lasson mag Recht haben, wenn er behauptet, daß die Bevölkerung in größerem Maßstab wächst als in früheren Zeiten, die Masse des Elends dabei aber fortwährend abnimmt, es fragt sich nur, welchen Maßstab für das nicht mehr abstellbare Elend man heutzutage anlegt, und wie groß die Massen sind, die an dieser Grenze wohnen. Der Verfasser einer neuerdings anonym erschienenen Broschüre „Die Sünden der Armen. Von Einem auch Armen" (Berlin, Verlag von Otto Janke) ist der Ansicht, daß schon viel zu viel geschehen sei, dem vierten Stand aufzuhelfen, daß man vielmehr an den

Digitized by Google

guten Willen und die Energie des angeblich Kranken apelliren müsse, anstatt ihm ein heilendes Tränklein nach dem anderen einzuflößen. Mit Energie wird in diesem kleinen, aber für alle Menschenfreunde sehr lesenswerthen Schriftchen die Forderung betont, daß den Rechten, welche den Armen eingeräumt werden, auch Pflichten gegenübergestellt werden möchten, ethische Pflichten und Pflichten der gesitteten äußeren Lebensführung. So lange die Brutalität nicht aus dem vierten Stand ausgemerzt sei, könne man von den oberen Klassen nicht erwarten, daß sie ihm brüderlich die Hand reichten. Dies ist eine Forderung, deren Absurdität gewissen Kreisen so wenig auf der Hand zu liegen scheint, daß eine große freisinnige Zeitung bei Gelegenheit des Heinze-Processes, wo das sittliche Elend und die moralische Verkommenheit einiger Volksschichten an das grelle Tageslicht gezerrt wurden, die Ansicht aussprechen konnte, man müsse daraus die Consequenz ziehen, mit der barmherzigen Nächstenliebe in ganz anderem Maße als bisher geschehen, Ernst machen, damit diesem Elend gesteuert werde.

Da hat unser Anonymus doch eher Recht, wenn er sagt: „Sich aus bloßer »Humanität« Ungleichen gleichstellen, das wäre keine Gleichberechtigung, sondern ekle Knechtschaft. Die sogenannte Gleichberechtigung, die weder rechts noch links blickt, ist überhaupt keine Gleichberechtigung, sondern die größte Ungerechtigkeit, denn wenn rohen und feinen Elementen gleiche Chancen gegeben werden, so haben bald die Rohen das Uebergewicht.“ So lange von Seiten des vierten Standes selbst gar nichts geschieht, die Kluft der sittlichen Entfremdung durch eigene Anstrengungen auszufüllen, darf man das Amt des strengen Erziehers nicht gar zu früh mit der Stellung des nachsichtigen Freundes vertauschen. Es ist ja begreiflich, daß der vierte Stand in Folge der Vererbungstendenz gröbere sittliche Gebrechen aufzuweisen hat, als die gebildeten Klassen, denen von der frühesten Jugend an, schon aus egoistischer Klugheitsmoral, die Selbstbeherrschung als ein Vehikel des Fortschrittes, nicht nur als eine Forderung des sittlichen Bewußtseins gepredigt worden ist; man kann deshalb die Fehler der Armen mit milderen Augen ansehen, als die Fehler der Bessergestellten, denen eben die Vortheile der materiell besseren Lage eine höhere Sittlichkeit zur Pflicht machen. Wenn man aber in seinem Erziehungswerk nicht bloß der Dummheit, sondern auch der verstockten Böswilligkeit begegnet, dem Laster, das sich in seinem eigenen Schmutze wohl fühlt, dann ist nur noch Reserve und vornehmes sich Abwenden am Platze.

Es ist dem Verfasser übrigens noch zu bemerken, daß die Sozialdemokraten ihre Agitation nicht nur auf die Arbeiter beschränken, sondern je länger je mehr auch die kleinen Beamten, die Elementarlehrer u. s. w. in ihren Kreis zu ziehen bemüht sind. Sie richten sich dabei nach den Einnahmen dieser Berufsklassen, und ihre Propaganda ist nicht ohne Erfolg geblieben. Auch zieht der Verfasser das wirklich vorhandene Elend der Bergwerks- und Weberdistricte zu wenig in Erwägung, wenn er die Dürftigkeit des vierten Standes bestreitet, sie entweder als eine nicht thatsächlich vorhandene dahinstellt, oder sie doch aus eigenem Verschulden mangelnder Wirthschaftlichkeit, Leichtsinn, Genußsucht entspringen läßt. Die Zustände der Großstadt sind, wenn auch schwer in's Gewicht fallend, doch nicht maßgebend für das ganze Reich. Dem höheren Lohn der Großstadt entspricht die höhere Wohnungsmiethe. Für 2—300 Mark zwei Zimmer und Küche zu bekommen, dürfte nur an der Peripherie möglich sein, wo das Fahrgeld als nothwendiger Miethszuschlag dann nicht zu umgehen ist.

Daß eine schwächliche Philantropie vielfach die sozialen Uebel überschätzt und im Volksbeglückungswahn unerreichbaren Zielen nachjagt, können wir dem Verfasser gern zugeben, und gegenüber diesen Ausschreitungen der Humanität ist das Büchlein ganz am Platz; aber die Klagen über Rohheit, Undankbarkeit, Genußsucht, Dreistigkeit der Armen sind nicht neu, und alle jene Zeichen einer niederen Gesinnungsweise dürfen dennoch nicht dazu führen, den pädagogischen Eifer erlahmen zu lassen. Allerdings sind bei einer richtigen Pädagogik nicht nur Belohnungen am Platz, sondern auch Strafen; vor allen Dingen aber handelt es sich darum, den niederen Klassen eine bessere Einsicht von dem nichtigen Werth gerade jener Genußgüter, nach deren Erlangung sie sich in neidischer Qual verzehren, beizubringen, also dem empirischen Pessimismus mehr als dies bisher geschehen ist, theoretisch und praktisch zu Worte kommen zu lassen: theoretisch, indem man in Wort und Schrift den Nebel der Illusionen soweit zerreißt, daß die rohen glückshungrigen Instinkte der großen Massen auf andere Bahnen gewiesen werden, praktisch, indem die besitzenden Klassen jenen Instinkten nicht allzuviel Nahrung verschaffen durch übertriebenes Schaugepränge eines auf rein materielle Güter gerichteten Luxus. Während durch weise Sparsamkeit neues, wertherzeugendes Kapital geschaffen wird, ist es das Bestreben des Luxus, Werthe im übermäßigen Consum zu vernichten. Um die feineren intellectuellen Genüsse in Kunst und Wissenschaft, die die höchste Cultur befördern, also nach Kräften zu unterstützen sind, beneidet uns kein Proletarier.

Am bemerkenswerthesten ist uns eine Schrift des Dr. Ludwig Hoffmann erschienen, die unter dem Titel: „Ist Religion Privatsache? Eine Erörterung des Verhältnisses der Sozialdemokratie zum Christenthum“ der Ansicht Raum zu schaffen sucht, daß es auch für die Sozialdemokratie Zeit sei, sich mit religiösen Problemen zu beschäftigen. Hauptsächlich deshalb ist diese Meinungsäußerung von Interesse, weil sie den thatsächlichen Bankerott des Prinzips des Allgemeinwohls, wenn auch nicht mit dürren Worten, so doch für jeden Leser zwischen den Zeilen lesbar, zugibt und sich nach einem Rettungsanker umsieht für die entwickelungsbedürftige Menschheit. Allein wegen dieses Eingeständnisses ist die Hoffmann'sche Schrift von Bedeutung; deren mystisch unklare Deductionen den „Genossen“ wohl ebenso unverständlich sein dürften wie den meisten anderen mit Schelling's Offenbarungsphilosophie unbekannten Lesern. Dr. Hoffmann spricht es klar aus, daß eine irdische Glückseligkeit ohne dasjenige, was allein im Stande sei, ihr den wahren Inhalt zu geben, gleichgültig sei. Der wahre Inhalt aber sei die Religion, in ihrer Allgemeinheit, nach Hegel gefaßt, als die Beziehung des Menschen zu Gott, in ihrer Wahrheit gefaßt als die Beziehung des Menschen auf den dreieinigen persönlichen Gott, offenbart in Christo, welche in der Unsterblichkeit dem Menschen noch eine Entwicklung verheißt, selbst wenn hier auf Erden die Vollkommenheit aller Zustände keine Steigerung mehr zuläßt. Derselbe Wunsch nach persönlicher Fortdauer ist es auch, der die neuerdings aufgetauchten Bestrebungen jener Denker leitet, die sich mit indischer Philosophie und Theosophie beschäftigen und eine Verpflanzung dieser Ansichten auf deutschem Boden herbeiführen helfen wollen. In diesem Punkte berühren sich also zwei Richtungen, die in allen anderen Forderungen und Ansichten weit auseinandergehen.

Dr. Hoffmann gibt sich der Zuversicht hin, daß mit dem Unsterblichkeitsglauben jener melancholische Zug verschwinden wird, der auf dem Antlitz des sozialdemokratischen Staates lagert, jene Wolke der Schwermuth, die hervorgerufen wird durch das Grauen vor dem Tode, dem letzten, niemals zu entrinnenden Feinde, der es in der Macht hat, jeden Genuß zu vergällen, wenn nicht der Glaube an persönliche Fortdauer, an ein erhöhtes und verklärtes Menschenthum jenseits des Grabes dem Tod sein Schreckniß raubt. Man sieht, der Verfasser glaubt nicht recht an die optimistischen Verheißungen seiner Genossen, oder vielmehr nicht an die Möglichkeit, daß die äußerliche Willensbefriedigung, obgleich er sie, dem Parteiprogramm gemäß, für nahe bevorstehend hält, die vollkommene Glückseligkeit im Gefolge haben wird. Dem Wesen der Dinge tiefer auf den Grund gehend, verlangt er auch von seinen Gesinnungsgenossen Religion und sieht die innere Berechtigung der Sozialdemokratie, welche ihr den Muth des Duldens und die Kraft der Ueberzeugung gibt, allein in der ihr zu Grunde liegenden religiösen Wahrheit, die ihr freilich noch nicht zum Bewußtsein gekommen sei. Jedenfalls spricht sich hierin eine Auffassung der Dinge aus, die, weil aus den Reihen der Sozialdemokratie hervorgehend, sehr eigenthümlich berührt und wohl geeignet ist, den ernsthaften Beobachter der Gegenwart stutzig zu machen. Wenn die Sozialdemokratie anfängt, den religiösen Glauben auf ihr Banner zu schreiben, ist ihr jeden-

Digitized by Google

falls eine ganz andere Gefolgschaft sicher, als wenn sie sich allein an die im Irdischen wurzelnden Triebe wendet; nur muß die Begründung ihrer neuen Forderung: „Die Religion ist keine Privatsache mehr" eine zulänglichere sein, als Dr. Hoffmann sie zu bieten vermag, und das Eingehen auf die Philosophie wird doch wohl nicht zu umgehen sein, um die höchsten Errungenschaften auf dem Gebiete des Geistes dem Materialismus gegenüber besser zu vertheidigen als dies hier geschehen ist.

Auch Hoffmann versteht nicht zu unterscheiden zwischen den objectiven und den subjectiven Zwecken in der Welt, er erniedrigt den religiösen Glauben zu einer Forderung des Eudämonismus, dem das höchste Maß irdischen Wohlbehagens nur die Staffel abgibt, um zu den ewigen Freuden des Jenseits zu gelangen; trotzdem aber ist es als der Anfang einer besseren Erkenntniß anzusehen, wenn in den Reihen der Sozialdemokraten sich die Einsicht Bahn bricht, daß selbst das größtmögliche Maß irdischen Genusses den Menschen nicht zur Ruhe kommen läßt, sondern der Wille sich in's Jenseits procicirt, um seinem unersättlichen Durst auch dort noch Befriedigung zu verschaffen. Die Wurzel dieser Religion ist eudämonistischer Egoismus und deshalb wohl geeignet, dem eudämonistischen Sozialismus sich zu verbinden. Daß diese Religion, wie Dr. Hoffmann meint, die höchste Stufe der zu erreichenden Religionen bildet, ist eben wegen dieses egoistischen Ursprungs nicht zuzugeben, wohl aber mag sie ein zu überwindendes Moment in der Entwickelung des Sozialismus darstellen, ein Moment, das bestimmt ist, den Blick vom Irdischen auf das Jenseits hinzulenken, bis dann das Auge gelernt hat, einen anderen als den subjectiven Maßstab an das Göttliche anzulegen und nun die Resultate dieser Anschauung der Menschheit vermittelt, um sie dadurch auf eine höhere Stufe hinaufzuleiten.

Zum Schluß sei noch einer ganz kleinen Flugschrift Erwähnung gethan von Carl Friedrich. „Die Bekämpfung der Sozialdemokratie in ihrer Wurzel" (Hamburg, Moltmann's Verlag), worin sich der Verfasser die Aufgabe gestellt hat, die Beamtenversorgung des Staates wenn möglich auszurotten. Er sagt, die Sozialdemokratie wolle weiter nichts als die allgemeine Versorgung des Staates für jeden Einzelnen, und der Staat habe sich in der Alters- und Invalidenversicherung bereits von ihr auf diese schiefe Bahn hinabziehen lassen. In der That sei aber eine allgemeine Staatsversorgung nicht durchzuzuführen; es handle sich also darum, die Bevorzugung einzelner Klassen durch den Staat abzuschaffen, und die Beamten, ähnlich wie in Amerika und der Schweiz und in vielen Communalverwaltungen gewählt und nur auf bestimmte Zeit angestellt werden zu lassen. Um den Beamten die Versorgung des Alters, der Wittwen und Waisen zu ermöglichen, soll das Gehalt dementsprechend erhöht werden. Der Verfasser ist von dem Gedanken begeistert, durch die in dem Schriftchen gebotene Anregung und Erörterung ein Wesentliches zur Ausrottung der Sozialdemokratie beizutragen. Nicht die Ausdehnung der von der Regierung angestrebten Verstaatlichung schwebt ihm als Ziel vor, sondern im Gegentheil das Zurückweisen auf republikanische Gesellschaftsformen, merkwürdiger Weise aber auf monarchischer Grundlage. Es sind auch nur die Beamtengehälter und Pensionen, die ihm Kummer bereiten; einer genossenschaftlichen Regelung der Arbeit, die doch immer mehr oder weniger auf sozialistischer Basis betrieben werden muß, ist er nicht abgeneigt, stellt sich aber auch dadurch in Gegensatz zur Sozialdemokratie, daß er behauptet, grade auf dieses Genossenschaftswesen komme es derselben gar nicht an, sondern einzig und allein auf Staatsversorgung und erst in zweiter Linie auf den Kampf gegen das Großkapital. Was nun die Wählbarkeit der Beamten betrifft, so sollte ein Blick auf die nichts weniger als rosigen Zustände in der Schweiz, wo der Bundesrath sogar einen Antrag zur Beamtenpensionirung gestellt hat, der vorläufig allerdings abgelehnt worden ist, und Amerika auch den feurigsten Lobredner zum Verstummen bringen; jedenfalls ist die Furcht vor einer sozialen Revolution, die der Verfasser annimmt, in weiteren Kreisen noch nicht eingewurzelt genug, um eine so radicale Aenderung der Verfassung und Gesetzgebung von heute auf morgen zu rechtfertigen. Das Streben nach der Nothwendigkeit einer Consolidirung des Beamtenthums durch feste Anstellung, Pensionsberechtigung und demgemäß zu verlangende bessere Vorbildung ist auch in den gebildeten Kreisen der genannten Republiken im langsamen, aber unaufhaltsamen Fortschritt begriffen. Wenn das Schweizerische Beamtenpensionsgesetz vorläufig noch von den demokratischen Massen abgelehnt ist, so wird es wiederkehren. Unsere Gemeindeverwaltungen werden sicherlich die Pensionsberechtigung für ihre wählbaren Beamten nicht aufgeben und denken nicht daran, die zwölfjährige Amtsdauer zu vermindern. Die Vorgänge bei den Wahlen sind namentlich in kleineren Orten so unerquicklicher Art, daß selbst der Werth des kirchlichen Gemeindewahlrechtes dadurch in Frage gestellt wird. Wir haben keinen Grund, die oft recht unsauberen Machenschaften solcher Vorgänge zu verallgemeinern. Längere Wahlperioden mit Pensionsberechtigung dagegen liefern ein Ergebniß, das sich von lebenslänglicher Anstellung praktisch kaum unterscheidet. Die ganze Tüchtigkeit unseres Beamtenstandes im Gegensatz zu der Corruption anderer Staaten beruht auf dem Ausschluß fluctuirender Elemente und auf der erblichen Stetigkeit, die aus der Lebenslänglichkeit entspringt.

So schwirren die verschiedensten Meinungen durcheinander. Gelehrte, Mystiker, nüchterne Praktiker, wohlwollende Menschenfreunde, beredte Agitatoren, alle wollen mitarbeiten an dem großen Werk der Volksbeglückung. Was dabei an Glück für den Einzelnen wie für die Gesammtheit abfällt, ist nur die Blüthe am Baum der Menschheit, dessen herbe Frucht der Erkenntniß den Dünger für eine ganz andersartige Zukunft bringt, als die Philantropen sich träumen lassen. Alle Entwickelung vollzieht sich aber nach immanenten logischen Gesetzen, von denen den tieferen Beobachtern jetzt schon eins, die Förderung der Cultur um jeden Preis, auch um den des Glückes, klar zu werden beginnt. Daß es letzten Endes gleichgültig ist, wie groß die Summe des Glückes im Einzelleben, wie im Dasein der Menschheit überhaupt ist, begreift sich nur von einem Standpunkt aus, dem ein höheres Moralprinzip als das des Gemeinwohls vorschwebt, aber alle Anzeichen weisen darauf hin, daß die Zeit nicht mehr fern ist, wo das Prinzip der Entwickelung das Prinzip der Glückseligkeit verdrängt haben wird. A. v. H.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Civilisation in Afrika.

Aus dem Reisetagebuche eines Colonialschwärmers.

Von der süd-nord-west-afrikanischen Gesellschaft beauftragt, die Fortschritte der europäischen Civilisation in Afrika und speciell im Königreich Uramba-Wabuju zu erforschen, begab ich mich an den Hof eines der aufgeklärtesten Fürsten des schwarzen Erdtheils, des Königs Briumi-Kuhumi, Excellenz.

Am frühen Morgen schon wurde ich in den Palast, welcher kunstvoll aus ganz gemeinem Lehm hergestellt ist, geleitet. Ein Prachtbillard, über und über mit Elfenbein eingelegt, dient dem Herrscher als Lager. Es war mir vergönnt, beim Lever zugegen zu sein.

Nachdem der König sein Haupt mit Butter gesalbt und eine frisch gestärkte Kattunschürze umgegürtet hatte, durften die Höflinge sich ihm nähern. In ihrer Gegenwart und mit einem Lächeln des Triumphes ohne Gleichen legte er je ein paar weiße, reine Manschetten um die Oberarme und um die Waden. In diesem Augenblick löste der wachhabende Offizier vor der Pforte der königlichen Behausung sämmtliche sechs Schüsse des neuesten Patentrevolvers, wobei ein Knabe leicht und zwei Frauen schwer verletzt wurden. Den Preiscourant der Colonialwaarenfirma Schnock & Meier, auf welchem sich eine Göttin des Ueberflusses befindet, die ihre Gaben aus einem Füllhorn ausschüttet, band der König an einem

Digitized by Google

blauseidenen Bande um den Hals. Er hatte eine ganze Sammlung solcher bunt bedruckten Preiscourante, der er an jedem Morgen ein frisches entnahm. Also geschmückt gab er seiner Umgebung ein Zeichen, daß sie sich auf einen Augenblick wegwenden solle. Nachdem er sich genau überzeugt, daß dies allerseits geschehen, holte er unter seinem Kopfkissen eine halbgeleerte herrliche Flasche hervor, auf welcher in kunstvoll erhabener Schrift die Worte standen: Ick hab' es aber immer jesagt, — es muß fortjesoffen werden! Diese leerte er auf einen Zug, indem er sich vor Vergnügen dabei auf den Bauch klopfte. Sodann warf er mit tadelloser Geschicklichkeit die Flasche demjenigen an den Kopf, welchen er besonders zu ehren und seines königlichen Vertrauens für würdig zu bezeichnen gedachte. Es kümmerte ihn dabei nicht, wenn die Flasche in Splitter ging, der Import solcher Flaschen und des nöthigen Inhalts ist bereits so vorzüglich organisirt, daß ein Ersatz zu jeder Zeit möglich ist. Nachdem dieser Act beendet war, vernahm man aus dem Nebenraum die anmuthigen Töne einer Drehorgel, welche den neuesten europäischen Walzer spielte. Ein leidenschaftliches Feuer glühte auf in den Augen des Fürsten, und sofort begann er sich graziös im Takt zu drehen. Nach heftigem Klatschen seiner Umgebung gab er geschmeichelt noch einen Galopp zu. Plötzlich blieb er vor mir stehen.

„Wie gefällt Ihnen mein Tanz?" fragte er, mich mit seinem Blicke durchbohrend und an den Griff seines neben ihm liegenden Schwertes fassend. Ich dachte an meine vier Kinder daheim und erwiederte, mich tief verbeugen: „Excellenz, ich habe nie etwas so Schönes gesehen." Bei diesen Worten wuchs die Figur des Königs gewissermaßen über sich selbst hinaus. „Ich ernenne Sie zum Hofceremonienmeister!" sagte er gnädig.

Nunmehr aber ward es Zeit, dem ungeduldig harrenden Volke nicht länger den Anblick des Königs zu entziehen. Man begab sich zunächst nach der Spiegelgalerie, in welcher drei Spiegelglaskugeln verschiedener Größe zur Selbstbespiegelung des Hofes aufgestellt waren; die größte gebührte dem Könige, die zweitgrößte der königlichen Familie, die dritte dem Hofpersonal und den Gästen.

Auch ich sah in eine der Kugeln, natürlich in die, welche meinem Range zukam, und fand mein Gesicht, wenn auch weniger schön, so doch weit größer und breiter, als ich geglaubt hatte. Als der Hof vorüber war, wurden die Kugeln sofort mit rosa Tüllschleiern verhangen. Es war streng verboten, in Abwesenheit des Königs in eine derselben zu blicken und eine der größesten Regierungssorgen des Königs war die, es möchten sich diese Kugeln vor der Zeit abnutzen.

In der Halle vor dem Palast waren Briumi-Kuhumi's 300 Frauen (mehr besaß er prinzipiell aus Gründen der Sittlichkeit nicht) versammelt. Die Frauen hatten Hof-Galatracht angelegt. Das Eigentümliche dieser Tracht besteht darin, daß nur die linke Seite des Körpers bekleidet ist, während die rechte Hälfte entblößt bleibt. Ein ungeheurer Lärm begann jetzt. Die Frauen, welche jede zuerst zu Worte kommen wollte, drängten sich an ihren hohen Gemahl heran und riefen durcheinander, das Volk sang und klapperte mit den Schwertern, während drei Musikcorps in drei verschiedenen Tonarten durch einander spielten.

Der König Briumi-Kuhumi bewahrte bei alledem seine Würde. „Geben Sie mir das Buch —" sagte er zu einem seiner Begleiter. Auf dem Buche stand „Diätetik der Seele."

„Ein sehr nützliches Werk!" sprach der König zu mir gewandt. Darauf riß er aus dem bereits stark decimirten Buche mehrere Seiten heraus und wickelte verschiedene Dinge in dieselben ein, welche er unter das Volk warf. Nur wenige Tage und er mußte das Buch zu Ende gelesen haben; wie ich vernahm, sollte dann ein neues: „Die conventionellen Lügen der Culturmenschheit" an die Reihe kommen.

Das, was der König dem Publikum zuwarf, war zweierlei: Münzen oder einen Strick. Man nennt dies in Uramba-Wabuju „Lotteriespiel." Wer eine Münze auffängt, darf sie behalten, wer einen Strick erhält, muß sich aufhängen.

Nachdem auch dies abwechselungsreiche und lehrreiche Spiel vorüber war, machte der Augenblick, wo der König diejenigen Personen bezeichnete, welche er mit zum Frühschoppen zu nehmen gedachte. Einer seiner Unterthanen, welcher dieser Ehre noch nicht theilhaftig geworden, aber sehr danach lechzte, überreichte seinem Herrscher ein Paar wunderbar gearbeitete graue sogenannte Filzpariser mit rothem Futter. Eine ungeheure Bewegung ging durch die Menge. Der König legte die Schuhe unter großem Beifall des Volkes sofort an und ernannte den Geber zum königlichen Viceadmiral. Dieses erregte die Eifersucht eines anderen Unterthanen, welcher dem König eine alte Selterwasserflasche mit Patentverschluß zu überreichen gedachte. Es entspann sich ein Streit zwischen Beiden, welcher nur durch die Waffen beigelegt werden konnte. Das Duell wurde unter dem üblichen Comment sofort auf Säbel ausgefochten. Der königliche Viceadmiral fiel und sein überlebender Gegner wurde auf Festung geschickt. Alsdann wurde die Leiche des Gefallenen mit zum Frühschoppen genommen, um dort verspeist zu werden. Der König trank nur aus der Selterwasserflasche.

Bei Tisch würdigte Seine Excellenz mich einer längeren Unterhaltung.

„Finden Sie mein Reich groß?" fragte er.

„Unglaublich groß!" erwiderte ich.

„Bin ich mächtig?"

„Mächtiger als alle Anderen."

„Kann ich gut Klavier spielen?"

„Ich glaube, daß Sie Bülow nichts nachgeben."

„Sie sind ein unterrichteter Mensch."

„Ich bestrebe mich, meine Pflicht zu thun."

„Sonst würde ich Sie auch in's Gefängniß schicken."

„Die Gnade Eurer Excellenz ist fruchtbringender als die Sonne."

In dieser anregenden Weise plauderten wir noch eine halbe Stunde lang, und ich muß sagen, daß der König mir den Eindruck eines hochbedeutenden, genialen Mannes machte, welcher seine Zeit wie kein Anderer versteht. Er verlieh mir huldreichst einen seiner kleineren Preiscourante Nr. 8.

So dringt auch in den finsteren Erdtheil mit Macht die europäische Civilisation und übt ihren erhebenden Einfluß aus. Wenn die Bewohner von Uramba-Wabuja auch ihre früheren Untugenden noch nicht abgelegt haben, so haben sie doch zahlreiche europäische dafür angenommen. Diese verstehen sie allerdings noch nicht in richtiger Weise zu verwenden, aber auch das wird anders werden und dann werden sich die Wilden aller Segnungen erfreuen, die wir besitzen.

Aus der Hauptstadt.

Paranoia simplex.

In der Nervenheilanstalt des Doctor Blanche in Passy ist der unglückliche Guy de Maupassant untergebracht worden und die Vielzuvielen haben über die furchtbare Ueberraschung sich schnell getröstet: Erblichkeit, Ausschweifung, Mißbrauch von Opiaten, — die alte Geschichte! Von der ersten Strafkammer des Landgerichtes I. zu Berlin ist der Schriftsteller Dr. jur. Christoph Morris de Jonge für zeitweilig geistesgestört erklärt worden und im Namen der Vielzuvielen sprach Herr Professor Mendel die großen Worte gelassen aus: „Der ganze Fall sei ein ganz klarer, einfacher und zweifelloser vom psychiatrischen Standpunkte. Die Form der Geisteskrankheit, an welcher der Angeklagte litt, sei die sehr häufig vorkommende und wohlbekannte Paranoia simplex chronica, welche gerade geistig sehr beschlagene Menschen zu befallen pflege." Auf dieses „wohlbegründete" Gutachten gestützt, hat der Gerichtshof sein Urtheil gefällt, und auf daß diesmal auch die Gegenzeichnung nicht fehle, hat der edle Eugen Richter in seinem Reklameblättchen Herrn de Jonge für „thatsächlich verrückt" erklärt.

Der Fall Maupassant ist äußerlich ein ganz klarer und einfacher. Der feine Dichter, den man bei uns leider noch immer höchst thöricht für einen begabten Pornographen, für einen literarischen Paul de Kock halten möchte, während in ihm doch des gallischen Geistes reifste Entwickelung sich darstellt, dieser echteste und scheinbar kerngesunde Franzose ist heute

Digitized by Google

ein körperlich zerrütteter Mensch, er hat wiederholte Selbstmordversuche gemacht und seine Ueberführung in eine Heilanstalt war nothwendig geworden.

Ganz anders aber sieht der Fall Morris de Jonge aus und beinahe möchte ich den Professor Mendel, der in Berlin und Umgegend ja wohl für eine Autorität ersten Ranges gilt, um sein unerschütterliches Selbstvertrauen beneiden. Der Gerichtshof hat Herrn Mendel und seinen auf psychiatrischem Gebiete in den weitesten Kreisen unbekannten Genossen Glauben geschenkt. Der Gerichtshof konnte nicht gut anders entscheiden. Mit aller Hochachtung vor seinem Spruch wird es aber gestattet sein, das Gutachten des Herrn Professor Mendel für durchaus mangelhaft und anfechtbar zu halten. Um diese Ansicht zu rechtfertigen, wird es nöthig sein, die Geschichte des Herrn de Jonge hier kurz zu wiederholen; es ist nicht die Schuld des Erzählers, wenn sie wie ein schauerlicher Colportageroman klingt.

Der jetzt achtundzwanzigjährige Morris de Jonge ist der Sohn eines jüdischen Millionärs, der sein Vermögen in Bankgeschäften erworben hat und der es vermuthlich am liebsten gesehen hätte, wenn auch Morris, wie seine älteren Brüder, ein Börsenmann geworden wäre. Davon aber wollte der Sohn nichts wissen, und da er auch als Jurist nicht die einträgliche Anwaltschaft, sondern die akademische Laufbahn erstrebte, so waren Zerwürfnisse an der Tagesordnung und das Verhältniß wurde völlig unhaltbar, als Morris de Jonge heftige Angriffe gegen das Judenthum und die Börsen-Plutokratie richtete und obendrein noch die Absicht aussprach, zum Christenthum überzutreten. Maßlose Schmähbriefe wurden gewechselt, motivirte Flüche waren wohlfeil wie Brombeeren und eines schönen Tages verfiel die Familie de Jonge auf den Gedanken, ihr abtrünniger Sprosse müsse entschieden geisteskrank sein. Ein älterer Bruder machte sich auf, um die Polizei und die Psychiatrie in Bewegung zu setzen. Die Psychiatrie verkörperte sich in den Herren Professor Mendel und Bezirksphysicus Dr. Abraham Baer, die Beide Morris de Jonge für einen gemeingefährlichen Geisteskranken erklärten und seine Ueberführung in eine Irrenanstalt veranlaßten. Dort ist er acht Monate fest gehalten worden, und zwar hauptsächlich auf Grund der Atteste zweier Aerzte, von denen Einer ihn niemals, der Andere etwa eine halbe Stunde gesehen hatte. Nach seiner Freilassung hat Herr de Jonge dann bei dem tapferen Freiherrn von Hammerstein Schutz gesucht und gefunden und die „Kreuzzeitung" hat, wenn ich ihre Artikel recht verstanden habe, angedeutet, es habe im Falle de Jonge sich um ein großartiges jüdisches Complot gehandelt.

Es trifft sich nun wirklich merkwürdig, daß sämmtliche von der jüdischen Familie de Jonge angerufenen Aerzte Juden sind: der Hausarzt Dr. Auerbach, der Geheime Sanitätsrath Dr. Baer und der Professor Dr. Mendel. Und da in der Wolle gefärbte Antisemiten nicht die Verpflichtung haben, klüger und vorsichtiger zu sein als der viel gerühmte Psychiater Mendel, so ist auch für sie der Fall „ein ganz klarer, einfacher und zweifelloser": Die bösen Juden haben den armen Morris de Jonge in's Irrenhaus gesperrt, weil er „die internationalen Fäden des Judenthums und Börsenthums aufdecken und vom alten Jehovah zum neueren Nazarener übergehen wollte." Auch diese Annahme scheint mir einer Colportage-Phantasie zu entspringen; mir flößt die Familie de Jonge nicht die bescheidenste Sympathie ein, aber ich nehme bestimmt an, daß sie von der Geisteskrankheit des Apostaten ehrlich überzeugt war. Um keinen Preis möchte ich auch die Aerzte des ungeheueren Frevels beschuldigen, sie hätten wider besseres Wissen einen völlig Gesunden in's Irrenhaus gesperrt. Man unterschätzt die Klugheit der Juden — soweit von einem Kollektivbegriff „die Juden" in der heutigen Diaspora überhaupt gesprochen werden kann — recht erheblich, wenn man ihnen so plumpe Manöver zutraut. Die Dinge scheinen mir viel einfacher zu liegen; freilich längst nicht so einfach, klar und zweifellos, wie Herr Mendel „vom psychiatrischen Standpunkte" anzunehmen Miene macht.

Der ungewöhnlich geschickte Vertheidiger des Herrn de Jonge hat mit Recht der Psychiatrie den Anspruch einer dogmatischen Unfehlbarkeit bestritten. In der That tastet diese Wissenschaft noch so im Dunkeln, ihre berufensten Vertreter weichen in ihren Hypothesen so außerordentlich von einander ab, daß man das Gottähnlichkeitbewußtsein des Herrn Mendel aufrichtig bewundern muß. Es laufen in der Welt sicher etliche Tausende von Menschen umher, die Griesinger vielleicht für verrückt und die Lombroso vielleicht für genial erklären würde, — und Griesinger und Lombroso sind doch am Ende noch höhere Autoritäten als die Herren Mendel und Baer. Diese Herren sehen einige excentrische Briefe mit meinetwegen falschen Thatsachen und gräßlichen Flüchen, die für den krankhaften lyrischen Ueberschwang der semitischen Orientalen durchaus keine welterschütternde Bedeutung haben, sie hören von Drohungen, die Morris de Jonge gegen seine Verwandten ausgestoßen haben soll, und sie sind sofort bereit, ihn als einen gemeingefährlichen Geisteskranken hinter Schloß und Riegel zu bringen. Das mag „lege artis" gehandelt sein; von dieser Kunst und ihren Gesetzen kann ich aber wahrhaftig keinen sonderlich hohen Begriff hegen und ich behaupte dreist: mit demselben Rechte wie Morris de Jonge könnte die gute und sogar die bessere Hälfte aller geistig Arbeitenden eingesperrt werden.

Da ist ein ideal veranlagter und offenbar begabter junger Mensch, der aus anscheinend sehr widerwärtigen Familienverhältnissen hinausstrebt, weil der geistlose Materialismus seiner Angehörigen ihn abstößt. Er verfolgt allerlei philantropische Bestrebungen, religiöse Schwärmerei tritt hinzu, mit einundzwanzig Jahren sieht er seine Arbeiten in großen Blättern gedruckt, und da er bei dem herrischen Vater auf Schritt und Tritt zähen Widerstand findet, steigert sich seine eingeborene Nervosität zu krankhaften Vorstellungen und zugleich mit seinem Selbstbewußtsein wächst sein Haß gegen die Verwandtschaft. Er ist das typische Degenerationsproduct einer durch Inzucht, durch grausame Verfolgungen und die daraus sich ergebende Nervosität, endlich noch durch veränderte klimatische Bedingungen zur Genialität und zum Wahnsinn besonders veranlagten Rasse. (Nach den Tabellen von Jacobs*] beträgt die Zahl der Irren unter den englischen Juden 3900 auf eine Million Einwohner, gegen 3050 auf eine Million Engländer; geniale Menschen hat Jacobs gezählt: 24 für die Engländer, 27 für die Juden, auf je eine Million.)

Aber Morris de Jonge ist außerdem, und deshalb interessirt mich sein Fall hauptsächlich, auch noch der typische Vertreter einer Krankheitform, von der Herr Mendel noch nicht Notiz genommen zu haben scheint, obwohl sie nicht erst am vorigen Dienstag entdeckt worden ist. Dem Herrn Professor ist ohne Zweifel Schopenhauer's „Welt als Wille und Vorstellung" bekannt, wo — im §. 36 des ersten und im Kapitel 32. des zweiten Bandes — vom Wahnsinn die Rede ist; auch kennt er sicherlich das mittheilsame Werk „Die Grenzen des Irreseins" vom Dr. Cullerre und den „Genialen Menschen"**) von Lombroso. Wahrscheinlich aber erkennt er „lege artis" und „vom psychiatrischen Standpunkte" diese Werke nicht als wissenschaftlich beweiskräftig; sonst würde der Fall de Jonge ihm doch wohl nicht so ganz einfach, klar und zweifellos erschienen sein. Auch die Aussagen der verstorbenen Herren Plato, Aristoteles, Cicero, Shakespeare, Pope, Rousseau, Goethe und Genossen haben „vom psychiatrischen Standpunkte" gewiß keinen Werth, denn diese unwissenschaftlichen Leute meinten sämmtlich, ohne eine krankhafte Hyperästhesie lasse ein hervorragend entwickelter Geist sich nicht denken, oder, um mit Pope zu sprechen:

„Dem Wahnsinn ist der große Geist verwandt,
Und Beide trennt nur eine dünne Wand."

Die uralte Auffassung, im Wahnsinn eine geniale Erscheinung zu erblicken, hat bei uncultivirten Völkern zur Verehrung der Irren geführt; die neueste Psychiatrie sucht im Gegentheil das Genie aus einem morbiden Gehirnboden zu erklären; und wenn Herr Professor Mendel auf der einen Seite jeden ungewöhnlich nervösen und erregbaren Menschen für geisteskrank, auf der anderen Seite jeden Geisteskranken „für mehr oder minder gemeingefährlich" hält, so gehört ja auch er gewissermaßen zur modernsten Psychiatrie. Nur sollte er sich nicht darüber täuschen, daß er in seiner maison de santé schleunigst für Sokrates, Christus, Luther, Rousseau, Hegel, Napoleon, Giordano Bruno, Heine, Flaubert und alle die Andern Platz schaffen muß und daß Michelangelo, Leonardo da Vinci, Tasso, Voltaire viel zu lange in Freiheit herumgelaufen sind, — von Buddha und Mohamet ganz zu schweigen. Denn alle diese bisher der

*] Compared Distribution of the Ability of the Hebrews.

**) Hamburg, Druckerei und Verlagsanstalt A.-G.

Digitized by Google

Zwangsjacke entgangenen Berühmtheiten litten ohne Zweifel an der „häufig vorkommenden und wohlbekannten Paranoia simplex chronica, welche gerade geistig sehr beschlagene Menschen zu befallen pflegt."

Da ist dieser Jesus von Nazareth. Er behandelt seine Mutter pietätlos; er nennt sich einen Sohn Davids, obwohl die Familie Davids längst erloschen ist; später behauptet er gar, Gottes Sohn zu sein, dem alle Macht gegeben ist, dem die Natur gehorchen muß, der Sünden vergeben kann; einmal entschlüpft ihm — ich citire Renan — das Wort: „Diesen von Menschenhand gebauten Tempel könnte ich, wenn ich wollte, zerstören und in drei Tagen einen anderen Tempel errichten, der nicht von Menschenhand erbaut ist." Da ist der Apostel Paulus, der aus einem fanatischen Christenverfolger ein fanatischer Christ wird, der Visionen und epileptische Anfälle hat und dessen Briefe zwischen großartigstem Gedankenfluge und ermüdender Kleinlichkeit unvermittelt einhertaumeln. Da ist Luther, der den Teufel hört und sieht; Giordano Bruno, der sich für einen von Gott Gesandten ausgibt;; Hegel, der eine Vorlesung mit den Worten beginnt: „Ich kann mit Christus sagen, ich lehre nicht bloß die Wahrheit, sondern ich bin selbst die Wahrheit"; Schopenhauer, der spricht: „Im Angesicht des Todes bekenne ich, daß ich die deutsche Nation um ihrer unsäglichen Bestialität Willen verachte und daß ich mich schäme, ihr anzugehören", der seine Mutter schmäht, der die Tetragamie, trotz den vier Schwiegermüttern, preist und mit seiner eigenen Photographie einen Heiligen-Kultus treibt. Wären diese Männer — und ihres Gleichen könnte ich noch Dutzende aufzählen — vor die erste Strafkammer des Landgerichtes I. zu Berlin geführt worden, dann hätte der Geheime Sanitätsrath und Bezirksphysicus Dr. Abraham Baer gesagt, sie müßten „entweder von einer unglaublichen Pietätlosigkeit oder von einer Geisteskrankheit befallen sein"; und der Professor Dr. Mendel hätte blitzschnell sein Sprüchlein von der häufig vorkommenden und wohlbekannten Paranoia simplex chronica heruntergeraffelt; und schließlich hätte der hohe Gerichtshof festgestellt, daß die Angeklagten nicht „im Besitze ihrer freien Willensbethätigung" waren. Schopenhauers Gesicht möchte ich bei dieser Urtheilverkündigung wohl gesehen haben. Freie Willensbethätigung —! Das geht ja noch über die „Windbeutelei" von Fichte und Schelling!

Nein, meine Herren Aerzte! Wo ein Klystier zu geben, ein Bein zu amputiren, allenfalls noch ein Zahn zu ziehen ist, da mag Ihre Unfehlbarkeit sich gottähnlich spreizen. Aber schon vor einer Krebsdiagnose haben Sie sich unsterblich blamirt; und wenn Sie nun gar alle etwas abnormen Menschen einiger aufgeregter Briefe und überreizter Aeußerungen wegen schlankweg in's Narrenhaus sperren wollen, dann gestatten Sie uns gefälligst, auch noch ein Wörtchen mitzureden. Wir überlassen Ihnen den armen Maupassant, weil er körperlich krank ist; in Ihrem Sinne aber, Herr Professor Mendel, war er schon für die Douche reif, als er sein geheimnißvollstes Buch „Sur l'eau"*) schrieb, ein Buch, das Sie wirklich bei Gelegenheit anblättern sollten, um zu erfahren, daß es eine Künstlerkrankheit gibt, eine literarische Hyperästhesie, die le vent de l'imbécillité, von dem Baudelaire spricht, uns in's Hirn weht und von der man nicht in Schöneberg, in der Gummizelle, geheilt wird. Darin nämlich, Herr Professor Mendel, beruht der Unterschied zwischen einem gewöhnlichen irrenärztlichen Handwerker und einem ungewöhnlichen Dichter, daß der Erste die Menschen spornstreichs einsperrt, ohne sie nur zu kennen, ohne um ihre verwickelte, complicirte Psychologie viel sich zu bekümmern, während der Zweite sie lange betrachtet, ihnen in die verborgensten Gedankengänge nachkriecht und mit sanftem, leisem Finger ihnen das Nebelgewölk vom Haupt zu scheuchen versucht. Und darum nämlich, Herr Professor Mendel, weil die zuerst geschilderte Klystierspritzen-Psychiatrie vielleicht die Handgelenke, nicht aber die Hirnrinde reizt, bleiben die Irrenärzte gemeiniglich robust und fidel, während die Dichter mitunter „thatsächlich verrückt" werden. Dagegen aber soll es vorkommen, daß die Patienten erst in den Irrenhäusern so recht ordentlich toll werden, und wenn Herr de Jonge ein wirklich genialer Mensch, und nicht, wie es fast scheint, ein mattoider Schöngeist wäre, wer weiß, ob er nach seiner achtmonatlichen Zwanghaft heute dann so vernünftig dreinblickte, wie er, sehr zum Aerger der selbstbewußten Wissenschaft, es thut.

* Marpon et Flammarion. Paris.

Vor einem Jahre etwa wurde auf der freien Bühne ein Drama aufgeführt, „Der Vater" von August Strindberg; da läßt eine Frau ihren Mann in die Zwangsjacke stecken, weil er seinen Dienst als Offizier vernachlässigt, Unsummen für wissenschaftliche Bücher verschwendet, mit Meteorsteinen experimentirt, mit Petroleumlampen geworfen und sein Kind für einen Bastard erklärt hatte. Damals fand alle Welt, diese Frau sei ein im Leben unmöglicher Superlativ der Bestialität. Die Irrenärzte aber, die auf das Andrängen einer für ihren Mammon zitternden Familie, nach rascher Durchsicht von Briefen, einen geistig hochbegabten Menschen in's Tollhaus bringen, die sind — berühmte Mediziner, heißen Sanitätsräthe und Professoren gar.

Ich will mich nicht erhitzen und ich habe gute Gründe zu weiser Vorsicht. Denn, ich muß es schon gestehen, auch von mir ließe sich wohl, obgleich ich leider kein genialer Mensch bin, ein rundes Dutzend wuthschnaubender Briefe, und mehr vielleicht noch, da oder dort aufstöbern. Ich halte es mit dem neidenswerth kühlblütigen Jules Lemaitre, der dennoch gesagt hat: De cette démence je ne m'exempte pas, ein Bißchen verrückt sind wir Alle, die mit den Affensprüngen unseres Geistes das liebe Publikum zu ergötzen bemüht sind. Und wenn ich hier nun nicht, sehr zum Nachtheil meines Artikels, immerfort mein Temperament gebremst hätte, dann käme am Ende, die gesammelten Zornbriefe in der Rechten, in der Linken die zerknitterte „Gegenwart", Herr Professor Mendel und erklärte, der Fall sei ein ganz einfacher, klarer und zweifelloser vom psychiatrischen Standpunkt: Paranoia simplex chronica hat der unreuig unheilbare Apostata

Karl Stauffer-Bern.

„Schöne stille Leute auf blumigen Wiesen" wollte Karl Stauffer-Bern malen, wenn er nur das zu machen brauche, wozu ihn der Geist triebe. So sagt er in einem seiner Briefe, welche eine Berliner Zeitschrift veröffentlichte; und zwar damals, als es ihn in Berlin zu „frösteln" begann, in der Stadt, „wo es die schlechtesten Maler und die besten Soldaten gibt." Er ist nicht dazu gekommen, seine Absicht auszuführen. Er blieb noch lange in Berlin und malte „Juda und Israel" weiter mit der „fatalen Gewißheit, daß sein Bild dem Besteller nicht gefalle, der starke Charakteristik nicht dulde." Die „schönen stillen Leute" zu malen, fand er nicht Zeit und Stimmung.

Aber sie würden der Welt auch nicht sehr schön erschienen sein, so wenig wie seine Bildnisse. Es ist in ihm zu viel bäuerliche, unverbildete Eigennatur gewesen, als daß er für den Mann der „Jetztzeit" bequem genießbar hätte sein können. Seiner ganzen Lebensauffassung nach gehört er unter die Maler des „Sturm und Drang", die sich jetzt bemühen, dem deutschen Wesen neue, tiefere Form zu geben, d. h. eine tiefe Form, die neu und deutsch ist, weil sie unmittelbar aus einem starken, lebendigen Deutschen hervorgeht.

Nun sind seine Bildnisse in stattlicher Anzahl in der Nationalgalerie ausgestellt, welche ihm die Ehre einer Sonderausstellung anthat. Man kann sie dort gemächlich prüfen, und wir finden, sie seien nicht „angenehm", im Tone hart, in ihrer Wahrhaftigkeit poesielos, in ihrer Charakteristik unerbittlich, theilweise wie mit einem inneren Grimme gemalt, in ihrer Technik schwankend. Es überkommt einen keine reine Freude vor ihnen, namentlich vor ihrer vielen neben einander. Man spürt den Schweiß, den sie kosteten, das Ringen nach innerer Klarheit. Das Große an ihnen ist die tiefe Achtung vor der Natur. Sie sind gemalt mit heißem Bemühen, wahr zu sein, die Technik zu überwinden, die Dinge der Natur zum Besitzstande des Künstlers zu machen. Er sagt es sehr oft in seinen Briefen, daß seine Bilder eigentlich nur Studien sind, Arbeiten, die nur für ihn selbst geschaffen wurden, um sich über das eigene Können klar zu werden. Er glaubt dem fertigen Werke gegenüber immer wieder deutlich zu fühlen, was ihm fehlt: Jahre des nachbildenden Fleißes, der genauen, emsigen Beobachtung, der rechten, echten Schülerarbeit. Andere freuen sich der erlangten Routine, der Annäherung an berühmte Vorbilder, der Fortbildung in der als gut erkannten Manier. Ihnen wird das Schaffen zur Freude, zu einem reinen leicht errungenen Genuß, trotz der Jedem gesteckten, aber nicht Jedem erkennbaren Grenze zur vollsten Befriedigung. Ihm war es stets eine harte Prüfung, hinter ihm stand treibend und anspornend die Furcht, sein Ziel von Anderen früher erreicht zu sehen, vor ihm eine starke Selbstkritik und die Erkenntniß des Abstandes von höchster Meisterschaft, ein „friedloses Rennen" nach unsicherem Gut. Und diese Meisterschaft sieht er wahrlich nicht in der Technik allein, im bloßen Können. Mit Ingrimm fällt er über die Specialisten her, z. B. über Mesdag, Achenbach, welche „Seifenschaum, Mehlsuppe und Pinselgymnastik" für das Meer ausgeben. Er will das Können haben, um es zu verachten, er will die Technik besitzen, damit man die Technik nicht bemerke, er will die vollendete Schärfe des Auges sich anerziehen, damit er ein echtes Kind der Natur werde.

Als ihn ein Freund auf den Stich hinlenkte, nahm er diesen mit

Digitized by Google

Eifer auf. Hier konnte er das Gesehene geistig frischer, müheloser erfassen in einer Technik, die er schneller überwand als das Malen. Er sah ja in den Dingen vor Allem die Form. Seine Bilder sind im Ton kalt, weil die Beobachtung der Modellirung schärfer war als die der Färbung. Sie haben etwas von lasirten Tuschzeichnungen, sie erwecken den in ihrer Darstellungsart keineswegs begründeten, sondern nur in der Schauensweise Stauffer's liegenden Eindruck, als seien sie erst modellirt und dann gefärbt. In den Radirungen, in welchen die Farbe fehlt, tritt die Kraft des Künstlers daher reiner hervor. Diese sind gerade in hohem Grade farbig, sind nicht bloß zeichnerisch-plastisch, sondern stark malerisch empfunden. So weit reichte eben der farbige Accord, den die Natur in Stauffer wach rief, nicht aber zum eigentlichen Bild. Sein Freund Klinger hat in einem eigenen Büchlein, von dem hier noch die Rede sein soll, das selbständige Recht der Zeichenkunst mit ästhetisch scharfem Denken erwiesen. Stauffer ist ein Beweis für seine Ansicht, daß der Griffel seine besondere Weltanschauung forderte. Er gibt nicht Copien seiner Bilder, seine Griffelwerke sind nicht Nachahmungen von Gemälden — im Gegentheil: der sinnende Beobachter dürfte die Bilder eher für Copien der Stiche halten. Denn diese haben die unendlich viel stärkere Kraft der Realität und haben — was das merkwürdige ist — eine kräftigere, reichere Farbe. Man vergleiche die Studien eines nackten Mannes in Radirung mit dem „Gekreuzigten." Dieser ist bunter, jene sind farbiger. Ich möchte dies Beispiel verschiedenartiger Wirkung verschiedener Künste allen Jenen als eines der schlagendsten empfehlen, die ihren Blick zu üben wünschen.

Wunderbar wirkte auf Stauffer die römische Luft. Es ist nicht die Antike, nicht die Renaissance, welche ihn dort erfaßte, sondern jene Zukunftsschule deutscher Kunst, die sich für die tiefer Blickenden immer deutlicher offenbart, die Schule des Hans von Marée.

Stauffer kam gut vorbereitet ihr entgegen, besser als der Gründer der Schule selbst. Er besaß eine tiefe Kenntniß der Welt der Erscheinungen. Aber er lernte dort, daß der Realismus, wie er ihn geübt hatte, nur die Vorstufe, und wenn auch eine nothwendige Vorstufe, so doch nicht das Endziel der Kunst sei; daß der landläufige Idealismus aber um deswillen ein so klägliches Ding vorstelle, weil er greisenhaft mit dem Ende beginnt. Der Bildhauer Hildebrandt hat Stauffer der Plastik nahe gebracht. „Wer zu einer Stimmung, die er ausdrücken will, Farben nothwendig hat, ist Maler; wem die Form Ausdrucksmittel ist, der muß Bildhauer werden!" so sagte Stauffer zu sich selbst. Und darum begann er zu modelliren, begannn er die Antike auf sich wirken zu lassen, wie sie auf alle Künstler jener Schule in ihrer Weise wirkte. Denn sie ist der reinste Ausdruck der Form und der vollendeten Beherrschung der Natur. Und so schuf denn auch Stauffer das plastische Bild eines Weibes, welches ganz modern empfunden ist, die nichts bedeutet und nichts thut, die sich nur in Stille bewegt, in Ruhe lebt. Das starke Naturstudium gab ihm endlich die Kraft, ideal zu sein, d. h. die Fülle der eigenen Kunsterfahrung in ein Werk zusammenzufassen, in dem sich seine Begriffe von Schönheit deutlich und reiner aussprechen als es im Bildniß möglich war. Das ist der Idealismus wie er sein soll, da ist ein Blick frei in eine große Zukunft für die deutsche Kunst. Aus heißem Kampfesdunst enthüllt sich der Siegespreis, das Ziel erscheint für Augenblicke frei!

Ob es Stauffer erreicht hätte, dieses hohe Ziel: einen auf Realismus, auf eigenste Beobachtung aufgebauten Idealismus zu erlangen — wer weiß es! Die unfertige, unscheinbare Skizze einer Frauenstatue läßt es hoffen, daß Ruhe über ihn gekommen wäre, jene kostbare Ruhe, die nach Maßstab ihrer Begabung Böcklin und Thoma erlangten, so daß sie nun frei aus sich zu schaffen vermögen: sorglos und sorgenbrechend. Künstler sein heißt die Welt sinnlich verstehen. Also soll man sich nicht wundern, wenn starke Künstler starke Sinne haben. Sie bedürfen der Ausgleichung der in ihnen wirkenden Seelenkräfte mehr als andere Menschen, sie erreichen jene Ruhe schwerer, die allein schöpferisch wirken kann. Den körperlich kräftigen, in seiner Naturwüchsigkeit wenig, durch Selbstzucht und durch die fürsorgliche Einschnürung der sogenannten „besseren Gesellschaft" gar nicht eingeschränkten Stauffer haben innere Stürme stark herum geworfen, bis zur Selbstvernichtung die Brust zerrissen: Klarheit konnte er in der Kunst nicht finden, so lange sie seinem Leben fehlte. Aber er hat einen Blick in die Gefilde der Seligen gethan, wie sie Böcklin uns gemalt hat: Jenseits des schwarzen Stromes auf einem wunderbar sonnig-grünen Plane Menschen in schönen bunten Kleidern: „Schöne stille Leute auf blumigen Wiesen!" — Der Traum seines Künstlerthums, den er nicht erreichte.

C. G.

Notizen.

Musikstudium und Clavierspiel. Von Heinrich Ehrlich. (Berlin. M. Bahn.) Mit dieser Broschüre bietet der geistvolle Schriftsteller und vorzügliche musikalische Pädagog seinem weiten Leserkreise eine Gabe, welche sicherlich allzeitig als hochwillkommen bezeichnet werden wird. Hatte Ehrlich in seiner vor etlichen Jahren erschienenen Schrift: „Wie übt man am Clavier?" in anregender Weise die Grundsätze dargelegt, wonach die pianistische Ausbildung in Hinsicht auf die Mechanik und Technik des Studiums erfolgen muß, so erörtert die jüngst erschienene Parallelschrift eingehend und gründlich das so überaus schwierige Capitel vom sinngemäßen, ausdrucksvollen Vortrage. Auf jeder Seite gibt der Verfasser, gestützt auf ein ausgebreitetes Wissen wie auf die Erfahrung langer Jahre, die werthvollsten Winke und Rathschläge; Lernenden wie Lehrenden wird reichlicher Stoff zum Nachdenken und zu sorgsamer innerlicher Verarbeitung mitgetheilt. Hervorzuheben sind die Darlegungen, wie nur durch genauestes Erfassen des rhythmischen Elementes der Weg zum schönen Spiel gefunden werden kann; der Studirende wird wohl daran thun, an der Hand der aus den Werken der Classiker wie der Romantiker, besonders aus denen Beethoven's und Bach's in Fülle beigebrachten Nachweise das einschlägige Notenmaterial mit aller Aufmerksamkeit durchzugehen. Die Broschüre ist, wie sich dies bei Ehrlich von selbst versteht, in frischem, gewinnendem Ton gehalten und durch pikante Mittheilungen aus den Erlebnissen des Verfassers gewürzt. Möchten die vielen Pianisten und Dilettanten, welche sich in Ermangelung wahrer Empfindung bis zum abstoßend Widrigen in den Künsteleien eines gesuchten „rubato" gefallen, die gegebenen Warnungen und Anweisungen nach ihrem vollen Werthe beherzigen! Ehrlich hat seine Abhandlung dem ihm seit geraumer Zeit freundschaftlich zugethanen Meister Hans von Bülow zugeeignet; der vornehmste Vertreter der Interpretationskunst dürfte an der dargebotenen Gabe zweifellos seine volle Freude gehabt haben.

Moltke's Kriegsabenteuer in Kurdistan. Von Paul Risch. (Berlin, Breitkreuz.) Eine novellistische Ausmalung der bekannten Bücher des großen Strategen, dem „Russisch-türkischen Feldzug" (1835) und der „Briefe über Zustände und Begebenheiten in der Türkei 1835—1839", volksthümlich und leicht verständlich und nicht ohne glückliche Phantasie. Die Ausstattung mit Bildern ist künstlerisch und geschmackvoll.

Geschichte der holländischen Baukunst und Bildnerei im Zeitalter der Renaissance, der nationalen Blüthe und des Klassicismus. Von Georg Galland. (Franfurt a. M., Heinrich Keller.) Das Galland'sche Buch, dessen streng fachwissenschaftlicher Charakter vielseitige und rühmende Anerkennung fand, entzieht sich gerade durch diesen der Besprechung in diesen Blättern. Aber es soll doch auf die Forschungen in einem bisher sehr vernachlässigten Kunstgebiete hingewiesen werden, die ein sehr wichtiges Gegenstück zu einer der glänzendsten Offenbarungen neuerer Kunst, zur niederländischen Malerei bieten. Galland hat seine Darstellung auf eine emsige Durchforschung des Landes aufgebaut und den Holländern eine Art Inventarisation ihrer Kunstschätze geboten oder doch umfassende Vorarbeiten einer solchen. Wer die Schwierigkeiten solcher Entdeckungsreisen in unbekannte und mißverstandene Kunstgebiete kennt, wird den Umfang redlich geleisteter Arbeit zu schätzen wissen. C. G.

Aniligka. Eine poetische Erzählung aus dem hohen Norden. Von Emil Bessels. (Stuttgart, Bonz & Comp.) Einen Nordpolfahrer als Maler haben wir in Payer, einen anderen als Dichter in Bessels. Und wie jener sich des Pinsels bediente, um uns die arktische Welt zu schildern, so Bessels der epischen Kunst in diesem vielfach interessanten Gedicht. Ein neuer Himmel, neue Menschen und doch das alte Lied von Haß und Liebe. Wir sind also im Lande der Itaner, und der dahin verschlagene Fremdling — auch Bessels erlitt 1872 Schiffbruch und lebte, ein neuer Robinson, neun Monate bei diesen Eskimos — gewinnt als Jäger und braver Mensch das Vertrauen der mißtrauischen Grönländer und der schönen Aniglika. Dieses Minnewerben und die Kämpfe gegen einen Nebenbuhler bis zu seinem zufälligen Verunglücken vor der Hochzeit bildet die nicht außergewöhnliche Handlung. Um so fesselnder sind die ebenso treuen als lebendigen Bilder aus dem hochnordischen Leben und die eingeflochtenen Sagen und Märchen, wie die sinnige Geschichte von Sonne und Mond. Hier erweist sich Bessels als echter Dichter, der zu malen und gestalten versteht, und Otto Baisch, dem bekannten Redacteur von „Ueber Land und Meer", gebührt ein Dank für die Herausgabe dieses eigenartigen Gedichts, die er im Auftrage der Familie und auf Wunsch des verstorbenen Freundes übernahm.

Vor uns liegen die ersten Lieferungen des „Familien-Bücherschatzes", unter welchem Sammeltitel bekanntlich die Veröffentlichungen des Weimarer „Vereins für Massenverbreitung guter Schriften" zu erscheinen pflegen. Die Heftchen erwecken schon dadurch das lebhafteste Interesse jedes wahren Literatur- und Volksfreundes, daß in ihnen die von genanntem Verein im vorigen Sommer mit dem Preise gekrönte Erzählung unseres Mitarbeiters Carl Schultes: „Der Puppenspieler" zuerst zum Abdruck gelangt. Aber auch der die ganze Serie als Titelwerk beherrschende Hauptroman von Ludwig Rellstab „1812", dem im Sinne der Vereinsbestrebungen noch der Untertitel „oder die Häscher des Kaisers" beigegeben worden ist, scheint uns ein glücklicher und zeitgemäßer Griff. Die Redaction des volksfreundlichen Unternehmens hat die wenigen im Text vorhandenen halbwegs anstößigen Stellen des Romans getilgt, so daß das Buch von Eltern wie Lehrern auch der reiferen Jugend ohne Bedenken in die Hand gegeben werden kann. Die Illustrationen haben Oscar Herrfurth, Woldemar Friedrich, Oscar Schulz geliefert. Man darf dem segenreichen Unternehmen alles Gute wünschen und muß es nur beklagen, daß ihm neuerdings durch die Gründung eines ähnlichen Vereins durch einige Berliner Schriftsteller, die gern von sich reden machen, auf seinem glücklich betretenen Gebiete Concurrenz erwachsen soll. Noch rechtzeitig zu Weihnachten ist die genannte Preisnovelle: Der Puppenspieler in einer gefälligen Einzelausgabe mit Illustrationen erschienen. Es ist eine oberbayrische Dorfgeschichte, anmuthig erzählt, hübsch in der Charakterzeichnung, unterhaltend, voll Humor und gesund moralisch, ohne zu moralisiren. Der greise Dichter hat die Auszeichnung mit Fug und Recht verdient und wird weder Neider noch Nörgler finden.

Geschichte der Wiener Journalistik. Von F. V. Zenker. (Wien, Braumüller.) Die Erfindung des Buchdrucks und das fast gleichzeitige Aufkommen des Postwesens leiteten das Zeitalter des schranken-

Digitized by Google

losen Wechselverkehrs der ganzen Welt ein und das Kreuzungsproduct beider ist die Zeitung. So beginnt der Verfasser seine Geschichte des Wiener Zeitungswesens, und es ist eine ernstliche, gute Quellenschrift trotz der stark feuilletonistisch angehauchten Capitelüberschriften. Er weist auch nach, daß in Wien die überhaupt erste Zeitung gedruckt wurde (1488), wozu wir ein bescheidenes Fragezeichen machen, denn die süddeutschen „Relationen" und fliegenden Blätter scheinen uns älter. Die Entwickelung des Journals von der Reformation bis 1848 wird im Weiteren mit zahlreichen neuen Einzelheiten geschildert und hoffentlich demnächst einmal bis in die Gegenwart fortgesetzt. Von besonderem Werth ist die genaue Bibliographie am Schlusse, doch fehlt leider überall eine Angabe der Erscheinungsdauer der einzelnen Blätter.

Quer durch's Leben. Bilder und Geschichten von Konrad Telmann. 2 Theile. (Leipzig, Reißner.) — Statt eines mehrbändigen Romans bietet uns der unermüdliche Erzähler dieses Mal eine Reihe von Bildern und Geschichten, von denen manche bereits in Zeitschriften, wozu auch diese gehört, erschienen sind. Die Vorzüge und Lichtseiten, welche die Kritik an Telmann's Muse geübt hat, verleugnen auch die beiden vorliegenden Bände nicht: ihre Vielseitigkeit der Stoffwelt, ihren gesunden Lebenssinn, ihre einerseits von aller Prüderie und Heuchelei, andererseits von aller derben Farbengebung unserer naturalistischen Heißsporne gleich weit entfernten Sittenstrenge. Der zweite Band von „Quer durch's Leben" ist nach unserem Urtheil der gehaltvollere. „Wie es kam" ist ein erschütterndes Seelengemälde aus dem Leben und Treiben der haute volée und ist auch den Lesern dieser Zeitschrift bekannt. „Gräfin Vittoria" läßt uns einen Tiefblick in zwei liebedurchglühte Frauenherzen thun und zeigt uns den Kampf zwischen Mutter und Tochter um den Besitz desselben Geliebten, einen Kampf von hochtragischem Conflict, von edler Selbstverleugnung der Menschennatur und von wehmüthigem Ausgang. „Spätfrühling" und „Unter'm alten Baum" sind Poesien von eigenartig fesselndem Reiz, über denen ein herzergreifender Stimmungszauber ausgegossen ruht. — Im zweiten Band haben uns besonders wohlthuend angemuthet: „Hermione", „Nie gesehen", und „Weltfremd." „Hermione" ist — wenn wir auf richtiger Fährte sind — ein Stück von Telmann's eigenstem Leben und zeigt eine entzückende Stimmungsfülle, während sich in „Nie gesehen" zu diesen Vorzügen noch der der überraschenden Eigenartigkeit des Stoffes gesellt. Fürwahr, man möchte versucht sein anzunehmen, die Geschichte sei der bloßen Phantasie Telmann's entsprungen, wenn der Verfasser im Eingang der Erzählung nicht ausdrücklich versichert, daß sie buchstäblich wahr, so wahr sei, wie nur die allertrivialste und alltäglichste Verlobung es sein kann. „Weltfremd" ist ein Stück Poesie. Neben diesen aus der Welt des Herzens herausgegriffenen Stoffen enthalten die beiden Bücher mehrere Skizzen über italische Gegenden und Sitten, wozu Telmann ja durch seinen langjährigen Aufenthalt im südlichen Europa berufen ist. Besonders erwähnt seien: „Taormina" und „Erdbebentage an der Riviera". a. w.

„Mit tausend Masten" und „Auf gerettetem Kahn". Von Karl Baron Torresani. (Dresden, Pierson.) — Der Verfasser ist dem österreichischen Lesepublikum durch seine Soldatengeschichten lieb geworden. Sein Roman erinnert ein wenig an Ossip Schubin, auch stofflich. Die Edelfrau, die ihrem unwürdigen Verlobten und Gatten fast bis zuletzt treu bleibt und sich erst nach langen Jahren „trösten" läßt, ist mit Verve erzählt, die Gestalten sind scharf umrissen, besonders der arme Don Nicolo, der Landgeistliche, ist eine Kernfigur. Trotzdem geben wir dem Verfasser den Rath, bei seinen kleinen Geschichten zu bleiben und nicht in's Weite zu schweifen.

Deutschland in 100 Jahren oder die Galoschen des Glücks. Ein soziales Märchen von Michael Flürscheim. (Dresden, E. Pierson.) — Der bekannte Verfasser, ein badischer Fabrikbesitzer, gehört, ähnlich wie der Amerikaner H. George, zu den eifrigsten Vorkämpfern der Verstaatlichung des städtischen und ländlichen Grundeigenthums. 1886 gründete diese Partei eine „Deutsche Landliga" und 1888, nach der Auflösung derselben, den „Deutschen Bund für Bodenbesitzreform". An den Sieg der Partei ist natürlich nicht zu denken, obgleich sie neuerdings unter Demokraten und der äußersten Linken der Deutschfreisinnigen etwas Terrain gewonnen hat. Das „Märchen" wird eben stets ein Märchen bleiben. Dieser agrarische Halbsozialismus kann bei Manchen, besonders bei Handarbeitern, ein Durchgangsstadium zum reinen Sozialismus bilden. Trotzdem können die Agrarsozialisten durch Hinweise auf die großstädtische Wohnungsnoth, Latifundien und geldoligarchische Schäden dem Gemeinwohl und ganz anderen Leuten, freihändlerischen und gemäßigt schutzzöllnerischen Reformfreunden, nützen. Das preußisch-deutsche Reich besitzt eine so zähe, gesunde Natur, daß ihm der Bacillus des Agrarsozialismus nicht viel schaden kann. Wer sich über Flürscheim's Theorie genauer orientiren will, sei auf dessen gleichzeitig im nämlichen Verlag erschienenes umfangreiches Werk: „Der einzige Rettungsweg" verwiesen, das Henry George gewidmet ist und mit ehrlicher Begeisterung und tiefer Sachkenntniß die anfechtbare Wahrheit vorträgt. w.

Ariosto als Satiriker und italienische Porträts. Von Siegfried Samosch. (Minden, Bruns.) — Samosch, der bekannte Redacteur der Nationalzeitung, ist neben Gaspari, dem Verfasser der großen italienischen Literaturgeschichte, die gegenwärtig bei Oppenheim in Berlin erscheint, und dem Danteforscher Scartazzini einer unserer besten Kenner italischer Literatur. Wie sehr er im älteren Schriftthum bewandert ist, zeigt wieder sein feinsinniger Essay über Ariost, aber auch in der modernen Literatur weiß er Bescheid. Seine Aufsätze über Farina, die Serao und Fogazzaro sind nicht allein durch ihre kritische Schärfe und stilistische Feinheit bestechend, sie enthalten auch viel Neues, besonders über die Persönlichkeiten dieser drei ausgezeichneten Novellisten. Da er seit Jahrzehnten freundschaftliche Beziehungen zu den meisten literarischen Größen von jenseit der Alpen unterhält, so weiß er auch aus dem Munde der klugen Redactrice Mathilde Serao manches autobiographisch Neue wiederzuerzählen. Interessant ist die für ihn niedergeschriebene Lebensskizze des prächtigen Humoristen Farina, dessen herrliches Buch Mio Figlio auch in Gebr. Paetel's deutscher Ausgabe mit Recht lebhaften Anklang gefunden hat.

Die Tragödie des Menschen. Von Emerich Madách. Aus dem Ungarischen übersetzt von Ludwig Dóczi (Stuttgart, Cotta). Gleichzeitige zweite Uebersetzung von Andor von Sponer (Leipzig, Wigand). Das Interesse für die Literatur und Kunst Ungarns ist in Deutschland im Steigen begriffen. Auf der internationalen Kunstausstellung wußte die ungarische Malerei durch ihre Vielseitigkeit und Bedeutsamkeit auch die weiteren Kreise des gebildeten Publikums zu interessiren. Auch die Literatur Ungarns gewinnt mehr und mehr Freunde, seitdem eine Zahl begabter Autoren, die das Deutsche und Magyarische gleich gut beherrschen, uns die großen Dichter des Landes durch gute Uebertragungen erschlossen haben. Der Ruhm Johann Arany's ist weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinausgedrungen, Alexander Petöfi hat sich durch seine originale Lyrik einen Ehrenplatz in der Weltliteratur gesichert. Unter den Romanschriftstellern ist Maurus Jokai in seiner reichen Productivität in Deutschland fast so bekannt geworden wie in seiner Heimath. Als Dramatiker hat sich L. Dóczi auch bei uns Geltung zu verschaffen gewußt, neuere Bühnendichter, die in Ungarn gefeiert werden, sind außerhalb ihres Vaterlandes höchstens dem Namen nach bekannt. Nur ein dramatischer Dichter, und nur eins seiner Werke hat durch unvergleichliche Originalität, Großartigkeit der Conception und Gedankenfülle die Aufmerksamkeit aller Freunde echter Poesie auf sich gelenkt, Madách's Tragödie des Menschen. Der Held des Stückes ist Adam, der erste Mensch, dem Lucifer auf sein Begehren im Traume die Geschichte seines Geschlechtes von Anbeginn bis zum Schluß vorführt. Adam erblickt sich in den Traumgeschichten als Pharao, als Miltiades; er sieht sich versetzt in die römische Kaiserzeit und erkennt sich in der Gestalt des Wüstlings Sergiolus wieder, dann viele Jahrhunderte später als Tankred, Kepler, endlich als Danton. Er findet sich als modernes Menschenkind in London wieder, sieht sich in den sozialen Zukunftsstaat versetzt, wo allein das Nützlichkeitsprinzip waltet und der Mensch nur als ein Glied in einem großen Mechanismus erscheint, und endlich als letzten Menschen, als Eskimo auf der vereisten Erde. So erfährt Adam, der Repräsentant der Menschheit, daß die Bestrebungen und Ideale aller Zeiten und Völker eitel und nichtig sind, daß in der Geschichte seines Geschlechtes den Illusionen beständig bittere Enttäuschung auf dem Fuße folgt, daß die Welt, um mit Schopenhauer zu reden, ein Geschäft ist, bei dem die Kosten nicht herauskommen. Wir huldigen diesem düsteren Pessimismus nicht, aber um der Einheit des Kunstwerkes willen wünschten wir, Madách hätte die Consequenz aus der Weltanschauung gezogen, die in dem Drama zum Ausdrucke gelangt. Diese Consequenz zu ziehen, hat Madách nicht gewagt, und daher fällt auch der Schluß des Ganzen aus dem Rahmen des genial angelegten Werkes. Adam, an dem eben das finstere Schicksal der Menschheit im Traume vorübergezogen ist, beschließt, sich und sein Geschlecht vor diesem Schicksal durch den Tod zu bewahren:

„Ha! Ein Gedanke blitzt mir durch's Gehirn —
Ich trotze Allem, biete Gott die Stirn.
Ich lache des Geschicks, das zu mir spricht:
„Bis hierher lebe!" Will ich's, leb ich nicht.
Bin ich's allein nicht, der noch Leben stifte?
Dort beugt zum Abgrund sich der Fels hinaus . .
Zum Schluß des Acts ein Sprung nur durch die Lüfte.
Dann heißt es: Die Komödie ist aus. (Dóczi.)

Da tritt sein Weib zu ihm und weint ihm in's Ohr, daß sie sich Mutter fühle. Adam, plötzlich bekehrt, sinkt auf die Kniee und wendet sich zu Gott:

O Herr! besiegt lieg' ich im Staub vor dir.
Umsonst ist's ohne dich und wider dich
Zu streiten. Hebe mich empor, zerschmettre
Mich, — wie du willst, entblößt ist meine Brust!
(A. von Sponer.)

Vergeblich sucht Lucifer ihn zurückgewinnen, der Herr verscheucht ihn und fordert Adam auf „zu kämpfen und zu vertrauen". Wir haben von den beiden Uebersetzungen, die uns vorliegen, je eine Probe gegeben. Dóczi's Verdeutschung ist als ein Kunstwerk der Nachdichtung zu bezeichnen, Andor von Sponer's weniger glatte Uebertragung hat vor ihr den Vorzug, sich im Versmaß genau dem Original anzuschließen.

Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft. Erster Jahrgang. (Wien, Konegen). — Daß gleich Goethe, Lessing und — Richard Wagner nun auch der größte Nachklassiker unserer Literatur sein literarisches Archiv haben soll, ist mit Freuden zu begrüßen, wenn aber die Wiener Gesellschaft schon in ihrem 1. Bande so freigebig mit den Briefschätzen umgeht, so wird, fürchten wir, für die übrigen Jahrgänge nicht mehr viel übrig bleiben, denn der Dichter war ein recht lässiger Briefschreiber. Den stattlichen Band füllen fast ganz die Briefe von und an Grillparzer aus seinem Archiv und aus Weilen's Nachlaß, und wenn auch manches Gleichgültige mit unterläuft, das die Druckerschwärze nicht werth ist, wie z. B. die Briefe des jungen Grafen Seilern, dessen Hofmeister Grillparzer war, so findet sich doch auch viel Schönes, Interessantes, Wichtiges. Besonders in den Reisebriefen an die Schwestern Fröhlich, worin der Ewig-Schamhafte oft zögernd sein Herz enthüllt und in dem bescheidenen Bericht über den Besuch bei Goethe, der den Ebenbürtigen erkannte und mit ungewohnter Wärme aufnahm.

Digitized by Google

Inserate.

Wilh. Werthers Verlag in Rostock.

Vorträge
über
Plastik, Mimik und Drama.
Von **W. Henke,**
Professor der Anatomie in Tübingen.
Mit 40 Bildern. 1891.
VIII u. 248 S. 8°. 5,60 ℳ brosch., 7 ℳ geb.

Verlag von Wilh. Braumüller in Wien.

Soeben erschien:
Geschichte
der
Wiener Journalistik
von den Anfängen bis zum Jahre 1848.
Ein Beitrag zur deutschen Kulturgeschichte
von
E. W. Zenker.
Mit einem bibliographischen Anhang.
gr. 8°. XII u. 160 S. 1892. Pr. fl. 2.40 = 4 ℳ.

Eine fleissige, mühevolle und hochinteressante Arbeit eines talentvollen Wiener Schriftstellers. Von grossem Werth für Bibliotheken, Literaturhistoriker, Politiker, Kulturhistoriker, Schriftsteller und überhaupt jeden Gebildeten.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, in **Wien** durch **W. Braumüller & Sohn,** I Graben 21.

Bei **C. Latendorf** in **Poesneck** ist erschienen und durch jede Buchhandlung, auch durch Posteinzahlung direkt zu beziehen:

Friedrich Förster's
Urkunden-Fälschungen
zur Geschichte des Jahres 1813
mit besonderer Rücksicht auf
Theodor Körners Leben und Dichten
von
Friedrich Latendorf.
40 S. 8°. Preis 60 Pf.

Der außer Körner auf Goethe, Schiller Blücher, Schleiermacher u. a. sich erstreckenden Beweisführung hat Zolling's Gegenwart Nr. 38 und 39 unbedingt, Geiger in der Münchner Allgemeinen Zeitung Nr. 322 in einem Hauptpunkte beigestimmt.

Am halben Ladenpreis!

Sanders, Wörterbuch der deutschen Sprache mit Ergänzungswörterbuch. 4 Bde. Halbfr. Neu! ℳ 50.—.

Sachs-Villatte, Encyklopädisches Wörterbuch der deutschen und französischen Sprache. 2 Bde. Neu! ℳ 40.—.

Hirth, Kulturgeschichtliches Bilderbuch aus drei Jahrhunderten. 6 Bände in Juchten. Neu! ℳ 100.—.

Bestellungen gegen Postnachnahme an **C. Rudloff** in **Berlin W.,** Culmstraße 8.

Im Verlage von **Wilhelm Friedrich,** K. K. Hofbuchhandlung in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das Christentum Christi
und
Die Religion der Liebe.
Ein Votum in Sachen der Zukunftsreligion
Von Th. Schultze,
Oberpräsidialrat a. D.
8°. 5 Bogen. Preis brosch. Mark 1,50.

Dieses Werk bildet einen Merkstein des weiteren bedeutenden Fortschreitens der durch Egidys „Ernste Gedanken" in lebhaften Fluß geratenen kritischen Bewegung auf religiösem Gebiet. Während Egidy dem heutigen Kirchentum das Urchristentum als Muster gegenüberstellt und Rückkehr zum Christentum Christi als der reinen Religion der Liebe fordert, geht der geistreiche Verfasser dieses Werkes viel weiter und sieht in dem völligen Aufgeben des Christentums die notwendige Vorbedingung für eine Erneuerung des religiösen Lebens. Er weist in ernster, gedankentiefer Darstellung nach, daß der religiöse Standpunkt Jesu durchaus nicht dem idealen Bilde entsprochen hat, das sich viele von demselben machen, und daß die Liebe nicht geeignet ist, zum religiösen Prinzip erhoben zu werden. Aus den Blättern der Geschichte beweist er, daß das Christentum keineswegs den sittlichen Einfluß gehabt hat, der ihm von den meisten Menschen zugeschrieben wird, und daß es gar nicht den Anspruch erheben darf, die Grundlage der heutigen europäischen Kultur zu bilden. Mit der Verneinung jeden Offenbarungsglaubens erklärt er Beobachtung und Nachdenken als die einzigen Quellen der menschlichen Erkenntnis und ist daher überzeugt, daß die Religion in der Gestalt überlieferter dogmatischer Systeme gewisser vom Staate mit Zwangs- und Bannrechten auf den Jugendunterricht ausgestatteten Korporationen ihrem Absterben mit schnellen Schritten entgegengeht, indem er zugleich beweist, daß deshalb die Fundamente für den Bestand der europäischen Zivilisation nicht aus den Fugen gehen werden, denn diese Zivilisation beruht eben gar nicht auf kirchlicher Grundlage.

Im Verlage von **Max Spohr** in **Leipzig** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Welt und Menschheit vom Standpunkte des Materialismus
von
Wilhelm Strecker.
Mit einer Einleitung von Prof. Dr. **L. Büchner.**
243 S. brosch. Preis Mk. 3.—, elegant gebunden M. 4.50.

Das Buch bietet eine zusammenhängende und erschöpfende Darlegung der **materialistischen Weltanschauung.** Klarheit der Ausführung, sachliche Tiefe und Wärme des Vortrages haben dem Buche rasch die Geneigtheit freisinniger Leser und eine achtungsvolle Beurtheilung durch die Presse verschafft.

Neuer Roman von Theophil Zolling.

Soeben ist bei mir erschienen und nehmen alle Buchhandlungen Bestellungen an:

Coulissengeister
Roman von Theophil Zolling
2 Theile in einem Bande

Preis: Geh. M 6.—, Gebunden M. 7.—

Der neue Roman des beliebten Erzählers hat bei seinem ersten Erscheinen in einer Reihe großer Tagesblätter (Berliner Nationalzeitung, Wiener Fremdenblatt, Hamburger Correspondent ꝛc.) viel Aufsehen erregt, sodaß die Buchausgabe mit Spannung erwartet wird. Der Roman spielt in Wien, Berlin und auf westpreußischen Rittergütern und enthält eine ganze Gallerie leicht erkennbarer Gestalten aus unseren hocharistokratischen und Theaterkreisen. Ein Berliner Blatt äußerte, daß das deutsche Bühnenleben, welches besonders in Theaterstücken immer gefälscht und geschmeichelt zur Erscheinung gelange, in Zolling's „Coulissengeistern" zum ersten Male ein umfassendes Abbild von packender Wahrheit, köstlichem Humor und künstlerischem Werthe gefunden habe.

Leipzig. **H. Haessel, Verlag.**

Bestellungen auf die
Einbanddecke
zum XL. Bande der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.

Redaction: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. **Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.** **Expedition: Berlin N.W.,** Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 4. Berlin, den 23. Januar 1892. Band XLI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der **Gegenwart** in Berlin W. 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Der neue Militär-Etat. Von E. v. K. — Fluthsagen. Von Hans Passarge. — **Literatur und Kunst:** Der Streit um die Culturgeschichte. Von Georg Steinhausen. — Ein Erkenntnißtheoretiker. Von E. Schaarschmidt. — **Feuilleton:** Mein Freund Minko. Von H. Wernicke. — **Aus der Hauptstadt:** Dramaturgische Vorstellungen. Von M. H. — Neide's „Vitriol." Von C. G. — Notizen. — Inserate.

Der neue Militär-Etat.

In einem Zeitpunkte, in welchem Italien in Rücksicht auf seine Finanzlage relativ sehr beträchtliche Ersparnisse an seinem Kriegsbudget und zwar besonders demjenigen seiner Landarmee in dem Gesammtbetrage von 12,700,000 Lire, von welchen 8 Millionen dauernde sein werden, durchgeführt hat, und in welchem es der Regierung Oesterreich-Ungarns bei einem Heeres- und Marinebudget von 143 Millionen Gulden und einer Staatseinnahme von ca. 520 Millionen Gulden gegenüber dem deutschen Militärbudget von 579½ Millionen Mark bei einer Reichseinnahme von 1107 Millionen Mark mit Mühe gelungen ist, eine dauernde Erhöhung ihres Kriegsbudgets um nur 5 Millionen Gulden, sowie eine einmalige von circa 3 Millionen Gulden durchzusetzen, und wo dieselbe sich genöthigt sah, auf thatsächlich sehr nothwendige Ergänzungen ihres Heerwesens, wie z. B. die genügende Erhöhung des Friedens-Etats der Infanterie-Compagnien, die Verstärkung der Cavallerie, die Beseitigung des Mangels an Berufsoffizieren und Unteroffizieren, die bessere Ausbildung der Reserveoffiziere, der Ersatzreserven und Landwehren, sowie, last but not least, eine stärkere Friedensbespannung der Feld-Artillerie ꝛc., aus Rücksicht auf das Gleichgewicht des österreichisch-ungarischen Staatshaushalts, zu verzichten, sehen wir die Reichsregierung in dem neuen Militäretat für das Finanzjahr 1892/93 mit großen Mehrforderungen hervortreten. Im Vergleich zu dem Etat des laufenden Rechnungsjahres für das Landheer beziffern sie sich auf ein Plus von 79 Millionen Mark, von denen 12½ Millionen dauernde, 66½ Millionen einmalige Ausgaben sein sollen, für die Marine an fortdauernden Ausgaben auf 46,078,902 Mark, ein Plus von 3,248,282 Mark gegen das Vorjahr, an einmaligen Ausgaben auf 17,425,000 Mark, ein Minus von 1,026,150 Mark gegen das Vorjahr und sie enthalten überdies einen Nachtrags-Etat von 11½ Millionen Mark für die Befestigung Helgolands.

Noch vor wenigen Wochen deutete der Reichskanzler General v. Caprivi in seiner Rede vom 27. November an, daß die politische Gesammtlage eine friedliche sei, und daß keine Gründe zur Beunruhigung vorhanden seien. Die Kronstädter Entrevue, bemerkte derselbe, habe den Krieg um keinen Zoll näher gerückt. Er sei felsenfest davon überzeugt, daß die persönlichen Intentionen des Kaisers von Rußland die friedlichsten von der Welt seien. Keine Macht habe jetzt ein so prononcirtes Uebergewicht, daß sie mit leichtem Herzen den Krieg beginnen könne. Das gesteigerte Selbstgefühl Frankreichs brauche uns nicht zu beunruhigen, mit einem Wort, es seien keine Gründe zur Beunruhigung vorhanden, eine Versicherung, mit welcher allerdings die in derselben Rede vorsorglich folgende Bemerkung, damit sei nicht gesagt, daß unsere Armeeverwaltung nicht das Aeußerste einsetzen müsse, er wolle nicht verkleinern, daß wenn es hart auf hart käme, wir großen Gefahren ausgesetzt seien, sowie der heute vorliegende gesteigerte Militär-Etat, der mit seinen wesentlichsten Forderungen auf die äußerste Kriegsbereitschaft hinzielt, stark contrastire.

Das militärisch weit schwächere und vermöge seiner langgestreckten Küsten weit exponirtere Italien hat jedoch in Anbetracht der politischen Gesammtlage, welche als wesentlicher Faktor bei der Abwägung der Berechnung der für die Wehrkraft eines Landes erforderlichen Mittel gelten muß, das Eintreten der verhältnißmäßig sehr beträchtlichen Ersparnisse in seinem Heeresbudget für zulässig gehalten, eine Thatsache, welche nicht geeignet ist, die Gefahren, denen Deutschland und der Dreibund ausgesetzt ist, als sehr drohend erscheinen zu lassen. Oesterreich-Ungarn hat sich, wie erwähnt, mit einem Mehrbetrag von 8 Mill. Gulden, davon 5 in Ordinarien für die Verstärkung seiner Heeresmacht begnügt, und es entsteht somit die Frage, ob eine derartige seitens der Reichsregierung gestellte neue Mehrforderung, wie die mit dem neuen Militär-Etat zur Zeit vorliegende, absolut nothwendig ist oder nicht, und ob es für Deutschland zur Zeit unbedingt geboten ist, in unverhältnißmäßiger Ausdehnung im Vergleich zu den übrigen Dreibundmächten und in fortgesetzt gesteigerter Zunahme der Rüstung des Dreibundes vorzugsweise zu tragen? —

Bei der Beantwortung dieser Frage aber kommt nicht nur die vom Reichskanzler skizzirte friedliche Situation in Betracht, welcher überdies, wenn auch vielleicht nicht gleichwerthige friedliche Kundgebungen Rußlands und Frankreichs in jüngster Zeit zur Seite traten, sondern auch der eben vollzogene Abschluß der Handelsverträge, welcher bekanntlich Oesterreich-Ungarn und Italien ganz erhebliche materielle Vortheile zuzuwenden verspricht. Allein man könnte im Hinblick auf die beiden letzten Momente entgegnen, daß einerseits die materiellen Ergebnisse der Handelsverträge erst im Laufe der Jahre nennenswerthe Früchte ergeben können, und daß andererseits der Grundcharakter der allgemeinen politischen Lage trotz des derzeitigen Mangels an Gründen zur Beunruhigung kein derartig friedlicher sei, daß die Vormacht des Dreibundes, Deutschland, nicht Alles daran setzen müsse, im Hinblick auf die nicht völlig abgeschlossene Entwickelung der Heeresmacht Oesterreich-Ungarns und Italiens für alle Eventualitäten wenigstens ihrerseits völlig gerüstet zu sein, und daß deshalb be-

Digitized by Google

deutende Mehrforderungen für den Ausbau ihrer Wehrmacht auch im neuen Finanzjahre unerläßlich erscheinen.

Gegenüber der Thatsache jedoch, daß der Reichskanzler der vorhandenen Beunruhigung in ausführlicher und überzeugender Weise entgegentrat und dieselbe als unbegründet und derart die Gesammtlage als eine im Wesentlichen friedliche bezeichnete, sowie in Anbetracht des gesicherten Fortbestehens des Dreibundes dürften sich die neuerhobenen Mehrforderungen nur im Hinblick auf unbestimmte, nicht näher bezeichnete oder nur angedeutete „große Gefahren", welche sich derart als undefinirtes neues Beunruhigungsferment darstellen, in einfacher Beziehung, wie wir darzulegen versuchen werden, nicht als unabweisbar erforderlich erkennen lassen.

Daß vom Standpunkt eines idealen vollkommenen Ausbaues des Heerwesens aus die gestellten Forderungen ihre Berechtigung haben mögen, ist vielleicht nicht in Zweifel zu ziehen, allein dieser ideale Anspruch muß mit den realen Verhältnissen und den Anforderungen auf anderen Gebieten des Staatslebens, besonders denjenigen der Verminderung der durch die stetig wachsende Zunahme der Militärforderungen bedingten Belastung der gewerblichen und sonstigen Existenz der Bevölkerung rechnen, und nur diejenigen Forderungen des neuen Militär-Etats dürften einen begründeten Anspruch auf Bewilligung besitzen, welche bezwecken, daß Deutschlands Wehrmacht nicht hinter anderen in Betracht kommenden Staaten zurückbleibt; an allen übrigen Positionen jedoch, und zwar nicht nur des Marine-Etats, sondern auch des Etats für das Landheer, wie beispielsweise den zahlreichen und bedeutenden Forderungen für Casernen und sonstige militärischen Bauten, erscheinen dagegen Abstriche begründet.

Man ziehe beispielsweise in der letzterwähnten Hinsicht einen Vergleich mit der Unterbringung der seit Jahren die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch nehmenden russischen Truppenmassen in Russisch-Polen, deren Kriegsbereitschaft und Kriegstüchtigkeit Niemand bestreitet, und man wird damit ein Moment für die Beurtheilung der Grade der Nothwendigkeit der geforderten umfassenden Militärbauten gewinnen.

Was die Forderungen des neuen Etats für die Naturalverpflegung der Truppen in Folge der gestiegenen Lebensmittel und Futterpreise betrifft, so liegt es auf der Hand, daß dieselben nicht abzuweisen sind; das Gleiche dürfte für die Erwerbung und den Neuankauf von Exercierübungs- und Schießplätzen gelten, da die heutige Technik und Bewaffnung erhöhte Anforderungen an die räumliche Ausdehnung derselben stellt wie die frühere. Die heutigen Infanterie- und Artilleriegeschosse besitzen, besonders die ersteren, eine gegen früher derartig erhöhte Tragweite, daß die zur Zeit vorhandenen Schießstände fast nirgends mehr ausreichen. Die Frage, ob es billiger, dienstlich zweckmäßiger und überhaupt zulässig ist, durch Ankauf größerer Schießstandflächen bei den Garnisonen den Bedürfnissen der heutigen Schießausbildung und Waffenmechanik Rechnung zu tragen, oder dieselben auf einer dem Bedarf entsprechenden Anzahl von größeren Schießplätzen in den verschiedenen Provinzen ihre größeren Schießübungen, wie das bisher meistentheils geschieht, abhalten zu lassen, bedarf einer eingehenden Studie. Wenn jedoch auch ferner, wie das bis jetzt der Fall war, der letztere Modus zur überwiegenden Anwendung gelangt, so erscheint es unerläßlich, mit dem durch ihn bedingten Faktor der namhaften Transportkosten zu rechnen und eine Herabsetzung des Militärtarifs bei der Staatseisenbahnverwaltung in Erwägung zu ziehen.

Die Bewilligung der Position für die Ausrüstung der gesammten Armee mit Zelten, für deren Beschaffung 5,4 Millionen angesetzt sind, halten wir, da die im Osten dislocirten Armeecorps, wie berichtet wurde, dieselben bereits besitzen, zwar für wünschenswerth, jedoch zur Zeit für die im Westen voraussichtlich bestimmten Armeecorps nicht für absolut geboten; da sich die Zelte zwar im deutsch-französischen Kriege als eine für das Bivouak sehr willkommene Zugabe, jedoch als ein Schutz gegen Wind und Wetter für im Freien liegende Truppen sich nur bei Belagerungen und Cernirungen für die Vorposten mit dem Eintritt schlechterer Jahreszeit als dringend geboten herausstellten. In den letzteren stabileren Lagen aber dürfte mit Eintritt der Mobilmachung contractlich herzustellende und zu liefernde Zelte aus dem Inlande genügend rasch für die jeweiligen mit einer Belagerung beauftragten Truppen der Feldarmee zu beschaffen sein.

Was die Hauptposition des neuen Etats, die Forderung von 44 Millionen für Artilleriemunition als erste Rate einer Gesammtforderung von 116 Millionen betrifft, so muß das mit dieser Forderung in erster Linie zu beschaffende Einheitgeschoß der Feldartillerie als eine in der That sehr in's Gewicht fallende Verbesserung des deutschen Feldartilleriematerials bezeichnet werden. Zwar besitzen die Heere der übrigen Mächte dieses Geschoß noch nicht, und ist die deutsche Feldartillerie auch zur Zeit sämmtlichen übrigen Feldartillerien mindestens ebenbürtig, wenn nicht überlegen, allein die deutsche Feldartillerie würde mit der Einführung dieses Geschosses in Bezug auf Schußbereitschaft, Einfachheit der Munitionsausrüstung und Schußwirkung ein ausgesprochenes Uebergewicht über die Feldartillerien der anderen Mächte gewinnen.

Hinsichtlich der ausgedehnten Uebungen des Beurlaubtenstandes, welche das neue Militärbudget für dieses Jahr vorsieht, kann nicht verkannt werden, daß die im vorigen Jahre stattgefundene Formation und die Uebungen der régiments mixtes des französischen Heeres, von welchem 78 Regimenter in einer Gesammtstärke von 110,000 Mann einen vierzehntägigen Uebungscursus durchmachten, während in demselben Jahre Uebungen der französischen Reserve in gleicher numerischer Stärke und Ausdehnung stattfanden, die deutsche Heeresverwaltung wohl auch im Verein mit der hinsichtlich der Uebung der IV. Reservedivision gemachten Erfahrungen nicht mit Unrecht veranlassen, die Mannschaften der Reserve und der Landwehr ersten Aufgebotes zu der Zahl der übenden Leute noch umfassendere Uebungen wie bisher, heranzuziehen.

Bezüglich einiger Positionen von geringem Belange, wie diejenige für die Umgestaltung der Feldartillerie-Schießschule, sowie für taktische Uebungsreisen von Generälen und Stabsoffizieren der Cavallerie und reitenden Artillerie, für Reisekosten und Tagegelder, Vorspann- und Transportkosten, sowie für die Förderung des Studiums für neuere Sprachen bei den Offizieren, für die Remontedepots ꝛc. dürften sich kaum erhebliche Abstriche begründen lassen, so daß sich in dem neuen Heeres-Etat, wenn man nicht den größeren Theil der Positionen für Militärbauten, den Betrag für die Zeltausrüstung und den mit 13,380,000 Mark als erste Rate bezifferten Betrag für Handwaffen (wohl Revolver) und Handwaffenmunition, für welche in Summa fast 21,000,000 bezw. 2,570,600 Mark angesetzt sind, ausnimmt oder etwa hinsichtlich desjenigen für das neue Feldartilleriematerial darauf hinweist, daß die deutsche Feldartillerie in ihrer jetzigen Beschaffenheit denen der übrigen Heere gleichwerthig sei, im Uebrigen kaum sehr erhebliche Herabsetzungen begründen lassen dürften.

Ein Gleiches gilt jedoch nicht für den neuen Marine-Etat.

Wenn die Reichsregierung in erster Linie bei der Normirung ihrer Forderungen für die Wehrmacht des Landes die gesammte Situation des Reiches, gegenüber den Mächten des Auslandes und gleichzeitig die rationelle Weise zur Herbeiführung des Reichsschutzes von der Bevölkerung aufzubringenden Mittel in's Auge zu fassen hat, wie, wenn man zugeben will, daß in Anbetracht der sowohl absolut wie relativ geringeren Leistungen Italiens und Oesterreichs, Deutschland als Vormacht des Dreibundes, wie die Dinge einmal liegen, unverhältnißmäßig mehr wie jene für seine Wehrmacht thun müsse, so kann sich unseres Erachtens dieses Zugeständniß doch nur auf die Landstreitkräfte, bei denen die Entscheidung in einem mitteleuropäischen Kriege ganz allein liegt, erstrecken, während der Flotte, welche zu dieser Entscheidung kein in's Gewicht fallendes Wort mit zu sprechen vermag, die Entwickelung zu einer Marine hervorragenden Ranges, so erwünscht dieselbe auch wäre, da sie nicht kategorisch geboten ist, zur Zeit noch versagt bleiben muß.

Man verstehe uns richtig. Wir wünschten, wie jeder patriotisch gesinnte Deutsche den idealen Ausbau der deutschen

Digitized by Google

Flotte ganz ebenso wie denjenigen des Landheeres aus voller Ueberzeugung. Allein der Abstand der einzigen wirklichen Marine ersten Ranges, derjenigen Englands und Frankreichs, sowie der Kostenentwickelung und Anzahl der Seefahrt treibenden Bevölkerung dieser beiden Seegroßmächte ist ein so beträchtlicher von den betreffenden deutscherseits in Betracht kommenden Verhältnissen, daß die maritime Entwickelung Deutschlands sich ein weiterstrebendes Ziel, die eine starke Seemacht zweiten Ranges mit vorwiegend defensivem Charakter und zugleich stark genug, den eigenen Handel in fernen Meeren zu schützen, zu werden bezw. zu bleiben, vor der Hand nicht zu stecken vermag. In ähnlichem Sinne hat überdies der Reichskanzler seinerseits die Aufgabe der Marine in seiner Stellung als Marineminister gekennzeichnet. Dieses Ziel kann jedoch unserer Auffassung nach ohne Ueberlassung des Landes nur auf dem Wege angestrebt werden, daß mit dem Ausbau der Marine, wenn gleichzeitig starke Neuforderungen für das Landheer vorliegen, Maß gehalten wird. Eine starke Schlachtflotte aber ist — der Ausdruck sei gestattet — für Deutschland zur Zeit, so wünschenswerth dieselbe auch erscheint, noch ein Luxusartikel, dessen Beschaffung besser dazu günstigeren Zeiten vorbehalten bleibt.

Möge man an dem Ziele der Schaffung einer tüchtigen Schlachtflotte zweiten Ranges unentwegt festhalten, allein bei der Höhe der für dieselben zu bewilligenden jährlichen Raten die Finanzlage des Reiches und vor Allem die gleichzeitigen starken Mehrforderungen für das Landheer gebührend berücksichtigen. Möge ferner der Alp eines unverhältnißmäßig gesteigerten Marine-Etats das berechtigte Interesse an eingehender Beschäftigung mit dem neuen Budget nicht beeinträchtigen.

Wenn wir nach diesen einleitenden Bemerkungen auf die einzelnen Positionen des neuen Marine-Etats eingehen, so betragen die fortdauernden Ausgaben desselben 46,078,902 Mark oder 3,248,282 Mark mehr wie im Vorjahre. Gegen die Schaffung von vier neuen Decernaten im Reichsmarine-Amt, sowie derjenigen Stelle eines vortragenden Rathes dürfte sich, wenn dieselben mit geringen Unkosten verknüpft sind, nicht viel einwenden lassen. Die Position für die Vermessung der im Ganzen noch nicht befahrenen Küste der Reichsschutzgebiete dürfte sich dagegen herabmindern lassen. Die Creirung einer Signalstation auf Helgoland, sowie einer Semaphorstation in Bremerhaven ist wünschenswerth, wenn auch nicht dringend erforderlich. Die Forderung der Hauptposition für die Vermehrung des Militärpersonals der Marine, welche auf die Bereithaltung einer möglichst großen Schlachtflotte hinzielt, erscheint jedoch, so wünschenswerth dieselbe an und für sich ist, im Hinblick auf die eben entwickelte Gesammtbedeutung der Marine für die Wehrkraft des Reiches und dessen Finanzlage zur Zeit als noch verfrüht. Möge die Motivirung dieser Forderung in der bezüglichen Denkschrift auch, rein fachmännisch betrachtet, noch so triftig und einleuchtend sein, mögen noch einige andere Nationen eine derartige Vermehrung ihres Personals haben eintreten lassen, so vermag dies Alles die Thatsache nicht zu erschüttern, daß die Marine in Deutschland in zweiter Linie stehe und mit ihren Forderungen zurücktreten muß, wenn gleichzeitig beträchtliche Forderungen für das wichtigere Landheer gestellt werden.

Was die in der diese Position erläuternden Denkschrift gemachte Bemerkung betrifft: man müsse in der Lage sein, zum Schutze bedrohter deutscher Interessen über den Rahmen der regelmäßigen Indienstheltungen hinaus wenigstens ein klares Schiff jederzeit in's Ausland schicken zu können, so erscheint die Forderung mit den Ansprüchen an die regelmäßige Indienstheltung der Schiffe verquickt, und es stellen sich jene Ansprüche mit der betreffenden Mehrforderung von 1,542,500 M. als übermäßig gesteigert dar. Weshalb die Schiffe heute länger wie früher (nämlich bis je sechs Jahre) auf den auswärtigen Stationen verbleiben müssen, und daher dort umfangreicherer Reparaturen bedürftig werden wie sonst, weshalb ferner ein rascheres Auftreten der Schiffe an entfernteren Punkten als bisher dauernd und unbedingt nothwendig ist, da diese Anforderung an das Kriegsgeschwader während des Etatsjahres von 1891/92 hervortrat, dafür muß erst der überzeugende Beweis erbracht werden. Weit eher läßt sich der Grund hören, daß die Ausbildung der Schiffsbesatzung durch das Hinzutreten neuer Dienstzweige erweitert und dadurch auch der Materialienverbrauch vergrößert worden ist.

Die einmaligen Ausgaben des ordentlichen Etats belaufen sich auf 17,425,000 Mark, d. h. 1,026,150 Mark weniger wie im Vorjahre; allein die Forderung von $11^1/_2$ Millionen im Nachtrags-Etat für Helgoland gleicht dieses Minus in erdrückender Weise aus. Unter diesen einmaligen Ausgaben finden wir als pièce de résistance die Raten für den Ausbau der Panzerschiffe, Panzerfahrzeuge, Kreuzerkorvetten und Kreuzer, welche im Flottenbauplan von 1889/90 vorgesehen wurden.

An diesen Positionen dürfte als an den für die Durchführungen der heutigen Aufgaben der deutschen Marine weniger in Betracht kommenden, im Hinblick auf den starken Mehrbedarf des Landheeres ganz erhebliche Abstriche zu machen sein. Dasselbe gilt ferner hinsichtlich der Einrichtung von Kasernenschiffen, welche angesichts der bevorstehenden Vermehrung der Mannschaftsstärke erforderlich werden.

Auch die Bewilligung der beanspruchten $11^1/_2$ Millionen des Nachtrags-Etats für die Befestigung Helgolands dürfte besser einer späteren, finanziell weniger in Anspruch genommenen Periode und in kleineren Raten vorbehalten bleiben, da das steilküstige Felseneiland eine hohe natürliche Festigkeit gegen den gewaltsamen Angriff und einen feindlichen Handstreich besitzt. Selbst wenn es einer feindlichen Flotte gelingen sollte, sich Helgolands derart zu bemächtigen, so würde es gegenüber den durch ihre natürliche Beschaffenheit und die Landarmee gegen Landungsunternehmungen gut geschützten deutschen Nordseeküsten keinen nachhaltigen Operationen größeren Stils als wesentlich in Betracht kommender Stützpunkt dienen, Operationen, welche überhaupt an den Nordseeküsten in Anbetracht der dortigen, einer Landung sehr ungünstigen Verhältnisse und der Schlagfertigkeit der deutschen Küstenschutztruppen als ausgeschlossen gelten müssen.

Wir beabsichtigen mit den vorstehenden Erörterungen denjenigen Positionen des neuen Militär-Etats, welche sich als unabweisbar geboten darstellen, ihre Existenzberechtigung nicht zu verkümmern, andererseits aber darauf hinzuweisen, daß ein beträchtlicher Theil besonders der Marineforderungen in Anbetracht der politischen Gesammtlage und der erhöhten Neuforderungen für das Landheer, nicht einmal als dringend bezeichnet werden können, und daher Abstriche bedingen. Treten jedoch Ersparnisse auf diesem Gebiete ein, so kommen dieselben ihrerseits der Verstärkung eines wichtigen Faktors, der Wehrkraft des Landes, seinen Finanzen zu Gute, der nicht nur im Frieden, sondern bekanntlich vor Allem für den Krieg eine nicht zu unterschätzende Bedeutung besitzt. E. v. K.

Fluthsagen.

Von Hans Passarge.

Die vergleichende Mythologie hat für viele Sagen die ihnen ursprünglich gemeinsame Grundform nachgewiesen, sie hat den Kern gesondert von secundären Elementen, von Beiwerk und Zuthaten, welche oft bestimmt wurden durch den Geschmack und die allgemeine Geistesrichtung eines Zeitalters oder durch die Laune eines Dichters. Was diesen letzten Punkt anlangt, so ist es namentlich leicht, viele Mythen auf etymologische Namensdeutung zurückzuführen und z. B. den ganzen Sagenkranz um Herakles als einen Versuch zu erkennen, den Namen Ἡρακλῆς etymologisch als den „durch Heere Berühmten" zu deuten. So fallen vor dem Mikroskop der vergleichenden Mythologie alle jene Flitter von dem Schlangenwürger, Löwentödter, Hydrabezwinger.

Man geht noch weiter. Man nimmt an, daß gewisse, bei den verschiedenen arischen Völkern landläufige mythologische Figuren nur durch eigenartig nationales Gepräge zu dem ge-

Digitized by Google

worden sind, als was sie in den Sagen des betreffenden Volkes auftreten, daß also etwa der Ormugd der Perser, der Brama der Inder, der Herakles, Perseus, Apollo der Griechen, der Baldur und Siegfried der Germanen, ja, daß der Osiris und der Messias der Aegypter und der Juden im Grunde genommen ein und dieselbe Gestalt sind, daß sie alle Personifikationen des im Frühling siegenden Sonnenlichtes (des guten Prinzips) sind, das im Winter der Finsterniß, dem Vergehen, dem Sterben (dem bösen Prinzip) unterliegen muß.

Nicht dem Wesen nach also ist Baldur und Siegfried verschieden von Ormugd und Apollo, vielmehr sind diese vier mythologischen Figuren Repräsentanten desselben Begriffes, der nur von den arischen Völkern *nach* ihrer durch die große indogermanische Völkerwanderung herbeigeführten Trennung verschiedenartig umgeformt und dem Nationalcharakter angepaßt wurde. Ja sogar innerhalb einer und derselben größeren Völkergemeinschaft hat derselbe mythologische Grundbegriff verschiedene Wandlungen durchgemacht. So ist der Apollo der ionischen Griechen dasselbe was der Herakles der Dorier, der Baldur der Nordgermanen dasselbe was der Siegfried der Südgermanen.

Dieses Verfahren der Sagendeutung ist wohl a priori richtig, und es bedarf kaum des ungeheueren Aufwandes von Einzelheiten, die man von überallher zusammengetragen hat, um den Beweis zu führen; in den Schlußfolgerungen aber aus der ursprünglichen Identität gewisser Mythen ist man etwas zu weit gegangen, namentlich wenn man diese Identität als einen Beweis ursprünglich gemeinsamer Wohnsitze angezogen hat. Daß für gewisse Völkergruppen eine prähistorische Gemeinsamkeit der Wohnsitze angenommen werden muß, hat die vergleichende Sprachforschung zuverlässiger erwiesen als die vergleichende Mythologie; zum Mindesten ist ihr dieser Beweis für die arische Völkerfamilie gelungen und dürfte ihr ebenso gut für die semitische und andere gelingen. Abgeschlossene Flußthäler oder durch Gebirge geschützte Ebenen mit den denkbar günstigsten Ernährungsbedingungen mögen es gewesen sein, wo sich vor Jahrtausenden aus einer gewissen bevorzugten Affenart eine besonders begünstigte Gruppe loslöste, die es im Laufe unberechenbarer Zeiten vom Quadrumanen zum Bipeden und zum homo sapiens L. brachten. — Das aber cum grano salis!

Auf solche geographisch bevorzugte Centren, wie etwa die Ebene von Pamir, mag also die Wurzelgemeinschaft gewisser Worte der indogermanischen *Sprachen* hinweisen; ob man aber auch aus der ursprünglichen Identität gewisser indogermanischer *Mythen* die gleichen Schlüsse auf „die Wiege der arischen Völker" ziehen darf, möchte zweifelhaft erscheinen, sobald es gelingen sollte, die Unhaltbarkeit dieser Hypothese für einen Mythus nachzuweisen, von dem man bisher angenommen hat, daß ein ihm zu Grunde liegendes geschichtliches Ereigniß den Anstoß zu der großen indogermanischen Völkerwanderung gegeben habe. Wir meinen die Fluthsage.

Zunächst sei festgestellt, daß die Fluthsage nicht bloß ein indogermanischer Mythus ist, daß sie vielmehr bei allen Völkern der Erde, soweit die Ethnologie lehrt, sich in irgend einer Form ausgebildet hat.*) Hier soll uns indeß in erster Linie der indogermanische Mythus beschäftigen. Der Kern desselben nach Abstreifung aller nationaler Zuthaten ist mit wenigen Worten: Eine gewaltige, über die ganze Erde hereinbrechende Wasserfluth vernichtete alles Leben; nur ein Menschenpaar rettete sich, die Stammeltern eines neuen Geschlechtes. Die vergleichende Sagenforschung behauptet nun, wie oben schon angedeutet: diesem Mythus liegt ein wirkliches prähistorisches Ereigniß zu Grunde (vielleicht eine ungeheuere Ueberschwemmung), welches die Arier, bis dahin ein einheitliches Volk, zwang, ihre Wohnsitze zu verlassen und sich namentlich nach Westen, nach Europa und den Ländern des Mittelmeers hin auszubreiten. Von diesem Ereigniß her datirt die Trennung der arischen Völker in die bekannten Stämme der Gräko-Italer, der Kelten u. s. w., die sich seither getrennt nach Nationalität und Sprache den geographischen Bedingungen ihrer neuen Heimath gemäß zu dem entwickelten, als was sie in das Licht der Geschichte treten: als Griechen, Römer, Gallier, Germanen, Sermaten, Littauer.

Zunächst sei hier erinnert, daß dieser Deutungsversuch den zweiten Theil des Mythus unberücksichtigt läßt, der besagt, daß nur *ein Menschenpaar* dem allgemeinen Verderben entging. Doch davon später. Der Vollständigkeit halber muß noch erwähnt werden, daß man als Anstoß zur großen indogermanischen Völkerwanderung mit größerer Wahrscheinlichkeit andere prähistorische Ereignisse hingestellt hat: Einbruch feindlicher Stämme in die Wohnsitze der Arier*) oder Uebervölkerung.

Doch zurück zur Fluthsage. Selbst wenn die vergleichende Mythenforschung jene allgemeine Deutung der Fluthsage aufgibt und das angebliche prähistorische Ereigniß in spätere Zeiten verlegt, wo die Arier schon ausgebreitetere Wohnsitze inne hatten, wenn sie statt des *einen* mehrere Parallelereignisse annimmt, so bleiben immer noch Momente zurück, die eine andere Deutung wahrscheinlicher machen. Diese andere Deutung ist, kurz gesagt, eine metaphysische, philosophische.

Die Fluthsage ist der erste Versuch der Metaphysik, die erste Antwort auf die immer schon seit Alters her, zuletzt von den sog. ionischen Physikern aufgeworfenen Frage nach der ἀρχή, nach dem Ursprung aller Dinge.

Noch Thales, der älteste der ionischen Physiker, der älteste bekannte Systemphilosoph überhaupt, stellt das Wasser, oder besser die Idee des Wassers, das ὑγρόν, „das Feuchte" als den Urstoff aller Dinge hin. Da ist nun ein scheinbarer Widerspruch: nach der Sage vernichtet das Wasser alles Lebende auf Erden, nach Thales ist aus ihm alles entstanden. Aber dieser Widerspruch ist nur scheinbar. Versetzen wir uns in Gedanken in eine Jahrtausende vor den Beginn der Geschichte zurückliegende Zeit zurück und nehmen wir einen Menschen an, in welchem sich der erste Funke philosophischer Betrachtung regte. Dieser erste Funke wird nach einem bekannten Philosophen entzündet durch das Sichwundern. Der erste Mensch, der es nicht für selbstverständlich hinnahm, daß die Sonne morgen wieder da aufgehe, wo sie heute aufging, daß auf den Blitz ein Donner, auf eine Jahreszeit der Hitze eine kühlere Regenzeit folge, der erste Mensch, der sich die Frage vorlegte: warum ist das so? war der erste Philosoph. Ein unbeholfener Philosoph noch, denn er wird sich selbst die verkehrteste Antwort gegeben haben, aber er hatte mit jener Frage einen bedeutenden Schritt gethan, es hatte sich zum ersten Mal das in seinem Kopfe geregt, was den Menschen vom Thiere scheidet: das *Kausalitätsbedürfniß*, das Bedürfniß, gewisse zeitlich und räumlich von einander geschiedene Erscheinungen mit einander durch das Band von Ursache und Wirkung zu verketten, oder, um im Sinne Kant's zu sprechen, „den rohen Stoff der sinnlichen Empfindungen zu Vorstellungen zu verarbeiten." Gewiß haben viele, viele Menschenalter dazu gehört, bis dies anfangs sich nur dumpf und unklar regende Kausalitätsbedürfniß bei einer bevorzugten Generation lebendiger wurde und endlich bei einem begnadeten Individuum zur lichten Klarheit durchbrach. Dies war der erste Mensch; der erste Mensch war auch der erste Philosoph, denn er fing an sich zu wundern, er fing an sich zu fragen: warum ist die Nacht kälter als der Tag? warum wächst diese Frucht gerade nur an dieser Stelle? warum schwimmt das Stück Holz, das ich in's Wasser werfe und sinkt der Stein unter? Dann faßte er sein Erstaunen weiter; als er sah, daß die Kette der Kausalität eine unendliche war, suchte er mit seinem nur das Endliche fassenden Vorstellungsvermögen nach einem Ausgangspunkt, nach einem Ende der Kette und fand, daß schließlich die Frage nach dem Ursprung aller Dinge hinauslief auf die Frage nach dem Ursprung der Erde, die ihn nährte und trug. Er sah das Meer. So weit das Auge reichte Wasser, etwas Unendliches zwar, aber doch mit den Sinnen wahrzunehmen. Das Wasser

*) Andrée, Die Fluthsagen. Braunschweig, 1891.

*) Diese Annahme würde durch das historische Analogon vom Einfall der Hunnen in Europa gestützt werden.

Digitized by Google

erschien ihm als der schärfste Gegensatz zu seiner Ernährerin, der Erde, als etwas Feindseliges, es brachte keine Halme hervor *), es trug ihn nicht wie die feste Erde, worauf sein Fuß sicher wandeln konnte. Das Wasser erschien als der Erde mächtigster Feind, noch immer sah er beide Elemente in beständigem Kampf, wenn die Brandung so mächtig gegen die Küste tobte, daß die Erde zu beben schien.

Mit solchen Blicken schaute jener Mensch der Urzeit vielleicht auf das Kaspische Meer hinab, als sich zum ersten Male in ihm die Frage geregt hatte: Woher ist die Erde entstanden und Alles was sie trägt, woher kommt das Leben auf ihr, welches ist der Urstoff, aus dem Alles gemacht ist? Das Wasser, wie es mit der Erde kämpfte, schien ihm eine Antwort geben zu wollen; er sah die eigene Unvollkommenheit, dachte an Krankheit und Tod und eine Ahnung überkam ihn, daß es einst besser gewesen sei auf Erden, daß es eine Zeit gegeben habe, wo es nicht Krankheit, nicht Alter, nicht Sterben gab, wo die wilden Thiere nicht in seine Hürden brachen, feindliche Schaaren ihm nicht Weib und Kind in die Sklaverei schleppten, wo das goldene Zeitalter, das Paradies, auf der Erde war. Jene glückliche Erde habe das Element zerstört, das ihr und ihren Bewohnern noch immer feindlich ist: das Meer, das Wasser, die große Fluth, die alles verschlang, aus der aber dann die Erde wieder verjüngt emporstieg, um von dem einen geretteten Menschenpaar neu bevölkert zu werden.**) So beantwortete sich der Mensch die Frage nach dem Ursprung der Erde, so leitete ihn eine sinnliche Wahrnehmung, nämlich die der aus dem Wasser gleichsam emporgetauchten festen Erde dazu hin, jenes sagenhafte goldene Zeitalter zu erdichten, dem erst durch das Wasser ein Ende gemacht wurde.

Die Sage knüpft an die große Fluth zugleich die Erfindung der Schifffahrt und drückte damit symbolisch den endlosen Sieg des Menschen, des Sohnes der Erde über der Erde größten Feind, das Wasser, aus; denn seit der Erfindung der Schifffahrt hörte der Mensch allmählich auf, das Meer als etwas ihm Feindseliges zu betrachten und zu fürchten.

So wäre also die große Fluth nur ein Phantasiegebilde, die Sage von ihr kein Sediment eines prähistorischen oder geologischen Vorganges, sondern lediglich ein speculativer, kindlicher Versuch, die Frage nach dem Ursprung aller Dinge, die von selbst zu einer Frage nach dem Ursprung der Erde wird, zu beantworten. Wissenschaftliche Gestalt hat dieser philosophische Versuch dann bei dem ersten der ionischen Physiker, bei Thales, angenommen, der „im Feuchten" den Ursprung aller Dinge findet.

Die biblische Sage von der Sintfluth (woraus die Ueberlieferung leicht erklärlich Sündfluth gemacht hat), läßt Noah's Arche auf dem Ararat landen, was darauf hindeutet, daß die semitische Sage von den Ariern entlehnt ist, denn Ararat (richtiger Acrarat) bedeutet „Ebene der Arier."

Läßt man nun diese Deutung der Fluthsagen gelten, gibt man zu, daß das Auge des ersten Naturphilosophen nach einem Element ausspähte, welches die einstmals vollkommene Welt vernichtete und dem goldenen Zeitalter ein Ende machte, so könnte man mit einigem Anschein von Recht behaupten, daß das Feuer diese Arbeit weit gründlicher besorgen könne und somit mehr Anspruch darauf habe, als das weltenläuternde Element angesehen zu werden. Dagegen ist einzuwenden, daß die läuternde Kraft des Feuers allerdings dem Volksglauben mehr entspreche als die des Wassers, dem Volksglauben, dem die katholische Kirche die Lehre vom Fegefeuer angepaßt hat und dem auch die zeitweise übliche Feuerbestattung zu entsprechen scheint, daß diese läuternde Kraft aber nie anders als symbolisch-aufgefaßt wurde, daß sie also da, wo es sich um Erklärung der real vorhandenen Welt handelte, schwer in Rechnung gestellt werden konnte, denn das Feuer zerstört nur, es kann also nicht zum Ausgangspunkt neuen Lebens genommen werden.

Wie sich zu dieser Theorie die Sage vom Weltenbrand (Maspilli in der germanischen Mythologie) verhält, mag einer späteren Abhandlung vorbehalten bleiben.

*) Daß diese Vorstellung einstmals wirklich lebendig gewesen ist, beweist das homerische Beiwort des Meeres ἀτρύγετος (unfruchtbar), welches sich aus der prähistorischen Zeit in die homerische hinüber gerettet hatte wie Treibholz, welches von einer fernen Küste her angeschwemmt wurde.

**) Ein ähnlicher Gedankengang mochte es gewesen sein, der den Mythus von der dem Meere entstiegenen Göttin Venus-Astarte, der Göttin des fruchttragenden Lebens schuf.

Literatur und Kunst.

Der Streit um die Culturgeschichte.

Von Georg Steinhausen.

Vor Kurzem habe ich in der „Gegenwart" in einem Artikel, „Die Culturgeschichte und die deutschen Universitäten" überschrieben, die Forderung zu begründen versucht, es möge an den Universitäten die Culturgeschichte eine größere Berücksichtigung finden, als bisher. Ich ging dabei von der Voraussetzung aus, daß über die Berechtigung der Culturgeschichte als Wissenschaft ein ernstlicher Streit kaum noch bestehen könne. Ich erwähnte zwar damals schon, daß es immer noch Leute gäbe, die von „sogenannter" Culturgeschichte sprächen und daß Schriften, wie Eberhard Gothein's „Aufgaben der Culturgeschichte" (Leipzig, Duncker & Humblot) keineswegs überflüssig wären. Ich hielt aber doch den Streit in der Hauptsache für abgethan. Das ist nun nicht der Fall. Gothein's Schrift war gegen eine Broschüre des Tübinger Geschichtsprofessors Dietrich Schäfer: „Das eigentliche Arbeitsgebiet der Geschichte" (Jena, Gustav Fischer) gerichtet. Jetzt ist Schäfer wieder gegen Gothein aufgetreten in einer Erwiderung: „Geschichte und Culturgeschichte." Der neu entbrannte, übrigens auf beiden Seiten durchaus sachlich geführte Kampf wird in wissenschaftlichen Kreisen eifrig beobachtet. Ich halte es daher für angezeigt, meine damalige Voraussetzung näher zu prüfen und in Anknüpfung an den Schäfer-Gothein'schen Streit meine Ansicht über die Frage darzulegen. Ich bemerke dabei, daß ich zwar durchaus zur Partei der Culturgeschichte stehe, aber doch nicht alle Ansichten Gothein's vertreten mag.

Der Umstand, welcher die ganze Polemik hervorgerufen hat, ist im Wesentlichen der in der Schäfer'schen Antrittsrede verfochtene Satz, „daß das vornehmste, das ausschlaggebende Ziel historischer Arbeit das Verständnis staatlicher Entwickelung, die Erforschung und Darlegung des Werdens und der Bedingungen staatlichen Lebens sei." „Daß der Culturgeschichte gleichsam der Boden entzogen, die Berechtigung abgesprochen wurde," mußte, wie Schäfer in der zweiten Schrift selbst sagt, „der überwiegende Eindruck" sein. Gothein unternahm es, die Rechte der Culturgeschichte zu vertheidigen. Er leugnete, daß der Staat das erste Object historischer Betrachtung sei. Er meinte im Gegentheil, daß die Geschichte, wenn sie im gegenwärtigen Entwickelungsstadium des menschlichen Geistes den richtigen Platz einnehmen wolle, dann nur Culturgeschichte sein könne. „Politische Geschichte bleibt in ihrer Notwendigkeit und ihrem Werth bestehen; aber die allgemeine, die Culturgeschichte verlangt von ihr, daß sie sich ihr ein- und unterordne."

Ein Grund, durch den Schäfer seine Ansicht zu stützen sucht, ist zunächst der Nachweis, daß „durch Jahrtausende der Staat, die politische Gemeinschaft, der vornehmste, der beherrschende Gegenstand geschichtlichen Forschens und Denkens gewesen sei," also die Berufung auf die Vergangenheit. Weil das früher so gewesen ist, muß das „auch fernerhin" so bleiben. Diesen Grund zu entkräften, gibt sich Gothein recht unnöthige Mühe.

Er gibt zu, daß „der Anspruch, den Schäfer erhebt, daß jede neue Richtung ihre Berechtigung nachweisen muß aus der Art, wie sie aus früheren entstanden, unzweifelhaft richtig" ist, sucht aber mit einiger Anstrengung der Historiographie der Vergangenheit einen culturhistorischen Anstrich zu verleihen.

Digitized by Google

In Wirklichkeit ist aber der Schäfer'sche Anspruch unzweifelhaft unrichtig, und dieses sein „hauptsächliches Argument" ist überhaupt kein Argument. Man erinnere sich beispielsweise des Standpunktes, den die Naturwissenschaften, die Medizin in der Vergangenheit einnahmen. Ist nicht die hohe Entwickelung, deren sich heute diese Wissenschaften rühmen dürfen, nur dadurch möglich geworden, daß sich die Auffassung von den Aufgaben der Wissenschaft von Grund aus veränderte. Und soll sich nicht in demselben Maße und in demselben Gegensatze zu früheren Zeiten auch Auffassung und Behandlung der Geschichtswissenschaft ändern können? Muß das nicht vielmehr eintreten, wenn die Geschichte überhaupt noch auf den Namen einer Wissenschaft Anspruch machen will? Ranke, sagt man, und seine Schule haben die Geschichtswissenschaft neu begründet und das ist richtig, ohne Frage! Aber der wesentliche Fortschritt, den sie gemacht haben, die Ausbildung einer kritischen Methode, ist einzig und allein der politischen Geschichte zu Gute gekommen. Gerade sie haben eine veränderte Auffassung von den Aufgaben der Geschichtswissenschaft am nachdrücklichsten bekämpft. Und so darf weder die außerordentliche historische Begabung Ranke's, noch dürfen seine trefflichen Werke uns verleiten, auf seiner historischen Grundauffassung zu beharren. Denn aus dieser Auffassung ist auch jene Schäfer'sche Behauptung, die wir bekämpfen, hervorgegangen.

Diese Behauptung nun ist nach dem Gesagten, soweit sie sich auf die Autorität der Vergangenheit stützt, ungerechtfertigt. Denn die Culturgeschichte ist erst ein Product des neueren Zeitgeistes, sie ist nach Riehl erst die Wissenschaft der Zukunft, also nicht in der Vergangenheit zu suchen. Aber wie verhält es sich mit der inneren Wahrheit jener Behauptung? Ist wirklich die Erforschung und das Verständniß staatlichen Lebens der Vergangenheit die Hauptaufgabe wahrer Geschichtswissenschaft? Ist solche Erkenntniß der Hauptgewinn, den man aus der Erforschung geschichtlichen Lebens ziehen kann? Und läßt sich von diesem Gesichtspunkte „eine einheitliche Gesammtauffassung" gewinnen?

Gothein verneint diese Fragen zunächst durch Anführung historisch wichtiger Zeiträume, in denen die politische Geschichte unzweifelhaft sehr zurücksteht und die Culturgeschichte den Vorrang hat. Als solche Epochen bezeichnet er das sinkende Alterthum, das Zeitalter der Kreuzzüge und der vollen Ausbildung der päpstlichen Gewalt, die Epoche der Renaissance und der Reformation u. s. w. Schäfer wieder sucht diesen Epochen ein anderes Gesicht in ausführlicher Widerlegung abzugewinnen und will auch in ihnen die entscheidenden Vorgänge nur in der Gestaltung der staatlichen Dinge erblicken. Ich finde, dieser ganze Streit hat keinen rechten Zweck. Denn ich muß Schäfer beistimmen, wenn er bei dieser Auswahl Consequenz vermißt und zum Beispiel nicht begreift, warum Gothein nicht das ganze Mittelalter für seine Auffassung in's Gefecht führte. Das begreife ich auch nicht. Die Gründe, mit denen Gothein für seine Meinung und Schäfer für die seinige die genannten Epochen in Anspruch nimmt, sind größtentheils Haarspaltereien. Meines Erachtens kann die Geschichte aller Zeiträume nur von einem Gesichtspunkte und zwar von dem culturhistorischen aus geschrieben werden.

Zuzugeben ist Schäfer nur, „daß die Entfaltung staatlicher Macht die Grundbedingung jeder höheren Cultur ist", auch daß die Gestaltung der staatlichen Dinge häufig (das erlaube ich mir hinzuzusetzen) die menschliche Cultur bestimmt. Aber wer die Bedingungen einer Sache und Geschehnisse, von denen sie abhängt, allein schildern und darüber die Schilderung und die Erforschung der Sache selbst, ihres Wesens und ihrer Formen vergessen wollte, den würde man nicht mit Unrecht sonderbar nennen dürfen. Und derart ist doch das Beginnen Schäfer's und seiner Gesinnungsgenossen. Er sieht sein Ziel in der minutiösen Erforschung und Darstellung staatlichen Lebens und wie gering ist doch der Gewinn! Den wahren Inhalt der vergangenen Entwickelung hat er kaum gestreift! Er irrt auch, wenn er den historischen Werth von Ideen und Ereignissen nur nach dem Eindrucke abschätzt, den sie im Staate hinterlassen. Eine solche Auffassung ist man versucht subaltern zu nennen.

Und nun der einheitliche Gesichtspunkt! Nach Schäfer kann ihn nur der Staat verleihen! Wenn Schäfer hier das sagte, was er eigentlich meint, so würde ich ihm mit Freuden beistimmen können. Schäfer meint nämlich — das hat schon Rethwisch in einer kurzen Besprechung der Schäfer'schen Broschüre*) hervorgehoben — oder meint hoffentlich nicht „Staat", sondern „Nation", „Volksthum". Denn, bemerkt Rethwisch mit Recht, wäre Geschichte der Nation Geschichte des Staates, dann ließe sich deutsche Geschichte überhaupt nicht schreiben. Nicht der staatliche, sondern der nationale Gesichtspunkt, der Begriff des Volksthumes ermöglicht es uns, die Dinge einheitlich zu erfassen. Und von diesem Standpunkt aus ist eine deutsche Geschichte z. B. noch immer nicht geschrieben. Es ist möglich, daß uns Karl Lamprecht jetzt eine solche geben wird, aber nach dem erschienenen ersten Bande zu urtheilen, nicht sicher. Auf eine tüchtige Geschichte des deutschen Volkes werden wir noch lange warten können, trotzdem schon der treffliche Wachsmuth und vor allem Gustav Freytag den Weg dazu gewiesen haben.

Aber ich kehre zu der Schäfer'schen Forderung zurück. Man darf dem Tübinger Gelehrten nicht Unrecht thun. Zwar lautet seine Forderung recht schroff, aber sie ist nicht so schroff gemeint. So wenig wir von unserem Standpunkte aus die politische Geschichte mißachten, vielmehr sie nur in ihren Ansprüchen beschränken möchten, so wenig will Schäfer die Culturgeschichte — NB! was er darunter versteht — ganz zurückdrängen. „In der Hauptsache sind wir einverstanden", sagt Schäfer, „historische Forschung kann umfassendere wissenschaftliche Resultate nicht erzielen, wenn sie den innigen Zusammenhang der verschiedenen Seiten menschlicher Cultur übersieht, wenn sie vergißt, daß alle diese historischen disciplinen Zweige der allgemeinen, Gothein sagt: Culturgeschichte, ich: Geschichte sind." Und schon in seiner ersten Schrift hatte gesagt: „Es scheint mir keinem Zweifel unterworfen, daß ein Gegensatz, wie man ihn zwischen Geschichte und Culturgeschichte zu finden versucht, in Wirklichkeit nicht besteht." Es ist auch richtig, wenn ihm „eine dauernde Trennung der Staatengeschichte auf der einen, alles Nichtpolitischen auf der anderen Seite als ein Hohn auf jeden Versuch, die Entwickelung menschlicher Cultur geschichtlich zu verstehen, erscheint. Schäfer meint ferner, daß alles was Gothein über den Zusammenhang der Literatur-, Kunst-, Sprachgeschichte u. s. w. vorträgt, kein zurechnungsfähiger Historiker leugnen wird. So wäre denn eigentlich alles in schönster Ordnung! Nicht allein Schäfer, sondern auch die meisten übrigen „politischen Historiker", einige obstinate Herren, wie Prof. Schirren, vielleicht ausgenommen, verkünden den Zusammenhang von politischer und Culturgeschichte**) und versprechen huldvollst eine Berücksichtigung der letzteren. Abgesehen von der Kirche, die von jeher in der Geschichtsschreibung neben dem Staat die erste Rolle gespielt hat, einmal weil die Geschichtsschreibung ursprünglich in geistlichen Händen war, sodann weil die Beziehungen zwischen Kirche und Staat zu Zeiten den Kern der politischen Geschichte überhaupt bildeten und das Steckenpferd vieler Historiker geworden sind — abgesehen also von der Kirche haben auch Recht, Kunst und Literatur in der That die verdiente Berücksichtigung gefunden. Es ist ferner neuerdings Mode geworden, der „Wirthschaftsgeschichte", die ja auch eine offizielle Lehrdisciplin an einzelnen Universitäten geworden ist, einige Gunst zu bezeigen und ihre Resultate in sonstigen historischen Darstellungen zu verwerthen. Also was will man eigentlich?

Mit Verlaub, noch recht viel! In praxi ist erstens die

*) Mittheilungen aus der historischen Literatur. XIX, 3. Heft.

**) So könnte ich mich in dem Artikel über „die Culturgeschichte und die deutschen Universitäten" insofern geirrt haben, als ich diejenigen Vorlesungen, die unter der Firma „Geschichte" angekündigt sind, einfach zu den politisch-historischen rechnete. Ich ergreife die Gelegenheit, den in diesem Artikel angeführten Fall, wonach einem jungen Gelehrten, der sich für Culturgeschichte habilitieren wollte, Schwierigkeiten bereitet wären, als ein Mißverständniß zu bezeichnen.

Digitized by Google

Berücksichtigung jener Culturfactoren eine recht geringe. Zweitens ist mit einer bloßen gelegentlichen Berücksichtigung oder anhangsweisen Behandlung auch nicht das wenigste gethan. Und endlich würde selbst eine ausführliche Behandlung der genannten Factoren noch lange nicht das ausmachen, was man richtig Culturgeschichte nennt. Auch Gothein begeht, obwohl er selbst gegen Ende seiner Schrift ausführt, daß die Culturgeschichte noch etwas anderes ist als die Gesammtsumme aller wirthschaftlichen Leistungen, Rechtsbildungen, religiösen Meinungen, wissenschaftlichen Entdeckungen und künstlerischen Gestaltungen, des Oefteren den Fehler, Recht, Wirthschaft, Staat, Kunst, Literatur, Religion als die Factoren hinzustellen, aus denen die Culturgeschichte besteht. Oder es sieht wenigstens so aus, als ob er mit diesen Gebieten, die doch alle schon eine specielle wissenschaftliche historische Behandlung erfahren haben oder erfahren, die Sache abgethan glaube. Erst später erfährt man, daß er es nicht so meint.

Ja, was ist denn sonst Culturgeschichte? fragt man. Ich will mir erlauben, ein Beispiel anzuführen, das mir am nächsten liegt. In meiner „Geschichte des deutschen Briefes" habe ich versucht, den Brief als Zeugniß des jeweiligen Geistes- und Gemüthslebens des deutschen Volkes, als Spiegel seines Charakters, seiner Gefühlsbildung, seiner Neigungen und Interessen, überhaupt seines Lebens zu benutzen. Natürlich kann aus dem Brief allein nur eine theilweise Erkenntniß dieser Gebiete gewonnen werden. Aber wenn daraus beispielsweise erkannt wird, wie sich das Familienleben, das Verhältniß zwischen Kindern und Eltern im deutschen Volke gestaltete, welche Züge im Volkscharakter in den verschiedenen Zeiten, einmal Frömmigkeit, Natürlichkeit, Derbheit, Humor, später wieder Unnatur, Servilität u. s. w. hervortreten, wenn man Einblicke in den freundschaftlichen und geselligen Verkehr, in die Interessen und Neigungen, die zu besonderen Zeiten überwiegen, gewinnt, wenn man die Gefühlsentwickelung, z. B. im Verkehr zwischen Liebenden, verfolgen kann und so fort, so gehört das Alles weder zur Kunst-, noch zur Rechts-, noch zur Literaturgeschichte, sondern recht eigentlich zur Culturgeschichte oder wie ich lieber sagen möchte, zur Geschichte. Denn das Object ist hier der Gegenstand, um den sich für uns nun doch einmal alles dreht, der Mensch, die Menschen. Und im Grunde wird auch Gothein einer ähnlichen Ansicht sein. Denn er führt als Muster culturhistorischer Behandlung Jakob Burckhardt's „Cultur der Renaissance" an, in dem auch nichts weiter zu erkennen gesucht wird, als eben „der Mensch", meines Erachtens freilich allzusehr nur mit Hilfe der doch als Quellen recht zweifelhaften Erzeugnisse von Kunst und Literatur.

So kommen wir denn dem Begriffe, den wir von der Geschichte haben, näher. „Die Zeit rückt immer näher heran," sagte schon Carlyle, „wo die Geschichte sich nicht damit begnügen wird, eine Antwort auf die Frage zu geben: wie die Menschen damals besteuert und ruhig erhalten wurden: sondern wo sie diese andere unendlich weitere und höhere Frage zu beantworten suchen wird: wie und was waren die Menschen damals? Nicht unsere Regierung bloß, oder das Haus, in welchem unser Leben geführt ward, sondern das Leben selbst, welches wir darin führten, wird erforscht werden." Es handelt sich, wie Schäfer richtig meint, nicht darum, die Culturgeschichte der politischen Geschichte gegenüberzustellen, es handelt sich nicht um einen Kampf zwischen beiden: sondern es handelt sich überhaupt um die Frage: was ist Geschichte? Wenn die Geschichte ihre wahren Aufgaben erfüllt, wird der Begriff „Culturgeschichte" von selbst verschwinden. Dieser Begriff ist — das sei allen Gegnern zugegeben, — ein recht vager. Und Gothein hat sehr Recht von dem „Leiden" zu sprechen, „daß allerhand Unberufene für ihren Trödel durch das gute Wort Culturgeschichte ein günstiges Vorurtheil erwecken wollen." Aber um den Namen ist es uns gewiß nicht zu thun. Wer in unserem Sinne von Culturgeschichte spricht, meint damit richtig aufgefaßte Geschichte. Und in diesem principiellen Sinn darf Gothein unzweifelhaft die Forderung aufstellen: „Politische Geschichte bleibt in ihrer Nothwendigkeit und ihrem Werth bestehen; aber die allgemeine, die Culturgeschichte verlangt von ihr, daß sie sich ihr ein- und unterordne."

Also um die richtige Auffassung der Geschichte handelt es sich. Und diese scheinen mir die eben angeführten Worte Thomas Carlyle's annähernd umschrieben zu haben. Von dieser scheint mir sogar Schäfer, so paradox das klingt, garnicht so weit entfernt zu sein, wie es nach dem ganzen Streit den Anschein haben könnte. Denn nur von solcher Auffassung aus kann er von „dem wahrhaft gottbegnadeten Historiker Gustav Freytag" sprechen. Und wenn er gar meint, daß fortschreitende historische Detailforschung auch solche Aufgaben, wie z. B. die Geschichte des italienischen Volkscharakters, in Angriff nehmen werden, so ist mir das völlig aus der Seele gesprochen. Derartig werden die Arbeiten zukünftiger Geschichtschreibung allerdings sein müssen.

Die allgemeinste und letzte Aufgabe der Geschichtswissenschaft ist eine Menschheitgeschichte „im einheitlichen Zusammenhang der Entwickelung". Aber diese Menschheitsgeschichte ist erst möglich, nachdem die Geschichte der einzelnen Völker durchforscht und erkannt ist. Volksgeschichte ist also das nächste Ziel. Nicht allein die staatlichen Geschicke einer Nation, sondern die Entwickelung des Volksthums als eines Ganzen, — ein wesentlicher Factor dabei ist die Berührung mit andern Völkern und die Einflüsse derselben — dies ist unsere historische Aufgabe. Der geschichtlichen Betrachtung wird der Mensch immer als ein soziales Wesen erscheinen, der Einzelne wird sich nur aus der Gesammtheit heraus verstehen und wenn er über Anderen hervorragt, erst so richtig würdigen lassen. Die Lebensgeschichte der Gesammtheit ist also das Object unserer Forschung.

Dieses Ziel bedingt naturgemäß neue Wege, es zu erreichen. Es wird darauf ankommen, in der Menge der Einzelheiten, die bei solcher Betrachtungsweise auf uns eindringen, das Typische, das Gemeinsame zu erkennen. Auch Gothein hebt dieses Arbeiten mit Massenerscheinungen richtig hervor und hält eine experimentelle Methode, eine Untersuchung der Typen für gegeben. Wenn Schäfer meint, den Versuch, diese Forderung am Mittelalter durchzuführen, könne nur jemand machen, derdem Verständniß dieser Zeit noch recht fern steht, so hat er sich die Forderung offenbar nicht ganz klar gemacht. Gerade im Mittelalter würde sie sich am leichtesten verwirklichen lassen. Der Einzelne erscheint uns also immer zunächst als Angehöriger der Gesammtheit seines Volkes. Er erscheint damit aber immer auch als ein Kind seiner Zeit. So kommt es für Denjenigen, der den Einzelnen beurtheilen, oder vielmehr nicht beurtheilen, sondern verstehen will, erst auf das Verständniß der ganzen Zeit, der großen Strömungen und Richtungen, der Ideen, welche sie beherrschen, an, ein Verständniß, das er andererseits wieder nur aus Beobachtung vieles Einzelnen gewinnen kann. Gerade hierin haben die politischen Historiker fabelhaft gesündigt. Der Eine hält bei diesem für eine hervorragende Eigenschaft, der Andere bei jenem für ein Laster, was im Grunde nur eine Eigenthümlichkeit aller Menschen jener Zeit ist. Das kommt daher, daß sich diese Spezialhistoriker selten um die ganze Zeit kümmern, keine Ahnung davon haben, wie die Menschen damals dachten, fühlten und handelten, was sich freilich nicht aus diplomatischen Urkunden und aus Chroniken allein erlernen läßt. Beispielsweise ist Wallenstein trotz Ranke und den vielen übrigen Biographen, Klägern und Vertheidigern noch immer nicht richtig dargestellt worden. Er würde dabei meines Erachtens im Vergleich zu seinen Zeitgenossen nur gewinnen. Von dem Historiker hat Droysen einmal gesagt: „Seine Gerechtigkeit ist, daß er zu verstehen sucht." Das wird er erst können, wenn er erforscht hat, wie der Einzelne in seinen Anschauungen, in seiner ganzen Art sich doch immer als ein Kind der Gesammtheit darstelle. Man glaube nicht, daß dadurch der Werth der Individualitäten, der großen Männer aufgehoben werde, im Gegentheil werden sie erst so recht gewürdigt werden können. Und die Gesammtheit wieder, eine Generation, eine Epoche, ein ganzes Volk wird der Historiker nur verstehen können, wenn er sie im Zusammenhang des großen Ganzen betrachtet. Aus dem großen modernwissenschaftlichen Prinzip der Entwicke-

Digitized by Google

lung, das vor allem auch der Geschichtswissenschaft ganz neue Bühnen eröffnet hat, aus eben dieser Anschauung, daß alles ein Gewordenes ist, geht diese Folgerung ohne weiteres hervor. Wer aber Zeit und Menschen verstanden hat, der wird nicht übermüthig absprechen, nicht kritiklos bewundern, der wird vielmehr die wahre Objectivität, die von dem Historiker verlangt wird, inne haben.

Noch eins möchte ich bemerken: Wer die Geschichte als Menschheitgeschichte in strengster Form auffaßt, wird, namentlich wenn er auf die Urzeiten und die Anfangsstufen der Entwickelung zurückgeht, der Anthropologie, der Ethnologie, späterhin der Sprachgeschichte nicht entbehren können. Schäfer meint zwar, der Versuch, also vergangene Entwickelung zu erkunden, sei niemals geschichtliche Arbeit. Aber wer gibt ihm das Recht dazu? Er spricht da nur von seinem „staatlichen" Standpunkt. Die Entwickelung ist eine einheitliche und continuirliche und die Anfangszeiten der Cultur werden auch ein großes historisches Interesse haben. Indessen will ich zugestehen, daß der Nachdruck historischer Arbeit in der Geschichte höherer Cultur liege. Zweifellos ist aber, daß die Geschichte das Verhältniß von Natur und Mensch nicht übersehen darf. Ein nicht gering zu schätzender Zug der menschlichen Entwickelung liegt eben in dem immer fortschreitenden Freiwerden von den Mächten der Natur.

Nach alledem scheint mir Waitz in seiner Anthropologie nicht so Unrecht zu haben, wenn er vier Hauptfactoren bei der Culturentwickelung zusammen wirken läßt, die physische Organisation des Menschen, die einem jedem Volke eigene Form seines geistigen Lebens, welche wieder an allen ihm zugehörigen Individuen zu einer eigenthümlichen und vielfach beweglichen Welt der Ansichten, Interessen und Gefühle ausgestattet erscheint; die Naturumgebung des Volkes; endlich die ganze Summe der sozialen Verhältnisse und Berührungen der Einzelnen untereinander, der kleineren und größeren Gesellschaftskreise unter sich und nach außen.

Diese Ursachen wirken zusammen, eine historische Entwickelung zu erzeugen. Diese Entwickelung zunächst bei einem Volke zu verfolgen, sie darzustellen und ihre Resultate zu erkennen, das ist Aufgabe der Geschichte. Die geistigen Richtungen und Strömungen werden das Wesentlichste dabei sein, und so ist Gothein's Satz: Culturgeschichte, oder wie ich besser sagen möchte, Geschichte in ihrer reinsten Form ist Ideengeschichte, wohl zu verstehen.

Nach alledem ist Schäfer's Meinung, daß man unter der Parole Culturgeschichte neue Forderungen an die Geschichte nicht mehr stellen könne, daß der Ruf nach Culturgeschichte auf ihn den Eindruck mache, als wolle man noch heutigen Tages unter der Losung Menschenrechte, Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit politische Ansprüche verfechten, durchaus verfehlt. Von dem, was wir verlangen, hat die heutige Geschichtschreibung fast nichts erfüllt.

Ein Erkenntnißtheoretiker.

Von E. Schaarschmidt.

Vor nunmehr fünf Jahren ist ein Buch erschienen unter dem Titel: „Sein und Erkennen.*) Von Paul Widemann", welches in der gelehrten Welt nicht diejenige Beachtung gefunden hat, welche ihm seiner wissenschaftlichen Bedeutung nach zukommt. Der Verfasser erhebt in der Vorrede den Anspruch, den 300jährigen Streit, ob die Welt, in der wir leben, Wirklichkeit oder Schein sei, endgültig entschieden zu haben. Und wer das Buch liest, wird so viel zugestehen müssen, daß das Problem auf eine neue und selbständige Art in Angriff genommen ist.

Wenn ein Denker im Allgemeinen sich mit einem Manne vergleichen läßt, der die Wage nimmt und mit aller Genauigkeit wägt, so ist der Erkenntnißtheoretiker jener Uebergewissenhafte, der vorher noch die Wage untersucht, ob sie auch richtig gehe. Ist unser Erkenntnißorgan, welches aus den fünf Sinnen und dem Verstande besteht, überhaupt fähig, die Welt, wie sie ist, zu erkennen und uns darzustellen? Das ist die große Frage. Wenn z. B. alle Menschen außer ihrer jetzigen Beschaffenheit noch mit einer blauen Brille zur Welt kämen, so würden uns nothwendig alle Dinge blau erscheinen, wir würden aber niemals entscheiden können, ob die blaue Farbe den Dingen an sich eigen oder nur eine Zuthat unseres Auges sei. Ist es nun nicht vielleicht schon so? Die Dinge sind gar nicht so, wie wir sie sehen, sondern unser Auge ist eine Art von Zauberlaterne? Cartesius, der zuerst diese Frage aufwarf, beantwortete sie dahin, daß der Zweifel an der Wirklichkeit der Dinge unbegründet sei. Aber die folgenden Denker, welche an das Räthsel herantraten, Locke, Hume und Berkeley, näherten sich stufenweise der entgegengesetzten Meinung, bis endlich Kant, in seiner Kritik der reinen Vernunft, so gewichtige und scheinbare Gründe dafür vorbrachte, daß man eine Zeit lang von einem Siege derselben reden konnte.

Nach Kant sind Raum, Zeit und der Zusammenhang von Ursache und Wirkung Erkenntnisse a priori, d. h. nicht erst wie die große Masse unserer Kenntnisse erlernt, sondern angeborene Formen unseres Verstandes. Den Beweis dafür findet Kant vornehmlich in der unumstößlichen Gewißheit, welche diese Erkenntnisse auszeichnet vor den bloßen Erfahrungskenntnissen (a posteriori). Wir entscheiden in der Mathematik durch Vorausberechnung über räumliche und zeitliche Verhältnisse mit völliger Gewißheit, daß es sich dann in der Wirklichkeit so finden muß; und wir wissen genau, daß Alles, was geschieht, eine Ursache haben muß, auch dann, wenn wir diese Ursache nicht auszufinden vermögen.

Daraus folgert nun Kant, daß Raum, Zeit und ursächlicher Zusammenhang, die wir in der Welt wahrnehmen, bloße Zuthaten unseres Verstandes sind, der Alles nur in den Formen erkennen kann, die ihm eigen sind. Darum kann die uns umgebende Welt, unseren eigenen Leib nicht ausgenommen, nicht wirklich sein, sondern bloße Erscheinung, in der als Kern von Wirklichkeit nichts übrig bleibt, als ein raumloses, zeitloses, unerkennbares Ding an sich.

Dieser Lehre, bei welcher noch Niemandem wohl geworden ist, tritt das Widemann'sche Werk auf das Entschiedenste entgegen. Der Verfasser verfährt dabei durchaus analytisch. Er betrachtet und beschreibt alle erkennenden Functionen des Menschen mit größter Sorgfalt und Treue, wie ein Botaniker die Pflanzen und ein Zoologe die Thiere. Dabei wird als Mittelpunkt, gleichsam als Rumpf des menschlichen Erkenntnißorgans, hingestellt das Gedächtniß; alle anderen Functionen, der sinnlichen Wahrnehmung sowohl, als des abstracten Denkens, sind nur Glieder, die in das Gedächtniß Stoff einliefern oder daraus entnehmen.

Nachdem so der erkenntnißtheoretisch mögliche Inhalt des menschlichen Bewußtseins festgestellt ist, untersucht der Verfasser denselben auf seine Wirklichkeit oder Unwirklichkeit. Hierbei läßt er zwar gelten die Aprioritätt von Raum, Zeit und Ursache, ihrer Gewißheit und Allgemeingültigkeit wegen. Ganz unberechtigt sei aber die Kant'sche Folgerung, daß darum diese drei etwas bloß Gedachtes seien, das in Wirklichkeit den Dingen nicht zukomme. Gründe existiren unabhängig von dem durch sie Bedingten. Alles Erkennen hat zur Voraussetzung ein erkennendes Subject. Dieses letztere scharf betrachtet, ergeben sich Raum und Zeit als demselben wesentlich und wirklich eigen. Sie können also nicht das Erzeugniß des Denkens sein, gehen vielmehr demselben voraus. Auf diese hier nur anzudeutende Weise wird der Begriff der transcendentalen Realität gewonnen, also einer Wirklichkeit, die zugleich gegeben ist als Wissen, wenigstens der Möglichkeit nach, wie überhaupt der Verfasser sein System im Gegensatz zum Kant'schen Idealismus bezeichnet als transcendentalen Realismus.

Von der so bewiesenen Wirklichkeit des menschlichen Bewußtseinsinhaltes wird sodann der Schluß auf die Wirklichkeit

*) Karlsruhe, H. Reuther.

Digitized by Google

der äußeren Dinge unternommen, indem gezeigt wird, daß aus subjectiver Quelle sich die Anschauung äußerer Gegenstände nicht erklären lasse, daß vielmehr die passive Sinnesempfindung nicht denkbar sei ohne ein wirkliches erregendes Object — nicht bloß ein mystisches Kant'sches Ding an sich — und deshalb, nach dem Ausdruck des Verfassers, gar nichts übrig bleibt, als der empirischen Erfahrung zuzustimmen. Als beherrschendes Prinzip und zugleich als Schranke der objectiven Erkenntniß wird dabei ein neues Gesetz von der Correspondenz der gleichen Eigenschaften aufgestellt, wonach wir die Dinge erkennen vermöge der entsprechenden Eigenschaften, die wir selbst haben, z. B. die räumlichen Dinge vermöge unserer eigenen Räumlichkeit, und sicher Vieles von den Dingen uns entgeht, wozu wir die gleichen Eigenschaften nicht oder nicht mehr oder noch nicht besitzen.

Beim Durchlesen des Buches kann man sich des Epigrammes erinnern, welches Schiller vor beinahe einem Jahrhundert den Naturforschern und Transcendentalphilosophen zugerufen hat:

„Feindschaft sei zwischen euch! Noch kommt das Bündniß zu frühe.
Wenn ihr im Suchen euch trennt, wird erst die Wahrheit erkannt."

Mit der Kant'schen Lehre haben die Naturwissenschaften niemals sich zu stellen gewußt. Wenn ein Naturforscher seine klaren und bestimmten Ermittelungen über die Natur der Dinge, statt sie, wie gewohnt, als etwas Wirkliches zu geben, in's Kant'sche hätte übersetzen sollen, als bloß von der Erscheinungswelt geredet und sie zeigen als ein bloßes Erzeugniß des Menschenkopfes, wie schwer, ja unmöglich wäre ihm dies geworden. Mit der Widemann'schen Erkenntnißtheorie wäre wohl eher das von Schiller gewünschte Bündniß möglich. Der Verfasser zeigt allenthalben Hinneigung zu den exacten Wissenschaften. Ein besonders deutliches Beispiel dafür, abgesehen von der häufigen Polemik gegen Metaphysik und Spiritismus, ist die von ihm hergestellte Vereinigung des erkenntnißtheoretischen Causalgesetzes mit dem physikalischen Gesetze von der Erhaltung der Kraft, welches letztere als der eigentliche Inhalt des ersteren hingestellt wird. Eine Schwierigkeit bereitet indessen Widemann's Auffassung des Raumes als einer bloßen Form und Eigenschaft der Materie, nämlich ihres Nebeneinanders, so daß, wenn alle Materie wegfiele auch nicht ein leerer Raum übrig bleiben würde. Dies widerspricht einem Fundament der heutigen Naturerklärung, der Atomlehre, welche leere Zwischenräume zwischen den Atomen zur Voraussetzung hat. Denn wenn Raum und Materie sich decken, so müssen alle Theile der letzteren mosaikartig an einander gesetzt sein, wenn sie überhaupt noch von einander getrennt sind. So lange nicht gezeigt wird, wie diese Vorstellung zu vereinigen sei mit der Beweglichkeit und Veränderlichkeit der Materie, ist dieselbe zu beanstanden.

Vermag man nicht dem Verfasser bis an die Grenze seiner Ueberzeugungen zu folgen, so ist doch das Buch mit seiner neuen Behandlung und sicherlich richtigen Inangriffnahme eines Problems, das seit nahezu 300 Jahren die denkenden Köpfe beschäftigt hat, ohne Zweifel eine eigenartige Erscheinung. Wer nicht zurückschreckt vor dem schwierigen Gebiete der Erkenntnißtheorie, welches am nächsten der Mathematik verwandt ist und deren strenge Reize theilt, den erwartet keine leichte Lektüre, doch die Bekanntschaft mit einer Anatomie des menschlichen Erkenntnißorgans, welche weiter getrieben ist, als irgend bisher.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Mein Freund Minko.

Von H. Wernicke.

Ich sah ihn eines schönen Tages aus dem Kellerfenster steigen. Bei allem, was bejammernswerth ist, wie sah das Geschöpf aus! Die Rippen stachen förmlich durch sein schäbiges graues Röckchen. Auf zehn Schritte Entfernung konnte man jeden Knochen an seinem Skelett zählen. Das blendend weiße, frisch gebügelte Vorhemd, das er, einem Rest von Selbstachtung folgend, vorgethan hatte, trug nur dazu bei, seinen übrigen Anzug noch mißfarbiger und abgetragener erscheinen zu lassen. Er hatte ein blasses durchgeistigtes Gesicht von komisch-kläglichem Ausdruck, und die großen runden Augen blickten halb resignirt, halb verzweiflungsvoll in die Welt.

Er sah scheu und vorsichtig erst nach rechts, dann nach links, dann geradeaus und erblickte mich.

Ich saß nicht wie einst Friedrich der Große auf einem Brunnenrohr, sondern auf einem Baumstumpf und sann mißmuthig vor mich hin. Es war schlechte Zeit bei mir. Die Liebe hatte gelogen, die Freundschaft hatte gelogen, und ich war allein. Wißt ihr, was es heißt, sich nach den Wonnen der Liebe, nach dem reinen Glück der Freundschaft allein und verlassen zu sehen, bei Seite geschoben wie ein verbrauchtes Möbel, oder wie ein zum Ueberdruß gelesenes Buch, vernachlässigt und vergessen um neuer Freunde, neuer Bekanntschaften willen?

Wenn der Freund, die Geliebte uns verräth, uns plötzlich zurückstößt, so werden wir rasend vor Schmerz, wir toben, wir vergießen Ströme von Thränen, wir scheinen den Verstand zu verlieren und sinken endlich gebrochen zu Boden, doch, nachdem wir einige Zeit geruht haben, erheben wir uns wieder, wischen die letzten Thränen von unserer Wange und wagen uns von neuem in's Leben, zwar noch etwas matt, aber schon wieder mit neuen Liebeskeimen im Herzen, schon wieder nach neuen Freunden ausschauend.

Doch es gibt eine zweite Art uns los zu werden.

Unsere Freunde, an deren Beständigkeit wir felsenfest glaubten, fangen an, befremdend liebenswürdig zu werden, sie versichern uns ohne jede Veranlassung ihrer unwandelbaren Treue, (wißt, wenn der oder die Geliebte anfangen, ohne jedwede Veranlassung uns ihrer Treue zu versichern, so hat die Untreue bereits begonnen), sie drücken uns häufig und energisch die Hand, sie deuten beständig an, daß sie nach wie vor die größte Hochachtung vor uns empfänden, und während wir uns staunend fragen, wozu das Alles nöthig sei, entfernen sie sich allmählich vor unseren Augen, immer nach rückwärts blickend, immer noch freundlich winkend und grüßend, aber die Grüße werden seltener, das Lächeln flüchtiger und kälter. Dann sehen wir die, welche einst Alles darum gegeben hätten, uns nahe sein zu können, nur noch in der Ferne als nebelhafte Umrisse bis sie endlich ganz verschwinden, und wir uns allein finden in dem drückenden Schweigen unfreiwilliger Einsamkeit. Jetzt rasen wir nicht, wir toben nicht und verlieren nicht den Verstand, wir weinen vielleicht nicht einmal, möglich sogar, daß wir gähnen, denn die vielen Complimente haben uns ermüdet, aber die Langeweile, der Lebensüberdruß legen sich lähmend auf uns. Es ist wie eine chronische Krankheit, welche Jahre braucht um zu heilen. Wir gehen umher wie andere Leute, thun und sprechen wie sie. Aber wir fehlen nicht wie sie. Unser Gemüthsleben leidet an einer chronischen Verstimmung, und wir denken ernsthaft darüber nach, ob es nicht wohlgethan wäre, sich der düsteren Schaar der Menschenfeinde anzureihen.

So und nicht anders war es um mich beschaffen, als jenes dürre Gespenst langsam dem Dunkel des Kellers entstieg und — wie schon bemerkt — mich erblickte. Im ersten Augenblick erschrak der Kellerentstiegene bei meinem Anblick; er wollte sich wieder zurückziehen, doch entweder war er dazu schon zu schwach, oder es befiel ihn der Muth, welcher die Verzweiflung zu begleiten pflegt, er setzte den schon erhobenen Fuß wieder nieder und begnügte sich damit, mich mit erwartungsvoller Aufmerksamkeit anzusehen.

Meiner soeben geschilderten Gemüthsverfassung gemäß war mein erster Gedanke, mich durch einen Steinwurf von seiner störenden Nähe zu befreien. Aber wer hätte es über sich vermocht, auf ein so erbärmliches Geschöpf noch Steine zu werfen! Alles an ihm schrie: Hunger! Hunger! Hunger! und ich beschloß nach weiterer Ueberlegung, ihm statt Steine lieber Brot zu bieten. Ich holte aus der Küche eine wohlgefüllte Schüssel, welche der verwöhnte Mops verschmäht hatte, und setzte sie dem

Digitized by Google

armen Burschen dicht vor das runde Näschen. Er reckte dem Hals lang aus und schaute ungläubig auf die Schüssel, als hielt er Alles für einen Trug der Hölle; dann fuhr er mit heftigem Schnappen darauf los.

Er fraß, und ich staunte. Nie hatte ich einen ähnlichen Appetit beobachtet! Ich glaubte er würde niemals aufhören zu fressen. Seine kleine verschrumpfte Gestalt dehnte und blähte sich. Er wuchs förmlich vor meinen Augen, und je kleiner der Vorrath in der Schüssel wurde, desto größer wurde er. Ich staunte, und er fraß. Endlich war er satt. Er zog sich etwas von der Schüssel zurück und sah mich dankbar an. Habt ihr je den Dankesblick eines Thieres empfunden? Ah, da haben wir's! Ich wollte es gleich im Anfang sagen, aber immer kam etwas Anderes dazwischen: meine neueste Bekanntschaft gehört dem Thierreich an.

„Schadet nicht!" sagt hier vielleicht ein gutmüthiger Leser, und ein anderer, der gleich mir von Seinesgleichen getäuscht oder verlassen ist, lächelt ingrimmig und stößt durch die Zähne: „Mir gerade recht! Mit den Menschen bin ich nun fertig, versuchen wir es einmal mit den Thieren!" Er, der letztgedachte Leser, welcher ein gefühlvoller Mensch ist — denn nur gefühlvolle Menschen nehmen sich einen Treubruch zu Herzen — glaubt natürlich, daß er nie wieder einem Menschen sein Herz zu eigen geben wird. Lassen wir ihm diesen Glauben, der ihn tröstet und kehren wir zu dem jetzt nicht mehr ganz so mageren Gegenstand unserer Betrachtung zurück.

Derselbe schien freundliche Beziehungen zwischen sich und mir anknüpfen zu wollen, denn er erhob sich, krümmte den Rücken zu einer zierlichen Verbeugung und machte schließlich Miene, sich mir zu nähern. Aber ich habe Katzen nie leiden können. —

„Haha, von einer Katze also ist die Rede!" unterbricht der menschenfeindlich gesinnte Leser mit einem fürchterlichen Lachen; „von einer Katze also: diesem Symbol der Falschheit! Aber mir gerade recht, nur zu!"

Also ich habe Katzen nie leiden können, und deshalb that ich jetzt, was ich vorhin schon thun wollte, ich griff nach einem Stein. Diese Bewegung, die das Thier an frühere Erfahrungen erinnern mochte, verscheuchte es sofort. Es verschwand mit einem Satz im Keller, aus dem es gekommen war.

Aber es blieb von nun an im Hause, obgleich es weder dahin gehörte, noch zum Bleiben eingeladen wurde. Ich erkundigte mich bei meinem Hausgenossen, bei meiner Nachbarschaft nach der Herkunft des Thieres. Niemand wußte etwas von ihm oder hatte es je zuvor gesehen. Seine Vergangenheit war so dunkel und sein Auftauchen in meinem Hause so plötzlich, wie das eben nur bei einer Katze vorkommen kann.

Zuweilen verließ es den Keller und wagte sich in einer Anwandlung von Familiarität in's Haus. Dann wurde sofort von irgend einer Seite her ein handfester Gegenstand nach ihm geschleudert, oder die Köchin stürzte mit einem Besen aus der Küche, und ich sah, wenn ich in solchen Momenten zufällig auf den Flur trat, ein langes, graues Etwas mit der Geschwindigkeit des Blitzes aus der Hausthür schießen und verschwinden.

Nachdem man den Fremdling einigemale so lieblos behandelt hatte, verschwand er endlich ganz. Man sah ihn nicht mehr und glaubte, daß er ausgewandert oder irgendwo umgekommen sei. Uebrigens fühlte sich Niemand seinetwegen beunruhigt und nur die Köchin heftete noch zuweilen ihre Blicke mißtrauisch spähend auf die dunklen Winkel des Hausflurs und rief gebieterisch ihr: „Katz' raus!" ein Verlangen, dem die Gerufene nur darum nicht nachkam, weil sie nicht darin steckte.

Eines Abends kramte ich in der Bodenkammer zwischen alten Gerümpel. Da fiel mir ein Brief in die Hände. Er war an mich gerichtet, geschrieben vor Zeiten von einer einst so geliebten Hand. Der Himmel kann wissen, wie so etwas sich verkriecht, verschleppt wird, und dann irgendwie ganz unvermuthet wieder zum Vorschein kommt. Warum können wir uns nicht entschließen, solche Briefe sogleich zu verbrennen! Ich wollte ihn nicht lesen, aber ich las die Anrede, diese zärtliche, kindische, beglückende Anrede. Nachdem ich dieselbe gelesen hatte, konnte ich meine Blicke von dem Papier nicht mehr losreißen, und ich las weiter bis zum Schluß. O Gott! Versicherungen der Treue! einer unvergänglichen Treue, die auch mit dem Tode nicht enden, die Erde und Himmel überdauern sollte! Was würde die, welche den Brief geschrieben, sagen, was würde sie thun, wenn ich jetzt zu ihr eilte um ihr den Brief vor die Augen zu halten? O, sehr einfach! Sie würde freundlich und beruhigend lächeln, sie würde höfliche Worte sprechen, sie würde mir entschuldigend die Hand drücken und würde mich in aller Sanftmuth von der Ungerechtigkeit und meiner Thorheit Vorwürfe überzeugen. — Ach Menschen, Menschen! Was sind ihre Worte, und was sind ihre Betheuerungen!

Ich bedeckte das Gesicht mit den Händen und stöhnte, da war es mir, als wäre ich nicht mehr allein, etwas war bei mir. Ich sah auf und schrak unwillkürlich zusammen. Dicht neben mir stand die graue Katze. Sie bewegte leise den Schweif und sah mich an.

„Also hier," sagte ich, „hier hast du dich in Sicherheit gebracht, armes verfolgtes Thier!" Da ich selbst litt, so hatte ich Mitleid mit der leidenden Creatur.

Sie bewegte den Schwanz lebhafter und krümmte den Rücken. Der Umstand, daß ich nicht sofort den nächsten Gegenstand nach ihr schleuderte, beglückte sie augenscheinlich. Ich streichelte sie und sie gerieth in einen Taumel des Entzückens. Sie schnurrte so laut, daß es rasselte, schlug den Schwanz heftig hin und her, trat mit den Vorderpfoten auf und nieder, krümmte den Rücken und drängte sich an meine Füße, als wäre ich ein Magnet und sie das angezogene Eisenspänchen.

Hatte sie nicht auch ein liebebedürftiges Herz, dem die Zuneigung versagt wurde? War sie nicht auch zur Einsamkeit und Verlassenheit verurtheilt? „Gut", sagte ich laut, „die Menschen sind meiner überdrüssig geworden, so wollen wir beide jetzt Freundschaft schließen!" Ich ergriff ihre Pfote und schüttelte sie, um auf menschliche Art den Pakt zu besiegeln, aber das Thier hatte von menschlicher Höflichkeit bisher zu wenig kennen gelernt, um den Sinn dieser Ceremonie sofort zu verstehen. Es vermuthete eine neue Grausamkeit. Hastig riß es die Pfote an sich, und sausend verschwand es hinter einer großen Kiste. Aus dem dunklen Spalt zwischen Wand und Kiste sah es mich mit großen, grünen, angstvollen Augen an. Ich griff in das Dunkel und holte sie heraus. Sie ließ sich ruhig anfassen und leckte sich nur furchtsam die Lippen.

„Du hast Recht, dich zu fürchten," sagte ich, „wir Menschen sind fürchterlich genug, aber fortan soll dir Niemand zu nahe treten." Sie schnurrte erfreut, und ihre Sammetfüßchen stemmten sich vertrauensvoll in meine Hand. Ich bemerkte jetzt zum ersten Male, daß eins ihrer Ohren nur halb vorhanden, und daß ihr Schwanz mehrfach gebrochen und schief und knorpelig wieder zusammengeheilt war. Was mochte das Thier nicht Alles erfahren haben, ehe es den Weg in dies Haus fand! Von wie viel Gassenjungen mochte es mit Steinen beworfen, von wie viel Hunden verfolgt worden sein! Das gehetzte Thier und ich, wir paßten gut zusammen.

Ich nahm es vom Boden herunter und stellte es den Anderen als meinen Freund vor. Im Grunde hatte Niemand etwas dagegen einzuwenden, nur der Mops ließ aus seiner verfetteten Brust ein verdrießliches Grollen hervorquellen, und die Köchin sah sich gewohnheitsmäßig nach ihrem Besen um. Ich dachte daran, der Katze einen Namen zu geben. Ihrem Geschlecht nach hätte sie einen weiblichen Namen beanspruchen dürfen, aber ich wollte mit den Weibern nichts mehr zu thun haben, ich wollte nicht einmal an sie erinnert werden, und so sollte es ein männlicher Name sein. Nicht, daß ich die Männer besser und treuer befunden hätte, aber sie hatten mich nicht so tief verwundet, weil ich sie nicht so sehr geliebt hatte. „Du bist also ein Mann, und ich werde dich Minko nennen," sagte ich. Das kluge Thier bewegte zustimmend den Schwanz. Einem Philosophen wie ihm mußte es gleichgültig sein, welches Geschlecht und welcher Name ihm zu Theil wurde. Ich sagte also stets, wenn ich von ihr sprach, „der Kater" und „er", die ganze Nachbarschaft sagte „der Kater" und „er", und mein alter Nachbar zur Linken, wenn er sich in der Dämmerstunde mit den Armen auf den Gartenzaun legte, um mit mir zu plaudern, begann seine Unterhaltung jetzt häufig mit den Worten: „Wissen Sie, ich hatte auch einmal einen Kater —". Da es sich um meinen Nachbar zur Linken handelt (nicht um den zur Rechten), um den anständigen alten Andreas, so kann von einer bildlichen Auslegung des Wortes hier natürlich nicht die Rede sein. So ging Minko als Kater durch's Leben, und während der drei Jahre, wo ich ihn besaß, strafte kein Natureigniß meine Worte Lügen.

In jedem Verhältniß der Zuneigung findet Folgendes statt: der

Digitized by Google

Eine gibt sein ganzes Herz, der Andere nur einen Theil desselben. Das scheint die Natur so eingerichtet zu haben, damit zwei Wesen nicht völlig in einander auf und so der Ganzheit verloren gehen. In unserem Fall war es Minko, der sein ganzes Herz gab. Nie hat ein Hund, nie selbst ein Sklave seinem Herrn treuer angehangen. Er begleitete mich auf Schritt und Tritt, und ich brauchte mich seiner Begleitung nicht zu schämen, denn sein Aeußeres war jetzt keineswegs mehr schäbig zu nennen. Die Farbe seines Rockes blieb zwar immer etwas unscheinbar, aber da derselbe stets glatt und sauber gebürstet war, so machte er trotzdem einen recht anständigen Eindruck. Es war eher ein praktischer Haus- oder Straßenrock als ein Salonanzug, und das war es gerade, was er in meinem Dienst brauchen konnte, denn ich hielt mich sehr viel und in jedem Wetter draußen auf.

Promenirte ich stundenlang auf dem langen Mittelwege in meinem Garten auf und nieder, so ging mein kleiner Freund gemessenen Schrittes, ohne Ungeduld oder Ermüdung zu zeigen, währenddem vor mir her, sich manchmal verstohlen umsehend, ob ich auch noch dicht hinter ihm sei. Von Zeit zu Zeit blieb ich vor den Rosenstöcken oder vor den Stachelbeerbüschen stehen, um sie mit der Sachkenntniß eines Gärtners zu untersuchen, dann stand er neben mir, unbeweglich wie ein Steinbild und graziös wie ein Tanzmeister.

Saß ich traurig auf der Bank unter dem Fliederstrauch, grübelnd über die Vergänglichkeit des Glückes, so raste er an einem Baumstamm empor, blieb in halber Höhe desselben hängen und sah sich schwanzwedelnd nach mir um, als wollte er sagen: „Sieh doch meine Kunststückchen und werde wieder heiter.“

Zuweilen neckte er mich auch. Wenn ich ihn rief, huschte er in den dichten Spierstrauch, und ich sah nur seine spitzen Ohren und seine runden Augen herausgucken; wenn ich mich ihm näherte, verschwand er ganz in dem Buschwerk, und wenn ich mich wieder abwandte, stand er plötzlich dicht neben mir und rieb seinen schlanken Leib an meinen Füßen.

Nur unter einer Bedingung trennte sich Minko von mir, das war, wenn ich mein kleines Landhaus verließ, um mich zur Stadt zu begeben. Nichts in der Welt hätte ihn vermocht; mir dorthin zu folgen. Ich schloß daraus, daß er die Stadt zu gut kennen gelernt hatte, um sich noch zu ihr hingezogen zu fühlen, daß seine traurigsten Erlebnisse sich dort abgespielt hatten, und daß er ein Gelübde gethan, nie wieder die Grenzen jenes Schreckensortes zu überschreiten. Er begleitete mich bis zu dem Punkt, wo das frische Grün der Gärten aufhörte und die staubige Straße begann, dann verschwand er ohne zeitraubende Abschiedsceremonien durch die Stackete eines Gartenzauns, und ich hörte das Glöckchen seines Halsbandes noch eine Weile klingen. Kehrte ich zurück, so sah ich von fern ein schlankes, mit einem anständigen grauen Pantalon bekleidetes Bein sich durch den Gartenzaun schieben. Das Bein verharrte unbeweglich, bis ich ganz nahe gekommen, darauf folgte dem genannten Gliede der übrige Körper meines Freundes Minko, der sich in seiner ganzen Länge um meine Füße schlängelte, eine Art der Begrüßung, die mich mehr ansprach, als das halb mürrische, halb herablassende Grunzen des verwöhnten Mopses. Kurz, ich war zufrieden mit Minko, und Minko war zufrieden mit mir. Aber gibt es ein lebendes Wesen, das nicht seine Schwachheiten, seine Fehler hätte!

Ein Freund von mir (einer von Jenen, ihr wißt ja!) sagte einst: „Wenn ich einen Menschen erblicke, so gut, so edel, so tugendhaft, so ohne Fehl und Makel, so von Allen bewundert und geehrt, treibt es mich, den dunklen Punkt an seinem Charakter zu erspähen, denn ein dunkler Punkt ist da, das weiß ich, und ich ruhe nicht eher und schenke nicht eher mein Vertrauen, als bis ich den dunklen Punkt gefunden habe.“

Minko war kein Mensch und doch war der dunkle Punkt vorhanden; eines Tages entdeckte ich ihn.

Ich saß mit meinem Freunde auf der Gartenbank. Der Flieder duftete über mir, der Kuckuck rief aus dem nahen Walde, und die Nachtigall, welche die ganze Nacht gesungen, hob von Zeit zu Zeit die Stimme zu einem kurzen schläfrigen Triller. Eine Sperlingsmutter hüpfte mit ihrem Jungen über den breiten Weg, auf welchem Licht und Schatten mit einander spielten. Das Junge schlug unaufhörlich mit den Flügeln und öffnete ebenso unaufhörlich den Schnabel. Die geplagte Sperlingsmutter steckte in diesen Schnabel Alles hinein, was sie fand und genirte sich nicht, von meinen jungen Erbsentrieben die zarten Spitzen abzureißen, um den Magen ihres unersättlichen Sprößlings damit zu füllen. Minko beobachtete dies Treiben mit mir; plötzlich machte er einen Satz, seine Klingel tönte und die gewarnte Sperlingsmutter war im Nu mit ihrem fetten Jungen verschwunden. Minko sah ihnen verblüfft nach. Ich war entrüstet, empört und schämte mich für ihn. Minko kam zu mir geschlichen. Er sah mich unbefangen an und schmiegte sich um meine Füße. Ich griff in sein Fell und zog ihn in die Höhe.

„Räuber!“ rief ich, „elender Räuber! Wolltest du die Mutter dem Kinde, oder das Kind der Mutter entreißen!“

Minko machte ein tragi-komisches Gesicht.

„Ja, nur besehen!“ sagte ein kleines Mädchen meiner Bekanntschaft, als man sie ertappte, wie sie mit ihrem Zünglein in verdächtiger Nähe über einer leckeren Torte hing, die für ein Festmahl bestimmt war. „Ja, nur besehen!“ Und „ja nur besehen!“ sagte Minko's ganzes Behaben. Doch ich kannte kein Erbarmen. Ich schlug ihn, bis ich nicht mehr konnte und schleuderte ihn mit aller Kraft in die Büsche. Eine harte Strafe! Mich befiel die Reue. Warum hatte ich das Thier, das sich nicht wehrte, obgleich es sich hätte wehren können, so mißhandelt! Wer war denn mehr Thier, wer war grausamer gewesen, er oder ich?

Ich lockte ihn. Im Augenblick war er neben mir. Er schmiegte sich nicht an mich, er wedelte nicht mit dem Schwanz und sah mich auch nicht an, er schien zu sagen: „Du hast nicht als Freund an mir gehandelt, aber dennoch komme ich wieder zu Dir.“

Nie wieder sah ich ihn Vögel belauern oder nach ihnen jagen, und er war nach wie vor mein Freund, und nach wie vor ging ich den Menschen aus dem Wege. Aber in dieser Einsamkeit, ohne daß ich es wußte, genas ich. Ich dachte nicht mehr so oft an vergangene Stunden, ich fing an, den Augenblick zu genießen, und als ich den Mann, welcher immer auf der Suche war nach dem dunklen Punkt, in einer Gesellschaft begegnete, drückte ich ihm lächelnd die Hand und erkundigte mich theilnehmend nach seinem Ergehen und nach seiner Gesundheit. Ich brachte es sogar über mich, gewisse Briefe, eine blaue Schleife und eine vertrocknete Rose zu verbrennen. Minko saß daneben, und sein Gesicht drückte Billigung aus. Diese Gegenstände hatten längst seine Eifersucht erregt, denn wie Alle, welche wirklich lieben, war Minko eifersüchtig. (Als das bereits erwähnte kleine Mädchen meiner Bekanntschaft sich einst vertraulich auf mich lehnen wollte, sprang er zwischen uns und suchte es von mir fortzudrängen.)

Ich begann die herrliche Natur um mich zu genießen; die Erde war mir nicht länger ein Jammerthal, die Menschen fingen an, wieder meine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Ein wundervoller Frühling zog in's Land und schien Alles aufzubieten, mich der Freude wiederzugeben. Wie das duftete, glühte und sang! Aber wie, um das Gleichgewicht wieder herzustellen, und damit die Menschheit nicht zu übermüthig würde, änderte sich das Wetter und unaufhörliche schwere Regengüsse rauschten herab, Tag und Nacht goß es von oben mit solcher Macht, daß die Blumen zu Boden geschlagen und manche schöne Hoffnung auf ein Gartenconcert, eine Landparthie oder eine Gebirgsreise schonungslos vernichtet wurde.

Wenn das Wetter einen lichten Moment hatte, ging ich nach meiner Gewohnheit im Garten auf und nieder. In dem Spierstrauch saß ein brütendes Vöglein, und nach jedem schweren Guß sah ich nach, ob der Regen es nicht vom Nest geschlagen oder die Kälte es vertrieben hätte, ob es nicht einen geschützteren Zufluchtsort aufgesucht habe wie andere Vögel, aber immer noch sah ich das zierliche Köpfchen und die ausgebreiteten Flügel. Geduldig, heldenmüthig harrte es aus. Leonidas und seine Schaar können nicht tapferer, nicht unerschütterlicher gewesen sein. Ganz vorsichtig nur und von fern beobachtete ich es, um es nicht zu erschrecken. „Wer immer dich beunruhigen würde, du treueste unter den Müttern, er sollte es büßen,“ gelobte ich mir.

Nach ein paar schweren Wochen sah man vier Köpfchen unter den Flügeln hervorgucken. Endlich, endlich also wurde es für alle Qualen belohnt! —

Eines Abends war ich in der Stadt gewesen, in der lärmenden,

Digitized by Google

dumpfen, geschäftigen Stadt und eilte heim, um in der erquickenden Luft meines Gartens die Lunge wieder rein zu waschen. Mein erster Gang war zum Nest — es war leer und zerquetscht, ein paar zarte Federn hingen in den Zweigen. Wer! wer hatte das gethan!

„Das ist der Kater gewesen," sagte mein alter Nachbar, welcher jenseits des Zaunes entlang ging, um nach seinen Bienen zu sehen.

„Nein!" rief ich.

„Doch, doch, Herr —" er konnte meinen Namen nie behalten — „ich hab's von meinem Fenster aus gesehen. Meine alten Augen sind noch gut genug."

Minko stand neben mir. Er sah erst mich an, dann das zerstörte Nest, dann wieder mich. In seinen Augen spielte ein seltsames Licht; die Pupillen öffneten und schlossen sich. Er bewegte kaum merklich den Schwanz. Ich ging in das Haus um meine Büchse zu holen. Dieselbe in der Hand begab ich mich wieder in den Garten. Minko begleitete mich nach seiner Gewohnheit überall hin. Ich empfand nichts als Zorn und Empörung und das Verlangen, den gemordeten Vogel zu rächen.

Ich richtete den Lauf der Büchse auf Minko. Er wandte seine Blicke vertrauensvoll und neugierig auf das Mordinstrument und machte Miene, sein Näschen daran zu reiben.

Ich ließ die Waffe sinken. Was wollte ich thun? Hatte jemals ein lebendes Wesen mir so viel Liebe entgegengebracht, so viel Anhänglichkeit gewidmet! Schuldete ich ihm nicht Dank dafür, daß er bei mir blieb, als alle Anderen mich allein ließen! Sollte ich meinen Freund tödten, weil ich den dunklen Punkt an ihm entdeckt hatte!

Minko schnurrte und schmiegte sich an meine Füße. Ich bückte mich, um ihn zu streicheln. Da fiel eine zierliche Feder aus dem Strauch auf meine Hand. Meine Blicke wandten sich dem Nest zu. Armes standhaftes Vögelchen! Ich hob die Büchse und schoß! Ade, Freund Minko!

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Kollege Crampton." Komödie in fünf Aufzügen von Gerhart Hauptmann. (Deutsches Theater.) — „Helga." Schauspiel in fünf Acten von Hans Hopfen. (Lessing-Theater.)

Ein kahl und dürftig ausgestattetes Wartezimmer, ein Studio von persönlichstem Reiz und wundervoll subjectivem Duft, eine gute Stube mit billigem Bazargeräth und gleichgiltigen Kupferstichen, ein Ausgang mit Doppelthüren wie in schlechten Schwänken: das ist so etwa die Wohnung, in der Herr Gerhart Hauptmann nun sich eingerichtet hat, als Komödiendichter. Nur ein Gelaß ist bei dieser Aufzählung vergessen worden, von allen Räumen der köstlichste: eine enge, schmale Kammer, drin an der Wand ein echter Frans Hals hängt: ein verlumpter, verkneipter Künstler, der bei kümmerlich flackerndem Talglichte zur Laute eine italisch lüsterne Serenade girrt. Vor diesem prachtvollen Kerl, dem nicht die strotzende Genialität der Faune von Rubens, wohl aber die joviale Räkellaune des Lautenspielers von Hals aus hektischen Backen sprüht, da vergißt man schnell die Dürftigkeit des Wartezimmers, die Banalität der guten Stube und nur die abgetretene Strohmatte am Ausgange befremdet den Blick. Wo ein Kunstwerk zu sehen war, da klettert nicht gern man die Gesindetreppe hinab.

Allzu lange brauchen wir in der Wohnung uns nicht aufzuhalten, und so merkt denn nur das geschärfte Auge, wie eilig die Möbel zusammengestellt sind. Auch das verschlägt nicht viel, daß um einen Menschen nur Leute sich gruppiren und nichts als Leute. Denn zum guten Glück ist der eine Mensch gerade der Hausherr und erst, wenn der den Rücken kehrt, wird die Gemeinschaft der Ueberflüssigen unbequem. Der Hausherr ist der Kollege Crampton, den wir bei besserer Muße betrachten wollen, nachdem wir seine Erlebnisse kennen gelernt haben werden.

An der Kunstakademie ist er Professor, in Breslau, wie es scheint, denn sein Factotum, der Sancho dieses Don Quixote, jammert in schlesischer Lautfärbung über des Professors übernächtiges Bummelleben und erzählt uns von Schulden, Miseren, Gerichtsvollzieher. Crampton ist freundlich genug, diese Charakteristik eigenmündig zu ergänzen: statt jeder anderen Morgentoilette nimmt er ab und an einen Cognac, bestellt Bier und 'nen Harung im Salze und schimpft, einen wegen Bummelns relegirten Kunstschüler zu trösten, über die akademische Drillanstalt und ihre Anti-Kunst sich weidlich aus und über die Kollegen, diese Anstreicher und Zuckerbäcker. Dazwischen zeigt er uns einen Karton, dessen Konturen der große Genelli gerühmt hat, und pinselt an einem Bildchen der Schülerszene herum. Es erscheint seine jüngste Tochter und vertraut, angeblich dem relegirten Jüngling, eigentlich aber dem Publikum, ihre schwere Sorge um den Vater. Der aber hat an seinen chronischen Kater schon sich gewöhnt und ist heute noch besonders bierfidel, denn morgen soll der Herzog kommen, sein Herzog, der sein Talent erkannt und seine Bilder gekauft hat. Darauf wird dann rasch noch ein Extraseidel geleert, und das ist der erste Act.

Der Herzog soll kommen. Zunächst aber kommt ein Kneipwirth, dem um schnöden Sold der bedrängte Professor ein gambrinisches Reklamebild versprochen hat. Der Budiker mäkelt, der Künstler wirft ihn zur Thür hinaus. Denn der Herzog soll ja kommen. Ehe es aber so weit ist, schleppt erst der Relegirte noch seinen Bruder und Vormund herbei, der von des Mündels Aussichten etwas erschnappen möchte. Da kommt er aber an den Rechten; Crampton ist nervös, obenauf, angezecht auch und zum Prophezeien spürt er nicht die geringste Lust. „Bin ich 'ne Pythia? Sitze ich hier auf 'nem Dreifuß? Ob der Junge Talent hat? Weiß ich denn, ob ich selber Talent habe?" Und er wettert recht nach der Kunst, daß Herr Mendel gewiß zum Attestpapier greifen möchte und Menschen von weniger begrenztem Intellect an Schopenhauer sich erinnern, der in Frankfurt ja mal den Galeriediener fragte, ob er ihm denn nicht sagen könnte, wer er sei. Aber nun müßte, da die Kunstschüler in Reih und Glied schon geordnet sind, der Herzog doch kommen. Er kommt auch, aber nicht zum Professor Crampton, sondern zum Professor Kircheisen; dem Kollegen Crampton geht er vorüber, denn der ist, ein Amtschreiben verkündet's, wegen lüderlichen und kontaminirlichen Lebens von der Professur enthoben. Und nun erfährt er auch, daß seine Frau, der hochtrabende Engel, ihn spornstreichs verlassen hat, mitsammt den Kindern, und daß nur das Jüngste ihm bleibt, seine Gertrud. Die übergibt er, weil doch Alles versiegelt werden soll, der Obhut des Relegirten, und mit dem getreuen Dienstmann zieht aus dem heimlichen Studio er hinaus, das letzte Quartier zu suchen. Ist ihm nichts, ist ihm gar nichts geblieben, kaum die Ehr', nur das alternde Haupt. Und das ist der zweite Act.

Beim Fabrikanten Strähler, dem reichen Bruder des Relegirten, ist Gertrud untergebracht. Der Bruder ist gut, die Schwester ist gut und am besten ist Mäxchen, das neunzehnjährige Nesthäkchen, dem der Teufel glauben mag, daß er wegen Pedellprügelns von der Akademie gejagt worden ist. Gertrud ist ein Bischen bekümmert um den verschollenen Papa, an's liebe Mäxchen aber denkt sie sich wieder froh. Es wird viel „gedalbert", nach Fontanes paßlichem Wort, und am Ende bringt das Factotum Kunde vom vermißten Professor. Dem ist nämlich, wer's glaubt, wird selig, weder die Tochter noch deren Liebster nachgeschlichen. Eine Anmeldepolizei scheint's in Breslau auch nicht zu geben. Jedenfalls aber ist das der dritte Act.

Das Wartezimmer, das Studio, die gute Stube haben wir hinter uns und kommen nun zum Frans Hals. In einem Kämmerchen, hinter dem Zapfapparat einer Bierspelunke, sitzt Kollege Crampton und klopft mit zwei platten Burschen Scat. Um den Gläubiger sicher an der Leine zu haben, gab der Wirth Kost und Logis, Beleuchtung auch, 'nen Talgstumpf, und für süffigen Stoff sorgt Selma, die nette und honnette Kellnerin. So haust, noch immer nicht pythisch zwar, doch in qualmigem Nicotindunst, der mit Genelli einst um den Preis der Konturenführung ringen durfte. Aber immer fidel, so lange noch Bier da ist und Cigarren nicht fehlen. Aus der säuerlichen Kneipenluft schwingt das zarte Seelchen sich, Phantasie, auf: Dulcinea ist die schönste unter den Frauen, zur Mandoline erklingt eine heiße Canzonette, Bohemia, das Kunst-Zigeunerland, wird lebendig und dem geleckten Banausenthum öder Jugend liest der Kollege Crampton den Text. „Lesen! Ihr lest ja nichts. Kennt Ihr Boccacio? Zu gemein ist der Euch? Ja wohl, zu graziös, denn Euer Magen ist an Erbsen und Sauerkraut gewöhnt. Kennt Ihr Swift, Thakeray, Dickens? Was? Ja, nichts kennt Ihr, seid blöde und leer wie frisirte Puppenköpfe. Macht, daß Ihr fortkommt! Aber um acht erwarte ich Euch bestimmt zum Scat. Na, macht's gut!" Man hört den Dichter reden, zu seinen Stiefelputzern. Nebenan tafelt die Stubenmalerzunft und bittet um die Ehre, den berühmten Kollegen von der Kunst bewirthen zu dürfen. Warum nicht? Wenn das Bier nur gut ist. Auch ein Geschäft wird dem Umgetriebenen vorgeschlagen: in Görlitz soll er einen Concertsaal bemalen. Macht er auch, hat in der schmierigen Misere schon eine prachtvolle Vision. „Am Plafond ein Rundbild: der Naturlaut. Das Meer, das aufgewühlte, heulende Meer. In der Mitte ein Felsblock, den mit mächtigen Fäusten Giganten auseinanderreißen. Ein gewaltiger Feuerstrahl zischt hervor . . ." Wie die ehrsamen Tüncher darüber denken, erfahren wir nicht, denn schon ist Max da, der Retter, der mit umständlich bemühter Beredsamkeit den Meister zum Bruder schwatzt und zur Schwester, die er für sechshundert baare Thaler porträtiren soll. Großer Wuthausbruch gegen die Kleckser und den Kneipenwirth, theatralischer Abmarsch aus der Spelunke. Und das ist der vierte Act.

Meister und Schüler gingen gemeinsam fort, Kollege Crampton muß aber wohl unterwegs ein alkoholisches Bedürfniß gespürt haben, denn das Mäxchen findet noch Zeit, nach kurzem Gedalber sich Gertrud zu verloben und von Bruder und Schwester sein neunzehnjähriges Glück segnen zu lassen, ehe der Professor verblüfft sich in seiner alten Atelliereinrichtung zurechtguckt, die das Mäxchen, reich wie es ist, erstanden hat. Allgemeines Vergnügtsein, ein Viertelduzend Wortwitze, endlich, als mot de la fin, ein Gelöbniß: „Mit der Bummelei ist's nun aus, Junge, jetzt wollen wir arbeiten, wie die Kulis." —

„Allons travailler!" Das ist auch das Schlußwort von Zola's „L'Œuvre"; dort sagt es, als der arme Sonnenaufgangsucher Claude Lantier eingescharrt ist, der erdwüchsige Literaturarbeiter Pierre Sandoz zum Professor Bongrand, dem Akademiker, der in Paris etwa die Stellung des Breslauer Kollegen Crampton einnimmt, der auf die Drillanstalt

Digitized by Google

schimpft, auf die Jury und nur zwischen den Jungen sich wohl fühlt. Denen glaube ich, die werden an die Arbeit gehen; aber Crampton, der alte Süffel, an dem das Delirium schon leckt, der schon Pferde-Igel und Frösche tanzen sieht? Möglich wär's immerhin, daß in gemächlicheren Verhältnissen, ohne das englische Gerümpfe der klagenden Frau, er doch am Ende noch an Ordnung sich gewöhnt und an Ruhe. Möglich, aber nicht wahrscheinlich und von einem Charakterbruch, in usum serenissimi publici, ließe mit einigem Recht immerhin sich sprechen. Indessen —: wer bürgt uns denn dafür, daß Orgon nicht morgen einem neuen Tartufe in die öligen Schlingen geht, daß Argan nicht gleich wieder, in eingebildeter Krankheit, mit der Klystierspritze das Haus tyrannisirt? Eine harte Lehre hat auch der Kollege Crampton empfangen und über die lächelnde Gläubigkeit seines Dichters könnte ich noch hinweg, wenn die abgetretene Strohmatte nur und die blanke Treppe nicht wäre. Dieser letzte Act nämlich fügt sich in jede Kindergeschichte ein, in jedes conte bleu, wo durch die Märchenprinzen aller Noth ein Ende gemacht wird. Der Märchenprinz ist hier der reiche Jüngling mit dem guten Brüderlein und dem sanften Schwesterlein, dem seine angenehmen Finanzen gestatten, eins, zwei, drei, Alles in Ordnung zu bringen. Ich aber gestatte mir die Frage: Was wäre aus dem Kollegen Crampton geworden, wenn er den Reiter nicht getroffen hätte? Und man trifft ihn doch nicht an jeder Straßenecke. Die Charakterkomödie fordert unerbittliche Konsequenz; darüber sollten die Herrchen lieber nachdenken, die mit dem Hausirbündel immer hinter Herrn Hauptmann einherhasten, anstatt blitzdumm und unverschämt eins gegen Scribe zu faseln, der so gepudelte Arbeit nie abgeliefert hat, wie die schlechteren zwei Drittel des Kollegen Crampton sind.

Der große Name des Molière wurde ausgesprochen, nicht ohne bestimmte Absicht. Erst aber will ich ihm feierlich Abbitte leisten, denn der Vergleich hinkt auf beiden Füßen: Orgon und Argan sind zwei arme Narren und werden durch Gewaltkuren geheilt, durch die drohende Verführung und durch die enthüllte Erbschleicherei der Frau; Crampton aber ist ein Kranker, nicht in der Einbildung nur, nein, ein physisch schwer Belasteter, den man durch einen Gobelin-Rückkauf nicht noch durch eine Moralpauke kurirt. Der moralisch befriedigende Schluß des Herrn Hauptmann ist künstlerisch unbefriedigend; anstatt es zu krönen, köpft er das Werk. Von Molière aber ist der Herr Hauptmann ausgegangen und ihm werden den jungen Schlesier seine Chorknäbchen sicherlich vergleichen. Ein Glück nur, daß der sympathische Dichter unendlich viel klüger und bescheidener ist als seine larmende Herde, vor deren Geblöke er sich bis in's Riesengebirge gerettet hat.

Zwei Jahre war der kleine Jean Poquelin jung, da schrieb, 1624, ein anderer Schlesier in sein Buch von der deutschen Poetery: „Die Komödie besteht in schlechtem Wesen und Personen: redet von Hochzeiten, Gastgebotten, Spielen, Betrug und Schalkheit der Knechte, ruhmräthigen Landesknechten, Buhlersachen, Leichtfertigkeit der Jugend, Geitze des Alters, Kupplerey und solchen Sachen, die täglich unter gemeinen Leuten verlaufen. Haben derowegen die, welche heutiges Tages Komödien geschrieben, weit geirret, die Kayser und Potentaten eingeführet; weil solches den Regeln der Komödien schnurstracks zuwider leuft." Man braucht nicht für Martin Opitzen aus Bunzlau zu schwärmen, um in seiner lehrsamen Aesthetik das Recept des Molière wieder zu finden. Solche Sachen, die täglich unter gemeinen Leuten verlaufen, hat auch er seinen Komödien zu Grunde gelegt und auf diesem Wege mußte er Typen eher als verwickelten Individuen begegnen; „vor Kaysern und Potentaten" hat er sich weislich gehutet, obgleich — oder weil — er sie in der Nähe sah. Er griff häufig in ein Wespennest, doch, wenn er griff, dann griff er fest und räumte ordentlich auf mit dem Gekröch. Darum steht neben Tartufe Herr Loyal, neben dem Geizigen der Wucherer und die Kupplerin, neben dem Doctor Purgon der Apotheker Fleurant und Diafoirus Vater und Sohn. Keine Persönlichkeit ist vernachlässigt, auch die auf deutschen Bühnen nur verhunzten Liebespaare nicht, und jeder Charakter, mit alleiniger Ausnahme der zur resoluten Hausdienerin umgewandelten Colombine, steht im Lichtkreise des thema probandum.

Neben dem Professor Crampton gähnt eine Wüste. Das Factotum, Leporello halb und halb Sancho Pansa, könnte auch bei der nächstbesten Couleur als Wichsier einspringen oder dem unseligen Kean Souffleurdienste thun; von subalterner Verbummelung keine Spur. Und die Tochter —, ja, wie kommt dieser Vater und diese mit seiner Absicht nur aus der Entfernung gezeigte Mutter zu solchem Kinde? Höchst spitzig würden's die vereideten Realisten den armen Franz Schönthan fragen, der aus erstaunten Augen nun auf die Nachsicht blickte, die den Kollegen Hauptmann empfing. Aber von Realismus darf man, im Unsinne der Allerneuesten wenigstens, bei dieser Komödie überhaupt ja nicht reden, die mit alten Possenfiguren, mit Märchenprinzen und ebenso guten wie physiognomielosen Leuten leichthin wirthschaftet. Unsäglicher Verachtung voll, hätte Herr Hauptmann „vor Sonnenaufgang" solche Schönfärberei und Convention erschaut: einen Alkoholiker ohne konträre Sexualempfindung und der auch nicht ein Bischen rülpst; einen Jüngling, der, mir nichts, dir nichts, *als gäbe es keine Vererbung*, die Alkoholistentochter heimführt; eine *trällernde Kellnerin* ohne Kasernenzukunft und sozialen Jammer; Künstler und Tüncher, die kreuzvergnügt malen und malen lassen, ohne den kollegialen Klüngel, von dem doch ein garstig satirisch Lied sich singen ließe, anders als mit witzigen Pointen zu streifen! Nein —: wenn ich schon einmal mich der Hauptmanngarde eingegliedert hätte, dann würde ich auch diese Komödie als eine Verirrung tadeln, nach Herzenslust. Aber der Kollege Rosendorff von den „Neuesten Nachrichten" hat schon Recht: an einer Heilandkrippe fehlt ein Langohr nie; und immer, wohin auch der messianische Lauf sich wende, schallt ihm billigend, glückselig es nach: I-A!

Wer in unbefangener Sympathie bisher dem Reiferwerden des Herrn Hauptmann gefolgt ist, der muß den Eindruck gewinnen, daß dieses feinste und ernsthafteste unter den deutschen Talenten beim Kollegen Crampton sich ausruhen wollte. In strotzendem Bühnenleben war Molière ihm entgegengetreten; an dem lustspielerischen Jammer, der durch Witzhascherei den Humor und den komischen Charakter durch komische Requisiten zu ersetzen sucht, mochte er genippt haben und in bestimmter Neigung und Abneigung warf er flüchtige Bilder auf's Papier, ohne mit der sonst geübten Spinnentechnik lange erst sich zu quälen. Die delikaten Reize der „einsamen Menschen" sucht so man vergebens, aber die Kunst Hauptmann's die sonst wohl schwitzte, hat einen leichteren Tanzschritt erlernt und freier regt sich und froher der Humor. Freilich: die Erfindung blieb ärmlich und Crampton, der in einer Novelle als ein stattlicher Nachfahre von Swift's und Dickens' kräftiger aufgeschossenen Gestalten fortleben könnte, wird auf der Bühne leider wohl nicht heimisch werden, weil Hauptmann nun einmal kein Coulissenmaler, sondern ein Miniaturist sein muß, weil er selbst hier, wo er dem Bühnenanspruch jegliche Concession machen möchte, in der Wirkung weit hinter dem heißen Athem und der packenden Kraft eines weniger geistvollen Theatertalentes wie etwa Wildenbruch zurückbleibt. Und auch der Beobachtung scheinen, der Anschauung, enge Grenzen gesetzt; über gebrochene Existenzen, über rückgratschwache Genies und die Poesie der Verkommenheit hat uns der Dichter noch nicht hinaus geführt und mitsammt seinem Dienstmann sieht der Kollege Crampton dem Vater und dem Hausknecht des „Friedensfestes" beinahe beängstigend ähnlich. Dort ist er tragisch, hier tragikomisch angeschaut; an und für sich ist eben nichts weder tragisch noch komisch, — das Denken, die Betrachtung macht es erst dazu.

Mit ihren Mängeln und Leichtfertigkeiten erhebt die Tragikomödie doch himmelweit sich über die Eintagsfabrikation unserer Bühnenhandwerker. Die kann man nicht gering genug schätzen, nicht entschieden genug aus der Kunst wegscheuchen und der Literatur, mit denen sie nichts als die äußerlichsten Aeußerlichkeiten gemein haben. Weil ein Termingeschäft zufällig nicht in Kaffee, sondern in Schwänken abgeschlossen wird, scheint es mir nicht beträchtlicher. Wenn aber die Kritik überhaupt einen Zweck hat, — manchmal zweifle ich daran —, dann kann es nur der sein, Grenzen festzustellen und auf den Geschmack zu wirken. Man soll Herrn Hauptmann von der Blumenthalgruppe sondern, die — nach ihres Häuptlings höchsteigenem Worte — die Hofnarren Sr. Majestät des Publikums abgibt; aber man soll auch beileibe ihn nicht zu Molière stellen, der jetzt bald dreihundert Jahre lebt und in diesem Winter von Ganzberlin, welche Ehre, entdeckt wird.

Von den rasch bemalten Komödienblättern des Herrn Hauptmann ist eines nur kostbar, das den Kopf des Kollegen Crampton trägt. Die Gestalt ist nicht neu, gewiß nicht; das Genie von vorgestern, das mit anderen auch das Vorrecht alkoholischer Benebelung anspricht, ist nicht ganz selten abgezeichnet worden, in der Bohêmezeit schon, von Murger und dem alten Dumas, früher von Jean Paul und Gogol, später von Daudet und Ibsen. Crampton gibt auch keineswegs den concentrirten Typus eines ganzen Standes, wie Kean den alten und Delobelle den neueren Komödianten gibt; mit Ibsens unsterblichem Hjalmar verglichen, von dessen allzumenschlichem Photographentemperament jeder nicht ganz brutale Zweifüßler mindestens ein Gran in sich trägt, würde er dünn erscheinen und unmodern. Aber unmodern soll er auch sein, der Freund Genelli's, der auf seinen Mänaden-Karton so stolz ist und dessen Mephistobildchen fast wie ein zierlicher Ehrentraut aussieht. Und er ist so hinreißend individuell, er sieht, in manchem Moment, einem echten Genie so ähnlich, daß dieses Werk wirklich seinen Meister lobt. Wer den Kollegen Crampton in seiner Kneipenbude gemalt hat, der ist Einer und bei dem können die Willy Janikow mit ihrer albernen Geniepose das Schämen lernen.

Daß in unserem Lustspiele endlich wieder eine nicht nur platt komische Figur, sondern eine Schöpfung echten Humors erschien, der — nach Jean Paul's Definition — als „das umgekehrt Erhabene das Endliche durch den Contrast mit der Idee vernichtet, gewiß, das ist ein Ereigniß; aber eines, das mehr unsere Macherbühne schänden als Herrn Hauptmann ehren kann. Wo blieb denn die starre Verzückung, als es Fontanes Mutter Dörr und Pauline Pittelkow zu bewundern galt, die mit gleicher plastischer Kraft, doch mit bescheideneren Mitteln gewiß nicht weniger lebendig gemacht sind. Es ist heute unendlich leicht, auf dem Theater zu singen; gleich heißt der ein weltenbewegendes Genie, wem einmal ein intimes Bildchen gelang. Die Weltenbeweger aber sind nicht gar so dicht gesät und man soll ihren Namen nicht unnützlich führen.

Als ich Rossi den Kean, Coquelin den Don Cesar von Bazan spielen sah, da wehte aus diesen verstaubten Schmökern beinahe auch geniale Luft mich an. Ob Georg Engels erst in den Karton des Dichters die kräftige Farbe brachte? Dieser Meister der Karikatur hat mit einem Sprunge die Führung moderner Menschendarstellung genommen. Außer Reicher's „Vater" und Johannes Vockerath wüßte ich diesem Kollegen Crampton nichts an die Seite zu stellen, nichts, auf allen deutschen Bühnen.

Herr Hopfen war nicht so vom Glück begünstigt: was an seiner „Helga" noch zu verderben war, viel war's freilich nicht, das verdarb Fräulein Reisenhofer redlich. Wie kann man dieser Dame, auf deren Schönheit das abscheuliche Wort „pikant" einmal paßt, eine naive Unschuld aufbürden, die ein müßiger Bummler in Handumdrehen knickt? So erfahrene Augen schrecken wohl auch den Frechsten. — Ueber Herrn Hans Hopfen möchte ich nicht gern schlecht sprechen. Er ist einer unserer angenehmsten Erzähler, er ist immer temperamentvoll, fast immer naiv und oft graziös. Im ersten Theil des Romans „Robert Leichtfuß" hat er mit glücklichster Laune und flotter Phantasie einen Bummelkollegen des famosen Crampton geschildert und dieser Leichtfuß könnte sich sehen lassen, wenn er nicht in das Berliner Thiergartenviertel verschlagen worden wäre, zur getrüffelten Meyerei. Auch Hans Hopfen scheint beinahe

Digitized by Google

ein Bischen „verdorben zu Berlin“, sonst hätte er nicht die widerwärtige Hintertreppengeschichte von dieser Helga —

Aber das technisch und sittlich empörende Schauspiel wird ja verschwunden sein, bevor diese Warnung gedruckt ist. Deshalb will ich auf einen Punkt nur rasch noch aufmerksam machen. Abermals, wie schon so oft, wird uns der Jammer eines widerwillig verführten Mädchens gezeigt und feierlichst werden wir zum Mitjammern eingeladen. Das wird nachgerade langweilig und es scheint mir nöthig, endlich einmal zu sagen Das gibt's nicht, meine Herren Hopfen und Genossen! Das schwache Geschlecht kann recht stark sein, wenn es will; aber — es will nicht immer. Ich lese jetzt gerade ein sehr merkwürdiges Buch, das im fünfzehnten Jahrhundert von dem gelehrten Spanier Loys Vivès geschrieben und im sechszehnten Jahrhundert von Pierre de Changy aus dem Spätlateinischen in's Altfranzösische übertragen worden ist. In diesem unglaublich interessanten „Livre de l'institution de la femme chrestienne“ habe ich einen Satz gefunden, der denen vom Stamme der Helga in's Poesiealbum gehört: „L'amour ne se peult extorquer, n'avoir que par pur et voluntaire consentement; pour ce fault remémorer que l'on n'a excuse sur le dyable, sur les poursuites, dons, présens, prouesses ou menaces. Car le mal ne peult venir que de ta propre volupté, par laquelle tu as accepté et receu les occasions, quoy que tu te retire de l'opération.“

Der alte Spanier kannte die jungen Weibsen. M. H.

Neide's: „Vitriol.“

In der Stadtbahn saß mir ein Bekannter gegenüber, der ununterbrochen den Kopf schüttelte und finster vor sich hin sprach. Mir kam das bedenklich vor. Denn sonst hatte ich den Mann stets in heiterster Gemüthsverfassung getroffen.

Endlich schien es mir doch angezeigt, den scheinbar schwer Betrübten zu fragen, was ihm fehle.

Er sah mich lange Zeit prüfend an. Dann schüttelte er wieder den Kopf: „Nein, ich kann's nicht sagen!“

„Ich will meinen Trost Ihnen nicht aufdrängen, aber wenn freundlicher Zuspruch Ihnen dienlich sein kann . . .“

„Mein Gott, ich habe mich zu fürchterlich blamirt!“

„Womit?“

„Ich habe mich immer für einen von denen gehalten, die alle werden — das heißt, ich hielt mich nicht für einen von denen, die nicht alle werden — Sie sehen, ich bin noch ganz verwirrt!“

„So so, also Actionär des Kaiser-Bazars?“

Ich setzte meine mitleidvollste Miene auf.

„Wenn's nur so 'was wäre! Daß ein Geschäftsmann einmal Geld verliert — darüber muß er sich hinwegsetzen. Das wirft mich nicht um. Nein, mir ist's viel schlimmer ergangen. Ich habe die größte Dummheit meines Lebens hinter mir. Denken Sie: Ich habe fünfzig Pfennige, runde, volle fünfzig Pfennige für die Besichtigung des Bildes »Vitriol« von Emil Neide gezahlt! . . .“

Er stierte vor sich hin und schüttelte den Kopf weiter.

Ich fand keinen Trost für ihn.

„Hat Sie denn Jemand in das Ausstellungslocal hinein- oder herausgehen sehen?“

„Genau weiß ich es nicht. Hinein ging ich ganz offen, in meinem Unverstande. Ich habe mich gar nicht umgesehen. Heraus bin ich gestürzt, wieder ohne mich umzusehen. Sie können sich nicht vorstellen, wie mir zu Muthe war . . . Sehen Sie mein graues Haar . . Ich habe mein ganzes Leben danach gestrebt, für einen kunstverständigen Menschen zu gelten . . . Und mir muß so 'was passiren: fünfzig Pfennige für »Vitriol«!“

„Aber erzählen Sie doch, was Sie sahen!“

„Sie können sich keine rechte Vorstellung von der Sache machen, wenn Sie es nicht selbst gesehen haben. Es ist geradezu ergreifend. Zwischen dem Café National und einem Laden, welcher nach dem großen Plakat am Schaufenster der Firma „Konkurs“ gehört, findet sich das Ausstellungslocal. Von Außen sieht es ganz so aus, wie jede andere Trödelbude. Ein paar mittelmäßige Bilder, darunter in der Mitte eine Venus aus dem Café nebenan, ein paar Vorhänge und dergleichen mehr. Im Laden selbst steht eine Kasse, an welcher ein junger Mann das Eintrittgeld abnimmt. Er ist das Opfer des Vitriolattentates. Er trägt den Arm in der Binde, eine große Wattebausche auf der Stirn, er sieht elend und verzweifelt aus. Wahrhaftig, der Realismus geht weit in unseren Tagen. Es ist nicht etwa ein sichtbar hervorragendes Beispiel einer Menschenart, dieser von seiner Verlassenen gekennzeichnete junge Mann, im Gegentheil, er macht den Eindruck betriebsamer Mittelmäßigkeit, eines weder in Tugend noch in satanischen Künsten, weder in Weisheit noch Leichtfertigkeit ausgezeichneten Erscheinung. Er nimmt das Geld gleichgültig, mit der Miene eines Commis von Rudolf Herzog oder Cordes an. Man merkt ihm von der Seelenerregung, welche ihn durchzucken muß, nichts an. Er ist auch gar nicht gemalt, wie die Reklamen verkünden, er ist ein ganz leibhaftiger Mensch, vielleicht aus Königsberg, wie Herr Neide selbst!

Nachdem ich mir ihn eine Weile stumm angesehen hatte, frug er mich, ob ich das Bild nicht sehen wolle? Ich sagte erstaunt, ob man für die fünfzig Pfennige noch mehr Kunst genießen könne, wie sein traurig entstelltes Gesicht. Da lächelte er bedeutungsvoll, hob einen Vorhang in die Höhe und schob mich in einen dunklen Raum, eine schwarz ausgeschlagene Todtenkammer. Nur nach zwei sich gegenüberstehenden Seiten öffnete sich der Blick in's Helle, und nach beiden Seiten sah man dasselbe: Einen Park, Treppen, die vom fernen Schloß herab führen, einen Kürassirlieutenant, der eine junge, elegante Dame im Arm hält und ihr lebhaft zuredet, vorne eine zweite Dame im Reisekleid, die hinter einem Baum stehend, Versteck spielt. Ich errieth nicht gleich, warum sie ein so böses Gesicht mache; ich hatte dazu auch keine Zeit, denn zwischen den beiden gleichen Bildern stehend, den von vorn und hinten auf mich zuschreitenden ganz gleichen Paaren den Weg vertretend, wollte ich etwas Platz machen und stolperte dabei höchst unglücklich in der Dunkelheit rings um mich über ein paar Stühle weg.

Da — ich werde den Schreck nie vergessen — ertönt aus der schaurigen Nacht der Todtenkammer eine Stimme an mein Ohr: »Wollen Sie vielleicht ein Opernglas?« Erst langsam fand ich auch den Athem dies abzulehnen. »Sehen Sie, wie kunstvoll dieses Bild gemalt ist: Auf dem Küraß des Lieutenants spiegelt sich der Kopf der blonden jungen Dame!« Wirklich — er that es. »Und sehen Sie hier« — und sie drehte mich mit sanftem Drucke um — »hier, das ist man bloß ein Spiegel. Aber da können Sie das ganze kunstvolle Gemälde noch einmal sehen: Auf dem Küraß des Lieutenants spiegelt sich der Kopf der blonden jungen Dame! So haben Sie den Kopf vier Mal!«

Vier Mal für fünf Groschen! Ich hatte genug. Der Vorhang hob sich, ein anderes Opfer trat in die Todtenkammer. Ich benutzte die Gelegenheit zu flüchten. Der junge Mann mit dem verbundenen Kopf, der gar nicht der Kürassirlieutenant in Civil war, wie ich mir eingebildet hatte, der also wohl auch mit der ganzen Vitriol-Affaire keinen anderen als einen geschäftlichen Zusammenhang hat, sah mich mit einem Blick an, dem ich die Verachtung anzumerken schien. Ich aber stolperte zur Thüre hinaus, ohne Rücksicht auf meine Reputation als Kunstkenner, schreckensbleich, zitternd — mir schlottern jetzt noch die Glieder . . . . . Diese Königsberger Kunst ist fürchterlich . . .“

„Station Zoologischer Garten! rief ich aus. Ich muß aussteigen — bedaure ungemein . . .“

„Schon Zoologischer Garten . . . Ich wollte ja Bellevue aussteigen. Aber was hilft's — ich muß noch eine Weile sitzen. Es ist dies ja der Nordring-Zug. Bis ich wieder in Bellevue ankomme, wird sich das Zittern in den Beinen gelegt haben . . .“

Ich hatte die Thüre zugeschlagen. Er öffnete aber noch das Fenster und rief mir nach:

„Herr Doctor — um Gottes willen — nennen Sie Niemand meinen Namen, wenn Sie von meinem Abenteuer erzählen . . . Ich bin gestraft genug!“ C. G.

Notizen.

Richard Wagner, eine Skizze seines Lebens und Wirkens. Von Franz Muncker. (Bamberg, Buchner.) Die rührige Verlagshandlung handelt sehr einsichtig, als sie den verdienten Münchener Litterarhistoriker mit der Abfassung des vorliegenden Buches betraute. Franz Muncker's früher veröffentlichte Arbeiten auf verwandtem Gebiete, wie auch seine gesammte bisherige in wissenschaftlichen Kreisen nach Gebühr gewürdigte Fachthätigkeit boten von vornherein die Gewähr dafür, daß — was man auf dem Gebiet der Wagner-Litteratur so selten erlebt — nicht der überschwängliche, kritiklose Enthusiasmus, sondern die ruhige, sachliche Darlegung zu Worte kommen würde. Muncker hat gezeigt, daß sich ein in den Bahnen der historischen, streng das Zufällige vom Wesentlichen scheidenden Methode bewegender Vortrag ganz wohl mit dem Ausdruck warmer Begeisterung für den zu behandelnden Gegenstand verträgt. Der überreiche Stoff ist bei straffer Zusammenfassung klar disponirt, den Beziehungen zur allgemeinen Zeitgeschichte vollauf Rechnung getragen und vor Allem das Verhältniß der Werke Wagner's zu den vielfach verzweigten litterarischen Quellen mit liebevollem Verständniß erörtert. Die Analyse der einzelnen Schöpfungen ist, besonders nach der dramatischen Seite hin, mit Gewissenhaftigkeit und freier Einsicht in das Wesen des Gesammtkunstwerkes durchgeführt; das Verhältniß des Meisters zu bedeutenden und fesselnden Persönlichkeiten der Mitwelt, wie zu König Ludwig II., Franz Liszt und zu jüngeren Freunden mit umsichtiger Verwerthung des vorliegenden Materiales an Briefen mit biographischen Studien beleuchtet. Besonderen Dank verdient der Freimuth, mit welchem Muncker sich über die der Ausbreitung des ächten Wagnerischen Kunstgeistes so hinderlichen, in der Pflege eines einseitig-engumgrenzten Cliquengeschmacks verzopften „Bayreuther Blätter“ ausspricht. Ebenso zeugt es von einem gesunden Unabhängigkeitsgefühl, wenn der Autor bei Gelegenheit des offenen Briefes „Ueber Franz Liszt's symphonische Dichtungen“ sagt, daß Wagner in demselben auf die Fragen nach dem musikalischen Gehalt, nach der Stärke der thematischen Erfindung, der harmonischen Ausführung nicht genauer eingegangen sei. Dem Urtheile, welches Muncker über den Fortgang der Bayreuther Bühnenfestspiele seit Richard Wagner's Tode fällt, kann sich Schreiber dieser Zeilen nicht anschließen. Der aufrichtige, unabhängige Musiker wird willig anerkennen, daß sich die Leitung der Spiele mit Hingebung der gestellten Aufgabe widme, aber anderseits nach Pflicht und Gewissen darlegen müssen, daß gegenwärtig die vom Dichtercomponisten aufgestellten idealen Forderungen nur in sehr eingeschränktem Maaße erfüllt werden. Hoffentlich wird Muncker, wenn er, wie es lebhaft zu wünschen ist, seine Skizze zu einem noch auf breiterer Grundlage unternommenen Werke erweitert, auch den letzterwähnten Punkt mit derjenigen Objektivität

Digitized by Google

behandeln, welche im Uebrigen das vorliegende Buch so vortheilhaft von den Erzeugnissen der voreingenommenen Tendenzschreiber unterscheidet. Der Stil ist flüssig und gewandt. Die vielfachen, sauber ausgeführten illustrativen Beigaben, die unter Anderem verschiedene Wagnerportraits und eine Anzahl Decorationsskizzen zum „Ring des Nibelungen" und zum „Parsifal" bringen, empfehlen das Buch, bei billigem Anschaffungspreis, noch besonders als Weihnachtsspende. Das beigebundene Probebild aus Casati's „Aequatoria" möchte für weitere Auflagen entbehrlich sein; Richard Wagner, welcher in seinen letzten Lebensjahren eine gewisse theoretische Vorliebe für den Vegetarismus bekundete, würde über die sich augenscheinlich zur Verspeisung eines Menschenfilets (sauce Périgord) anschickenden Kannibalen nicht gerade erbaut gewesen sein. — p.

Catalogue méthodique des Revues et Journaux parus à Paris jusqu'à fin 1891, suivi d'une table alphabétique, publié par Albert Schulz. (Paris, Schulz.) Dieser Catalog gibt zum ersten Male in methodischer Ordnung eine klare Uebersicht aller in Paris erscheinenden Journale und Zeitschriften, ca. 150 Nummern. Er enthält den genauen Titel eines jeden Journals, das Gründungsjahr, die Erscheinungsweise, die Adresse des Verlegers oder der Administration und den Abonnementspreis für Paris, die Provinz und den Weltpostverein. Die Stadt der Welt, wo die Presse am meisten dem Wechsel unterliegt, ist zweifelsohne Paris. Eine geringe Summe ist erforderlich, um allmonatlich oder auch noch häufiger eine Zeitschrift auf gutem Papier und in gefälligem Umschlag herauszugeben. Es ist also erklärlich, daß täglich eine oder mehrere neue Zeitschriften entstehen. In erster Linie zählen wohl die literarischen Blätter, welche oft bereits nach 4—5 Nummern wieder eingehen. Einige Liebhaber sammeln sorgfältig diese Blätter, die zuweilen die ersten schriftstellerischen Versuche eines später berühmten Namens enthalten. Neben diesen Blättern erstehen noch eine Menge anderer, zumeist commerziellen oder finanziellen Zwecken gewidmet. Auch diese, die Reclame-Organe der betreffenden Bank- oder Geschäftshäuser haben ein mehr oder minder langes Dasein. So registrirt das Annuaire de la Presse française in seinem letzten Bande 671 neue Journale, von denen 317 im gleichen Jahre aufgehört haben zu erscheinen. Es ist daher nicht möglich, ein durchaus vollständiges Verzeichniß der Pariser Zeitschriften zu geben. Es kommt noch hinzu, daß manche Blätter unter verschiedenen Titeln erscheinen, wie z. B. einige Bibliographien. Ein Lederfabikant hat — nach dem Annuaire — im vorigen Jahre eine Zeitschrift herausgegeben unter nicht weniger als 58 verschiedenen Titeln, die somit sein ausschließliches Eigenthum geworden sind.

In Dingsda. Von Johannes Schlaf. (Berlin, S. Fischer.) Seit dem Mißerfolge der „Familie Selicke" ist der Verfasser sehr zahm geworden, und in seinem neuen Buch hat eigentlich bloß der geschmacklose Umschlag, den ihm der Verleger angethan hat, noch den Muth der naturalistischen Meinung. Es sind Stimmungsbilder ohne Zusammenhang und Handlung, so etwas wie Turgenjew's Gedichte in Prosa, worin Schlaf ein ungemein scharfes Beobachtungs- und Schilderungsvermögen beweist. Wären nicht einzelne Schnoddrigkeiten stehen gelassen oder wohl eher nachträglich hineingeklext worden, um die etwas fade Sauce pikant zu machen, man könnte an des herrlichen Adalbert Stifter Naturbilder erinnert werden, die ja auch Selbstzweck waren. Also nichts Neues, gar nichts Neues. Wir hatten Gelegenheit, die erste und beste dieser Skizzen vom Verfasser selbst vorgelesen zu hören, konnten aber nur feststellen, daß die große Zuhörerschaft dabei fast in Schlaf verfiel. Hoffentlich geht es dem Buche beim Lesepublikum besser.

Thoren und Thörinnen. Kleine Geschichten von S. Fritz. (Leipzig, Reißner.) — Satiren auf menschliche Schwächen, aber liebenswürdig, ohne giftigen Stachel und die Keule des Sittenrichters. Der Verfasser hat einen scharfen Blick für die Lächerlichkeiten des gesellschaftlichen Lebens, zeichnet prägnante Augenblicksbilder, hat mehr Ironie als Komik, aber viel Menschen- und Weltkenntniß.

Grundriß der Geschichte der bildenden Künste. Von Adolf Fäle. (Freiburg, Herder.) Die bisher erschienenen fünf Lieferungen in Lexikonformat, 356 Seiten mit fast 200 zum Theil sehr guten Abbildungen nach bisher weniger bekannten Objecten zeigen eine treffliche Ausstattung. Ein abschließendes Urtheil über das Werk, dessen charakteristische Eigenart seine streng katholische Auffassung ist, wird erst beim Schluß des Buches zu geben sein. Der Inhalt lehnt sich zum Theil an F. Clément's „Histoire abrégée des beaux arts" an, berücksichtigt aber, wie aus dem Beginn der Darstellung der romanischen Kunst ersichtlich, die deutschen Lesern zunächststehenden Kunstschöpfungen unserer Nation in eingehenderer Weise, C. G.

Aus der Schmiede des Lebens. Erzählungen von Maria Janitschek. (Berlin, Ad. Zoberbier.) Ein seltsames Buch; und das will immerhin schon etwas heißen in einer Zeit, in der man weder die conventionellen Familienblattromane, noch die Unfläthigkeiten der sogenannten Naturalisten mehr seltsam findet. Das Werk einer denkenden Frau und für denkende Leser bestimmt. Die Dichtungen der Verfasserin sind wiederholt in diesen Blättern besprochen, die Lesewelt ist auf dies neue, eigenartige Talent aufmerksam gemacht worden. Als Prosaschriftstellerin tritt sie hier zum ersten Male vor uns hin. Die sechs Geschichten des Bandes sind sehr ungleich, ungleich in ihrem Inhalt, ungleich in ihrem Werth. Die ersten beiden sind keine Novellen, sondern phantastische, oder sagen wir lieber: philosophische Dichtungen, ganz im Sinn und Stil der meisten früheren Dichtungen der Verfasserin in gebundener Rede; nur breiter ausgeführt und behaglicher fortgesponnen. Als Erzählungen schweben sie in der Luft, der reale Boden fehlt ihnen, die Bedingungen des wirklichen Lebens sind nicht respectirt oder doch über dem philosophischen Grundgedanken vernachlässigt, so daß sie weder glaubwürdig erscheinen, noch als solche zu fesseln vermögen; es sind eigentlich Parabeln. So betrachtet, interessiren sie durch Eigenart und durch das beherzte Anfassen des Themas ohne jede Scheu oder Rücksicht — bei einer Frau und zwar einer Frau, die nur das Edelste und Höchste will, doppelt merkwürdig und fesselnd. Ueberzeugend ist für uns die Lösung freilich in den beiden Dichtungen nicht, aber sie regen zum selbständigen Denken an und sind als Erzeugnisse eines forschenden Geistes interessant. Auch die letzte Geschichte ist mit diesen beiden ersten verwandt; sie ist ebenfalls mehr Dichtung, als ein Stück Leben, dazu mehr ein skizzenhaft hingeworfener Gedanke, als ein ausgeführtes Gemälde. Dagegen sind die übrigen drei Erzählungen des Buches wirklich solche im vollen Sinne des Worts und hier erweist sich Maria Janitschek als eine Novellistin von schöner Begabung. Sie greift ungewöhnliche Probleme auf, beobachtet scharf und eigenartig und geht mit Entschlossenheit auf ihr Ziel los; ihre Charaktere sind ungewöhnlich, fesselnd und ihre Sprache ist voller Kraft, von individuellem Leben durchpulst. „Larms & Co." ist gut gedacht, wenn auch noch etwas unbehilflich ausgeführt; „Dem Dunkel verfallen" in aller Schlichtheit ergreifend und „Mauritzia" voll packender Originalität. Lernt die Verfasserin noch das reale Leben respectvoller behandeln und die Ausführung ihrer Gedanken nicht hinter diesen selbst zurücktreten zu lassen, wird sie noch klarer, ruhiger und wir möchten sagen: greifbarer, wozu eine gewisse Abtönung und richtigere Vertheilung des Stoffes gehört, so darf man von ihr Gutes in der Novellistik erwarten. T—n.

Zur Fürsorge für die Schwachsinnigen. Von Dr. Brandenburg. (Bielefeld, Helmich.) — Der Verfasser, Stadtschulinspector in Köln, gibt uns zunächst einen historischen Ueberblick über die bisherigen Anstalten für die Schwachsinnigen und zeigt, in welcher Weise gegenwärtig für diese Unglücklichen gesorgt wird. Dieselben werden, wie z. B. in der Anstalt Hephata zu M.-Gladbach, die seit 1859 besteht, in biblischer Geschichte, Lesen und Schreiben, Zählen, Formenlehre, Zeichnen, Anschauungsunterricht, Gesang, Turnen und weiblichen Handarbeiten unterrichtet; daneben wird auch Unterricht im Korb- und Stuhlflechten, Schreinerei, Schlosserei, Anstreicherei, Buchbinderei, in Teppich-, Schuh- und Mattenflechten, ebenso in Feld- und Gartenarbei en ertheilt, wie überhaupt bei der Ausbildung der Schwachsinnigen auf ihre eventuelle Verwerthung im praktischen Leben viel Werth gelegt wird, Bestrebungen, die durchaus zu billigen sind. j.

Die deutsche Bürgerschule, die Schule des Mittelstandes, von Christian Bunse. (Minden i./W., Bruns.) — Der Verfasser bespricht erst die verschiedenen Arten der Volksschule, die zum Theil bestehen, zum Theil bestanden haben, und zwar: 1. die Bürgerschule, 2. die gehobene Volksschule, 3. die Secundar-, 4. die Rectorats-, 5. die Hofmann'sche Mittel- und 6. die Falk'sche Mittelschule, um dann für die Kinder des mittleren Bürgerstandes eine Bürgerschule zu befürworten, welche eine den Anforderungen der Jetztzeit und dem praktischen Leben zu Gute kommende abgerundete Volksschulbildung gewährt und eine fremde Sprache, Französisch, treibt. Diese Schule, im Unterschied von der höheren Bürgerschule mit Englisch und Französisch, die der Verfasser für noch nicht volksmäßig genug hält, soll sich auf der öffentlichen Volksschule aufbauen und entweder als reine Bürgerschule neben der Volksschule in größeren Orten bestehen oder in kleinen in dem Unterbau mit der Volksschule vereinigt und erst nach vier Schuljahren abgezweigt werden, und zwar in beiden Fällen als Knaben- und Mädchenbürgerschule. Der Unterschied zwischen Bürgerschule und höherer Bürgerschule im Sinne des Verfassers scheint uns indessen nicht so groß, als daß ihre Ziele zu weit auseinander liegen sollten. j.

Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft. Herausgegeben von L. Quidde. (Freiburg, J. L. B. Mohr.) — Diese Zeitschrift hat sich ein umfassendes Programm gestellt und bis jetzt sorgfältig durchgeführt. Aus dem vorliegenden Heft werden einige Aufsätze auch ein nicht fachmännisches Publikum interessiren; so Forster's Arthur Schopenhauer und die Geschichtswissenschaft und Alfred Stern's Konrad Engelbert Oelsner's Briefe und Tagebücher. Den kleinen Mittheilungen folgen wie gewöhnlich die übersichtlichen und werthvollen Besprechungen, diesmal der französischen Literatur von Molinier und Farges und der englischen von Liebermann und Brosch. Eine große Fülle von Nachrichten und Notizen über wissenschaftliche Gesellschaften und Unternehmungen und die unentehrliche Bibliographie zur deutschen Geschichte von O. Maßlow machen den Schluß. b. g.

Im Kampf. Roman aus der Gegenwart von M. von Eschen. (Berlin, Otto Janke.) — Der Kampf entspinnt sich zwischen dem ruinirten Oberstlieutenant Freiherrn von Sonnenfels und der heraufgekommenen Familie des Bankiers Braun. So unüberbrückbar die Standesvorurtheile zwischen den beiden Familien zu sein scheinen, so überwindet der Freiherr dieselben nicht nur, sondern heirathet sogar, wegen der großen Mitgift natürlich, die älteste Tochter Braun's in zweiter Ehe. Dieselbe löst er aber wegen Untreue seiner Frau ebenso schnell und geräth nunmehr in die ärgsten Schwierigkeiten. Als Philipp, der Sohn Braun's, im Begriff ist, die Schlinge, die er dem Freiherrn gelegt, zusammen zu ziehen, opfert sich seine Tochter Doraline für den Vater, indem sie jenen heirathet. Braun junior, ein Typus gefühlloser Rohheit, kommt jedoch einen Tag nach der Hochzeit um's Leben, und Doraline heirathet nach fünf Jahren einen von ihr seit langer Zeit verehrten und geliebten Arzt. Der Roman leidet an einer großen Weitschweifigkeit in der Anlage und der Ausdehnung überflüssiger oder unwichtiger Scenen; auch die Darstellungsform läßt an vielen Stellen zu wünschen übrig. Dagegen pulsirt besonders im dritten Band frischeres Leben; hier finden sich einige Scenen von entschieden psychologischer Feinheit. j.

Digitized by Google

Inserate.

Auf den Dreibund ist eine **Denkmünze** geprägt worden. Dieselbe trägt im Avers die Bildnisse der drei Herrscher mit den Namens-Umschriften. Im Revers sieht man in schöner Anordnung als Symbol der vereinigten Kraft, welche den Frieden schützt, die von Eichenzweigen umschlungenen Wappen der drei Staaten. Als Inschrift steht: „Einigkeit macht stark", sowie die Jahreszahl 1892. Diese Alliance-Münze ist in Silber à 7,50 Mk. und in Bronce à 3 Mk. in der Berliner Medaillen-Münze **Otto Oertel,** Gollnowstrasse 11a hergestellt worden.

Neuer Verlag
von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

A. Hausrath,

Arnold von Brescia.

8. geh. 3 ℳ.

Der geistvolle Heidelberger Theologe zeichnet das merkwürdige Leben des Propheten von Brescia auf dem geschichtlichen Hintergrunde seiner Zeit; das Bild dieses Helden der Geistesfreiheit ist dennoch ein heiliges Bild, das bis in die jüngste Zeit noch Wunder wirkte, und schon darum sollte es Gemeinbesitz aller bleiben. Der Verfasser dieses fein durchgeführten Kabinetbildes ist der Meinung, daß sich aus der Geschichte des zwölften Jahrhunderts viel lernen lasse für das neunzehnte.

Verlag von **W. Werther** in **Rostock.**

Kasper-Ohm un ik.

Von **John Brinckman.**

Vierte Auflage. 1890. 4 Mk. gebunden.

J. Trojan: Der „Kasper-Ohm" ist ein kleines Meisterwerk. Man kommt aus der behaglichen Stimmung nicht heraus, so lange man das Buch in Händen hat; von Anfang bis Ende ist es von dem köstlichsten Humor durchdrungen.

Verlag der **J. G. Cotta'schen** Buchhandlung **Nachfolger** in Stuttgart.

Soeben erschien:

Die deutschen Gesellschaften und der Hoffmannsche Bund.

Ein Beitrag zur Geschichte der politischen Bewegungen in Deutschland im Zeitalter der Befreiungskriege

von

Friedrich Meinecke.

Oktav. 79 Seiten. Preis geheftet ℳ 2.—.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlg.

Soeben erschienen: **Humoresken von Julius Stinde.** Allen Freunden des Humors empfohlen! Geheftet 3 Mark, gebunden 4 Mark. Zu beziehen durch **Gsellius,** Berlin, Mohrenstraße 52.

Am halben Ladenpreis!

Sanders, Wörterbuch der deutschen Sprache mit Ergänzungswörterbuch. 4 Bde. Halbfr. Neu! ℳ 50.—.

Sachs-Villatte, Encyklopädisches Wörterbuch der deutschen und französischen Sprache. 2 Bde. Neu! ℳ 40.—.

Klein, Geschichte des Dramas. 15 Bände. Erste Ausgabe. Schön Halbfr. ℳ 75.—.

Bestellungen gegen Postnachnahme an **C. Rudloff** in **Berlin** W., Culmstraße 8.

Neuer Roman von Theophil Zolling.

Soeben ist bei mir erschienen und nehmen alle Buchhandlungen Bestellungen an:

Coulissengeister

Roman von Theophil Zolling

2 Theile in einem Bande

Preis: Geh. M. 6.—, Gebunden M. 7.—

Leipzig. **H. Haessel, Verlag.**

HÄUSLICHE KUNSTARBEITEN.

Im Verlage von **E. A. Seemann** in **Leipzig** ist erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Die Liebhaberkünste,

ein Handbuch für alle, die einen Vorteil davon zu haben glauben, von *Franz Sales Meyer.* 2. verb. u. verm. Auflage. Mit 260 Illustrationen. gr. 8°. Br. 7 M., geb. M. 8.25.

Lederschnitt und Lederplastik,

40 Vorlagen auf 32 Tafeln in Farbendruck mit Pausebogen (natürl. Grösse) nebst **Anleitung zur Lederplastik** nach neuerem vereinfachten Verfahren von *G. Büttner.* In Mappe M. 10.50.

Neue Kerbschnittmuster,

40 Tafeln qu. Folio mit ca. 200 Gegenständen, von *Clara Roth,* nebst **Anleitung zur Kerbschnitzerei.** In Mappe 11 M.

Soeben ist erschienen:

ALBRECHT DÜRER

VON

ANTON SPRINGER.

Mit vielen Tafeln und Illustrationen im Text.

gr. 8. Preis Mk. 10, in Halbfr. geb. Mk. 12.50.

Seit Jahrzehnten mit diesem Stoffe beschäftigt, ist der berühmte Kunstgelehrte erst am Abend seines Lebens zur Ausarbeitung und Niederschrift des Werkes gekommen. Schon der Umfang deutet an, dass es nicht in Konkurrenz treten will mit den grossen speciell für den Fachgelehrten bestimmten Monographieen, vielmehr das Facit der jetzigen Forschung ziehen und der Allgemeinheit, also dem grossen gebildeten Publikum, zugänglich machen will.

Aus meinem Leben.

Von **Anton Springer.**

Mit Beiträgen von **Gustav Freytag** u. **Hubert Janitschek** und mit zwei Bildnissen.

387 Seiten. Preis cart. 6 Mark, eleg. gebunden 7 Mark.

Die Lebenserinnerungen Anton Springers sind nicht nur von hohem kunstgeschichtlichen Interesse, sondern sie bieten auch ein gut Stück Zeitgeschichte und fesseln durch die Schilderung des an Wandlungen und verschlungenen Schicksalswendungen so reichen Lebens des Verfassers.

Berlin SW. 46, Bernburgerstraße 35. **G. Grote'scher Verlag.**

Nataly von Eschstruth's

neuester Roman

In Ungnade

2 Bde. 10 M. brosch., 12 M. gebd.

ist soeben erschienen.

Berlin S.W. 46. **J. H. Schorer,** Verlagsbuchhandlung.

Mit einer Beilage: Goethes Mutter aus dem Verlage von Artur Seemann in Leipzig.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. **Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.** **Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.**

Digitized by Google

№ 5. Berlin, den 30. Januar 1892. Band XLI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der **Gegenwart** in Berlin W. 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Vom österreichischen Kaleidoskop. Von G. J. Guttmann. — Die Aufgaben der geographischen Forschung in der Antarktis. Von Wilhelm Stoß. — **Literatur und Kunst**: Wesen und Bedeutung des Kunstwerkes. Von W. Koopmann. — Edouard Rod. Von Hermann Bahr. — **Feuilleton**: Was man durch ein Fernrohr sieht. Von Pedro Antonio de Alarcon. — **Aus der Hauptstadt**: Pragers. Von Apostata. — Soziale Dramen. Von M. H. — Opern und Concerte. — Offene Briefe und Antworten: Nochmals die Bekämpfung der Sozialdemokratie. Von Karl Friedrich. — Inserate.

Vom österreichischen Kaleidoskop.

Von G. J. Guttmann.

Als der Wiener Universitätsprofessor Wenzel Lustkandl das berühmt gewordene „geflügelte Wort" vom „Reich der Unwahrscheinlichkeiten" erfand, dem die Ehre zu Theil geworden, in aller Leute Mund zu sein und einen Platz im Büchmann zu finden, muß er das Ministerium Taaffe, das „Cabinet über den Parteien" vorausgeahnt haben. Denn ganz und gar ist Oesterreich erst das Reich der Unwahrscheinlichkeiten geworden, seit Graf Taaffe an der Spitze der Geschäfte steht und in einer schier endlosen Reihe von Incarnationen die jeweiligen Ideen seiner opportunistischen Politik, in bunter, immer wechselnder Reihe mit einer selbst von den politischen Moment-Photographen kaum zu bewältigenden Geschwindigkeit dem staunenden Publikum vorführt. Mit seiner unvergleichlichen Gewandtheit erinnert der Herr Minister-Präsident an jene Circusreiter, die, auf dem in den gewaltigsten Sprüngen dahinstürmenden Rosse aufrecht stehend, jeden Augenblick das Kostüm wechseln. Der Jockey von jetzt ist im nächsten Moment ein italienischer Brigant, dann ein Gensdarm, dann eine Ballerine, dann wieder ein Jockey und so weiter — wer zählt die Kostüme? wer nennt die Namen? Aber Staunen und tosender Beifall des Publikums begleitet die verblüffende Leistung und auch der nüchterne Beurtheiler muß sagen: — der Mann kann reiten.

Graf Taaffe trat 1879 in's Amt als Nachfolger des Ministeriums Auersperg. Nach dem kurzen Interregnum unter Herrn v. Stremayr nahm er die Versöhnungspolitik ernsthaft und — wie wir ohne Weiteres zugestehen wollen — optima fide in die Hand. Er hatte kein Glück damit, die Deutschen gingen in die Opposition. Da suchte und fand er eine Stütze auf der Rechten. In dem Krakauer Professor der Staatswissenschaften Julian von Dunajewski fand er den Mann, den er brauchte, den Mann mit dem eisernen Charakter, mit der oratorischen Begabung, der allgemeinen Bildung. Mehr als zehn Jahre lang war das Ministerium, das mit Stremayr, Korb, Kremer als Ministerium des linken Centrums angefangen hatte, mit Dunajewski ein Ministerium der reinen Rechten. Und keine Parteivoreingenommenheit kann die Thatsache aus der Welt schaffen, daß es während dieser Zeit bei allen Fehlern, die es beging, dem österreichischen Staat große Dienste geleistet hat. Es hat an Stelle des Rumpf-Parlaments ein Voll-Parlament gesetzt, es hat die Slaven vom Boden der Fronde weg auf den der praktischen Politik übergeführt, es hat den unter den Ministerien der Linken fast unumschränkt vorwaltenden Einfluß der haute finance und gewisser „Interessengruppen" wenn auch nicht beseitigt, so doch eingeschränkt, sozialreformatorische Anläufe sind gemacht worden und Herr v. Dunajewski, der das Budget mit einem Deficit von mehr als vierzig Millionen vorfand, hat seinem Nachfolger überfließende Kassen und einen Budgetüberschuß von mehr als zwanzig Millionen hinterlassen. An derlei herum zu mäkeln bleibe Anderen überlassen, wir registriren die Thatsachen.

Bis 1885 Ministerium fast der reinen Rechten, näherte sich das Cabinet Taaffe im Herbst dieses Jahres und 1886 wieder, wenn auch nicht gerade der Linken als Partei, so doch den centralistischen Prinzipien, indem es zwei deutsche Bureaukraten, die ebenso gut in ein Ministerium der Linken gepaßt hätten, an die Spitze des Unterrichts- und Handelsressorts stellte. Ein Conflict mit den Alt-Czechen, den Baron Gautsch provocirte, wurde zwar beigelegt, aber die Schwäche und Unentschlossenheit, welche die parlamentarischen Vertreter der böhmischen Slaven bei dieser Gelegenheit zeigten, sollten der erste Nagel zu ihrem Sarge werden. Im Herbst 1888 wurde anläßlich der Berufung des Grafen Schönborn wieder die Nothwendigkeit, conservativen Prinzipien im Staatsleben Geltung zu verschaffen, betont, — während der Zeit geschah aber Alles, um die conservative ebenso wohl wie früher die liberale Partei zu zersetzen. Die altczechische Partei, ein Gemisch von Bourgeois- und Agrarierelementen mit sanft klerikaler Färbung, hatte unterdessen immer mehr und mehr den Boden im böhmischen Volke verloren; der Schlußstein der reichsräthlichen Majorität war bröcklig geworden. Aber auch die Linke, die es eine Weile mit der „schärferen Tonart" versucht hatte, hatte das Irrthümliche ihrer Taktik erkannt; sie begann der Logik der Thatsachen Rechnung zu tragen. Höheren Wünschen folgend wurde — gegen die warnende Stimme des alten Dunajewski — der deutsch-czechische Ausgleich in Scene gesetzt, eine gute, eine ausgezeichnete Idee, die nur an dem einen Fehler litt, entweder um zehn Jahre zu spät oder um ebenso viele Jahre zu früh zu kommen. Ein Aufflackern des jungczechischen Radicalismus zerstörte die schönsten Hoffnungen des Minister-Präsidenten. Sein Ausgleich war halb todt, seine treuesten Anhänger, die Alt-Czechen waren ganz todt. Graf Taaffe trennte sich von Herrn Dunajewski, der durch mehr als ein Jahrzehnt sein rechter Arm gewesen war, er berief den ausgesprochensten Sozialisten in Oesterreich, den Sectionschef Steinbach aus dem Justizministerium an die Spitze des Finanzressorts und löste den Reichsrath mit einem Appell an die gemäßigten Parteien auf. Das Resultat der Neuwahlen war die Vernichtung der gemäßigten Alt-Czechen, die Schwächung

Digitized by Google

der gemäßigten Deutsch-Liberalen in Wien und das siegreiche Vordringen jungczechischer und antisemitischer Elemente.

Auf Grund dieser Niederlage war das Ministerium Taaffe sofort wesentlich — gestärkt. Das klingt paradox, ist aber vollkommen wahr. Was der Minister-Präsident durch mehr als ein Jahrzehnt vergeblich versucht hatte, der Compromiß mit der deutschen Linken, vollzog sich nunmehr fast von selbst. Nach Rechts war er nicht mehr gebunden, denn die alte Rechte, der sogenannte „eiserne Ring", existirte ja nicht mehr. Auf die Linke aber wirkten die Erfolge des Antisemitismus wie die in die Flanken gedrückten Sporen des Reiters auf das Roß, es muß vorwärts. Die Antisemiten erwiesen sich als die unbewußten Zutreiber des Minister-Präsidenten, sie jagten ihm die Linke in das Garn. Der Compromiß war fertig im Handumdrehen. Graf Taaffe versprach durch Aufnahme des deutsch-liberalen Elementes in das Cabinet ihm äußerlich die Weihe zu geben. Er versprach das im März, sich bloß den Zeitpunkt vorbehaltend, das Versprechen zu realisiren. Im December honorirte er sein Accept.

Er honorirte es freilich in einer eigenartigen Valuta! In der Logik der Situation war es gelegen, der Linken, die zwar weder Majorität ist, noch selbst mit den Polen zusammen eine solche wäre, eine Vertretung im Cabinet zu geben. Wer könnte berufener erscheinen, sie darin zu vertreten, als einer ihrer beiden Führer, als Dr. v. Plener oder Baron Chlumecky? Der erstere hatte sie durch Talent und Geschick aus einer in den Winkel gedrängten „factiösen Opposition" allmählich wieder zur mächtigsten Partei im Parlamente gemacht, Baron Chlumecky, der zwei wichtige Ministerportefeuilles in Händen gehabt hatte, war nicht minder wohlverdient um Partei und Staat. Graf Taaffe aber stellte die Doctrin auf, daß die beiden Genannten zu bedeutend seien, um unter ihm Minister werden zu können. Im Kampf um's politische Dasein sollten, gegen das Darwin'sche Prinzip die besten Elemente nicht erfolgreich sein dürfen! Eine interessante Lehre und nicht ohne pikanten Beigeschmack! Graf Kuenburg wurde in's Ministerium berufen, ein guter Jurist, politisch aber bisher wenig hervorragend. Rühmend muß von ihm gesagt werden, daß er in der Sprachenfrage, dieser „crux" der inneren Politik Oesterreichs, sich niemals einseitig engagirt hat und daß er den Charakter und den Muth hatte, in einem gegebenen Falle der eigenen Partei die Pflichten der Mäßigung und des Respectes vor einem Richterspruche vorzuhalten. Man hätte meinen sollen, daß die neue Cabinetsänderung auch eine entsprechende Gestaltung der Parteiverhältnisse im Parlamente bewirken würde. Das wäre logisch gewesen; es erwies sich aber als unmöglich. Die Linke wollte sich dauernd bloß mit den Polen und dem liberalen Centrum alliiren, Graf Taaffe bestand darauf, in eine feste Cartellmajorität auch den conservativen Hohenwart-Club einzuführen. Da man sich darüber nicht einigen konnte, blieb Alles beim Alten, blieb man bei der „Majorität von Fall zu Fall".

Mit dem Eintritt des Grafen Kuenburg, der auch als Minister Mitglied des deutsch-liberalen Parteiclubs bleibt, schien die Situation indessen trotzdem relativ geklärt. Das Ministerium schien wieder ungefähr dort zu halten, von wo es ausgegangen war. Es hatte den Anschein, als ob es wieder linkes Centrum werden sollte. Die Deutschen ihrerseits hatten die prinzipielle Opposition aufgegeben und ohne Regierungspartei geworden zu sein, hatten sie sich dem Ministerium thatsächlich so genähert, daß fast nur noch Nuancen und — Vorurtheile sie von ihm trennten. In dem Augenblick, in dem dies Alles so gut wie gesichert schien, erfährt man, daß die Leitung der österreichischen Staatsbahnen einem der hervorragendsten und bedeutendsten unter den Parlamentariern der Rechten übertragen worden sei, einem eminenten Fachmann, der aber ein ebenso eminenter Parteimann gewesen ist und daß die Rechte weitere „Garantien" verlangt und erhalten habe. Hat der deutsch-liberale Club „seinen" Minister, sollen die Clubs der Rechten auch den ihrigen haben. Ackerbau-Minister Graf Falkenhayn tritt in den Club der Conservativen, Baron Prazak vielleicht später in den der mährischen Czechen. Das Ministerium schwebt nicht mehr über den Parteien, es steht mitten in allen darinnen.

Es ist schwer, dem Nicht-Oesterreicher begreiflich zu machen, was denn eigentlich geschehen ist. Wenn Fürst Bismarck nach den Reichstagswahlen vom Februar 1890 Herrn Rickert zum Minister gemacht und gleichzeitig Herr v. Goßler Hospitant des Centrums und sagen wir Herr v. Böttcher oder Herrn v. Berlepsch Hospitant der Sozialdemokraten geworden wäre, so würde das ungefähr den Vorgängen in Wien entsprechen. Es sind die allerunwahrscheinlichsten und allerunglaublichsten Combinationen, die man durchführt, wahre „cosas de Austria". Aber offen gestanden, wir finden nicht den Muth, sie zu verurtheilen. Ein parlamentarisches Parteiministerium der Linken ist bei uns unmöglich. Wohin es führt, wenn man, wie es zwischen 1871 und 1878 geschah, eine Minorität im Lande künstlich zur Majorität im Parlamente macht, haben wir gesehen, Niemand sehnt sich nach der Wiederholung des unglückseligen Experiments; die Deutschen selbst wollen davon nichts wissen. Die Hohenwart-Partei in die Opposition treiben, wäre nicht unbedenklich. Gewichtige Gründe der Staatsraison widersetzen sich dem. Eine sechzig- oder siebenzigköpfige Opposition, die dann theils panslavistisch, theils antisemitisch, theils sozialistisch werden müßte und die hinwiederum durch ihre klerikalen und hocharistokratischen Elemente bis in die höchsten Sphären hinaufreichen würde, eine solche Opposition könnte kein Ministerium lange vertragen und sie könnte eine directe Gefahr für den österreichischen Staat werden. Unser delicater Organismus verlangt eine eigenartige Behandlung. Heroische Curen, extreme Lösungen sind ausgeschlossen. Das was Louis Philippe das „système de bascule" nannte, ein gewisses Schaukelsystem, ist eine Nothwendigkeit. Graf Taaffe ist ein wenig in der Lage „Nathan des Weisen":

„So ganz
Stockjude sein zu wollen, geht schon nicht —
Und ganz und gar nicht Jude geht noch minder."

Ganz links sein zu wollen, geht nicht, ganz rechts ebenso wenig. So bleibt doch nichts Anderes übrig, als den Compromiß, das Schaukelsystem und dessen praktischer Ausdruck die „dreibeinige Majorität" von Fall zu Fall. Etwas theoretisch Besseres zu ersinnen wäre kinderleicht, etwas praktisch Haltbareres zu finden ist leider bis jetzt nicht gelungen.

Die Deutschen in Oesterreich haben von der neugewordenen Situation nichts zu fürchten. Ihre Parteileitung mag viel von ihren Prinzipien geopfert haben, die Deutschen als solche haben sich in dem dreizehnjährigen Krieg als so zäh erwiesen, daß kein Ministerium sie wieder in die Opposition treiben wird. Ihr nationaler Besitzstand ist nach allem menschlichen Ermessen auf lange hinaus vor jeder Anfechtung gesichert. Sie können sich um so ruhiger den allgemeinen staatlichen Aufgaben widmen. Aber um solche im großen Stil anfassen und bewältigen zu können, muß auch bei uns jene Palingenesis, jene Wiedergeburt und Neugestaltung der Parteien eintreten, von der man in der ganzen Welt spricht. Auch bei uns sind alle Parteien „alter Trödel" geworden, schwingen sie Fahnen, die die Bedeutung verloren haben, sprechen sie in Schlagworten, die gleich der Sprache des Humboldt'schen Aturen-Papagei's niemand von den Heutigen mehr versteht. Neugestaltungen müssen sich bilden, „wenn die Glock' soll auferstehn, muß die Form in Stücke gehn!" Wir sind jetzt mitten in dem Zersetzungsprozeß. Ob Graf Taaffe, der das Unwahrscheinlichste plausibel gemacht und das Widerspruchsvollste vereint hat, auch diesen Zersetzungsprozeß, den er verursachte und einleitete, zu gedeihlichem Ende zu führen wissen wird, kann nur die Zukunft entscheiden. Vorläufig dürften am politischen Totalisator die Wetten stark zu seinen Gunsten stehn.

Digitized by Google

Die Aufgaben der geographischen Forschung in der Antarktis.

Von Wilhelm Stoß.

Seit dem Jahre 1842, seit der zweiten Polarreise von James Clarke Roß, ist keine einzige wissenschaftliche Errungenschaft innerhalb des Südpolarkreises zu verzeichnen. Kein nach Süden vordringender Seefahrer oder Walfischfänger hat seit einem halben Jahrhundert daselbst Land erblickt. Obschon es nicht an Aufmunterungen gefehlt hat, das Dunkel, welches die größte Terra incognita unseres Erdballes einhüllt, zu lichten, kam eine Expedition nach diesem Gebiete, dessen Erforschung weder Gold noch Handelsvortheile in Aussicht stellte, nicht zu Stande. Erst jetzt, nachdem sich mehr und mehr die Ueberzeugung von dem hohen wissenschaftlichen Werthe der Südpolarforschung Bahn gebrochen, hat sich Nordenskjöld, der erfahrene Nordpolreisende, entschlossen, in das Antipodenland seines bisherigen Forschungsgebietes einzudringen. Die Aufgaben, die daselbst ihrer Lösung harren, sind zum Theil allgemein geographische, zum Theil geophysikalische.

Aufgabe der geographischen Forschung im engeren Sinne ist es, Klarheit über die Configuration des antarktischen Gebietes zu verschaffen, besonders die Frage zu beantworten, ob die Antarktis ein Continent oder nur ein Archipel ist. Ueber die Existenz eines antarktischen Continents ist von der Zeit des Hipparch bis zur unserigen discutirt worden. Die Ansicht des Hipparch, daß um den Südpol herum ein unbekannter Continent liege, wird heute noch aufrecht erhalten, wenn auch die Grenzen des vermutheten Riesencontinents mehr und mehr nach dem Südpole zurückgedrängt worden sind. Unsere Kenntniß von der Ausdehnung dieses Gebietes beschränkt sich mit wenigen Ausnahmen auf das, was wir den Südpolar-Expeditionen von Cook (1772—1775), Bellingshausen (1819—1821), Wilkes (1839—1840) und J. C. Roß (1840—1843) verdanken. Danach befinden sich innerhalb einer vom Südpolarkreise bis zum 70. Breitenkreise reichenden Zone an mehreren Punkten, besonders längs des Südpolarkreises zwischen dem 100. und 160. Grad östl. L. kleinere und größere Landmassen. In ihrer Nähe wird das Meer, das jenseits des Polarkreises eine durchschnittliche Tiefe von zwei Meilen hat, allmählich seichter. Vom 63. Breitengrade an übersteigt die Temperatur des Wassers wie auch der Luft selten den Gefrierpunkt, so daß hier das Meer das ganze Jahr hindurch mit Eis bedeckt ist. Als durchschnittliche Grenze des Treibeises kann man den Breitengrad vom Cap Horn annehmen. Die eigentlichen antarktischen Regionen sind in dem Raume, der von dem 60. Breitengrade begrenzt wird, eingeschlossen. Das Eindringen in das vom Eis umlagerte Gebiet wird durch eine senkrechte, nahezu 200 Fuß über den Meeresspiegel aufragende Eiswand verhindert. Das Land erreicht, wo man es über den Eiswall hinweg sehen kann, eine Höhe von 2000—3000 Fuß. Nur das von Roß (1840) entdeckte und zwei Jahre später bis über den 78° hinaus verfolgte Viktoria-Land, das südlichste bekannte Land der Erde, hat eine durchschnittliche Höhe von 8000—10,000 Fuß. Sein höchster Gipfel, der Mt. Erebus, ragt sogar mehr als 12,000 Fuß über den Meeresspiegel empor. Von Viktoria-Land zieht sich westlich längs des Polarkreises die von Balleny, Dumat d'Urville und Wilkes entdeckte und nach dem letzteren „Wilkesland" benannte Küste von mehr als 350 deutsche Meilen Länge. Im Süden von Cap Horn erhebt sich zwischen dem 55. und 75. Grade westl. L. das bereits von Dirk-Gerritz (1599) gesehene Grahamland und südwestlich davon das von Bellingshausen (1821) entdeckte Alexanderland. Auf der ganzen dem afrikanischen Continente zugewandten Seite sind bisher nur zwei größere, der Terra incognita vorgelagerte Inseln entdeckt worden, die Enderby-Insel von Biscoë (1831) und die Kemp-Insel von Kemp (1834).

Ueber die Frage, ob die entdeckten Landmassen, soweit ihre Inselnatur noch nicht nachgewiesen ist, ebenfalls nur Grenzen kleinerer Inseln oder Küsten eines zusammenhängenden Festlandes darstellen, ist in neuerer Zeit viel gestritten worden. Gegen die Annahme eines Continents haben sich von namhaften Geographen besonders A. Petermann und Peschel ausgesprochen. In dem erklärenden Texte zu seiner „neuen Karte der Südpolarregionen" (1863) sagte Petermann, daß unsere gegenwärtige Kenntniß darauf hindeute, daß das noch ganz unerforschte antarktische Centralgebiet vorwiegend aus Wasser und nicht aus Land bestehe und daß die bis jetzt nachgewiesenen antarktischen Landmassen nicht im Entferntesten auf die Benennung Continent Anspruch machen könnten." In gleichem Sinne äußerte sich Peschel in seiner „Geschichte der Erdkunde". Daß man trotz dieser gewichtigen Stimmen in neuester Zeit wieder der Annahme eines antarktischen Continentes zuneigt, ist die Folge eines Abstechers des „Challenger" während seiner rühmlichst bekannten Expedition zur Erforschung der Tiefsee im Jahre 1874 nach der Südpolarregion, indem er unter dem 78° östl. L. den südlichen Polarkreis durchkreuzte und daselbst Lothungen vornahm. Außer dem Nachweis eines allmählichen Seichterwerden des Meeresbodens gegen den Pol hin ergab sich, daß die Tiefsee-Ablagerungen, welche außerhalb des Polarkreises überwiegend aus reinem Diatomeen-, Radiolarien- und Foraminiferen-Schlamm bestehen, sich innerhalb desselben mit Sedimenten zu vermischen anfangen, die einem Continente zu entstammen pflegen. Der blaue Schlamm besteht zum größten Theil aus Sedimenten und Felsstücken, die sonst nur in der Nähe von Land gefunden werden, wie Granit, Diorit, Hornblendeschiefer, Glimmerschiefer, Quarzit und Thonschiefer, Stoffe, welche fast niemals Bestandtheile oceanischer Inseln bilden. Je näher der Eiswand die Lothungen vorgenommen wurden, um so reichhaltiger waren diese Bestandtheile vertreten. Schon Roß hatte aus Tiefen von 207 und 360 Faden Grundproben heraufgeholt und gefunden, daß sie aus einem grünlichen Schlamme zusammengesetzt waren, wie er häufig den Meeresboden in der Nähe festländischer Küsten bedeckt. Daß diese Stoffe Gesteinstrümmern angehören, welche durch Gletscher von einem Festlande abgerissen und durch die als Eisberge nach Norden treibenden abgebrochenen Gletscherenden in das Meer hinausgetragen worden sind, ist um so wahrscheinlicher, da der „Challenger" nahe vor der Eiswand Blöcke mit deutlichen Gletscherspuren vom Meeresboden gehoben hat. Unter Hinweis auf die gewaltigen Gletscher Grönlands und Spitzbergens gilt die Erkenntniß der Gletschernatur des Südpolareises als Hauptargument für die Existenz eines größeren Festlandes, welches ihm als Unterlage dienen muß. Schon Cook hatte die zu einer unüberwindlichen Barriere vereinigten Eismassen für Erzeugnisse von Niederschlägen auf festem Lande erklärt, die an einer großen Festlandsmasse ihre Stütze haben müßten. In gleicher Weise hat sich 60 Jahre später Wilkes geäußert. Von den Neueren, welche gleicher Ansicht sind, sei nur Boguslawski genannt, welcher die Eiswand, längs welcher Roß mehrere hundert Meilen weit hinfuhr, ohne ihr Ende zu erreichen, als Bruchfläche eines gewaltigen Gletschers betrachtet. Hält man an dieser Ansicht fest, so muß man unzweifelhaft bei der Ausdehnung und Mächtigkeit der Gletschermassen auch ihr Einzugsgebiet als eine große, ausgedehnte Ländermasse voraussetzen. Indessen hat es nicht an gewichtigen Vertretern der gegentheiligen Ansicht gefehlt, wie Petermann, Wywille Thomson, der wissenschaftliche Leiter der „Challenger-Expedition" und A. Heim, welcher letztere meint, „die Eisberge des Südpolarmeeres seien wahrscheinlich nichts anderes, als schweres Feldeis." Angesichts dieser widersprechenden Meinungen hat es Herr Dr. Reiter in seiner Habilitationsschrift der Universität Freiburg (1888) unternommen, im Anschluß an Sueß' grundlegendes Werk „Das Antlitz der Erde" von tektonisch-stratologischem Gesichtspunkte aus den Beweis für die Existenz eines antarktischen Continentes zu liefern. Nach ihm bildet ganz Australien mit dem ostwärts sich hinziehenden Inselkranze ein großes Ganzes, das als solches nicht nur eine fünfte Einheit repräsentirt, sondern geradezu als das symmetrische Gegenstück von dem unter denselben Breiten gelegenen Südamerika erscheint. Wie dieses besteht auch Australien aus einer weit ausgedehnten

Digitized by Google

alten Masse und einem um dieselbe in Form zweier konvex gegen den pacifischen Ocean vordringenden Bogen geschwungenen Kettensystem. Indem Reiter eine gleiche tektonisch-stratologische Interpretation auf die Inseln und Küsten der antarktischen Region anwendet, kommt er nach Allem, was wir über Lage und Umriß, verticale Gliederung und vulkanische Beschaffenheit jener Länder wissen, zu dem Schluß, daß dieselben zwei mit Vulkanreihen ausgestattete, gegen den pacifischen Ocean vordringende Gebirgsketten darstellen, welche zusammengenommen ein großes System, das antarktische Kettensystem, bilden. Wie beschaffen das zwischen diesen Ketten gelegene unbekannte Gebiet ist, vermögen wir heute noch nicht zu bestimmen. Vielleicht schaltet sich zwischen dem Alexanderland und den Vulkankegeln des Erebus und Terror ein dritter Bogen ein, vielleicht aber setzt sich das hohe Land von Alexanderland bis zu jenen Vulkanen fort. Wilkesland und die Enderby- und Kemp-Insel hält Reiter für Küsten, welche nach ihrer Lage und Entfernung von dem Kettengebirge ein Rückland repräsentiren, wie es vom australischen Festland und von der brasilianischen Gebirgsmasse dargestellt wird. Danach glaubt er, die antarktischen Inseln und Küstenländer zu dem Range einer sechsten großen Einheit, zu dem Range eines Continentes erheben zu dürfen. Mögen auch noch so ausgedehnte Partieen des unbekannten Centralgebietes früher oder später zur Tiefe gegangen sein, mag deren Verschwinden den hydrographischen Umriß und mit demselben das Klima auch noch so beeinflußt haben, der Grundzug in der Gestaltung dieses Erdenraumes blieb unverändert fortbestehen. — So interessant dieser theoretische Beweis vom Standpunkte der Morphologie der Erdoberfläche auch sein mag, so zeigt er doch eben nur, wie nothwendig eine directe Feststellung der thatsächlichen Raumverhältnisse in der antarktischen Region ist. Denn als eine endgültige Beantwortung der Frage, ob die Antarktis ein Continent ist, oder nicht, kann dieser theoretische Beweis nicht angesehen werden. Nicht um den Nachweis von der Einheit einer antarktischen Inselwelt, falls eine solche existirt, ist es der Forschung zunächst zu thun, sondern um den Nachweis, ob eine zusammenhängende Festlandsmasse existirt oder nicht. Ist es einer künftigen Expedition nicht möglich, denselben durch Vordringen bis zum Pol zu liefern, so sind wir vorläufig darauf angewiesen, nach möglichst viel Anzeichen zu suchen, welche die Frage in diesem oder jenem Sinne entscheiden. Hierher gehören in erster Linie der Verlauf und die Beschaffenheit der entdeckten Küsten, ferner die Beobachtung der Farbe des Meerwassers auf Grund der Erfahrung, daß die blaue Farbe des offenen Oceans in der Nähe von Festland in eine grünliche übergeht. Inwieweit die Beschaffenheit des Grundes herangezogen werden kann, ist bereits dargelegt worden. Auch die Beobachtung der Temperatur- und Luftdruckverhältnisse jener Oertlichkeiten können zur Beantwortung der Frage mit beitragen.

Die ungeheuren Eismassen der Südpolarregion bieten auch an sich dem Geophysiker ein weites Forschungsgebiet. Nirgends auf der Erde, auch nicht in den Nordpolarländern, gibt es ein so ausgedehntes Gebiet von Schnee- und Eiswirkungen als hier. Nach den wenigen Temperaturbeobachtungen, die wir Roß verdanken, sind die Eisverhältnisse von denen der Nordpolarländer durchaus verschieden. Die Sommertemperaturen sind so niedrig, daß das Tauen, der Hauptfaktor bei der Bildung des alpinen und arktischen Gletschereises, hier nicht in Betracht kommen kann. Wie entstehen danach die antarktischen Gletschermassen? Wird der Schnee durch den Druck der überlagernden Schichten in Eis verwandelt? Wie sind die Firn- und Eismassen in der Antarktis beschaffen? Wo geht der Firn in Eis über? Auf welche Weise und mit welcher Schnelligkeit bewegen sich die Gletscher fort? Das sind Fragen, die erst dann beantwortet werden können, wenn das antarktische Inlandeis, das bisher noch keines Menschen Fuß betreten, näher untersucht und mit dem der arktischen Länder verglichen werden kann. Alle theoretischen Streitigkeiten der modernen Gletscherforscher über die Natur des antarktischen Eises, ob Eisberg oder Packeis, ob mit Moräneschutt oder mit vulkanischen Eruptivmassen bedeckt, schweben so lange in der Luft, bis erst einmal die Eisverhältnisse in der Antarktis selbst untersucht worden sind.

Für den Geophysiker wird es ferner von großer Wichtigkeit sein, das Spiel der Meeresströmungen in dem nach allen Seiten offenen südlichen Eismeer kennen zu lernen. Welches ist der Ursprungsort der kalten Strömungen, die sich bis zum Aequator erstrecken und auf das Klima der Westküsten von Südamerika und Südafrika bestimmend einwirken? Gibt es unter der Oberfläche warme Strömungen, welche vielleicht das Schmelzen des Eises, dessen die Luft nicht fähig ist, übernehmen? Findet hier die Fresnel-Zöppritz'sche Theorie der Meeresströmungen ihre Bestätigung, nach welcher dem vorwiegend westlichen Winden westliche Driften entsprechen müßten? Beeinflussen solche etwa die Bewegung der Eismassen, welche bisher nur als eine vom Pol radiär nach dem Aequator zu ausstrahlende erkannt worden ist? Diese und manche anderen Fragen nach klimatischen Verhältnissen im antarktischen Gebiete, welche zugleich unerläßlich sind zur Zusammenfassung und Beurtheilung der klimatischen Verhältnisse der ganzen Erde, erwarten ihre Beantwortung von einer Expedition, welche das erforderliche meteorologische Material, das zur Zeit noch gänzlich fehlt, zu sammeln hat.

Ein Wissensgebiet, welches ohne Forschung in den antarktischen Regionen ebenfalls immer ein lückenhaftes bleiben wird, ist das des Erdmagnetismus. Namentlich lassen die wenigen Beobachtungen über die Natur der Erdströme und die magnetischen Störungen auf der südlichen Hemisphäre werthvolle Aufklärungen erwarten. Nach den spärlichen Aufzeichnungen über Polarlicht-Erscheinungen läßt sich, wie auf der nördlichen Halbkugel, auch auf der südlichen eine Linie größter Häufigkeit und Sichtbarkeit der Polarlichter vermuthen. Zur Erklärung der ersteren und zugleich zur Erklärung der verschiedenen Formen, unter denen das Polarlicht in höheren und niedrigeren Breiten erscheint, hat Nordenskjöld einen unseren Globus umgebenden Lichtring angenommen, welcher sein Gegenstück in einem südpolaren Lichtringe haben dürfte. Die theoretische Erklärung, welche Edlund für den ersteren gegeben hat, setzt auch den letzteren a priori voraus. Indessen weisen Beobachtung und Theorie noch viele Lücken auf, die auszufüllen nur eine erfolgreiche Südpolar-Expedition erhoffen läßt.

Auch dem Geologen dürften die an Vulkanen reichen Südpolar-Regionen, denen auf der ganzen Erde nur noch der den Großen Ocean umgebende Vulkankranz zur Seite zu stellen ist, einer Durchforschung werth sein. Die gesammte Ostküste von Viktoria-Land wird von Roß als ein Gebiet von ausgezeichnet vulkanischer Natur geschildert. Von den beiden im äußersten Süden gelegenen Vulkanen Erebus und Terror berichtet Roß, daß der erstere, ein in Schnee und Eis gehüllter Pick von imposanter Gestalt, ungewöhnlich viel Rauch und Feuer spie, während der letztere einen bereits erloschenen Feuerberg darstellte, der von Schnee und Eis viel freier war und auf seiner Ostseite viele kleine kegelförmige Nebenkrater trug, die jedenfalls alle zu ihrer Zeit thätige Vulkane waren. Von hier aus bis zur Nordspitze, bis zu den hohen schwarzen Klippen des Cap Adare, bildet die Küste von Viktoria-Land eine vulkanische Gebirgsmasse mit einzelnen besonders hervorragenden Vulkanen, wie der Mt. Melbourne, der in seiner Form dem Aetna so ähnlich war, daß er bei den Offizieren der Roß'schen Expedition mehrere Tage lang diesen Namen führte. Auch die längs der Küste sich hinziehenden Inseln sind Eruptivgebilde, wie die Franklin-Insel, die ganz aus vulkanischem Felsen besteht, und die unterm 72° gelegenen Possession-Inseln, die von M'Cornick, dem Geologen der Roß'schen Expedition, als Felsen, bestehend aus vulkanischen Konglomeraten, blasigen Laven und Basalt, beschrieben werden, welche Stoffe er auch neben Grünstein, Porphyr, Granit, Quarz und Bimstein in den Kröpfen verschiedener kieselverschluckender Wasservögel der Südpolar-Region nachwies. Niemals aber hat er eine Spur sedimentären Gesteins gefunden. Auch der vulkanische Charakter von Wilkesland ist an dem

Digitized by Google

Rauch, der von mehreren Inseln aufsteigend gesehen wurde, und an den schlackigen Laven und Basalt, welche daselbst gesammelt worden sind, erkannt worden. Ruhende und thätige Vulkane auf einem Raume von mehr als 1,200,000 Quadratmeilen ausgebreitet, harren der geologischen Durchforschung.

Was die Lebewelt der Südpolarländer anlangt, so lassen sich in Folge der ungünstigen physikalischen Bedingungen daselbst keine Vertreter der höheren Pflanzenwelt erwarten. Die gegenwärtige Flora dürfte sich auf Diatomeen und andere mikroskopisch kleine Pflanzen beschränken. Die Vertreter der gegenwärtigen Fauna sind ausschließlich Seethiere. Außer der ungeheuren Menge niederer Thiere, welche den Ocean bevölkern, sind Seehunde, Seelöwen, Seeelephanten, Walfische und Wasservögel die einzigen Repräsentanten der höheren Thierwelt. Aber die Südpolarforschung ist nicht nur für die Untersuchung der gegenwärtigen Lebewelt und für die Erkenntniß der gegenwärtigen physikalischen Beschaffenheit der Erde nothwendig, sondern sie hat auch eine hervorragend erdgeschichtliche Bedeutung. In der antarktischen Gletscherwelt haben wir ein getreues Bild der vordiluvialen Eiszeit, wie sie in der gemäßigten Zone geherrscht hat. Die fossilen Pflanzenreste, welche Nordenskjöld auf Spitzbergen und Grönland gefunden hat, machen es zur Gewißheit, daß daselbst in der Vorzeit ein dem jetzigen unserigen Klima ähnliches geherrscht hat. Solche Fossilfunde auch in den antarktischen Regionen würden für die Klimalehre von großer Tragweite sein. Sie würden zur Durchführung des erst kürzlich versuchten Nachweises, daß die vordiluviale Eiszeit nur eine Phase einer die Erde in bestimmten Zwischenräumen heimsuchenden Klimaschwankung sei, erheblich beitragen. Auch für pflanzen- und thiergeographische Untersuchungen würden solche Fossilfunde von unschätzbarem Werthe sein. Nordenskjöld's Funde in der Nordplarregion haben die Erklärung der bis dahin räthselhaften Verbreitung der Pflanzen und Thiere in früherer und jetziger Zeit ungemein erleichtert. Danach bildet der Nordpol das Entwickelungscentrum der Floren und Faunen, die von hier aus über die dreigespaltene Landmasse nach Süden ausstrahlten. Die Verwandtschaft der Flora Ostasiens, Nordamerikas und Europas zur Tertiärzeit, welche sich bisher nur durch willkürliche Construction von ehemaligen Landbrücken, wie die Atlantis, erklären ließ, findet durch die von Nordenskjöld aufgefundenen fossilen Reste eine ungezwungene Erklärung. Sie offenbaren, daß in der Tertiärperiode die Circumpolarländer mit Pflanzen bewachsen waren, welche später in der Schweiz und noch jetzt in Nordamerika vorkommen, wie die nordamerikanische Sumpfcypresse. Diese hat einstmals weit über den nördlichen Polarkreis hinaus im Verein mit Pappel, Erle, Buche, Ulme, Kastanie, Nußbaum, ja mit der Weinrebe und Palme, ganze Wälder gebildet. Nach den paläontologischen Studien der neueren Zeit ist es wahrscheinlich, daß Floren sowohl wie Faunen in der Tertiärperiode, wo die Polarländer noch nicht in Eis und Schnee begraben waren, von ihnen aus nach der dreigespaltenen Festlandsmasse auswanderten und sich bei ihrer Wanderung unter stetem Kampfe um's Dasein den jeweiligen Klimaten und Oertlichkeiten der erreichten Gebiete anpaßten. Und da es nahe liegt, daß die Abweichung von einem gleichmäßigen Klima der Erde sich zuerst an den Polen eingestellt hat, daß von ihnen aus die verschiedenen Klimate ihren Anfang genommen haben, dürften sie zugleich als Entwickelungscentren immer neuer Floren und Faunen angesehen werden. So sicher dies für die Pflanzenwelt nachgewiesen erscheint, fehlt bisher noch jeder thatsächliche Anhalt für die höhere Thierwelt. Es ist bis jetzt noch kein einziger Rest eines höheren Thieres in der Polarregion aufgefunden worden. Hier ist der Polarforschung, sowohl im Norden wie im Süden, eine weite Perspective eröffnet. Wenn auch die vom Südpol ausgegangene Entwickelung eine viel begrenztere sein muß, als auf der entgegengesetzten Hemisphäre, so bietet sie doch als muthmaßliches Entwickelungscentrum ein vielversprechendes Forschungsgebiet. Die klimatische Gleichwerthigkeit beider Pole stellt einen Erfolg in sichere Aussicht.

In gleichem Maße, wie die antarktische Forschung für die Entwickelungsgeschichte der ganzen Erde von Bedeutung ist, ist sie es auch für eine genaue Bestimmung der gesammten Oberflächengestalt unseres Planeten. Seit der ersten im Jahre 1680 von Kassini und La Hire unternommenen Gradmessung durch Frankreich sind die Bestrebungen, die Figur der Erde durch Messung zu bestimmen, ununterbrochen fortgesetzt worden, bis sie im Jahre 1864 zu dem großartigsten wissenschaftlichen Unternehmen der Neuzeit, zur Gründung der „mitteleuropäischen" Gradmessung, welche im Jahre 1867 zur „europäischen" und 1886 zur „internationalen" Gradmessung erweitert wurde, geführt haben. Diese hat in Europa bis jetzt ein Dreiecksnetz festgelegt, dessen nördlichster Punkt in der Gegend von Hammerfest, dessen südlichster Punkt unter dem 34° n. B. etwas südlich von Constantine liegt, dessen westlichster Punkt in Valentia in Irland und dessen östlichster Punkt in Orsk an der Grenze des europäischen und asiatischen Rußland ist. Das Ziel, welches sich die internationale Gradmessung gesteckt hat, ist, die Gradmessung durch Amerika, Afrika, Asien und Australien weiter zu führen und somit die wahre Gestalt der Erde, das „Geoid", an möglichst vielen Punkten der Erde festzulegen. Zur vollständigen Ausführung dieses Unternehmens sind zahlreichere Messungen auch in den antarktischen Regionen nothwendig. Mit Rücksicht auf die Schwierigkeiten, welche sich hier einer directen Triangulation entgegenstellen, wird die Bestimmung der Oberflächengestalt durch Pendelbeobachtungen erreicht werden müssen. Solche sind bisher auf der südlichen Hemisphäre nur an 22 Stationen gegen 104 Stationen auf der nördlichen angestellt worden, so daß unsere Kenntniß über die Gestalt der südlichen Halbkugel zur Zeit eine sehr beschränkte ist. Die werthvollsten Beobachtungen werden solche zwischen dem 60° und 70° s. B. sein. Ein unveränderliches Pendel, welches am Aequator in einer Secunde mittlerer Zeit eine Schwingung, somit in 24 Stunden 86,400 Schwingungen macht, vollführt unter dem 70. Breitengrade 86,600, d. h. 200 Schwingungen am Tage mehr. Jenseits des 60° s. B. besitzen wir erst eine einzige Pendelbeobachtung. Da sich die bisher entdeckten Festlandsmassen der Südpolarregion gerade in der Nähe des 70° s. B. befinden, so würden die von einer Expedition daselbst ausgeführten Pendelbeobachtungen für die Geodäsie von größter Bedeutung sein.

Der unerforschte Raum zwischen dem Polarkreis und dem Südpol repräsentirt nicht nur eine Lücke in der Erkenntniß der Erde, sondern auch in der Sicherheit aller Theorien, welche sich auf die gesammte Erde beziehen. Diese Theorien können erst dann als fest begründet angesehen werden, wenn durch Beobachtungen in dem noch unerforschten Gebiete Alles das, was bisher auf Grund von Analogien mit der nördlichen Hemisphäre angenommen worden ist, thatsächlich erkannt ist. Die Südpolarforschung gewinnt dadurch nicht nur eine locale, sondern zugleich eine universale Bedeutung.

Literatur und Kunst.

Wesen und Bedeutung des Kunstwerkes.

Von W. Koopmann.

Die Geschichte der Menschheit ist die Geschichte einer fortschreitenden Ausbildung unserer Geisteskräfte. Aus dunklen Anfängen heraus strebt der Mensch seit Jahrtausenden einem unbekannten Ziele geistiger Vervollkommnung entgegen, das zu erreichen die begabtesten Völker in einer bestimmten Reihenfolge die ganze Kraft ihrer Eigenart eingesetzt haben.

Die Geschichte jedes Volkes, das führend in den Entwickelungsgang der Menschheit eingegriffen hat, zerfällt in drei Abschnitte, welche ihrer Zeitdauer nach verschieden sind, welche sich aber immer darin gleichen, daß eine allmähliche Entwickelung aus bescheidenen Anfängen zu größerem staatlichen Ansehen stattfindet; daß dies Ansehen eine Zeit lang erhalten

Digitized by Google

bleibt; daß dann, langsam oder schnell, ein Verfall an Leistungsfähigkeit, Macht und Wohlstand eintritt.

Mit der Entwickelung einer geschichtlichen Selbständigkeit sind von den ältesten Zeiten an bei allen Völkern Culturformen entstanden, welche als Künste und Wissenschaften der geistigen Veranlagung des Menschen nach der Gemüths- und der Verstandesseite hin entsprechen. Die Verstandesrichtung steht mit den künstlerischen Bestrebungen in einem gewissen Widerstreit, der leicht fühlbar wird, wenn die Religion sich künstlerischer Mittel bedient, um dem Volk verständlich und vertraut zu werden, aber gleichzeitig ergänzen sich beide und stehen in fortwährenden Wechselbeziehungen.

Auch diese Culturformen, und, was hier zunächst in Betracht kommt, alle Kunstformen entwickeln sich aus rohen und unbedeutenden Anfängen zu einer gewissen Höhe, welche von dem einzelnen Volk nicht überschritten wird. Mit dem sinkenden Wohlstande und der abnehmenden Leistungsfähigkeit können diese Formen dann wieder verrohen, aber, während die staatliche Bedeutung des Volkes aufhört, geht seine Culturblüthe für die Gesammtentwickelung der Menschheit nicht verloren, sondern dieselbe kann von einem anderen Volke, daß sich befähigt zeigt, eine Rolle als Culturträger zu spielen, übernommen, verarbeitet und weiter entwickelt werden. Wandernde Völker, Handelsverbindungen, Kriegszüge übernehmen die Vermittelung.

Volksstämme, welche seit Jahrtausenden ihre geschichtliche Bedeutung verloren haben, leben in einzelnen ihrer Culturformen noch heute fort. Die Säule z. B. als vornehmstes Constructionsmittel einer edlen Bauart ist ursprünglich gewiß nur der formlose Träger gewesen, wie er in den indischen Grottenbauten zu finden ist, der mit unendlicher Geduld aus dem Felsen herausgearbeitet wurde, in welchem Culträume hergestellt werden sollten. Bei den Aegyptern und Assyrern ist die Säule schon, ihrer architektonischen Aufgabe entsprechend, mehrfach gegliedert, um durch hellenische Kunst auf das Sinnreichste durchgebildet, um durch die Gothik in eigenartigen Verbindungen weiter verwendet zu werden. Erst in der Gegenwart ist sie als Beweis einer kunstarmen Zeit zum leeren Prunkstück herabgesunken, aber von den ältesten Zeiten an ist sie als Wahrzeichen des wechselnden Kunstvermögens von einem Volke unmittelbar auf das andere übergegangen. Als merkwürdiges Beispiel einer mittelbaren Uebertragung alter Kunstformen in die Neuzeit kann man das Fabelthier der Vision Ezechiels bezeichnen, gemalt während der italienischen Hochrenaissance. Die Einzelheiten desselben muß der Prophet von assyrischen Götterbildern her gekannt haben, dem Maler war ihre künstlerische Abstammung fremd, er mußte sie deshalb nach seiner eigenen Phantasie bilden. Ruinen, oft unscheinbare Bruchstücke erhaltener Culturformen von untergegangenen Völkern bieten die wichtigsten Anhaltspunkte zu einer geschichtlichen Würdigung derselben.

Selbst Völker, welche sich von ihren Nachbarn abzuschließen wissen, welche, nach Rasse, Sprache, Lebensgewohnheiten eigenartig, sich auf's Strengste fremden Einflüssen zu entziehen suchen, wie die Chinesen, können nicht ganz dem Reiz und dem Einfluß fremder Culturformen widerstehen. Der Mäander und mancherlei andere Ziermotive griechischer Vasen finden sich auf chinesischen Bronze- und Thongefäßen, welche zu einer Zeit entstanden sind, als an regelmäßige Handelsbeziehungen zwischen Europa und dem fernen Osten nicht zu denken war.

Weniger begabte Volksstämme, welche keine Geschichte haben, Wilde, bringen selbst auf der niedrigsten Entwickelungsstufe Formen hervor, welche charakteristisch für ihre geistigen Anlagen sind, welche für den Culturzustand jedes einzelnen Volkes einen sicheren Maßstab abgeben.

Diese reiche Formenwelt in ihren unendlich vielfachen Abstufungen vom rohen Versuch bis zur höchsten bisher erreichten Vollendung in Worten und Tönen, in Bauten und in der bildlichen Darstellung des Menschen entspringt einer uns angeborenen schöpferischen Gestaltungskraft, welche sich mit dem einmal Erreichten nie genügen läßt, sondern unermüdlich einem unbekannten höchsten Ziele entgegenstrebt. Mit unwiderstehlicher Gewalt macht sie sich geltend, zunächst um dem Menschen Wohnung, Kleidung, Nahrung, die Grundbedingungen seines Bestehens und Gedeihens herzustellen. Als Ausdruck seines Wohlbehagens, seiner Freude am selbsterworbenen Besitz, um sich und Andere auszuzeichnen, um die Wichtigkeit eines Gebrauchsgegenstandes zu betonen sucht er sodann Wohnung und Kleidung, sowie das Hausgeräth dadurch zu vervollkommnen, daß er je nach Mitteln und Fähigkeiten Aenderungen vornimmt, welche z. B. diejenigen Theile eines Gebrauchsgegenstandes, auf denen seine Verwendbarkeit beruht, durch Form und Farbe hervorheben, Aenderungen, welche mit dem Nutzen der Dinge nicht zusammenhängen, sondern welche nur dem Wunsch nach einer wohlgefälligeren Herstellung entsprechen. Diese schmückenden Zuthaten erfüllen ihn mit um so größerer Befriedigung, je mehr eine fortschreitende Vervollkommnung derselben erkennbar ist, sie gewähren ihm auch in den einfachsten Verhältnissen einen geistigen Genuß, der durch nichts Anderes ersetzt werden kann, was das Leben sonst bietet. Bei steigender Cultur steigern sich die Ansprüche, aber auch die Wirkung der höchsten Kunstform bleibt dieselbe geistige Befriedigung. Alles, was uns den Genuß einer solchen geistigen Befriedigung durch sinnlich wahrnehmbare Formen verschafft, welche unserer schöpferischen Gestaltungskraft ihre Entstehung verdanken, sind wir gewohnt: „schön" zu nennen.

Wenn diese schöpferische Thätigkeit aus den geheimsten Regungen seiner natürlichen Anlagen heraus etwas Selbstverständliches bei jedem Menschen ist, wird man erwarten können, daß dieselbe in den Leistungen eines ganzen Volkes in vielfach verstärktem Maße zur Geltung kommt, wie das thatsächlich bei allen Völkern nachweisbar ist. In den Anfängen aller Cultur überwiegt immer die Rücksicht auf das Nothwendige, auf die Brauchbarkeit der Gegenstände. Bei wachsendem Wohlstande und vermehrter Geschicklichkeit wächst das Bedürfniß für reichere Formen; so lange ein Volk erfinderisch bleibt, so lange bleibt es auch widerstandsfähig gegen äußere Gefahren, welche jeder Zeit von anders begabten und ehrgeizigen Nachbarn drohen. Die Widerstandsfähigkeit erlischt, ein Volk sinkt von seiner herrschenden Stellung herab, wenn es als Beweis seiner Erschöpftheit über der Freude am Lebensgenuß die Sicherung seiner Lebensbedingungen vernachlässigt, wenn es verweichlicht, weil es über dem Schmuck das Nothwendige vergißt.

Dieser Trieb nach einer Bethätigung unserer schöpferischen Veranlagung findet immer neuen Reiz und Nahrung durch eine unbestimmte Vorstellung von einer höchsten Vollkommenheit aller Dinge und des Menschen selber, welche auf unser Denken und Handeln von der frühesten Jugend an einwirkt und mit zwingender Gewalt in das Leben der Einzelnen wie der Völker eingreift. Für das Kind liegt das Vollkommene in der scheinbaren Freiheit der Erwachsenen, in seinen Spielen versetzt es sich mit Vorliebe in die Zeit, wenn es groß sein wird. Erst wenn es groß geworden ist, lernt es einsehen, daß es sich getäuscht hat, daß der Ernst des Lebens erst beginnt, wenn die Kinderzeit dahin ist. Die Wahl des Berufs erfüllt den Jüngling mit neuen Vorstellungen des Vollkommenen, die ihm als Mann neue Enttäuschungen bereiten. Der Greis ist froh, wenn er einen kleinen Theil von dem verwirklicht sieht, was ihm in der Jugend erreichbar schien. Alle machen die Erfahrung, daß das Vollkommene dem Menschen nie zu Theil wird.

Das Verlangen nach dem Vollkommenen nimmt je nach der geistigen Begabung der Menschen einen sehr wechselnden Ausdruck an. Das Streben nach Ruhm, nach Reichthum, jeder Versuch zum Versemachen, die Launen der Mode, Hausmusik und Hausmalerei und vieles Andere, namentlich auch Sagen und Märchen sind mehr oder weniger berechtigte Ausdrucksmittel dieser Vorstellungen, welche durch mangelndes Maßhalten in eine fehlerhafte Richtung gedrängt werden, welche durch einseitige Uebertreibung krankhaft entartete. Der höchste Ausdruck unseres Verlangens nach dem Vollkommenen ist das Kunstwerk.

Der Zwiespalt zwischen diesem Verlangen und der Unmöglichkeit, es je ganz befriedigen zu können, ist das Loos

Digitized by Google

jedes Menschen, das um so tiefer als Mangel empfunden wird, je weiter Vorstellung und Wirklichkeit von einander entfernt bleiben. Die sich stets wiederholenden Enttäuschungen müßten dem Menschen alle Lebensluft nehmen, Verzweiflung würde sein unvermeidliches Schicksal sein, wenn nicht die aus seinem innersten Wesen stammende Idee des Vollkommenen ein kräftiges Gegengewicht durch eine andere Idee des Vollkommenen erhielte, welche nicht im Menschen selber begründet liegt, sondern welche durch die Einwirkung der ihn umgebenden Natur in ihn hineingetragen wird.

Wenn nämlich das Entstehen und das Vergehen in der Natur, Geburt und Tod, nach unerklärlichen und unverständlichen Gesetzen mit Freude und Leid in sein Leben eingreifen; wenn er den Wechsel der Jahreszeiten in strenger Regelmäßigkeit, aber in stetem Kampf zwischen hervorbringenden und zerstörenden Kräften an sich vorüber ziehen sieht; wenn er zum gestirnten Himmel aufblickt unterliegt der Mensch einer geheimnißvollen Bewunderung der Natur, welche umso mehr den Eindruck des Uebernatürlichen auf ihn macht, je weniger er Ursache und Wirkung zu erklären weiß, je niedriger die Stufe seiner geistigen Entwickelung ist.

Die verwunderungsvolle Betrachtung der Natur läßt sofort den Wunsch entstehen, die letzte Ursache aller Lebenserscheinungen verstandesmäßig ergründen zu wollen. Aber auch der schärfste Verstand, die vorgeschrittenste Untersuchungsart muß bekennen, daß es eine Grenze der Forschung gibt. Da es aber unerträglich ist, den wichtigsten Fragen, welche die Natur uns aufdrängt, mit Nichtwissen gegenüber zu stehen, führt alle Naturbetrachtung immer zu einem und demselben Ergebniß, das sie von alters her bei allen Völkern gehabt hat, sie führt zu einer göttlichen Verehrung der Naturkräfte, welche bei einigen Völkern die Vorstellung eines Inbegriffs und Urquells aller Vollkommenheit angenommen hat, der als Schöpfer aller Dinge voll unbegrenzter Machtvollkommenheit und Weisheit ist. Der Mensch gewinnt die Ueberzeugung vom Dasein Gottes und wird dadurch in der Annahme einer möglichen Vollkommenheit der Dinge und des Menschen selber bestärkt. Er fühlt sich berechtigt, als nothwendige Ergänzung eines Lebens voller Unvollkommenheiten auf ein Leben nach dem Tode schließen zu dürfen, durch welches ihm jede Vollkommenheit zu Theil werden wird.

Unterstützt wird diese Anschauungsweise durch den täglichen Kampf zwischen Gut und Böse, dessen unbefriedigende Ergebnisse auf einem anderen Wege zu demselben Schlusse führen.

Einen Beweis für das Dasein Gottes, für die Unsterblichkeit der Seele hat noch Niemand zu erbringen vermocht; vor dem grübelnden Verstande kann diese Ueberzeugung nicht bestehen, der vielmehr den natürlichen Zusammenhang der leitenden Gesetze für die keimende Zelle und den Lauf der Gestirne ergründen möchte, Gesetze, durch welche Alles in der Natur lebt und einen wunderbaren Kreislauf der Erscheinungsformen durchmacht.

Aus diesem Gegensatz zwischen Verstand und Gemüth entspringt der Zweifel an der Richtigkeit einer vorausgesetzten göttlichen Vollkommenheit. Im Lauf der Zeiten überwiegt bald die Herrschaft des Gemüths, bald die des Verstandes; wenn die Lösung wissenschaftlicher Fragen die gemüthlichen Anlagen eines Volkes brach legt und die führenden Geister so ausschließlich beschäftigt, daß sie auf den Ausdruck für eine gedachte Vollkommenheit verzichten, wird eine pessimistische Weltanschauung als natürliche Folge dieses Verzichtes angesehen werden müssen. Daß es aber ein Irrthum ist, auf Grund dieser Anschauungsweise künstlerisch thätig sein zu wollen, beweist die erdrückende Zahl von Mißerfolgen in Malerei und Dichtung, für die gerade jetzt eine Unsumme an Intelligenz, Zeit und Geld ohne andere als negative Ergebnisse verschwendet wird.

Das Verlangen nach dem Vollkommenen ist aber unaustilgbar und tritt immer wieder in seine Rechte, so daß der Mensch, niedergedrückt durch unzählige Enttäuschungen, in der verzweifeltsten Stimmung, selbst unter den elendesten äußeren Verhältnissen doch von der Erwartung aufrecht erhalten wird, ihm werde noch einmal das Vollkommene zu Theil werden. Dante's Paradies und die ewigen Jagdgründe der Rothhäute sind aus derselben Grundanschauung hervorgegangen; „on attend toujours quelque chose" soll Alfred de Musset gesagt haben.

Die Ueberzeugung vom Dasein Gottes und von der Unsterblichkeit der Seele, welche den einzelnen Menschen erfüllt, geht durch alle Völker hindurch, die untergegangenen und die lebenden, die gebildeten und die wilden, ihre universale Bedeutung ist dadurch bewiesen, daß sie der Ursprung aller Religionsformen geworden ist, deren praktischer Werth doch nur darin liegt, daß sie den Menschen auf einen Zustand höchster Vollkommenheit vorbereiten sollen. Deshalb beruht es auf einer inneren Nothwendigkeit, daß unter dem Einfluß der Religion die vorzüglichsten Formen entstanden sind, welche der Vorstellung vom Vollkommenen einen sinnlich wahrnehmbaren, möglichst erschöpfenden Ausdruck geben sollen.

Alle diese Formen also, welche aus der unbestimmten Vorstellung, aus der Idee einer höchsten Vollkommenheit entstanden sind, umfassen das Gebiet der Kunst. Seine Sprache, musikalische Laute, die todte Masse des Steins, des Holzes, des Thons bieten dem Menschen die Mittel, nach Ueberwindung mannigfacher Hindernisse, welche sich zum Theil schon aus dem Widerstand des Materials ergeben, seine künstlerische Schöpfungskraft bethätigen zu können. Je mehr die Kunstform der Vorstellung des Vollkommenen nahe kommt, je mehr die geistige Veranlagung des Künstlers den Durchschnitt überragt, je mehr begeisterte Hingabe für das Werk ein fortschreitendes Können früheren Leistungen gegenüber sichtbar werden läßt, um so mehr wirkt auch das Kunstwerk wie etwas Uebernatürliches; höchste künstlerische Begabung wird nicht dem Menschen schlechthin, sondern dem höchst bevorzugten Menschen, dem Genius zugesprochen.

Es ergibt sich hieraus, daß die Entstehung des Kunstwerkes ebenso nothwendig, ebenso selbstverständlich für den Menschen ist, wie sein Selbsterhaltungstrieb oder irgend eine andere elementare Bethätigung seines Daseins.

Die ersten Kunstanfänge der alten Culturvölker sind untergegangen, weil sie in einem leicht vergänglichen Material hergestellt wurden, das dem Einfluß der Zeit und anderer Schädlichkeiten erlegen ist. Waren etwa die Stammväter eines Volkes Jäger oder Hirten, dann mußte der Jäger sich Bogen und Speer selber herrichten und in Stand halten. Sobald ihn Noth und Liebe zum Waidwerk gelehrt hatten, Waffen anzufertigen, auf die er sich verlassen konnte, die ihm Erfolg und Anerkennung verschafften, gab er den Werkzeugen zur Erhaltung seiner Existenz einen persönlichen Zug durch selbsterfundene Zierrathen. Bei stärkerer künstlerischer Veranlagung wird er Schaft und Spitze seines Speers, Bogen und Befestigungsstelle der Sehne durch Linienführung und Farbe unterschieden haben; bei geringerer Veranlagung schnitzte er mit roher Hand und schwerfälligen Hülfsmitteln Zeichen in willkürlicher Anordnung, unterbrochen durch grelle Farbentöne.

Der Hirte, welcher gelernt hatte, aus der Wolle seiner Schafe warme Kleiderstoffe herzustellen, fand im Wald und auf der Flur Färbemittel. Die bunte Wolle wird er erst eintönig, dann in mannigfacher Abwechselung der Farben gestrickt und gewebt haben; ein Schritt weiter führte zum Mustern des Stoffes und zur Verwendung pflanzlicher und anderer der Natur entnommener Motive. Mit dem Nutzen der Gewebe hat das Alles gar nichts zu thun, sondern es entspringt nur dem Wunsch nach einer vollkommeneren Herstellung. Die aufgewendete Mühe findet reichlichen Lohn selbst im bescheidenen Erfolg.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Edouard Rod.

Von Hermann Bahr.

Edouard Rod war unter den Ersten, welche die ausgetretene Straße des Zolaismus verließen, angewidert von dem ewigen Einerlei der gemeinen Wahrheit und durch eine große Sehnsucht nach unbekannten Idealen hin getrieben. Um seinen Namen wurde bald viel Fehde und Zwist: man wußte nicht recht, wohin er registrirt werden sollte, und wenn man ihn einmal in einer Schule glücklich untergebracht glaubte, dann wurde es sicherlich sogleich von seinem nächsten Buche widerlegt. Er ist eine Zeit unter die Decadents gezählt worden, aber einen seiner Romane hat die Akademie gekrönt. Er schien eine Weile, in der Wollust der sensationellen Künste, wie ein Nebenbuhler des Maurice Barrès', bloß auf die Bereicherung des Ich mit seltenen Gefühlen unermüdlich bedacht, aber neuestens mag er eher für einen Bußprediger der reinen Sitte gelten, der zur Einfachheit und Demuth ruft, und, nach dem Beispiel der Russen, für einen Priester der religion de la souffrance humaine. Die Einen schelten ihn einen gebleichten und verdünnten Bourget, der schal, fade und ohne Geschmack sei; aber Vielen ist er eine tröstliche Hoffnung, der sie vertrauen.

Das auffälligste Merkmal seiner Werke ist eine unsägliche Empfindsamkeit gerade für die unendlich kleinsten, feinsten und leisesten Nuancen. Man muß gleich an die Goncourts denken: es ist der nämliche tact sensitif de l'impressionabilité, die nämliche sensibilité de névropathes, die nämliche Feinhörigkeit auf die stillsten Regungen in und zwischen den Gefühlen. Er ist hellsichtig in den Schatten der Empfindungen wie ein Nachtwandler, aber der zugleich sein eigener Arzt und Wärter wäre — immer mit ruhig beobachtendem und verzeichnendem Verstande neben sich her, der in einer nüchternen und gelassenen Sprache, wie um einen wissenschaftlichen Befund abzugeben, deutlich berichtet. Dieser Verein von hysterischer Empfindlichkeit und der kalten Strenge des unbekümmerten Forschers ist ganz seltsam: was sonst höchstens die Lyrik in schwülen und gleich wieder verdampfenden Gleichnissen eilig streift, das bringt er umständlich in kritische Noten. Darin mahnt er an Baudelaire, der auch die wirrsten Krankheiten des Geistes mit einer unheimlichen Gesundheit der Form erklärte; aber es fehlt ihm seine ansteckende und mittheilsame Kraft. Er bringt seine Sensationen nur an den Verstand; Mitgefühl vermag er nicht zu erzwingen. Er verrichtet alle Vorarbeit: die Beobachtung der Nuancen, ihre Aufnahme und Analyse; aber ihre Fleischwerdung in uns, den eigentlichen Prozeß der Kunst müssen wir aus eigenem dazu geben. Er hat keine angreifende, unterjochende und fortreißende Kraft — vielleicht daß sie unter seinem Trop de reflexion verkümmert und erlahmt ist; darum schmachten seine Helden auch immer in Qualen nach Leidenschaft.

Seine Romane lesen sich wie Kritiken seiner Romane, welche nur den Inhalt angeben wollen. Es wird Alles immer nur vor den Verstand, niemals in das Gefühl geführt. Er erzählt von seinen Vorwürfen, aber er kann sie nicht mittheilen. Er hat schöne Mittel und die vornehme Würde seines Stiles verdient Ruhm, welche jede Taschenspielerei verschmäht und lieber etwas verschweigt, als daß sie plump und breitschweifig würde, mit einem deutlichen Ehrgeiz nach der hellen und rapiden Sprache des 18. Jahrhunderts. Aber er vermag mit aller Kunst den eigentlichen Beruf des Künstlers nicht: er drückt sich aus, aber er drückt es nicht in uns ein — wir müssen nicht mit, wenn wir nicht wollen.

Es ist von Vielen gesagt worden, er sei kein Künstler. Aber gerade darum, weil er nicht in das Gefühl dringt, sondern bloß an den Verstand, aber doch im Grunde eine künstlerische Natur ist, gerade darum ist er im Kritischen vortrefflich. Er hat ein großes Talent, sich durchaus mit fremden Nerven zu bekleiden, durch fremde Sinne zu erleben und sein Denken in die Methode Anderer zu verwandeln — aber immer dabei sein gelassener Zuschauer zu bleiben, der neugierig beobachtet und emsig den ganzen Verlauf notirt. Es ist, als wäre sein Gehirn ein mit einem Schauspieler doublirter Professor, der den Vorzug hat, alle Experimente an seinem lebendigen Selbst zu verrichten. Gleich seine erste Sammlung*) bewies diese kritische Bedeutung: es sind einzelne Stücke darunter, wie über Leopardi, über die englischen Präraphaeliten, über die italienischen Veristen, deren sich Bourget nicht zu schämen brauchte.

Damals suchte er gern die zerrissenen und verzweifelten Seelen auf, mit der trotzigen Verachtung der irdischen Gemeinheit und mit der schmerzlichen Sehnsucht nach den reinen Träumen. Er kam damals gerade aus dem Naturalismus her und hatte den großen Drang aller Ueberwinder des Zolaismus, den Drang nach der im Menschen verschwiegenen Schönheit. Mit Haß und Ekel verschmähte er die äußere Welt; in der inneren wollte er sie vergessen. Er ergab sich der Fülle der ganz einfachen Gefühle, wie reich und wundersam ihre Einfalt ist: die leise Angst des jungen Gatten um den Verlust der Freiheit und vor dem Ungewissen, die trüben Räthsel der Schwangerschaft, die irren und verlegenen Widersprüche der väterlichen Empfindung, das langsame und stumme Keimen der Neigungen zum Kinde und alle die tausendfach verschlungenen Geheimnisse unter dem Bewußtsein, welche wie ein schauriger Chor die scheue Rede der Vernunft immer unverständlich begleiten.**) Dahin wendete er sich lauschend, ob es ihn nicht von den Enttäuschungen des Lebens heilen könnte. Aber es wurde ihm auch hier keine Rast, kein Friede, keine Erlösung. Er brachte ein tiefes Leid nicht los, eine unerklärliche und grundlose Trauer, die nimmermehr weichen wollte. Sie wuchs nur immer, je mehr er durch sich forschte, und trieb ihn unstet und wurde eine schlimme Furcht vor der Zukunft, vor dem neuen Geschlechte, wie dem das heutige sich dann wohl verantworten könnte, daß es solche Erbschaft hinterlassen. Und er dürstete nach einer Antwort auf die vielen Fragen, nach einer verläßlichen Gewißheit, nach einem festen Glauben, an den man sich wie an einen rettenden Balken klammern könnte dans l'Océan d'incertitudes où nous flottons.

Diese Stimmung ist keine neue: Bourget hat aus ihr die unvergängliche Vorrede seines „Disciple" geschrieben und aus ihr wurden die Erfolge der russischen Romane, aber erst Rod hat muthig die Fülle ihrer Triebe entfaltet und alle Forderungen, welche sie bringen, auf sich genommen, aus dem Künstler und Kritiker durch sie zum Moralisten verwandelt.

Spuren des Moralisten waren an ihm lange vernehmlich; er hatte immer neben der Delicatesse der Nerven ein feines, empfindliches, um das Gute und Böse zärtlich bekümmertes Gewissen; nur mußte es oft vor den heftigen Begierden des Künstlers, welche um jeden Preis schöne und seltene Reize forderten, mit Geduld verstummen. Aber jetzt ist es mächtig geworden und verdrängt jede andere Neigung und Rücksicht. So geschieht das Wunderliche, daß er auf einmal in den schärfsten Widerspruch zu seinen Anfängen gesetzt und die Linie seiner Entwickelung plötzlich nach der anderen Seite umgebrochen wird, welche seiner Herkunft und seiner Geschichte gerade entgegen ist.

Er kam von den einsamen und stillen Meistern des Nervösen. Moral, Vaterland und Menschheit — das waren ihnen leere Worte ohne Sinn; sie fühlten sich nur als Künstler und fühlten nur für die Kunst. Das tadellose und vollkommene Werk, durchaus nach der Absicht gerathen und eine vollendete Schöpfung, war der einzige Zweck, die einzige Norm ihres Lebens. Andere als ästhetische Wirkungen kannten sie nicht; sie suchten nur die Anmuth und Kraft der Ideen, die Schönheit der Fassung, den üppigen Klang und die laute Blüthe des Wortes. Ob eine Kunst der Jugend gefährlich wurde und das Gemüth vergiften mochte, danach fragten sie nicht. Sie dachten nicht an die Menschen; sie hatten mit ihnen keine Gemeinschaft; sie hatten keine Heimath als die Kunst. Ihr Ehrgeiz war,

*) „Études sur le XIX. siècle." Paris, Perrin & Cie.

**) „Le sens de la vie." Vgl. auch „Les trois coeurs," Paris, Perrin & Cie.

Digitized by Google

was Goncourt la pure litterature nennt, le livre qu'un artiste fait pour se satisfaire; ihr Ehrgeiz war le culte de l'art pour l'art.

In dieser Ansicht aller Romantiker, des Parnaß und der Anfänge der Decadence, welche ihre deutlichsten Documente in den Briefen von Flaubert und den Tagebüchern der Goncourts hat, ist Rod aufgewachsen, wie das ganze junge Geschlecht; jede andere galt am Künstler für unwürdig und verächtlich und erniedrigte ihn zum „Bourgeois." Aber sie konnte vor den Forderungen des Moralisten nicht bestehen. Der Moralist darf das Schöne nicht dulden, wenn es die Tugend schändet, die Liebe zum Guten zerstört und die Gesundheit des Geistes verkümmert: er ordnet das Schöne unter die Wohlfahrt des Staates, des Volkes, der Menschheit. Die Kraft und Reinheit am Leibe und an der Seele gilt ihm mehr als die Leidenschaft des neuen Reimes, des seltenen Beiworts und der schimmernden Sätze. Er will, daß der Dichter ein conducteur de peuples sei. Er folgt der Meinung von Dumas: Toute littérature qui n'a pas en vue la perfectibilité, la moralisation, l'ideal, l'utile en un mot, est une littérature rachitique et malsaine, née morte. Er kann die Werke der Künstler nicht, wie die alte Kritik, an strengen und unerbittlichen Begriffen der Schönheit messen; und es kann ihm nicht genügen, sie, wie die neue, nach ihren Ursachen und Absichten zu fragen: er richtet sie von der Höhe des Staates und des Volkes; er prüft ihre Folgen und Wirkungen; er entscheidet über sie als Mittel der sittlichen Entwickelung, als Bestimmungen des öffentlichen Geistes, als facteurs de la société contemporaine.

Darum verdient das neue Buch*) von Rod nachdenkliche Achtung, weil es das Aesthetische unter das moralische Urtheil ordnet. Dieses Verfahren ist durchaus unfranzösisch: aus diesem rein künstlerischen Volke, welches nur dem Geschmacke und seinem heftigen Drange zur Schönheit folgt, konnte es niemals entstehen. Es ist deutscher Import, wie die modische Schopenhauerei und die Wagner'sche Musik; unter den Deutschen lange in Kraft, von Gentz und Adam Müller her über Rodbertus bis auf Treitschke und Schmoller herab, und selbst den Künstlern, denen es doch durchaus gegen den Beruf und die eigentliche Natur ist, vertraut, ja beinahe selbstverständlich. Ein seltsames Bild, wie die letzte französische Decadence überall die erste deutsche Romantik aufnimmt: Barrès den individualistischen Terrorismus von Fichte, Rod die staatssozialistischen Ideen der nationalen Reactionäre. Man mag einwenden, daß Rod Schweizer ist, wie jene andere romanische Natur mit dem germanischen Geiste, wie Amiel Professor an der Genfer Universität; aber er könnte nicht wirken und Anhänger versammeln, wenn nicht schon eine allgemeine Disposition des Geistes bereit wäre, welche auch durch die Pariser Erfolge von Ibsen bezeugt wird.

Das neue Buch ist durchaus Kritik des Moralisten. Es fragt nicht nach der Künstlerschaft der Werke; ihr Werth an Schönheit und Kraft ist ihm gleich. Es fragt immer bloß nach ihrer moralischen Verfassung und welche sittliche Ideen sie enthalten. Es hat gewiß auch im Einzelnen manchen Reiz: wie es die verwickelte Psychologie von Renan entfaltet und erst den zuversichtlichen Gläubigen, dann den wehmüthig Entsagenden und den Gläubigen wieder als den positiven Fanatiker der Kirche und den negativen Fanatiker der Freigeisterei und zuletzt die Wiedergeburt des Muthes zum Glücke in dem Entsagenden zeigt, der sich aus den Zweifeln wieder aufrafft und am Ende im idealen Culte seiner selbst beruhigt; dann die lustige Geschichte von den beiden Schopenhauern, dem echten, ernsthaften und tiefen seines Systemes, den aber Niemand liest und kennt, und dem falschen, entstellten und denaturirten seiner Boutaden, dont on faisait un oracle ou un éponvantail ... parce que c'est en lui que c'est incarné tout un courant d'idées; wie es die Philosophie des Pessimismus auf einen excès de sensibilité et de la vie interieure reducirt, mit dem glücklichen Worte, daß sie mehr ein état psychologique als eine Doctrin sei, und mit der einfachen Formel der Schopenhauer'schen Popularität in den breiten Massen des Volkes, daß er transformait leurs désillusions en lois métaphisiques; wie es den platten, bornirten und so beneidenswerth selbstgefälligen Positivismus der vierziger Jahre und aus ihm die flache Halbwissenschaftlichkeit Zola's mit dem kindischen Aberglauben an die gelehrte Unfehlbarkeit und der certitude naïve et sereine qu'il promenait sur toutes choses entwickelt; das analytische Raffinement in der Vielfältigkeit von Bourget und in den Metamorphosen von Lemaître; die gerade, kräftige Zuversicht in der Zeichnung des Vicomte de Vogué, des ersten, der wieder zur Pflicht, zur Tugend, zur Gesundheit gerufen — und vieles andere ist an dem seltsamen Buche fein, tief und mittheilsam für Gemüth und Geist; aber seine eigentliche Bedeutung bleibt in der heftigen Sehnsucht nach dem unbekannten Heile, das aus den Lastern erlösen, die Zweifel verscheuchen und reinen Frieden bringen möchte. Die Zeit wird entscheiden, ob diese Wünsche Verirrungen abseits von der Entwickelung oder die formules attendues einer allgemeinen, nur bisher rathlosen Stimmung sind.

*) „Les idées morales du temps présent." Paris Perrin, & Cie.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Was man durch ein Fernrohr sieht.

Von Pedro Antonio de Alarcon. *)
Autorisirte Uebersetzung von S. Gräfenberg.

Gegen die Mitte des Monats, als ich auf dem Kastell von Gibraltaro zurückgezogen lebte, geschah es, daß ich eines Morgens, nachdem ich in aller Ruhe gehörig gefrühstückt hatte, ein prächtiges Fernrohr, welches mir der Gouverneur der Festung zur Verfügung gestellt hatte, vornahm und von meinem Zelte aus auf die Batterie „Osten" zuging, — ein mit Zinnen versehenes Thürmchen, das Malaga mehr als irgend ein anderes auf dem Kastell beherrscht. Und welche Rundsicht hat man von diesem Thurm aus! Dort habe ich, auf einem Geschütze sitzend, das Fernrohr in der einen und ein Horn in der anderen Hand, die ruhigsten, gleichförmigsten und glücklichsten Tage meines kurzen, aber schon mühevollen Lebens verbracht. Was ich täglich zu thun hatte, war Folgendes:

Das blaue Mittelländische Meer zu betrachten, welches sich zu meiner Linken bis dorthin ausdehnte, wo eine Linie von dunklerem Blau als der Himmel und das Mittelländische Meer an hellen Tagen die Küste Afrika's bezeichnete; zu meinen Füßen das anmuthige, enge, neue und blühende Malaga zu sehen; in Verzückung zu gerathen, wenn ich die fruchtbaren Ebenen ansah, welche sich zu meiner Rechten ausbreiteten und sogar den Fuß der Berge umkränzten; mit einem einzigen Blicke das Meer, die Stadt und das Land zu umfassen, ohne etwas Anderes als den unendlich ausgedehnten Himmel über mir zu haben; die Sonne auf- und untergehen zu sehen; nachts den Mond zu erwarten, wie Jemand seine Braut erwartet; ihm Lebewohl zu sagen, wenn er bei Tagesanbruch hinter den Bergen im Westen unterging; aus allen Ländern Schiffe in den Hafen einlaufen zu sehen oder ihnen das Geleite zu geben, wenn sie nach der Meerenge von Gibraltar, nach Amerika zu verschwanden; nachts die Drehung des Leuchtfeuers und seinen Wiederschein im Wasser zu verfolgen; den Gesang der Matrosen und der Fischer zu hören; die erleuchtete Stadt zu sehen, die sich inmitten der Finsterniß wie ein großes Grabmal in einem düsteren Dome ausnahm; dem Brüllen oder dem Klagen der Wogen zuzuhören, dem Getriebe der wachenden und dem ruhigen Athmen der schlafenden Stadt, dem Alarmschlagen der Schildwachen, dem Gesange der Vögel, dem Freudengeläute der Glocken oder ihren Trauerklängen ... und schließlich zu sehen, wie die Menschen unaufhörlich, wie Ameisen, von Malaga nach jenem anderen kleinen Orte

*) Eine der letzten Arbeiten des vor einem halben Jahre gestorbenen spanischen Romandichters.

Digitized by Google

aus Marmor wanderten, der hinter der Stadt liegt — dem Kirchhofe — und zu denken, daß mein Gedankenkreis weiter sei als jener Horizont und jenes bewegte Leben in der Stadt, noch weiter als Zeit und Raum; so unermeßlich wie der Himmel, welcher uns Alle, mich und die Erde, in seinen unendlichen blauen Mantel einhüllt. . .

Ich befand mich also an jenem Morgen auf der genannten Batterie, blickte mit dem Fernglas nach den niedlichen Mädchen in Malaga, die sich auf ihren Zimmern, Höfen oder Balkons ganz allein und unbeobachtet wähnten, und begrüßte meine Freunde mit diesem oder jenem Hornsignal, als ich, einen Augenblick ausruhend, mit bloßem Auge dort am Ufer des Guadalmedina neben einem ungeheuren alleinstehenden Thurm eine zahlreiche Menschenmenge bemerkte, in deren Mitte Waffen glänzten. Ich richtete mein Fernrohr dorthin und sah ein großes Viereck von Soldaten, um das herum sich viele Menschen bewegten. Was war das?

An die Manöver in den Ebenen von Armilla bei Granada und im Campo de Guardias bei Madrid gewöhnt, glaubte ich, daß ich einem Scheingefechte beiwohnen würde . . . und freute mich! Aber ach! diesmal handelte es sich nicht um ein Manöver. Ich muß bemerken, daß ich, Dank dem Fernrohr, sogar die Gesichter in jener Menschenmenge unterschied, als ob ich sie auf zwei Schritt Entfernung sähe. Ich war also mitten unter den Leuten . . . berührte sie mit der Hand . . . Plötzlich sah ich eine Reihe von „Knaben der Vorsehung", wie man hier sagt, aus der Stadt herauskommen und jenem Orte zugehen. Sie schritten in ihren schwarzen Kitteln einher; ihr Aussehen war traurig wie ihr Stand. Sie drangen in das Viereck ein, wo sie, die Hände über der Brust gekreuzt, unbeweglich stehen blieben.

Da fuhr mir ein Gedanke durch den Kopf, der mein Herz zu zerreißen drohte . . . Gebet und Waffen gehen nur vor oder nach dem Tode zusammen! Es wurde dunkel vor meinen Augen.

Kurz darauf trat ein Mann in das Soldatenviereck mit einem Geräthe, das er zur Erde gleiten ließ. Da er mit seinem Körper davor stand, konnte ich es nicht erkennen; dafür bemerkte ich aber, daß er in den Erdboden hineinschlug. Gleich nachher ging der Mann zur Seite, und nun begriff ich Alles. Es war ein aschgrauer Stuhl, der nur ein Bein und statt der Rückenlehne einen Pfahl aufwies. Man wollte also Jemanden erschießen.

Das war ein neues Schauspiel für mich, der ich bis jetzt nur mit der Würgschraube hatte hinrichten sehen. Vor vier Jahren machte ich eine Reise, eigens um einer Hinrichtung beizuwohnen. Was wollt Ihr! Ich habe meine Freude daran. Es macht mir Vergnügen zu sehen, wie die ganze Gesellschaft, vertreten durch Geistlichkeit, Beamtenthum, Heer und Volksmenge mit vereinten Kräften statt es zu verhindern, zugibt und nicht Einspruch dagegen erhebt, daß ein Mensch, allein, unbewaffnet, gebunden, krank und um Gnade bittend, getödtet wird . . . Es macht mir besonderes Vergnügen, verschiedenerlei dabei zu betrachten. Und wenn der Held stirbt und der Vorhang fällt, höre ich gern diesen Schrei, welcher aus dem Munde aller jener Tausende von Henkern hervorkommt (wenigstens scheint es mir, daß sie ihn ausstoßen, und ich glaube ihn zu hören): Hallelujah! Die Gesellschaft ist gerettet! . . . Während jedes Herz dumpf murmelt: Was haben wir da gethan? Worauf das Gewissen antwortet: Gott weiß es! Und die Natur erwidert: Etwas ganz Schreckliches!

Einige Minuten später kam der erwartete Trauerzug aus der Stadt und bewegte sich, wieder von einer großen Menschenmenge begleitet, auf das Viereck zu. Er bestand aus einem Manne, der eine maulbeerfarbene Fahne trug, zehn oder zwölf Gensdarmen, etwa zwanzig Personen im Frack (ohne Zweifel Gerichtsbeamte), vier Geistlichen und einem gemeinen Soldaten. Ja, es war ein Soldat (ich sah ihn jetzt von hinten) von mittlerer Statur, magerer Gestalt, mit schmalem und hohem Hinterkopf (was ein Zeichen von Beschränktheit ist), mit glattem, schwarzem und glänzendem Haar, kleinen ganz rothen Ohren, dünnem, braunem, aufgerichtetem Halse, der vom Fieber schwarzblau geworden war. Er trug den groben Infanteristenrock, aber lose, ohne Gürtel, und eine Feldmütze bedeckte seinen Kopf. Dieses erniedrigende Negligée war entsetzlich. Man hatte ihm die Hände auf den Rücken gebunden. Ein Carabinier faßte das Ende des Strickes. Und ein Carabinier mußte auch der Delinquent sein, denn bei der ganzen Ceremonie waren die kastanienbraunen Uniformen zu sehen. Jener Infanteristenrock war eine Art langen Militärrocks. Hinter dem Verurtheilten standen zwei Männer. Der Mann rechts trug einen großen Korb mit Lebensmitteln, falls etwa das Opfer vor dem Tode noch essen wollte. O, beispiellose Menschenliebe! Galle und Essig zusammen! . . . Der zur Linken trug einen Sarg auf der Schulter. Das war schon tröstlicher: in jenem Sarge durfte der arme Missethäter ausruhen. Es waren noch andere erwähnenswerthe Leute da; zum Beispiel: einer der Kuchen, Torten und Backwerk verkaufte und sich die Hinrichtung und den dadurch hervorgerufenen Menschenzulauf zunutze machte, um viel Geld zu verdienen, mehrere Zuschauer, die sich die Zeit damit vertrieben, daß sie mit beiden Backen aßen und der Leichenzug, der am Flusse darauf wartete, daß ein Leichnam beerdigt würde.

Ich zog das Fernrohr zornig zurück. Das Schauspiel verschwand wie ein Traum, und ich war allein. Dort unten bemerkte ich einen schwarzen Fleck auf dem Felde. Er sah aus wie der Schatten einer kleinen Wolke, in Wirklichkeit war es aber eine Menschenmenge, die sich wie ein Ameisenhaufen bewegte. Das war alles. Wie winzig nehmen wir Menschen uns aus, wenn man uns von einer hundert Fuß hohen Erhebung herab oder aus einer Entfernung von tausend Schritt betrachtet! Wie komisch ist dann unser feierliches Wesen, wie unsicher und lächerlich unsere Gerechtigkeit und unsere Ungerechtigkeit! Mein Unwille legte sich bald. Die Schändlichkeit, die begangen werden sollte, kam mir aus so weiter Ferne wie ein Kinderspiel vor, wie ein Tanz von Puppen, die durch Federn bewegt werden, wie ein Kampf von Insecten auf der Oberfläche eines Seees. Ja, wie erbärmlich, wie unbedeutend war alles, was ich schon gesehen hatte und noch sehen sollte, im Vergleich zu der Sonne, dem Meere, dem Himmel, jenen drei großen Schöpfungen Gottes, welche meine Seele entzückten!

Da rief ich aus, als ob mich die ferne Menge hören könnte: Elende! Was thut Ihr da? Was versteht Ihr von Gewalt, Gerechtigkeit und Gesetzen? Wenn ein Stück von diesem Berge herabrollte, so würde es Euch alle, Richter, Soldaten, Verbrecher und Henker, zermalmen! Wenn die Wogen dieses Meeres ein wenig vorrückten, so würden sie Euch wie Sandkörnchen verschlingen! Stellet Euch doch nur einmal vor, Gott entfesselte irgend einen Vollstrecker seines Zornes, den Sturm, die Pest, das Erdbeben . . . Glaubt Ihr, er würde nur diesen sogenannten Missethäter tödten? Ihr, die Ihr Euch unschuldig nennt, würdet ebenso gut sterben wie der Schuldige. Dieser Tod, dieses Tödten, welches Ihr so hoch haltet, weil Ihr nichts Anderes zu thun wißt, erinnert es Euch Dummköpfe nicht daran, daß Ihr alle zum Tode verurtheilt seid, und daß Ihr, wenn Ihr athmet, wenn Ihr lebt, wenn Ihr ein Recht habt unseren Bruder zu tödten, dies der Gnade eines Insects verdankt, das Euer Blut nicht vergiftet, oder dem Mitleid eines Windstoßes, der Euch nicht von der Oberfläche der Erde fortweht? . . .

Ich ergriff das Fernrohr von Neuem und befand mich einen Augenblick später wieder auf dem Schauplatze der Hinrichtung. Der Verurtheilte, welcher schon den Priestern übergeben war, schritt niedergeschlagen durch die Mitte des Vierecks. Von Zeit zu Zeit erhob er den Kopf und sah das Licht an, den Tag, die Sonne, den Himmel . . . Und was er so mechanisch that, bedeutete Durst nach Freiheit. Jetzt blieb er stehen und sah um sich . . . Ich bin überzeugt, daß er tausend Millionen Menschen und Bajonette sah! . . . Da reichten ihm die Geistlichen ein Crucifix. Der Verurtheilte ging weiter. Begreiflicherweise war das Streben der Diener Christi darauf gerichtet, in dem Sterbenden jenen Wunsch nach Freiheit (die letzte thörichte und höchste Hoffnung der Verzweiflung) zu unterdrücken und in seinen Augen das Martyrium begehrenswerth, jene Bank annehmbar, jenen Tod ruhmvoll erscheinen zu lassen.

Ich hörte nichts und konnte auch nichts hören . . . Aber ich sah die energischen und beredten Handbewegungen eines der Priester; sah seine begeisterten und frommen Geberden, die edle Flamme, welche aus seinen Augen hervorleuchtete, die zärtlichen Liebkosungen, welche er dem besinnungslosen Delinquenten zu Theil werden ließ . . . Ich sah dies und sah auch das Opfer mit festem und entschlossenem Schritte gehen . . . Er sehnte sich danach, in jenes andere Leben zu kommen, das sie ihm darboten, ein Leben, wo er nicht mehr das Spielzeug so vieler blutdürstiger

Digitized by Google

Wölfe sein würde, ein Leben, wo es weder Hauptleute, noch Soldaten, noch Flinten, noch irgend etwas von dem geben würde, was wie ein Berg von Blei auf ihn gefallen war. Ach, wer außer der Religion vermöchte diesen Menschen zu überzeugen, daß der Tod die Glückseligkeit ist? Wer außer ihr würde es erreichen, daß er den Becher mit ruhiger Hand ergriffe und sanft an die Lippen führte? Wer, wenn nicht du, göttliche Religion der Christen, könnte diesem eigenmächtigen, unvermeidlichen Tode, der weder von Gott beschlossen, noch mit den Gesetzen der Natur im Einklang steht, seine Schmach, seinen Schrecken und seine Grausamkeit nehmen? Wer außer dir vermöchte den Trieb des Fleisches, des Blutes und der Nerven ersticken, der ihn von jenem Platze fortzieht und ihn Widerstand leisten, kämpfen, wüthen, beißen, mit den Füßen stampfen und endlich sagen läßt, daß er nicht sterben will, daß er nicht will, nicht kann, nicht muß? Das ist der größte Triumph des Geistes über die Materie, der Seele über den Körper . . .

Der Priester setzte sich auf das Armensünderstühlchen, und die Richtstätte war nicht mehr ehrlos. Der Diener Gottes hatte sicher nicht vergessen, jenem zahmen Lamm zu sagen, daß Jesus Christus dieselbe Schmach erlitten hat! Der Delinquent fiel zu den Füßen des Priesters nieder und begann zu beichten . . . Delinquent! Bekenne, daß Du ein Mensch bist und unter Menschen lebst! — Nun setzte sich der Verurtheilte auf die Bank. Nicht eine einzige widerwillige Bewegung! Ich sah ihn jetzt von Angesicht. Er war jung; seine Züge zeigten eine gewisse Regelmäßigkeit; der Bart war ihm schon etwas gewachsen, seine Augen waren unstät, seine Gesichtsfarbe bleigrau und glänzend. Man band ihn fest, und er widerstand nicht. Er zitterte nicht einmal. Ohne Zweifel war er schon nicht mehr ganz bei Besinnung. Man verband ihm die Augen. Ach, er hatte nur noch wenige Minuten zu leben, und er wußte es und sprang nicht auf und gab keinen Schrei des Entsetzens von sich, und rief nicht aus (es hätte ihn doch dazu treiben können): „Mein Leben, mein Leben!" Er war ein ungebildeter Mensch, ohne Ueberlegung, ohne Ideen, der des Heroismus nicht fähig war und die Vorbedingungen zum Märtyrer nicht besaß! O, Religion, wie unerschöpflich ist dein Trost! Wie viel des Guten schüttest du noch über die Erde aus!

Vier Kameraden jenes gefesselten, unbeweglichen Mannes, der voll Leben, Kraft und Gesundheit, mit verbundenen Augen in den Tod ging; vier Carabiniere, vielleicht vier Freunde von ihm, kamen aus einer Reihe heraus, marschirten mit eiligen, meuchelmörderischen, verruchten Schritten nach der Mitte und machten dem Verurtheilten gegenüber Halt. Dieser mußte das Fertigmachen der Gewehre hören, er mußte daß Commando hören . . . Die vier Soldaten legten an . . . In diesem Augenblick aber wurden die Gläser meines Fernrohrs trübe, und ich sah nichts mehr. Vielleicht waren auch nur meine Augen trübe geworden! Ich erhob mich von Zorn beseelt, schlug mich mit den Händen vor die Stirn und sah nach dem verhängnißvollen Platze . . . Dort war nur der Haufe von Menschen. Ueber ihm schwebte ein wenig Rauch . . . Das war das einzige, was man mit bloßem Auge sehen konnte.

Die Natur fuhr unterdessen fort, unter den Liebkosungen der Sonne zu glänzen, sie lächelte und bewegte sich wie eine verliebte Frau. Das Meer, das Land, die Atmosphäre, Alles war gleichgültig geblieben gegenüber dem lächerlichen Stolze des Menschen.

Später erfuhr ich, daß jener Unglückliche, welcher kriegsrechtlich erschossen wurde, Juan Perez Fernandez hieß, ledig, Carabinier und 31 Jahre alt war und aus Asturien stammte. Sein Verbrechen bestand darin, daß er seinem Sergeanten, der ihn in einer Liebesangelegenheit beleidigte, einen leichten Schlag versetzt hatte!

In der Civilgesetzgebung wird ein ähnliches Vergehen mit fünf Tagen Haft gebüßt. Vom Militärgesetz wird ein so großes Verbrechen mit der höchsten Strafe belegt. In der Gesetzgebung Gottes . . . Gott wird selbst richten!

Aus der Hauptstadt.

Pragers.

Aus innerster Ueberzeugung beantragte der Staatsanwalt die Verurtheilung, aus innerster Ueberzeugung plaidirten die Vertheidiger für die Freisprechung der Frau Prager und ihres Bruders, und schließlich forderte der Vorsitzende die Geschworenen auf, nur von ihrer innersten Ueberzeugung sich leiten zu lassen. Das ist ein Bischen viel. Wo es sich um das Schicksal zweier Menschen handelt, da sollte die innerste Ueberzeugung eigentlich sich von selbst verstehen. Der Herr Landgerichtdirector Brausewetter wollte auch gewiß nicht die Ueberzeugung der Vertheidiger in Zweifel ziehen, als er seiner Rechtsbelehrung den merkwürdigen Prolog voranschickte; er war, im sicheren Bewußtsein juristischer Unfehlbarkeit, während der langen Verhandlung eben etwas nervös geworden. Das ist sicher begreiflich und entschuldbar. Ich bewundere unsere Juristen nicht oft, den geduldigen Langmuth des Vorsitzenden im Strafprozeß aber mußte ich doch mitunter bewundern. Erst neulich wieder, als der Vertheidiger der Mörderin Machus bat, man möchte der Angeklagten doch nicht die äußerste Scheußlichkeit zutrauen, da die Machus pünktlich doch immer in die Kirche gegangen sei. Wer dabei die Ruhe bewahrt, der kann im preußischen Cultusministerium die Nachfolge des Grafen Zedlitz antreten.

Aber ich will dem übeln Beispiel unserer Presse nicht folgen, die bei der formalen Seite des Prozesses Prager-Schweitzer sich aufhält, gegen Herrn Brausewetter etliche Witze schleudert und über die Staatsangehörigkeit eines Geschworenen in höchst scharfsinnigen Deductionen sich ergeht. Diese Dinge werden die Juristen am besten prüfen können. Die psychologische und die soziale Seite des Prozesses aber, der ein erheblich höheres Interesse ansprechen darf als die Skandalfälle Graef und Heinze, die scheint mir doch durchaus noch nicht aufgeklärt. Von dem ganz und gar nicht lückenlosen Indicienbeweis fühlt sich eigentlich kein Mensch recht befriedigt, und wenn man auch der Frau Prager die sechs Jahre Zuchthaus gönnt, so ahnt doch, auf legitimer Ehewacht selbst, die empörte Sittlichkeit in dieser Todtschlaggeschichte allerlei Untiefen und dunkle Stellen, über die unser nur mit der Aufhellung des Thatbestandes beschäftigtes Gerichtverfahren mit neidenswerther Schnelle hinweggeeilt ist. Darum wird über den Fall Prager so unendlich viel geredet und so unendlich wenig gesagt.

Als ich hier die Legende vom heiligen O'Shea erzählte, da erlaubte ich mir auch die Frage, ob denn Herr Dr. Prager von dem galanten Lebenswandel seiner Gattin nichts gewußt hätte. Soweit es öffentlich geführt wurde, hat das Strafverfahren darauf keine Antwort gegeben. Herr Dr. Prager spielte die dankbarste Rolle: er beschwor die Redacteure, nichts über die Sache zu bringen; er machte alle Anstrengungen, die Frau nicht zu belasten; er soll sogar beim Justizminister um Milde gefleht haben und nach der Verurtheilung trat er tröstend der Frau, die sein Leben bedroht haben soll, zur Seite. Durch so englische Güte hat er denn auch alle Sympathien gewonnen, vom Vorsitzenden bis herab zum letzten Reporter, und nur die Gattin rief dem milden Tröster in schluchzendem Schrecken entgegen: „Ist das der Dank dafür, daß ich Dir elf Jahre gedient habe?" Das gibt zu denken; und wenn im Strafprozeß ein Indicienbeweis gestattet ist, weshalb sollte der Versuch verboten sein, von gesellschaftlichen und psychologischen Voraussetzungen aus eine Wahrscheinlichkeitrechnung anzustellen und nicht von Herrn Prager und von Frau Prager wie von getrennten Factoren zu sprechen, sondern von der Summe: Pragers.

Fräulein Eugenie Schweitzer gehörte zur weitverbreiteten Gattung der armen, aber anspruchsvollen Mädchen. Der Vater starb früh, der Mutter mochte die heranwachsende Tochter allmählich wohl zur Last werden, und da unsere Mädchenerziehung zum wesentlichsten Theile in der Abrichtung auf den Männerfang besteht, so ist anzunehmen, daß auch Eugenie frühzeitig in solchen Künsten einige Uebung erlangte. Was sollte sie auch anfangen, wenn sie eine alte Jungfer blieb? Stunden geben, Gouvernante, Buchhalterin oder Stütze der Hausfrau werden, bei kärglichem Gehalt, als ein Wesen zweiter Klasse, dahinkümmern? Und

Digitized by Google

gelernt hatte sie auch nichts, und, wie ihr Bruder, mochte auch sie „etwas Anderes in sich fühlen". Also einen Mann, einen Versorger um jeden Preis. Da aber schon 1885 im Deutschen Reiche die weibliche Bevölkerung einen Mehrbetrag von 983,064 Köpfen aufwies, da fernerhin namentlich in den sogenannten höheren Ständen nur noch etwa 30 bis 40 Procent der Männer den Kosten, Ansprüchen und Fährnissen einer Eheschließung Trotz bieten, wird die Gattenjagd selbst für hübsche, aber mitgiftlose Mädchen ein immer schwierigeres und mühevolleres Gewerbe und eine richtige Mutter muß schon manchen Winter an den Ballsaalwänden und bei Fleischausstellungen zu wohlthätigem Zweck durchschlummern, ehe sie an der Schwelle des Standesamtes ihre Verantwortung, nebst der sauber gestickten Leib- und Bettwäsche, an den legitimen Rechtsnachfolger prompt und pünktlich abliefern darf. Die bürgerliche Sprache nennt das die Aussteuer, vermuthlich, weil das an Bord gebracht sein muß, bevor man auf den Versorgefischzug aussteuert.

Die hübsche Eugenie wurde denn auch richtig zwanzig Jahre alt, bis in ihren Netzen sich Einer fing. Kein Goldfisch leider, aber ein gut genährter Hecht doch in auskömmlichen Verhältnissen: Der Dr. juris Georg Prager. Ob er gleich anbiß, ob er sich nöthigen ließ, — nur die Eingeweihten können das wissen; vermuthen aber darf man, daß die Dinge sich leicht arrangirten, denn nach meiner Diagnose, die sich namentlich auf die sehr merkwürdigen Beziehungen vom Bruder zur Schwester stützt, gehört Eugenie zu den kalten Weibchen von starkem sinnlichem Reiz: sie empfindet nichts, aber sie suggerirt heftiges Begehren und weiß die Männchen an ihre Spur zu fesseln, nicht durch geistige Vorzüge, denn wir werden gleich sehen, wie unklug und albern sie ist, wohl aber durch den Eindruck weiblicher Hilflosigkeit und durch animalischen Reiz. Hat doch der Sachverständige Ludwig Pietsch sogar der züchtigen Tante Voß von dem „Chic" und der „Grazie" der schönen Eugenie Einiges in die erstaunten Ohren geraunt . . . . .

Der Mann war gekapert, die erste Etappe erreicht. Ueber die Vermögensverhältnisse des Herrn Prager ist vor Gericht nur flüchtig geredet worden, wie es scheint. Festgestellt wurde nur, daß seine Haupteinnahmen aus Repetitoriengeldern flossen und daß er nebenbei an der Börse speculirte. Nun pflegen mit der Vorbereitung zum Referendarexamen, einer gewiß sehr ehrenwerthen, aber nicht allzu angenehmen Thätigkeit, gewöhnlich nicht die reichen Leute sich abzugeben. Trotzdem machten Pragers, wie man in Berlin sagt, ein Haus: sie zahlten 3000 Mark Miethe, hielten drei Dienstboten, machten Bälle und Gesellschaften mit, Madame fuhr im unnumerierten Wagen, besuchte die theuersten Modebäder, trieb geschmackvollen Luxus und war außerdem noch in der Lage ihrem Bruder von Zeit zu Zeit einen Tausendmarkschein zuzustecken. Nach ihrer Angabe war das „erspart"; sie erhielt nämlich monatlich 100 Mark Wirthschaftsgeld von ihrem Manne, und davon kann eine sparsame Frau, wenn sie für einen Haushalt von sieben Personen zu sorgen hat, sicherlich hübsche Summen zurücklegen. Und der Klatsch, der Frau Prager seit Jahren zu den zahlreichen armen Löwinnen von Berlin rechnete, der ist eben — Klatsch.

Zu den zahlreichen armen Löwinnen, die aus der Börse gefälliger und zahlungsfähiger Hausfreunde mehr oder minder hohe Beiträge zum Wirthschaftbudget zu ziehen verstehen. Die Spezies ist in der guten Gesellschaft von Berlin sehr verbreitet und unsere Sexualschlachtenbummler schätzen und lieben sie, natürlich —: ein häuslicher Heerd ohne Pflichten, eine für etwa eintretende Zwischenfälle gefahrvolle Liaison, keine allzu große Kosten, einen guten Freund, eine bessere Freundin und Discretion, o, garantirt ohne Grenzen. Und die Frauen? Ja, — den Männerfang haben sie auf der mütterlichen Hochschule studirt, nun wenden sie das Recept eben auf illegitimen Pfaden an; sie sehen, daß in der bürgerlichen Gesellschaft mehr gilt, wer mehr hat; sie sind nicht erzogen, sondern dressirt worden; im Manne hat man sie zunächst nur den Geldgeber erkennen gelehrt; gefestete Grundsätze haben sie nicht, höchstens kleine Vorurtheile, zu überwinden. Und nachdem sie zwei Jahre Frau Meyer von vis-à-vis um ihre schönen Toiletten und modischen Hüte beneidet haben, nachdem ein drittes Jahr im Aerger darüber verstrichen ist, daß Frau Meyer überall eingeladen wird, obgleich Niemand weiß, wer ihre Toiletten und Hüte bezahlt, — wird endlich im vierten Jahre der Ehewinkel zu einem niedlichen Dreieck geschlossen. Auch Quadrate sollen schon vorgekommen sein und selbst der Actiengesellschaftgeist, der alle Welt beleckt, hat auf die Ehen schon hier und da sich erstreckt. In gewissen Kreisen ist man von der freien Liebe gar nicht so weit mehr entfernt, wie die Sozialisten sich träumen. Aber frei ist hier nicht etwa gleichbedeutend mit gratis. Im Gegentheil.

Bei Pragers sah man einen Haushalt, der unter 15—20,000 Mark im Jahr auch bei äußerster Sparsamkeit und feinster Finanzkunst nicht zu bestreiten war. Der Mann half zurückgebliebenen Rechtsstudenten durch klippige Prüfungen und galt daher nicht für reich; die hübsche Frau aber unterhielt stadtbekannte Beziehungen und durfte mit einer Freiheit sich bewegen, die zu boshaften Glossen geradezu herausforderte. Ist es ein Wunder, wenn man einen Vers darauf machte, wenn man ganz allgemein sagte: Die schöne Frau will ihr Leben genießen, will mehr sein als eine armselige Repetitorengattin, und der Mann drückt ein Auge zu, auf Verlangen wohl auch zwei? „Man" hatte gewiß Unrecht; aber man dachte und schwatzte allüberall so, wo die restlichen Kapitalien an Geld und Ehre eingeschätzt wurden. Und während man dachte und schwatzte, blieben Pragers doch gesellschaftfähig. „Man" verkehrte mit ihnen, lud sie ein und bei Wohlthätigkeitbazaren erhielt Frau Eugenie einen Ehrenplatz. Die Sittlichkeit unserer Gesellschaft hat eben ihren eigenen Katechismus; willkommen ist ihr ein Jeder und eine Jede, wenn er oder sie einen guten Rock anhat, Geld im Beutel führt und — namentlich — keinen Skandal macht.

Um gefährliche Mißverständnisse zu vermeiden: nicht ich rede hier, sondern das große „Man" hat das Wort. Man sah im Falle Prager das berlinische Seitenstück zum Falle Praga. Der italienische Sensationsdramatiker Praga nämlich hat, mit reichlicher, aber ungeschickter Benützung der sehr feinen und sehr tiefen „Parisienne" des Henry Becque, ein Schauspiel geschrieben, indem als „die ideale Frau" ironisch eine Dame bezeichnet ist, die dem Gatten die sorgliche Pflicht, dem Liebhaber das überflüssige Temperament zutheilt. Davon, das wußte man ganz genau, konnte bei der realen Frau Prager nicht die Rede sein, die mit heißen Leidenschaften und ähnlichen Kleinigkeiten niemals sich abgegeben hat. In ihr sah man die aus der Armuth durch eine sogenannte Vernunftheirath Emporgekommene, die nun, um auch weiter vernünftig zu sein, besonders gern bei älteren und verheiratheten Herren Rath und Hilfe in discreten Angelegenheiten suchte. Aus innerster Ueberzeugung, wie es in diesem Prozeß nun einmal die Sitte heischt, kann ich versichern: so etwas gibt es in dem äußerlich glänzenden Hause unserer guten Gesellschaft. Warum auch nicht? Wer mehr hat, gilt mehr; und in dem vorehelichen Kursus vorsichtiger Prostitution wird ja ohn' Ermatten gelehrt: Ein Mann, homo insipiens, ist dazu da, seiner Frau schöne Toiletten zu kaufen und sie zum allein lebensfähigen Typus „Dame" herauszuputzen. Von dieser Regel ist es dann nicht mehr weit bis zum Nachtrag: Thut's mein Mann nicht, thuen's doch andere, und wie gern! — Madame Bovary ist heute sehr kühl geworden und sehr praktisch.

Deshalb wird es mir auch so schwer, an Mord und Todtschlag zu glauben; kühlere Bestien pflegen doch stillere Mittel zu wählen und weniger gewaltsame und man sollte auch meinen, sie würden nicht einen hysterischen Ladenschwengel im Finstern drauflosknallen lassen, um einen Mann, dem sie so viel bequemer beikommen könnten, aus dem Wege zu räumen. Was konnte der Frau denn der Tod des Mannes recht eigentlich nützen? Wenn der Mörder auch wirklich entwischte, war, da eine Waffe nicht neben der Leiche zu finden gewesen wäre, der Verdacht eines Selbstmordes doch von vornherein ausgeschlossen. Und der Vermögensantheil, der nach dem günstigen Ausfall des Scheidungsprozesses zu erhoffen war, der allein sollte die praktische Jüdin bis zu Mordversuchen getrieben haben? Als ob eine geschiedene Frau, wenn sie hübsch, bekannt und vorurtheilslos ist, nicht ganz behaglich von discreten Renten leben könnte. Nein —: Da ist mancherlei dunkel, für den Kriminalisten vielleicht nicht, wohl aber für den Psychologen; und nur, wenn der glaubt, was das große „Mann" vorher sagte, dann ist die verzwickte Geschichte auf einmal ihm ganz kindereinfach.

Wie sie dann aussieht? So ungefähr!

Frau Prager wollte sich scheiden lassen, weil ihr Mann sie in Ostende

Digitized by Google

öffentlich kompromittirt hatte. Erst, als sie diese Absicht aussprach, rückte auch Herr Prager mit Scheidungplänen an; er wußte sich gravirende Briefe, die den Ehebruch der Frau feststellten, leicht zu verschaffen, denn Frau Eugenie war sorglos oder ihres Mannes sicher genug, diese Briefe in ihrem bequem zugänglichen Schreibtische zu bewahren. Durch diese Briefe wollte nun Herr Prager nicht etwa eine Anklage auf Ehebruch erhärten, sondern, wie aus der Aussage seines Rechtsvertreters bündig hervorgeht, die Frau vor einem Skandal abhalten. Er muß also den Skandal wohl gefürchtet haben; auch ließ er, nach den Verhandlungen über die Scheidung und im Besitz des Ehebruchbeweises, die Frau noch einen langen Monat in seiner Wohnung verweilen, in nächstem Verkehr mit den kleinen Töchtern, und in einem Zimmer, zu dem, wie der Prozeß angab, ohne weitere Umstände auch bei nachtschlafender Zeit Einlaß zu finden war. Man kann unmöglich nachsichtiger sein.

Nun begann der Kampf um die Briefe, die der Mann festhielt, um vor Skandal sicher zu sein, nach denen die Frau strebte, um nicht in der Gewalt des Mannes zu bleiben, vielleicht auch, um im Scheidungproceß nicht als schuldiger Theil des Vermögensanspruches verlustig erklärt zu werden. Aber, — sollte ein Mann von der unerschöpflichen Milde des Herrn Prager wirklich daran gedacht haben, die Mutter seiner Kinder vor die Wahl zwischen Hunger und Prostitution zu stellen? Wahrscheinlicher ist, daß der Erwerb der Briefe der Frau nur uneingeschränkte Freiheit sichern und nebenbei auch den verheiratheten Freund vor möglichen Indiscretionen schützen sollte. Der Freund könnte ja gesagt haben: Schaffst Du mir mit den Briefen nicht meine Ruhe wieder, dann gebe ich Dich auf, damit Dein Mann nicht durch die Fortdauer unseres Verhältnisses zum begreiflichsten Vertrauensbruche gereizt wird. Aber kurz und gut: Frau Prager plapperte alles Mögliche und Unmögliche vor den Kindern und Dienstboten aus und benahm in der Vorbereitung dieses Planes überhaupt sich so unklug, wie das große „Man" sie auch früher immer schon gekannt hatte.

Den Plan sollte der Bruder ausführen, ein verdorbener, hysterischer und offenbar genußgieriger Commis. Der sollte, während Herr Prager schlief, die verfänglichen Briefe aus der Rocktasche nehmen und dann rasch und leise das Weite suchen; beim Erwachen aber, das doch mit in Rechnung zu ziehen war, sollte er mit dem Revolver den Mann einschüchtern. Damit er auf keinen Fall in den Verdacht der Thäterschaft gelangen könnte, war er vorher offiziell nach Hamburg geschickt worden, wo für solche Jüngelchen allerhand Amusement zu erkaufen ist. Als er Herrn Prager nun fest schlafend glaubt, tastet er nach den Briefen; Prager fährt auf, zündet ein Streichholz an, Schweitzer gibt, seinen Rückzug zu sichern, einen Schuß ab und macht sich schnell aus dem Staube. Unterdessen liegt Frau Prager, vom Morphium betäubt, und läßt auch durch den Knall und den Alarm des Hauses sich nicht zum Aufstehen bewegen, weil sie annimmt, ihr Bruder sei von ihrem Manne gepackt und mißhandelt worden und nun werde sie an die Reihe kommen. Die Frau wird in's Gefängniß, der verwundete Mann in eine Klinik gebracht, Schweitzer sucht in einem Briefe an die Staatsanwaltschaft seine Schwester zu entlasten. Demselben Bemühen gilt nach seiner Herstellung der erste und letzte Gang des Herrn Prager, der die Frau schonen will und den Skandal vermeiden. Welchen Skandal, nachdem der nächtliche Anfall doch einmal an die große Glocke gehängt war? Ich weiß es nicht; aber Frau Prager sagt: „Ist das der Dank dafür, daß ich Dir elf Jahre gedient habe?" . . .

Aus innerster Ueberzeugung glaube ich, daß die Dinge so, wie sie hier nach der Aussage der Angeklagten geschildert wurden, verlaufen sein können. Bitte, wohl zu merken: können, keineswegs aber müssen, Gott bewahre, sie können auch ganz anders verlaufen sein. Das aber ist ja doch das Resultat eines jeden Indizienbeweises: es kann so, es kann aber auch ganz anders gewesen sein.

Sechs Sachverständige konnten sich über die Frage, aus welcher Entfernung der Schuß auf Herrn Prager abgefeuert worden sei, nicht schlüssig einigen. Nun ist ein Revolver gewiß ein komplizirter Mechanismus, aber ein Menschengehirn ist auch nicht immer ganz einfach organisirt und es ist daher nicht so verwunderlich, daß vier Juristen über die andere, wichtigere Frage sich nicht einigen konnten: Mordversuch oder Diebstahl und fahrlässige Körperverletzung?

Das Gericht entschied sich für Anstiftung zum Todtschlag, schickte Frau Prager auf sechs Jahre in's Zuchthaus und wollte von mildernden Umständen nichts wissen! An unverantwortlicher Stelle darf ich, bei ausgesprochener Antipathie gegen die berechnende Männerjägerin, als psychologisch mildernden Umstand doch vielleicht die liebe Gesellschaft anführen, die aus innerster Ueberzeugung die immer gleichmäßig abscheuliche Frau Prager dann erst ausstieß, als sie Skandal gemacht hatte, die liebe Gesellschaft, die Jahre lang über Herrn Prager gelächelt hat und die heute mit ihm weint, nachdem seine engelhafte Güte in einen Skandal hineingezogen worden ist, den die liebe Gesellschaft aus innerster Ueberzeugung und aus guten Gründen leidenschaftlich verabscheut. Das geht den Gerichtshof nichts an, denn der machte nur mit Frau Prager und ihrem Bruder sich zu thun, während uns hier die lehrreiche, die untheilbare Summe interessiren sollte: Pragers.

Apostata.

Soziale Dramen.

Der Verein „Freie Volksbühne" ist unter Polizeiaufsicht gestellt worden, weil er, nach dem Urtheile des Polizei-Präsidenten und des Ober-Verwaltungsgerichtes, „eine Einwirkung auf öffentliche Angelegenheiten bezweckt". Diese Absicht soll zunächst aus der „tendenziösen Auswahl der vorgeführten Dramen", dann aber auch aus den „in den Vereinsversammlungen vorgetragenen Erläuterungen" hervorgehen. Also zu lesen im „Reichsanzeiger" vom 12. Januar 1892. Als Beispiel der „tendenziösen Auswahl" sind angeführt: Ibsen's „Stützen der Gesellschaft" — Repertoirestück der Hoftheater in Kopenhagen, München, Dresden u. s. w. —, Sudermann's „Ehre" — Lieblingstück jeder behaglichen Bourgeoisie —, Pisemsky's „Leibeigener" — Repertoirestück der russischen Hoftheater —, Hauptmann's, „Vor Sonnenaufgang" — worin ein sozialdemokratischer Agitator eine lächerliche und verächtliche Rolle spielt —, endlich „Kabale und Liebe" vom Hofrath Schiller. Was denn beweist, daß man im „neuen Kurs" recht leicht unter Polizeiaufsicht gelangen kann.

Mit Kleinigkeiten brauchen wir uns hier nicht abzugeben. Wenn ein vacirender Schillerbiograph, wie es in den Motiven heißt, in einem Vortrage über „Kabale und Liebe" „dem Proletariat Hoffnung auf Verwirklichung des sozialistischen Staates gegeben" hat, so ist das natürlich nur spaßhaft zu nehmen; dergleichen Herrchen können auf Wunsch auch durchaus nationalliberal oder freisinnig reden und schreiben, je nachdem das Geschäft es gerade verlangt, und ihr revolutionäres Bramarbasiren erregt den verständigen Arbeitern höchstens ein heiteres Schmunzeln. Auch bekümmert es uns an dieser Stelle nicht weiter, daß heute noch, in gänzlich veränderter Zeit, nach einem Vereinsgesetze aus dem Jahre 1850 Recht gesprochen wird. Wichtig und interessant aber erscheint mir die Thatsache, daß Polizeiaufsicht für nöthig erklärt wird, wo die dramatische Kunst dazu dient, „auf Aenderung der bestehenden Gesellschaftsordnung hinzuwirken". Das ist der erste Schritt zu einem Gesetz gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdramatik, deren Zweck immer nur war, ist und sein kann, „eine Einwirkung auf öffentliche Angelegenheiten" zu üben.

Diese Sozialdramatik steht vor der Thür und übermorgen wird sie im ängstlich verwahrten Zimmer sein. Es mußte so kommen. Der General-Reichskanzler meint zwar, unsere politischen Parteien beschränkten sich zu sehr auf die Vertretung wirthschaftlicher Interessen, er wird es aber nicht übel nehmen, wenn weniger hochgestellte Leute im Gegentheil der Ansicht sind, daß die formale Politik mehr und mehr an Bedeutung verliert und daß heute schon für die gesammte Weltanschauung beinahe nur noch die Auffassung der wirthschaftlichen Verhältnisse maßgebend ist. Selbstverständlich meine ich damit nicht nur die Schutzzölle, bei denen, in verranntem Doctrinarismus, die Mehrzahl der Liberalen noch immer sich aufhält, sondern die ökonomische Gesammtlage, zu der ein Jeder jetzt, mag er nun Abgeordneter, Pelzhändler oder Kunstkritiker sein, Stellung nehmen muß. In der Literatur läßt sich dieses Ueberwiegen sozialer Momente leicht beweisen: ein gläubiger Anhänger des frommen Absolutismus, Dostojewsky meinetwegen, steht dem modernen Empfinden ungleich näher als etwa der nationalliberale Wildenbruch der Karolinger. Die Zeit ist eben vorbei, wo man für rein politische Ideale sich begeisterte; ein Schulgesetz, ein Censurstückchen facht wohl mitunter noch ein Flackerfeuer an, das aber bald dann wieder verglimmt. Die entscheidenden Schlachten werden längst schon auf wirthschaftlichem Gebiete geschlagen, seit die Unterjochung des Menschen durch den Menschen nicht mehr durch Eisen und Blei bewirkt wird, sondern durch Silber und Gold. Im Sinne der angeblich liberalen Weltanschauung bedeutet dieser Uebergang vom unedeln zum edeln Metall auch eine Veredelung der Sittlichkeit.

Der Stimmungwechsel mußte auch in der Kunst endlich zum Ausdruck kommen. Das junge Deutschland hatte dem liberalen Bürgerthum revolutionäre Kampflieder gesungen; dem jüngstem Deutschland konnte, wenn es durch eine neue Note sein Lebensrecht erweisen wollte, die gleiche Pflicht gegen das Proletariat nicht erspart bleiben, das heute um seine Emancipation ringt. Der flüchtigste Blick auf unsere Parlamente und

Digitized by Google

in unsere Publizistik beweist, daß für den sogenannten entschiedenen Liberalismus ein Nachwuchs gar nicht oder nur in ganz spärlichen und deshalb eifrig aufgelobten Exemplaren vorhanden ist. Das junge Geschlecht will von dem „freien Spiel der Kräfte", und wie die andern manchesterlichen Redensarten heißen mögen, nichts wissen und steht zaudernd höchstens noch zwischen dem regierungfähigen Kathedersozialismus und der Sozialdemokratie, zwischen Lujo Brentano und Bebel. Die jungen Dichter aber, die zuerst bei den Deklassirten, den Kellnerinnen und Dirnen, sich's wohl sein ließen, die basteln und bohren heute an der sozialen Frage herum, daß es nur so eine Unlust ist, dem schwitzenden Unverstand zuzusehen. Da bringt Einer einen hübsch aufgeputzten Strike nebst einem halben Dutzend humaner Phrasen; dort macht ein Zweiter bei der Ehefrage ein Löchelchen und führt, ein allzu weiblicher Mann, in Freiheit dressirte Sklavinnen vor, während ein Dritter wieder über die verschiedenen Ehrbegriffe in Vorder- und Hinterhäusern höchst schmeichelhaft dozirt. Ein Neues aber, ein modernes Ideal, will noch immer nicht werden, und wenn uns auch hoffentlich die Revolution erspart bleibt, so scheint doch unsere Literatur ihr 1784 erreicht zu haben: auf Beaumarchais, den öffentlichen Ankläger der Aristokratie, ist Ibsen gefolgt, der Ankläger bourgeoiser Verrottung, auf den bei allem Ingrimm lachlustigen Kavalier der finstere Individualist, der selten nur, mit gekniffener Lippe, lächelt. Mit frecher Grazie, fidel und elegant, ging die alte Aristokratie dem Untergange entgegen; die Corruption zwar, aber nicht die guten Manieren können die Protzen von heute ihr nachmachen. Ist es da ein Wunder, wenn auch die Dichter beider Jahrhundertwenden so grundverschiedene Züge zeigen?

Noch einen gewaltigen Vorzug hatten die Leute des ancien régime: sie waren duldsam, während der richtige Liberale unduldsam bis zum Fanatismus ist. Jeder anders Denkende ist für ihn entweder ein beschränkter Zelot oder ein kriechender Heuchler, ein abhängiger Beamter oder ein gewinnsüchtiger Agrarier, im günstigsten Falle aber ein unreifer Schwärmer. Wer's nicht glaubt, mag täglich den Moniteur des Herrn Richter oder auch die beschämenden Nachrufe lesen, mit denen von liberalen Blättern Paul de Lagarde bedacht wurde: fünf Zeilen, von oben herab, aber drei Spalten mindestens für Albert Träger, den Lyriker, und für Herrn von Forckenbeck, den Allverwalter, den Allerhalter von Berlin. Wo solche Gesinnung herrscht, da würden die neuen Edeldamen nicht die Susanne oder die Gräfin Almaviva spielen, da würde, wer wirklich mit festem Griff an die Schäden der Zeit rühren möchte, bald ein mundtodter Mann sein, nicht von Polizei wegen, sondern von Publikums wegen, das in unseren Theatern wie in unserer Presse die Gesetze macht. Und schon Lassalle hat es gesagt: „O, unsere Polizei ist, man sage was man will, noch immer ein viel liberaleres Institut, als unsere Presse."

Vor mir liegen da zwei neue Dramen: „Die Weber"*) von Gerhart Hauptmann und „Der freie Wille"**) von Hermann Faber. Beide sind ungewöhnlich charakteristisch für die Stimmung der jungen Generation; Beide sind, bewußt oder unbewußt, aus sozialistischen Anschauungen geboren. Die Weber haben höchstens die Polizei zu fürchten, die aber hoffentlich sich erinnern wird, daß preußische Könige selbst schon den schlesischen Webern im Kampfe mit gewissenlosen Ausbeutern beigestanden sind; dem freien Willen scheinen auch in der Bretterwelt unüberwindliche Hindernisse sich entgegen zu stellen. Das Schauspiel hat auf zwei großen Bühnen Beifall gefunden, in Berlin scheint ihm aber, trotz der Theaternoth, eine Unterstatt nicht vergönnt zu sein. —

„Ein Fluch dem König, dem König der Reichen,
Den unser Elend nicht konnte erweichen,
Der den letzten Groschen von uns erpreßt,
Und uns wie Hunde erschießen läßt —
Wir weben, wir weben!"

So ließ 1847, aus der politischen Empörung heraus, Heine die schlesischen Weber sprechen, falsch, aber packend. Herr Hauptmann greift den dankbaren und bequem sich gliedernden Stoff als ein moderner Sozialist und stellt die Ausgebeuteten den Ausbeutern gegenüber, hier tiefster Schatten, dort hellstes Licht. Alle politischen Momente läßt er aus dem Spiel. Georg Brandes erzählt in seinem Buche über „das junge Deutschland" vom Jahre 1848: „In Preußen hatte gerade die bureaukratische Mißregierung in einer einzelnen Provinz schreckliche Folgen gehabt. Monate hindurch hatte der Hungertyphus in der erbärmlich gestellten Arbeiterbevölkerung Schlesiens gewüthet, ohne daß man von oben herab helfend eingeschritten war. Den Landstraßen entlang lagen Todte und Sterbende zu Hunderten und verwesten. In den Hütten lagen in der Januarkälte verlassene Menschen, den Hungertod sterbend, und nackte Kinder, die über den Leichen der Eltern langsam verschmachteten; denn wurde jemand von der Krankheit ergriffen, so war an Hilfe nicht zu denken, weil es von den völlig unwissenden Kommunalvorständen verboten war, in ein von der Ansteckung befallenes Haus einzutreten, damit sich die Ansteckung nicht verbreite. Inzwischen ließen sich die Beamten nur sehen, um mit Härte die Abgaben einzufordern, und als der Oberpräsident daraufhin angegriffen wurde, daß von August 1847 bis Ende Januar 1848 nichts, um die Noth zu lindern, geschehen sei, gab er zur Antwort, daß Niemand formell um Hilfe nachgesucht habe. Unter solchen Verhältnissen wurde es den politischen Führern des Bürgerstandes leicht, ihre Standesgenossen mit sich fortzureißen, und in der Hoffnung auf bessere Zustände und im Haß gegen die herrschende Polizeiwillkür traten die Arbeiter überall in die Spuren des Bürgerstandes."

Aus dieser vormärzlichen Stimmung weht in des Herrn Hauptmann historische Bilderreihe kein Hauch hinein. Das leicht aufführbare und theatralisch wirksame Stück, ein in's Proletarische übersetzter „Neuer Herr", wird später auf seinen Kunstwerth zu prüfen sein. Hier und heute ist mir nur die soziale Seite interessant. In tausend kleinen und kleinsten Zügen, die oft sehr glücklich, mitunter fein, häufig aber auch ermüdend wirken, zieht die Webernoth dem vertrauten Blick vorüber und das ganz modern und sozialkritisch angeschaute Protzenthum der Fabrikanten. Ein in die Heimath rückkehrender Reservist weckt und schürt die Empörung, der Aufstand bricht los, die Fabriken werden gestürmt, und während die Revoltirenden mit Steinwürfen die Soldaten aus dem Dorfe jagen, bleibt nur ein uralter und frommer Weber an seinem Stuhl: „Hier hat mich mein himmlischer Vater hergesetzt, hier bleiben wir sitzen und thun, was wir schuldig sind, und wenn der ganze Schnee verbrennt." Da trifft den Arbeitenden die tödtliche Kugel. Ob damit die antirevolutionäre Gesinnung der wahrhaft Frommen zum Ueberfluß anerkannt, ob den Motiven zum Volksschulgesetz des Grafen Zedlitz durch dieses Musterbeispiel konfessioneller Erziehung eine zeitgemäße Verstärkung gegeben werden soll, das wage ich nicht zu entscheiden.

Sicher aber scheint mir, daß der achtundvierziger Geist nicht getreulich wiedergegeben ist. So „klassenbewußt", so der proletarischen Selbsthilfe vertrauend waren die Arbeiter gewiß nicht, zwanzig Jahre fast vor dem Auftreten Lassalles, so heuchlerisch „human" nicht die Arbeitgeber, so großstadtluftig und zeitunggebildet nicht die Reisenden in Parchend und Leinen. Man merkt, daß Herr Hauptmann die Studien zu seinen nicht tiefgründigen, aber beinahe überraschend effektvollen Theaterbildern im Jahre 1890 gemacht hat, als wieder der Weberjammer gräßlich durch das Eulengebirge heulte. Wir haben so oft bisher Arbeiterstücke gesehen, in denen die Proletarier pathetisch, wie die Universitätsrevolutionäre von achtundvierzig, einherstolzirten; hier ist zum ersten Male ein dramatischer Versuch, der aus proletarischem Empfinden herausgewachsen scheint, und der gerade muß uns in die vierziger Jahre zurückführen. Wird bei Wildenbruch die Schlacht von Sedan und das Arbeiterschutzgesetz prophezeit, so haben bei Hauptmann namentlich die jungen Weber und Weberinnen bereits fleißig Marx und Engels gelesen.

Trotzdem beunruhigt mich die Aufnahme der Weber beim Publikum unserer Geldtheater nicht. Geldborger und Goldberger werden begeistert klatschen, denn den Parchendfabrikanten sehen sie ja gar nicht ähnlich und die Webernoth muß doch am Ende selbst einen Stein erbarmen. Alle sechs Monate einen gebratenen Hund, sonst, wenn's Glück gut ist, Kartoffelschalen —: empörend! Wenn am Premièreabend gesammelt würde, eine hübsche Summe käme sicher zusammen; denn das sind so Dinge, die den Wohlthätigkeitsinn anregen und wohlthätig sind sie Alle, auch die noch nicht in Moabit d.s Winterquartier bezogen haben. Und „eine Einwirkung auf öffentliche Angelegenheiten" bezweckt doch Herr Hauptmann nicht; was er vorführt, ist ja doch schließlich „historisch".

Schlimmer dürfte es Herrn Faber ergehen, der ein dichterisch dünnes, aber ehrlich gearbeitetes und bühnengerechtes Drama geschrieben hat. Er zeigt, wie ein Journalist von dem Besitzer eines demokratischen Blattes gezwungen wird, für eine faule Gründung Reclame zu machen oder mindestens machen zu lassen. Der Journalist hat Frau und Kind, und das ist bekanntlich „auch ein Programm", aber er schüttelt nach dieser ersten Unehrlichkeit seines Lebens den Beruf ab, der ihn zu geistiger Prostitution zwingt, während seine niedliche und weniger skrupulöse Schwägerin durch das Schlafzimmer eines Speculantensöhnchens munter auf die Opernbühne hüpft. In seiner anspruchlosen Schlichtheit ist dieser „Freie Wille" vielleicht das sozial bedeutsamste Drama, das bisher dem neuen Geschlechte gelungen ist: es deutet, ohne aufdringliche Tendenz, auf die verknoteten Wurzeln der nächtigen Beziehungen zwischen Kapital auf der einen, Kunst und Presse auf der anderen Seite. Und in der Theaterhauptstadt, im stolzen Berlin, scheint kein Bühnenleiter sich an dieses einfache Stück, das doch die Probe schon glücklich bestanden hat, heranzuwagen.

Die Herren Kunstpächter haben eben eine sehr feine Witterung dafür, wo mit sozialen Fragen geliebäugelt und wo „eine Einwirkung auf öffentliche Angelegenheiten bezweckt" wird. Mit diesem im steten Verkehr mit der Presse geübten Geruchsinn kann kein Polizei-Präsidium und kein Ober-Verwaltungsgericht konkurriren. Und deshalb erobern nur soziale Spielereien sich die Bühne und die Polizei dürfte getrost das Censoramt den Theaterleitern und den „entschieden liberalen" Journalisten überlassen, die so trefflich und mit nahezu unfehlbarer Sicherheit ihr Sonderinteresse wahrzunehmen verstehen. Das freilich glaube ich nicht, daß diese geistige Knechtung durch die Coupons schneidenden Klassen der Erhaltung unserer Gesellschaftsordnung günstig und nützlich ist. Heute ist Herr Faber vielleicht noch liberal; über's Jahr wird er Sozialist sein, wenn er gesehen hat, wie unsere Börsenpresse mit bestem Erfolg zu verhindern weiß, daß man sie auf die Bühne bringt. M. H.

*) S. Fischer, Berlin.
**) Mahlau und Waldschmidt, Frankfurt a. M.

Opern und Concerte.

Das Sonntagskind. Operette in drei Acten von Carl Millöcker. Text von H. Wittmann und J. Bauer. — Königin Bertha. Romantische Oper in drei Acten von Otto Kurth. Text von A. v. R. Enberg. Concerte.

Als Johann Strauß fühlte, daß seine Erfindung nicht mehr so reichlich quoll, ging er von der Tanzmusik zur Operette über, und als ihm auch da nichts Melodisches mehr einfiel, versuchte er es mit der Oper, wie sein in diesen Tagen in Wien halb abgelehnter „Ritter Pazman" beweist. Aehnlich Millöcker. Sein Bestes ist gewiß nicht der berühmte Bettelstudent und noch weniger Gasparone — seine zwei einzigen wirk-

Digitized by Google

lichen Erfolge —, sondern die Lieder und Tänze, die er vorher componirte, wie z. B. die Einlagen zu „Drei Paar Schuh'." Nun aber, nach dem „Sonntagskind", darf es ausgesprochen werden, daß er ohne Zweifel zum Uebergang in's Opernfach reif ist. Es fällt ihm nämlich nicht das Mindeste mehr ein. Freilich kann er dafür seine Textlieferanten mit verantwortlich machen, denn sie haben sehr wenig gethan, um ihn zu schönen Dingen anzuregen, zu inspiriren. Wie immer bei dem geistreichen Wiener Feuilletonisten Hugo Wittmann ist die Grundidee allerliebst: der Held ist ein Amateur- oder Berufsphotograph (man wird nicht recht klug daraus, ob die Firma im Handelsregister steht) und so etwas wie ein Shakespeare'scher Narr des Glückes oder eine männliche Mascotte, Audran'schen Andenkens, also ein Mensch, dem Alles zum Glück ausschlägt oder wie er im Polkarhythmus sich ausdrückt:

„Fürwahr, ich bin ein Sonntagskind
Und muß mich dran gewöhnen!"

Er hatte zwar das Unglück, eine schöne schottische Gräfin zu beleidigen, indem er sie in einer verfänglichen Situation („Miß Helyett") traf, aber sie rächt sich für sein Spottgedicht, indem sie ihn — heirathet. Er jubelt über diese Strafe, doch nur gemach! Nach schottischem Operettengesetz muß der Gatte für die Schulden seiner Frau haften und brummen, und so kommt es denn, daß das unglückliche Sonntagskind gleich nach der Trauung in's Gefängniß wandern muß („Angot"). Oder er müßte es doch, wenn nicht ein arg excentrischer Millionenlord, der die Gräfin selbst heirathen will und einstweilen ihre fälligen Wechsel aufkauft und sie pfänden läßt, gleichfalls aus Rache das Schuldbuch vernichtete, denn nun kann ja der verhaßte Photograph auf seinem Eherechte bestehen. Daß er statt dessen dennoch in den Schuldthurm wandert, ist ein höchst unlogischer und undramatischer Zufall, der bloß dem Wunsche der Librettisten entspringt, im letzten Act ein fideles Schuldgefängniß frei nach Hogarth und Dickens zu schildern. Dort treffen nun alle Personen des Stückes mehr oder minder unvermittelt zusammen und freuen sich der Lösung: das Sonntagskind hat sich unter seinem Pseudonym trauen lassen und folglich ist die Ehe ungültig, wie uns schon aus unzähligen Pariser Possen bekannt ist. Der Photograph heirathet die weniger grausame und längst geliebte Schwester der Gräfin, und diese reicht ihrerseits ihrem Verehrer die Hand, nicht etwa dem Millionär, dem „Alles ein Geschäft" ist, sondern einem sentimentalen Dragoneroffizier.

Wie man sieht, ist der Stoff nicht neu, aber auch nicht schlechter als hundert andere Operettenhandlungen. Nur schade, daß er so ganz und gar nicht in dramatischer Folgerichtigkeit und Steigerung sich entwickelt und überall von hemmenden Episoden überwuchert ist. Der halbe erste Act könnte füglich gestrichen werden, und eigentlich nur am Ende des zweiten Aufzuges zeigt sich eine Spur von theatralischem Geschick. Und doch enthalten auch die überflüssigsten Episoden manches Ansprechende. Wie reizend ist der Titelheld gezeichnet mit seiner naturburschikosen Unverfrorenheit und seinem unbekümmerten Frohsinn! Die Anderen freilich sind alte Theaterpuppen leblosester Art, und Julius Bauer, der witzige Redacteur des Wiener Extrablatts, hat ihnen zur Auffrischung viele neue oder noch mehr abgestandene Witze in den Mund gelegt. So ist Florestan's Abgang-Witz: „ich hänge mich — an eine Andere" nachweisbar wohlgezählte 107 Jahre alt, denn er findet sich schon in Blumauer's Aeneide, Cantus IV:

„Und seit dem jämmerlichen Brauch,
Aus Liebe sich zu morden,
Ist unter unsern Damen auch
Das Hängen Mode worden:
Sie hegen gleichen Appetit
Und hängen sich, wenn einer flieht,
Sogleich — an einen Andern."

Ohne Zweifel hatten die Verfasser, der Halbfranzose Wittmann und der Halbasiate Bauer, auf die Wirkung eines lustigen Echoliedes im letzten Acte gerechnet, aber da gibt das Wallner-Theater seit vierzehn Tagen die Posse von einem König Lear in Berlin, genannt „König Krause", und zu ihren gelungensten Couplet-Nummern gehört ein Echolied, das mindestens ebenso witzig ist, als sein Zwillingsbruder vom Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater. Um den Reiz der Neuheit ist es also geschehen. Ja, wenn sogar ein Sonntagskind Pech haben soll! . . .

Die Partitur Millöcker's haben wir bereits oben charakterisirt. Nach gutem alten Wiener Operettenbrauch ist es Tanzmusik mit unterlegten Worten. Die beifällig aufgenommenen Nummern sind jene, wo die Füße der Zuschauer unter den Sperrsitzen leise mittanzen. Und wenn die Melodie einmal stockt, was ziemlich oft geschieht, so singen die Herrschaften à la Fatinitza „Piff Paff Puff, Hieb, Stoß, drauf los" oder Pferdegetrappel wird nachgeahmt oder ähnliche musikalische Allotria werden getrieben, und der Beifall ist wieder da. Was freilich zwischen diesen rattenfängerischen Polka- und Walzer-Themen, den offenen und versteckten Tanzmelodien liegt, ist oft die reine Wüste, sogar auch dort, wo die Handlung dramatischen Rhythmus und packende Tonsprache verlangt. Nicht einmal der Walzer ist dramatisch behandelt, und doch ist dies sehr gut möglich, wie das zweite Finale der „Angot" gelehrt hat, von berühmteren Mustern, wie dem zweiten Finale aus Gounod's „Faust" und dem ersten aus Marschner's „Hans Heiling" zu schweigen.

Die Aufführung war vortrefflich, die Ausstattung prunkvoll, die Sänger bei Stimme, die Aufnahme freundlich. Gleichwohl hat Herr Director Fritzsche das ersehnte Kassenstück auch im „Sonntagskind" schwerlich gefunden, und die Sänger, die mit Ausnahme des schnellphotographirenden Herrn Klein fast lauter undankbare Rollen haben, werden ihm keine Thräne nachweinen. Besonders der tenorino Herr Steiner — Specialität Liebeslieder — wird seinen englischen Rothrock gern wieder ausziehen.

Während zwei Freie Bühnen in Berlin kläglich eingeschlafen sind und die dritte soeben vom Polizeipräsidium einen tödtlichen Streich empfangen hat, steht die ähnliche Ziele verfolgende Gesellschaft der Opernfreunde in erfreulicher Blüthe. Um ein Drama zu schreiben, muß man ein Halbgott sein, sagt der Spanier, um es auf die Bühne zu bringen, ein Lakai. Was muß aber erst der junge Operncomponist für Dinge sich gefallen lassen, um seine Werke auf dem Theater zu sehen! Wollen schon die Schauspieldirectoren nicht gern an ein noch unerprobtes Stück herantreten, um wie viel weniger die Opernleiter, deren Inscenirungen einen viel größeren Aufwand an Zeit, Mühe und Geld erfordern. Der Zweck des Berliner Vereins, unbekannten Componisten Probeaufführungen ihrer Werke scenisch oder concertmäßig zu ermöglichen, verdient daher die Unterstützung von Presse und Publikum, und zwar auch in Fällen, wie dem vorliegenden, wo das Werk bloß bescheidenen Anforderungen genügt und nur als ein Bürge für bessere Leistungen der Zukunft auftritt. „Königin Bertha" ist in der That ein ziemlich schwaches Singspiel, doch fällt auch hier die größere Schuld auf den Dichter des Textes. Die Dresdener Lyrikerin Frau Anna von Gottberg (sie verbirgt sich hinter dem Pseudonym Enberg) hat zwar hier weit hübschere Verse geschrieben, als wir sie sonst in Operntexten zu finden gewohnt sind, aber die Führung der einfachen Handlung ist von so dilettantischer Unbeholfenheit, daß das Interesse des Zuschauers selten festgehalten wird. Es ist der Romanzen- und Balladenstoff von der Braut des Frankenkönigs Pipin, die auf ihrer Hochzeitsreise umgebracht und betrügerischer Weise durch eine Andere ersetzt wird, die der getäuschte König richtig heirathet. Aber dank jener Gutmüthigkeit, womit die Mordbuben auch im deutschen Märchen vor der That zurückzuschrecken pflegen, ist Bertha nicht ermordet, sondern nur bei einem Müller versteckt worden, und als der König auf der Jagd in die Gegend verschlagen wird, da sieht er die herrliche Maid und erfährt die Wahrheit. Die untergeschobene Königin ersticht sich, und Bertha endet glücklich den grausam gestörten Brautlauf:

„Gesegnet sei mir dieses Dach,
Wo ich mein Glück gefunden,
Die Mühle wird zum Brautgemach,
Das Leid ist überwunden.

Der Componist erweist sich als wohlgebildeter Musiker von der guten alten Schule, dem zuweilen eine hübsche Melodie gelingt, und der auch gut für das Orchester schreiben kann. Seine Chöre namentlich sind klangvoll, doch muß er sich im scenischen Interesse vor zu langen Ausspinnen seiner Motive hüten. Die beste Nummer war ohne Zweifel das Nacht- und Morgen-Intermezzo des Orchesters im zweiten Act. Die meist von Dilettanten getragene Aufführung war zum Theil recht gelungen und fand überreichlichen Beifall.

Aus den Concertsälen ist nicht viel Neues oder doch Gutes zu melden. Neben Sarasate, Joachim, Rosenthal möge besonders Eugen d'Albert hier genannt werden, dessen gediegene Meistertechnik wieder wahre Triumphe feierte. Die von ihm selbstübertragene D-dur-Orgelfuge von J. S. Bach, Beethoven's Sonate op. 53, Chopin's H-dur-Nocturne und Liszt'sche Virtuosenstückchen, — das war Alles so vollendet nachgefühlt und vorgetragen, wie man es nur noch von diesem größten deutschen Pianisten der Gegenwart hören kann.

Offene Briefe und Antworten.

Nochmals die Bekämpfung der Sozialdemokratie.

Hochgeehrter Herr!

Ihrem Mitarbeiter A. v. H. ist in seinem Artikel „Für und wider die Sozialdemokratie" bei der Besprechung meines Schriftchens „Die Bekämpfung der Sozialdemokratie in ihrer Wurzel" eine thatsächliche Unrichtigkeit untergelaufen, die ihm dann die ganze Schrift als einen „merkwürdigen" Widerspruch erscheinen ließ. Herr A. v. H. hat nämlich aus dem Umstand, daß ich für das Institut von auf Zeit angestellten Beamten auf gewisse Communalbeamte exemplificirte, geschlossen, daß ich einer Beamtenwahl durch das Volk direct oder indirect das Wort reden wolle, und vermag damit den monarchischen Standpunkt des Uebrigen nicht in Einklang zu bringen. Nun steht aber S. 13 ausdrücklich: „Verliert denn aber die Beamtenschaft nicht alle Ordnung und innere Ruhe bei solcher Gestaltung auf Zeit? Durchaus nicht, falls nur der Staat, wie wir Deutschen, das Glück hat, im Monarchismus einen rocher de bronze zu besitzen, der das nöthige stabile Element des Staatsgebäudes vollauf zu bilden vermag. Von dieser bleibenden Stelle gehen die Ernennungen bezw. die Normen für dieselben aus. Wie könnten Unordnung und Unsicherheit einreißen?" Herr A. v. H. wird unter dem hier aufgestellten Gesichtspunkt den von mir (allerdings aus sozialpolitischen Gründen) gemachten Vorschlag, die Versorgungsthätigkeit des Staates strengstens auf die Grenzen seines eigenen Dienstempfangbedürfnisses zurückzuschrauben, nicht mehr für so schweizerisch oder gar amerikanisch und damit schon durch bisherige Erfahrungen widerlegt erklären wollen. Ein Beamtenthum auf Zeit mit kursgemäßen, d. h. durch das Angebot regulirten Gehältern in einem monarchischen Staat dürfte erst seine Feuerprobe zu bestehen haben. Da Herr A. v. H. mich im Grundgedanken mißverstanden hat, werden Ihre Leser, die etwa meinem Gedankengange nach diesen Zeilen ihre Aufmerksamkeit noch zuwenden wollen, sich nicht bei seiner Beleuchtung desselben beruhigen dürfen.

Mit ergebenem Dank im voraus
Hochachtend
Karl Friedrich.

Digitized by Google

Inserate.

Moltmanns Verlag, Hamburg-Hohenfelde.

Karl Friedrich, Die Bekämpfung der Sozialdemokratie in ihrer Wurzel.
Franko und direkt gegen Einsendung von 40 Pf. in Briefmarken.

Verlag von Georg Stilke in Berlin NW 7.

Soeben erschien:

Apostata.

Von

Maximilian Harden.

Inhalt: Phrasien. Die Schuhkonferenz. Kollege Bismarck. Genosse Schmalfeld. Franko-Russe. Der Fall Klausner. Die beiden Leo. Der heilige Rock. Das goldene Horn. Der korsische Parvenü. Der heilige O'Shea. Nicäa und Erfurt. Mahadö. Die ungehaltene Rede. Eine Mark Fünfzig. Trüffelpurée. Verein Oelzweig. Sommerfeld's Rächer. Suprema lex. Wie schätze ich mich ein?

8°. 14 Bogen eleg. brochirt Mark 2.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Kommissionsverlag

belletristischer und wissenschaftlicher Werke

wird von einer **großen Verlagshandlung** übernommen. Günstige Bedingungen, energischer Vertrieb. Rat und Auskunft bereitwilligst.
Anerbieten unter **F. 377** an **Rudolf Mosse, Leipzig,** erbeten.

Soeben erschien:

Gedichte

von

Friedrich Spielhagen.

Brosch. ℳ 3.75, eleg. geb. m. Goldsch. ℳ 5.

Verlag von L. Staackmann, Leipzig.

Verlag von W. Werther in Rostock.

Kasper-Ohm un ik.

Von **John Brinckman.**

Vierte Auflage. 1890. 4 Mk. gebunden.

J. Trojan: Der „Kasper-Ohm" ist ein kleines Meisterwerk. Man kommt aus der behaglichen Stimmung nicht heraus, so lange man das Buch in Händen hat; von Anfang bis Ende ist es von dem köstlichsten Humor durchdrungen.

Am halben Ladenpreis!

Sanders, Wörterbuch der deutschen Sprache mit Ergänzungswörterbuch. 4 Bde. Halbfr. Neu! ℳ 60.—.

Sachs-Villatte, Encyklopädisches Wörterbuch der deutschen und französischen Sprache. 2 Bde. Orig.-Bd. ℳ 40.—.

Klein, Geschichte des Dramas. 15 Bände. Erste Ausgabe. Schön Halbfr. ℳ 75.—.

Bestellungen gegen Postnachnahme an **C. Rudloff** in **Berlin W.,** Culmstraße 8.

Soeben ist bei mir erschienen und nehmen alle Buchhandlungen Bestellungen an:

Coulissengeister

Roman von Theophil Zolling

2 Theile in einem Bande

Preis: Geh. M. 6.—, Gebunden M. 7.—

Der neue Roman des beliebten Erzählers hat bei seinem ersten Erscheinen in einer Reihe großer Tagesblätter (Berliner Nationalzeitung, Wiener Fremdenblatt, Hamburger Correspondent ꝛc.) viel Aufsehen erregt, sodaß die Buchausgabe mit Spannung erwartet wird. Der Roman spielt in Wien, Berlin und auf westpreußischen Rittergütern nnd enthält eine ganze Gallerie leicht erkennbarer Gestalten aus unseren hocharistokratischen und Theaterkreisen. Ein Berliner Blatt äußerte, daß das deutsche Bühnenleben, welches besonders in Theaterstücken immer gefälscht und geschmeichelt zur Erscheinung gelange, in Zolling's „Coulissengeistern" zum ersten Male ein umfassendes Abbild von packender Wahrheit, köstlichem Humor und künstlerischem Werthe gefunden habe.

Leipzig. **H. Haessel, Verlag.**

In **Carl Winter's Universitätsbuchhandlung** in **Heidelberg** sind soeben erschienen und zu **Festgeschenken** empfohlen:

Schiller als Philosoph. 2. neubearbeitete und vermehrte Auflage. In 2 Büchern. II. Buch: **Die akademische Zeit 1789—1796** von **Kuno Fischer,** Wirkl. Geh. Rat u. Professor der Philosophie in Heidelberg. 8°. Eleg. brosch. 3 M. 50 Pf. Beide Bücher eleg. in Lwd. geb. 7 M. 50 Pf. Bildet zugleich:

Schiller-Schriften. Zweite Reihe (Schiller als Philosoph 1. u. 2. Buch.) 8°. Eleg. brosch. 6 M., eleg. Halbleder 8 M.

Aus Natur und Wissenschaft. Wanderblätter und Skizzen. Von **Viktor Meyer,** Geh. Rat u. Prof. d. Chemie in Heidelberg. 8°. Eleg. brosch. 4 M., in Lwd. geb. 5 M.

Inhalt: Die Jungfrau. — Der blaue Strahl. — Substanz und Seele. — Ernährung und Arbeit. — Zum Gedächtnisse eines früh Geschiedenen. — Eine Erinnerung an Friedrich Wöhler. — Die Umwälzung in der Atomlehre. — Chemische Probleme der Gegenwart.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen:

Kulturgeschichtliche Charakterköpfe.

Aus der Erinnerung gezeichnet

von

W. H. Riehl.

8°. 536 Seiten. Preis geheftet ℳ 6.—. In geschmackvollem Einband ℳ 7.—.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Im Verlage von **Wilhelm Friedrich,** K. K. Hofbuchhandlung in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das Christentum Christi

und

Die Religion der Liebe.

Ein Votum in Sachen der Zukunftsreligion

Von **Th. Schultze,**

Oberpräsidialrat a. D.

8°. 5 Bogen. Preis brosch. Mark 1,50.

Dieses Werk bildet einen Merkstein des weiteren bedeutenden Fortschreitens der durch Egidys „Ernste Gedanken" in lebhaften Fluß geratenen kritischen Bewegung auf religiösem Gebiet. Während Egidy dem heutigen Kirchentum das Urchristentum als Muster gegenüberstellt und Rückkehr zum Christentum Christi als der reinen Religion der Liebe fordert, geht der geistreiche Verfasser dieses Werkes viel weiter und sieht in dem völligen Aufgeben des Christentums die notwendige Vorbedingung für eine Erneuerung des religiösen Lebens. Er weist in ernster, gedankentiefer Darstellung nach, daß der religiöse Standpunkt Jesu durchaus nicht dem idealen Bilde entsprochen hat, das sich viele von demselben machen, und daß die Liebe nicht geeignet ist, zum religiösen Prinzip erhoben zu werden. Aus den Blättern der Geschichte beweist er, daß das Christentum keineswegs den sittlichen Einfluß gehabt hat, der ihm von den meisten Menschen zugeschrieben wird, und daß es gar nicht den Anspruch erheben darf, die Grundlage der heutigen europäischen Kultur zu bilden. Mit der Verneinung jeden Offenbarungsglaubens erklärt er Beobachtung und Nachdenken als die einzigen Quellen der menschlichen Erkenntnis und ist daher überzeugt, daß die Religion in der Gestalt überlieferter dogmatischer Systeme gewisser vom Staate mit Zwangs- und Bannrechten auf den Jugendunterricht ausgestatteten Korporationen ihrem Absterben mit schnellen Schritten entgegengeht, indem er zugleich beweist, daß deshalb die Fundamente für den Bestand der europäischen Zivilisation nicht aus den Fugen gehen werden, denn diese Zivilisation beruht eben gar nicht auf kirchlicher Grundlage.

Mit einer Beilage: Soziale Briefe aus dem Verlage von Friedrich Pfeilstücker in Berlin W.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 6. Berlin, den 6. Februar 1892. Band XLI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Ein Nothruf für die deutsche Bildung. Von Philosophus Teutonicus. — **Literatur und Kunst**: Moltke in seinen Briefen und Aufsätzen. Von Immanuel Rosenstein. — Wesen und Bedeutung des Kunstwerkes. Von W. Koopmann. (Schluß.) — **Feuilleton**: Der Herr Bankdirector. Von Karl von Thaler. — **Aus der Hauptstadt**: Der Fall Apostata. Von Apostata. — Dramatische Aufführungen. Von M. H. — Notizen. — Inserate.

Ein Nothruf für die deutsche Bildung.

Als Preußen noch absolut regiert wurde, waren seine Universitäten, Gymnasien, Volksschulen vortrefflich geleitet, und vielfach ein Vorbild für die kleineren constitutionellen Staaten. War doch die Universität Berlin gegründet, um vom Geiste, von der freien Wissenschaft und der Erhebung des Volks, die Erneuerung des Vaterlandes vorzubereiten und zu begleiten; ward doch die rheinische Universität nicht in das „alte heilige Köln", sondern in das jugendliche Bonn gepflanzt, dem Denker und Forscher der Neuzeit eine Stätte zu bereiten und das Volk nach längerer Fremdherrschaft dem vaterländischen Sinn dauernd zu gewinnen. Und so wurden auf Schulen und Universitäten die Beamten für „den Staat der Intelligenz" gebildet, so konnte Preußen seinen deutschen Beruf erfüllen, und haben wir heute das Reich mit dem aus allgemeinem Stimmrecht hervorgegangenen Reichstag. Warum nun auf einmal ein Ansturm gegen die Gymnasien, wo die geistige Gymnastik geübt ward, im späteren Leben auch schwierige Aufgaben zu lösen, nicht schablonenhaft, sondern selbständig, großgezogen im Verkehr mit den besten Geistern Griechenlands und Roms zum Muthe des eigenen Denkens, zur Freude an klarer Schönheit! Das selbständige Gewissen war das schwer errungene Gut des Protestantismus, wissenschaftlich in Kant's kategorischem Imperativ mächtig: aber wo war es bei den Ultramontanen, die sich unter das Joch der Unfehlbarkeit eines italienischen Greises beugen ließen, während deutsche Schwerter das Recht der Selbstbestimmung unserer Nation dem französischen Uebermuth abkämpften, conservative Feldherren und Staatsmänner die Ideen des bürgerlichen Liberalismus im Aufbau des Vaterlandes verwirklichten? Nun ultramontanen Gelüsten leihen heute die Regierungen ein willfähriges Ohr, ultramontane Deputirte sitzen zu Gericht über Aussprüche der Geschichte, der Philosophie, die sie nicht widerlegen, sondern nur verketzern, und um eines faulen Friedens willen bleiben die als freisinnig bekannten Volksvertreter nur nicht ganz stumm! Wir sind auf gefährlicher, abschüssiger Bahn, Berlin und München lassen befürchten, daß heute von einer freieren, schöneren Gegenwart uns die Zukunft ebenso geschädigt und herabgebracht werde, wie früher unter gedrückteren Verhältnissen ein reicheres, höheres Leben vorbereitet ward.

Ein Mann, der sich als Bergsteiger einen Namen gemacht, gibt öffentlich seine Ansichten über Erziehung kund. Warum nicht? Aber warum geräth unser höheres Unterrichtswesen in Schwanken, wenn es heißt, daß jene Ansichten an höchster Stelle Beachtung finden? Wohin ist der Männerstolz vor Königsthronen gekommen? Wohin der Muth eigener Ueberzeugung? Allerdings, Mißbräuche, Mißstände gab es ja auch in den Gymnasien; aber wie mag man der Verflachung das Feld lassen, wenn nun die grammatischen Feinheiten in den oberen Classen beim Lesen eines Platon oder Tacitus, Sophokles, Demosthenes oder Horaz nicht zur Sprache kommen sollen? „Ueberbürdet ist die Jugend!" Das ist ein Ruf, welcher der Trägheit gar wohl lautet. Der eigentliche Grund liegt darin, daß die Schulen überfüllt sind, wodurch auf das Abhören, die Durchsicht der Aufgaben jene kostbare Zeit verwandt wird, die dem eigentlichen Unterricht gewidmet sein soll. Wird in der Schule ordentlich unterrichtet, so mindert sich die häusliche Arbeit von selbst, und bleibt dem Schüler Zeit für freigewählte Thätigkeit; aber die Lösung sprachlicher, mathematischer Aufgaben, die Abfassung eigener Aufsätze bildet ja in der Hausarbeit die selbständige Kraft, und die Pünktlichkeit in der Fortgestaltung übt das Pflichtgefühl für das spätere Leben. Und daß von Zeit zu Zeit einmal auch die jugendliche Seele scharf angestrengt, auch einmal über die gewohnte Stunde hinaus ihre Thätigkeit der Knaben und Jünglinge verlangt wird, — ist denn das ein Uebel? Ist das nicht auch eine Vorbereitung für die Forderungen des Lebens? Man bietet und verlangt in der Schule zu vielerlei, während sie den Zweck hat, durch geistige Gymnastik die Jugend zu befähigen, an das gründlich Gelernte Anderes selbst anzufügen, nach Lust und Neigung auch solches Erfreuliche und Nützliche sich anzueignen, das in der Schule nicht gelehrt wird.

Die Ueberfüllung der Gymnasien hängt damit zusammen, daß mit dem Besuch einer mittleren Classe die Befugniß zum Dienste des einjährig Freiwilligen verbunden ist. Daher der Andrang und die Menge von jungen Leuten, die eine classische Bildung gar nicht anstreben, mit der griechischen Formenlehre geplagt werden, ohne zum Genuß homerischer Gesänge im Original zu kommen, mit lateinischer Syntax geplagt werden, ohne an Livius oder Vergil eine Freude zu bekommen, — d. h. ohne in die Oberclasse aufzusteigen. Wie kann man sich wundern, daß sie mit Unlust arbeiten, die Lehrer ermüden, den Fortgang der Anderen erschweren? Statt dieser zweck- und sinnlosen Halbbildung sollte man vielmehr verlangen, daß das Gymnasium ganz durchgemacht werde, daß, wer es früher verlasse, vor der Militärbehörde eine Prüfung zu bestehen habe; und jede höhere Bürger- oder Realschule sollte das Recht haben, den von der obersten Klasse abgehenden Schülern die Befugniß zum einjährig Freiwilligen zu gewähren. Eine ganze Bildung anderer Art als die der humanistischen Gymnasien hat ihren vollen Werth, und das ist der Sinn des

Digitized by Google

Gesetzes, welches der Bildung ein Vorrecht verleiht. Aber statt dessen legt Preußen ein Examen an den Schluß der Untersecunda, das Alle machen sollen, damit also die Lust am freien Studium durch Examennoth und Drill allgemein verkümmert werde! Und das Examen, das die Austretenden zum Einjährig-Freiwilligen-Dienst berechtigt, soll gar ein entschieden „technisch-grammatisches" sein! Vernünftige Menschen fragen dagegen: Wozu ein allgemeines Examen nach dem Besuch der Prima? Das ganze Jahr gibt doch den Lehrern Gelegenheit, die Schüler kennen zu lernen, den Tüchtigen das Zeugniß der Reife zu ertheilen. Wo sie zweifeln, wo sie es versagen', da sei es dem Schüler gestattet, seine Tüchtigkeit durch eine Prüfung zu erweisen.

Pflege des vaterländischen Sinnes ist eine schöne Sache, aber wie wunderlich, daß man sie jetzt ausdrücklich verlangt! Gymnasien und Universitäten waren die Träger des deutschen Gedankens zu einer Zeit, wo solcher beargwöhnt, wo Deutschland wohl für einen „geographischen Begriff", nicht aber für das gemeinsame Vaterland angesehen ward, dem endlich auch eine bundesstaatliche Gestalt zu geben die Sehnsucht der Edelsten und Besten war. Fürchtet man, daß das neue Reich so wenig Großes und Erhebendes biete, um der Jugend noch Liebe für dasselbe anzuzüchten? Da müßte der Geist der Freiheit, der Ehre, der Pflichttreue doch gar so sehr in einem materialistischen Streberthum, in einem schwächlichen Byzantinismus verkümmert sein trotz des Kaisers, des Reichstages, der Waffentüchtigkeit, wenn solche besondere Anstalten zur Pflege des Deutschthums nöthig wären! Sorge man, daß in den großen, reichen Formen des nationalen Lebens dieser Geist der Freiheit, der Ehre, der Pflichttreue seine volle Bethätigung und Anerkennung finde, und die Jünglinge werden mit Stolz und Freude sich deutsch nennen, wie die heutigen Greise es mit Sehnsucht und hoffendem Muthe gethan! Ueberhaupt: es wird zu viel reglementirt, schablonisirt am Schulwesen. Wie viel besser ist es, wenn Directoren und gute Lehrer freieren Spielraum zur Bethätigung haben, und dadurch verschiedene Anstalten ein verschiedenes Gepräge gewinnen. „Männer, nicht Maßregeln, dies alte Wort gilt auch hier. Zwei oder drei tüchtige Lehrer geben einer Bildungsanstalt ihr Gepräge und ihren Halt, und so hoffe ich, daß solche tüchtige Männer auch trotz verkehrter Einrichtungen auch innerhalb der gezogenen Schranken das Rechte thun, das Gute leisten.

Gerade für gute Lehrer wollte der Minister Lutz in Bayern sorgen. Man hat öfters bemerkt, daß König Max durch Berufung von Dichtern und Männern der Wissenschaft in seine Nähe seinem Volke einen vortrefflichen Dienst geleistet, daß die Universitäten, zu schöner Blüthe gelangt, daß der edelsinnige, liebenswürdige Fürst aber zu wenig von unten aufgebaut, der Schule zu wenig gedacht habe. Was man auch sonst über Lutz als Cultusminister, als Politiker sagen mochte, in Einem stimmten bayrische Männer doch überein: der Reform der Gymnasien hat er sich mit Eifer und Erfolg angenommen. Er berief hervorragende Universitätsprofessoren und Gymnasialdirectoren zu einem obersten Schulrathe, berieth mit ihnen die Verordnungen, welche Gewicht auf das Unterrichten in der Schule, auf selbständige Thätigkeit, auf Lectüre der alten und neuen Classiker, neben der Grammatik legten; und für tüchtige Lehrer sollte dadurch gesorgt werden, daß wer das philologische Examen mit 1. oder 2. Note bestanden, nach einigen Jahren durch eine eigene wissenschaftliche Arbeit von der Stärke etwa eines Druckbogens sich zu einer zweiten Prüfung meldete, welche an diese Arbeit anknüpfend, vornehmlich auch die griechische Philosophie und Kunst (Archäologie) heranzog. Die hier Wohlbestandenen erhielten den Anspruch auf die Lehrerstellen in den oberen Classen und auf das Directoriat. Das hat sich bewährt, hervorragende junge Kräfte konnten auf diese Weise vorankommmen, aber freilich den Schwächeren war dies ein Dorn im Auge — und so soll, wie öffentliche Blätter melden, es beseitigt werden, und der Haupturheber, Professor Christ, soll deshalb seinen Austritt aus dem obersten Schulrath erbeten und sofort erhalten haben. Wie man aus München schreibt soll das die versöhnliche Stimmung des Centrums in in der Kammer mitbewirkt haben. Unglaublich, aber wahr; der Professor Christ hatte als Rector der Universität in seiner Antrittsrede gesagt: „Trotz mancher alterthümlichen Formen sind wir die eigentlichen Träger des wissenschaftlichen Fortschritts: wir sind aus Institutionen des Mittelalters hervorgegangen und tragen in Kleidung und Barett die Insignien des geistlichen Standes; aber innerlich sind wir Kinder unseres Jahrhunderts und in Gesamtheit längst nicht mehr an die Schranken eines bestimmten kirchlichen Bekenntnisses gebunden." Und diesen Satz bezeichnet die geschichtliche Thatsache, daß im Lehrkörper der Universität längst neben Katholiken auch Protestanten und Juden eine Stelle gefunden haben. Aber über solches Wort erheben die ultramontanen Blätter ein entsetzliches Geschrei: Da seien die Dogmen von Jesus dem Sohne Gottes, vom ewigen Leben, von der Erlösung nicht mehr für die Professoren vorhanden! Und in den Debatten des Finanzausschusses wie der Kammer hallte dies nach!

Herangezogen wurden die Vorträge, welche der Würzburger Professor Volkelt „zur Einführung in die Philosophie der Gegenwart" jüngst im freien deutschen Hochstift zu Frankfurt am Main abgefaßt. Sie sind in idealistischem, vermittelndem Sinne gehalten, geben den großen und kühnen Systemen Schelling's und Hegels ebenso ihre Ehre, wie den mehr nüchternen, kritischen Detailforschungen und den psychologischen, erkenntnißtheoretischen Untersuchungen der neueren Richtungen, ja, sie sprechen etwas zu viel über die Probleme, als daß sie durch eigenthümliche Entwickelung eines derselben wirklich in die Philosophie einführen. Sehr schön bespricht Volkelt das Verhältniß der Philosophie zum Leben. Der heiße ein Philosoph, wer seine Weltansicht auch in seiner Gesinnung und Lebensführung bethätige, da empfange das hypothetische Verhalten in theoretischen Fragen seinen Halt in der Charaktertüchtigkeit, in dem sittlichen Willen. In der fünften Vorlesung bespricht Volkelt das Verhältniß der Philosophie zur Religion. Die Religion ist ihm Gemüthsbedürfniß, Erlösungsbedürfniß aus dem Druck des gegenwärtigen Lebens, Erhebung aus dem Zeitlichen in's Ewige. Er sieht in der Religion eine wesentliche Seite des Innenlebens, das ohne sie nicht zur Vollendung komme. Er sieht in Gott den geistigen Grund alles Seins. Aber da der Mensch auch denkt, so fordert er, daß die Vorstellungen von Gott der Vernunft gemäß seien; er erkennt Gottes Walten in der Gestaltung und Erfüllung der Naturgesetze, nicht in deren mirakulösen Ueberschreitungen, Durchlöcherungen, und indem ihm der Fetischismus ein Abfall aus dem Geistigen in's Sinnliche ist, nennt er mancherlei Mißbildungen des Christenthums auch Fetischismus, was man angesichts der Trierer Rockfahrt doch wohl auch in Berlin wird drucken lassen dürfen, nachdem jüngst ein freisprechendes Urtheil erfolgt ist. Aber diese Anklage in Berlin und die Anklagen, welche eben in der bayerischen Kammer gegen Volkelt erhoben wurden, stehen auf derselben Linie des Ketzergerichtes, das eine Kritik über Mißbräuche, welche das Christenthum von solchen reinigen möchte, für Angriffe auf Gott und Christus ansieht. Und wie schwächlich war die Vertheidigung Volkelt's und Christ's von Seiten der Liberalen! Wie wenn ein kräftiges Wort für Abwehr, ein Bekenntniß der Geistesfreiheit das Cultusbudget gefährden könnte! Doch hat endlich Stauffenberg stark und wahr geredet. Das Vertrauenerweckendste war noch ein Wort des Cultusministers Müller, der von Maßregeln, von Absetzungen der Philosophen, die sich nicht gerade zum Atheismus bekennen, nichts wissen will und offen erklärte, „daß unsere Hochschulen auch Stätten freier Forschung sind, und daß es ungehörig sei, einen Mißbrauch der Freiheit durch Aufhebung ihres Gebrauches heilen zu wollen."

Wohin die Bestrebungen der Ultramontanen zielen, das ist ja klar aus ihren Büchern gegen Goethe, Schiller, Lessing, wie sie da alle kleinen Schwächen und Fehler unter das Vergrößerungsglas nehmen, am Großen und Edlen vorübergehen, jeden miserablen Klatsch für wahr nehmen und Zerrbilder entwerfen, welche dem deutschen katholischen Volke die gemeinsamen Geisteshelden verleiden sollen. Ja ein so gut katho-

Digitized by Google

lischer Schriftsteller, wie der Italiener Cantu, wird von den Jesuiten getadelt, weil er, um die Kirche zu entlasten, die spanische Inquisition für ein weltliches Institut erklärt; der Kirche soll die „Ehre der Urheberschaft nicht entzogen werden! Und in den Historisch-politischen Blättern gilt Ranke's Weltgeschichte für „unchristlich, unkirchlich"!

So arbeitet man an einer Zerklüftung unserer gemeinsamen Volksbildung, unseres Nationalbewußtseins, und dem kommt ein preußisches Volksschulgesetz zu Hülfe, das der Schule den confessionellen Charakter in aller Form zuspricht. Ja, wenn wir einen selbständigen deutschen Katholicismus hätten; aber wohin kam das selbständige Gewissen bei dem „sacrificio dell' intelletto" bei der Annahme päpstlicher Unfehlbarkeit, die dem ultramontanen Einflusse, dem Jesuitismus die maßgebenden Worte überläßt? Einer Geistlichkeit, die ihre Feindschaft gegen den deutschen Geist freien Denkens und Glaubens offen bekennt, in ihren Wortführern bekennt, will man die Aufsicht über die Schule anvertrauen, und vom Urtheil der Geistlichkeit soll es abhängig sein, ob das Examen des Lehrers in der Religion geeignet sei, ihm dem Religionsunterricht zu übertragen. In confessionellen Schulen ein Volkslehrer ohne Religionsunterricht ist aber an die Luft gesetzt, ganz gewiß: die Volksschule soll zur Religiosität erziehen, die Kinder dahin führen, daß sie Gott vor Augen und im Herzen haben, und die eigene Lehre Jesu ist so einfach, so sittlich klar und herzgewinnend, daß das kindliche Gemüth sich ihr freudig öffnet. Aber all die Menschensatzungen, all die Compromißversuche früherer Jahrhunderte, die religiöse Wahrheit dogmatisch zu formuliren, die heute für die große Mehrzahl der Gebildeten nicht mehr bindend sind, die vielmehr die Sozialdemokratie dem Christenthum so ganz entfremdet haben, die sollen im Jugendunterricht wieder maßgebend gemacht werden! Wer sie nicht glaubt, der wird sie heucheln und im Examen bekennen müssen, wenn er Lehrer werden will.

Die „Gegenwart" hat von Anfang an die Secession des linken Flügels der großen liberalen Partei bekämpft und deren Wiederaufrichtung befürwortet; da ist es uns ein Lichtstrahl in der trüben, schwülen Atmosphäre, wenn Bennigsen und Richter einander die Hand bieten zum Kulturkampf im rechten Sinne des Worts gegen das Bestreben, den deutschen Geist, die protestantische Bildung gesetzlich zu vergewaltigen und die Zerklüftung des Vaterlandes in confessionelle Lager zu fördern. Nach der Einigung des Vaterlandes soll Preußen sich den kirchlichen Unfrieden, die Verkümmerung der Volksbildung gesetzlich selber aufladen? Wie von der Vorsehung so geordnet, treffen die Bestrebungen in Bayern, in Preußen am Beginn unseres Jahres zusammen; im Norden platzen die Geister kräftiger aufeinander, als im Süden, wenigstens in den Parlamenten. Gelingt es nicht, dem drohenden Unheil zu wehren, nun so stehen wir alle, die ein freies Deutschthum, einen Geist persönlicher Selbständigkeit, eine vernunftgemäße Religiosität wollen, zu neuem Kampf bereit. Denn der Sieg der schwarzen Internationale würde der rothen bald den Kampfpreis überlassen. Unsere Fahne weht zwischen der Sozialdemokratie und dem Ultramontanismus, und wir werden nicht ablassen, gegen beide zu fechten, so lang wir das Schwert halten können, oder bis sie Frieden geben. Philosophus Teutonicus.

Literatur und Kunst.

Moltke in seinen Briefen und Aufsätzen.*)

Von Immanuel Rosenstein.

Hellmuth von Moltke stand in seinem 66. Lebensjahre, in einem Alter, da die meisten Menschen ihr Tagewerk als in der Hauptsache gethan ansehen, als das deutsche Volk in seiner unermeßlichen Mehrheit den Namen seines großen Helden zum ersten Male vernommen hat. Seitdem ist dieser Name untrennbar mit der Erinnerung an alle die Großthaten verbunden geblieben, welche das Vaterland zur Einheit und Größe geführt haben. Inmitten der begeisterten Theilnahme, mit der man den sich drängenden gewaltigen Ereignissen folgte, ist die Frage nach dem Vorleben des großen Mannes kaum mit derjenigen Eindringlichkeit gestellt worden, die sie verdiente. Man war stolz und glücklich, diesen Mann zu besitzen, wie er war. Erst seitdem dieses unvergleichliche Leben abgeschlossen vor uns liegt, hat sich mehr und mehr der Wunsch aufgedrängt, den einzigen Mann im Zusammenhange seines Werdeganges, seiner Entwickelung kennen zu lernen und zu begreifen. Dazu gewähren uns die seit Kurzem erschienenen Briefe an die Mutter und die beiden Brüder ein ebenso reichliches wie willkommenes Material. Sie umfassen die Zeit von 1823 bis 1888, im Wesentlichen die Zeit, da Moltke der preußischen Armee angehörte. Wir wollen hier nicht auf die reiche Fülle herzerquickender Züge eingehen, in welchen uns Moltke als liebevoller Bruder, als zärtlicher Sohn einer Mutter erscheint, der er es mit dankbar überströmendem Herzen nachrühmte, daß Gottes Segen auf ihr ruhen müsse, da sie acht Kinder zu redlichen Menschen herangezogen. Diese Züge, die uns den Helden mit dem warmen Herzen menschlich so nahe bringen, sind seit dem Bekanntwerden der Briefe durch die Tagespresse weithin verbreitet. Auch davon ist viel berichtet, wie Moltke durch eine harte Lebensschule gegangen, wie er unter Entbehrungen und schwerer Arbeit als junger Offizier sich durchschlagen mußte, und wie es nur seinem unverdrossenen, eisernem Fleiß und seiner rührenden Anspruchslosigkeit zuzuschreiben war, daß er guten Muthes blieb und den Kopf oben behielt. Von dem bescheidenen Lebenszuschnitt der Jugend hat er sich nie ganz losmachen können. Noch als Achtzigjähriger (12. April 1882) schrieb er dem Bruder Ludwig: „Man hat sich die verwünschte Sparsamkeit so angewöhnt, daß nur schwer davon loszukommen ist." Das hat ihn freilich nicht gehindert, wenn es sich um Unterstützung und Versorgung der Angehörigen handelte, sehr großmüthig zu spenden; dem Bruder Ludwig schenkte er, nur um ihm ein behaglicheres Leben zu ermöglichen, ein Kapital von 21,000 Thalern. — Er war eine jener fest in sich ruhenden Naturen, die nichts aus dem Gleichgewicht bringen konnte, bei der jedes Hinderniß und jede Schwierigkeit nur ein Ansporn zu erhöhter Tüchtigkeit war. Er hat ehrlich und unverdrossen an sich gearbeitet und war auf das Gewissenhafteste bemüht gewesen, sich ohne jede Illusion klar zu werden über das, was er konnte und sollte. Er ist unbarmherzig mit sich in's Gericht gegangen, und es scheint, als ob ihm die hellenische Lehre von der Nothwendigkeit der Selbsterkenntniß ganz besonders eindringlich vorgeschwebt habe. Was er als junger Mann von 28 Jahren über Erziehung und Charakter sagt, gehört zu dem Beachtenswerthesten der ganzen Briefsammlung. Anfang März 1829 schreibt er dem Bruder Ludwig: „Da ich keine Erziehung, sondern nur Prügel erhalten, so habe ich bei mir keinen Charakter ausbilden können. Das fühle ich oft schmerzlich. Dieser Mangel an Halt in sich selbst, das beständige Rücksichtnehmen auf die Meinung Anderer, selbst die Präponderanz der Vernunft über Neigung verursachen mir oft einen moralischen Katzenjammer, der bei Anderen gerade aus dem Gegentheile einzutreten pflegt. — Man hat sich ja beeilt, jeden hervorstechenden Charakterzug zu verwischen, jede Eigenthümlichkeit wie die Schößlinge einer Taxuswand fein bei Zeiten abzuklappen — so entstand die unglücklichste Eigenschaft des Charakters, die Charakterschwäche. Und doch wurde ihr ein inneres Prinzip beigesellt, so empfindlich, so alles Unedle verschmähend, ja so stolz, daß er das gebrechliche Fahrzeug schon oft hinaus auf die stürmischen Fluthen trieb, wo es dann mehr dem Eigensinn der Wogen als seinem Compaß folgte . . . Wie beneide ich fast alle anderen Menschen um ihre Fehler manchmal, um ihre Derbheit, Unbekümmertheit und Gradheit." — Und aus diesem unausgesetzt nach Klarheit über sich ringenden und reflectirenden 28jährigen Lieutenant, der

*) Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten. Bd. 4 u. 2. Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn

Digitized by Google

sich mit starken Beängstigungen über seine „Charakterschwäche" trägt, ist durch rastlose Selbstarbeit einer der lautersten und kraftvollsten Charaktere aller Zeiten geworden. Bei dem den ganzen Mann ausfüllenden Pflichtgefühl, das sich selbst nie genug that, kann es uns nicht Wunder nehmen, wenn wir in der ganzen Briefsammlung keine Regung von dem finden, was man Ehrgeiz in dem Sinne wie bei den anderen großen Feldherren nennen könnte. Er spricht mit einer geradezu verblüffenden Bescheidenheit von seinen glorreichsten Leistungen, wenn er überhaupt davon spricht, was äußerst selten der Fall ist. Derselbe Mann, der, wie alle Welt zugab, den hervorragendsten Antheil an der blutigen Arbeit von 1866 und 1870 und deren Erfolgen hatte, schreibt im October 1876 seinem Bruder Ludwig: „Wie mancher, der unter dem grünen Rasen Frankreichs schlummert, hat mehr gethan, wie wir Lebenden." In der Vollkraft der Jahre, als Mann von 47 Jahren, sieht er es als höchstes Ziel an, einmal Chef des Generalstabs eines Armeecorps zu werden und dann den Abschied zu nehmen. Sein „größtes Glück" war seine „kleine Frau", er empfand es schwer, daß ihm das Glück fehlte, Kinder zu haben, „ein großer Segen, wie sehr er auch oft mit Sorge verknüpft" ist. (Brief vom 30. October 1847 an den Bruder Adolf.) „Mein Lieblingsgedanke ist noch immer," so schreibt er dem Bruder am 9. Juli 1848, „daß wir uns nach und nach auf irgend einem Grundbesitz sammeln, wo Jeder von Kapital und Arbeitskräften mitbrächte, was er besitzt. Am liebsten wünsche ich das Besitzthum auf dem lieben deutschen Boden. Gestalten sich aber die Verhältnisse in der Heimath immer schlechter, so habe ich nichts gegen eine andere Hemisphäre, was meine Person betrifft." Es schwebte ihm eine Auswanderung nach Adelaide in Australien vor. Und als er unmittelbar nach 1866 im ersten Glanze unvergleichlichen Kriegsruhmes dastand und die Nation bewundernd zu ihm aufsah, da meinte er in einem Briefe vom 14. April 1867 an den Bruder Ludwig: „Es wäre hübsch, wenn wir uns endlich alle aus dem Dienste zurückziehen und dort (auf einem Gute in der Lausitz) zusammen wohnen könnten." Durch Ruhm und Ehren war dieser Mann nicht zu berauschen, das Verlangen darnach lag ihm so fern wie möglich. Er hatte auch nichts von jenem staatsmännischen Zuge an sich, wie er vielfach die großen Feldherren der alten und neuen Zeit auszeichnete. Das hindert natürlich nicht, daß er als warmherziger Patriot, als Mann von unbestechlich verständigem Urtheil den großen Weltbegebenheiten folgte und sie im Zusammenhang der Gesammtentwickelung zu verstehen sich bemühte. Er hat sich mit historischen Studien sehr eingehend beschäftigt; weniger wollte er von der Nationalökonomie wissen, wenigstens gesteht er zu, daß er über dem Studium dieser Wissenschaft, das er nach Tische betrieb, öfter eingeschlafen sei. (Brief an die Mutter, 28. Februar 1833.) In der Beurtheilung der Ereignisse von 1848—1850, so scharf antipathisch er allen demokratischen Bestrebungen gegenüberstand, bekundete er doch einen weiteren Blick als die meisten seiner damaligen Berufsgenossen. Während diese in der Verfassung wohl kaum mehr als einen vorübergehenden Nothbehelf sahen, um die sich der König und alle, die zu ihm hielten, nicht sonderlich zu kümmern brauchte, bezeichnete er es als im höchsten Grade wichtig, „daß durch die endliche Feststellung der Verfassung unleugbar eine größere Festigkeit im Inneren unseres eigenen Landes gewonnen ist, dies um so mehr, als von Erfurt her wohl kaum große Resultate zu erwarten sein möchten." Trotz dieser wenig hoffnungsreichen Ansicht schien ihm doch der Drang nach deutscher Einheit unter Preußens Führung — Preußen und Deutschland gehörten nach seiner Anschauung untrennbar zusammen — das einzig Wahre in den Bestrebungen der letzten Jahre, aber dieser Drang findet keine Worte gegen den Particularismus auf der einen, die Negation jeder gesellschaftlichen Ordnung auf der anderen Seite." Mißglückten Preußens Bestrebungen zur Herstellung des deutschen Einheitswerkes, — nun, so mußte es sich darauf beschränken, Preußen zu sein, um schließlich, wenn es am Leben bliebe, der Erbe der mediatisirten Kleinstaaten zu werden. Er war fest davon überzeugt, daß Preußen dereinst an die Spitze Deutschlands treten würde. Freilich stiegen ihm unter dem Eindruck der Ereignisse von 1850, angesichts der „unwürdigen Rolle, die man uns spielen läßt", zuweilen die schmerzlichsten Zweifel auf. „Die Mißstimmung ist furchtbar und allgemein. Wenn der Sieg über die Demokraten solche Früchte trägt, so möchte man sie fast wieder heraufbeschwören." (Briefe an den Bruder Adolf aus dem Jahre 1850 und 1851.) Es war ihm unbegreiflich, daß man angesichts einer solchen Streitmacht, wie sie Preußen im Herbst 1850 aufgebracht hatte, einen schimpflichen Frieden schließen konnte. Wir wissen freilich heute, daß der damalige Kriegsminister von Stockhausen erklärt hatte, Preußen sei dem Kampfe gegen seine zahlreichen Gegner nicht gewachsen gewesen. Moltke hatte klar und scharf erkannt, daß es vor Allem der unausgetragene Gegensatz zu Oesterreich sei, durch den die elenden Verhältnisse in Deutschland veranlaßt wurden. Im Juli 1859 (Brief an den Bruder Adolf S. 164), nachdem der italienische Krieg beendigt war und Preußen wieder einmal umsonst mobil gemacht hatte, ruft er erbittert aus: „Deutschland, das unglückliche Deutschland hat der Welt das jammervolle Schauspiel gezeigt, daß die Sonderinteressen selbst das kräftig erwachte Nationalgefühl überwiegen. An wem liegt die Schuld? Hätte Oesterreich uns als Bundesgenosse haben wollen, es hätte uns längst gehabt. Es wollte uns als Vasallen, ohne Bedingung, ohne Gegenleistung, ohne Sicherheit, daß es nicht an dem Tage Frieden schloß, an dem wir den Krieg erklärten." Trotzdem hat Moltke den Gedanken an eine Verständigung und Aussöhnung mit Oesterreich noch lange Zeit gehegt. Dann aber, es war im Mai 1866, acceptirte er den Krieg mit ruhiger Zuversicht. „Möge Gott uns den Sieg verleihen, denn mit Preußen fällt Deutschland." Wir haben auf Moltke's politisches Wirken hier nicht näher einzugehen; die gelegentlichen politischen Aeußerungen in seinen Briefen können nicht in Betracht kommen gegenüber den Reden und Erklärungen im deutschen Reichstage, dem er 24 Jahre ununterbrochen angehört hat.

Dagegen ist auf seine literarische Thätigkeit noch mit einigen Worten zurückzukommen, nachdem uns der soeben erschienene Band „Vermischte Schriften" (in den „gesammelten Schriften" als der zweite Band bezeichnet) einen Einblick in die frühesten Arbeiten Moltke's thun läßt. Sie entstammen sämmtlich den Jahren 1831—1844 und lehnen sich an große Ereignisse und Fragen der Zeit an: Die revolutionären Bewegungen in Belgien und Polen, die Rheingelüste Thiers, die orientalischen Angelegenheiten, das eben entstehende Eisenbahnwesen. Moltke hat in seinen Briefen oft von seiner literarischen Thätigkeit gesprochen, die er gelegentlich in Zusammenhang mit seinen ökonomischen Verhältnissen bringt. Als er in den Generalstab versetzt ist, machen ihm die drei Pferde, die er haben muß, viel Sorgen, denn er hat erst ein halbes „zusammengeschrieben"; er bezeichnet seine kleinen Aufsätze als „Kinder seiner Geldnoth". Dennoch würde es gänzlich verkehrt sein, den finanziellen Nothstand als den alleinigen Ausgangspunkt der literarischen Thätigkeit anzusehen. Dergleichen Rücksichten mochten in Betracht kommen, als er die Uebersetzung der zwölf Bände Gibbon übernahm, aus der er 500 Thaler zu lösen hoffte, aber zufrieden sein mußte, als er nach der Uebersetzung von zehn Bänden, an denen er sich zu „Schanden gearbeitet" hatte, 166 Thaler baar erhielt, wenig mehr als nöthig war, um die Hälfte seines Schimmels zu bezahlen. Kein Zweifel, daß er nur für literarische Production, namentlich auf dem historischen Gebiete einer sehr begabte Natur war. Zu einer musterhaft klaren und geschmackvollen Darstellung, die in den vorliegenden Aufsätzen ganz besonders hervortritt, gesellte sich eine überaus verständige, stets auf gründlichen Studien beruhende Auffassung und Beurtheilung. Es ist in der Einleitung des Bandes mit Recht hervorgehoben worden, daß Moltke es liebte, sich über Gedanken dadurch in's Klare zu setzen, daß er sie niederschrieb und dann so lange an dem Ausdruck arbeitete, bis sie die kürzeste und vollendetste Gestalt gewonnen hatten. Was die jetzt veröffentlichten Arbeiten angeht, so sind sie, abgesehen von dem geradezu meisterhaften Stil, werthvoll und charakteristisch als Zeugnisse für die Be-

Digitized by Google

urtheilung großer Tagesereignisse in der Zeit, wo sie sich vollzogen. In dieser Hinsicht sind die beiden Arbeiten über die Beziehungen von Holland und Belgien vor ihrer Trennung unter Philipp II. bis zu ihrer Wiedervereinigung unter Wilhelm I., sowie der Aufsatz über die westliche Grenzfrage jedenfalls bedeutsamer als der Aufsatz über die Zustände Polens, der vorwiegend auf Excerpirung besserer Werke beruhte und von Moltke selbst späterhin nichts weniger als günstig beurtheilt worden ist. Mit großem Vergnügen wird man dagegen die anderen beiden Aufsätze lesen, sie sind geistreich und auch heute noch belehrend und von Interesse. In dem erstgenannten, der vor Allem auf die inneren Gründe hinweist, aus denen sich der Gegensatz zwischen Belgien und Holland entwickelt hat, findet sich eine Stelle, die zu charakteristisch für Moltke's politische Anschauungen ist, um nicht hierher gesetzt zu werden. Es heißt da S. 46: „Wenn das Fortschreiten nothwendige Bedingniß für die Menschheit ist, damit sie nicht zurückschreite, so dürfen die Institutionen, die für die Gegenwart bestehen, nicht für die Ewigkeit geschaffen sein. Wie die Natur sich aus sich selbst verjüngt, müssen sie sich mit den Geschlechtern erneuern, aber diese Regeneration muß von oben ausgehen, nicht von unten. Die Regierung muß es sein, welche die Revolution auf einem gesetzmäßigen Wege durchführt, nicht die Menge, dieser Spielball der Parteien, das blinde, aber schneidende Werkzeug in der Hand der Leidenschaft. Eine Regierung, welche das Bedürfniß ihrer Völker erkannt und ihm zuvorkommt, würde, welche Form sie auch sonst haben möge, immer die liberalste unter allen Regierungen sein und steht heutzutage an der Spitze der unermeßlichen Partei aller Vernünftigen in allen Ländern." Auf die Frage, in welcher Weise sich die Regierung über die Bedürfnisse ihrer Völker authentisch unterrichte, ist der junge preußische Offizier im Jahre 1831 nicht weiter eingegangen, er dachte vielleicht gar nicht daran, ihm genügte es, die Idee von der Nothwendigkeit des Fortschrittes in Einklang mit den Forderungen unbedingter Königstreue gesetzt zu haben. Der Aufsatz über die westliche Grenzfrage, der in seinen historischen Ausführungen mehrfach durch die spätere Forschung berichtigt ist — wir verweisen namentlich auf die Frage des Baseler Friedens, wegen dessen Moltke Preußen schwere Vorwürfe macht — erscheint als ein redendes Zeugniß der Stimmung, welche zu Anfang der vierziger Jahre sich auch der gebildetsten Kreise in Deutschland gegenüber den Rheingelüsten der Franzosen bemächtigt hatte. Es ist von besonderem Interesse darauf hinzuweisen, wie Moltke schon damals den sich vorbereitenden Bund zwischen Romanen und Slaven in Rechnung stellt und die unverbesserliche Stimmung der Franzosen Deutschland gegenüber scharf hervortreten läßt. — Der Aufsatz über die Richtung von Eisenbahnen erscheint uns als der weitaus bedeutendste der ganzen Sammlung. Er legt vollwichtiges Zeugniß ab für den Scharfblick, mit welchem Moltke zu einer Zeit, wo man vielfach zweifelnd und widerwillig an das Eisenbahnwesen herantrat, die hohe Bedeutung dieses neuen Transportfaktors und dessen unermeßliche Zukunft klar anerkannte. Bekanntlich bemaß man damals die Rentabilität der Eisenbahnen vielfach nach der Personenfrequenz der bisherigen Posten und kam zu den absprechendsten Schlüssen. Moltke ist einer der ersten gewesen, der die Bedeutung der Eisenbahnen weniger im Personen- als im Gütertransport erblickte. Sein Aufsatz wird stets einen Ehrenplatz in der einschlägigen Literatur beanspruchen dürfen. — Während von den genannten vier Arbeiten die ersten beiden als eigene Broschüren, die letzten beiden in der „Deutschen Vierteljahrschrift" erschienen waren, gehören die fünf kürzeren auf die orientalische Frage bezüglichen Aufsätze: Deutschland und Palästina — Land und Volk der Kurden — Militärisch-politische Lage des osmanischen Reiches — Rascheid, Izzet und die Pforte — Die Donaumündung — der Tagesliteratur an, sie sind in den Beilagen der Augsburger (jetzt Münchener) „Allgemeinen Zeitung" in den Jahren 1841—1844 erschienen und haben als die Arbeiten eines so berufenen Kenners des Orient, wie Moltke es durch seinen vierjährigen Aufenthalt in der Türkei war, allen Anspruch auf Beachtung. Auch für die Gegenwart ist die Prognose, die Moltke für die Zukunft der Türkei stellt, noch in vieler Hinsicht zutreffend, denn die Erfahrung des letzten halben Jahrhunderts hat sie bestätigt. Freilich an die Herstellung eines Staates Palästina unter einem unumschränkten Fürsten deutscher Nation denkt man heute nicht mehr, und wir wissen nicht, ob die Sache damals eine weitere Anregung gefunden hat. Jedenfalls aber waren Stimmen laut geworden, welche dazu riethen, einzelne Stücke des türkischen Gebietes der europäischen Civilisation zu überantworten, wie das zu jener Zeit mit Hellas geschehen und heutzutage in Bezug auf Rumänien, Serbien und zum größten Theile auch mit Bulgarien der Fall ist. Eine Regeneration des türkischen Reiches hielt Moltke, wenn überhaupt möglich, nur denkbar, wenn sie von einer erst zu erziehenden Generation und aus muselmännischer Wurzel hervorginge; er war der Meinung, daß alle Bekehrungs- und Europäisirungsversuche, alle feindlichen Angriffe so gut wie freundschaftliche Dazwischenkünfte nur zum völligen Zerfall führen. Die Erfahrung hat ihm darin Recht gegeben, und auch sein Voraussagen, daß Oesterreichs Schwert es sein wird, welches einst in die Wage der Entscheidung geworfen werden dürfte, hat alle Aussicht sich zu bestätigen. Ihm schwebt eine Colonisation der überreichen Donaulandschaften durch deutsche Ansiedler vor; freilich fallen bei ihm in jener Zeit die Begriffe deutsch und österreichisch zusammen. Für ihn besteht die einzige Lösung der orientalischen Frage in der Schöpfung eines christlich-byzantinischen Reiches zu Constantinopel, dessen Wiederherstellung in Hellas durch den Willen Europas schon begonnen wird. Er konnte damals noch nicht des tiefen Gegensatzes gedenken, der sich zwischen den griechischen und slavischen Völkern der Balkanhalbinsel herausbilden würde und die Erbschaft des Osmanenreiches verschonen mußte. Es liegt in der Natur der Dinge, daß die vor fünf und sechs Jahrzehnten geschriebenen Aufsätze an actueller Bedeutung einigermaßen zurücktreten, aber auch heute noch lohnt es im hohen Maße sie zu lesen und sich dabei ihrer klassischen Form, ihrer geistvollen Gedanken und der reichen Anregung zu freuen, die sie gewähren.

Wesen und Bedeutung des Kunstwerkes.

Von W. Koopmann.

(Schluß.)

Diese Freude am Gelingen, des echten Künstlers höchster Lohn, ist auf andere Menschen übertragbar, denen die Fähigkeit fehlt, das darstellen zu können, was sie dargestellt sehen möchten, namentlich wenn Kunstformen höherer Art entstehen, zu deren Herstellung strenge Schulung, reiche Erfahrung und hervorragende Begabung gehören. Das Wohlgefallen an der gelungenen Kunstform wird schon durch verständnißvolle Betrachtung derselben geweckt und erfüllt schon dadurch mit jener inneren Befriedigung, welche über die Enttäuschungen des Lebens hinweg hilft, wodurch die vornehmste Aufgabe des Kunstwerkes erfüllt wird. Die versöhnliche Stimmung, welche dadurch im Menschen hervorgerufen wird, übt eine erzieherische Wirkung aus, welche in den persönlichen Beziehungen der Menschen unter einander zur Geltung kommt; rauhe Sitten, welche der rücksichtslos geführte Kampf um's Dasein bedingt, werden durch die Künste gemildert.

Die Befriedigung, welche das künstlerische Genießen gewährt, steht in einem bestimmten Gegensatz zu jedem sinnlichen Genießen. Anregung der Sinnlichkeit mit den Mitteln der Kunst schließt immer eine gewisse Herabwürdigung derselben in sich. Allerdings ist der Bereich der Kunst ein sehr umfassender, die schwersten Conflicte des Lebens, sowie Alles, was des Menschen Herz mit Leid und Lust erfüllt, kann durch sie dargestellt werden; Shakespeare, Mozart, Goethe, Schubert haben der Liebe Kunstformen von unvergänglichem Werth verliehen; die erhabenste Darstellung hat sie in Beethovens „Fi-

Digitized by Google

delio" gefunden. Aber durch nichts kann die Wirkung der künstlerischen Form stärker in Widerspruch mit sich selber kommen, als durch die lüsterne Schilderung des unerlaubten Lebensgenusses, welche die moderne Literatur beherrscht. Dadurch wird die erzieherische Wirkung des Kunstwerkes in ihr Gegentheil verkehrt und die Kunst sieht sich zu ihrem großen Nachtheil da ausgeschlossen, wo sie wurzeln muß, wenn sie gedeihen soll, aus der Familie.

Viele in Dunkel getauchte Jahrtausende mag menschliche Cultur auf der niedrigsten Stufe mit kleinsten Fortschritten stehen geblieben sein, bis man lernte Metalle zu gewinnen und zu verarbeiten, um Waffen zum Schutz und Angriff tauglicher zu machen. Als sich dann die Menschen in Gruppen zusammenthaten und feste Ansiedlungen gebaut wurden, trat beim Zusammenleben Vieler bald eine Theilung der Arbeit ein. Man machte bei der Herstellung von Wohnungen, Waffen und sonstigem Geräth die Beobachtung, daß der Eine geschickter sei in der Behandlung des Holzes, daß der Andere sich in Thon oder Metall auszeichnete, wieder ein Anderer in Geweben. Jeder suchte in seinem Fache um des Ruhmes, dann auch um des Verdienstes willen das Vorzüglichste zu leisten, die Entwickelung des Handwerkes machte schnelle Fortschritte. Vom Kunsthandwerk haben alle höheren Kunstformen ihren Ausgang genommen, die frühesten Götterbilder sind rohe Handwerksarbeit.

Eine lange Zeit ohne geschichtliche Ueberlieferung trennt die Anfänge aller künstlerischen Bemühungen von den ältesten uns erhaltenen Culturformen, welche in Aegypten vor sechstausend Jahren schon eine lange Vorgeschichte gehabt haben müssen. Großartige Tempelanlagen, die erste künstlerische Gestaltung des Menschen in Reliefs und kolossalen, aus dem Felsen gehauenen Einzelfiguren, die Erbauung der Pyramiden war nur möglich, wenn reiche Erfahrung mit berechneter Gesetzmäßigkeit jeden Hammerschlag leitete. Diese Leistungen stellen an Gestaltungskraft und technische Hülfsmittel so bedeutende Anforderungen, daß sie der modernen Technik in vieler Beziehung schwer verständlich sind. Sie bilden den Ausdruck für ein durchgebildetes Religionssystem, dessen Geheimnisse die Priesterkaste bewahrte. Mystische Naturanschauung, deren Dunkelheit Götterbilder als Menschenkörper mit Thierköpfen bezeugt, war mit wissenschaftlichen Forschungen verbunden, die Priester beherrschten das unwissende Volk wie den König durch astronomische und mathematische Kenntnisse. Trotz mancher vorzüglichen Einzelleistung in der bildlichen Gestaltung des Menschen behält aber die Skulptur und namentlich auch die Malerei in Aegypten einen handwerksmäßigen Charakter, der durch das Zurücktreten der künstlerischen Individualität begünstigt wird. Alles Subjective, Persönliche des Kunstwerkes ging unter im streng durchgeführten Kastengeist, die Religion hatte sich die Kunst dienstbar gemacht und hatte sie gebunden.

Ueber eine allerdings hochentwickelte Handwerksmäßigkeit sind die bildenden Künste auch unter assyrischer Herrschaft nicht hinaus gekommen. Götterbilder als Thierkörper mit Menschenköpfen erlauben ein merkwürdiges Nebeneinander von übermäßig stilisirten — wenn man so sagen darf — und naturalistischen Formen.

Erst als das kleine Griechenland das Culturträgeramt der Menschheit übernommen hatte, entwickelten sich Architektur, Bildhauerei und Dichtkunst zu einer eigenartig freien Größe, welche in vieler Beziehung nicht wieder erreicht ist. Der griechische Künstler lernte in zunftmäßiger Einschränkung, welche die vom Vater auf den Sohn vererbten Gesetze der Werkstatt als Geheimniß behandelte; eingeschränkt war der Künstler ferner durch die Gesetze des Cultus, der bestimmte Forderungen an die Götterbilder und Weihgeschenke machte, aber dem Künstler blieb so viel Freiheit, daß man die fortschreitende Entwickelung der einzelnen Götterbilder verfolgen und mit den Namen besonders ausgezeichneter Künstler in Zusammenhang bringen kann, welche den Ruhm ihres Landes ausmachten.

Seinen größten Triumph feierte Griechenland in der plastischen Durchbildung des nackten Menschen, für welche nationale Körperschönheit und planmäßige Ausbildung von Kraft und Gewandtheit die natürliche Grundlage darbot. In der künstlerischen Gestaltung eines Bildes göttlicher Vollkommenheit war die höchste Einzelleistung griechischer Kunst das Zeusbild des Phidias, welches der versöhnenden, befreienden, über die Enttäuschungen des Lebens hinwegführenden Aufgabe des Kunstwerkes am vollsten gerecht wurde, insofern die Alten von dieser Statue sagten, daß Niemand mehr ganz unglücklich werden könne, der sie einmal gesehen habe.

Jede Form, welche die bildende Kunst schafft, hat ihr Vorbild in der Natur, es gibt kein anderes Mittel für sie, geistige Vorstellungen sinnlich wahrnehmbar zu machen. Das Verhältniß vom bildenden Künstler und der Natur zum Kunstwerk ist ähnlich dem Verhältniß der Eltern zu ihrem Kinde. Das Kind hat Eigenschaften vom Vater wie von der Mutter, es ist aber weder Vater noch Mutter, sondern ein Drittes, ein Neues, das den Anspruch erhebt, nach seiner besonderen Art beurtheilt werden zu wollen.

Anderthalb Jahrtausend lang hat die Kunst der Griechen einen langsamen Absterbeprozeß durchgemacht, bis in der scheinbaren Ruhe ein Volk wieder Kraft gesammelt hatte und äußere Verhältnisse es ermöglichten, mit neuen Ausdrucksmitteln dem Verlangen nach dem Vollkommenen neue künstlerische Formen zu geben. Unter dem Einfluß christlicher Religionsanschauungen entstand eine neue Kunst, welche aus altrömischen Culturformen hervorging und aus der altchristlichen Basilica erst den romanischen, dann den gothischen Baustil schuf. Alle drei Baustile sind nicht streng geschieden, sondern im Verlauf weniger Jahrhunderte ein Beweis für das unaufhaltsame Fortschreiten aller Kunstformen bis zu einer gewissen Höhe, welche am dorischen und jonischen Baustil Griechenlands, an den griechischen Tragödiendichtern, an der Kunst der Renaissance, an den deutschen Komponisten der Neuzeit bis Beethoven und den Dichtern bis Goethe sich weiter nachweisen ließe. Die korinthische Säule beweist, wie hoher Werth auch der abnehmenden Kunst noch innewohnen kann.

Mit dem Verfall der Gothik erwachten die bildenden Künste in Italien fast gleichzeitig an mehreren Punkten zu neuem Leben und entwickelten sich aus bescheidenen Anfängen schnell zu eigenartiger Selbständigkeit und hoher Vollendung im Dienst der christlichen Religion und auf Grund einer persönlichen Freiheit der Schaffenskraft, wie sie bis dahin nicht so ungebunden zur Geltung gekommen war. Eine große Zahl hervorragender Maler und Bildhauer bereiteten die Thätigkeit der drei Großmeister der italienischen Hochrenaissance vor, deren Werke bis in die Gegenwart gekannt und gewürdigt sind. Michelangelo's Größe gegenüber der Antike liegt in der Schöpfung gewaltiger Formen des nackten Menschen, welche eine Welt für sich zu bilden scheinen durch die wunderbare Gestaltungskraft eines Meisters, der doch ein weniger gutes Modell weniger genau kannte, als der Grieche.

Mit der letzten Blüthezeit der bildenden Kunst im Dienst und zur Verherrlichung katholischer Kirchenlehre fiel eine Zeit des Aufschwunges auf allen Gebieten des Wissens zusammen. Namentlich durch das Studium der klassischen Literatur wurde eine Bewegung der Geister wach gerufen, welche den Gang der menschlichen Cultur in neue Bahnen lenkte und welche noch nicht zum Abschluß gelangt ist. Die katholische Kirche, bis dahin Trägerin der Cultur und hochverdient durch Aufrechterhaltung des Zusammenhanges zwischen alter und neuer Kunst und Wissenschaft hatte vergessen, daß ihr Reich nicht von dieser Welt sei. Sie sah sich deshalb bald genöthigt, in Gegensatz zu den Anschauungen des Volkes und namentlich der Gebildeten zu treten, welche ihre naive Gläubigkeit an die Kirchenlehre verloren hatten und welche sich der gewaltthätigen Beeinflussung alles Thuns und Denkens seitens der Kirche nicht länger unterwerfen wollten. Zur Aufrechterhaltung ihrer weltlichen Macht mußte die Kirche alle Kräfte zusammenfassen und verlor ihre Bedeutung für kirchliche Kunst, welche seitdem von der Erinnerung an bessere Tage lebt. Aeußerlich blieb der Katholizismus in Italien allerdings Sieger und wußte die in Italien ebenso lebhaft wie in Deutschland vorbereitete Refor-

Digitized by Google

mation zu unterdrücken. Aber seit den barbarischen Ketzergerichten hat die katholische Religion aufgehört Culturträgerin zu sein.

Seitdem ist sogar ein Conflict zwischen Religion und Kunst ausgebrochen. Murillo's ekstatische Madonnen sind als letztes Zeichen einer im Schutz der Kirche thätigen Malerei entstanden. Rubens' Kirchengemälden fehlt jede naive Gläubigkeit, seine Madonnen und namentlich seine Heiligen, welche die Madonna bewundernd anschauen, sind verweltlicht. Die ganze holländische Kunst des siebzehnten Jahrhunderts steht trotz mancher biblischer Darstellung außerhalb des Cultus.

In Deutschland ist die Reformation Siegerin geblieben, aber das Band zwischen Religion und Kunst ist nicht wieder hergestellt, obwohl Luther's Kirchenlieder und Choräle das ganze Volk, selbst die Aermsten, mit einfachen aber edlen Kunstformen vertraut machte und die Mitwirkung des Volkes beim Gottesdienst unter Begleitung mächtiger Orgelklänge wohl geeignet gewesen wäre, den Zusammenhang zwischen Religion und Kunst wieder anzubahnen. Förderung für die bildende Kunst war von der protestantischen Kirche nicht zu erwarten, denn Deutschland fing schon zu Dürer's Zeit an zu verarmen, der Geist, welcher die Bilderstürmer zu leidenschaftlicher Zerstörungswuth entflammt hatte, war nicht sofort wieder zu bannen, die Religionskriege vernichteten den Wohlstand in den Städten vollends und zerstreuten den Rest herrlicher Kunstwerke, welche zu neuem Schaffen hätten anregen können.

Statt dessen verweltlichten Dichtkunst und Musik, selbst Bach's gewaltige Choräle, Händel's Chöre, welche Gläubige und Ungläubige packen, haben die stetig wachsende Entfremdung zwischen Religion und Kunst nicht aufhalten können, weil der feindliche Gegensatz zwischen Katholizismus und Protestantismus, sowie die Auflösung des letzteren in rivalisirende Bekenntnisse der Religion die Kraft eines einheitlichen Volkswillens raubte. Deutschland arbeitete aber trotz Armuth und Zerrissenheit emsig und ununterbrochen an seiner wissenschaftlichen Ausbildung und durch letztere wurde eine allgemeine Befreiung des menschlichen Geistes von kirchlichen und staatlichen Fesseln vorbereitet und erreicht, deren Bedeutung und Folgen für das Volk nicht zu übersehen sind, da politischer Ehrgeiz dem Volke immer wieder glauben machen will, daß Freiheit und Gesetzlosigkeit gleichbedeutend sind.

Das Verlangen nach dem Vollkommenen ist aber noch nicht gestillt, die Ueberzeugung vom Dasein Gottes und von einem Leben nach dem Tode wird durch keine wissenschaftliche Entdeckung beseitigt, sondern hat durch unsere Dichter und Musiker von der Religion losgelöste Kunstformen angenommen, in welchen der Künstler nur sich selber verantwortlich ist und keine anderen Gesetze anerkennt, außer denen, welche sich aus der von ihm vertretenen Kunstform geschichtlich entwickelt haben. So wirkte Schiller für seine Ideale; menschliches Ringen trotz menschlicher Schwachheit und der Macht des Bösen, endlicher Sieg über beide ist der Inhalt von Goethe's Faust; die schönsten Symphonien Beethoven's schildern den gewaltigen Kampf des Menschen gegen ein hartes Geschick und arbeiten sich hindurch zu einem Siegesgefühl über allen Druck, welches in begeisterten Jubeltönen ausklingt.

Wenn der Dichter und der Musiker mit verhältnißmäßig einfachen Mitteln der künstlerischen Form durch ihre geistige Begabung und freie, durch strenge Schulung erreichte Herrschaft über die Gesetze ihrer Kunst eine hohe Vollendung geben konnten, so beweisen alle Anläufe zur Hervorbringung neuer künstlerischer Formen im Bereich der bildenden Künste, beweist die charakterlose Nachahmung alles Ausländischen, beweist die monumentale Baukunst unserer Zeit, daß persönliche Begabung für Architektur, Bildhauerei und Malerei nicht ausreicht, um im Sinne einer vom Bewußtsein des Volkes getragenen, nationalen Kunst schöpferisch thätig sein zu können. Manche gute und selbst vorzügliche Einzelleistung ist dadurch nicht ausgeschlossen. Die bildenden Künste haben für bedeutende und umfangreiche Werke kostbares Material und eine oft jahrelange, mühevolle Thätigkeit des Künstlers zur Voraussetzung, sie verlangen reiche Mittel, nicht nur, um den Künstler zu entschädigen, sondern um ihn dauernd von den entmuthigenden Sorgen um das Leben zu befreien, damit er frisch und leistungsfähig für sein Werk bleibt. Solche Mittel kann selbst der Staat nur ausnahmsweise bewilligen, wenn das Volk nicht Urtheilskraft genug hat, um den Werth des berufenen Künstlers erkennen zu können und bereit ist, Opfer für sein Werk zu bringen. Das größte Hinderniß für die bildenden Künste liegt aber gerade in der mangelnden Urtheilsfähigkeit und der daraus sich ergebenden Gleichgültigkeit des Volkes, das Gut und Schlecht nicht unterscheiden kann. Seit vierhundert Jahren ist es der schönen Form entfremdet, einst wußten selbst die Bauern auf den Dörfern ihre Wohnung mit Schnitzereien auf das Kunstvollste auszuschmücken.

Die Entfremdung von der schönen Form schädigt vor Allem auch den Künstler selber empfindlich, wenn er seine mangelnde Kenntniß der künstlerischen Gesetze durch Willkür ersetzen zu können glaubt, wenn er die Mißachtung vor seinen künstlerischen Vorfahren offen zur Schau trägt.

Mit Dürer ist eine stufenweis fortschreitende deutsche Kunst unterbrochen, mit Dürer muß die moderne Kunst wieder Fühlung bekommen, um zu lernen, wie deutsche Kunst aus allen früheren Kunstrichtungen herausgewachsen und wie sie doch nur in Deutschland möglich ist. Dürer's unerschöpfliche Phantasie und sein gewissenhaftes Studium der Natur, seine tiefe Empfindung, seine sichere Hand, seine große Auffassungsweise, die auch auf der kleinsten Fläche noch einen monumentalen Charakter behält, macht ihn zum deutschen Meister im vollsten Sinne des Wortes. Das wußte keiner besser als Cornelius, der größte deutsche Künstler aus neuester Zeit, trotzdem ihm die Herrschaft über die Farbe versagt war. Bis zu den Anfängen zurück muß deutsche Kunst im deutschen Volke wieder lebendig werden, zurück bis zu den alten Kölner Meistern, deren großes Dombild, halb vergessen, immer wieder daran erinnert, wie lange die bildenden Künste in Deutschland schon des günstigen Augenblicks harren. Dies Werk steht im feierlichen, vornehmen Ernst, in der Pracht der Gewänder keinem der gleichzeitigen Italiener nach, ist ihnen in natürlicher Ungezwungenheit der Bewegungen überlegen. Goethe besaß einen kleinen, bescheidenen Stich nach diesem Gemälde, den er sich aber in einen Stehrahmen hatte fassen lassen, um sich desselben bequem erfreuen zu können.

Das Verständniß für solche Kunst wieder zu erwecken wäre die dankbare Aufgabe einer wissenschaftlichen Behandlung des Kunstwerkes, der „neueren Kunstgeschichte", welche leider soeben ihre Zahlungen eingestellt hat. Denn etwas Anderes ist es doch nicht, wenn die „neuere Kunstgeschichte" für das Universitätsstudium nur noch als historisches Nebenfach gelten darf. Ebenso überflüssig ist Kunstgeschichte, wenn der Katheder von dem Grundsatz ausgeht, daß weder die Kunst für Alle sei, noch daß Alle für die Kunst seien; eine Wissenschaft, welche nicht im Bedürfniß des Volkes ihren letzten Grund hat, ist nicht berechtigt, einen Lehrstuhl an der Universität einzunehmen. Ebenso überflüssig ist Kunstgeschichte, wenn sie die zahllosen Fragen über echt und unecht zur Nebensache im Nebenfache macht, anstatt in der Lösung derselben ihre Hauptaufgabe zu erkennen.

Es ist vielleicht etwas viel verlangt, aber man stelle sich einmal vor, daß ein Professor der Literaturgeschichte ein Bündel Gedichte in Göthe's Handschrift fände, die aber gefälscht wäre; der Professor hielte die Gedichte aber doch für echt und ließe sie drucken. Oder ein gelehrter Musiker fände die Partitur einer Oper, auf deren Blättern irgendwo die Buchstaben L. v. B. zu finden wären und er ließe sich verleiten, deshalb das Werk unter Beethoven's Namen zur Aufführung zu bringen. Was würde die Folge sein? Ein Hohngeschrei würde sich in ganz Deutschland erheben und jeder gelehrte Vertreter von Literatur und Musik würde nicht ruhen, noch rasten, bis dem Unfug bis zur letzten Note der Partitur und bis zum letzten Buchstaben der Gedichte ein Ende gemacht wäre; die unglücklichen Finder wären unmöglich geworden, nachdem alle Zeitschriften und Tagesblätter erbarmungslos das Schicksal des Marsyas über sie verhängt hätten. In der „neueren Kunstgeschichte"

Digitized by Google

kommt dergleichen aber alle Tage vor. Der Name jedes Künstlers ersten Ranges ist ein Topf, in den der Eine diese, der Andere jene Stücke unterbringt, aber keiner ist in der Lage das Werk der berühmtesten Meister auch nur annähernd mit Sicherheit und Vollständigkeit anzugeben, und wer diesen Zustand unhaltbar findet, wird ausgelacht.

Es fehlt der „neueren Kunstgeschichte" an einer umfassenden und gründlichen Kenntniß der Kunstdenkmäler, eine Lösung ihrer Aufgabe „im höchsten Sinne" ist Illusion, so lange die einfachsten Vorbedingungen für eine geschichtliche Entwickelung des Kunstwerkes nicht gegeben sind, so lange der Kunstgeschichte der feste Boden unter den Füßen fehlt, den sie sich erst selber schaffen soll. Wüßte die „neuere Kunstgeschichte" im eigenen Hause Bescheid, würde es ganz unmöglich sein, daß ihr Juristen, Architekten und Mediciner gar in Fachfragen dazwischen reden könnten, die doch schließlich nur die Kastanien aus dem Feuer holen, an denen sich die gelehrten Herren die Finger nicht verbrennen wollen. Todtschweigen ist ein ebenso einfaches wie beliebtes Mittel, um den Glanz des Katheders wieder herzustellen, wenn einer dieser unbequemen Eindringlinge einen guten Gedanken gehabt haben sollte.

Erst wenn „die neuere Kunstgeschichte" das vergessene, verdorbene, gefälschte Kunstwerk wieder zu Ehren gebracht hat, wird sie eine nahrhafte historische Kost bieten können, welche nicht nur ausreicht, einige Schüler zu lehren, sondern welche im ganzen Volk Verständniß für alte Kunst wie für die nationalen Aufgaben der Gegenwart rege macht. Erst durch eine umfassende und genaue Kenntniß der Kunstdenkmäler wird man verstehen lernen, daß es einen Unterschied gibt zwischen Geschichte und geschichtlicher Behandlung der Kunst, daß Adam und Eva im Paradiese für den Historiker keinen Werth haben, daß aber Adam und Eva in der Brancacci-Kapelle einen Wendepunkt in der italienischen Kunstgeschichte bedeuten.

Von der Religion ist keine Hülfe in Aussicht, der Katholizismus ist noch eine Macht, aber nach Moltke's Ansicht nur durch seine Herrschaft über die Frauen und die Trägheit der geistig Schwachen. Auch in katholischen Ländern wird das Volk eines Tages Lesen und Schreiben können und dann wird eine zweite Reformation den stolzen Bau der Kirche bis in den Grund erschüttern. Der Protestantismus löst sich immer mehr in kleine Gruppen auf und seine wissenschaftlichen Vertreter leugnen die Voraussetzungen des Christenthums, ohne den Muth zu haben, einzugestehen, daß sie dann aufhören Christen zu sein. Unter solchen Umständen ist ein Zusammenwirken von Religion und Kunst ausgeschlossen und wird nicht eher möglich sein, bis der Kampf um die Auferstehung Christi ausgefochten ist, bis über Sein und Nichtsein der christlichen Religion entschieden sein wird.

Jetzt aber gerade ist Deutschland in staatlichem Aufblühen! Jetzt gerade sind die äußeren Bedingungen für eine blühende Kunst gegeben! Solche Zeit sollte vorübergehen, ohne zu Gunsten der bildenden Künste ausgenutzt zu werden? Es fehlt doch nicht an würdigen Motiven im neu geeinten Reich, um aus der Empfindung des Volkes heraus zu Ehren seiner Helden neue Formen zu suchen, um auch in kunstarmer Zeit auf eine deutsche Kunst der Zukunft vorzubereiten, welche, getragen von der Religion, dem Verlangen der Menschen nach sinnlich wahrnehmbaren Formen einer gedachten (geahnten, gewünschten, ideellen) Vollkommenheit gerecht wird, und zwar in höherem Maße, als das je vorher geschehen ist.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Der Herr Bankdirector.

Von Karl von Thaler.

Herr Eugen Ritter von Schwarzsee, Director der Differentialbank und Verwaltungsrath dreier anderer Actiengesellschaften, saß in seinem Schreibzimmer und rauchte eine seinem Einkommen entsprechende Havanahcigarre. Sie schmeckte ihm nicht besonders, denn sie war ihm zu stark, aber ein Mann von seiner sozialen Stellung konnte unmöglich ein billiges Kraut verdampfen. Er machte nur kleine Züge und schnupperte den fliehenden Wölkchen nach, die seinem Munde entquollen, als wollte er sich überzeugen, ob der Duft auch fein genug für den Preis sei.

Es war eine sehr kostbare Cigarre, welche der Herr Director rauchte. Er hatte sie aus einem prächtig geschnitzten Schranke genommen, dessen Thüren offenstanden und eine reiche Auswahl Cedernholzkästchen mit den verschiedensten Aufschriften sehen ließen. Dem Cigarrenschrank entsprach die ganze übrige Ausstattung des Gemachs. Die Möbel schwer und prunkvoll, die Vorhänge von dunkelrothem Damast, ein zolldicker, in Smyrna eigens nach Maß bestellter Teppich auf dem Fußboden. Alles stilvoll — den Besitzer ausgenommen.

Der Herr Director paßte in der That nicht zu seiner Einrichtung. Ein ebenso genialer als derber Maler, bei dem er sein Bildniß bestellte, hatte ihn vor nicht langer Zeit mit den Worten abgefertigt: „Was, Sie wollen sich von mir malen lassen? Mit dem Gesicht?" Vom künstlerischen Standpunkt betrachtet mochte der Ritter von Schwarzsee allerdings eine fatale Physiognomie haben; er selbst hatte sich stets für einen hübschen Mann gehalten, und sah sich auch jetzt noch, obwohl er das fünfzigste Jahr überschritten, sehr gern im Spiegel. Mehreren kleinen Schauspielerinnen, deren Ausbildung er edelmüthig aus seiner Tasche bestritten, gefiel er sogar außerordentlich. Man konnte ihn auch wirklich nicht häßlich nennen. Er war von stattlichem Wuchs, hatte ein volles, geröthetes Dutzendgesicht, einen wohlgepflegten Schnur- und Backenbart, dessen tief schwarze Farbe jede Woche erneuert ward. Nur der Ausdruck seiner Züge war nicht besonders anmuthend; er sah trotz seiner eleganten Kleidung, trotz der Brillanten an den Fingern und der Cravatte oder vielleicht wegen derselben immer bedenklich ordinär aus. Nein, er war nicht stilvoll, der edle Ritter, und wenn er sich auch mit den feinsten Wohlgerüchen parfumirte, — er roch doch immer bloß nach Geld. Freilich ist das ein Geruch, den nur feine Nasen unangenehm empfinden.

Der Herr Director hatte heute nichts zu thun. Es war Sonntag und er brauchte sich nicht in sein Bureau zu bemühen. Er würde aber wahrscheinlich überhaupt nicht hingegangen sein, denn er fühlte sich äußerst unbehaglich . . aus einem Grunde, den er selbst nicht begriff. Ihn beunruhigte keine geschäftliche Sorge, auch keine Angst vor dem Staatsanwalt. Erst gestern hatte er den fetten Gewinn einer kühnen Speculation eingeheimst. Um eine Handlung zu begehen, welche ihn mit den Gerichten in Berührung bringen konnte, dazu war er stets zu schlau und zu vorsichtig gewesen. Im Verlauf seiner vielseitigen, von allen Mitbürgern anerkannten, durch mehrere Orden belohnten Thätigkeit mochten ihm wohl mitunter kleine Verstöße begegnet sein, die ein grober Moralist als Lumpereien bezeichnet. Aber das sollte ihm Einer in's Gesicht sagen! Den würde er sofort auf Ehrenbeleidigung klagen und einsperren lassen! Er hielt sich in vollem Ernst für einen Ehrenmann, nannte sich so bei jeder Gelegenheit mit Pathos, und hatte nie den geringsten Selbstvorwurf gekannt. Sein Gewissen glich seiner Tasche. Beide waren unendlich weit. In vertrautem Kreise pflegte er zu sagen: „Wir Verwaltungsräthe und Directoren sind die Hirten, die Actionäre die uns anvertraute Herde. Es ist doch natürlich, daß wir sie scheeren müssen."

Trotz dieser vorurtheilslosen, echt praktischen Lebensanschauung empfand heute der Ritter von Schwarzsee Etwas wie einen nagenden Wurm in seinem Innern. Er grollte deshalb; er schämte sich dieser Schwäche, welcher er längst, seit seinen Jünglingsjahren entwachsen zu sein glaubte; aber es war über ihn gekommen, als er in dem Morgenblatte, das vor ihm auf dem Tische lag, die kurze Notiz gelesen: Gestern ist hier im allgemeinen Krankenhause nach langem Leiden ein Fräulein Julie Bargoni gestorben, welche in ihrer Jugend in glänzenden Verhältnissen lebte und zu den gefeierten Schönheiten der Residenz zählte. Ihre letzten Jahre verbrachte sie in Noth und Elend.

Die verwünschte Zeitung! Sie hatte dem Herrn Director die gute Laune verdorben, deren er sich sonst erfreute, und ohne Appetit sah er dem Gabelfrühstück entgegen, das in einer Stunde aufgetragen werden sollte. Was brauchten die Journale auch einen Todesfall zu melden, der

Digitized by Google

Niemand das Geringste anging? Außer Einem — und dieser Eine war er selbst. Ihn freilich berührte die Nachricht, die sonst aller Welt gleichgültig sein konnte; ihm weckte sie Erinnerungen, denen er gerne auswich. Und nun widerfuhr ihm, was er als kindisch und lächerlich an Anderen verspottete: Seine Gedanken schweiften zurück in die Vergangenheit; statt zu rechnen begann er zu träumen.

Vor fünfunddreißig Jahren war er aus der Provinz in die Hauptstadt gekommen, um hier sein Glück zu versuchen. Damals hieß er noch nicht von Schwarzsee, sondern Schwarz kurzweg. Auf seinem struppigen Kopf saß eine schmutzige Mütze und aus seinen abgetretenen Stiefeln guckten die Zehen. Gelernt hatte er nichts, Geld besaß er nicht, wohl aber die Findigkeit, überall seinen Vortheil wahrzunehmen. In der kleinen Landkrämerei seines Vaters war sein Geschäftsgeist zeitig ausgebildet worden; er fühlte sich zu Höherem berufen als die Kunden bei Zucker und Kaffee im Gewicht zu verkürzen. Diese Kleinbürger und Bauern wußten sein Talent nicht zu schätzen; sie wurden grob, wenn er beim Abwägen irgend eine feine List anwendete; ja einmal nahm eine stämmige Schustersfrau, der er ein Viertelpfund Oel zu wenig gegeben, ihn rücksichtslos bei den Ohren. Diese traurige Erfahrung bewog ihn, der Heimath den Rücken zu kehren, und in der Hoffnung, daß er dort ein geeignetes Feld für seine Begabung finden werde, nach der Residenz zu wandern.

Hier fand er überraschend schnell Aufnahme als Lehrling bei einem Colonialwaarenhändler, ward auch bald zum Commis befördert. Zwar warf ihn sein Prinzipal, als er in der Verrechnung des Jünglings mehrfache Irrthümer zu seinem Schaden entdeckte, nicht nur moralisch, sondern auch buchstäblich hinaus, aber ein Concurrent, dem es um die Kenntniß gewisser Geschäftsgeheimnisse des Nebenbuhlers zu thun war, stellte ihn sofort an. Seine Gewandtheit als Verkäufer, sein einschmeichelndes, unterwürfiges Wesen gewannen ihm die Gunst des neuen Herrn. Da er begriff, daß Ehrlichkeit zuweilen sehr nützlich sei, gewöhnte sich der junge Schwarz jede Unregelmäßigkeit ab, welche entdeckt werden konnte. Er hatte sie auch bald nicht mehr nöthig, denn seine kräftige Gestalt erregte das Wohlgefallen der Gattin des Kaufmanns, bei dem er bedienstet war. Die Dame zählte doppelt so viel Jahre als der junge Commis und sie richtete ihr Verhältniß zu ihm nach dem Grundsatze ein: Kleine Geschenke erhalten die Liebe. Die zarten Bande erwiesen sich sehr einträglich für den strebsamen jungen Mann; sie begründeten auch sein späteres Glück.

Die liebevolle und freigebige Freundin war zu der Zeit, da ihr Schützling noch in den Kinderschuhen ging, eine begehrenswerthe Frau gewesen und sie hatte damals einen jungen Banquier gefesselt, der seitdem ein einflußreiches Mitglied der Finanzwelt geworden war. An süße Erinnerungen anknüpfend empfahl die gealterte Schöne dem einstigen Liebhaber den gegenwärtigen, und Schwarz sah sich plötzlich in ein großes Bankhaus versetzt. Er bezog ein Gehalt, von dem er bisher nur geträumt, und begann zu den Stutzern der Residenz zu zählen. Der Frau, deren Vermittelung er seine neue Stellung verdankte, dankte er in seiner Weise: Um ihr jeden Gewissensbiß zu ersparen, wich er ihr fortan sorgfältig aus. Er wollte nicht an schwache Stunden gemahnt sein und begann voll Selbstvertrauen nach einer guten Partie Umschau zu halten.

Unter allen Mädchen, die er kannte, däuchte ihm die Tochter seines Chefs das einzige seinen Wünschen vollkommen entsprechende. Julie Bargoni war achtzehn Jahre alt, und in ihrer südlichen Schönheit lag die italienische Abstammung der Familie noch mehr ausgeprägt als in ihrem Namen. Ihr Reiz nahm die Sinne des jungen Schwarz gefangen, ihr Reichthum seinen Verstand. Was das Herz betrifft, so erlaubte er diesem nicht mitzusprechen. Romantik — dummes Zeug, sagte er schon mit fünfundzwanzig Jahren. Aber eine schöne Frau mit großer Mitgift, die einzige Tochter eines reichen Mannes zu heirathen, schien ihm sehr vernünftig. Der Abstand zwischen ihr und ihm war allerdings groß, aber er verzagte nicht. Mit eisernem Fleiß arbeitete er im Geschäfte, so daß Herr Bargoni ihn nach einiger Zeit allen übrigen Comptoiristen vorzog und seines besonderen Vertrauens würdigte. Für Julie hatte er nur ehrfurchtsvolle Huldigungen, die seine kühnen Pläne nicht errathen ließen. Sie konnte nur vermuthen, daß er sie im Stillen anbete, und sie schenkte ihm dafür bei jeder Begegnung ein gnädiges Lächeln; — jenes Almosen, das schöne, verwöhnte Mädchen dem hoffnungslosen Opfer ihres Zaubers hinwerfen.

Da kam die Zeit der Gründungen. Wie Pilze nach einem starken Regen schossen die Actiengesellschaften aus dem Boden, und kaum entstanden, erzeugten sie schon wieder neue; ein wirthschaftlicher Hexensabbath brach herein; an der Börse feierte man alle Tage Walpurgisnacht und betete zu dem Spielteufel auf dem Throne der Hausse. Man konnte kaum genug Beamte für die zahllosen Banken und Unternehmungen finden, deren Papiere so lustig in die Höhe stiegen. War es zu wundern, daß ein so gewandter Mensch wie Schwarz an die Oberfläche emportauchte und sein Pult bei Herrn Bargoni verließ, um die finanzielle Leitung der „Gesellschaft zur Herstellung künstlicher Steine" zu übernehmen? Nun hieß er Herr Director, hielt sich einen Secretär — und konnte es wagen, um Juliens Hand anzuhalten. Ueber den Korb, den er bekam, tröstete er sich leicht; denn seine Ersparnisse wuchsen merkwürdig an. Zwischen der Kasse der Gesellschaft und seiner eigenen bestand ein eigenthümliches Wechselverhältniß; in der ersteren herrschte immer Ebbe, in der anderen ebenso beständig Fluth. Als nach zwei Jahren die Krise eintrat und die ganze Herrlichkeit zusammenstürzte, wurden die Actionäre mit zehn Procent ihres eingezahlten Kapitals abgefunden; Schwarz aber rettete nicht nur ein hübsches Vermögen, sondern auch den Ruf eines äußerst geschickten und erfahrenen Finanzmannes aus dem Schiffbruch.

Während er mit der Liquidation der „Gesellschaft zur Herstellung künstlicher Steine" beschäftigt war, erschien eines Tages, bleich und verstört, Herr Bargoni in seinem Bureau. Er empfing ihn mit jener Kühle, die er den Umständen für angemessen hielt, denn er wußte, daß Bargoni in Folge der Krise seine Zahlungen eingestellt habe. „Was wünschen Sie?" fragte er seinen einstigen Chef, ohne sich vom Stuhle zu rühren. „Retten Sie mich," bat dieser, „ich weiß, daß Sie jetzt wohlhabend sind; borgen Sie mir wenigstens so viel, daß ich die ungestümsten Gläubiger befriedigen kann. Ich bin vollständig ruinirt, mir droht gerichtliche Verfolgung!" — „Bedaure von Herzen," war die Antwort, „aber Jeder ist sich selbst der Nächste." Vergebens flehte Bargoni, umsonst erinnerte er Schwarz an die Förderung, welche er von ihm erfahren, an die Neigung zu Julien; nutzlos blieb seine Erklärung, er werde sich, wenn ihm keine Hülfe komme, das Leben nehmen. Schwarz ließ ihn gehen; — zwei Tage später hatte sich der Bankier, der seinen Sturz nicht überleben wollte, auf dem Kirchhof eines nahen Dorfes erschossen.

Schwarz nahm die Nachricht mit der Seelenruhe eines klugen Mannes auf. „Er hat es nicht verstanden, rechtzeitig Etwas auf die Seite zu bringen." Das war die Grabrede, die er dem Todten hielt. Dann aber blitzte ihm der Gedanke durch den Kopf, daß Julie nun eine arme Waise sei. Ein sentimentaler Mensch wäre vielleicht zu dem Schlusse gekommen: Jetzt wird sie dich nicht mehr ausschlagen, heirathe sie! Aber Schwarz verachtete sentimentale Regungen. Eine arme Frau war nicht nach seinem Geschmack. Er konnte jedoch eine schöne Geliebte bezahlen. Warum sollte Julie nicht einschlagen, es zu werden? Für Geld kann man Alles haben; — dieser Satz galt ihm als Ausdruck der höchsten Lebensweisheit. Hundertfach hatte er ihn bestätigt gefunden; er dachte, es würde auch diesmal der Fall sein. Nach langen Nachforschungen brachte er in Erfahrung, daß Julie, der von dem Vermögen ihres Vaters nur ein karger Rest geblieben, weit draußen in der Vorstadt in einem bescheidenen Zimmer wohne. Selbstgefällig lächelnd trat er bei ihr ein und sein lüsterner Blick weidete sich an ihrer Schönheit, die der Schmerz verklärt hatte. Sie empfing ihn freundlich, — sie sah augenblicklich in ihm nur den früheren Freund ihres Vaters, auch den abgewiesenen Freier. Es erleichterte ihr das Herz, mit ihm von der Vergangenheit sprechen zu können. Sie litt es, daß er ihre Hand ergriff und drückte, sie verstand ihn falsch, als er seinen Wunsch andeutete. Schon überlegte sie, ob sie in ihrer bedrängten Lage nicht einen heroischen Entschluß fassen, ihre Abneigung besiegen sollte. Sie glaubte, Schwarz beabsichtige mit seinen Anspielungen einen zweiten Heirathsantrag; sie schwankte. Ihr Zögern machte den sinnlichen Mann ungeduldig; er faßte sie um den Leib und erklärte ihr deutlich und roh den Zweck seines Besuches. „Sie sollen es gut haben," sagte er und griff nach der Brieftasche. Da war sie aufgesprungen, am ganzen Körper zitternd vor Zorn, mit glühenden Wangen und blitzenden Augen. „Elender,

Digitized by Google

niederträchtiger Schuft," hatte sie ihm zugerufen und ihn dann in's Gesicht geschlagen mit einer Behendigkeit und Kraft, daß er zurücktaumelte, als hätte ihn die Faust eines Mannes getroffen.

Daran mußte der Herr Director nun denken, nachdem er die Todesanzeige im Morgenblatte gelesen. „Im Elend gestorben!" murmelte er vor sich hin. Dann versank er wieder in seine Erinnerungen. Er sah sich zum zweiten Mal die Leiter emporklimmen, von welcher ihn der Dämon Krach herabgeschleudert. Allerdings auf das weiche Lager seiner Ersparnisse. Sie erlaubten ihm, in jener Gesellschaft weiterzuleben, in welcher man jeden Mangel verzeiht, nur nicht den an Geld. Er schwamm in ihr, nachdem er die Täuschung über Juliens Sprödigkeit überwunden, lustig weiter, spielte mit wechselndem Glück an der Börse und wartete seine Zeit ab. Eines Tages überraschte ihn ein Großactionär der Differentialbank, dessen Stimme entscheidend war, mit der Frage, ob er nicht die Directorstelle haben wolle. „Sehen Sie," sagte der Mächtige zu ihm, „das ist ein Wirkungskreis für Sie. Der bisherige Director ist alt und kleinlich geworden; ihm fehlt der weite Blick für große Operationen." Schwarz bemühte sich sein Entzücken zu verbergen und heuchelte bescheidenen Zweifel, ob er auch den Anforderungen entsprechen werde. „Davon bin ich überzeugt," entgegnete der millionenschwere Financier; „die Sache wäre also so gut wie abgemacht, denn die kleine Bedingung, die ich setze, werden sie ohne Zweifel gern eingehen. Sie werden Director und heirathen meine Schwester."

Das war die Kehrseite der Medaille! Schwarz kannte diese Schwester, — eine kleine, dicke Person mit unschönen Zügen, aus denen weder Geist noch Gemüth sprach. Sie schaute seit fünfzehn Jahren vergeblich nach Freiern aus und stand nun in einem Alter, das ein Mädchen um keinen Preis bekennt. Es hielt schwer, sich zur Ehe mit ihr zu entschließen, aber als Schwarz überlegte, schlug das inhaltreiche Wort an sein Ohr: „Eine Viertelmillion Mitgift!" Da lächelten zwei Biedermänner einander verständnißvoll an und der Handel war geschlossen. In einem Vierteljahr heirathete Schwarz, wieder drei Monate später trat er als Director an die Spitze der Differentialbank. Als diese ein Anlehen für einen neugebackenen Staat vermittelte, fiel der erste Orden auf die Brust des Directors. Dem exotischen Ehrenzeichen folgte bald ein heimisches und mit ihm die Verleihung des Adels; die Regierungen pflegen zwar nicht immer wahre Verdienste zu belohnen, oft aber Diejenigen, welche viel zu verdienen wissen. So ward aus dem Herrn Schwarz der Ritter von Schwarzsee; der große Mann war fertig.

Alle Welt pries ihn glücklich und beneidete ihn. Dies Bewußtsein beruhigte ihn auch jetzt, obwohl er verdrießlich auffuhr, als sich die Thüre öffnete, eine unförmlich fette Frau den Kopf hereinsteckte und mit ärgerlichem Tone rief: „Eugen, was treibst Du denn? das Gabelfrühstück wartet schon lange." Der Herr Director blickte seiner verschwindenden holden Gattin mit einem leisen Seufzer nach; dann erhob er sich und pfiff einen modischen Gassenhauer. Er war wieder ganz er selbst, der praktischen Wirklichkeit zurückgegeben. Ehe er das Schreibzimmer verließ, klingelte er seinem Bedienten und ertheilte ihm einen Auftrag.

Welcher Art derselbe gewesen, erfuhr die Residenz nach ein paar Tagen aus den Zeitungen. Da hieß es: „Der Herr Director Ritter von Schwarzsee, der schon wiederholt Beweise seines guten Herzens gegeben, hat ihnen einen neuen angefügt. Er hat die in Armuth verschiedene Tochter des einstigen Bankiers Bargoni, in dessen Geschäft er seine glänzende Laufbahn begonnen, in dankbarem Andenken an diesen Umstand auf seine Kosten beerdigen lassen und einen Grabstein für sie bestellt. Es freut uns, einen so edlen Zug mittheilen zu können."

Aus der Hauptstadt.

Der Fall Apostata.

Equipagenkutscher, Sozialdemokraten oder Vertheidiger: das waren die Ideale, denen ich als Junge nachträumte. Die Equipagenkutscher hatten es durch ihre stolzen Pelzkragen mir angethan, in den Sozialdemokraten und in den Vertheidigern bewunderte ich die Schützer der Tugend, die Wortführer der Armen und Elenden. Ich bin nicht Equipagenkutscher geworden; eines Tages nämlich sah ich einen meiner Helden in der gestreiften Stalljacke, den Pferdestriegel in der Hand, und ich begriff, daß der stattliche Pelz nur die Dienstlivrée ist, der Hörigkeit wärmendes Symbol. Auch die Sozialdemokraten wollen nicht viel von mir wissen; sie finden, ich sei weder Marxist noch Lassalleaner und ich diene der Gesellschaftkritik auf zu besondere Weise. Und Vertheidiger? Ja, das hatte mich noch lange gereizt. Aber dann las ich in Zanardelli's „Avvocatura" Sätze wie den: „Gewohnt, das Wahre und das Falsche mit gleicher Geschicklichkeit zu vertheidigen, kommen die Advokaten schließlich dahin, daß sie selbst das Eine vom Andern nicht mehr genau unterscheiden." Dann las ich Lombrosos Buch vom politischen Verbrecher, dann wurde ich ein Student der Criminalpsychologie und dann — ja, dann wurde ich zu „dreihundert Mark Geldbuße, im Unvermögensfalle dreißig Tagen Haft" verurtheilt, von Rechts wegen, im Namen des Königs, vorläufig allerdings nur in erster Instanz. Und nun weiß ich wirklich nicht mehr: soll ich mich freuen, oder soll ich mich ärgern, daß ich nicht Vertheidiger geworden bin?

Es war am 28. Januar, Vormittags nach elf Uhr. Sieben Herren, die gemeinsam den verflossenen Vorstand des Vereins „Berliner Presse" bildeten, hatten mich vor den Richter geladen, weil ich — wie es in der Klage heißt — „in Bezug auf dieselben nicht erweislich wahre Thatsachen behauptet und verbreitet haben" sollte, „welche geeignet sind, die Privatkläger in der öffentlichen Meinung herabzuwürdigen." Von den Sieben gegen Apostata war nur Einer erschienen, zufällig der Einzige, der mir persönlich bekannt ist: Herr Julius Stettenheim, den ich besonders schätze, weil er in seinem Wippchen den prachtvollen Typus des verlumpten Journalisten und pumpsüchtigen Spezialcorrespondenten geschaffen hat. Die Uebrigen wurden durch den berühmten Rechtsanwalt Fritz Friedmann vertreten und ich war äußerst gespannt darauf, wie dieser höchst gepriesene Anwalt des Rechtes den Nachweis führen würde, daß die von mir behaupteten Thatsachen der Wahrheit nicht entsprächen. Denn der Vertheidiger soll doch, schon vor dem Kaisererlaß über den Prozeß Heinze war das bekannt, zu seinem Theil auch an der Ermittelung der Wahrheit mitwirken.

In unserem Falle war das verhältnißmäßig leicht zu erreichen. Es brauchte nur der Beweis dafür erbracht zu werden, daß 1. der Verein „Berliner Presse" nicht von Theaterdirectoren und gastirenden Schauspielern Geldgeschenke erbeten und unter überschwänglichen Danksagungen angenommen hat; daß 2. das sogenannte Ehrengericht in den Fällen Lindau und Klausner nach bestem Wissen und Gewissen das gesammte belastende und entlastende Material geprüft und nach Recht und Pflicht seinen Freispruch gefällt hat; daß 3. das abermals sogenannte Ehrengericht als „große chemische Waschanstalt für fleckig gewordene Jouralisten-Reputationen eine heitere Berühmtheit" nicht erworben hat; daß 4. der Senior im Ehrengericht, Herr Julius Schweitzer, zur Zeit der Gründerperiode nicht „bedenkliche Börsenmanöver" gemacht hat. Gelang in diesen vier Punkten der Beweis, dann war die Ehre des Vereins „Berliner Presse" gerettet und ich stand, ein Abscheu allen Guten und Frommen, als Verläumder vor den empörten Anwälten des Rechtes.

Auf diesen Versuch war ich bereitet, und nicht ich allein. Auch der Herr Assessor, der mit vornehmster Objectivität die Verhandlung leitete, wollte am ersten Tage nur bis zur Beschlußfassung über die Beweisaufnahme vorschreiten. Herr Fritz Friedmann hat es anders gewollt. Er erklärte die von meinem Anwalt gestellten Beweisanträge für „nicht nothwendig", er ließ den Vorwurf, ich hätte „nicht erweislich wahre Thatsachen" behauptet, in die Versenkung gleiten und begnügte sich bei der Erhebung einer Klage wegen formaler Beleidigung. Daraufhin mußte denn auch der Gerichtshof die gestellten Beweisanträge ablehnen, weil von den Klägern auf die Ermittelung der Wahrheit kein Werth gelegt wurde.

Dieser Scenenwechsel war so verblüffend, daß ihn sogar mein Anwalt nicht bemerkte und, während der Gerichtshof über das Urtheil berieth, noch immer glaubte, es würde über Zeugenvernehmung und Beweisaufnahme beschlossen. In Folge dieses Irrthums fiel das Plaidoyer

Digitized by Google

völlig fort und der Name meines Mitangeklagten, des verantwortlichen Verlegers, der an meinem Artikel so unschuldig ist wie ich, an dem Dissidenten-Erlaß des Grafen Zedlitz, wurde überhaupt nicht genannt. Auch von meinen Aeußerungen zum Fall Klausner wurden nur ganz kleine Bruchstücke verlesen und der Hülfsrichter nebst den beiden Schöffen mußten sich über meine Schuld oder Unschuld schlüssig werden, ohne die Vorgeschichte des Conflictes auch nur in den weitesten Umrissen zu kennen, ohne den Zweck und die Berechtigung meiner Angriffe auf Grund einer Beweisaufnahme geprüft zu haben. Aber Zweck und Berechtigung standen ja gar nicht mehr in Frage; nicht der Verbreitung unwahrer Thatsachen wurde ich bezichtigt, sondern: durch die Erzählung unbequemer Thatsachen die sieben Kläger öffentlich gekränkt und lächerlich gemacht zu haben.

Der Verein „Berliner Presse", der in zwanzig großen Tagesblättern ausführlich beweisen könnte, daß er fälschlich beschuldigt worden ist, zieht es also vor, gegen publizistische Leistungen den Beleidigungparagraphen anzurufen. Kein Parlament, keine sich selbst achtende Corporation, keine anständige Zeitung würde jemals eine formale Preß-Beleidigung gerichtlich „sühnen." Sollte aber wieder einmal ein Entrüstungssturm lostoben, weil ein Minister oder ein Theaterdirector einen Journalisten vor die Schöffen stellt, sollten die Redacteure wieder einmal erhabene Mienen annehmen, weil die Börsenältesten einem Reporter, der durch falsche Nachrichten den Credit einer Firma erschüttert hat, die Eintrittkarte zu entziehen drohen —: Dann werde ich nicht verfehlen, auf das gute Beispiel des Vereins „Berliner Presse" gebührend hinzuweisen. Die gekränkte Ehre der Vorstandmitglieder ist befriedigt und wieder hergestellt, wenn ein schreibender Proletarier dreihundert Mark bezahlen muß, zur Strafe dafür, daß er in angeblich zu scharfen Worten Uebelstände gegeißelt hat, deren Bestehen gar nicht geleugnet wird. Der Boycott und die Beleidigungklage: Das sind die Waffen, mit denen diese Herren ihre Angreifer bekämpfen. Aber ein Sieg mit solchen Waffen, selbst ein definitiver Sieg, von dem vorläufig noch nicht die Rede sein kann, der beweist gar nichts; denn nicht darauf kommt es an, ob Einer durch sein Temperament zu scharfen Worten sich hinreißen läßt, sondern darauf allein, ob die Sache gerecht ist, für die er kämpft. Als Christus den Wechslern und Krämern im Tempel von Jerusalem vorwarf, sie hätten aus einem Bethaus eine Mördergrube gemacht, da sogar war dem Nazarener leicht eine Geldbuße oder im Unvermögensfalle eine Haftstrafe anzuhängen, den einer formalen Beleidigung hatte er sicher doch, und öffentlich noch dazu, sich schuldig gemacht. Und Luther und Hutten, Lessing und Beaumarchais, ja Eugen Richter selbst, der große Triviale, sie mögen froh sein, daß ihre Gegner nicht im Vorstande des Vereins „Berliner Presse" saßen und sitzen, sonst wären sie immerfort zu Geldstrafen gezogen worden, wegen formaler Beleidigung durch die Verbreitung von Schriften.

Was mich betrifft, — ich warte geruhig die folgenden Instanzen ab. Muß ich zahlen, so werde ich mich damit trösten, daß der Verein „Berliner Presse" diese dreihundert Mark wenigstens nicht an den Theaterpforten, zur Beschämung aller selbstbewußten Journalisten, zu erhaschen braucht. Ich werde auf meine Erholungsreise verzichten, werde Paris einstweilen nicht sehen, sondern im Lande bleiben und redlich kämpfen, gegen alles publizistische Ungeziefer. Und am Ende sind die Erfahrungen doch auch nicht ganz zu verachten, die ich in Alt-Moabit gemacht habe am 28. Januar 1892, Vormittags nach elf Uhr. Denn — wenn ich mir's so recht überlege — Vertheidiger möchte ich seitdem nicht mehr werden; auch mit diesem Jugendideal ist es mir nun ergangen wie damals, als ich den Equipagenkutscher in der Stalljacke sah, ohne den früher bewunderten Pelzkragen.

Es ist in neuester Zeit viel, von Berufenen und mehr noch von Unberufenen, über unsere Rechtspflege geredet und geschrieben worden. Ich stand zum ersten Male vor Gericht und ich muß sagen: erhebende Eindrücke habe ich nicht mitgenommen. Ist es schon schwer, wenn nicht unmöglich, in zwei Stunden ein Urtheil darüber zu gewinnen, ob ein Angriff auf Mißbräuche, die sich durch Jahre erstrecken, berechtigt oder unberechtigt und im Ton angemessen war, so muß die Schwierigkeit noch erheblich wachsen, wenn ein Anwalt des Rechtes nicht nur seine Beihülfe zur Ermittelung der Wahrheit versagt, sondern auch, um von dem Kern der Sache abzukommen, allerlei Klatschgeschichten behaglich, wie sie ihm zugetragen sind, zu Markte bringt. Besteht das Wesen der Vertheidigung in solchen Kniffen und Pfiffen, dann möchte ich lieber noch den Pelzkragen des Equipagenkutschers tragen als die Robe des Anwaltes, dann aber haben die Herren Vertheidiger auch nicht das Recht, über geringschätzige Behandlung von Seiten der Richter zu klagen.

Herr Fritz Friedmann hat neulich eine Schrift veröffentlicht, „Die wahren Lehren des Heinze'schen Prozesses für Sitten- und Rechtspflege". Ich notire zunächst die Sprachdummheit im Titel; gutes Deutsch ist das sicher nicht, und doch hatte ich mir das Heft zur Verbesserung meines von Herrn Friedmann getadelten Stils gekauft. Ich blätterte es an und sah zunächst, daß es Herrn General-Consul Eugen Landau „in Dankbarkeit" ich weiß nicht wofür, gewidmet ist. Die erste Seite schließt mit dem folgenden Satze: „Ich finde die andere Seite meiner Activ-Legitimation für ein derartiges öffentliches Hervortreten darin, daß die Vertheidigung in abstracto, ihr Palladium, ihre für das Wohl und Wehe Tausender nothwendige Position gefährdet ist, und ich diesem Berufe seit zwölf Jahren angehörend, die jetzt für das öffentliche Bewußtsein hervorgetretenen traurigen Erscheinungen in diesem längeren Zeitabschnitte studirt habe." Und weiter: „Das alles kann aber das Recht, ja unter Umständen die Pflicht derartiger Aeußerungen nicht tangiren, die wohlgemerkt der Kaiser nicht in dieser seiner besonderen Würde, sondern als König von Preußen enunciirt hat, der, soweit Reichsgesetze nicht binden, innerhalb Preußens auch als gesetzgeberischer Faktor zur Initiative besonders berufen ist." „Daß bei der freigewählten Letzteren das Entgelt ein höheres und nach der Tüchtigkeit des Darleistenden sich richtendes zu sein pflegt, ist in der Sache begründet, und entbehrt die Hervorhebung dieses Umstandes für weitere Kreise jedes Interesses." Als ich diese entzückenden Blüthen bei flüchtiger Durchsicht gepflückt hatte, schien es mir doch nicht mehr angemessen, den Kollegen Friedmann als Erzieher zu tugendlicher Reine im Stil zu empfehlen. Uebrigens tritt die Schrift in ihrem fürchterlichen Gemisch von Juristenlatein und Zeitungsdeutsch für die Kasernirung der Prostitution, für den Schutz der armen liebebedürftigen Männer und für das Ansehen des Anwaltstandes ein.

Ueber Sittlichkeitanschauungen soll man nicht streiten, wo eine Einigung unerreichbar ist. Herrn Friedmann mißfällt mein Stil, mir mißfällt seine Moralauffassung und ich finde, er schreibt wie ein Winkelconsulent. Trösten wir uns also Beide und sprechen wir lieber vom Ansehen des Anwaltstandes.

Herr Friedmann sieht einen Schriftsteller, der seine Verbindungen mit sozusagen führenden Blättern löst und, frei und jeder Rücksicht ledig, nur seine anspruchlos subjective Meinung sagt, auch wohl Mächtige, wenn sie die Macht mißbrauchen, offen und derb angreift. Auf solche „verdrehten Einfälle", die Einem noch dazu „die Carrière verderben", kann man nur durch persönliche Feindschaft kommen. So folgert Herr Friedmann und erzählt vor Gericht, nicht am Biertisch, ich sei der Todfeind des Herrn Paul Lindau und ich habe es mir zum Lebensziel gesetzt, diesen „guten Kerl" zu vernichten. Beweis: „etwa fünfzig Postkarten mit unglaublichem Inhalt", die ich an Herrn Lindau gerichtet haben soll. Ich kannte diese Postkartengeschichte bereits; es überraschte mich auch nicht, als Herr Friedmann Herrn Lindau vor Gericht, nicht am Biertisch, wiederholt seinen „guten Freund" nannte. Herr Lindau hatte mir selbst schon von dieser Freundschaft berichtet, die er freilich als ein „Pump-Verhältniß" bezeichnete; wer pumpte, wer das Verhältniß bot, darüber mögen die Herren sich unterhalten. Ob aber meine Strafe nicht höher normirt worden ist, weil ich in den Verdacht gerathen war, ich sei dumm und vermögend genug, um zwei Mark und fünfzig Pfennige für überflüssig Postkarten ausgeben zu können?

Sollte das Postkartenmärchen noch weiter gesponnen werden, dann könnte das zu einem öffentlichen Austausch von Documenten führen, bei deren Anblick Herrn Lindau und seinen nächsten Freunden die Augen übergehen möchten. Einstweilen hat mein angeblicher Todfeind, seit er für immer ganz unschädlich gemacht worden ist, für mich nicht einmal so viel Bedeutung mehr wie der annoch lebendige Klausner. Die beiden Gereinigten des Pressevereins galten mir immer nur als Typen; hätte der Eine nicht in seiner Eigenschaft als Kritiker und Dramaturg versucht, die Existenz einer Schauspielerin zu untergraben, hätte der Andere nicht im Freibilletbettel

Digitized by Google

und im Ehrenwortgeben eine besondere Virtuosität gezeigt, dann brauchte ich mich um sie überhaupt nicht zu bekümmern und — ich habe wirklich Besseres zu thun. Wenn es aber sein muß, dann nehme ich den Besen wieder zur Hand und dann sollen die Federbanditen mich hören, stärker beschwören.

Herr Friedmann vertheidigt Herrn Lindau, wie er Herrn Anton Wolff und Frau Prager vertheidigt. Dabei geschah ihm denn nun das Mißgeschick, daß der Gerichtshof den berühmten Bannbrief „meines guten Freundes Lindau" für „nicht gerade ehrenhaft" erklärte, obwohl nur die Bedrohung, nicht aber die Wirkung und die verschärfenden Nebenumstände seinem Urtheil unterbreitet worden waren. Der Vertheidiger aber verlor deshalb den Humor nicht; während die Richter beriethen, kramte er die Akten des Prozesses Prager aus, suchte, unter ebenso lauten wie witzigen Begleitreden, nach stichhaltigen Revisionsgründen und rief, als ihm von einem Boten gemeldet wurde, einer seiner Klienten sei eben zu acht Jahren Gefängniß verurtheilt worden, kreuzvergnügt aus: „Hab' ich dem Kerl doch zwei Jahre abgeknöpft!" Am Abend desselben Tages entrüstete der Anwaltverein sich gegen Herrn Brausewetter und eine zündende Rede zur Wahrung der Ehre des Anwaltstandes wurde gehalten, von Herrn Fritz Friedmann. Mich aber kam die Lust an, mit meinem witzigen Widersacher in Wettbewerb zu treten und eine Broschüre zu schreiben: „Die wahren Lehren des Apostata-Prozesses für Sitten- und Rechtspflege".

Denn mir scheint: das Alles gehört durchaus zur Charakteristik unserer Gesellschaft. Eine Vertretung der hauptstädtischen Presse, die beim Reichskanzler antichambrirt, nachdem er eben erst seiner Verachtung aller Zeitungschreiber kräftigsten Ausdruck gegeben hat; die eine formale Beleidigung gerichtlich verfolgt, ohne die Anständigkeit ihres Verfahrens öffentlich darzulegen; die in ihrer Mitte jeden duldet, der nicht in seinem Beruf durch ehrlose Handlungen ein öffentliches Aergerniß gegeben hat, und die den Begriff der Ehrlosigkeit weitherzig genug definirt. Ein Vertheidiger, der ideale Absichten beim Gegner für völlig ausgeschlossen hält und lieber einen Kolportageroman von Todfeindschaft und dergleichen gläubig hinnimmt, der in sicheren Schutze seiner privilegirten Stellung den Angeklagten, aber noch nicht einmal schuldig Gesprochenen und andere ehrenhafte Personen mit Schmähungen überhäuft, Beweisanträge für überflüssig hält, aber vor versammelten Kriegsvolke über Fälle, bei denen es sich um langjährige Zuchthaus- und Gefängnißstrafen handelt witzig sein sollende Glossen macht und daneben in Wort und Schrift für das Ansehen des Anwaltstandes feierlichst eintritt. Und im Hintergrunde, als nothwendiger Prospect, eine sogenannte öffentliche Meinung, die Druckerschwärze und Holzpapier redlich benützt, um alle Decadence-Merkmale todtzuschweigen und für die Freiheit der Presse, für die Unabhängigkeit des Anwaltstandes billige Glocken zu läuten. Diese Freiheit aber und diese Unabhängigkeit halten es mit dem indischen Gesetzbuche des Manu, das jeden Sudra mit dem Tode in kochendem Oel bedroht, der sich vermaß, die Haltung eines Braminen nicht blind zu billigen oder ihm gar Rathschläge zu ertheilen, und sie verehren auch das Tabu, den von den Priestern Oceaniens dem Volke übermittelten angeblichen Willen der Götter. Manu und Tabu sind alte, sind längst verklungene Worte und von einer Priesterherrschaft will unsere höchst aufgeklärte Zeit nichts hören. Aber auch von den heutigen Machthabern noch gilt, was der Advokat Laschi von den oceanischen Priestern gesagt hat: „Sie verstehen, einen Verstoß gegen das Tabu mit merkwürdiger Schlauheit herauszubekommen, und bestrafen den Verbrecher, fast immer im Geheimen, durch Strang, durch Gift, durch Stürzen in Abgründe, auch wenn er aus Unkenntniß gefehlt hat, auch wenn er nur verdächtig ist."

Daß ich dem Tabu mich nicht beugen will, das können die neuen Pfaffen mir nicht verzeihen und dafür haben sie um schwer erarbeitete dreihundert Silberlinge mich jetzt gepönt, weil doch der Tod durch kochendes Oel oder Stürzen in Abgründe nicht mehr in der Mode ist. Aber —: petit bonhomme vit encore, und ehe ich ein Tabu-Anbeter werde, kehre noch lieber ich zu meinen Knabenidealen zurück, werde Equipagenkutscher, Sozialdemokrat oder Vertheidiger.

Apostata.

Dramatische Aufführungen.

„Ein treuer Diener seines Herrn." Trauerspiel in fünf Aufzügen von Franz Grillparzer. (Königliches Schauspielhaus.) — „Musotte." Schauspiel in drei Acten von Guy de Maupassant und Jacques Normand. Deutsch von E. v. Bucovics. (Residenz-Theater.)

Höfische Verpflichtung gab den äußeren Anstoß zu dem Gedicht vom treuen Diener seines Herrn und höfische Verpflichtung hat es aus vierundsechszigjährigem Schlummer nun erlöst: für eine Festlichkeit im Hause Habsburg ward es 1828 erdacht, ein Festtag im Hause Hohenzollern führte es 1892 auf die preußische Hofbühne. Das zufällige Schicksal eines Kunstwerkes kann der beschränkte Unterthanenverstand von Ceremonienmeistern und Generalintendanten bestimmen, der Dichter aber läßt nicht von Schranzen sich und Goldfrackträgern kommandiren, der Dichter folgt dem Wollen, das zugleich ein Müssen ist. Mögen drum immer gute Menschen und schlechte Musikanten die aus der unverschämten Armuth einsichtloser Literaturgeschichten stammende Weisheit von der „Tragödie des Servilismus" wiederkäuen —: Franz Grillparzer hat nie zu blinder Verherrlichung dynastischer Allmacht sich erniedert; er war ein treuer Diener seines Herrn, der eine Krone nicht, der eine Leyer trug; und nicht eine geburtstägige Haupt- und Staatsaction hat er geschaffen, sondern einen menschensittlichen Conflict gestaltet, als ein freier Künstler.

Grillparzer steht an der Wende einer Zeit, an einer politischen und poetischen Wende, die den Heroencultus langsam dahinsinken sah und die Monumentalkunst, die Brutalitätbewunderung und das wüste Geniethum. Die klassische Kunst hatte den Menschen auf des Lebens Höhen gesehen, einen Monarchen, der selbstherrlich sein Wollen lenkte und an der Schranke rauher Wirklichkeit endlich zerschellen mußte. Das hieß das Loos des Schönen auf der Erde. Und immer entsprach dieses Helden Handlung den giltigen religiösen, politischen, sozialen und moralischen Anschauungen einer ganzen Gruppe, als deren typischer Vertreter er vor uns stand und fiel. Daher die einfache, auf einen Ton gestimmte Färbung, die bequeme Scheidung von Schwarz und Weiß, von Gut und Böse, daher die Historiendichtung, die trefflichen pragmatischen Maximen.

Von Goethe ging die Umkehr aus. Werther und Egmont, Tasso und Faust gar waren nicht mehr altstilige Helden, nicht sympathisch schlechtweg oder antipathisch, sondern reinmenschlich und deshalb complicirt, nicht Typen, sondern ganz bestimmte Individualitäten. Die Menschen zu bessern und zu bekehren, hatte Faust sich vergebens bemüht; er gab das anmaßliche Vorhaben auf, daß er erkenne, was die Welt im Innersten zusammenhält, schau' alle Wirkenskraft und Samen und thu' nicht mehr in Worten kramen. Und Faustens Sprosse auch, Byrons Manfred, beschied sich resignirt: das Kalon fand er nicht, doch fühlte er, daß Philosophie die eitelste von allen Künsten ist, das hohlste Wort im Wunderbuch des Lebens. Dem philosophischen folgte das naturwissenschaftliche Jahrhundert, auf Kant Darwin, und den Menschen zu erkennen, nicht mehr, ihn in die Apotheose hineinzuläutern, wurde die Loosung. So verstehe ich das viel mißbrauchte Wort: modern.

Grillparzers Gedankenkreis war begrenzt, war weit entfernt von Goethes Universalität, und daß er es fühlte, daß er sich klein vorkam im Schatten des Größten, das mochte dem Oesterreicher die Thränen in die Augen treiben, da er, 1826, in Weimar die Hand des Einzigen fassen durfte. Aber modern im goethischen Sinne war auch er und der sichere Aufblick zu dem leuchtend reinen Muster hat vor der romantischen Kinderkrankheit ihn bewahrt. Während Victor Hugo die Glocken von Notre-Dame läutete und in fegenden Rhythmen rauschend instrumentirte, doch verklungene Weisen ertönen ließ, während George Sand in bewußter Tendenz das Recht der Leidenschaft verkündete, war Grillparzer bedachtsam und betrachtsam daheim geblieben, bei moralkritischer Arbeit. Nicht als ein unerbittlich Radicaler, etwa wie Ibsen, sondern als ein zaghafter, leise pedantischer Bureaukrat der alten Schule ging er an die Frage: Ist es wirklich groß, das Große? Ist es immer sittlich, was die Sitte heischt? Die vereidigten Politiker, denen er nicht liberal genug ist, mögen ihn immerhin schmähen und als Reactionär in Bausch und Bogen verdammen: an der modernen Befreiungarbeit hat auch er seinen Theil redlich vollbracht. Und längst nicht so schädlich wie die Reaction, mag sie nun auf die Namen Metternich oder Zedlitz getauft sein, ist die widerliche Halbheit und Heuchelei, die entrüstet Pfui! ruft, wenn ihr von einem biedern und frommen General der fürchterliche Vorwurf des Atheismus entgegengeschleudert wird. Solchen angeblichen Liberalismus freilich hätte Grillparzer nicht mitgemacht und deshalb auch wollen wir ihn preisen.

Ob es wirklich groß, das Große, ob es stets auch sittlich, was die Sitte heischt —: mit diesen Fragen hat Grillparzer immer wieder sich beschäftigt. Das napoleonische Beispiel mag ihn zum „König Ottokar" geleitet haben, in dem er den großen Gewaltthäter den stilleren Tugenden eines moderneren Herrschers erliegen ließ. Die Vernunft siegt, indessen in tollen Wirbel die Leidenschaft verflattert. Mit dieser Lösung aber, die ein beschränktes Hirn schnurstracks verallgemeinert hätte, gab unser Dichter sich nicht zufrieden. Im Schicksal von Hero und Leander deutete er die Kehrseite der Medaille: die Vernunft erliegt, vom natürlichen Sinnentrieb überwunden, und der kluge Greis muß vom einfältigen Mädchen es vernehmen, nachdem seiner Weisheit zwei blühende Leben gefallen sind: „Vorsicht'ger Thor, sich deiner Klugheit Werke!" So war Goethes Braut von Corinth früh verwelkt

„Durch der guten Mutter kranken Wahn,
Die genesend schwur:
Jugend und Natur
Sei dem Himmel künftig unterthan!"

Digitized by Google

Zwischen „König Ottokars Glück und Ende“ und „Des Meeres und der Liebe Wellen“ wurde „Ein treuer Diener seines Herrn“ empfangen und geboren. (Wie ein Dichter so ungeheuerlich geschmacklose Titel wählen konnte, bleibt ein Räthsel.) Der Anstoß kam von außen; doch so mächtig war poetisches Müssen, daß auch hier wieder Grillparzer zu dem gleichen sittlichen Conflict geführt wurde, zum Kampfe von blinder Leidenschaft und kühler Bedächtigkeit. Wunderbar genug: kein Kritiker hat meines Wissens noch den Zusammenhang bemerkt, die „Continuität der Idee“ in den drei Dramen, die zwischen 1825 und 1831 entstanden sind.

Ein vorsicht'ger Thor, wie der starre Oheim der Hero, wie der milde Bischof in „Weh' dem, der lügt!“ ist auch der treue Diener Banchanus und seiner Klugheit Werke sind der Bewunderung gewiß nicht werth: sein Weib sieht er und seine Königin zu Grunde gehen und, ein durch eigenen Spruch gerichteter Verbrecher, irrt seines Königs Schwager durch die Lande. Mit persönlichem Glück zahlt Banchan persönliche Schuld, seine Schwäche rächt sich und sein überspanntes Vertrauen. Allein er leidet nicht vergebens, er erkämpft mit persönlichen Opfern den Sieg seiner Sache; des Gatten Schmerz wird durch den Triumph des Staatsmannes gesänftigt. Und wenn nun einmal jedes Gedicht eine rechtschaffene Moral in Kalenderspruchform haben soll, so mag sie hier lauten: bei einem subalternen Pflichtmenschen selbst ist eines Volkes Schicksal besser aufgehoben als in den Händen eines hochstrebenden Gewaltthäters, der nach Laune und Willkür das Steuer lenkt, gen Süden jetzt und wieder jetzt gen Norden.

Der Gegensatz träte kräftiger hervor und straffer dehnte dann sich der dramatische Nerv, wenn König und Vasall sich gegenüber stünden, der Vertreter des Gottesgnadenthums dem Manne schlichter Pflichterfüllung. Das hat Grillparzer nicht gewagt, der festliche Anlaß mochte es auch verbieten. So verkörpert die wild begehrende Willkür sich im Prinzen Otto, der ein Mann ohne Macht ist, und eine schwerbegreifliche Ueberzärtlichkeit der königlichen Schwester muß, mit abenteuerlichen Zufällen, der Entwickelung aufhelfen. Darüber erlahmt das Interesse und Banchanus, der einem fremden Prinzen selbst ungeheuern Frevel verzeiht, weil dieser Prinz dem Hause seines Herrn nahe steht, Banchanus verliert von unserer Theilnahme. Es war nicht nur die Schuld des Herrn Matkowsky, daß der Prinz im Mittelpunkte der Betrachtung stand, aber freilich hat dieser glänzend begabte Künstler ein eben so geniales wie unähnliches Bild vom Herzog Otto uns gegeben: anstatt eines kränklich brutalen und rücksichtslos genußsüchtigen Weichlings den kraftvollen Sprossen eines Renaissance-Tyrannen. Dadurch, und weil Herr Grube für die einfältige Größe Banchans nicht einen Zug und nicht einen Ton hat, wurde der Prinz fast zum Helden und gern hätten ihm die lieben Gaffer den treuen Diener geopfert. Die Königin, deren Dasein eigentlich nur den Zweck hat, dem Prinzen einen Schein wenigstens von Macht zu sichern, bietet der Schauspielkunst kaum die Möglichkeit eigenen Lebens. Sophie Schroeder selbst ist an der spröden Aufgabe erlahmt und Rosa Poppe traf auch nur die Grimasse dieses körperlosen Weibes, das nicht Gattin ist noch Mutter, dem der verderbte Bruder einzig wärmeres Empfinden einflößt. —

Ist es immer sittlich, was die Sitte heischt? Die Frage, die den Dichter der Braut von Corinth und den Schöpfer der holden Hero umtrieb, sie hat auch den unglücklichen Guy de Maupassant beschäftigt, von seinem ersten bis zu seinem, fast fürcht' ich wohl für immer letzten Werk, von Boule-de-Suif bis zu Musotte. Grillparzer that, um freier ausschreiten zu können, ein Maskenkleid an, ließ Geharnischte aufmarschiren und geheime Gänge plötzlich sich aufthun; die Tragik findet sich leicht, wo die Hand schnell am Schwertgriff ruht. Den auch im Kleid Modernen aber soll man preisen, dem das hohe Wagen gelang, in der gemeinen Wirklichkeit der Dinge uns Poesie zu entdecken und zugleich auch enge Sitte zu läutern, durch den Anhauch freier Sittlichkeit. Guy de Maupassant ist es gelungen, und wenn er jetzt von Pharisäern und Zionswächtern den Vorwurf der Unsittlichkeit hinnehmen muß, so mag er mit dem guten Worte sich getrösten, das Grillparzer von der vielgeschmähten Mandragola des Machiavelli sprach: „Unmoralisch? Je nun ja! Man war denn damals noch nicht so exemplarisch fromm, als wir es heutzutage sind.“

Grillparzer hatte sich gefragt: Wie kann Vasallentreue zu stärkstem, ergreifendstem Ausdruck gelangen? Und die Antwort war: Wenn der Vasall als Gatte getroffen wird und doch die Treue hält. Maupassant suchte nach der schwersten Prüfung fraulicher Güte und dem jungen Weibe gab er den Preis, das in die eben erst geknüpfte Ehe das Kind einer Anderen mitnimmt, ob auch die Andere im Sinne der Gesellschaft eine Verlorene ist. So nämlich, durch Finden und Erfinden des stärksten Ausdruckes für den Conflict, entstehen Dramen und den Narren, die jetzt durch die Gassen tuten: Seht Ihr's, — auch bei Maupassant giebt's, wie bei Hauptmann, keine Handlung, denen wird vergeben werden, denn sie wissen nicht, was sie thun. Wie sollten sie auch über Maupassant mitreden, da sie bei jedem selbstgefällig citirten französischen Brocken doch grammatische Sextanerfehler machen? Nie sah Characterlosigkeit man mit rührenderer Unbildung gepaart.

Es ist denn auch unbemerkt geblieben, daß der Zettel des Residenz-Theaters den Namen des Herrn Jacques Normand verschwieg, der auf der Buchausgabe der Musotte*) neben dem Maupassants steht. Und doch ist das Schauspiel von Herrn Normand gebaut, der aus Maupassant's wundervoller Skizze „L'enfant“ **) die drei Acte geschickt und sicher gestaltet hat. „Er brachte mir das fertige Stück, das ich dann von vorn bis hinten noch einmal geschrieben habe,“ antwortete Maupassant im März 1891 auf die Anfrage des „Figaro“. Der Geist, der Stil des Werkes gehört durchaus dem normannischen Troubadour; von der theatralischen Unbehilflichkeit mag man ihn entlasten, die mitunter die Wirkung hemmt und lähmt. Von einer belanglosen Plauderei abgesehen, hatte Maupassant nie etwas für die Bühne geschaffen und deshalb wußte er nicht, daß eine Geistesrichtung nicht durch zu viele Repräsentanten vertreten sein darf und daß ein dramatischer Conflict nicht feste Wurzel fassen kann, wo nur gütige Menschen in Eintracht hausen. Für die Handlung — sie ist da, meine Herren, sperren Sie nur gefälligst die bierfeuchten Augen auf! — für die Handlung sind nur drei Menschen erforderlich: Jean Martinel und die beiden Frauen, zwischen denen sein Leben schwankt. Die Uebrigen sind Zuschauer, die mit guter Rede das Werk begleiten; Zuschauer, nicht Raisonneurs, ob auch das Drama dem Alexandre Dumas „in hoher Bewunderung und herzlicher Ergebenheit“ zugeeignet ist. Der Eine selbst, der so aussieht, als wollte er Thesen aufstellen und verfechten, der selbst ist nicht ein Raisonneur, sondern ein guter Junge.

Der gute Junge ist ein Advokat. Der Schwester hat er den Gatten gefreit, einen Maler, und einen berühmten obendrein. Die Familie, steifer Beamtenadel, fügt sich nur widerwillig und gleich könnte, da die künstlerische Bohême in die wohlanständige Respektablität hineintollt, da auch ein biederer Provinzonkel aus Havre breitspurig in den correcten Kreis tritt, ein dramatisches Knötchen sich schlingen. Aber die Menschen sind sämmtlich gut geartet und nach harmloser Stachelrede vertragen sie sich allzu bald. Ein leises Mißtrauen nur bleibt gegen den Maler, der, so etwas vergißt man nicht, lange Zeit ein Verhältniß gehabt hat. Die Tante sagt gesittet Pfui, der Vater zuckt die Achseln, nur die junge Frau läßt in ihrer reinen Zärtlichkeit sich nicht beirren: das ist nun einmal so; man ist niemals die Erste. Und weil wir auf den ersten Blick schon diesen Sinn erkennen, deshalb schreckt auch der guten Tante Unkenruf uns nicht. Gilberte wird, dessen sind wir gewiß, auch dem Ungemach nicht wanken und nicht weichen. Und daß wir das wissen, daß wir um das Geschick des jungen Paares nicht eine Minute zittern, das ist für die „Spannung,“ aller schlechten Dramatiker höchstes Ziel, nicht günstig.

Das Ungemach naht. Unmittelbar nach der Trauung wird Jean Martinel an das Sterbebette der kleinen Freundin gerufen. Soll er gehen, soll er bleiben? Wiederum keine Spannung, denn wir kennen ihn: er wird gehen. Er geht. Die Sterbende vertraut ihm sein Kind, dessen Leben sie mit dem Tode büßt, und beschwört ihn, dem kleinen Jean das Herz und die Pflege der jungen Gattin zu gewinnen. Abermals keine Spannung, denn wir kennen Gilberte: sie wird dem Findling die Arme öffnen. Hier aber, in letzter Stunde setzt doch ein zarter und feiner Conflict noch ein. Nicht die Thatsache ängstet Gilberte, nur den Schatten der Todten fürchtet sie, neben dem ihre minder naturwüchsige Wohlerzogenheit am Ende blaß und kühl erscheinen möchte. Ein Plaidoyer beruhigt die Familie, ein Gespräch die junge Frau und die Neuvermählten eilen, in mitleidigem Verständniß, an die Wiege des mutterlosen Knaben: „Allons chercher l'enfant!“

Unverstand hat gemeint, hier würde die Frage abgehandelt, ob eine anständige Frau das uneheliche Kind des Gatten aufnehmen soll. Ach nein, Dumas hat Euch ganz verdorben; hier klingt die Frage bescheidener: kann diese Frau diesem Manne das höchste Opfer bringen und das Pfand seiner Liebe zu einer Anderen in Zärtlichkeit hegen? Nicht um eine These handelt es sich, sondern um ein Menschenschicksal, das von Menschen, von zunächst betheiligten, in warmer Rede erörtert wird.

Im zweiten Act hörte ich hinter mir den Ausruf: „Aber das ist ja wie in der Kameliendame!“ Die Ruferin mag entschuldigt sein. In einem luxuriös ausgestatteten Zimmer that ein blutjunger Mensch einer schwindsüchtig hustenden Dame schön, die auf üppigem Lager, unter Spitzen und Fellen, letzte Ruhe hielt. Fräulein Bertens schwärmte und starb virtuos; die arme Musotte aber kennt sie so wenig wie der Regisseur des Residenztheaters. Eine ganz einfache Stube —: Ameublement coquet, mais sans luxe, schreibt der Dichter vor —, und kein hüstelndes Schwindsuchtsterben à la Marguerite und Frou-Frou, sondern der stille Tod einer Wöchnerin, die ihr Leben dahinfließen sieht.

Man hat sehr eifrig, zum Schutz guter Sitte, betont, daß Musotte ja doch unschuldig war, als sie ihren Jean fand. Wieder muß ich sagen: Ach nein, die Uebersetzung erst hat dem armen Ding eine Unschuld angefälscht; Maupassant hat sich darum nicht gekümmert. Er nahm als selbstverständlich an, daß Musotte ihre Unschuld längst nicht mehr verschenken konnte —: ein Modell, und Ihr zweifelt? Jean hat sie gemalt, als Bettlerin, als Veilchenverkäuferin, als Gefallene; dann nahm er, nach einem lustigen Frühstück am jour du vernissage, die Kleine mit heim, und da sie bei den kalten Skelettpuppen das Frösteln ankam, theilte er Zimmer und Lager mit ihr. Sie gab, was sie geben konnte: uneigennützige Liebe, selbstlose Anhänglichkeit, frohe Treue. Sie waren sehr glücklich, drei lange, kurze Jahre. Dann die Trennung, weil eine neue Liebe den Mann auf die Pfade legitimeren Glückes lockte, und die Entdeckung: Musotte sollte Mutter sein! Wie komisch, wie traurig. Aber nur ja des Geliebten Frieden nicht stören, nur ja ihm die unbequeme Verpflichtung verschweigen. Und nun muß sie doch, an seinem Hochzeitabend, ihm Alles enthüllen, um ihrem Kind eine Heimath zu sichern. . .

Wie hier ein ganzes Leben in zwanglosen, ernsten und heitern, Bildern unserm Blick vorüberzieht, wie wir Musotte erkennen lernen und ihren Jean, wie um das Sterbelager parisische Tändelei und bäuerliche Ländlichsittlichkeit auf leisen Sohlen und auf derben Schuhen herumhandtirt —: nicht die Bewunderung, nur die Liebe kann es künden. Die ästhetisch Empfindsamen mochten die Krankenstubenluft nicht riechen, und weil Kastans historische Zange doch nun nicht mehr von Nöthen war, entrüsteten sie zum Trost an einer niedlichen Morphiumspritze sich. Jede Zote und jedes Zötchen aber hatten sie prompt und pünktlich belacht, bei Maupassants Hebamme und Tänzerin a. D. und in des Herrn Benno

*) Paul Ollendorff. Paris 1891.

**) In dem Novellenbande „Clair de lune.“ Ollendorff, 1888.

Digitized by Google

Jacobson geschickt nachgeahmter Pariserei „Modebazar Violet." Selten nur haben diese Leute einen Poeten verstanden, seltner noch verstand er sie; wo sie immer sich verstanden — das mag man bei Heine nachlesen.

Musotte ist nicht die lustige Musette aus Murgers „vie de Bohême"; eher gleicht sie, die nach ihrem süßen Frätzchen (museau) genannt wird, der Mimi Pinson, die Musset himmlisch leben und Murger lieblich sterben ließ. Mit den großen Courtisanen der französischen Dichtung hat sie, mit Hugos Marion Delorme, mit Mussets Marco, Augiers Olympe und Zolas kernrobuster Nana, nicht einen Zug gemein. Von der Manon Lescaut des Abbé Prévost stammt sie ab, doch ist sie feiner, weicher, zärtlicher und — ohne Eigennutz, keine geschäftige Cocotte, sondern die letzte Grisette, die jeder Fremde in Paris vergebens sucht, die Guy de Maupassant, der einst so glückliche trouvère aus der Normandie, gefunden hat. Ein strenger Staatsanwalt hat neulich mich bedroht, weil ich Musotte lobte; doch hoffe ich, er wird nicht zürnen, wenn die Moral des feinen Seelendramas ich nochmals hier zu Ehren bringe. „An leichter Hand, ohne gegen konventionelle Lügen je zu toben, führt der Dichter gute Menschen vom Wege pharisäischer Vorurtheile ab zu höherer Moralauffassung. Sie hatten sich gewöhnt, nur als Zuschauer eine gute Handlung zu bewundern, soweit sie in ihren Folgen sie nicht selbst betraf; sie lernen durch rein menschliches Mitempfinden dieser Doppelmoral entfagen, die im Theater entzückt, was sie in der Wirklichkeit mit philistrischem Schaudern erfüllt."

Auch im Theater hat unser Publikum von Musottes gar nicht sentimentalem Sterben sich, höchst peinlich berührt, abgekehrt. Unser Publikum will eben lachen. „Gegen was sie sich in Deutschland am meisten verwahren, sind Gemüthswirkungen." Das ist ein Wort von Grillparzer, und der hätte, als ein vorurtheilloser Dichter, dem holden Wildling in Todeswehen die mitleidige Thräne nicht geweigert. M. H.

Offene Briefe und Antworten.

Nochmals die Mozart'sche Coloratur-Arie.

Geehrter Herr!

Der Artikel in Nr. 2 der „Gegenwart" von Heinrich Roeckner: „Nachklang vom Mozart-Cyclus", hat gewiß in musikalischen Kreisen lebhaftes Interesse erweckt, und ist besonders deshalb dankenswerth, weil darin endlich einmal die große Kluft dargelegt ist, welche die Mozart'sche Oper vom Musikdrama Richard Wagner's scheidet. Er enthält überdies im Einzelnen so viele goldene Wahrheiten, daß er die größte Verbreitung verdient und daß man ihm eine tüchtige Wirkung wünschen muß. Man könnte ein Buch darüber schreiben, um verschiedene wichtige Materien noch einleuchtender darzustellen. Es enthält aber einige Punkte, wo der Verfasser sich entweder in einem verzeihlichen Irrthume befindet, oder wo er nicht den ganz richtigen Ausdruck gebraucht hat, so daß eine Verständigung darüber Noth thut. Erstens: „Der überreiche Coloraturschmuck der meisten Mozart'schen Opernarien berührt fremdartig wie eine veraltete Mode." Hier muß man doch eine Einwendung machen. Unter den 37 Arien, welche in den drei Hauptopern Mozart's enthalten sind, befinden sich nur sieben, in welchen förmliche Coloraturen im veralteten Sinne vorkommen (im „Figaro" unter 15 Arien zwei, im „Don Juan" unter 14 drei, in der „Zauberflöte" unter acht zwei). Oder versteht Roeckner unter „Coloratur" Alles was nicht syllabisch ist, d. h. wo nicht auf jede Silbe ganz streng nur ein Ton kommt? Dann wäre eben jeder Gesang veraltet, der nicht wie eine Psalmodie sich bewegt, und speziell wären dann auch Schubert's Lieder veraltet, denn zwei bis drei Töne auf eine Silbe sind bei ihm fast in jedem Liede zu finden. Ich glaube, daß, wenn bei Mozart von Coloratur-Arien gesprochen wird, es nur jene „sieben" sind, die in Frage stehen, und daß die Wirkung des „Veralteten" nur hier sich einstellt. Und fast durchweg sind es Arien der weiblichen Stimmen, wo sie vorkommen. Es ist ja bekannt, daß Mozart nur aus Galanterie oder in Berücksichtigung der besonderen Qualität der Sängerinnen, für die er zu schreiben oder zu „sorgen" hatte, hier und da der „geläufigen Gurgel" der oder jener „Mademoiselle" ein Opfer gebracht hat, ein Opfer, dessen er sich selbst innerlich schämte, ohne aber die Energie zu besitzen, solches beharrlich zu verweigern. Und ich bin keck der Meinung, daß man in jenen sieben Arien die vorkommenden wirklichen Coloraturen, wo sich die Verlängerung eines Vokals mit Unterbrechung des textlichen Zusammenhanges über mehr als einen oder zwei Tacte erstreckt, beseitigen ließen, wofür Mozart selbst, nach hundert Jahren, dankbar sein würde, weil diese Coloraturen seinen eigenen Prinzipien nicht entsprechen, und weil sie der einzige Punkt sind, wo man die Dramatik seiner Opern anfechten kann. Es ist aber auch hier ein Unterschied zu machen: Einige jener Coloraturen sind charakteristisch und können deshalb nicht beseitigt, sondern höchstens vereinfacht oder erleichtert werden. Dahin rechne ich die Coloraturen der „sternflammenden" Königin in der Zauberflöte. Sind diese gackernden Staccato-Töne nicht sehr charakteristisch für das Gekeife eines bösen, haßerfüllten Weibes? Nur brauchte das nicht gerade bis zum dreigestrichenen f zu gehen, welches nun einmal nicht in jeder sonst „geläufigen Gurgel" vorhanden ist! Dagegen sind anderwärts Coloraturen in Arien und für Personen angebracht, wo sie keinen charakteristischen Sinn haben, sondern bloß „Gurgel-Opfer sind. So bei Don Ottavio (Nr. 22), Elvira" (Nr. 28), Donna Anna (Nr. 25), im „Don Juan", dann bei Marcelline (Nr. 25) und Gräfin (Nr. 30 nachcomponirt) im „Figaro". Den Don Ottavio machen sie noch weichlicher als er ohnehin schon ist; bei Donna Anna entstellen sie den ernsten, keuschen Charakter; die Marcelline bauschen sie zu einer Wichtigkeit auf, die sie in der Oper sonst nicht hat u. s. w. Und da sage ich einfach: fort mit (oder vielmehr ohne) Schaden! Mag man im Concert diese Arien mit den Coloraturen singen — in der Oper sind sie übel, um so übler, wenn die Sänger nichts gelernt haben und also Coloraturen nicht singen können! Man kann demnach nicht wohl allgemein behaupten, Mozart habe „ganz ungenirt den Coloraturgesang in der Oper beibehalten", sondern man kann nur sagen: er hat ihn leider in einigen wenigen Partien tolerirt.

Zweitens: „Es bleiben auch in dem allereinfachsten dramatischen Text noch eine große Menge von Sätzen übrig, die auch beim besten Willen nicht in Musik aufgehen." Mit Verlaub! Mozart hat gerade bewiesen, daß ein erfindungsreiches Genie solche Sätze aufgehen machen kann! Beweis: Don Juan und Figaro! Wer, der nicht ein Genie ist wie Mozart, würde wohl aus Texten wie „Ihr geht auf jene Seite hin", oder „Dort vergiß leises Fleh'n" u. a. Arien zu schaffen vermocht haben, Arien von solchem Reiz, solcher dramatischen Charakteristik, solcher Natürlichkeit des Ausdrucks? — Und was das Recitativ betrifft, so ist dieses zwar in rhythmischer Beziehung nicht eigentlich „musikalisch", aber doch in Hinsicht der melodischen und harmonischen Tonfolge — und es ist allemal besser bei Musik zu bleiben, wenn auch bei in einer Beziehung unvollkommenen, als plötzlich zur Sprache zu greifen und damit den Boden zu verlassen, der der Oper nun einmal gegeben ist.

Und drittens: „Modulationen, Harmonien, melodische Wendungen, welche vor 50 Jahren unerhört neu und kühn waren, . . . erscheinen 50 Jahre später so harmlos . . ., daß von einer zwingenden dramatischen Wirkung nicht mehr die Rede sein kann." Nun ich gestehe, daß der Gesang des Comthurs, die Akkorde, die ihn einführen, mir nach dem, was vorhergeht, immer noch den graufigsten Eindruck machen, den ich in der Musik kenne; daß die Leidenschaftlichkeit eines Monostatos mir in ihrer fieberhaften Unruhe und Sinnlichkeit noch immer als die treffendste (und dabei wie es sein soll zugleich komischste) Malerei vorkommt, die es in der Musik gibt; daß das Dämonische in der Prosa des „Don Juan" mir trotz Einfachheit der Musik doch wirksamer bleibt, als das gleiche Element bei viel gesuchteren Mitteln, durch welche die neuen Operncomponisten von Marschner bis Wagner es zum Ausdruck bringen.

Hochachtungsvoll

S. Bagge.

Basel, Allg. Musikschule.

Notizen.

Die neue fünfte Auflage von Gsell Fels: Oberitalien, tritt uns völlig umgearbeitet gegenüber. Der Umfang des Buches ist trotz reicher Vermehrung des Inhalts, durch eine große Knappheit im Ausdruck handlicher geworden. Die gründliche Behandlung alles dessen, was Kunst heißt, ist bei einem Autor, wie Gsell Fels, selbstverständlich, und ebenso sind alle übrigen Gebiete des Reiselebens gewissenhaft und zuverlässig in der neuen Auflage bearbeitet. Man schlage nur ein Kapitel wie Venedig nach und man wird sich gerne davon überzeugen, wie aufmerksam der Verfasser alle in die Erscheinung tretenden Dinge behandelt, sodaß keine Frage unbeantwortet bleibt. Neu ist in der vorliegenden Auflage die eingehendere Berücksichtigung der Naturschönheiten. Die Ausflüge in die Umgebung der oberitalienischen Seen, sowie in die Brianza und das Varesotto, in die südlichen Monterosathäler und in die Bergamasker Alpen mit dem lieblichen Iseosee sind besonders ausführlich behandelt, ingleichen die Touren in die Venezianischen und Cadorischen Alpen von Friaul. Ergänzt ist auch die Darstellung der Riviera von Genua, einerseits über San Remo, Mentone, Nizza bis Cannes, anderseits über Nervi bis Spezia. Erläutert werden die Beschreibungen durch neue Spezialkarten vom Comer-See, Lago Maggiore, Luganer-See, Garda-See und von der Riviera; die Zahl der Stadtpläne ist abermals wesentlich vermehrt. Im Ganzen sind beigegeben 12 Karten, 34 Pläne und Grundrisse und 47 Ansichten. Die letzteren, zum Theil veraltet, sind überflüssig, doch vielleicht Manchem zur Erinnerung und als Ersatz für die Photographien eine angenehme Beigabe. Unter den Haupteintrittsrouten sollte die interessante Linie Pest — Fiume, Triest nicht fehlen, die in Folge des ungarischen Zonentarifs immer häufiger von Norddeutschland, besonders von Berlin aus, gewählt wird. Fiume und Abbazia, die „österreichische Riviera", fehlen hier leider ganz. Bekanntlich hat Gsell Fels die im Bädeker schon zum Mißbrauch gewordenen Hotel-Sterne abgeschafft und durch wohlwollende Kritik ersetzt, doch müßte er im Aufstecken von Warnsignalen freigebiger sein, um seine Reisenden vor Prellereien zu schützen, sowie dies auch in Meyer's mustergültigem Schweizer-Führer geübt wird.

Es dürfte unsere Leser interessiren, daß eine Auswahl der „Apostata" gezeichneten Plaudereien aus unserer hauptstädtischen Rubrik soeben in Buchform (bei Georg Stilke in Berlin) erschienen ist. Wir zweifeln nicht daran, daß der kühne Sprung aus der Zeitung ins Buch unserm beliebten Mitarbeiter wohl bekommen werde, denn seine rücksichtlosen und

Digitized by Google

geistreichen Glossen zur Zeitgeschichte, die in unserem Blatte so viel Aufsehen erregten, bleiben auch in diesem Gewande, sub specie aeterni so zu sagen, über das Tagesinteresse hinaus fesselnd, wirksam und verdienstvoll.

Soeben ist der 56. Jahrgang von Theodor Entsch's Deutschem Bühnenalmanach (Berlin, A. Entsch) herausgekommen. Wir haben zum Lobe des berühmten alten Herrn, der immer behäbiger (857 Seiten!) wird, nichts Neues mehr zu sagen; er empfiehlt sich von selbst durch seine erschöpfenden und zuverlässigen Angaben zur Statistik und über die Personalien des deutschen Theaters, seine getreue Bühnenchronik für 1891 und tausend andere interessante Mittheilungen. Er ist in jeder Beziehung dem Concurenzalmanach der Deutschen Bühnengenossenschaft vorzuziehen.

Was fordert die Menschennatur vom Staat? Von Professor Schmidt-Warneck. (Braunschweig, Grüneberg [Wollermann & Neumayer].) — Der viel zu allgemein gehaltene Titel dieser Schrift nimmt sich im Jahrhundert der historischen Schule des Rechtes und der Nationalökonomie eigenthümlich aus. In Wirklichkeit enthält die Broschüre ziemlich aphoristisch gehaltene Bemerkungen eines Theologen über Fragen der Staatswissenschaften und der deutschen Tagespolitik. Einige Ansichten und Uebertreibungen des geistreichen, allzu temperamentvollen Verfassers tragen eine stark subjective Färbung. Trotzdem ist seine Schrift überaus lesenswerth. Sie zeigt, neben verschiedenen Arbeiten anderer Autoren, welche mehr oder minder verbreitete volkswirthschaftliche und politische Ideen bei einem großen Theile der protestantischen Conservativen, Orthodoxen und Schutzzöllnern gähren. Diese Ideen verdienen schon deshalb eine kritische Beachtung, weil sie theilweise mit den Ideen hervorragender, aufgeklärter, liberaler Freihändler übereinstimmen.

Eine heikle Geschichte. Von Fedor Dostojewski. Deutsch von August Scholz. (Berlin, Eckstein Nachfolger.) — Die Sehnsucht nach Popularität veranlaßt den wirklichen Staatsrath Iwan Iljitsch Pralinski, sich bei der Hochzeit eines ganz gewöhnlichen Sterblichen einzufinden. Dieser war ein armseliger Tschinownik mit einem Monatsgehalt von zehn Rubeln. Und so weiter! Zur kritischen Beurtheilung dieser „heiklen Geschichte" thut es sehr wenig zur Sache, wie sich Väterchen Excellenz bei dem Hochzeitsmahl des untergebensten seiner Untergebenen benahm; die Empfindung, welche den Leser beschleicht, daß Iwan Iljitsch sich gar nicht anders betragen, daß der unüberlegte Besuch nicht ehrenvoller verlaufen konnte, ist das Wichtigste. Die kleine Erzählung ist ein fein ausgedachtes, moderne Bestrebungen mancher Großen geißelndes Studienbild, auf dem alle Linien, alle Farbennuancen der Wahrheit zu entsprechen scheinen. Wir sagen scheinen, weil nur der genaueste Kenner russischer Sitten und Charakteranlagen entscheiden kann, ob in der bewußten Zeichnung nach der Natur nicht doch ein Fehler untergelaufen ist. Wir glauben aber, daß es schwer halten dürfte, einen solchen zu entdecken. Die Charakteristik der einzelnen Gestalten, seien es nun typische Figuren oder Sonderlinge, ist, wie bei Dostojewski nicht anders zu erwarten, meisterhaft. o. v.

Bei F. G. Fricke in Berlin ist unter dem Titel „Die Monarchen kommen" von H. Wigger eine Sammlung von Novellen oder vielmehr Lebensbildern erschienen, die uns mit einem neuen Erzählertalent bekannt macht. Der Verfasser oder wohl eher die Verfasserin hat eine eigenthümliche packende Manier, eine Situation, eine Person mit wenigen kräftigen Strichen zu zeichnen. Freilich wird er im Streben nach Kürze hier und da dunkel, besonders da er die Sprache noch nicht vollständig beherrscht und sich manchmal bei der Wahl der Wörter vergreift. Alle sieben Erzählungen schildern die Nachtseite des Lebens, und darin liegt der Hauptfehler des Büchleins. Jede einzelne der erzählten Begebenheiten kann sich so zugetragen haben wie sie hier erzählt wird, und insofern ist die Darstellung im guten Sinne naturalistisch. Aber sieben solche Jammerbilder und sonst nichts in einem Bande darzubieten, das ist jener falsche Naturalismus, der einer kranken Phantasie entspringt und unerfahrene Leser krank macht. Der Verfasser, der noch jung zu sein scheint, trotzdem er schon viel vom Leben gesehen hat und scharf zu beobachten versteht, mag bei Dickens lernen, wie man beide Seiten des Lebens zugleich aufzufassen und seine Jämmerlichkeiten durch den Glauben an die unverwüstliche Güte der Menschennatur zu überwinden vermag. Es wäre schade um das schöne Talent, wenn es im Pessimismus befangen bliebe.

Fallende Blätter. Gedichte von F. Bopp. (Zürich, Verlags-Magazin.) Zweifelsohne haben wir hier die Gabe eines bedeutenden Talents vor uns. Ein Mann, dem nicht einmal die gewöhnlichste Schulbildung, geschweige denn eine höhere Bildung zu Gute gekommen ist, wie uns das Vorwort sagt, singt in ergreifenden Accorden von Allem, was des Menschen Herz beseelt. Ein dichterisches Gemüth ist sein eigen, verbunden mit scharfem Witz; seine Empfindungen vermag er in Worte zu kleiden, und die Formen, welche er wählt, sind stets den Gefühlen angepaßt. Ein Beispiel:

Sanft und ruhsam ging der Tag
Schlafen in der Wolken Frieden,
Nur des Herzens bangem Schlag
Ward noch keine Rast beschieden —

beginnt ein stimmungsvolles Gedicht an den Abend. Ein scharfer Blick für moderne Verkehrtheiten zeigt sich in dem Gedichtchen: „Moderner Anstand." o. v.

Beiträge zur christlichen Erkenntniß. Von J. Hülsmann. (Braunschweig, Schwetschke.) — Das Buch ist denkenden und suchenden Christen an Stelle eines jeden geistvollen Andachtsbuches zu empfehlen. In erster Linie solchen aber, die einen ehrlichen, persönlich angeeigneten Glauben höher anschlagen, als den schablonenhaften Bekenntnißglauben der orthodoxen Kirche. Solchen vorzugsweise, denen es um die Uebereinstimmung unserer Religion mit unserer Zeitbildung Ernst ist; die selbst endlich mitarbeiten wollen an dem großen Werk unserer Zeit: der Versöhnung von Religion und Wissenschaft. Hülsmann nimmt nichts an, was nicht auch innere Ueberzeugung zu werden vermag, und geht dabei so tieffromm und aufbauend zu Werke, daß es auch dem Anhänger des Althergebrachten nicht verletzend sein kann. Zudem drängt er sich mit seiner „Erkenntniß" Niemandem auf und weist in allen christlichen Fragen auf die äußerste Gewissenhaftigkeit hin als auf das Grundprinzip alles gedeihlichen Glaubenslebens. Die Wahrheit über Alles! das ist der Grundton dieser Aufzeichnungen. Die Sprache des Buches ist die der unmittelbaren persönlichen Mittheilung; man glaubt sich von Person zu Person in den Grundzügen des Christenthums unterwiesen zu sehen. b.

Die Schöpfung. Ein Gedicht von J. J. L. Ten Kate. Aus dem Holländischen in's Deutsche übertragen von V. Zimmermann. (Hamburg, J. Richter.) — Hat das moderne Holland wenig Poeten aufzuweisen, die sich mit den Kollegen anderer Länder messen können, so gehört doch die vorliegende Dichtung wegen ihres geistig bedeutsamen Inhalts zu den Werken, deren Uebersetzung man mit Freuden begrüßen kann. In sieben „Bildern", voll großartiger Schilderungen oft, mit Zugrundelegung der modernen naturwissenschaftlichen Ergebnisse, läßt Ten Kate seinen Moses in der Wüste das geheimnißvolle Entstehen der Erde aus dem Nichts „schauen". Mag der Dichter im Einzelnen von manchem modernen naturwissenschaftlichen „Theorem" abweichen, so wird auch der verständige Leser mit ihm sich nicht zu dem allerneuesten Dilemma hinreißen lassen, „Moses oder Darwin", sondern getrost bekennen, daß beide Namen nebeneinander, mit dem, was sie vorstellen sollen, noch eine geraume Zeit lang auf die geistige Geschichte der Menschheit von Wirkung sein werden. Die Uebersetzung von Zimmermann ist eine fleißige, lobenswerthe Arbeit; einige Härten lassen sich bei einem Neudruck leicht beseitigen. O. L.

Im Schellenhemd. Roman von Nataly v. Eschstruth. 2 Bände. (Jena, Costenoble.) — Ueber der Geburt dieses Romanes hat noch das Auge Scheffel's gewacht, dem er daher von der Verfasserin in dankbarer Erinnerung gewidmet worden ist. Diese Auspicien haben aus dem Werke nichts Besseres gemacht, als es seiner inneren Natur nach darstellt. Die begabte, aber noch nicht zur Erkenntniß ihres Könnens gelangte Dichterin, deren Fähigkeit auf die Darstellung buntbewegten, modernen Lebens hinweist, glaubt ohne Zweifel sich hier in gelungener Nachahmung Scheffel's zu bewegen. Sehr irrig; von all' dem, was an dem Meister wirklich liebenswürdig und anziehend ist, sucht man die Spur in diesem Buche vergebens, seine Schwächen aber in Wahl des Stoffes und Ausdrucksweise — Bearbeitung des nur halbgekannten deutschen Alterthums und Vergewaltigung der deutschen Sprache durch unverdaute, altdeutsche Brocken — und vor Allem die thränenselige Trompetersentimentalität erscheinen hier in so grotesker Gestalt, wie sie sonst innerhalb der Grenzen des gesunden Menschenverstandes nicht anzutreffen sind. Besonders die Sprache, eine auf gröbster Unkenntniß beruhende Nachahmung der Ausdrucksweise des ausgehenden Mittelalters, fordert oft, besonders an den zahllosen pathetischen Stellen, geradezu das Gelächter heraus. Die Dichterin scheint irgend eine altmodische Uebersetzung des Ossian mit Wonne gelesen zu haben — so etwas bleibt nicht ungestraft! Mit diesem abfälligen Urtheil soll natürlich nicht in Abrede gestellt werden, daß der stofflich spannende Roman — verfallendes Ritterthum, übermüthiges Bürgerthum, abenteuernde Zigeuner, verrückt gewordene Humanisten — gewiß auch sein Publikum findet, das sich an ihm erbaut; jungen Damen kann er anstandslos empfohlen werden.

Reallexikon des classischen Alterthums für Gymnasien. Von Friedrich Lübker. 7. verbesserte Auflage. (Leipzig, Teubner.) Auch hier möchte ich auf das Buch hinweisen, das nicht nur in Gymnasien, sondern bei einem großen Kreise von Gebildeten als praktisches Nachschlagebuch sich bewährt hat. Es gibt über griechisches und römisches Leben, über Staatswesen, Literatur und Kunst klare, wohl abgewogene Urtheile und eine Belehrung, welche weitaus den Meisten mehr als genügend ist. Die zahlreichen Abbildungen stehen zwar in technischer Beziehung nicht mehr ganz auf der Höhe unserer Ansprüche, sind aber zahlreich und mit Vorsicht gewählt, so daß sie zur Erklärung der Artikel hinreichen; bei einigen Stichproben konnte ich mich überzeugen, daß die jüngsten Forschungsresultate Berücksichtigung fanden, daß also seitens der Bearbeiter wacker dafür gesorgt wurde, daß das seit 1854 wohl eingebürgerte Buch nicht veralte. C. G.

Im Regiment. Roman von H. von Osten. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) — Der gewandt geschriebene Roman schildert das Thun und Treiben im Offiziercorps eines Ulanenregiments, das „aus höheren strategischen Rücksichten", wie es bei ihm selbst heißt, wie die Welt dagegen sagt: „um das pekuniär und dienstlich heillos verbummelte Offiziercorps etwas zu arrangiren", aus der westlichen Großstadt in ein kleines Provinzialstädtchen versetzt worden ist, dessen bescheidene ländliche Freuden den zum Theil sehr lockeren Herren wenig verführerisch erscheinen. Wie das leichten Herzens eingefädelte oberflächliche Getändel mehr und mehr zum tieftragischen Verhängniß hindrängt, vor dem es schließlich kein Entrinnen mehr gibt, das wird hier zum ergreifenden Ausdruck gebracht. Ein unterhaltendes Buch ohne literarische Ansprüche.

Digitized by Google

Inserate.

Neue belletristische Erscheinungen
aus der
Deutschen Verlags-Anstalt
in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Der Zeuge.
Roman von
Marie Bernhard.
2 Bände.
Preis geheftet ℳ 6.—; fein gebunden ℳ 7.—

Stiller Grenzkrieg.
Roman von
Max Lay.
2 Bände.
Preis geheftet ℳ 5.—; fein gebunden ℳ 6.—

Dorfmusik.
Heitere Geschichten von
August Silberstein.
Preis geheftet ℳ 4.—; fein gebunden ℳ 5.—

Ferner ist soeben erschienen:
Merk- und Spruchbuch
für alle Tage des Jahres.
Von
Heinrich Löwner.
Preis eleg. geh. ℳ 1.75; hochfein geb. ℳ 2.50.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Im Verlage von **Georg Reimer** in **Berlin** ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Mr. Isaacs.
Eine Erzählung aus dem heutigen Indien
von
F. Marion Crawford.
Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen
von
Therese Höpfner.
ℳ 1.60, geb. ℳ 2.20.

Bei **C. Latendorf** in **Poesneck** ist erschienen und durch jede Buchhandlung, auch durch Posteinzahlung direkt zu beziehen:

Friedrich Förster's
Urkunden-Fälschungen
zur Geschichte des Jahres 1813
mit besonderer Rücksicht auf
Theodor Körners Leben und Dichten
von
Friedrich Latendorf.
40 S. 8°. Preis 60 Pf.

Der außer Körner auf Goethe, Schiller Blücher, Schleiermacher u. a. sich erstreckenden Beweisführung hat Zolling's Gegenwart Nr. 38 und 39 unbedingt, Geiger in der Münchner Allgemeinen Zeitung Nr. 322 in einem Hauptpunkte beigestimmt.

Wilh. Werthers Verlag in Rostock.
Vorträge
über
Plastik, Mimik und Drama.
Von **W. Henke,**
Professor der Anatomie in Tübingen.
Mit 40 Bildern. 1891.
VIII u. 248 S. 8°. 5,60 ℳ brosch., 7 ℳ geb.

Neuer Roman von Theophil Zolling.

Soeben ist bei mir erschienen und nehmen alle Buchhandlungen Bestellungen an:

Coulissengeister
Roman von Theophil Zolling
2 Theile in einem Bande
Preis: Geh. M. 6.—, Gebunden M. 7.—

Der neue Roman des beliebten Erzählers hat bei seinem ersten Erscheinen in einer Reihe großer Tagesblätter (Berliner Nationalzeitung, Wiener Fremdenblatt, Hamburger Correspondent ꝛc.) viel Aufsehen erregt, sodaß die Buchausgabe mit Spannung erwartet wird. Der Roman spielt in Wien, Berlin und auf westpreußischen Rittergütern nnd enthält eine ganze Gallerie leicht erkennbarer Gestalten aus unseren hocharistokratischen und Theaterkreisen. Ein Berliner Blatt äußerte, daß das deutsche Bühnenleben, welches besonders in Theaterstücken immer gefälscht und geschmeichelt zur Erscheinung gelange, in Zolling's „Coulissengeistern" zum ersten Male ein umfassendes Abbild von packender Wahrheit, köstlichem Humor und künstlerischem Werthe gefunden habe.

Leipzig. **H. Haessel, Verlag.**

Bei **S. Hirzel** in **Leipzig** ist soeben erschienen:

Der bildliche Ausdruck
in den Reden des Fürsten Bismarck.
Von
Hugo Blümner,
Professor der klass. Philologie an der Universität Zürich.
8. Preis geheftet: M. 2.80.

Moltmanns Verlag, Hamburg-Hohenfelde.

Karl Friedrich, Die Bekämpfung der Sozialdemokratie in ihrer Wurzel.
Franko und direkt gegen Einsendung von 40 Pf. in Briefmarken.

Meyers Conversations-Lexikon.
Neuste Auflage (1891), 16 Bände u. Supplementband. Halbfr. **Tadellos.** Nur ℳ 110.—.

Sanders, Wörterbuch der deutschen Sprache mit Ergänzungswörterbuch. 4 Bde. Halbfr. **Neu!** ℳ 60.—.

Allg. Historisches Porträtwerk. Nach Auswahl von Dr. W. v. Seidlitz, mit Text von Lier u. Tillmann. **Dichter u. Schriftsteller.** 151 Blatt Phototypien nach den besten gleichzeitigen Originalen. **Künstler u. Musiker.** 101 Blatt. **Gelehrte u. Männer der Kirche.** 100 Bl. 3 Halbfalblederbände, neu ℳ 100.—.

Klein, Geschichte des Dramas. 15 Bände. Erste Ausgabe. Schön Halbfr. ℳ 75.—.

Bestellungen gegen Postnachnahme an **C. Rudloff** in **Berlin W.**, Culmstraße 8.

Soeben erschienen: **Humoresken von Julius Stinde.** Allen Freunden des Humors empfohlen! Geheftet 3 Mark, gebunden 4 Mark. Zu beziehen durch **Gsellius**, Berlin, Mohrenstraße 52.

Verlag der **J. G. Cotta'schen** Buchhandlung **Nachfolger** in Stuttgart.
Soeben erschien:

Margarete.
Eine Erzählung
von
Marie von Ebner-Eschenbach.
Oktav. 110 Seiten.
Preis geh. ℳ 2. In geschmackvollem Einb. ℳ 3.

Novellen aus der Heimath.
Von
Adolf Wilbrandt.
Zweite Auflage. Oktav. 310 Seiten.
Preis geh. ℳ 3.50. In geschmackv. Einb. ℳ 4.50.
Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Soeben erschien vollständig:

Carl von Hase's Leben.
Herausgegeben von **K. A. v. Hase.**
1. **Ideale und Irrthümer.** 1800—1830.
2. **Erinnerungen an Italien** in Briefen an die künftige Geliebte. 1829/30.
3. **Annalen meines Lebens.** 1830—1890.
Bd. I/II zu je ℳ 4, Bd. III ℳ 6.
Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Die Gegenwart 1881—1888.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1881—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Einbanddecken zu obigen Jahrgängen oder Bänden à 1 M.

Verlag der Gegenwart
in Berlin W, 57.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 7. Berlin, den 13. Februar 1892. Band XLI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W. 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Zum Trunksuchtsgesetz. Von Professor Reinhard Frank-Gießen. — Ein genossenschaftlicher Eisenbahnbau und -Betrieb. Von Franz Paetow. — **Literatur und Kunst**: Idolatrie. Von Julius Duboc. — Der Untergang des Heidenthums. Von Bruno Gebhardt. — **Feuilleton**: Ein Abend im Lesezimmer. Von F. Horn. — **Aus der Hauptstadt**: Die romantische Schule. Von Apostata. — Dramaturgische Aufführungen. Von M. H. — Notizen. — Inserate.

Zum Trunksuchtsgesetz.

Von Professor Reinhard Frank-Gießen.

Wohl selten hat eine Vereinigung von Fachgenossen so mannigfache und lebhafte Angriffe erfahren, wie sie der deutsche Juristentag seit etwa einem Vierteljahr über sich ergehen lassen muß. Der Ruhm dieser Versammlung, die einst als Trägerin des deutschen Einheitsgedankens hoch gefeiert war, scheint erblassen zu wollen, seitdem sie sich bei ihrer letzten Tagung in Köln mit starker Majorität gegen die strafrechtliche Verfolgung der Trunkenheit ausgesprochen hat. Aerzte, Geistliche, Verwaltungsbeamte der verschiedensten Kategorien sehen besorgten Auges das Laster der Trunksucht um sich greifen, Anlaß zur Bildung von Mäßigkeitsvereinen liegt allenthalben vor, die Irrenhäuser füllen sich mit Individuen, deren Krankheit auf übermäßigen Alkoholgenuß zurückzuführen ist, dem Familienleben droht das gleiche Laster mit Zerrüttung, die in trunkenem Muthe begangenen Rohheitsdelicte gehören zur Tageskost des Strafrichters: und doch hat eine ernste Versammlung die Stirn, das gebotene Heilmittel zurückzuweisen. Heißt das nicht mit tauben Ohren durch die Straßen gehen, wo an allen Ecken die Wahrheit gepredigt wird, heißt das nicht blind sein gegen Gefahren, die jedem Erwachsenen und leider auch manchem Kinde bekannt sind?

So ungefähr lauten die Vorwürfe, und je häufiger sie werden, je mehr sie als Ausdruck der öffentlichen Meinung erscheinen, um so mehr ist der Zweifel berechtigt, ob die Herren Kritiker wirklich wissen, welche Frage dem Juristentag vorgelegen und in welchem Sinne er sie erledigt hat.

Die Frage aber lautete: Soll die Trunksucht als solche **strafrechtlich** verfolgt werden? — und die Antwort: Die **strafrechtliche** Verfolgung der Trunkenheit empfiehlt sich nicht. Hieraus folgt nach den Regeln der Logik nicht mehr und nicht weniger, als daß der Juristentag die Strafe nicht als das geeignete Mittel ansieht, um der Trunkenheit entgegen zu treten. Ganz unberührt bleiben mithin die Fragen, ob die Trunkfälligkeit überhaupt eine besorgnißerregenden Umfang angenommen hat und ob eventuell nicht andere Gegenmittel zu empfehlen sind.

Gegenüber diesem einfachen und klaren Thatbestande wäre die Entrüstung über die Kölner Beschlüsse kaum begreiflich, wenn man nicht einerseits die Sachkunde vieler Kritiker bezweifeln müßte, und wenn nicht andererseits zwei Gesichtspunkte mitsprächen, die einer näheren Würdigung bedürfen. Zunächst nämlich hat man bei Prüfung der erwähnten Vorwürfe die Entstehungsgeschichte des Beschlusses, insbesondere die auf dem Juristentag gehaltenen Reden im Auge, zu behalten und sodann stets mit der weit verbreiteten Meinung zu rechnen, daß die Strafe das einzige Mittel zur Heilung sozialer Schäden sei, soweit diese auf ein Verschulden einzelner zurückführbar sind.

Was den ersten Punkt betrifft, so soll durchaus nicht geleugnet werden, daß das feucht fröhliche Thema manche Redner zu einer feucht fröhlichen Behandlung verlockt hat, die seiner Bedeutung nicht angemessen war. Durch nichts aber würde es gerechtfertigt sein, wollte man der großen Mehrzahl derer, die auf Seite der Majorität standen, eine ernsthafte Würdigung der Sache bestreiten. Zu einer solchen Unterstellung darf auch das Präliminarvotum der zunächst mit der Frage befaßten dritten Abtheilung nicht verleiten. Allerdings schoß man hier über das Ziel hinaus, indem man die von einem Redner vorgeschlagene Fassung „kein Trunksuchtsgesetz" annahm. Daß aber diese Wendung im Sinne des Antragstellers und der Votirenden nicht mehr besagen sollte als die zum Beschlusse erhobene Fassung erhellt aus einer ohne Widerspruch abgegebenen Erklärung des Ersteren in der Plenarsitzung. Auch darf nicht ungesagt bleiben, daß das anfangs sehr siegesbewußte Auftreten der entschiedenen Temperenzler und der kurz vor dem Zusammentritt veröffentlichte Regierungsentwurf, dessen Mängel und Härten man inzwischen ziemlich allgemein anerkannt hat, zu einem vielleicht allzu kampfesfreudig gewordenen Widerspruch herausforderten.

Von mehr prinzipieller Bedeutung ist die Auffassung von Wesen und Zweck der Strafe. In dieser Hinsicht vollzieht sich unter unseren Augen eine bedeutungsvolle Wandlung, die sich in einer Rückkehr der criminalistischen Grundanschauungen des neunzehnten Jahrhunderts zu denen des achtzehnten bekundet. Dem Jahrhundert der Aufklärung galt es als ein selbstverständlicher Satz, daß die Strafe sozialen Zwecken dienen solle, daß sie da sei, um auf dem Wege der Abschreckung oder der Besserung das Verbrechen zu verhüten und so ein Zusammenleben von Menschen, eine Erfüllung sozialer Aufgaben möglich zu machen. Das Strafrecht sollte — nach Ansicht der Theoretiker wenigstens — von Zweckmäßigkeitsgedanken beherrscht werden. Mit der Vertiefung der Philosophie, wie sie durch Kant angebahnt wurde, ging die des Strafrechts Hand in Hand. Die Strafe erschien nunmehr als eine durch die Gerechtigkeit geforderte Reaction, sie sollte verhängt werden, um die Idee der Gerechtigkeit auf Erden zu verwirklichen. Hinter diesem Gedanken trat der der Zweckmäßigkeit zurück, die Idee des Absoluten in der Strafe verdrängte die des Relativen in ihr. Aber die Undurchführbarkeit der absoluten Theorien mußte sich in doppelter Richtung enthüllen.

Digitized by Google

In philosophischer Beziehung zunächst erkannte man, daß der Mensch das Product der ihn umgebenden Verhältnisse ist, daß die Bestimmung einer gerechten Strafe über das Maß menschlichen Erkenntnißvermögens hinausgeht und dem göttlichen Gericht überlassen bleiben muß. In praktischer Beziehung wies man auf die trotz aller vermeintlich gerechten Strafen im Zunehmen begriffene Verbrechensziffer hin, und so hielt der Zweckgedanke — wenn auch in erneuter und geklärter Form — wieder seinen Einzug in die Strafrechtswissenschaft.

So sehr dieser Gedanke geeignet ist, Strafe und Strafvollzug allmählich zu einer weisen, sozial-wohlthätigen Institution umzuformen, so verderblich ist die durch ihn nahe gelegte Gefahr einer Ueberschätzung der Strafe. Wenn der Staat nicht mehr als Vollstrecker himmlischer Gerechtigkeit auf Erden auftritt, wenn er in der Strafe nur ein Schutzmittel für menschliche Interessen sieht und ihr Anwendungsgebiet nicht mehr auf unmoralische Handlungen beschränkt, so erscheint sie geeignet, alle anderen Schutzmittel zu ersetzen. Vor ihrer Schärfe und Schneidigkeit erblaßt die civile Rechtsprechung, erblaßt nicht minder das wichtige Correctiv der öffentlichen Meinung.

In der Strafgewalt verkörpert sich die Machtfülle des Staates, und je mehr der moderne Staat das Gebiet seiner Thätigkeit ausdehnt, private Interessen in den Bereich seiner Aufsicht und seines Schutzes stellt, um so häufiger wird die Strafe. Man braucht nur die Particulargesetze, insbesondere die zahllosen Polizeiverordnungen, anzusehen, um zu erkennen, wie unendlich weit der Kreis der strafbaren Handlungen gegenwärtig gezogen ist. Wo das Reichsstrafgesetzbuch irgend eine Lücke aufweist, springen hilfsbereit die Landesgesetze herbei, und wer ein recht erbauliches Beispiel davon haben will, in welchem Maße die Particulargesetzgebung der des Reichs die Sohlen flickt, sehe sich das preußische Feld- und Forstpolizeigesetz vom 1. April 1880 an. Da heißt es: Strafe, wohin wir blicken, Strafe um jeden Preis! Zwar sagt das Einführungsgesetz zum Reichsstrafgesetzbuche, daß die Landesgesetzgebung ihre Finger von den „Materien" lassen solle, welche Gegenstand des Letzteren sind, aber der Begriff der „Materie" ist für die Jurisprudenz noch viel nebelhafter als für die Philosophie, und der thatsächliche Zustand ist der, daß die Landesgesetzgebung in der höchsten wie in allen delegirten Instanzen da mit Strafandrohungen einschreitet, wo ihr die Reichsgesetzgebung nicht zu genügen scheint.

Angesichts solcher Verhältnisse ist es wahrlich nicht ungerechtfertigt, wenn die angesehensten Criminalisten dem modernen Staate eine „Strafwuth" oder Aehnliches vorwerfen, und mit nicht geringerem Rechte könnte man sagen, daß, wenn es auf dem beschrittenen Wege weiter geht, es bald leichter sein wird, die straflosen als die strafbaren Handlungen zu bezeichnen.

Der Einwand, daß ein wohlgeordnetes Staatswesen den Schutz zahlloser Interessen fordere, liegt nahe. Aber muß denn das Schutzmittel gerade die Strafe sein? Ist denn das Repertoire staatlicher Machtmittel so klein, daß immer nur das eine Lied gesungen werden muß? — Wie gefährlich die Bahnen sind, auf denen der moderne Staat wandelt, erkennt man, sobald man sich die Dinge in's Praktische übersetzt. Von der greulichen Plackerei, die eine schematisch erlassene polizeiliche Strafverfügung im Gefolge hat, von dem großgezogenen Denunciantenwesen, von der Erlahmung der Privatinitiative auf dem Gebiete des Rechtsschutzes will ich ganz schweigen und mich auf die rein criminalistische Seite beschränken.

Man wird sagen, daß es „polizeiliche" Strafen zu allen Zeiten gegeben habe und geben müsse, daß also das Gebiet der Strafen nicht auf unmoralische Handlungen eingeschränkt werden könne. Dieser Einwand ist an sich richtig, aber es wird dabei übersehen, daß gegenwärtig ein principieller Gegensatz zwischen polizeilicher und criminneller Strafe nicht besteht, und das Verderbliche liegt gerade darin, daß beide Strafarten sowohl in ihrer Verhängung wie in ihrem Vollzuge in einander fließen.

Criminelle und polizeiliche Strafen werden processualisch in denselben Formen verhängt. Allerdings gibt es eine Reihe sogenannter Polizeistrafen, bei welchen zunächst der Amtsrichter oder die Polizeibehörde einen Strafbefehl oder eine Strafverfügung erlassen kann. Einerseits aber findet der amtsrichterliche Strafbefehl auch auf Fälle Anwendung, die man nicht geneigt sein wird, als polizeiliche aufzufassen (z. B. auf den, daß jemand nachgemachtes oder verfälschtes Geld als echt empfängt und nach erkannter Unrichtigkeit als echtes in Verkehr bringt), andererseits geht überall das Verfahren in das ordentliche über, sobald gegen den Strafbefehl Einspruch erhoben oder gegen die Strafverfügung auf richterliche Entscheidung angetragen wird.

Criminelle und polizeiliche Strafen sind inhaltlich gleich. Todes-, Zuchthaus- und Festungsstrafe sind allerdings wirklichen Verbrechen und Vergehen vorbehalten, und vielleicht findet auch die Gefängnißstrafe auf „polizeiliche" Uebertretungen keine Anwendung, aber das weite Gebiet der Geldstrafe und der Haft ist gemeinsam. Nun ist es ein öffentliches Geheimniß, daß in dem Strafvollzuge Zuchthaus, Gefängniß und Haft in einander übergehen, und ebenso steht fest, daß eine große Anzahl Geldstrafen wegen „Uneinbringlichkeit" in Freiheitsstrafen umgewandelt werden muß. Es bleibt mithin das traurige Ergebniß, daß moralisch durchaus gleichgültige Handlungen vielfach die gleiche Strafe nach sich ziehen wie beispielsweise Diebstahl oder Unterschlagung.

Mit vollem Recht sagt Krohne, der bekannte Director der Strafanstalt zu Moabit, in seinem Lehrbuche der Gefängnißkunde (S. 232) folgendes: „Das Schwert, das zum Holzhacken gebraucht wird, versagt seinen Dienst am Tage der Schlacht. Zugleich ist in der Volksanschauung dadurch eine gefährliche Verwirrung der sittlichen Begriffe über die Auflehnung gegen die Rechtsordnung des Staates eingetreten. Das Volk mißt die Schwere des Verbrechens an der Strafe; wenn es nun den gemeinsten Diebstahl, den abgefeimtesten Betrug, Kuppelei, Sittlichkeitsverbrechen an Kindern mit derselben Strafe belegt sieht wie eine gewöhnliche Rauferei junger Leute auf dem Tanzboden oder Uebertretung der Jagdpolizei; wenn es die Dirne und den Vagabunden mit dem Dienstmädchen, das die Gesindeordnung übertreten oder dem Kutscher, der zu schnell gefahren, oder dem Bäuerlein, der das Raupen unterlassen, in demselben Gefängniß, ja in demselben Raume eingesperrt sieht, so wird es unwillkürlich verleitet, alle diese Verbrechen und Personen auf gleiche Stufe zu stellen. Und zwar wird es zwischen beiden Auffassungen schwanken, die Kuppelei so harmlos anzusehen, wie die Rauferei oder den Kutscher, weil er gesessen hat, so gering achten wie den Vagabunden, dessen Haftgenosse er gewesen" — zwei Möglichkeiten, könnte man hinzufügen, von denen die Eine ebenso bedauerlich ist wie die Andere."

Hiermit ist der wesentlichste Mangel des herrschenden Systems bezeichnet, ein Mangel freilich, der sich zunächst nur aus der Beschränktheit unserer Strafmittel ergibt. Solange aber jedenfalls, als man sich zur Einführung neuer nicht entschlossen hat, solange man über die Zweckmäßigkeit der bedingten Verurtheilung, der Friedensbürgschaft und anderer Vorschläge nicht in's Reine gekommen ist, muß an den Staat die Forderung gestellt werden, mit der Androhung von Strafen Maß zu halten. Unbedingt aber verbietet sich die Pönalisirung einer Handlung dann, wenn die Strafe nicht geeignet erscheint, dem zu bekämpfenden Uebel wirksam entgegen zu treten, oder wenn zu befürchten ist, daß ihre Verhängung und Vollstreckung Uebel im Gefolge hat, die an Bedeutung dem Bekämpften gleich kommen.

Von diesem Standpunkte aus soll im Folgenden der Frage nach der Bestrafung der Trunkenheit näher getreten werden.

Paragraph 18 des Entwurfs, um den es sich hier handelt, lautet:

„Mit Geldstrafe bis zu hundert Mark oder mit Haft bis zu vier Wochen wird bestraft, wer in einem selbstverschuldeten Zustande Aergerniß erregender Trunkenheit an einem öffentlichen Orte betroffen wird."

Ganz ähnlich waren die auf dem Juristentage gemachten Vorschläge, und über eine Stunde lang drehte sich die Verhand-

Digitized by Google

lung nur um die untergeordnete Frage, ob das Moment der Aergernißerregung so oder anders zu fassen oder überhaupt ganz wegzulassen sei. Von größerer Wichtigkeit ist es zu betonen, daß nicht jede Trunkenheit, auch nicht jede selbstverschuldete, sondern nur diejenige unter Strafe gestellt werden soll, die sich öffentlich kund gibt. Zur Rechtfertigung des Standpunktes, daß das Laster gerade an dieser Stelle zu treffen sei, berufen sich die Motive auf den Vorgang anderer Staaten und heben gleichzeitig in Uebereinstimmung mit der Begründung des älteren Entwurfs vom Jahre 1881 hervor, daß sich die strafrechtliche Verfolgung des Haustrunks deshalb verbiete, weil sie das Familienleben gefährden könne. Auf dem Juristentage begründete man die Bestrafung der öffentlichen Trunkenheit und nur dieser durch den Hinweis darauf, daß nach allgemein anerkannten Grundsätzen das Strafrecht nur da eingreifen solle, wo eine Rechtsverletzung vorliegt. Das sei aber nur bei der öffentlichen Trunkenheit wegen der Verletzung des Rechts oder Interesses des öffentlichen Anstands- und Sittlichkeitsgefühls der Fall.

Sicher ist also so viel, daß nur ein geringer Theil der Trunkenheitsfälle vor den Strafrichter gebracht werden soll, und für diese Fälle läßt sich die Frage nicht umgehen, ob gerade sie als die gefährlichen, verderblichen erscheinen, ob man das Uebel an der Wurzel faßt, indem man hier und nur hier mit den Mitteln des Strafrechts vorgeht.

Diese Frage aber muß mit Entschiedenheit verneint werden. Denn nicht der Trinker ist der gefährliche, nicht der ist der eigentlich verderbliche, der gelegentlich im berauschten Zustande auf der Straße umhertaumelt, sondern der ist es, der im Geheimen dem Laster fröhnt, zu Hause Hab und Gut verpraßt, Weib und Kind mißhandelt und dem physischen und moralischen Untergang preisgibt. Gewiß liegen die Verhältnisse nicht überall gleich, aber für viele Gegenden Deutschlands muß behauptet werden, daß die Wirthshäuser wohl Anlaß zu augenblicklichen Excessen bieten, daß aber der schlimme Trinker die Oeffentlichkeit meidet und sich den Rausch in den vier Wänden seines Hauses holt. Mag sein, daß man gelegentlich einen Gewohnheitstrinker aufgreift, aber ebenso viele Wahrscheinlichkeiten sprechen dafür, daß der Aufgegriffene ein im Allgemeinen nüchterner und fleißiger Mensch ist.

Immerhin aber, wendet man ein, hat er sich betrunken, immerhin hat er etwas Unmoralisches gethan und ihm selbst wird der größte Dienst erwiesen, wenn man ihm das Unmoralische seines Thuns zum Bewußtsein bringt und ihn so von der abschüssigen Bahn des Lasters rettet. — Ob das Trunkensein immer den Schluß auf eine Unmoralität zuläßt, mag dahin gestellt bleiben, sicher aber ist der Schluß auf Besserungsbedürftigkeit in dieser Allgemeinheit ungerechtfertigt. Sollte er auch im Einzelfalle zutreffen, so frage ich: was helfen ein paar Tage Haft oder ein paar Mark Geldstrafe? Bei den besten Verhältnissen wenig und bei unserem heutigen Strafvollzug nichts. Auch das Beschämende der Bestrafung kann nicht mehr nützen als die Blamage der öffentlichen Trunkenheit und der Spott der lieben Straßenjugend. — Ist aber der Schluß auf Besserungsbedürftigkeit nicht gerechtfertigt, so liegt in der Strafe eine ganz zwecklose moralische Depression, die, eben weil sie den Bestraften bei seiner Ehre und seinem Ansehen faßt, auf sein Ehrgefühl schädigend einwirken kann.

Aber schreckt die Strafe nicht wenigstens? In vielen Fällen gewiß, aber sie wird weniger vom Trunke abschrecken als von seiner Oeffentlichkeit, sie wird vielleicht das Anstößige von der Straße entfernen, aber das Laster in das Haus zurückdrängen, sie wird es zu einem geheimen und darum doppelt gefährlichen machen, sie wird Anlaß dazu geben, daß man Mittel und Wege sucht, um der Strafjustiz ein Schnippchen zu schlagen. Nicht mit Unrecht hat man darauf hingewiesen, daß der Reiche sich eine Droschke miethen könne, der Arme aber zu Fuß nach Hause gehen müsse. Dieses Argument schwächt man dadurch nicht ab, daß man ihm einen agitatorischen Charakter beimißt, wichtiger aber ist die Einsicht, daß die Strafe in der großen Mehrzahl der Fälle ein Schuß in's Blaue sein würde. Das öffentliche Trunkensein ist offenbar — und dieser Einsicht sollte man sich nicht geflissentlich verschließen — lediglich eine Sache des Zufalls. Man löscht das Feuer nicht, wenn man in den Rauch spritzt, und man bekämpft ein Laster nicht, wenn man sich gegen ganz secundäre äußere Symptome wendet.

Aber auch Würde und Ansehen der Strafjustiz haben von der vorgeschlagenen Behandlung der Sache schwere Schädigung zu erwarten. Denn es ist ein schier unbegreiflicher Optimismus, wenn man glaubt, daß ein derartiges Gesetz sich ohne Ansehen der Person und Gelegenheit werde durchführen lassen. Es ist gar nicht nöthig, auf die sozialen Unterschiede hinzuweisen und den berühmten Geheimrath heranzuziehen, der auf Kaisers Geburtstag vom geraden Wege der Tugend und der Gangart abweicht: auch der dem Polizeibeamten bekannte ehrsame Handwerker oder Arbeiter wird in vielen Fällen frei ausgehen. Vielleicht könnte man es begrüßen, wenn es so käme, und doch geht es nicht an, die Disposition über die Strafjustiz in die Hände der Polizeiorgane zu legen.

Wie aber sind solche Zustände denkbar? Sind nicht Alle vor dem Gesetz gleich? Muß das Gesetz nicht unbedingt und ohne alle persönlichen Rücksichten durchgeführt werden? — In der Idee gewiß, aber in der Praxis wird es niemals durchaus geschehen. Denn alle Gesetze werden von Menschen angewandt, und alle Schwächen des Menschengeschlechts, alle seine Neigungen und Wünsche spiegeln sich in der Ausführung der Gesetze wider.

Ein Blick in die Praxis genügt, um das Gesagte zu bestätigen. Zwei Gesetze sind es, auf die ich als Beispiel dafür hinweisen möchte, daß es papierne Gesetze gibt, die gerade durch ihre papierne Existenz geeignet sind, das Rechtsbewußtsein zu untergraben. Ich meine die Strafbestimmungen gegen Kuppelei und Duell. Auf den ersteren Punkt einzugehen, muß ich aus naheliegenden Gründen ablehnen. Aber jedem Einsichtigen ist es bekannt, daß die Bestrafung wegen Kuppelei bis jetzt wenigstens Zufallssache ist, und daß die Zahl der wirklich zur Verantwortung Gezogenen hinter der der Schuldigen weit zurückbleibt. Auch die Frage, ob das studentische Duell strafbar sein sollte, lasse ich ganz unberührt, sicher aber ist es — nach der doch auch sonst für die Praxis maßgebenden Ansicht des Reichsgerichts — vom Standpunkte des geltenden Rechts aus strafbar. Und gleichwohl bestraft man es nicht. Doch halt, man bestraft es: man faßt in angenehmen Erholungspausen und nach einem mehr oder weniger feststehenden Turnus in dem einen Semester den DC, in dem zweiten den LC, im dritten den SC ab — nicht etwa der Sache wegen, sondern weil man es für erforderlich hält, gelegentlich ein Opfer auf dem Altar der Gerechtigkeit zu bringen. Glaubt man wirklich, der zur Strafe gezogene Student werde dadurch deprimirt? Nicht im Mindesten (d. h. sofern nicht die Depression auf eine Ebbe im Geldbeutel zurückführbar ist), aber was sein Herz empfindet, und mit Fug und Recht empfindet, ist das Gefühl des Zorns, daß man gerade ihn faßt und hundert Andere, die das Gleiche thun, laufen läßt.

Schon wiederholt hat man in letzterer Zeit über das sinkende Ansehen der Justiz geklagt. Nichts aber schadet diesem Ansehen mehr, als wenn sich der Gedanke einnistet, daß die Gesetzesanwendung eine Sache des Zufalls sei. Zugegeben für einen Augenblick, daß durch die Bestrafung öffentlich trunkener Personen sich die Ziffer der Trunkfälligen herunterbringen ließe: was hilft der Vortheil, den der Staat mit der einen Hand gewährt, wenn er mit der anderen das Rechtsgefühl untergräbt? —

Beweisen diese Erörterungen irgend etwas, so beweisen sie doch recht wenig: nämlich daß eine Bestrafung der öffentlichen Trunkenheit und nur ihrer sich nicht empfiehlt. Sie beweisen also nicht einmal die Richtigkeit des vom Juristentage aufgestellten Satzes: die Bestrafung der Trunkenheit — schlechthin — empfiehlt sich nicht, denn immerhin wäre es noch möglich, daß die Strafe an ein tieferes, wesentlicheres Moment anknüpfen könnte. Gerade diese Erwägung war es, die den

Digitized by Google

Schreiber dieser Zeilen veranlaßte, auf dem Juristentage gegen den Beschluß der Mehrheit zu stimmen. Und doch schien es ihm angezeigt, die Majorität gegen die Angriffe zu vertheidigen, die sie über sich hat ergehen lassen müssen; denn ungerechtfertigt ist und bleibt die Auffassung, daß der Juristentag sich überhaupt gegen ein Gesetz zur Bekämpfung der Trunkenheit ausgesprochen hätte.

Die vom Entwurf außer der Bestrafung der öffentlichen Trunkenheit vorgeschlagenen Kampfmittel erscheinen der ernstesten Beachtung würdig, wenn auch zahlreiche Härten der Abschleifung bedürfen. Es wäre aber weiter zu erwägen, ob man nicht die starken moralischen Kräfte des Volkslebens bei dieser Gelegenheit nutzbarer ausbeuten sollte, als es bisher geschehen ist. In erster Linie würde eine Anknüpfung an die kirchlichen Institutionen in's Auge zu fassen und zu prüfen sein, ob die Geistlichkeit nicht mit Recht und Pflicht zu einem ermahnenden Eingreifen zu betrauen, ob ihr im Fall einer Anklage wegen Beleidigung nicht der Schutz des § 193 des Strafgesetzbuchs im weitesten Sinne zur Seite zu stellen wäre. Oder man schaffe das durch freie Wahl zu besetzende Amt eines Sittenrichters, eines Censors nach römischem Vorbild — aber man hüte sich davor, die Kraft der Strafe und ihrer moralischen Wirkungen zu überschätzen.

Ein genossenschaftlicher Eisenbahnbau und -Betrieb.

Von Franz Paetow.

Es wird heutzutage viel über die Ausführbarkeit oder Nichtausführbarkeit jener sozialistischen Ideen gestritten, welche durch Bellamy's „looking backward" besonders stark angeregt, schlechthin als bellamystische bezeichnet werden. Vielfach findet man sich mit ihnen einfach damit ab, daß man sie sammt und sonders als Utopien, als Hirngespinnste hinstellt, denen weiter keine ernste Beachtung zu schenken sei. Freilich vergißt man dabei, daß unsere heutige sozial-politische Gesetzgebung in vielen Beziehungen sich mit den Zielen deckt, welche zu jenen „Utopien" gezählt werden, und daß sie insbesondere den Kern dieser Utopien: „die Beseitigung »der Furcht und Sorge vor dem Mangel«" in den Bereich ihrer Thätigkeit bereits gezogen hat, und zwar durch das Altersversorgungs- und Invalidengesetz. Und wenn man vollends die wirthschaftlichen Ziele betrachtet, die Bellamy jetzt in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift „The new nation" mit großem Eifer verfolgt, wie z. B. die Verstaatlichung der Eisenbahnen, der Telegraphen, des Transportwesens, der Kohlenbergwerke, ferner den städtischen Betrieb von Beleuchtungs- und Wasseranlagen, der Straßeneisenbahnen, den freien Volksschulunterricht, so stellen sich manche seiner Utopien als solche heraus, deren wir uns durch Verwirklichung derselben schon längst schuldig gemacht haben und fortdauernd schuldig machen.

Beiläufig sei hier des wohl wenig bekannten Umstandes gedacht, daß eine Anzahl von Mitgliedern der Theosophischen Gesellschaft in Boston die „nationalistische Bewegung" in den Vereinigten Staaten anfachten, indem sie sich die enthusiastische Aufregung zu Nutze machten, welche drüben durch die Veröffentlichung des Bellamy'schen „looking backward" hervorgerufen war. An der Spitze des ersten Nationalistenclubs in Boston standen Theosophisten. Und es dürfte ferner wenig bekannt sein, daß jenem Bellamy'schen Buche Laurence Gronlund mit seinem „the co-operative commonwealth" voranging, das zu einem nicht geringen Theile gleichsam als das wissenschaftliche Fundament anzusehen ist, auf welchem Bellamy seinen utopistischen Staat aufbaut. Zwischen Gronlund, welcher sich als ein Anhänger der deutschen sozialistischen Schule bekennt, und der insbesondere sich einfach an Marx anlehnt, und Edward Bellamy finden sich allerdings einige Meinungsverschiedenheiten, die indessen nur theilweise principiell sind.

In den Vereinigten-Staaten bestehen schon seit einigen Jahren kleinere bellamystische Gemeinwesen, von denen einige sich trotz aller ihnen entgegengestellten Schwierigkeiten erfolgreich entwickeln. Die „co-operative Colony of Kaweah" im Tulare-District in Californien hat die sozialistischen Ideen, wie sie namentlich Gronlund zusammengefaßt hat, wohl am strengsten durchgeführt; diese Genossenschaft leistete in der That Großartiges und sieht sich, dieser von ihr entwickelten Thatkraft wegen, augenblicklich sehr befehdet. Ihre Gegner bezwecken nichts Geringeres, als sie zu unterdrücken, haben aber bei der festen Geschlossenheit, mit welcher die Genossen zu einander halten, nur Mißerfolge zu verzeichnen. Der Genossenschaft ist von nah und fern thatkräftige Unterstützung zu Theil geworden.

Während die Kaweah-Colonie sich lediglich auf die eigene Kraft ihrer Genossen und Freunde stützte, benutzte die Colonie: „the Credit foncier" in Sinaloa an der Westküste von Mexico zur Förderung ihrer Zwecke die finanzielle Mitwirkung von Außenstehenden und verschmähte es nicht, sich, um einen landläufigen Ausdruck zu gebrauchen, in gewissem Sinne finanziren zu lassen. Diese finanzielle Hülfe bietet ihr die Kansas-Sinaloa Investment Company in Enterprise, Kansas, welche daraus einen Gewinn erzielt.

Die Sinaloa-Genossenschaft wurde im Jahre 1887 an der Westküste von Mexiko an der Topolobampo-Bai begründet, von wo aus die landeinwärts am Fuerte-Flusse belegenen Ländereien der Cultivirung unterzogen werden sollten. Der Eintritt in die Genossenschaft steht Jedem frei, der mindestens einen Geschäftsantheil von 10 Dollar erwirbt und sich deren Statuten zu unterwerfen verpflichtet. Das gesammte Besitzthum der Genossenschaft ist ein collectivistisches; die Verwaltung beruht auf breitester genossenschaftlicher Grundlage. Jahresüberschüsse gelangen an die activen Colonisten zur Vertheilung. Alle Lebensbedürfnisse werden zum reinen Kostenpreise gegen die Arbeitcheques gegeben, welche von der Genossenschaft für wirklich geleistete Arbeit ausgestellt werden. Jedes Mitglied der Genossenschaft hat Anspruch auf die Ueberlassuug eines Grundstückes von 2 — 50 Acres zur eigenen Bebauung und Bewirthschaftung. Schankstätten, Spielhäuser und andere dem Laster oder der Unzucht dienende Häuser werden in den Colonien nicht geduldet; sogar das Wettlegen bei Pferderennen, welche die Genossenschaften unter sich veranstalten, ist auf das Allerstrengste verboten.

Die Genossenschaft erfreut sich des besonderen Entgegenkommens der mexikanischen Regierung, welche ihr nicht nur umfangreiche Ländereien zu einem sehr billigen Preise zur Verfügung stellt, sondern ihr auch in Betreff der Benutzung der Topolobampo-Bai die weitgehendsten Zugeständnisse machte. Einen starken Rückhalt findet die Genossenschaft an der Kansas Sinaloa Investment Company in Kansas, welche große Ländereien zu dem Zwecke erwirbt, um sie der Genossenschaft wieder zu verkaufen, sobald diese davon Gebrauch machen kann. Durch diese Mitwirkung der Kansas-Compagnie ist es der Genossenschaft nach Ueberwindung mancher Fährlichkeiten gelungen, die Colonie so zu consolidiren, daß sie an die Ausführung großartiger Arbeiten sich heranwagen konnte. Zunächst ging sie an den Bau eines mehrere Meilen langen Canals zur Bewässerung ihrer Ländereien, der nun so weit gediehen ist, daß dessen Benutzung in kurzer Zeit bevorsteht. Es sind Obstanlagen und Feldwirthschaften angelegt; Schulen wurden errichtet, eine Druckerei sorgt für die Herstellung des Organs der Genossenschaft: „the Credit foncier of Sinaloa." Eine Art von Centralstelle für die Anwerbung und die Beförderung von Genossenschaftern befindet sich in Enterprise, Kansas. Die Gesammtzahl der Genossen wird auf ungefähr 6000 angegeben, wovon indessen bis jetzt nur ein Bruchtheil, etwa $^1/_6$, in den Colonien ansässig sind, weil die Verhältnisse es noch nicht gestatteten, eine größere Anzahl hier unterzubringen.

Nun aber fordert die Verwaltung alle Genossen auf, sich nach der Colonie zu begeben, um an dem Bau einer 1000 englische Meilen langen Eisenbahn nicht nur mitzuwirken, sondern dieselbe auch in genossenschaftlichen Betrieb zu nehmen. Denen, die den Bau wirklich ausgeführt haben, soll nach den Grundsätzen der Genossenschaft auch der volle daraus zu erzielende

Digitized by Google

Nutzen vorbehalten sein. Und es ist in der That ein kühnes Unternehmen, das hier geplant wird, und es soll hier ein so eigenartiges Project der Verwirklichung entgegengeführt werden, daß es sich wohl verlohnt, die Aufmerksamkeit weiterer Kreise darauf hinzulenken. Nach Allem, was über diese Angelegenheit bekannt geworden, erscheint der Plan sehr reiflich erwogen und sorgfältig für die Ausführung vorbereitet. Daß dabei eine gewisse „Finanzirung" mitwirkt, das kann nicht überraschen, da ohne das Eingreifen der Capitalkräfte die Sache unter den heute bestehenden Verhältnissen überhaupt nicht durchzuführen sein würde. Aber die Arbeit geht hier mit dem Capital derart Hand in Hand, daß jene sich dieser Kraft nur im allereigensten Interesse bedient, und daß, sobald sie das geplante Werk vollendet hat, sich von demselben loslösen und allen Nutzen für sich selbst behalten wird.

„Schaut auf diese Locomotive, besichtigt jenes Dampfschiff, prüft diese Taschenuhr. Fertigte der Capitalist sie an? Nein, aber er gab dazu den Anlaß. Er fand die Mittel dazu. Sein Geld war die schaffende Kraft. Nun, dem mag so sein, dann wird die Arbeit sich ihr eigenes Geld machen, und der Capitalist wird nicht länger nöthig sein." In diesem Satze liegt die Grundidee für die Unternehmung, an deren Spitze der Begründer und Leiter der Credit foncier-Genossenschaft, A. K. Owen, und der Leiter der Kansas-Sinaloa-Compagnie, C. B. Hoffmann, stehen.

Die zu erbauende Eisenbahn soll die Westküste Mexiko's mit dem Eisenbahnnetze in Texas verbinden, und somit eine wichtige Ueberlandroute bilden. Ursprünglich war es die Absicht, dafür die Linie Mazatlan-Camargo am Rio Grande del Norte zu wählen, es entschloß sich jedoch die mexikanische Regierung, nachdem der erste Concessionär seine Rechte an A. K. Owen übertragen hatte, ihre Einwilligung zu geben, daß an Stelle jener Linie, die von Topolobampo-Bai nach Presidio de Rio Grande am Rio Bravo del Norte, eventuell auch nach einem anderen geeigneten Punkte, genommen werden. Die mexikanische Regierung gewährt eine Beihülfe von 8000 Dollars pro Kilometer, wogegen nach 99 Jahren die Eisenbahn in den Besitz des Staates übergeht, jedoch soll das rollende Material der Gesellschaft dann aus den Erträgnissen der Bahn nach einer aufzunehmenden Taxe bezahlt werden.

Der Commissionär A. K. Owen hat nun alle seine Rechte aus der Concession an die zu dem Zwecke von ihm begründete „Mexican Western Railroad Company" übertragen unter der Bedingung, „daß ihm der Bau der Bahn überlassen werde, daß die Ausführung durch Genossen des Credit foncier zu geschehen habe, und ferner, daß diesem die Eisenbahn in Pacht zu geben sei, und zwar je nach Fertigstellung der einzelnen fünfzehn Meilen Bauabschnitte." Als Hauptbedingung dem Credit foncier gegenüber stellt Owen, daß die Bauausführung ausschließlich von Genossen geschehe, daß diese sich längs der Eisenbahnlinie ansiedeln müssen, und daß zum Gesammtbetrieb nur Genossen herangezogen werden. Der Eisenbahnbetrieb soll also mit einem Worte ein integrirender Theil der Genossenschaftsthätigkeit sein; der sich aus dem Betriebe ergebende Nutzen soll insbesondere denen zufallen, welche sich an dem Bau durch Arbeitsleistung betheiligt haben.

Der Finanzplan Owen's stützt sich auf die in der genossenschaftlichen Arbeit wurzelnde Kraft, wie sie sich bereits beim Bau des Bewässerungscanals bewährt hat. Den dortigen Verhältnissen entsprechend rechnet Owen, daß von den gesammten Baukosten drei Fünftel auf die reine Arbeitsleistung zur Herstellung des Bahnkörpers, der Gebäude, der Brücken, der Telegraphen u. s. w. entfallen. Für diese Kosten sollen einestheils die Gelder mit verwendet werden, welche von den Genossen an die Genossenschaft auf Geschäftsantheile einzuzahlen sind, zum anderen Theil sollen sie durch die Verwendung resp. Uebernahme derjenigen Sicherheiten — income bonds — ihre Deckung finden, welche die Mexican Western Railroad Company für die Bezahlung jener Arbeitsleistungen zur Verfügung zu stellen hat. Für die Beschaffung des Eisenbahnmaterials ist der Erlös einer von der Gesellschaft aufzunehmenden ersten Amortisationshypothek im Betrage von 10,000,000 Dollars, rückzahlbar in 30 Jahren und verzinslich mit 5 Procent, bestimmt.

Die Genossen erhalten von der Genossenschaft für geleistete Arbeit Zeitcheques in Höhe von 3 Dollar für acht Stunden Arbeit; diese Zeitcheques können gegen income bonds zum Preise von 1 Dollar in Cheques gegen 3 Dollars in bonds umgewechselt werden; 100 Dollar in bonds werden zum Preise von 25 Dollar verkauft. Actien der Kansas Sinaloa Investment Company werden al pari, wie amerikanisches Geld beim Kaufe von income bonds angenommen und die von dieser Gesellschaft im Interesse des Credit foncier ausgegebenen „improvement fund und Mochicahui Land-Scrips" werden zum gleichen Preise wie die Zeitcheques gegen income bonds angenommen.

Zur Deckung der Ablösung von Gerechtsamen wird die Eisenbahngesellschaft Stamm- und Vorzugsactien ausgeben in Höhe von 10,000 Dollars für die englische Meile.

Der Credit foncier als Pächter der Bahn hat an die Eisenbahngesellschaft nur zu zahlen die 5 Procent Zinsen auf die Amortisationshypothek, also 500 Dollar für die Meile, und an Dividende bis zu 5 Procent, gleich 500 Dollar für die Meile; die Genossenschaft ist demnach nur mit einer festen Ausgabe für Zinsen belastet, ohne daß sie für das Capital haftet oder als Schuldnerin der ausgegebenen Actien in Anspruch genommen werden kann. Die Eisenbahngesellschaft ist den Hypothekengläubigern gegenüber die Garantin, und ihre Actionäre müssen hinsichtlich des Betriebsergebnisses mit dem zufrieden sein, was die Pächterin herauswirthschaftete, können aber davon immer nur bis 5 Procent des Actiencapitals als Dividende beanspruchen. Was über diese 5 Procent hinaus erübrigt wird, fällt den income bonds zu, die zum allergrößten Theil im Besitze der Genossenschaft und ihrer Mitglieder bleiben werden.

Es ist schon vorhin erwähnt worden, daß alle an dem Bau der Eisenbahn Mitwirkenden sich der Genossenschaft einreihen müssen. Da nun bereits an 6000 Personen mit über 18,000 Geschäftsantheilen der Genossenschaft beigetreten sind, wovon bisher nur ein kleiner Theil Wohnsitz in der Colonie genommen hat, so dürfte es an Arbeitern am Bahnbau nicht fehlen. Ueberdies sind schon jetzt dort Industrielle aller Art ansässig.

Das in der That eigenartige Project und die Aussichten, welche die Entwickelung der Genossenschaft durch dasselbe geboten werden, haben bereits die Aufmerksamkeit in anderen Kreisen auf sich gelenkt. Zu Utah nämlich wurde ein Credit foncier-Club gegründet zur Bildung einer Utah-Sinaloa Building Company mit einem Actiencapitale von 100,000 Dollar, welche dem Credit foncier nicht nur Mitglieder zuführen, sondern ihr auch beim Bau der Eisenbahn durch Uebernahme der Ausführung von Gebäuden und Anfertigung von Geräthschaften behülflich sein will. Die Utah-Gesellschaft wird dem Credit foncier die Arbeiten zum Kostenpreise liefern, während sie an Außenstehende nur mit Aufschlag verkaufen wird; sie will ihre Selbständigkeit aufgeben und sich mit dem Credit foncier verschmelzen, sobald derselbe die von ihr betriebenen Geschäfte selbst übernehmen will. Es müssen deshalb die Actionäre der Gesellschaft auch gleichzeitig dem Credit foncier als Mitglieder angehören, und es werden auch nur solche von der Gesellschaft beschäftigt werden. Ob und in wie weit die Utah-Gesellschaft mit dem Mormonenstaate in Verbindung steht, das entzieht sich noch der Beurtheilung. Der Credit foncier of Sinaloa frägt nicht nach dem Glauben oder der Confession seiner Mitglieder; „wir sind entschlossen, die besten Formen gebildeter Menschen aufrecht zu erhalten und auszuüben; wir sind Eklektiker nicht nur in Betreff der Religion, sondern in allen Dingen; wir wollen das Gute, das Schöne und das Wahre wählen, wo immer wir es finden."

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Idolatrie.

Von Julius Duboc.

Im Jahre 1789 — nach der Befreiung aus seiner vieljährigen Gefangenschaft — richtete der Dichter Schubart u. A. folgende Zeilen an seinen Sohn: „Heil mir, daß ich die Zeit erlebte, wo man das schändliche Bücken, Beugen und Krümmen vor den Erdengöttern, die so gut wie unser Eins auf den ... müssen, für Idolatrie hält." In diesem drastischen Ausspruch liegt etwas, was in den mancherlei Commentaren, welche die Wiederkehr von Schubart's hundertjährigem Todestag — 10. October 1791 — neuerdings in der Presse hervorgerufen hat, bei Weitem nicht genügend berücksichtigt worden ist. In diesen Commentaren wird fast immer nur der Herzog Carl als Tyrann, als Quälgeist und Peiniger, als Kerkermeister eines Dichters, als Herodes, wie ihn Strauß bezeichnet, dem von ihm gefangen gehaltenen Mann gegenüber gestellt, der seinerseits, wenn auch leichtsinnig und in vieler Beziehung nicht fleckenlos, doch als Verfasser der „Fürstengruft", als Herausgeber der „Deutschen Chronik" von dem Glorienschein der Freiheit, für die er gelitten, übergoldet erscheint. Der Eine ganz mit den Ketten klirrender Despot, der Andere ganz das geknebelte Opfer dieses Despotismus. Diese Auffassung und Gegenüberstellung ist mindestens nicht geschichtlich. Sie vergißt die Idolatrie in Betracht zu ziehen, welche für den Herzog wie für Schubart das gemeinsame, in der Zeit liegende Element, den geschichtlichen Boden bildet, auf welchem Beide sich gestellt finden. Zur Idolatrie gehören aber Götzen und Götzendiener und nicht der Erste, der Götze, sondern die Götzendiener sind dabei die Hauptsache. Dem Götzen wird schließlich allemal die Gestalt und das Gebahren eigenthümlich zufallen, welche sich für ihn aus der Art der Anbetung ergibt, die ihm die Götzendiener widmen.

Gottesdienst und Götzendienst haben Ein Gemeinsames: die im Bewußtsein liegende Annahme und Auffassung eines Abstandes (von unbestimmtem Umfang) zwischen dem Dienenden und Ehrenden und dem Gebietenden und Geehrten. Zwischen lauter auf gleicher Stufe stehenden oder sich als gleichberechtigt und gleichwerthig ansehenden Wesen ist weder das Eine noch das Andere möglich. So lange der Abstand, wie er in der Auffassung der Zeit jeweilig vorhanden ist, keinem Zweifel unterliegt, so lange er unangefochtene Geltung besitzt, besteht in dem Verhältniß des Dienenden und Ehrenden zum Gebietenden und Geehrten ein Herrendienst von unangetasteter Majestät, eine Annäherung des Gottesdienstes (so weit dieser Ausdruck zulässig, wo eine endliche und eine unendliche Größe einander anzunähern sind) an irdische Beziehungen und Größenverhältnisse. In dem Augenblick aber, wo der Abstand als falsch erkannt wird, also seine Gültigkeit verloren hat, ist der Götzendienst fertig. Deshalb war die Idolatrie in den Augen Schubart's von dem Augenblick an fertig und vorhanden, wo er den bisher gesetzten Abstand zwischen den „Erdengöttern" und denen, die bisher (wie er selbst auch) ihr „Bücken, Beugen und Krümmen" ohne Anstand und Bedenken vollzogen hatten, für falsch erkannte und deshalb ist dieser Ausspruch so bedeutungsvoll für ihn und für die Zeit, deren dämmerndes Bewußtwerden er mit diesen Worten aussprach.

Der bis dahin gesetzte Abstand war ein unermeßlicher, ein geradezu ungeheurer und ungeheuerlicher gewesen. In keinem Vorgang tritt dies schärfer zu Tage als in der von einer Anzahl geldlüsterner deutscher Potentaten — Braunschweig, Cassel, Hanau, Waldeck, Anspach, Zerbst u. A. — unter ihnen auch von dem Herzog Carl geübten Verschacherung ihrer Unterthanen an England zum Zweck der Unterwerfung der amerikanischen Colonien. Aber auch bei diesem schmachvollen Handel, der ohne Gleichen in der neueren Geschichte dasteht und seine Parallele höchstens bei wilden Völkerschaften findet, ist der frappanteste Zug nicht sowohl das Verhalten der Fürsten — weshalb sollten sie sich ihrer Souverainitätsrechte nicht voll bedienen, die sie als von Gottes- und Rechtswegen sich zukommend ansahen? — als das Verhalten der gebildeten Schichten, des Mittelstandes der Bevölkerung. Schillers feuersprühendes Wehe! über den Soldatenhandel in „Kabale und Liebe" war ein geradezu revolutionairer Ausbruch. Er entsprach dem aufwallenden Gefühl der Jugend, aber keineswegs der durchschnittlichen, ruhigen Auffassung der zu Recht anerkannten Intelligenz. Kein hervorragender Zeitgenosse (mit einziger Ausnahme Kant's) kümmerte sich groß um diese Fragen. Von den deutschen Soldaten, sagt Kapp in seiner Geschichte des Soldatenhandels, nahmen dieselben kaum Notiz. „Die tonangebenden Klassen in Deutschland betrachteten diesen Soldatenhandel eben einfach als ein fürstliches Hoheitsrecht und fanden es nicht einmal der Mühe werth, ein Wort darüber zu verlieren. Das Volk selbst aber war so gedrückt, arm, unwissend und an blinden Gehorsam gewöhnt, daß es die Willkür seiner Herrscher als eine Fügung des Schicksals geduldig hinnahm."

Wie konnte nun diesen höchstgestellten Personen, die in solcher anerkannten fürstlichen Machtvollkommenheit dahin lebten, für deren Wille gar keine Einschränkung denkbar war, denn der Wille des Herrschers war sacrosanct, war in seiner allerpersönlichsten Form und Wesenheit oberstes Gesetz — wie konnte Personen von solcher nicht bloß eingebildeten, sondern allseitig anerkannten Unvergleichlichkeit der Stellung, von solch' unermeßlichem Abstand von den gewöhnlichen Menschenkindern nun wohl zugemuthet werden, mit irgend einem „Raisonneur", der nicht pariren wollte, viel Federlesens zu machen? Warum sollten sie ihrem Verfügungsrecht, das sie über ihre Unterthanen als fürstliches Hoheitrecht unumschränkt ausübten, irgend welchen Zwang und Einschränkung auferlegen, warum gerade einem unbequemen und unfügsamen Crawaller gegenüber sich eine gêne auferlegen? Da war der patriarchalische Despotismus, der, ohne sich um Rechtsformen und rechtliche Erwägungen formeller Art zu bekümmern, zugreift, den Schuldigen einfach packt und ihn züchtigt, bis er sich gebessert zeigt, noch die gelindeste Form der Ahndung.

Das war Schubart's Fall und des Herzogs Stellung ihm gegenüber. Er war Landesvater und übte, nach seinem Ermessen, an einem mauvais sujet sein ihm zustehendes väterliches Züchtigungsrecht. Ich gehe auf Schubart's hinlänglich bekannte Schicksale hier nicht im Einzelnen ein.

Wie ganz aber die an allerhöchster Stelle bestehende Auffassung seines unzweifelhaften Rechtes sich mit der Auffassung deckte, welche die davon Betroffenen ihrerseits sich gebildet hatten und an der sie demüthiglich gebeugt als an einer Richtschnur ihres Verhaltens festhielten, geht u. A. aus der höchst charakteristischen Eingabe hervor, in der die Mutter des Dichters sich nach zweijähriger Angst und Sorge um den ohne Gehör und Urtheil Eingekerkerten an den Herzog wandte. In dieser Eingabe lesen wir zum Eingang: „Duchlauchtigster ꝛc. Es ist nun bald zwei Jahre, daß es Euer Herzogl. Durchlaucht gnädigst gefällig gewesen ist, meinen ältesten Sohn aus höchst weisen und gnädigen Absichten auf den Asperg setzen zu lassen. Die preiswürdige und erhabene Gesinnung, welche Höchstdieselbe allein zu meines Sohnes Besten hierunter geführt, hat sich in dieser ganzen Zeit durch das ganze Verhalten gegen den Arrestanten dermaßen auf's Vollkommenste bewähret und an den Tag geleget, daß mein Sohn nebst mir und den Meinigen die dringendste Ursache haben, Euer Herzogl. Durchlaucht für die hierunter getragene höchste Vorsorge lebenslänglich den unterthänigsten Dank zu Füßen zu legen ꝛc." Dabei muß man bedenken, wie die von dem gefolterten Mutterherzen hier gepriesene und bedankte „preiswürdige und erhabene Gesinnung" sich an dem „Arrestanten" bethätigt hatte, der länger als ein volles Jahr in der Zelle eines alten Thurmes in absoluter Einsamkeit eingesperrt gehalten worden war, in einer Luft, die so dumpf war, daß ihm der Schlafrock am Leibe verfaulte, Nachts auf Stroh gebettet, kärglich genährt, sodaß der Gefangene trotz seiner eisernen Constitution nach Ablauf dieser Zeit kaum noch zu gehen im Stande war. Wenn

Digitized by Google

nun auch die eben erwähnte Eingabe von Schubart's Mutter, um den allmächtigen Herzog möglichst günstig zu stimmen, vielleicht etwas de- und wehmüthiger gehalten ist als sie innerlich empfand, so ist doch nicht zu bezweifeln, daß keiner der Betheiligten in dem patriarchalischen Despotismus an und für sich eine persönlich erlittene Kränkung schwerster Art, etwas unter allen Umständen Zurückzuweisendes erblickte. Weil dem so war, konnte Schubart es über sich gewinnen und mit seiner Manneswürde verträglich finden, unmittelbar nach Beendigung seines zehnjährigen Kerker- und Martyriums demselben Manne als wohlbestallter „Hofdichter" zu dienen, der ihm Unsägliches angethan, u. A. ihm trotz flehentlicher Bitten neun Jahre lang in gänzlicher Absperrung von seiner Frau und seinen Kindern erhalten hatte, er konnte nach dem ersten „gnädigen" Wort, das der Herzog nach endlich erfolgter Freilassung (die er nicht etwa dem Herzog selbst, sondern preußischem Einfluß verdankte) an ihn richtete, mit voller Wahrheit versichern, „daß aller Groll bei ihm weggeblasen sei."

Auf der Culturstufe des patriarchalischen Despotismus ist der Abstand zwischen der Herrschergewalt und den dieser Gewalt Untergebenen prinzipiell ja eigentlich kein anderer als der zwischen Vater und Kind, zwischen dem Erwachsenen und denen, die als solche nicht gerechnet werden. Der patriarchalische Despotismus kann gutmüthig und wohlmeinend, ja selbst gütig, er kann aber auch das gerade Gegentheil davon, roh und ungezügelt sein. Es hat ja von jeher pflichtmäßig besorgte Väter gegeben, die ihr Kind züchtigen, weil sie es lieb haben und dabei Maß und Ziel zu halten wissen und andere, die zu barbarischen Prozeduren greifen, weil sie selbst barbarisch roher Sinnesweise sind. Dann legt sich in gesitteten Gemeinschaften — allerdings meistens sehr spät! — die staatliche Autorität in's Mittel, sie ahndet den Mißbrauch des väterlichen Züchtigungsrechts. Und das ist nun wieder der frappante und das äußerste Maß erfüllende Zug in dem vorliegenden Fall, daß diese Correctur hier gänzlich fehlt. Obgleich der patriarchalische Despot Herzog Carl sein Züchtigungsrecht barbarisch mißbraucht, obgleich er sich noch dazu an einem Mann vergriffen hat, der seinem Unterthanenverband gar nicht angehört, so daß er ihn erst mit List auf sein Gebiet hinüberlocken muß, gibt es keine Instanz, die sich der ganzen Sache annimmt. Die oberste Reichsgewalt läßt von selbst nichts von sich hören und Niemand macht einen ernsthaften Versuch ihre Hülfe anzurufen. Es ist unter den Angehörigen des Dichters wohl einmal die Rede davon, sich an Kaiser Josef II. zu wenden, den Reichsschutz in Anspruch zu nehmen, aber es geschieht nicht. Den Herzog verklagen — nein, es geht doch nicht.

Wenn der patriarchalische Despotismus sich immer gutartig erwiesen hätte, so möchte er noch lange sein Dasein gefristet haben, besonders in Deutschland, wo für denselben in dem Gemüthsleben der Nation ein starker Ankergrund gelegen war. Wir hätten aber dann keinen modernen Staat, ja überhaupt keinen Staat zu entwickeln vermocht. Denn wie das Verhältniß vom Vater zum Kinde, von dem großen zu dem kleinen, ihm unterstellten Menschen im Wesentlichen ein Stück Leibeigenschaft ist, so ist dies auch das Grundwesen in dem patriarchalischen Despotismus, in dem sich das Kindesverhältniß auf größerer Unterlage wiederholt. Das nun ist die Bedeutung von dem Schubart'schen Fall im geschichtlichen Sinn, daß sich in ihm der patriarchalische Despotismus in so unerhörter Weise ausschweifend benahm, daß er eben dadurch die Grundlage erschütterte, auf der er bis dahin unangefochten geruht hatte: die im Volksbewußtsein festgehaltene Annahme eines ganz spezifischen äußersten Abstandes zwischen dem bevorrechteten Souveränitätsträger und den „Unterthanen". In der „Fürstengruft" hat sich diese Wandlung noch nicht vollzogen. Das feuersprühende Gedicht greift nur die Fürsten an, die nicht gütig sind. Die guten anerkennt es als eine Art Halbgötter. Ganz anders in der citirten Aeußerung. Hier bricht, in etwas massiver Weise, plötzlich das Gefühl durch, daß der geträumte Abstand gar nicht in der Natur der Dinge vorhanden ist. Das Kindsein hat aufgehört. Das Bücken und Beugen wird „schändlich" genannt. Warum? Das Kind wird dem Erwachsenen gegenüber nicht so empfinden. Im Gegentheil, ihm wird das nur ganz natürlich bedünken. Eine solche Zumuthung enthält nur, was selbstverständlich ist. Verletzend wird sie erst für den Erwachsenen, der sie deshalb als entehrend bezeichnet. In Deutschland hat man damals die Kinderschuhe ausgetreten. „Deutschland, die fromme Kinderstube", die Heine noch in den vierziger Jahren verspottete, ist im Wesentlichen doch schon um 1789 unmöglich geworden. Sowohl dem gemüthlichen wie dem ungemüthlichen Despotismus ist damals der Weg verlegt worden. Und weil sich an Stelle des naiven kindlichen Leibeigenschafts-Staates der Staat als Lebensgemeinschaft von Erwachsenen gesetzt hat, deshalb ist jeder Rückfall in den patriarchalischen Despotismus gleichzeitig ein Rückfall zur Idolatrie. Denn das Bewußtsein jenes Abstandes ist ja nun nicht mehr vorhanden, von dessen Bestehen es einzig und allein abhing, wenn dasselbe Verhältniß, welches später als Idolatrie gerechnet wurde, einen legitimen Cultus der Verehrung und des Gehorsams darstellte. Für Alle aber, die nun in einem gewissen Sinn gleichartig geworden sind, da sie sich als Erwachsene gegenüber stehen, gilt als Arbeiter am gemeinsamen Werk dasselbe oberste Gesetz, für das der männliche Römer längst die eherne Formel geschmiedet hat: salus publica suprema lex esto.

Der Untergang des Heidenthums.

Von Bruno Gebhardt.

Für eine gewisse Art Geschichtsbetrachtung sind die Zeiten, in denen die großen Wandlungen in den Geschicken der Völker vor sich gehen, die lehrreichsten und interessantesten. Ihre Betrachtung, Erforschung und Darstellung ist allerdings meist überaus schwierig, weil in engster Verknüpfung politische und soziale, kirchliche und literarische Verhältnisse Berücksichtigung fordern. Denn die großen Wandlungen vollziehen sich nie auf einem Gebiete, ohne auf andere hinüber zu greifen und hinüber zu wirken; und epochemachend wird der Umschwung eben dadurch, daß alle Lebensrichtungen der Menschheit in neue Bahnen einlenken. Es sind besonders zwei Perioden der allgemeinen Geschichte, aus deren Betrachtung sich diese Vordersätze ergeben: die ersten christlichen Jahrhunderte und die Jahrhunderte, denen Renaissance und Humanismus das Siegel aufgeprägt haben. Es war dem eigenartigen Genie Jakob Burkhardt's vorbehalten, in seinen beiden trefflichen Werken „Konstantin der Große" und „Cultur der Renaissance" die Epochen der allgemeinen Kenntniß näher zu bringen. Allerdings ist gerade das Buch über Konstantin durch die zeitliche Beschränkung nur ein Bruchstück aus der großen Entwicklung, welche den Untergang des Heidenthums und die Ausbreitung des Christenthums umfaßt. Denn wenn auch durch Konstantin der entscheidende Schritt nach beiden Seiten hin gemacht worden ist, fehlt doch noch viel bis zur endgültigen Lösung. Die Einzelforschung hat es an sich nicht fehlen lassen, und zahlreiche Monographien, die meistentheils an einzelne Kaiser und in dem kirchlichen Leben hervortretende Persönlichkeiten anknüpfen, haben unsere Kenntniß der Zeit erweitert. Auch zusammenfassende Werke, wie die von Beugnot über den Untergang des Heidenthums im Westen, von Chastel das gleiche im Osten, oder die Arbeiten von Lasaulx oder Lübker haben sich mit diesem Gegenstande beschäftigt, ganz abgesehen von den politischen Historikern der Zeit, die ja auch die einschneidende kirchliche Entwickelung berücksichtigen mußten. Allerdings ist der Forschung nicht am wenigsten durch die Inschriftensammlungen viel neues Material zugefügt worden, und so unternahm es denn der Greifswalder Professor Victor Schulze, eine neue Darstellung dieser interessanten Zeit zu liefern. „Geschichte des Unterganges des griechisch-römischen Heidenthums I. Staat und Kirche im Kampfe mit dem Heiden-

Digitized by Google

thum II. Die Ausgänge*) nennt sich das Werk, das um seines Gegenstandes willen auch in Kreisen von Nichtfachgelehrten Theilnahme finden dürfte. Es beruht auf durchaus selbständiger wissenschaftlicher Forschung, geht überall auf die Quellen zurück, vielleicht den Kirchenschriftstellern gegenüber mit etwas zu geringer Kritik, und erschöpft sich nicht gerade zum Vortheil in zahlreichen Einzelheiten, aus denen sich der Leser das Bild der großen Entwickelung in eigener geistiger Thätigkeit construiren muß.

In der Mitte des dritten Jahrhunderts setzt die Darstellung ein und schildert den Bestand des Christenthums zu dieser Zeit. Nach den Berechnungen des Autors lebten damals im Umkreis des römischen Reiches etwa 10,000,000 Christen, der zehnte Theil der gesammten Bevölkerung. Nach seiner Schätzung sind das die Minimalzahlen. Die eigentliche Darstellung beginnt natürlich mit Konstantin dem Großen, in dessen Auffassung Schulze in fast schroffem Gegensatz zu Burckhardt steht. Es ist nahezu ein kirchlicher Panegyrikus, den er liefert. Konstantin erscheint hier durchaus als überzeugter Christ. „In welchem Maße", sagte er, „neben den religiösen Motiven politische Erwägungen das Verhalten des Kaisers im Einzelnen bestimmt haben, ist unbekannt und zu wissen von geringem [?] Werthe; denn es ist selbstverständlich, daß eine Religionspolitik, mag sie auch in ihrem letzten Grunde vom Religiösen ihren Ausgang nehmen, eben Politik ist; das größere oder geringere Maß aber des Politischen bestimmt sich nach den thatsächlichen Verhältnissen, mit denen der Religionspolitiker zu rechnen hat."

Schon diese Worte zeugen auf's deutlichste, von welchem Standpunkt aus Schultze urtheilt; es ist hier nicht der Ort zu ausführlicher Kritik und Wiederlegung, obwohl wir nicht verhehlen wollen, daß wir diesen Standpunkt nicht theilen. Wie dem auch sei, empfing das Christenthum durch Konstantin die für seine Entwickelung entscheidende Förderung, und die Söhne des Imperators suchten das Heidenthum durch Gewalt zu unterdrücken, darin bis zur Maßlosigkeit von einzelnen Geistlichen angestachelt. „So wenig diese (letztere) Thatsache an sich befremden kann, gewährt es doch ein seltsames Schauspiel, daß dieselbe Religionsgemeinschaft, die mehr als zwei Jahrhunderte hindurch in der Zunge des Orients und des Occidents gegen die auf sie gerichteten Gewaltmaßregeln des heidnischen Staates zu protestiren nicht müde geworden war und in leidenschaftlichen Bittschriften Freiheit des Glaubens für sich begehrt hatte, kein Wort des Einspruches oder des Tadels fand, als sich vor ihren Augen dieselben Ereignisse nur in umgekehrter Rollenvertheilung wiederholten. Das rasche Anwachsen des Christenthums muß das Gefühl der Verachtung, und der Greuel der letzten Verfolgungen, die Erbitterung gegen das Heidenthum zu einer Höhe getrieben haben, daß die Erinnerung an die eigene schmerzliche Erfahrung darin unterging, oder wo sie noch fortlebte, zu erfolgreicher Gegenwirkung sich nicht mehr stark genug erwies."

Ein Rückschlag gegen die heftige Verfolgung trat bald ein. Allerdings ist das Verfahren Julians Apostata nur eine Episode ohne dauernde Folge, aber sie hat von jeher die Aufmerksamkeit in lebhafter Weise auf sich gezogen. Er bewies überall seine persönliche Religiosität und schritt in der Rückführung des Hellenismus schrittweise vorwärts. Auf literarischem Gebiete, in Gesetzgebung und Rechtspflege, in Heer und Beamtenschaft und nicht am wenigsten auf dem Gebiete des Schulwesens suchte er seine Tendenz durchzusetzen. Er ging schließlich soweit, dem Klerus Rechte und Staatszuschüsse zu entziehen und die Kirchengüter einzuziehen. Daneben führte er dem absterbenden Heidenthum aus dem wachsenden Christenthum neue triebkräftige Keime zu: Er suchte das Priesterthum sittlich zu heben, legte unter neuplatonischem Gesichtspunkt auf die Predigt neben dem Opfer Gewicht und hob nach dem christlichen Vorbilde die Liebesthätigkeit. Man weiß wie ein früher Tod ihn dieser umgestaltenden Thätigkeit entriß. Daß mit diesen „Romantiker auf dem Throne der Cäsaren" eine ungemein interessante Persönlichkeit dahin sank, wird auch unser Autor nicht leugnen, so wenig günstig er auch ihn und seine Thätigkeit beurtheilt.

Es kann uns nicht obliegen, die Kirchenpolitik der rasch aufeinander folgenden Kaiser im Einzelnen darzulegen. Es gilt von ihnen allen, „daß sie dem Christenthum und der Kirche ihren früheren Besitz ohne irgend welchen Abzug zurückgaben, das Heidenthum andererseits aus seiner bevorzugten Stellung verdrängten, ohne ihm die staatliche Duldung zu entziehen." Erst Theodosius der Große schritt energischer vor, stempelte den Uebertritt zum Heidenthum zu einem Verbrechen, ließ die Zerstörung der Tempel nicht allein zu, sondern befahl diejenige des Serapeions, was zu heftigen Kämpfen in Alexandria führte. So darf von ihm gesagt werden: „die Kirche schuldet ihm die endgültige Ueberwindung des Arianismus und anderer Sekten, also die Herstellung der dogmatischen Einheit; andererseits gab er ihr durch Niederwerfung des Heidenthums einen freien Spielraum und mehrte ihre Machtsphäre und die Zahl ihrer Glieder." Unter seinen Nachfolgern schritt die Propaganda immer weiter. Mönche mit kaiserlichen Vollmachten reisten in den Provinzen umher und unterdrückten das Heidenthum, die Verbrennung gegen das Christenthum polemischer Schriften wurde befohlen und selbst vor Gewaltthaten scheute die herrschende Kirche nicht zurück, wie das Beispiel der im modernen Roman wieder auferstandenen Hypatia zeigt. Der Hellenismus war zur Bauernreligion, zum Paganismus geworden und als Justinian die Gelehrtenschule zu Athen aufhob, war auch sein letzter Halt geschwunden.

Der zweite Band des vorliegenden Werkes enthält im Grunde viel mehr Neues, als es naturgemäß der erste bieten konnte. Die ersten Kapitel bringen den gelungenen Nachweis, wie das Christenthum mehr und mehr in das römisch-griechische Recht eindrang und es vielfach umwandelte, und wie diese allmähliche Thätigkeit ihren endgültigen Sonderausdruck im kanonischen Recht fand. Auch die Kunst konnte sich dem mächtigen Eindruck der neuen Weltanschauung nicht entziehen. „Der mächtige Aufschwung der christlichen Kunst nach Konstantin dem Großen wurde hervorgerufen und gehalten von einer Kirche, welche das Bewußtsein beherrschte, die Gegenwart und Zukunft zu besitzen. Die antike Kunst verschwand nicht, aber sie stellte ihren Betrieb ein oder überließ ihn den Künstlern der neuen Zeit. Man kann noch weiter gehen und sagen: „die christliche Kunst dieser Jahrhunderte verdankt ihr bestes der Anschauung und dem Studium der zwar antiquierten, aber noch sichtbaren klassischen Kunst. Sie hat allerdings dieses Fremde in dem Grade sich assimilirt, daß es als ihr inneres Wesen erscheint, aber ihre besten Erzeugnisse sind nur aus diesen Zusammenhängen zu verstehen."

Auch in verschiedenen literarischen Gattungen macht sich der Einfluß des Christenthums geltend: die Rhetorik wandte sich mit Eifer dem Preis der neuen Lehre zu, die vielgelesenen Romane der spät griechischen Zeit suchte man durch eine reich entwickelte Legendenliteratur zu verdrängen, die Epik wurde christlich und in der Lyrik nahmen die Hymnen jetzt einen breiten Raum ein. Recht interessant ist auch die Darlegung, wie allmählich der heidnische Kalender mit seinen Götterfesten durch den christlichen mit seinen Heiligentagen verdrängt wurde. Gerade die letztere Einrichtung, das Entstehen und Ausbreiten des heiligen Cultus, gehört mit zu den Ausgleichungspunkten zwischen der absterbenden und werdenden Religion. „Eine seltsame Entwickelung. Jahrhunderte hindurch verwertheten die christlichen Apologeten und Polemiker in der Bestreitung des Götterglaubens gern die Entdeckung, daß die Götter nichts als vergöttlichte Menschen seien; jetzt übte das religiöse Gemeinwesen, für welches sie eintraten, mit Eifer auch seinerseits den Cult vergöttlichter Menschen. Zu den Berührungspunkten gehören ferner der Geniencultus, der in dem Engelcultus wiederkehrt. Heidnische und christliche Asceſe ähneln sich bis in's Einzelne: die Tonsur der Mönche entspricht dem Haaropfer der antiken Zeit. Zwischen den Gelübden der Vestalinnen, ihrer Einkleidung, ihrer Lebensweise und ihrem Ruf der Heiligkeit und den gleichen Einrichtungen der Frauenklöster und des

*) Jena, Hermann Costenoble 1887. 1892.

Digitized by Google

Nonnenwesens sind die treffendsten Analogien vorhanden. Auch die Prozessionen und Wallfahrten, die bis auf den heutigen Tag im katholischen Gottesdienst einen so breiten Raum einnehmen, finden ihre gleichgearteten Vorgänger im Hellenismus. Selbst die nahe an Aberglauben streifenden Versuche die Zukunft zu erforschen, wie sie dort in zahlreichen Methoden vorhanden waren, werden auch hier mannigfach unternommen, indem die Ausdeutung zufällig aufgeschlagener Bibelsprüche diesem Zwecke dienstbar gemacht wird. Auch Amulette kennt die alte und neue Zeit und vielleicht die bequemste Möglichkeit des Ueberganges bot der Unsterblichkeitsglaube für die Kreise der alten und neuen Bekenner. So war denn die Fähigkeit des Ueberganges mannigfach vorhanden und gewiß überaus wirksam. „Die religiösen Ausgleichungen," sagt unser Autor, „zwischen dem alten und dem neuen Glauben, die feste und kluge Organisation der Kirche, die Weise ihrer Liebesthätigkeit, die Mitwirkung des Staates sind wohl erfolgreiche Hülfsmittel gewesen, welche die Entwickelung beschleunigten, aber die Centralgewalt, welche das Heidenthum überwand, stellten sie nicht dar. Sie leisteten nur Dienste. Vielmehr dieselbe religiöse Kraft, welche schon in vorkonstantinischer Zeit ihre Superiorität über die Culte des Heidenthums durch ihr siegreiches Vordringen erwies und in der letzten und größten Verfolgung die Ohnmacht auch des antiken Staates an's Licht stellte, hat im vierten Jahrhundert unter überaus günstigen Umständen vollendet, was sie vorher in schwieriger Lage glücklich eingeleitet hatte. Es mag sein, daß die christliche Religion in nachkonstantinischer Zeit das religiöse Ideal des Christenthums nicht mehr im ganzen Umfange und in voller Reinheit besaß; immerhin lagen die Culte des Heidenthums tief unter ihr, ja sie stand ihnen trotz der vorhandenen Berührungen als etwas durchaus Neues entgegen. Eine religiös gerichtete Menschheit konnte sich dem Eindrucke und der Erkenntniß in ihr etwas Höheres, ja das Höchste zu haben, auf die Dauer nicht entziehen. Der Sieg des Christenthums mußte ein vollendeter werden, sobald die mittleren Gesellschaftsklassen, in denen die antike Frömmigkeit als innerlicher Besitz hauptsächlich ruhte, gewonnen waren. Die urtheilslosen Massen, denen die Religion mechanische Gewohnheit war, folgten von selbst nach." Sehr wünschenswerth wäre es gewesen, wenn der Verfasser auch noch den Niederschlag der Mythologie in der christlichen Dämonologie verfolgt hätte.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Ein Abend im Lesezimmer.

Von F. Horn.

Der Winter hält seinen Einzug mit Pauken und Trompeten. Der Influenzanebel und die dunstig-feuchte Witterung hat dem frischen, fröhlichen Frost Platz gemacht. Die kurzen Tage haben sich eingestellt. Die Sonne geht früh, aber langsam zu Rüste. Das Tageslicht zieht sich widerstrebend, aber stetig vor der einbrechenden Dämmerung zurück, deren kurzes Dasein der andringenden Finsternis erliegt. Auch das Lesezimmer beginnt sich in Dunkel zu hüllen. Der große, eichene, starkgebaute, runde Tisch in der Mitte des Zimmers unter einer stattlichen, blankgeputzten Hängelampe ist mit einzelnen Zeitungsblättern belegt. Um ihn stehen Stühle und harren der Gäste. Auf anderen Tischen an den Wänden liegen die in Halter eingefügten Zeitungen, Zeitschriften, Broschüren und einzelne Bücher. Am Fenster sitzt der einzige anwesende Herr, der sich vergebens bemüht, die hochgehaltene Zeitung zu entziffern. „'s wird schon dunkel," brummt er in den Bart. „Schlechte Wirthschaft hier! Wollen wohl das elende Petroleum sparen! Schellen nützt nicht. Die Klingel ist schon lange ein bloßer Name. Jedenfalls will ich mir meine Augen nicht verderben." Sprach's, legte die Zeitung auf den Tisch, zog seinen Ueberrock an, nahm Hut und Stock und entfernte sich.

Im Zimmer herrschte Grabesstille, nur unterbrochen durch das eintönige Ticken der Pendeluhr, das Knistern und Prasseln des Feuers im Ofen, zuweilen auch durch das dumpfe Rollen eines entfernten Wagens oder das kläffende Bellen eines ausgesperrten Köters. Allmählich erklingen auch andere Töne, aber nur einem haarscharfen Ohr vernehmbar. Ein leises Knistern und Knastern schwebt durch die Luft wie von umgeschlagenen Zeitungsblättern, das sich in wachsendem Grade zu einem leisen Wispern und gedämpftem Flüstern verdichtet. Aber nur ein in die Mysterien eingeweihtes Ohr ist im Stande, die Sprache der Zeitungen und Journale zu verstehen. Die Dämmerstunde nämlich, die einzige Zeit den Tag über, wo sie ungestört sind, dient ihnen als gemüthliches Plauderstündchen.

Das Mittagsblatt des Hamburgischen Correspondenten beklagt sich über schlechte Behandlung: „Während die anderen Zeitungen gleich nach ihrer Ankunft zu ihren Geschwistern geführt und dem Zeitungshalter eingefügt werden, muß ich jeden Nachmittag einsam und verlassen hier auf dem großen Tische liegen, ohne mit meinem Bruder, dem Morgenblatt, zusammen zu kommen, da wir doch so manches zu besprechen haben." „Freue dich," bemerkte das Berliner Tageblatt, „daß du doch wenigstens äußerlich so lange die Freiheit genießen kannst, ohne in den Rahmen eingezwängt zu sein. Mir wenigstens ist, auch schon meiner ganzen Neigung nach, nichts widerwärtiger, als durch äußere Fesseln in der freien Bewegung gehemmt zu werden." — „Die Berliner Zeitung ist doch immer bei der Hand," sagte die Kreuzzeitung mit krähender Stimme. „Du sagst das natürlich wieder nur, um nach deiner Gewohnheit, die dir fast zur zweiten Natur geworden ist, zu opponiren. Denn im Grunde freust du dich doch und weißt es eben so sehr zu schätzen, wie ich und die anderen Collegen, hier in traulicher Gesellschaft zu liegen, locker, als dort einsam und verlassen auf dem großen Tisch zu hausen und den eigenen Gedanken nachzuhängen." — „Das magst du wohl sagen," stimmte ihr die Allgemeine Zeitung bei, „aber Alles kann übertrieben werden. So möchte ich doch gern meine Thätigkeit etwas mehr ausdehnen, als hier immer müßig auf dem Nebentisch zu liegen. Ich warte und warte, ob nicht jemand käm' und mich mitnähm', aber nur selten finde ich Erbarmen. In früheren Jahren war ich viel begehrter." — „Das ist auch kein Wunder," belehrte sie die Kieler Zeitung in hohem Tonfall mit schnellem Wortfluß. „Du paßt nicht für die moderne Zeit. Du bist nicht fin de siècle, sondern nimmst Alles zu ernst und gründlich. Deine oft rein wissenschaftlichen Aufsätze, die du in deinen Beilagen lieferst, wer liest die noch? Man muß mit der Zeit fortschreiten und mit den Wölfen heulen. Ich erscheine drei Mal täglich und werde viel gelesen. Das kommt daher, weil ich es den Leuten mundgerecht zu machen weiß. Tiefe Gedanken passen nicht für die Gegenwart. Man liest zur Erholung, wenn man von Geschäften ermüdet ist, ohne viel nachzudenken, oft mit halbem Auge. So ist nun einmal die Welt, und in ihr muß man leben." — „Renommirt die sich wieder ein Stück ab," unterbrach sie eine hohe Fistelstimme mit hartem Organ in abgerissenen Sätzen. „Erschein' ich doch nur ein Mal die Woche," sprach der Kladderadatsch, „dafür aber auch gründlich. Sobald ich da bin, greift Alles nach mir. Sehe immer lachende Gesichter." „Da bist du nicht der einzige, mein lieber collega in partibus", hielten ihm die Fliegenden Blätter in vollem Brustton des Behagens vor, „denn auch ich mache in dem Fach. Möchte aber doch nicht mit dir tauschen. Denn wer reizt wohl mehr zum Lachen als ich? Du ärgerst auch Manchen; Vielen läuft die Galle über, wenn sie dich lesen, während ich häufig ihr Zwerchfell so erschüttere, daß sie zuweilen vor Lachen bersten möchten; und das soll sehr gesund sein." — „Aber ich nehme kein Blatt vor den Mund," entgegnete der Kladderadatsch. „Meine satirischen Anspielungen haben immer einen tiefen Sinn und eine ernste Tendenz, während deine Witze nicht selten oberflächlich sind, ja zuweilen an das Gebiet der Kalauer streifen." — „Dafür mußt du auch zuweilen brummen," neckten schadenfroh die Fliegenden Blätter. „Hört 'mal, laßt das Streiten sein," warnte die Nationalzeitung, indem sie einen hochweisen Schulmeisterton anschlug. „Jeder fege vor seiner Thür! Jeder singe nach seiner Weise! Was würde wohl daraus werden, wenn wir alle dieselbe Tonart spielten? Dann brauchte man nur eine Zeitung, und die anderen würden bald das Zeitliche segnen. Aber Eins möchte ich hier doch 'mal zur Sprache bringen.

Digitized by Google

Ich liege hier immer bei der Germania und dem Hannover'schen Courier. Was für eine Tactlosigkeit von dem Custos, uns stets zusammenzulegen! Er kann sich doch wohl denken, daß wir zusammenpassen, wie Katze und Hund." — „Wenn Sie der Hund sein wollen," fiel ihm die Germania mit näselndem Ton in's Wort (sie siezte nämlich grundsätzlich die anderen Zeitungen), „so übernehme ich gern die Rolle der Katze. »Leise flehen meine Lieder!« Ein Hund, der bellt, beißt nicht. Die Katze kratzt, ohne viel Lärm zu machen." — „Warten Sie nur!" fuhr sie der Hannover'sche Courier mit polternder Stimme an, „das sollen Sie büßen! Nicht wahr, Nationalzeitung? Wir haben die Germania zwischen uns. Die wollen wir gehörig kneifen, wenn sie hier mucken oder gar sich aufspielen will." „Nur keinen Streit!" suchten die Hamburger Nachrichten zu beschwichtigen, „sonst werden wir euch mit unserem großen Format 'mal gehörig zudecken, daß euch Hören und Sehen vergeht." Dabei lachte sie in sich hinein, als wenn es nicht so bös gemeint wäre. „Nicht wahr, Kölnische, dazu haben wir das Zeug?" — „Wozu du das Zeug hast, weißt du selbst am besten," erwiderte die Kölnische Zeitung mit etwas verschleierter Stimme, der man die unterdrückte Aufregung anmerkte. „Ich halte es gerade nicht für opportun, mit dir durch Dick und Dünn zu gehen, bin überhaupt nicht für so drastische Mittel. Nimm dazu den Figaro! Der liegt freilich auf dem anderen Tisch . . ." „Um Gotteswillen!" schnitten ihr die Hamburger Nachrichten das Wort ab. „Sprich mir von allen Schrecken des Gewissens, nur nicht vom Figaro. Laß den doch ruhig auf seinem Platz liegen bleiben. Die Franzosen lieben freilich das Drastische, aber mit dem will ich lieber keine Gemeinschaft haben." „Da hast du Recht," stimmte die Illustrirte Zeitung ihnen bei. „Der Figaro schimpft auf die Deutschen, und dabei druckt er mich und andere deutsche Bilderzeitungen ab. Das stimmt doch nicht." — „Mais, messieurs, que voulez vous? Ne me troublez pas, s'il vous plait! J'appartiens à la grande nation, je n'ai point affaire à vous," rief der Figaro erschrocken und pikirt dazwischen; aber Niemand nahm Notiz von ihm. „Laßt ihr mich auch einmal hören?" huben die Itzehoer Nachrichten an. „Ihr liegt da doch sonst so ruhig, als wenn ihr schon begraben wäret. Was wollt ihr auch viel mitsprechen, denn meistens besieht man nur eure Bilder, ohne euren Text zu lesen." „Meinst du denn," parirte Ueber Land und Meer, „daß die Leute dich wegen deiner geistreichen politischen Leitartikel lesen? Du magst für die Provinz ein sehr nützliches Blatt sein, da du überallher, auch aus den kleinsten Ortschaften, Neuigkeiten bringst, und dein »Buntes aus der Zeit und dem Leben« schon fast ein Jahrhundert lang die Spalten deines Blattes ziert. Aber zu der hohen Politik hast du dich doch nie verstiegen." — „Als ob darin überhaupt die wahre Bildung bestände, jeden Tag gelesen zu werden," suchten die Preußischen Jahrbücher, die mit den illustrirten Zeitungen auf demselben Tisch lagen, zu berichtigen, indem sie jedes einzelne Wort mit einer gewissen Schärfe betonten. Was man bei euch liest, hat man den folgenden Tag schon wieder vergessen. Uns dagegen liest man mit einer gewissen Andacht, mit regem Interesse. Ja, uns blättert man nicht, sondern studirt eifrig Seite für Seite." — „Dafür könnt ihr denn auch lange warten, bis ihr überhaupt dran kommt," warf die Rostocker Zeitung mit ihrem breiten mecklenburgischen Dialekt ein. „Alle Monat, höchstens alle Woche erscheint ihr. Dann greift man nach euch, und nachher kümmert sich selten Einer um euch." — „Bitte sehr!" unterbrachen sie die Leipziger Grenzboten, die ihren sächsischen Dialekt nicht verleugnen konnten. „Dafür werden wir auch später aufbewahrt und eingebunden, und nicht, wie ihr, als Makulatur und Käsepapier oder gar zum Einstampfen verkauft. Dann kommen wir in das Heiligthum der Wissenschaft, um dort in Reih' und Glied neben alten, berühmten Autoren zu stehen, die nach Jahrzehnten zählen. Du sollst dich überhaupt nicht so bemerkbar machen, denn deiner Sprache hört man sofort an, daß du aus dem gesegneten Lande Mecklenburg, dem Staate im Staate, stammst."

Plötzlich hört man laute Schritte im Vorzimmer. Die Thür wird aufgerissen. Ein Kellner erscheint. Er schaut sich stumm ringsum, eilt an den Tisch, ergreift die Zündhölzer, zündet die Lampe an und verschwindet wieder. Das Flüstern ist verstummt; nur das Ticken der Uhr und das Prasseln des Feuers unterbricht die feierliche Stille des jetzt erhellten Zimmers. Ein schleppender Schritt schlürft durch das Vorzimmer. Langsam öffnet sich die Thür. Ein alter Herr erscheint auf der Bildfläche. Die Jahre haben ihn gebeugt. Weiße Haare umgeben ein stark geröthetes Antlitz. Langsam nähert er sich dem Tisch, rückt einen Stuhl heran und setzt sich, nachdem er das Morgenblatt des Hamburgischen Correspondenten vom anderen Tisch genommen und das noch lose Mittagsblatt darunter gelegt hat, damit es kein Anderer in Beschlag nehme, bevor er es gelesen hat. Dann langt er die Cigarrentasche heraus, entnimmt ihr nach längerer, bedächtiger Prüfung ein Exemplar, das seinen Beifall gefunden hat, schneidet die Spitze sorgfältig mit einer besonderen Vorrichtung ab, so daß sie in eine damit verbundene Dose fällt, für den Cigarrenspitzensammelverein. Dann reibt er ein Streichholz an. Das erste bricht ab; das zweite zündet nicht. Unmuthiges Knurren. Das dritte fängt Feuer. Die Cigarre brennt. Feines, kräftiges Aroma erfüllt den Raum und die Geruchnerven des Hamburgischen Correspondenten mit wonnigem Behagen. Der Herr trinkt gewiß ein gut Glas Rothwein. Sollte das etwa ein Weinhändler sein, der sein Schäfchen in's Trockne gebracht hat? Er klappt eine Lorgnette auf und liest eifrig, aber mit Bedacht. Festina lente. Jetzt ertönt ein langsamer Schritt von draußen. Ein großer, hagerer Herr mit eisgrauem Haar und Schnurrbart und gelblich-blassem, schmalem Gesicht betritt das Zimmer. Er reibt sich die Hände, nachdem er seinen Paletot abgelegt hat. „Kalt, kalt! Nicht ordentlich eingeheizt," stößt er kurz hervor. „Wollen wohl Feurung sparen," meint der Alte grimmig. „Sind nur dreizehn Grad, das genügt doch nicht!" Jener nimmt die Nationalzeitung vom Nebentisch, setzt sich an den Tisch mit dem Rücken nach der Lampe, so daß das Licht auf die Zeitung fällt und vertieft sich in die Lectüre mit wachsendem Interesse, das sich an der mehr oder minder raschen Bewegung zeigt, mit der er mit einer nervösen Beharrlichkeit seine Stirnlocke dreht. Und wieder öffnet sich die Thür, und leisen Schrittes tritt ein Herr auf Gummischuhen herein. Wenn es friert, trägt er sie zum Schutz gegen die Kälte, wenn es thaut, wegen der Nässe und des Schmutzes. Seinen Ueberzieher hängt er nicht an den Kleiderhaken, sondern faltet ihn sorgfältig zusammen und legt ihn auf einen Stuhl; darüber Handschuhe und Hut; den Schirm — er geht nie ohne solchen aus; er meint beobachtet zu haben, daß es jedesmal regnet, wenn er keinen Schirm hat — lehnt er gegen den Stuhl. Ein kleiner, schmächtiger Herr mit kahlem Schädel und kräftig vorspringender Nase begrüßt die Anwesenden. Er wirft einen schmerzlich verlangenden Blick nach dem Leser der Nationalzeitung. Resignirt greift er nach einer anderen, die ihm zunächst liegt. Von Neuem erschallt ein rascher, harter Schritt im Vorzimmer. Die Thür wird mit einer gewissen Vehemenz aufgerissen und so heftig zugeschlagen, daß die Scheiben klirren. Mit Windeseile legt ein großer, breiter, wohlgenährter Herr in den besten Jahren mit dunkelblondem Vollbart und vom Zahn der Zeit schon etwas gelichtetem Vorderhaupt seinen Ueberrock ab, packt drei Zeitungen mit einem Griff, wirft sich auf einen Stuhl, daß die Fugen krachen, knallt den Zeitunghalter gegen die Tischplatte, daß die anderen Herren erschrocken auffahren. Bei jedem Umblättern entsteht ein lautes Geräusch und jedes Mal schlägt der Halter klappend nieder.

Auch hier im Zimmer zeigt der Winter die Wirkung seines Regiments. Der alte Herr leidet an einem röchelnden Husten, der da knarrt wie eine alte Kaffeemühle. Noch ein Herr betritt das Zimmer. Um nicht zu stören, geht er auf den Zehen; scheint also ein sehr rücksichtvoller Herr zu sein. Er liest die Allgemeine Zeitung; wenigstens zuerst; nachher auch andere; schließlich alle. Zuletzt greift er zu den Bilderzeitungen, während der zuerst gekommene alte Herr noch immer an dem Correspondenten studirt. Er ist allmählich zum Mittagblatt vorgedrungen und so von der Angst befreit. Das steigende und sinkende Interesse des zuletzt erschienenen eifrigen Lesers läßt sich mit fast mathematischer Genauigkeit abmessen an der stärkeren oder geringeren Heftigkeit, mit der er seinen kurzen, halb ergrauten Schnurrbart zupft — nein, „zupft" kann man nicht sagen, denn dazu ist er zu kurz — ja, wie soll man diese Thätigkeit bezeichnen? — etwa mit den Fingern darauf trommelt oder Klavier spielt!? — Alle Anwesenden scheinen mehr oder weniger an Katarrh zu leiden. Der eine hustet röchelnd, der andere schnaubt sich mit unendlicher Anstrengung aus, ein dritter räuspert sich in tiefstem Baß mit regelmäßigen Intervallen, ein vierter stößt einen kurzen trockenen Husten aus, ein

Digitized by Google

fünfter bemüht sich vergeblich, eine Bazillencolonie, die sich an dem sehr empfindlichen Ort zwischen Schlund und Nasenwurzel niedergelassen hat, zur Auswanderung zu veranlassen.

Jetzt erscheint der Custos mit den neuen Zeitungen. Allgemeine Bewegung. Aber er weiß den Aufruhr im Keime zu ersticken. Er kennt seine Pappenheimer. Jeder erhält die Zeitung, die er zu lesen pflegt.

Doch die Zeit des Abendessens naht. Einer nach dem Anderen entfernt sich, um zu Muttern zu gehen. Zuletzt erscheint der Custos wieder, um aufzuräumen und die Ordnung herzustellen. Nach seiner Entfernung lautlose Stille! Nur die Uhr läßt ihr monotones Ticktack stark hören. Das Feuer im Ofen ist abgebrannt; es hat seine Schuldigkeit gethan. — Leise öffnet sich die Thür. Ein Herr auf Gummischuhen tritt lautlos ein. Scheu blickt er sich um, und als er das Zimmer leer sieht, ergreift er schleunigst die „Gegenwart" und steckt sie, nachdem er sie zusammengefaltet hat, in die Brusttasche, um sich dann ebenso rasch und geräuschlos wieder zu entfernen, wie er gekommen ist. „Schon wieder derselbe Herr," flüstert die „Gegenwart" bei sich. „Ich kenne ihn ganz genau wieder nach der Beschreibung, die mir meine Geschwister von ihm gemacht haben. Mich wundert, daß er nicht einmal dabei abgefaßt wird, denn es ist doch verboten, Zeitschriften aus dem Lesezimmer zu entfernen. Na! das schadet ja Niemandem, denn morgen bringt er mich zur rechten Zeit wieder, und inzwischen entbehrt mich Keiner. Nun, mir kann es gleich sein; oder vielmehr, mir ist es sogar sehr angenehm, denn ich bin in seinem Hause lieber, als hier im kalten Lesezimmer. Er pflegt mich nämlich seiner Frau vorzulesen. Jedenfalls fühle ich mich dort immer sehr behaglich in dem warmen Stübchen bei einem Glase heißen Grog und einer guten Cigarre. So entgehe ich wenigstens für eine Nacht dem Geschwätz der anderen Zeitungen — denn die können nicht schweigen — und schlafe den Schlaf des Gerechten."

Aus der Hauptstadt.

Die romantische Schule.

Entsetzt Euch nicht, o meine Freunde! Denn nicht von alter Literatur will ich, sondern von neuester Politik zu Euch sprechen; nicht von Clemens Brentano, von Novalis und Tieck längst Bekanntes vortragen, sondern die wundersame Legende von den zween Grafen verkünden, von Zedlitz und Caprivi. Des Knaben Wunderhorn ist lange verklungen, doch eben setzen die praeceptores Germaniae die neue Wunderflöte an, Knaben und Mägdelein wieder eins aufzuspielen. In den alten Berg will Graf Zedlitz, der wohlbeleibte Rattenfänger von Posen, frische Jugend locken und jammernd steht und die Hände ringend die Schaar der furchtbar Verständigen bei Seite und sucht, durch laute Reden und pathetische Geberden, dem weitberühmten Sänger die rothbackige Beute abspänstig zu machen. Allerlei Geister werden beschworen: vom alten Fritzen wird die immer noch blanke Toleranz, vom jungen Lassalle das durch Herrn Virchow aufgefrischte Wort vom Culturkampf entlehnt und gräßlich tobt, das Hohenzollern-Hauskreuz auf dem Professorenfrack, der Felix Dahn jetzt um die Mauern, als gälte es, den seligen König Roderich unter die Haube und den unseligen Kampf um Rom zum Austrag zu bringen. Auch andere todte Männer thun wieder einmal höchst lebendig, und, wie ein prächtiger Paradegaul in der Arena schüttelt, des Disciplinargesetzes nicht achtend und nicht der Entsetzung von Limburg-Stirum, Herr von Bennigsen die Mähne, und wenn Herr von Forckenbeck nicht durch seine siebenzig Jahre und durch die Errichtung von Wärmehallen in der Musterwirthschaft der loyalen Residenzstadt zurückgehalten wäre, er würde gewiß auch wieder auf die Schanzen rufen, im zoologischen Garten, an einem billigen Sonntag. Doch es ersetzt „voll und ganz" ihn Herr Eugen Richter, den nach zweistündiger Rede eine Halsentzündung befiel, dessen goldene Worte aber für fünfzig Pfennige („Partien von zehn Exemplaren à 25 Pf.") käuflich sind und dessen Moniteur jetzt am Kopfe die unbezahlbaren Sätze trägt: „Für Schule und Elternrecht im Kampfe gegen geistliche Herrschaft allzeit voran steht die Freisinnige Zeitung . . . Alle einschlagenden Fragen werden in der Freisinnigen Zeitung auf das eingehendste und sachlichste erörtert . . . Man abonnirt bei allen Postanstalten u. s. w. u. s. w." Entsetzet Euch nicht, o meine Freunde, sondern folget des Herrn Professors Friedberg weisem Rath: Wachet und betet, denn, wahrlich, schwer ist diese Zeit.

Der Umschwung ist selbst für unsere an Ueberraschungen allmählich gewöhnten Nerven etwas rasch gekommen. Vor vier Wochen noch war's ja wohl eine Lust zu leben, mit dem neuen Kurs den sonnigen Gestaden der Freiheit entgegen zu steuern, und Herrn Rickert wandelte fast eine Ohnmacht an, als er las, der gute Kanzler sei schon des Amtes müde. Wer etwa mehrere Wochen an der Influenza gelegen hat, der wird nicht ganz leicht sich jetzt wieder in die Zeit schicken lernen, denn nun sitzt das Staatsschiff in dichtem Nebel, die Dampfpfeife gellt durch die bangen Lüfte und in Schlafrock und Pantoffeln stürzen alle die guten Revolutionäre an Bord, die Seegespenster zu betrachten: Die Dunkelmänner, den Gewissenszwang, die rabenschwarze Reaction. Und Graf Caprivi, der im Januar noch so hell blickende, humane Mann mit den freundlichen Sitten, sieht auf der neuesten politischen Momentphotographie dem General Boland von der Hahnenfeder aus den Rittern vom Geiste so ähnlich wie ein frommer Kriegsmann dem andern.

Kurzsichtigkeit oder Selbsttäuschung? Wollte man es nicht früher bemerken oder hat man es wirklich erst jetzt bemerkt, daß auf der Kommandobrücke des Panzerschiffes Deutschland der nach allen Regeln modernster Technik hergestellte Compaß schon längst die Richtung weist: Politische Romantik? Trotz den alten Fanfaren, den Escarpins und Schnallenschuhen, den hohen Liedern von goldener Mittelalterlichkeit und Kirchenbauten sollten die Parteihäuptlinge sich in der Richtung getäuscht haben? Dann muß die von Berufes wegen geübte Politik die Augen weit mehr noch als den Charakter verderben.

Alle Romantik entspringt dem metaphysischen Bedürfniß des Menschen, den Schopenhauer deshalb animal metaphysicum genannt hat. Daß die Massen nicht philosophisch denken können, erkannte schon Plato; daß sie mit plattem Rationalismus nie sich bescheiden werden, erkannte erst Goethe und spottete drum über Nicolai und den Doctor Bahrdt. Aber er spottete auch über die Kirchendogmatik, über den Lämmleincultus und die empfindsame Herrenhuterei, für die einst das Fräulein von Klettenberg ihn einzufangen bemüht war; und doch mußte er mit eigenen Augen noch die Wiederherstellung des Jesuitenordens sehen, das Wirken Schleiermacher's und Hamann's und die Regung der Orthodoxie unter der Führung des preußischen Cultusministers Nicolovius, dem ein ironischer Zufall die Nichte des großen Weltkindes von Weimar zur Gattin gegeben hatte. Der klassische Trat vor dem romantischen Geiste zurück, der Universalismus vor dem Nationalismus, nicht in die griechische, sondern in die altdeutsche Vorzeit richtete nun sich der Blick und die Welt wurde, nach dem napoleonischen Schrecken, zur Abwechselung wieder einmal fromm. Damals sprach Goethe das Wort vom Romantiker-Verhängniß, von der dräuenden Gefahr, „am Wiederkäuen sittlicher und religiöser Absurditäten zu ersticken".

Durch Philosophie und durch Religion läßt das metaphysische Bedürfniß des Menschen sich stillen, den Wunsch, als ein übersinnlicher Freier zu erhaschen, was dem Werben der Sinne sich nicht neigen will. Die Philosophie wendet sich an die Ueberzeugung, die Religion an den Glauben und sie besitzt — nach Schopenhauer — das „unschätzbare Vorrecht, den Kindern beigebracht zu werden, als wodurch ihre Dogmen zu einer Art von zweitem angeborenem Intellekt einwachsen, gleich dem Zweige auf dem gepfropften Baum; während hingegen die Systeme der ersten Art sich immer nur an Erwachsene wenden, bei diesen aber allemal schon ein System der zweiten Art im Besitz der Ueberzeugung vorfinden." Der Gegensatz scheint mir ganz klar und ich wünschte nur, daß heute, da die Religion wieder in den Vollbesitz ihres unschätzbaren Vorrechtes zu gelangen strebt, auch der Thatbestand nicht verdunkelt würde. Nicht um einen Kampf zwischen Christenthum und Atheismus, wie es in der beschämend dürftigen Rede des Reichskanzlers hieß, handelt es sich in Sachen Richter contra Zedlitz, sondern um die Wahl zwischen der rationalistischen

Digitized by Google

und der romantischen Schule. Nicht Spinoza steht gegen Christus, nur Nicolai eifert wüthend gegen Hamann los. Und diesen Conflikt kann ich, bei allem Lärmen, den er erregt, bei aller symptomischen Bedeutung, die er sicher besitzt, doch nicht gar so hoch tragisch auffassen.

Denn das war eigentlich recht lange schon zu bemerken, daß der neue Kurs ins alte romantische Land wies. Der heilige Clovis, der Frankenkönig, und seine mitunter auch beinahe heiligen Nachfahren pflegten am Tage nach der Weihnacht Sieche und Bresthafte und solche, die an Kröpfen und Skrofeln litten, sich vorführen zu lassen, mit der Fingerspitze sie zu berühren und dann zu sprechen: Le roi te touche, dieu te guérisse. Die also allergnädigst Ausgezeichneten glaubten an Wunder und schritten selig fürpaß. Bei uns ist jetzt alle Tage Weihnachten und die ganze Schlacht tost nur um die Frage, ob es möglich ist, die alt und skeptisch gewordene Menschheit wieder so gläubig zu machen, daß sie aus sozialen Gefahren, aus Mordepidemien und vom Anblick barbarischer Soldatenschinderei mit der Hoffnung scheidet: Le roi te touche, dieu te guérisse. Die große Apotheke der Romantik, die nach der Episode Napoleon auch in Deutschland wieder eine Filiale errichtet hatte, bietet jetzt nach der Episode Bismarck die restirenden Tränklein und Salben feil, die um die Zeit Volland's von der Hahnenfeder von wegen der geistigen Erkrankung des früheren Prinzipals nicht mehr losgeschlagen werden konnten.

Das Volksschulgesetz ist mit seinen 194 Paragraphen nur ein Symptom. Von der horazischen Weisheit ausgehend, daß ein neues Gefäß den einmal angenommenen Geruch lange bewahrt, will man den Kindergemüthern frühzeitig positive Religionen eintrichtern, um so sie vor Anfechtung zu bewahren und vor dem übeln Geruche der Gottlosigkeit. Und zwar sollen auch die Kinder nicht kirchengläubiger Eltern des Heiles theilhaftig werden und die Freunde und die Feinde dieser heiß umstrittenen Dissidenten-Maßregel merken gar nicht, daß es dabei sich um eine sozialistische Auffassung handelt, die Gesellschaftrechte der freien Bestimmung der Persönlichkeit vorangehen läßt. So blind macht Kampfesmuth und Erregung. Da ist es denn auch nicht gar so wunderbar, wenn die Stürmenden am Ende das Ziel ihrer Mühen in ungeheuerlicher Vergrößerung sehen und ganze Horden von Heuschrecken zu erblicken wähnen, wo in Wirklichkeit nur flügelmüde Motten aufgeflattert sind. Professoren und Politiker blasen die „Volksseele" zu wilder Empörung auf, weil die Simultanschule bedroht ist, und sie vergessen darüber, daß unser Jahrhundert nicht scheiden wird, ohne die wichtigere Frage zur Lösung gebracht zu haben: Gehört die Religion überhaupt in die Schule oder gehört sie in's Haus.

Jetzt liegen die Dinge so: In einer Klasse sitzen sie friedlich zusammen, Protestanten, Katholiken, Juden und Dissidenten; zeigt aber der Stundenplan auf Religion, dann trollt, mit gepackter Mappe, ein Häuflein ab und auf dem Hofe heißt es und in den Gängen: „Au! Guck' mal, — die Juden gehen schon!" „Du Rindvieh, mein Vater is Katholike!" schallt es dann manchmal zurück. Aber die Jungen wissen ganz genau, daß sie nicht zu einander gehören, daß sie das alte Testament selbst, dessen gefährliche Sittenlehre ich gern, wenn der Staatsanwalt gerade einmal schläft kritisiren möchte, nicht gemeinsam lesen dürfen. Ein idealer Zustand ist das gewiß auch nicht und das Mißtrauen weckende Gefühl confessioneller Geschiedenheit kann nach der Beseitigung der Simultanschule, die nichts Ganzes, sondern ein schwächlich liberales Compromiß nur darstellt, viel empfindlicher auch nicht sich geltend machen.

Ueber Erziehung, das merke ich nicht zum ersten Male, läßt ohne den Muth der Phrase eigentlich nichts mehr sich sagen. Was für die Stärkung im Glauben, was gegen fromme Dressur sich vorbringen ließ, das hat Fénélon Telemach und Rousseau im Emile erschöpft und nebenher ist vom reichen Tische Pestalozzi's, Basedow's und Lagarde's mancher feine Gedanke, manches verständige Wort gefallen. Am klügsten aber, so scheint mir, waren auch hier die Alten: Anthisthenes, der nur vom Schlechten die Jugend entwöhnen wollte, und ganz besonders Epikur, der höchst resignirt scherzte: παιδειαν πασαν φευγε — Laß ab von unnützlichem Erziehen! Der epikuräischen Weltanschauung ist die Stunde gewiß nicht günstig, das skeptische Unterrichtprogramm aber sollte man so ohne Weiteres doch nicht verachten, denn die Väter wissen heute ja gar nicht einmal genau, für welche Zeiten sie die Söhne erziehen sollen. Die beiden Grafen sogar, die jetzt im Landtag die 194 Paragraphen vertreten, selbst die führen allerlei mystische Reden von Dingen, die da kommen könnten, möchten und dürften.

Solche Epochen der Unsicherheit bieten der Romantik ergiebigen Boden. Die vom Heraufkommen des dritten Standes erschreckten Erbeingesessenen pflückten blaue Blumen, in mondbeglänzter Zaubernacht, derberes Geräusch aus neuen Heimstätten scheucht heute die im Besitz früh Ermüdeten zum heiligen Gral, zu Parsifals christlich-buddhistischem Symbolismus. Der gesteigerte Intellekt, der nicht mit dem sich begnügt, was er sehen, schmecken und riechen kann, heischt für sein metaphysisches Bedürfniß Befriedigung und furchtlos dürfte man eine fromme Jahrhundertwende prophezeien, wenn zwischen Friedrich Wilhelm dem Vierten und Wilhelm dem Zweiten nicht eine neue Religion von unerhört — seit dem Feldzuge des Paulus unerhört — propagandistischer Kraft erfunden worden wäre, im Sozialismus. Der Reichskanzler hat wohl das Läuten gehört, aber er weiß nicht recht, wo die Glocken hängen; er führt die sozialistische Gefahr gern im Munde und ahnt doch nicht, daß er seine Kräfte als guter Mensch und — weniger guter Musikant der Einstudirung des „alten Entsagungsliedes" weiht, nur um die neuere Weise zu übertönen: „Es wächst hienieden Brot genug für alle Menschenkinder!" Der erste und der zweite Culturkampf, der Streit um die Maigesetze und die missio canonica der Schule sind nur Vorspiele zu dem viel größeren Kampfe zwischen dem tief pessimistischen Christenthum, das vom elenden Diesseits auf ein besseres Jenseits vertröstet, und dem Sozialismus, der hier auf Erden schon das Himmelreich errichten will. Zweimal schon, gegen das römische Heidenthum und gegen das echt orientalisch schwelgende Judenthum, hat die mitleidig pessimistische Lehre des Bergpredigers gesiegt und noch immer hat sie, wer weiß, die Mehrheit, die Frauen und anderen Schwachen, für sich. Nicht so leichthin möchte ich deshalb Herrn Eugen Richter glauben, daß Katechismus, Bibel und Gesangbuch im Kampf mit dem Sozialismus nur einem hölzernen Säbel gleichen.

Einstweilen steht das Gefecht noch still und die klugen Führer der Sozialdemokratie spotten des grimmen Streitmuthes der Culturkämpfer und halten ihre Schaaren vorsichtig im Schach. Die Mittelparteien, ich meine die Nationalisten, werden vielleicht das Schicksal der Girondisten theilen und dann erst, wenn die Bewegung über sie hinweggegangen und die Fehde zu den Radicalen gelangt sein wird, den Triariern, dann erst wird nach dem romantischen Intermezzo wieder eine entscheidende Weltwende aufdämmern. Wie sie aussehen wird? Wer noch lebt, wird's erleben.

Allzu lange braucht es gar nicht mehr zu dauern. Denn —: Bismarck ging und Keiner kam, der wie dieser Deichhauptmann, auch die Blödesten sehen's nun zu spät, dem drohenden Dammbruche vorzubeugen vermöchte. Daß die romantische Schule bald abzuwirthschaften pflegt, lehrt jede Erfahrung und der Helm wird die Congestionen nach dem Kopfe jetzt wohl nur beschleunigen.

Das Volksschulgesetz ist nur ein Symptom, das Erste nicht und erst recht nicht das Letzte, der romantischen Krankheit. Und weil man im Patientenzimmer nicht gern grobe Wahrheit sagt, blieben selbst die verhärtesten Culturkämpfer stumm, als ein biederer General meinte, er beurtheile jeden Menschen ausschließlich nach seinem Verhältniß zu Gott. Träumt man denn „an maßgebender Stelle" wirklich nichts von der Euthanasie des Christenthums, von seinem an den Namen Luthers schon anknüpfenden mählichen Hinüberschlummern in einen sanften Moralismus, den die Furcht vor etwas nach dem Tode nicht mehr schreckt, seit die Wissenschaft den epikuräischen Satz vom endgiltigen Sterben bestätigt hat? Unter den Zöglingen der romantischen Schule werden nur wenig hierarchisch geputzte Kirchenlichte glänzen, fruchtbar aber sein und reichlich sich mehren wird die unheilige Nachfolge des

Apostata.

Digitized by Google

Dramaturgische Aufführungen.

„Lumpengesindel." Komödie in vier Acten von Ernst von Wolzogen. (Wallner-Theater.) — „Der Unerbittliche." Lustspiel in drei Acten von José Echegary. — „Fräulein Frau." Schwank in drei Acten von Gustav von Moser und R. Misch. (Lessing-Theater.)

Musotte hatte in Todeswehen mich neulich an das süße Sterben der kleinen Mimi Pinson erinnert und ich griff, weil dem Gedächtniß die Controle dienlich ist, nach dem alten Heft der vie de Bohême. Die romantische Mode mag Henry Murger und Theodor Barrière veranlaßt haben, ihr Stück als „drame" zu bezeichnen, während es mit seinen Couplets, mit seinen locker gereihten Bildern und melancholischen Späßen eher die ungewöhnliche Benennung eines tragischen Vaudeville verdiente. Anstatt einer aufwärts geführten, einheitlichen Handlung bringt das berühmte Werk ein ganzes Bouquet kleiner Handlungen; so echt aber sind die Zeitschilderungen, so haltbar in der Farbe, daß heute noch das 1849 zum ersten Male aufgeführte Stück frisch erscheint und lebendig. Es ergeht Einem mit solchem Werk wie mit einem von Meisterhand entworfenen Portrait: ohne das Original zu kennen, ist der Betrachter der Aehnlichkeit gewiß. Und wenn wir selbst nicht wüßten, daß Musette, Mimi und Phémie nach einem halben Jahrhundert noch die Typen des Grisettenthums geblieben sind, dann auch würden wir die Echtheit empfinden: so sah, und nicht anders, das spätromantische Zigeunervolk der vierziger Jahre aus, so schlug, in Lust und Leid, mit den banalen Sorgen der Alltäglichkeit es sich herum, so rückte die erste, harmlose Form bourgeoiser Gesellschaftordnung ihm auf den Leib.

Die Harmlosigkeit hat unsere Gesellschaft längst sich abgewöhnt; von dem Künstler, dem — entsetzliches, aber unersetzliches Wort! — Schriftsteller heischt unsere großkapitalistische und großindustrielle Oberschicht blinde Dienstbarkeit, unterwürfigere, als jemals höfische oder feudale Herrschaft sie verlangt hat. Die Mäcenaten des ancien régime, Ludwig der Vierzehnte selbst und Väterchen Nicolaus, ließen lachend sich mitunter doch die Wahrheit sagen. Die Despoten von heute, Geldborger und Goldberger, dulden dergleichen nie, um keinen Preis; sie wollen vortheilhaft aussehen, im Bilde und auf der Bühne, und commandiren den Poeten: Nur, daß die Kunst gefällig sei! Wehe dem, der sich nicht fügt, der nicht zum schmeichlerischen Hofnarren dieser tyrannischen Machthaber sich hergibt: ohne mit der Wimper zu zucken, läßt die Gesellschaft ihre Schlagbäume vor ihm nieder; draußen mag er, wo die letzten Häuser stehen, an philosophischen Betrachtungen über das Recht des Stärkeren sich ergötzen, bei schmaler Kost, in vertrautem Umgang mit dem Gerichtsvollzieher. Und kein Millionenonkel, wie bei Murger, streckt, wenn die Noth am größten, dem Sünder die rettende Hand entgegen; eher schon thut sich rebellischer Jugend ein Irrenhaus auf, an dessen Pforte zärtliche Verwandte dann ein Thränlein trocknen um den verlorenen Sohn, der also sein Heil verscherzte, weil er an Jupiter Mammon nicht mehr brünstig glauben mochte. . .

Eine neue Bohême ist so allmählich entstanden, die nicht mehr kost und tändelt und flirtirt, die oft genug die Fäuste ballt und hart die Zähne knirschen läßt, die nicht mehr romantisch schwärmt, sondern naturalistisch grollt, die nicht für politische Freiheit, sondern für die Sozialisirung der Gesellschaft auf die Schanzen ruft. Eine mürrische, höchstens noch galgenhumoristische Bohême, ein Proletariat von Künstlern und Literaten, das mißgünstig und scheel dem üppigen Treiben protziger Großmannsucht zusieht und für die Besitzlosen nur noch Mitleiden fühlt und für die Ausgestoßenen, für die große Schaar der „Verkommenen", nach dem guten Wort des Herrn Kretzer. Was man heute nun einmal Naturalismus nennt, das ist durchaus ein Product wirthschaftlicher Zustände; mit wonnigem Behagen, als gälte es, Rache zu nehmen für alte Schmach und verjährtes Unrecht, zeigt unsere Kunst den Schwelgenden Schreckbilder und nur die weit verbreitete ökonomische Kurzsichtigkeit kann diese Bewegung leichthin nehmen. Ceci a créé cela: Weil unsere künstlerisch und literarisch interessirte Jugend, wenn sie nicht seufzend oder bereitwillig das Joch der einträglichen Liebedienerei auf sich genommen hat, von sozialer Unzufriedenheit erfüllt ist, kann sie zu heiterer Lebensauffassung sich auch nicht stacheln und traurig wie das Leben ward die Kunst. Das sollten die ältlichen Doctrinäre und die liberalen Villenbesitzer bedenken, ehe so feierlich sie immer wieder decretiren: die Kunst soll verschönern, erfreuen, erheitern. Die Kunst soll überhaupt nicht, sie muß, sie kann nicht anders, die Stimmung wiederspiegeln, die in heraufkommenden, nicht die in niedergehenden Gesellschaftschichten lebt und wirkt.

Diese Stimmung hat Georg Brandes in seinem Essay über Max Klinger schon vor zehn Jahren getreulich geschildert: „Es waren lauter eifrige Nihilisten, Sozialisten, Atheisten, Naturalisten, Materialisten und Egoisten. Sie docirten einstimmig Ansichten, die für die Gesellschaftordnung und den Frieden des Nächsten höchst gefährlich waren. Sie huldigten der Politik der Pariser Commune. . . Sie hatten das Leben durchschaut. Sie ließen Alles gehen, wie es wollte. Es gab nichts zu wirken und nichts zu hoffen. Es galt, so schmerzlos wie möglich die Zeit todtzuschlagen; sie waren zu alt, um Leidenschaften zu hegen — darüber waren sie hinaus —, zu blasirt, um Illusionen nachzujagen, zu kunstverständig, um sich selbst Genie zuzutrauen, zu stolz, um sich um Lob oder Ruhm zu kümmern; es galt, den einen Tag hinzubringen wie den andern: ein wenig zu malen, eine Partie Tarok zu spielen, recht lange zu schlafen . . . Und sie waren so eifrig, das Evangelium des Egoismus zu predigen, daß sie in vollständigem Communismus lebten, einander halfen, für einander hungerten und einander liebten." Das ist die neue Bohême, das ist die Stimmung im Proletariat des Geistes und der Phantasie. Und wer etwa glauben möchte, hier sei eine vereinzelte Abnormität gezeigt, der lese Zola's L'Œuvre, Dostojewsky's Raskolnikow, Garschin's Novellen und Garborg's Männer; in Deutschland, in Frankreich, in Rußland und Skandinavien: überall derselbe Geist, in national verschiedenen Gewanden.

Ein deutscher Dichter hatte dieser Gesellschaftschicht bisher gefehlt, und als ich von Murger hier sprach, da ahnte ich nicht, daß die neudeutsche vie de Bohême so bald ihren Poeten finden würde, Sie hat ihn gefunden: Ernst von Wolzogen hat in seinem „Lumpengesindel" dem französischen Zeitbilde von anno 48 ein in der getreuen Wiedergabe der Stimmung mindestens ebenbürtiges, in der Charakteristik aber beträchtlich überlegenes Seitenstück geschaffen. Die von der Eintagkritik halb mit Erbarmen gelobte Komödie ist für unsere humoristische Bühnenkunst ein Ereigniß, ein mehr bedeutendes als der erschrecklich aufgelobte „Kollege Crampton", der in Wien eben, ohne Engels, ein böses Geschick erfahren hat. Denn Herr Hauptmann zeichnete auf einen sonst leeren Carton das altstilige Charakterbild des Genies von vorgestern, während Herr von Wolzogen in etwas verworrene Vorgänge der neuesten Herren eignen Geist hineinpinselte, in dem die Zeiten sich gespiegelt haben. Die pariſischen Jüngsten aus der Epoche des Louis Philippe, des Guizot und Thiers sind von Murger nicht sicherer gepackt worden als hier die Jüngstdeutschen aus den Tagen nach dem Ablauf des Sozialistengesetzes. Und sollte vorhin ein gewiß freundlicher Leser den Kopf geschüttelt haben, weil ich der harmlosen die harmvolle Gesellschaft von heute verglich, dann bitte ich ihn gehorsamst, er möge recht aufmerksam zwei nahe verwandte Lustspiele prüfen: „Die Journalisten" und „Lumpengesindel", die beste politische und die beste soziale Komödie der modernen deutschen Bühne. Auf die Gefahr, daß meine sich gegenseitig schätzenden Kollegen die Lippe rümpfen, wage ich nämlich die Behauptung: Wolzogen ist der erste Bühnenhumorist, den man wieder in einem Athem mit dem Dichter der „Journalisten" nennen darf.

Auch Gustav Freytag gab wohl ein glänzendes Zeitbild, nicht aber ein geschlossenes Drama. Die besten Gestalten: Bolz, Schmock, Piepenbrinck und Adelheid dürfte man einfach wegstreichen, ohne daß deshalb das dramatische Gerüst zusammenbrechen müßte. Ein hartknochiger Soldat tritt in den politischen Wahlkampf ein und sein Gegner ist der Bräutigam seiner Tochter: das ist das Thema; und dann erst, als es erweitert wird zur Contrastirung zweier innerlich fremder Gesellschaftschichten, dann erst drängen auch die typischen Vertreter beider Welten mit Nothwendigkeit sich auf, die Cavaliere, die Journalisten und die Kleinbürger. Der ruhigen Kraft Freytags ist es gelungen, die Fäden so fest zu verknoten, daß man den Mangel der Einheit kaum bemerkt; und so plastisch treten, in Fülle gemüthlicher Gesundheit, die der Handlung eigentlich Ueberflüssigen hervor, daß die Hauptsache jetzt fast wie unwesentliches Beiwerk erscheint und der Professor mit seiner Ida beinahe wie das berüchtigte „zweite Liebespaar" der Schönthaniden wirkt.

Ganz ähnlich ist es Wolzogen ergangen. Er scheint zuerst uns für eine geheimräthliche Familiengeschichte interessiren zu wollen, für den höchst correcten Papa, der den schneidigen Assessorsohn mit den Mensurnarben und dem Couleurzipfel ins Herze geschlossen und den jüngeren Gottfried, weil der nicht Ordre pariren, sondern ein Künstler werden mochte, aus dem Hause gestoßen hat. Aber das scheint nur so. Denn gleich darauf tritt das Lumpengesindel, die neue Bohême, auf den Plan und weicht und wankt nicht mehr vom Platze. Da liegt der schwere dramatische Fehler der Komödie: die contrastirten Welten prallen nicht auf einander, sie ziehen neben einander unserem frohen Blick nur vorüber. Eine muthig und vorsichtig doch unternommene Operation könnte dieses Gebresten wohl heilen; es wäre ein Jammer, wenn an einem verhältnißmäßig so geringfügigen Unthätchen solches Werk zu Grunde gehen sollte.

Gottfried schafft, der Bildhauer, die Verbindung zwischen den beiden Gruppen, aber Gottfried, obwohl er mitunter der Ideenträger des Dichters scheint, flößt doch nur bescheidene Theilnahme uns ein und seine schwäbische Wittwe vollends, die eine Million ihrer sozialdemokratischen Koketterie opfern will, sieht einer Caricatur von Bolzens kerngesunder Adelheid doch gar zu ähnlich um unser Interesse fesseln zu können. Ganz warm und wohlig wird uns erst draußen zu Sinn, bei den Gebrüdern Kern, den litterarischen Zwillingen, die so gottlos radical reden und so himmlisch harmlos durch's Leben bummeln. Es war ein ganz und gar genialer Einfall, diesen schlimmen Brüdern, die auf Bebel und Nietzsche zugleich schwören, zum Schwiegervater einen wohlbestallten Polizeiwachtmeister zu geben, eine urfidele Haut, einen Kerl, der leben und lieben läßt und, wenn nur die Meldepapiere in Ordnung sind, um das Glaubensbekenntniß seiner Kumpane sich des Teufels scheert. Kunibert Dippel sogar, den „Nationalökonomen", vom Lumpengesindel den Lumpigsten, läßt er neben sich am Tische sitzen, bei Kaiserpunsch und Bückling, bei Spickaal und Käse, und dem simpeln Mahle warten alle guten Geister des deutschen Humors auf, in fröhlichster Tafellaune.

An Ewig-Weiblichem, das bei Murgers Zigeunermahlzeit so reichlich und adrett vertreten ist, fehlt es hier, obgleich Kern's verheirathet sind, ganz richtig, sogar, mit Standesamt und unbezahltem Souper bei Huster. Das heißt: eigentlich ist nur Friedrich Kern verheirathet, aber Bruder Wilhelm wohnt bei ihm und zwischen den bösen Buben vergrämt sich des armen Elschens Sorge. Schließlich muß sie gar noch vom Lager weichen, einem schmierigen Pumpgenie Platz zu machen, und weil sie der „Ehe zu Dreien" längst überdrüssig ist, nimmt sie das Mäntelchen um und geht hinaus in die Nacht, wieder heim zum Papa Wachtmeister. So zart und fein ist dieser Eheconflikt geknüpft und gelöst, so rund treten und in so schlichter Anspruchlosigkeit die Charaktere hervor, daß ich alle Schwächen und Mängel des dramatischen Gliederbaues darüber gern vergesse und nicht müde werden kann, dieses prachtvolle Lumpengesindel zu rühmen.

Die gescheiteten und gelecten Knaben von Berlin W. haben verkündet, so, wie die Gebrüder Kern, können „bedeutende Schriftsteller" nicht

Digitized by Google

leben. Nämlich, weil man bei Kern's vom Papier ißt, weil der Staub auf den Stühlen lastet und irgend eine Pfändung immer in der stickigen Luft liegt. Die geschiedenen Knaben dünken in ihrer Nachäffung übler Bankiersitten sich eben sehr groß, denn mit schwerer Mühe haben sie sich emporgedienert und meinen nun, nur in den Moderestaurants und im full dress-jacket können „bedeutende Schriftsteller" noch sich sehen lassen. Auch das gehört zum Ganzen und gibt dem Bilde des Lumpengesindels erst das rechte Relief.

Ernst von Wolzogen wird hoffentlich um das Bellen dieser literarischen Apportirhündchen sich nicht bekümmern. Der banale Schwank „Die Kinder der Excellenz" hat ihm einen breiten Theatererfolg bescheert, das prachtvolle „Lumpengesindel" ist nach wenigen Abenden verschwunden. Nicht für immer. Ich sah die dritte Vorstellung und fand ein naives Publikum in heller Freude an dem gesunden Humor der Komödie, die von den unverständigen Pächtern unserer „ersten" Spekulationtheater zurückgewiesen worden sein soll. Wenn Herr von Wolzogen ein Erfolghascher ist, wird er nun sein Leben lang, da es einmal gewünscht wird, Excellenzkinder und andere dumme Geschichten machen. Ein Dichter aber, dem die Mittelacte des Lumpengesindels gelangen, hat Pflichten gegen sich selbst zu erfüllen und darf nicht mit dem großen Strom der Mode schwimmen. Ein Humorist darf gewiß nicht ein Zärtling sein und zu Herrn von Wolzogen habe ich nach seiner muthigen und ehrlichen Dichtung das Vertrauen, daß kein geschäftliches Ungemach und keine kritische Unbill ihn aus einmal gefundener Bahn schleudern wird, auch solche tendenziöse Verblendung nicht, die den Dichter für das adelige Vorurtheil seines Helden, höchst leichtfertig und unklug, verantwortlich macht.

Den Kritikern, die es gewißlich verdienen, hat der schreiblustige Spanier Echégaray in seinem nicht übeln Lustspiele „Der Unerbittliche" einige Witzchen zugeschnellt. Aber Berlin ist nicht Madrid, die Sache stimmt nicht und für unsere „führenden" Kritiker ist die Narrenpritsche eine viel zu sanfte Geißel. So verschwand das romanische Scherzspiel rasch wieder aus dem Hause des einst unerbittlichen Herrn Blumenthal, der jetzt ein Gelübde gethan zu haben scheint, literarisch werthvolle Stücke um keinen Preis der Welt mehr zu geben.

Herr Blumenthal kennt seine Leute und weiß, daß in diesem Winter ihres Depot-Mißvergnügens das Dümmste eben dumm genug ist, um für flüchtige Stunden die bekümmerten Falten von der sorgenschweren Stirn arbeitsamer Jobber hinwegzubaden. Beweis: die Großstadtluft, deren rüder Ulk noch immer zieht. Und weil eine Steigerung doch sein muß, kam nun ein klappernd magerer Schwank „Fräulein Frau" von Herrn von Moser, dem der jüngere Herr Misch hilfreich zur Seite gestanden hatte. Herr von Moser war ein starkes komisches Theatertalent, das leider aus kavalierem Dilettantismus niemals vollständig herausgewachsen ist. Herr Misch scheint, nach den Leistungen, die ich von ihm kenne, ein fleißiger Schwankstudent ohne Individualität, ohne den bescheidensten Sinn für die Vorbedingungen literarischen Schaffens. Eine so liederliche Sprache, ein so müdes Haschen nach alten Späßen sollte auf einer ernsthaften Bühne nicht geduldet werden. Da ich aber Herrn von Moser nicht als ein Unerbittlicher kränken will und da derartige mühsälige Handwerkerei mir immer mitleidige Regungen weckt, bin ich sehr froh, daß ich den Inhalt der aufgewärmten Schwankschüssel nebst dem nachfolgenden Polterabendscherz vergessen habe. Eins nur weiß ich noch und will es warnend melden: die guten Schauspieler des Lessingtheaters haben sich einen Stil angewöhnt, der bedenklich nach den heiligen Hallen des Herrn Adolf Ernst schmeckt. Man wandelt eben nicht ungestraft an die hundert Abende durch die Großstadtluft.

M. H.

Moderne italienische Malerei.

Die Bilder moderner italienischer Künstler, welche jetzt in Gurlitt's Kunstsalon ausgestellt sind, ergänzen in sehr wünschenswerther Weise das zwar glänzende, doch nicht eben vollständige Bild dessen, was wir im vorigen Jahre im Landesausstellungshause von der Kunst unserer südlichen Bundesgenossen kennen lernten. Es sind vielleicht einige Worte über den neueren Entwickelungsgang der Kunst im Lande des Raphael nicht unerwünscht.

In Venedig lebt eine internationale Künstlercolonie, welche ihre besonderen Schaffensgesetze zu haben scheint. Ihre Geschichte ist noch ungeschrieben, aber es wäre der Mühe werth, ihr einmal nachzugehen. Italienisch ist der moderne venetianische Stil seinem Ursprunge nach wohl kaum, obgleich er in coloristischer Beziehung sich anlehnt an die Endpunkte der Barockmalerei der Lagunenstadt, und Tiepolo und Canaletto. Wenn ich recht zu unterscheiden vermag, waren die Gründer der Schule Oesterreicher, nämlich Cecil van Haanen, Ludw. Passini und vielleicht noch Eugen Blaas und Ruben. Der erstere ist der Sohn des seinerzeit in der ganzen Welt bekannten Malers Remy van Haanen. Dieser, ein Holländer von Geburt, lebte zumeist in Wien; seine meist kleinen Stimmungsbildchen, die er in späteren Jahren etwas nach dem Dutzend machte, sind mir noch aus den fünfziger Jahren in vollem Gedächtniß, als ich als junger Bursche theils die Meisterschaft des Freundes meines Vaters, theils die „Feschheit" seines mir an Jahren überlegenen Sohnes bewundern durfte. Ich muß gestehen: ich war ihm böse, diesem Sohne, weil er mir zu sehr in der Kunst Handschuhe zu tragen und mit dem Spazierstocke nach der neuesten Mode umzugehen überlegen war. Vielleicht that ich ihm unrecht: denn meine eigene Anlage zum „Elegant" war zu gering um einen gerechten Maßstab für andere abzugeben. Aber ich muß gestehen, daß es mir einen kleinen Stich versetzte, als ich die ersten Bilder von Haanen sah. Ich war ja wohl nur das Echo des Kreises in dem meine Eltern lebten: Friedrich Hebbel, Ernst Brücke, der Physiolog Ludwig, Kürnberger, v. Littrow und wie sie sonst hießen, sahen die größte Gefahr für einen jungen Mann in Wien darin, daß er „verwienere." Und Cecil schien mir verwienert. Da konnte nicht viel Gutes herauskommen! Und nun standen die Bilder vor mir, mein System hatte ein Loch bekommen. Trotz des wenigstens nach Maßgabe meiner damaligen Urtheilskraft untadelhaften Schnittes der Haanen'schen Röcke und Hosen war ein ganzer Kerl aus diesem modischen Gewande herausgewachsen. Schon in der Mitte der siebziger Jahre kamen von ihm Bilder zum Vorschein, in welchen sich die Intimität der Seelenbeobachtung, welche die deutsche Genremalerei auszeichnet, mit einer Intimität des silbernen Tones mischte, die — wenn ich recht sehe, etwas von der holländischen Heimath seines Vaters zeigt. Es klingt ein Ton von Artz und Israels nach, nur daß aus der trüben, ernsten Nordseestimmung, die des lachenden Venedig geworden ist: Blaue Sonnennebel um lustige frei sich bewegende, schwungvolle Menschen — das ungefähr ist das Programm.

Ludwig Passini hat es in Berlin lange Zeit allein vertreten. Er wies auf die Aquarellkunst, denn der Silberton ist so recht eigentlich aquarellmäßig. Aquarellisten haben ihn dann auch in Venedig fortgeführt, italienische Maler wie der in Deutschland sehr bekannte Zezzos, der wieder bei Gurlitt durch einige anmuthige Arbeiten vertreten ist; oder Mainella, dessen Aquarelle zumeist aus einem feinen Ton für die Luft, einem verwandten, kräftigeren für die See, und als Grenze zwischen beiden einen lebhaft gefärbten, aber schmalen Strich — Häuser, einer Lagune, das feine Venedig oder dergleichen bestehen. — Der Ton dieser Bilder spielt auch bei den Meistern der Oeltechnik wieder. Ettore Tito, dessen „Wäscherinnen" vor ein paar Jahren den Münchnern den Kopf verdrehten, oder Guglielmo Cirardi der ein erneuter Canaletto voller Kraft und Leben ist. Als ein neuer Künstler der Richtung erscheint bei Gurlitt der farbenkräftige Brugnoli. Das Volk der Aquarellisten hat sich mit Vorliebe ihr angeschlossen. Engländer wie Henry Woods, Luke Fieldes, Logsdail gehören eng in die Colonie. Der Russe Wollkoff nicht minder. Die Deutschen Dill, Herrmann, um nur zwei der hervorragendsten zu nennen, sind von Venedig mächtig beeinflußt. Es ahmt nicht einer den anderen nach, sondern die Lagunenstadt macht sie unter sich gleich. Das Oertliche tritt in ihnen so stark hervor, daß die Nationalität geradezu verschwindet. Angehörige aller Völker malen Venedig — sie malen es alle venetianisch. Die alten Herrenrechte der Königin des Adriatischen Meeres sind wieder in ihr Recht getreten. Sie zwingt die Nationen. Der Zug von Internationalität, den noch im vorigen Jahrhundert dies Ausfallthor gegen den Orient hatte, zeigt sich wenigstens in seiner Kunst wieder.

Italienische Malerei ist diese moderne venetianische Kunst also nicht. Sie ist in ihrem Grundwesen holländisch. Ein alter Zug malerischer Verknüpfung hat die Völker der Nordsee immer wieder nach den Lagunen geführt. Venedig spielt in der Kunst des Nordens, namentlich auch Englands eine große Rolle. Dafür hat es sich auch der Fremde erschlossen. Venedig ist die Steigerung von Amsterdam, Amsterdam unter südlicher Sonne, feinen Düften, feuchtem Himmel unter starkem Licht: dort lösen sich leichter die koloristischen Räthsel, welche die Nordsee tiefer und ernster stellt.

Die venetianische Malerei ist dafür auch die im Norden am leichtesten verständliche. Sie war lange Zeit die allein bekannte. Wenigstens in Berlin. Sonst wäre die Ueberraschung schwerlich verständlich, welche die moderne römische und neapolitanische Kunst auf der Internationalen Ausstellung hervorrief.

Bei Gurlitt ist jetzt eine große Anzahl von Werken der Meister dieser Schulen ausgestellt. Ich bin weit entfernt mich für einen Kenner moderner italienischer Kunst zu halten. Aber vielleicht ist es mir doch möglich, solchen, denen sie noch ferner steht, etwas Neues über ihren Entwickelungsgang zu sagen.

In Deutschland fast unbekannt, in England und Frankreich aber hoch geschätzt lebt in Neapel als Führer des modernen Kunstschaffens: Dominico Morelli, umgeben von begeisterten Verehrern und einer Fülle von Nachahmern. Morelli, der jetzt nahe an den Siebzigern sein dürfte, ist ein Kind des Volkes. Er besuchte zwar seiner Zeit, unter den Bourbonen, die Akademie, fand dort aber nichts zu lernen. Mit seinem Freunde und Kunstgenossen Pasquale Villari mußte er selbst nach der Kunst suchen, da er niemand traf, der ihm die Wege hätte weisen können. Er wurde ein Realist, und zwar zunächst an der Hand der englischen Dichter Browning und Byron. Dann kam er in Rom unter Overbecks Einfluß, in dessen Atelier er über ein Jahr arbeitete. Noch heute wirkt in seinen Madonnen die Innigkeit des deutschen Meisters nach. Aber nach einer Richtung folgte Morelli seinem Lehrer nicht: ihm waren die alten Italiener nicht die rechten Erklärer der Kunst, der Natur, des Lebens um ihn, sondern er hielt sich an die lebendigen. Er bleibt ganz und gar ein moderner Neapolitaner: Bei ihm ist jede Bewegung von hastigem Schwung, jede Gemüthsstimmung leidenschaftlich, jede Form von unüberlegter Anmuth, der Grundzug eine weltliche Frische, eine herzliche Ursprünglichkeit. Der Orient zieht ihn mächtig an: er beginnt früher als die Franzosen, oder doch gleichzeitig mit ihnen, sicher aber entschiedener als sie die heilige Geschichte im Gewand des heutigen Palästina darzustellen. Und zwar zeigt er sich hierbei ganz frei von allen akademischen Posen und Kompositionsgesetzen. Seine Gestalten stehen wie zufällig im dargestellten Raume. Der Schwerpunkt aber ist auf die malerische Verfeinerung gelegt. In dieser ähnelt er dem Franzosen Gérôme, ohne daß er wie dieser akademischer Schönheit verfällt. Er weiß seinem Raume nicht nur eine perspektivische Weite zu geben, er vermag die Tonwerthe fein genug abzustimmen, daß die zeichnerische Perspektive auch malerisch zum Bewußtsein kommt. Durch sein und seiner Genossen Schaffen wurde der Grund für die heutige Kunst von Neapel gelegt.

Digitized by Google

In die Kunstweise des Morelli gehört auch jene des Michetti. Auch dieser ist nicht an der Chiaja geboren, sondern irgendwo in einem italienischen Neste, ein Mann aus dem Volke, der sich mit der unglaublichen Aufnahmefähigkeit der Neapolitaner plötzlich das Malen angewöhnte und es in diesem bald zu unvergleichlicher Feinheit brachte. Sein Verdienst ist dabei, daß es ihn auch nicht hinunter an die vornehmen Straßen Neapels zog, die sich am Meere hinziehen, sondern daß er in seiner urthümlichen Welt blieb, daß er sich dem Volke nicht entfremdete, wie wir Deutsche es thun, wenn uns der Zopf „Bildung" angehängt worden ist. In Morellis Kunst ist der Ernst, die Gluth, das übertriebene Pathos, die Leidenschaftlichkeit der Neapolitaner ausgesprochen; aus Michetti tönt das Lachen hervor, das schon Manchem dort unten am blauen Golfe das Herz gefangen nahm, jenes fröhliche, sangreiche Lachen reiner Lust am Leben, ohne viel Ursache, ohne daß man Witze zu schneiden braucht, das nur der Ausdruck eines unendlichen Behagens ist. Wer je Neapolitaner etwas Gutes essen sah, der kennt die Grundstimmung seiner Bilder: die Augen leuchten, der ganze Oberkörper ist nur ein Trichter zur mühelosen Aufnahme der Gottesgabe und der Mund schmatzt mit rücksichtsloser Zufriedenheit. Das ist die Kunst, wie sie z. B. auch der erst dreißigjährige, in Neapel geborene Brancaccio vertritt: Der Golf und ein paar bunte Häuser daran im Sonnenschein, der Berg mit einem weißen Wölkchen, der sich in der blanken See spiegelt, ein Garten voller Orangen und hinten eine neu geweißte Wand — Alles dies schlicht und doch verschmitzt dargestellt und von einem Glanz, als sei die ganze Welt mit Speck eingerieben. Wäre ich ein reicher Mann, ich würde mir einen Brancaccio dorthin hängen, wo ich in ärgerlicher Stimmung zu sehen habe, in's Bureau oder — wenn ich Berliner Theaterkritiker wäre — vor die Bühne. Man kann nicht gelbsüchtig werden, so ein Bild im Auge!

Aber sie sind Esser, diese Neapolitaner, keine Vielesser. Sie wissen was gut ist und haben ein feines Organ für Geschmack. Solche Bilder, wie sie zum Beispiel Forti uns vorführt, sind wohl mühelos entstanden, aber die Frucht langer emsiger Arbeit. Die Italiener, die die Begabung haben, fauler auf dem Rücken im Sonnenscheine liegen zu können als irgend ein Nordländer, sind sehr fleißige Leute. Sie machen nicht viel Wesens von der Arbeit, aber sie greifen zu. In ihnen ist eine glückliche Beobachtungsgabe und, da sie den ganzen Tag im Freien sind, ein intimes Verhältniß zur Natur. Der „Verismo" steckt ihnen im Blute. Man merkt nicht den Kampf nach Wahrheit wie bei den Deutschen, sie ringen sich nicht durch alte Gesetze und noch ältere Ueberlieferungen abstrakter Schönheit hindurch, sondern verlassen sich auf sich selbst. Es gibt kaum eine Schule, die unbeeinflußter von den „Alten" ist, als diese neapolitanische. Man sehe z. B. Saporetti's reizvolle Arbeiten. Wer sich kunsthistorischer Kenntnisse rühmen will, mag die manchmal etwas todten braunen Schatten in seinen Aquarellen mit Ribera vergleichen. Der Maler selbst denkt sicher nicht an diesen alten Herren und scheint eifrig bestrebt, die Verwandtschaft abzustreifen. Er sieht die Welt nach seiner Weise: Und man folgt ihm gern. Simonetti ist Morelli in seinem Zuge nach dem Orient gefolgt. Er malt uns ein Café in Jerusalem und eine „Siesta", die so köstlich frech ist, daß sie von van Beers sein könnte. Greine, wer Lust hat, über den Strich weißen Fleisches über dem grauseidenen Strumpf der horizontalen Dame: In Neapel ist die Prüderie nicht erfunden worden. Es steckt aber ein gutes Stück Pariserthum in diesem Bildchen. Fortuny und seine Feinmalerei: Das ist der Vorwurf, den ich ihm machen möchte!

Cornelius Gurlitt.

Notizen.

Deutsche National-Literatur. Herausgegeben von Joseph Kürschner. (Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft.) Wir haben schon wiederholt auf dieses hochbedeutsame Unternehmen hingewiesen, das an Großartigkeit und Gediegenheit nicht nur in unserer heutigen Buchindustrie, sondern auch im Schriftthum der übrigen Culturnationen seines Gleichen nicht hat. Es ist das bleibende Verdienst Kürschner's, mit tiefer Sachkenntniß den Plan bis in's Einzelne hinein entworfen und ihn durch die überaus glückliche Wahl seiner Mitarbeiter vortrefflich zur Ausführung gebracht zu haben. Fachgelehrte von Ansehen schaarten sich auf seinen Ruf um ihn und bildeten nicht nur auf dem Titelblatt einen imponirenden Generalstab, sondern waren neben dieser wirksamen Repräsentation auch zur thatkräftigen Mitwirkung bereit. Creizenach, Geiger, Liliencron, Milckſack, Minor, Sauer u. v. A. haben zum schönen Gelingen mitgeholfen, und manche frische Kräfte traten in den letzten Jahren noch hinzu. Auch die Ersatzmänner, die der gewandte Herausgeber an die Stelle der Hingeschiedenen (Bartsch, Boxberger, Birlinger ꝛc.) erwähnte, arbeiten im alten Geiste rüstig weiter, so daß die Verlagsbuchhandlung den Abschluß des Unternehmens in Aussicht stellen kann. An die 200 Bände liegen nunmehr vollständig vor uns, die im Einzelnen die hohen Erwartungen, die unsere Gebildeten an Kürschner's „National-Literatur" stellten, vollauf befriedigen, wenn nicht übertreffen. Unter den neuerschienenen Bänden heben wir Professor Piper's vorzügliche Ausgabe des Nibelungenlieds hervor und die schöne Auswahl aus der lehrhaften Literatur des 14. und 15. Jahrhunderts von Prof. Ferdinand Vetter in Bern, dem Herausgeber der Schweizerischen Rundschau; auch der Wolfram von Eschenbach von Paul Piper verspricht nach seiner Vollendung eine Muster- und Meisterleistung zu werden. Dabei bemerken wir ausdrücklich, daß diese älteren Denkmäler im Originaltexte wiedergegeben sind aber ihr Verständniß wird dem nicht germanisch geschulten Leser durch erläuternde sprachliche Fußnoten und knappe Wörterbücher im Anhange wesentlich erleichtert. Vielleicht hätte sich diese Auswahl nur auf die wichtigsten Denkmäler beschränken können, z. B. bei Eschenbach auf den Parcival, aber in solchen Dingen ist es schwer, jeden Geschmack zu treffen. Im Allgemeinen, dies kann constatirt werden, haben „Kürschner und seine Leute" den richtigen Mittelweg getroffen, was umso verdienstvoller ist, als die Fachgelehrten oft ihre Lieblingsautoren überschätzen. Da gilt es eben für einen Herausgeber, fest zu bleiben und den Blick auf's Ganze gerichtet zu lassen. Wie sehr Kürschner diese Redactionsarbeit verstanden hat, zeigt sich auch in den Bänden, die den kirchlichen Kämpfen in der weltlichen Reformationsliteratur gewidmet sind. Brant's Narrenschiff von Bobertag, Murner und Hutten von Balke — und dazu die schönen und zahlreichen Nachbildungen alter Holzschnitte, die den satirischen und polemischen Schriften beigegeben sind, so daß die ganze Epoche sich nicht nur literarisch, sondern auch sittengeschichtlich abspiegelt. Mit Recht sind die öden Werke des 17. Jahrhunderts nur in Kürze schon früher erledigt worden, umso voller gelangt jedoch das 18. zum künstlerischen Ausdruck. Heinrich Pröhle, der schon so manchen gediegenen Beitrag zur klassischen Literaturperiode geliefert, bringt Wieland's beste Poesie- und Prosawerke, Richard Hamel, einer der wenigen Deutschen von heute, die sich rühmen können, die Messiade gelesen (und auch fleißig durchstudirt) zu haben, bietet einen vierbändigen Klopstock, Nerrlich eine Auswahl von Jean Paul, Schiller (von Boxberger u. A.) ist ganz, Lessing (von Blümmer u. A.) nahezu vollständig geworden und übertreffen alle bisherigen Ausgaben. Lombel in Prag hat Herder's Schriften in Auswahl herausgegeben, während der (fast zu vollständige) Goethe in Düntzer und Schröer bewährte Herausgeber gefunden hat. Die dreibändigen naturwissenschaftlichen Schriften sind von Rudolf Steiner mit sachkundigen Erläuterungen und vortrefflichen Einleitungen versehen worden. Das 19. Jahrhundert hat neuerdings sehr rüstige Förderung erfahren. Die Romantiker hat Prof. Max Koch in einer ziemlich ausführlichen Immermann-Ausgabe in vier Bänden und in Sammelbänden, die Arnim, Ernst Schulze, Brentano, Callot-Hoffmann u. A betreffen, mit Geschick behandelt, der fleißige Bobertag, dem wir eine Geschichte des Romans verdanken, hat sich Hauff's, Grabbe's Beer's angenommen, Hebel hat Behaghel edirt, Koch bringt einen Lenau in zwei Bänden, und A. Stern bietet unsere weitaus beste Körner-Ausgabe (drei Bände), wozu Director Peschel vom Körner-Museum zahlreiches ungedrucktes Material zur Verfügung gestellt hat. Der Raum zwingt uns, von den übrigen nicht minder vollendeten neueren Leistungen in Kürschner's „National-Literatur" leider zu schweigen. Jeder Band, geschmackvoll ausgestattet und einzeln zu beziehen, ist ein beredtes Zeugniß für die wohldurchdachte Leitung im Ganzen und den populärwissenschaftlicher Geist im Einzelnen — ein wahrer Schatz für jeden Freund unseres Schriftthums.

Was sind die Freimaurer und was wollen sie? (Dessau, Hermann Oesterwitz.) Die bereits im Jahre 1888 in etwas anderer Form erschienene Schrift liegt hier in 5. Auflage uns vor. Allenthalben merkt man dem Verfasser an, daß es ihm mit der Freimaurerei heiliger Ernst ist, und stets wirkt der warme Brustton überzeugend. Das Leitmotiv ist Lessing's Wort: „Die Freimaurerei ist nichts Willkürliches, nichts Entbehrliches, sondern etwas Nothwendiges, das in dem Wesen des Menschen und der bürgerlichen Gesellschaft gegründet ist." Das gutgeschriebene Büchlein kommt gerade im gegenwärtigen Augenblicke zu paß, wo aus der Thatsache, daß Kaiser Wilhelm II. nicht Freimaurer ist, Kapital gegen die Maurerei geschlagen wird.

Seinem ausgezeichneten deutsch-französischen Wörterbuche der Umgangssprache läßt Emil Goldschmidt in Berlin jetzt ein ganz nach denselben Grundsätzen ausgeführtes Wörterbuch der deutsch-englischen Umgangssprache folgen. Der Verfasser, Martin Krummacher, hat hier eine musterhafte lexikographische Arbeit geliefert, und nicht minder gut als das Dictionaire ist die Beigabe, welche ein Gesprächbuch für den Reiseverkehr (auch einzeln zu haben) enthält. Ueberall ist die Aussprache und Schreibung genau angegeben, das Nothwendigste aus der Grammatik, technische Ausdrücke und sogar das Slang berücksichtigt. Für Hunderttausende, die nur das Gebräuchliche für den Umgang wissen wollen, ist das Buch ein wahrer Schatz in lexikographischer Hinsicht so überraschend praktisch und einfach, wie das Ei des Columbus.

Florus Brüggemann's Nachlaß. Roman von A. von Klinckowström. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Ein unterhaltender Roman. Sowohl der alte Testator als diejenigen, die sich in seine Verlassenschaft zu theilen haben, sind scharf gezeichnete Charaktere, in denen jedoch die verschiedenartigsten Schattirungen vertreten sind. Mit künstlerischer Kraft sind aus den Gegensätzen dieser Charaktere die interessanten Situationen entwickelt, die sich zu einer spannenden Handlung gruppiren. Noch besser gefiel uns: Stasi. Eine Geschichte aus dem bayerischen Walde erzählt von Otto v. Schaching. (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.) Die Geschichte der schönen Stasi von Baderhof, der vielumworbenen jungen Witwe, und ihrer Freier, um die sich die außerordentlich charakteristischen Gestalten des alten Lumpensammlers Martin, des brutalen Oberknechts Veitl, der alten „Burglhex" und andere dem Leben abgelauschte Erscheinungen gruppiren, wird nicht nur die zahlreichen Kenner und Freunde altbayrischen Wesens fesseln, sondern alle, die für die elementaren Aeußerungen unverfälschten Menschenthums ein offenes Auge und offene Sinne haben.

Digitized by Google

Inserate.

Im Verlage von J. A. Stargardt in Berlin ist erschienen:

Der Intendant in tausend Nöthen.

Posse in 4 Akten
von
Karl Bilke.

Preis eleg. brosch. 2 ℳ.

Eine geistvolle Verspottung moderner Bühnenerzeugnisse und Bühnenzustände, welche überall des fröhlichsten Erfolges sicher ist.

Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Karl von Hase,

Handbuch der protestantischen Polemik gegen die römisch-katholische Kirche.

5. Aufl. XXXVI, 728 S. gr. 8°.

geh. 12 ℳ, geb. (Halbfranz) 13 ℳ 50 ₰.

Die berühmte Schrift Karl v. Hase's, welche längere Zeit gefehlt hat, erscheint jetzt in fünfter, durchgesehener Auflage. Sie ist unter den heutigen Zeitverhältnissen besonders werthvoll und für jeden Gebildeten verständlich.

Otto Meissners Verlag in Hamburg.

Beiträge zur Physischen Geographie der Ostsee.

Von **Dr. Carl Ackermann.**

Mit einer Tiefenkarte u. 5 lithograph. Tafeln. Zweite Ausgabe. gr. 8. 25¾ Bogen 4 ℳ.

Eine vortreffliche Monographie, welche Alles zusammenfasst, was in den letzten Decennien in der Kunde dieses Meeres geleistet worden. Die Grenzen, Zugänge und Tiefenverhältnisse, die aufbauenden und zerstörenden Wirkungen der Wellen, die Strömungs- und Windverhältnisse, die Temperatur-Schwankungen, die Ostsee-Flora und Fauna erfahren in dem reichen Werke eingehendste Behandlung. Der Geograph sowohl wie der praktische Seemann werden diese „Beiträge" sehr gut verwerthen können.

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Meyers Conversations-Lexikon.

Neuste Auflage (1891), 16 Bände u. Supplementband. Halbfr. **Tadellos.** Nur ℳ 110.—.

Sanders, Wörterbuch der deutschen Sprache mit Ergänzungswörterbuch. 4 Bde. Halbfr. **Neu!** ℳ 60.—.

Allg. Historisches Porträtwerk. Nach Auswahl von Dr. W. v. Seidlitz, mit Text von Lier u. Tillmann. **Dichter u. Schriftsteller.** 151 Blatt Phototypien nach den besten gleichzeitigen Originalen. **Künstler u. Musiker.** 101 Blatt. **Gelehrte u. Männer der Kirche.** 100 Bl. 3 Halbkalblederbände, neu ℳ 100.—.

Klein, Geschichte des Dramas. 15 Bände. Erste Ausgabe. Schön Halbfr. ℳ 75.—.

Bestellungen gegen Postnachnahme an **C. Rudloff** in **Berlin W.**, Culmstraße 8.

Soeben erschienen: **Humoresken von Julius Stinde.** Allen Freunden des Humors empfohlen! Geheftet 3 Mark, gebunden 4 Mark. Zu beziehen durch **Gsellius**, Berlin, Mohrenstraße 52.

Neuer Roman von Theophil Zolling.

Soeben ist bei mir erschienen und nehmen alle Buchhandlungen Bestellungen an:

Coulissengeister

Roman von Theophil Zolling

2 Theile in einem Bande

Preis: Geh. M. 6.—, Gebunden M. 7.—

Der neue Roman des beliebten Erzählers hat bei seinem ersten Erscheinen in einer Reihe großer Tagesblätter (Berliner Nationalzeitung, Wiener Fremdenblatt, Hamburger Correspondent ꝛc.) viel Aufsehen erregt, sodaß die Buchausgabe mit Spannung erwartet wird. Der Roman spielt in Wien, Berlin und auf westpreußischen Rittergütern und enthält eine ganze Gallerie leicht erkennbarer Gestalten aus unseren hocharistokratischen und Theaterkreisen. Ein Berliner Blatt äußerte, daß das deutsche Bühnenleben, welches besonders in Theaterstücken immer gefälscht und geschmeichelt zur Erscheinung gelange, in Zolling's „Coulissengeistern" zum ersten Male ein umfassendes Abbild von packender Wahrheit, köstlichem Humor und künstlerischem Werthe gefunden habe.

Leipzig. **H. Haessel, Verlag.**

In **Carl Winter's Universitätsbuchhandlung** in **Heidelberg** sind soeben erschienen und zu **Festgeschenken** empfohlen:

Schiller als Philosoph. 2. neubearbeitete und vermehrte Auflage. In 2 Büchern. II. Buch: **Die akademische Zeit 1789—1796** von **Kuno Fischer,** Wirkl. Geh. Rat u. Professor der Philosophie in Heidelberg. 8°. Eleg. brosch. 3 M. 50 Pf. Beide Bücher eleg. in Lwd. geb. 7 M. 50 Pf. Bildet zugleich:

Schiller-Schriften. Zweite Reihe (Schiller als Philosoph 1. u. 2. Buch.) 8°. Eleg. brosch. 6 M., eleg. Halbleder 8 M.

Aus Natur und Wissenschaft. Wanderblätter und Skizzen. Von **Viktor Meyer,** Geh. Rat u. Prof. d. Chemie in Heidelberg. 8°. Eleg. brosch. 4 M., in Lwd. geb. 5 M.

Inhalt: Die Jungfrau. — Der blaue Strahl. — Substanz und Seele. — Ernährung und Arbeit. — Zum Gedächtnisse eines früh Geschiedenen. — Eine Erinnerung an Friedrich Wöhler. — Die Umwälzung in der Atomlehre. — Chemische Probleme der Gegenwart.

Verlag von **Georg Weiss** in **Heidelberg.**

Die
Positive Philosophie
von
August Comte.

Im Auszuge von **Jul. Rig,**
übersetzt von **J. H. v. Kirchmann.**
2 Bände. 17 ℳ.

Verlag von **Georg Reimer** in Berlin,
zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Zu
Bibel und Religionsphilosophie.

Vorträge und Abhandlungen
von
H. Steinthal, Dr.
Professor für allgemeine Sprachwissenschaft an der Universität Berlin.
4 ℳ 80 ₰.

Moltmanns Verlag, Hamburg-Hohenfelde.

Karl Friedrich, Die Bekämpfung der Sozialdemokratie in ihrer Wurzel.
Franko und direkt gegen Einsendung von 40 Pf. in Briefmarken.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschien:

Ludwig Feuerbach.

Sein Wirken und seine Zeitgenossen
mit Benutzung ungedruckten Materials
dargestellt von
Wilhelm Bolin.

Oktav. 366 Seiten. Preis geheftet ℳ 6.—.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Die Gegenwart 1881—1888.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1881—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Einbanddecken zu obigen Jahrgängen oder Bänden à 1 M.

Verlag der Gegenwart
in Berlin W, 57.

Hierzu eine Beilage von der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 8. Berlin, den 20. Februar 1892. Band XLI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Das Volksschulgesetz und seine Folgen. Von Baculatus. — Soldatenmißhandlungen. Von einem Civilisten. — **Literatur und Kunst:** Zum gefälschten Idealismus. Von Hieronymus Lorm. — Die Willensphilosophie und der Sprachgeist. Von Karl Schulz. — Gustav Kastropp. Von Wilhelm Ernst. — Zum gegenwärtigen Stand der deutschen Kunst. Von Gustav Luedecke. — **Feuilleton:** Giulia la bella. Von Sigurd-Jönköping. — Dramaturgische Aufführungen. Von M. H. — Inserate.

Das Volksschulgesetz und seine Folgen.

Die erste Berathung des Volksschulgesetzes im Abgeordnetenhause hat unzweifelhaft gezeigt, daß alle Parteien ohne Ausnahme von der Bedeutung und Wichtigkeit der Volksschule für das Culturleben und die Entwickelung des Staates überzeugt sind. Fast macht es den Eindruck, als ob jede Partei des festen Glaubens lebe: wer die Schule habe, der habe auch die Zukunft. Die Richtigkeit dieses Satzes möge dahingestellt sein. Jedenfalls aber ist es Thatsache, daß die Volksschule nicht vorhanden ist ohne die Volksschullehrer, daß die preußische Volksschule nicht gedacht werden kann ohne die 70,000 an preußischen Volksschulen angestellten Lehrer und folglich, daß die preußische Volksschule nur der hat, welcher auch die große Masse der preußischen Volksschullehrer für sich hat oder für sich zu gewinnen weiß. Die Debatten im Abgeordnetenhause haben das Gesetz bereits von den verschiedensten Seiten beleuchtet; der Gedanke scheint indessen noch keinem Redner — und am wenigsten dem Herrn Cultusminister und seinen Beamten gekommen zu sein, daß die Wirkung des Gesetzes ganz wesentlich bedingt wird durch die Stellung, welche der Stand der preußischen Volksschullehrer demselben gegenüber einnimmt.

Alle diejenigen, welche in einem Volksschulgesetz nach dem Herzen der Porsch und Stöcker das Palladium gegen die sozialdemokratischen Umsturzideen erblicken, vor Allem aber der Herr Cultusminister und seine Beamten, kommen mir vor wie der Alpenjäger:

> Und unter den Füßen ein neblichtes Meer,
> Erkennt er die Städte der Menschen nicht mehr! —

Was dort unten in der Volksseele und vor Allem, was in der Seele des Schulmeisters vorgeht, das liegt so bergetief unter dem Gesichtsfelde jener Herren, daß sie nichts davon gewahr werden. Wie wäre sonst wohl jener schreiende Widerspruch überhaupt nur denkbar, in welchem sich die Urheber wie die Lobredner des Entwurfes befinden! Die Volksschule soll die Gesellschaft, den Staat, die Zukunft retten; die Volksschullehrer aber werden gerade durch dieses Gesetz mit einer beleidigenden Rücksichtslosigkeit behandelt. Keine ihrer berechtigten Forderungen wird erfüllt. Der Entwurf stellt ihnen weder ein auskömmliches Brot, noch eine ehrenvolle Wirksamkeit in Aussicht. An Händen und Füßen gefesselt wird der Volksschullehrer dem Klerus überliefert, der über seine Anstellung, seine Arbeit, sein Fortkommen, der über sein Wohl und Wehe endgültig entscheidet. Das alles ist freilich in der ersten Berathung des Entwurfs von freisinniger, nationalliberaler und selbst von freiconservativer Seite mit genügender Schärfe und wuchtigem Nachdruck gesagt worden. Aber ein Anderes ist nicht gesagt oder doch höchstens nur flüchtig und leise gestreift worden: wie nämlich sich der Volksschullehrerstand verhalten wird, wenn der Entwurf wirklich zum Gesetz erhoben würde. Es sind doch schließlich die Volksschullehrer, welche Religion und Vaterlandsliebe in die Herzen der Jugend pflanzen sollen. Von ihrer Hingabe und Treue, von ihrem Eifer und ihrer Begeisterung hängt es doch schließlich ab, ob die erhofften Wirkungen des Gesetzes in dem heranwachsenden Geschlecht zu Tage treten. Hier gerade ist der Punkt, über den die hochmögenden Herren sich gründlich zu täuschen scheinen. Wenn sie nur ein wenig in der Volksseele zu lesen verstünden, es müßte ihnen sofort klar werden, daß von den erträumten Wirkungen des Gesetzes so ziemlich das gerade Gegentheil eintreten wird. Dieser Gedanke scheint den Herren, welche das rothe Gespenst mit einem vom Geiste Windthorst-Stöcker'scher Orthodoxie durchdränkten Jugendunterricht bannen wollen, gar nicht gekommen zu sein. Welche Vorstellung machen sich jene Herren von dem preußischen Volksschullehrer eigentlich? Glauben sie wirklich, daß er auch heute noch wie vor hundert Jahren bereit ist, den Geistlichen in allen Fragen des Unterrichts als seine natürliche Autorität anzusehen, daß er auch heute noch bereitwilligst auf eine eigene Meinung in Betreff des Religionsunterrichtes Verzicht leistet, wenn nur der Herr Pfarrer oder der Herr Caplan seinen Mund aufthut? Wenn man das glaubt, so täuscht man sich gewaltig. Die preußischen Volksschullehrer sind keine Gliederpuppen, deren geistige Bewegung man am Schnürchen hat. Ein Stand, wie der der preußische Volksschullehrer, welcher sich unter heißem Mühen und harten Kämpfen von geistlicher Bevormundung in pädagogischen Dingen innerlich befreit hat und dessen Glieder von einem lebendig ausgeprägten Standesbewußtsein erfüllt sind, kann nicht durch einen gesetzgeberischen Act so ohne Weiteres in seiner Entwickelung um 50 Jahre zurückgedreht werden. Die bestimmt ausgeprägte Entwickelung, welche der deutsche Lehrerstand in der Gegenwart erreicht hat, ist eine geschichtliche Thatsache, welche der Zedlitz'sche Schulgesetzentwurf einfach ignorirt. Damit wird diese Thatsache indessen nicht aus der Welt geschafft. Die Urheber des Gesetzes haben es nicht für der Mühe werth gehalten, diese Thatsache als Faktor mit in ihre Rechnung zu stellen, und darum wird auch das Resultat ein falsches werden. Mit anderen Worten: man rechne nur nicht allzuviel auf die bereitwillige Mitwirkung der Volksschullehrer, wenn der neue Kurs eingeschlagen wird. Was sollte wohl den preußischen Volksschullehrer veranlassen, sich mit hingebender Begeisterung in den Dienst eines Schulgesetzes zu stellen,

Digitized by Google

welches ihm persönlich nur Enttäuschung und Demüthigung bringt? Ein Gesetz, das außerdem die freie Entwickelung der Schule auf viele Jahre hinaus hemmt, und das nicht einen einzigen frischen, belebenden, schöpferischen Gedanken zur Welt bringt: ein solches Gesetz muß in allen Gliedern des preußischen Lehrerstandes — soweit dieselben sich ihrer idealen Aufgabe bewußt sind — die entschiedensten und unversöhnlichsten Gegner finden. Was dabei herauskommt, wenn der Entwurf zum Gesetz erhoben wird ist ganz klar: das Gesetz wird, zwar seine Wirkung haben, aber gerade die erwartete Wirkung wird ausbleiben.

Es wird seine Wirkungen haben! Man braucht kein Prophet zu sein, um zu sagen, daß es zunächst die Quelle unendlicher Zwistigkeiten zwischen dem Stand der Geistlichen und dem der Lehrer sein wird. Das Verhältniß zwischen diesen beiden Ständen ist so wie so schon kein gutes, und zwar liegt der Grund des Uebels lediglich in dem Umstand, daß der Lehrer den Geistlichen als seinen natürlichen Vorgesetzten ansehen soll. Das ist ein Verhältniß, welches sich überlebt hat, das aber zum Schaden der Kirche wie der Schule fortbesteht. Das neue Schulgesetz conservirt dieses Verhältniß nicht allein, sondern es sucht dasselbe zu Gunsten der Kirche noch weiter auszubauen. Thatsächlich wird indessen die Kirche dadurch schwer geschädigt werden. Gerade diejenigen Lehrer, welche sich eine feste religiöse Ueberzeugung erworben haben — und das sind die Besten ihres Standes — werden am allerwenigsten geneigt sein, ihren Religionsunterricht nach den Forderungen einer engherzigen Orthodoxie einzurichten. Die Freiheit, welche sie thatsächlich haben und welche man ihnen gar nicht nehmen kann, wenn man nicht neben jeden Lehrer zu jeder Stunde einen Geistlichen als Aufpasser bestellt, werden sie künftig, wo man weder ihren guten Willen, noch ihre Einsicht zur Ertheilung eines streng confessionellen Religionsunterrichtes voraussetzt, viel rücksichtloser gebrauchen, als sie es früher je gethan haben. Die Herren Geistlichen mögen nur aufpassen!

Freilich werden's nicht alle so machen. Eine große Zahl wird die Sache viel weniger ernst nehmen. Dies sind die Lohndiener, die Lakaienseelen, die in ihrem Amt allein die milchende Kuh sehen. Sie können ohne innere Beklemmung zweien Herren dienen; sie können ohne zu erröthen einen Religionsunterricht nach streng orthodoxer Vorschrift ertheilen, auch wenn sie nichts, kein Titelchen, von dem glauben, was sie lehren, wenn ihr Herz auch nicht den geringsten Antheil an dem hat, was ihr Mund spricht. Der Weizen dieser Sorte wird blühen. Man muß leider zu der betrübenden Ansicht kommen, daß die Freunde des neuen Schulgesetzes nur mit den Elementen des Lehrerstandes rechnen, die stets bereit sind, ein Wiesel für ein Kameel zu erklären. Heute bilden sie zum Glück noch die Minderzahl des Standes. Das Unheil aber, welches ein von solchen Lehrern ertheilter Religionsunterricht in den Kinderseelen anrichtet, ist gar nicht in Worte zu fassen. Man sollte doch wissen, daß Leben nur am Leben erzeugt werden kann, daß nur der Lehrer ein lebendiges religiöses Empfinden in der Seele des Kindes wecken und pflegen kann, der selber die Religion als ein Lebendiges in seinem Herzen trägt. Wo diese Grundbedingung auf Seiten des Lehrers fehlt, da wird in der Religionsstunde weniger als nichts geleistet, ja, es wird der religiöse Sinn der Kindesnatur langsam, aber sicher ertödtet, und so wird das Volk an seinen idealen Gütern auf's Schwerste geschädigt werden.

Das Gesetz wird aber nicht bloß die überzeugungstreuen Lehrer zur Opposition gegen die Kirche reizen, es wird nicht bloß einen günstigen Boden bereiten für die unheilvolle Saat der Miethlinge — es wird noch eine dritte nicht minder bösartige Wirkung zeitigen.

Mir sagte kürzlich ein Lehrer: „Bisher habe ich mich bemüht, bei passenden Gelegenheiten den Schülern den Unsinn der sozialdemokratischen Bestrebungen zu zeigen. Von jetzt an fühle ich diese Verpflichtung nicht mehr." Wie er spricht, denken Viele. Jenes Wort kennzeichnet die Stimmung vieler, namentlich jüngerer Lehrer. Wie lange wird es dauern, so setzen sie ihre Hoffnung auf die Sozialdemokratie! Und erklärlich ist dies wenigstens. Wie ist es doch in dem clericalen Belgien? Dort feiern die Volksschullehrer bereits Verbrüderungsfeste mit den Sozialdemokraten. Wenn der Staat sich gar nicht seiner Verpflichtungen gegen die Lehrer entledigen will, so braucht man sich nicht darüber zu wundern, wenn ein großer Theil der Lehrer sich auch dem Staat gegenüber nicht verpflichtet fühlt. Doch brechen wir diesen unerfreulichen Gedanken ab; Thatsache ist es jedenfalls, daß die Sozialdemokraten ihre Befriedigung über den Zuwachs, den ihnen das Schulgesetz in Aussicht stellt, bereits öffentlich bekundet haben. Man wird in den maßgebenden Kreisen freilich sagen: „Mit der jetzigen Generation der Volksschullehrer rechnen wir gar nicht; wir erziehen uns ein Geschlecht, das seine Aufgabe in unserem Sinne auffaßt und löst." — Darüber würden freilich 30 Jahre in's Land gehen. Und wenn wir wirklich hoffen, daß bis dahin das sozialdemokratische Tohuwabohu noch nicht über uns hereingebrochen ist, — wie weit sollte man dann wohl mit der Purification des Lehrerstandes im Sinne der Stöckeru nd Windthorste gekommen sein? Was haben denn die berüchtigten Regulative von 1854 in dieser Beziehung geleistet? Sind die in ihrem Geist unterrichteten Zöglinge kirchlicher und religiöser als ihre Kollegen, die ein freieres Geisteswehen gefühlt haben? Das Gegentheil trifft in der Regel zu. Wer sich in Lehrerkreisen bewegt hat, hat genugsam erfahren müssen, daß die Religionsverächter unter den Lehrern ihre Ausbildung fast immer auf Anstalten empfangen haben, auf denen die Religion im Uebermaß tractirt wurde. Ebensowenig wie es den Regulativen gelungen ist, einen preußischen Lehrerstand nach dem Sinne der Herren v. Stiehl und v. Mühler zu erziehen, ebensowenig wird es den Steuerleuten des neuen Kurses gelingen, die Mehrzahl der preußischen Lehrer zu gefügigen Werkzeugen einer klerikalen Partei zu machen. Baculatus.

Soldatenmißhandlungen.

Von einem Civilisten.

Nicht zum ersten Male gehen Klagen über Soldatenmißhandlungen durch die Presse. Einzelne Zeitungen haben es sich zu einer Art Aufgabe gemacht, alle derartigen Fälle, die bekannt werden, festzunageln, leider mehr zu agitatorischen Zwecken als um das Uebel aus der Welt zu schaffen. Aus dem Grunde haben die Blätter wenig Erfolg gehabt, Tendenzschriften mißt man nicht überall vielen Glauben bei. Andererseits haben auch Localblätter manches gethan, um einzelne Fälle an die Oeffentlichkeit zu bringen. Aber sie konnten nur in kleineren Kreisen ein Licht anzünden.

Ein gut Theil anders verhält es sich mit dem Erlaß des Prinzen Georg von Sachsen vom 4. Juni v. J. Als Kommandeur des 12. Armeecorps, als Bruder des regierenden Königs von Sachsen und muthmaßlicher Thronerbe hat sein Wort denn doch einigermaßen Gewicht. Freilich scheint der Erlaß ursprünglich auch nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt gewesen zu sein, aber der von dem leitenden Blatte der Sozialdemokratie gebrachte Wortlaut ist echt. Prinz Georg hält mit seiner Meinung nicht hinter dem Berge, sondern spricht mit einer Offenheit, die einem künftigen Könige alle Ehre macht, über die Verkommnisse. Er redet von raffinirter Quälerei als Ausfluß einer Rohheit und Verwilderung, wie man sie bei Unteroffizieren und Instruktoren kaum für möglich halten sollte. Liest man die einzelnen Beispiele, die nicht nur der Vorwärts und Blätter, die ihm nachstehen, sondern Blätter aller Parteigruppen bis zu den hochconservativen hinauf anzuführen wissen, so muß man dem Prinzen völlig recht geben und es ihm danken, daß er einen offenen Schaden schonungslos aufdeckt.

Wir Civilisten wissen längst, daß es beim Militär nicht so zu geht, wie es nach dem Willen des allerhöchsten Kriegsherren zugehen sollte. Wir wissen, daß es eine Reihe von

Digitized by Google

Unteroffizieren gibt, die mehr darnach streben, ihren Untergebenen den so wie so nicht leichten Dienst durch allerlei quälende Maßregeln unleidlich zu machen. Woher kommt es denn, daß noch immer manche Wehrpflichtige sich dem Eintritt in das stehende Heer durch unerlaubte Auswanderung entziehen? Einige der jungen Leute haben thatsächlich keine Ahnung davon, daß sie mit der Auswanderung eine Strafthat begehen. Viele aber wissen das wohl und wenden ihrem Vaterlande, das ihnen fortab auf ewig verschlossen bleibt, mit schwerem Herzen den Rücken, nur um sich während ihrer Dienstzeit nicht wie Hunde behandeln zu lassen. Es werden nun freilich nicht alle so behandelt, es gibt mehr gute als schlechte Unteroffiziere, aber man will sich nicht der Möglichkeit aussetzen, einem schlechten in die Hände zu fallen. Man hat schon von der Unlust gesprochen, von der Unlust der jungen Leute, dienen zu müssen. Diese Unlust mag in einzelnen Fällen vorhanden sein, aber sie ist nirgends Regel, immer nur Ausnahme. Mit frohem Muthe, gewöhnlich freilich auch ein wenig bediadueselt kommen die jungen Burschen in der Heimath des Schreibers dieser Zeilen von der Musterung zurück, wenn sie „gezogen" worden sind. Sie fühlen sich doch, wer weiß wie sehr? erhaben über die dauernd Untauglichen und die auf ein Jahr Zurückgestellten. Aber wenn sie nur erst einige Zeit gedient haben, wird ihr Muth kleiner und die Klagen gewinnen die Oberhand, wenn sie einem schlechten Vorgesetzten in die Hände gefallen sind.

In erster Linie betrifft das Klagen freilich zumeist jenes ehrenrührige Schimpfen, in dem leider viele und, wenigstens so viel uns bekannt geworden ist, die meisten Unteroffiziere das Menschenmöglichste zu leisten suchen, nicht mit Unrecht bringen unsere meisten Witzblätter als eine ständige Figur den schimpfenden Unteroffizier. Und die Schimpfreden, die sie bringen, sind noch sehr gelinde, denen gegenüber, die wir — und leider nur zu oft — auf dem Exerzierplatze gehört haben. Ein halbwegs anständiger Bettler würde sich dergleichen überhaupt nicht gefallen lassen und würde vor Gericht sein Recht erhalten, wenn er einen Menschen verklagte, der ihm dergleichen Ehrentitel an den Hals wirft. Muß es denn nicht einen Menschen erbittern, wenn er seinen ehrlichen Namen und sein Gewerbe, seine Nationalität und seine Eltern mit Ausdrücken nennen hört, die zu gemein sind, um an dieser Stelle auch nur aussprechen zu dürfen? Wir haben in unserem Pult eine ganze Blüthenlese von Ausdrücken liegen, die wir, und nicht immer von Unteroffizieren, gehört haben. Unser regierender Kaiser will dergleichen nicht angewendet wissen. Aber! „Der Himmel ist hoch und der Zar ist weit! heißt es manchmal auch beim deutschen Militär" sagt Philipp Lenz in seinen „Militärischen Humoresken", die übrigens manches Schlaglicht auf die Verhältnisse werfen, und recht hat er!

Es mag uns erlaubt sein, an dieser Stelle noch auf einen anderen Krebsschaden unseres Unteroffizierstandes aufmerksam zu machen, der zwar nicht so weit verbreitet ist, wie bei anderen Nationen und wie man unter den Civilisten gewöhnlich annimmt. Es ist die Bestechlichkeit der Unteroffiziere. Söhne wohlhabender Eltern werden von ihren unteren Vorgesetzten nicht eben direkt aufgefordert, ihnen mit Geld und Viktualien unter die Arme zu greifen, aber es wird ihnen das indirekt manchmal nahe genug gelegt. Das Gehalt der Herren Unteroffiziere ist ja auch so niedrig bemessen, daß sie für derartige Liebesgaben nicht unempfindlich bleiben können. Nach unserer Meinung hätte man statt der ziemlich wirkungslosen Dienstprämien lieber eine Gehaltserhöhung eintreten lassen sollen. Es ist doch schlimm genug und schadet den Gemeinsinn, der doch unter den Soldaten recht bedeutend entwickelt sein muß, weil, wenn nicht Tüchtigkeit, sondern die Fähigkeit, schmieren zu können, die Gunst der Vorgesetzten beeinflußt.

Was nun endlich die körperlichen Mißhandlungen selber betrifft, so sind sie mitunter so haarsträubender Natur, daß ein Vater, der dergleichen verübte, in Strafe genommen werden müßte. Und es handelt sich hier doch nicht um Schulbuben, sondern um erwachsene Leute, denen gegenüber körperliche Züchtigung nicht mehr zulässig ist. Man möchte den manchmal vorkommenden systematischen Quälereien gegenüber ja wünschen, daß es den Unteroffizieren erlaubt wäre, eine gute Tracht Prügel verabfolgen zu dürfen. Es ist ja leider vorgekommen, daß derartige Quälereien Soldaten zum Desertiren, ja zum Selbstmorde getrieben haben. Und was bei dem allen das Aergste ist, die Gequälten sind in der Regel nicht die Nachlässigen und Bummler, sondern sehr häufig ganz gute und treue Soldaten, die in Folge mangelnder körperlicher oder geistiger Fähigkeiten das eine oder das andere nicht begreifen können. Ja manchmal will es scheinen, als wenn eine gewisse diabolische Lust am Chikaniren alleinige Ursache der Mißhandlungen wäre.

Leider haben auch die Oberoffiziere nicht minder Lust an dergleichen, als ihre Unteroffiziere. Sie geben dadurch natürlich das denkbar schlechteste Beispiel, indem sie ihre Untergebenen, die es ihnen natürlich sehr gerne nachthun wollen, geradezu zu Mißhandlungen und Schimpfereien anreizen. Namentlich in Bezug auf die Letzteren sollte man in den Oberoffizieren manchmal nicht Leute aus besonderen Ständen vermuthen. Bei diesen Herren sollte man anfangen zu bessern, wenn es wirklich besser werden soll, sonst fallen alle Besserungsversuche in's Wasser. Jeder Offizier mag er nun bekleiden, welchen Posten er will, hat sich's vor allen Dingen selber vorzuhalten, daß er nicht Leute kommandirt, um sie ein Bischen im militärischen Drill zu üben, sondern um sie zu Vaterlandsvertheidigern, zu Leuten heranzubilden, die mit Leib und Seele Soldat sind. Oder meint man, das auch durch Schimpfereien und Mißhandlungen erreichen zu können? Wir zweifeln: der Soldat muß mit Lust und Liebe an seine Dienstjahre zurückdenken, nicht mit Furcht und Grauen und dem geheimen Dankgefühl, daß sie nun überstanden sind.

Nun steht ja allerdings dem Soldaten das Beschwerderecht zu, aber dieses Recht steht thatsächlich nur auf dem Papiere. Der gemeine Soldat fürchtet sich eben vor dem Beschweren. Häufig genug hört man von Soldaten, daß ihre Vorgesetzten nach den Beschwerden nichts fragen. Das Urtheil ist in dieser Allgemeinheit vielleicht zu stark, aber es bekundet doch den Glauben der Gemeinen und daß man den Beschwerden nicht das erwünschte väterliche Ohr so leiht, wie sie es erwarten. Der Respect vor dem Vorgesetzten ist eben beim Militär groß und wer nun gar als Beschwerdeführer zu seinen Oberen kommt, bedarf um so mehr des liebreichen Entgegenkommens. Ferner hält der Umstand manche von der Beschwerde ab, daß der sich mit Unrecht Beschwerende bestraft wird. Diese Bestimmung ist rein überflüssig, ja schädlich. So gut, wie ein Civilist mit Unrecht klagen kann, er wird in dem Falle eben abgewiesen, so gut muß es auch ein Soldat können. Die Strafandrohung bewirkt lediglich, daß der Soldat vor dem Beschweren Angst bekommt und nur dann von seinem Rechte Gebrauch macht, wenn der Fall sich nicht drehen und deuteln läßt und wenn Zeugen bereit sind, Zeugniß abzulegen. Denn hier treffen wir auch einen sehr wunden Punkt: Niemand will in solchen Fällen gern zeugen, weil man's ihn entgelten läßt. Häufig genug nämlich sympathisiren die übrigen Unteroffiziere nicht mit dem mißhandelten Soldaten, sondern mit dem angeklagten Kameraden und lassen den Gemeinen deutlich genug merken, was die Folge sein wird, wenn sie sich beschweren oder wenn sie zeugen. So klagen denn auch Einzelne, die von ihrem Beschwerderecht Gebrauch gemacht haben, daß sie von der Zeit an keine ruhige Stunde mehr gehabt haben.

Daß die Mißhandlungen auf alle Fälle verschwinden müssen, räumt jeder ein. Der Geist des Heeres wird ein wesentlich anderer, wenn die Behandlung der Soldaten eine andere wird. Lehrjahre werden nun freilich niemals Herrenjahre und ein gemächliches Leben kann und wird der gemeine Soldat nicht verlangen, wohl aber eine menschenwürdige Behandlung und die mit Recht. Wir müssen heute damit rechnen, daß von sozialistischem Gifte angesteckte Elemente in's Heer eintreten. Wie nun der Eingetretene behandelt wird, so entwickelt er sich weiter. Bei guter Behandlung wird der Geist der Insubordination, der den Sozialisten kennzeichnet, ertödtet und die erziehlichen Resultate der Dienstzeit sind nicht gering anzuschlagen. Bei schlechter Behandlung wird eben der Geist

Digitized by Google

der Unzufriedenheit, ja der berechtigten Unzufriedenheit rege, und es entwickelt sich erst recht der Klassengeist. Was will man davon sagen: wenn über das Wort Vaterland, Kaiser und Reich und ähnliche bitter gelacht und gespottet wird, wenn die Vaterlandsvertheidiger wie Hunde behandelt werden, wenn die, die in des obersten Kriegsherren, des Kaisers Namen den Soldaten ausbilden, sich alle erdenklichen Rohheiten gestatten? Das ist sicher: Ein schlechter und seine Untergebenen mißhandelnder Offizier, sei es ein Ober- oder ein Unteroffizier schadet einer Compagnie mehr als zehn eingefleischte Sozialdemokraten.

Soll das Uebel von Grund aus geheilt werden, so muß, wie angedeutet, das Beschwerderecht umgestaltet werden. Es muß die Strafe für unberechtigte Beschwerde wegfallen und Jeder, der in die Lage kommt, eine Beschwerde entgegennehmen zu müssen, muß in natürlicher Weise mit dem Beschwerenden umgehen. Es muß dem Gemeinen das Gefühl aufkommen, daß er mit einer berechtigten Beschwerde seinem Vorgesetzten niemals ungelegen kommt. Es muß aber vor allen Dingen von den Oberoffizieren ein wachsames Auge auf die gehalten werden, die von ihrem Beschwerderecht Gebrauch machen. Es dürfen ihnen daraus keine Nachtheile erwachsen, wenn sie ihr Recht suchen.

Sodann aber ist die Oeffentlichkeit des Verfahrens bei Verhandlungen gegen solche, die sich vergangen haben, unbedingt einzuführen. Mag man heute auch zehn Mal betonen, daß ein der Mißhandlung Ueberführter seiner Strafe nicht entgeht, man findet keinen Glauben. Das Volk glaubt in diesem Punkte eben, was es sieht und nicht mehr. Kann es sich selber davon überzeugen, daß es auch beim Militär nach Gerechtigkeit und nicht etwa nach Gunst geht, so ist viel gewonnen. Aber auch die Uebelthäter selber stehen ganz anders da, wenn sie vor der ganzen Nation wegen ihres schändlichen Thuns und Treibens bloßgestellt werden, als wenn nur einige Wenige von ihrer Bestrafung etwas erfahren. Die Scheu, öffentlich als Uebelthäter bekannt zu werden, hält von manchem Verbrechen ab.

Endlich aber müssen die Strafen dem Vergehen gemäß bemessen werden und nicht zu gelinde ausfallen. Wer den guten Geist in der Armee muthwillig verdirbt, hat auf schonende Behandlung keinen Anspruch. Man wende nicht ein, daß gegen früher Manches besser geworden sei. Man weiß auch weit besser wie früher, daß eine derartige Behandlung nicht in der Ordnung ist und es gibt Elemente in und außer der Armee, die auf Grund derartiger Erfahrungen ihr Unkraut in den Herzen der Soldaten auszusäen suchen, und der böse Same wächst und trägt Früchte. Ein Oberoffizier, der sich zu thätlichen Mißhandlungen seiner Untergebenen hinreißen läßt, taugt nicht für seinen Posten. Falls ihm nicht erhebliche mildernde Umstände zugebilligt werden, muß auf Entlassung ohne Pension beantragt werden. Wegen ehrenrühriger Schimpfereien kann eine Verwarnung zunächst am Platze sein, dann treten steigende Disciplinarstrafen, zuletzt aber auch Entlassungen ein. Aehnlich bei den Unteroffizieren, denen bei Mißhandlungen die Capitulation zu kündigen, der Capitulationsvertrag nicht zu erneuern oder der Civilversorgungsschein nicht auszustellen ist. Bei Schimpfereien tritt die Strafe der Oberoffiziere ein, auch Bestechungen sind zu ahnden wie die Schimpfereien. Im Uebrigen muß es den Oberoffizieren zur Pflicht gemacht werden, bei den ihnen Unterstellten unverhofft zu revidiren und alle Ungehörigkeiten unnachsichtlich zu melden oder zur Bestrafung zu ziehen.

Wir sind es uns bewußt, hier nicht viel Neues gefordert zu haben. Das Eine und das Andere ist hier und da längst verlangt worden, aber der Erfolg ist ausgeblieben, weil man sich von der Nothwendigkeit nicht überzeugen konnte. Nun ist eine mächtige Bewegung in Gang gekommen; sie darf nicht im Sande verlaufen, wenn nicht die Recht behalten sollen, die vom Mangel am guten Willen reden. Daß Allerhöchst- und Höchstcommandirende den Uebelstand anerkannt haben, gewährleistet einen Erfolg, aber es darf nicht bei einem halben stehen bleiben, wenn das in seinen breitesten Schichten aufgeregte Volk zur Ruhe kommen soll. Und zum Schlusse noch eins. Gegen die mächtig anstürmende soziale Revolution in Europa gibt es, das ist längst anerkannt, nur ein festes Bollwerk: ein starkes deutsches Heer. Den guten Geist in demselben ertödten heißt also nichts Anderes, als der Revolution Thür und Thor öffnen.

Literatur und Kunst.

Zum gefälschten Idealismus.

Von Hieronymus Lorm.

Wieder ist es einem guten Manne eingefallen, gegen die Strömungen der neuen Zeit ein altes Buch zu verfassen. Es führt den Titel: „Ein Katechismus der Moral und Politik.“ *) — Zwei Freunde wanderten während eines regnerischen Sommers in das Gebirge. Sie mußten wegen des schlechten Wetters in einer Sennhütte Schutz suchen. — „Es regnet beständig,“ rief der Eine verzweifelnd, „was sollen wir anfangen?“ — Gelassen erwiderte der Andere, ein Büchermacher: „Ich werde dagegen schreiben.“

Der Ausgangspunkt des vorliegenden Buches ist im Sinne jedes denkenden Menschen als richtig festgestellt. Denn ein solcher ist zu allen Zeiten der Gegner seiner Zeit gewesen, weil man unter „Zeit“ immer nur die lärmenden und blendenden Bethätigungen, die lauten Töne und die schreienden Farben versteht, mit welchen die Allgemeinheit an den Tag legt, daß sie in den Vordergrund gelangte, daß sie in Gebrauch gekommene Gedanken und Ideen nicht verstanden, sondern sich nur in ganz äußerlichen Formen, in Phrasen und Redensarten angeeignet hat. In Wahrheit verändert sich ein Volk niemals, und was nur zufällig in Gestalt geistiger und künstlerischer Leistungen oder auch nur als Zeitungspresse die öffentliche Aufmerksamkeit beherrscht, ist noch immer nicht das Volk in seiner Wesenheit. Will man sich numerisch davon überzeugen, so wird man immer finden, daß viele Millionen mitten im Wechsel der sogenannten Zeitströmungen, welchen Tausende folgen — eine verschwindende Minorität — ihrem alten Glauben und Aberglauben, ihrem angewöhnten Idealismus felsenfest treu bleiben. Der gewöhnliche Irrthum derjenigen, die ihre Bücher, ihre Proteste gegen Zeitströmungen, dem „Volke“ widmen, wie hier z. B. dem deutschen Volke, besteht darin, daß sie jene schreiende und fackelnde Minorität, eben nur, weil sie in die Ohren schallt und in die Augen springt, mit den dunkeln und schweigenden Millionen verwechseln, die ungestört ihre altgewohnten Bahnen dahinschreiten. Sie bleiben und die Strömungen fließen nicht nur, sondern verfließen auch. Nach ewigen Naturgesetzen wie das Wetter, Gesetzen, die allerdings so wenig wie die Meteorologie eine sichere Erkenntniß oder ein menschliches Eingreifen oder gar eine Vorhersagung zulassen, vollzieht sich die Geschichte. Für denjenigen, der über dem Erdboden wohnen könnte, über den Wolken, wäre das Wetter ungeachtet und wegen seines beständigen Wechsels von Regen und Sonnenschein, Kälte und Wärme, immer das Nämliche, während derjenige, der mitten darin leben muß, sehr empfindlich gegen die so verschiedenen Gestaltungen des Wetters ist. Für denjenigen, der als ein höherer Geist seinen Standpunkt über der Geschichte seiner Zeit nehmen könnte, wären ihre Erscheinungen immer die nämlichen, wie sie seit Anfang der Menschengeschichte sich gleich geblieben sind, während der mitten in der Zeit Lebende ihre zufälligen Gestaltungen allerdings als ein ganz neues Leid, als ein ganz neues Elend empfindet und dagegen anzukämpfen sucht.

Der Ausgangspunkt ist demnach insofern der richtige als man geneigt ist, über die Verwechslung der Einzelnen, die

*) Leipzig, C. L. Hirschfeld, 1891.

Digitized by Google

Lärm machen, mit dem schweigenden Volke hinweg zu sehen. Freilich ist keine Berechtigung vorhanden, mit dem anonymen Verfasser zu sagen, daß Unglaube, Skepticismus, Indifferenz, Materialismus und Selbstsucht „heute alle Gebiete des menschlichen Daseins beherrschen". — Wer hat alle Familien, alle Gemeinden, alle Landstriche besucht und durchforscht, kurz das eigentliche Volk geprüft, um dies mit Wahrheit sagen zu können! — Allein was eben, wie gesagt, in die Ohren schallt und in die Augen springt, hat ganz den von dem Verfasser bezeichneten Charakter. Es ist das herrschende Wetter und gute Menschen nehmen sich vor, dagegen zu schreiben.

Aller Idealismus — und die Tendenz der ganzen Schrift will der Kampf desselben gegen den Realismus sein — aller Idealismus beruht auf der Erkenntniß, daß die sinnlich gegebene und vom Verstande begriffene Welt nicht den wahren und gewissen Inhalt des Lebens bildet, sondern eine undefinirbare Macht im menschlichen Gemüthe wohnt, welche unsere ganze Erscheinungswelt, weil nicht fähig, diese Macht zu befriedigen, in ein sinn- und werthloses Nichts zerschlägt. Diese undefinirbare Macht allein ist der Idealismus — und der Wahn und die Anmaßung, sie definiren zu können, ist der falsche Idealismus.

Dem letzteren verfällt der Verfasser schon in dem Satze: „Unser Gefühl sagt uns mit aller Entschiedenheit, daß außerhalb unserer Erfahrung und Einsicht noch etwas vorhanden sein muß: eine höhere Macht, welche den Dingen ihren Ursprung und ihre Bestimmung gegeben hat, deren Dasein wir beständig empfinden." In Wahrheit kündigt unser Gefühl eine höhere Macht an, die aber einzig und allein darin besteht, als Gefühl der Unendlichkeit die gegebene Außenwelt zur Endlichkeit herabzusetzen, so daß die letztere bloß Erscheinung, die innere Macht selbst aber die eigentliche Wahrheit ist. Das Unendliche verträgt keine weitere Definition und aus ihm stammen Ethik und Aesthetik, weil sie selbst wieder ihrem innersten Wesen nach undefinirbar sind. Die Zuthat jedoch, daß jene Macht der Ursprung der Dinge sei oder gar, daß, wie der Verfasser sagt, Gott und Unsterblichkeit zwei nothwendige Bedingungen für unser Gefühl seien, ist die willkürliche Fälschung des Idealismus, deren sich so viele Moralisten von jeher schuldig machten. Die Zuthat ist die Einschmuggelung positiver Glaubensartikel in die bloß negativen Bestimmungen des schon im Ausdruck bloß negativen „Unendlichen". Der Verfasser selbst sagt, daß jeder Versuch, das Unendliche logisch erklären, mit dem Verstande begreifen zu wollen, widersinnig sei, bedenkt aber nicht, welchen Widerspruch er auf sich ladet, indem er die Kategorie der Causalität, die einzig und allein dem Verstande angehört, auf das Unendliche angewendet, dasselbe zu einem Ursprung, zu einem Urheber, zu einem Verwalter irdischer Angelegenheiten herabsetzt.

In Einem Athem sagt der Verfasser: „Der Glaube an Gott, die Verehrung einer höheren Macht, die die Weltordnung gegründet hat und erhält, die Ehrfurcht vor dem Unendlichen" — in dieser Zusammenstellung bleibt ganz unverständlich, wie aus dem negativen Unendlichen, dem Einzigen, was dem Gefühle gegeben ist, sich alle die positiven Bestimmungen ableiten ließen, die als Erklärung vorhergehen und mit dem Unendlichen identificirt werden. Für Gründung und Erhaltung einer Weltordnung, für Thatsachen überhaupt, ist im Gefühl kein Datum vorhanden. Ebensowenig gerechtfertigt ist der Satz: „Es gibt einen Grad von Selbstlosigkeit, der ohne festen Glauben an Höheres und Zukünftiges nicht möglich ist." Man brauchte bloß die Geschichte der Wohlthätigkeitsinstitute, ihrer Gründer und Beförderer genau zu kennen, um den Verfasser zu widerlegen, ja noch einfacher wäre es, ihm die Theorie des Mitleids in der indischen Moral, wie sie Deussen entwickelt hat, entgegen zu setzen: „Das Mitleid, aus dem alle echte Tugend quillt, kann einen Grad erreichen, wo die Wiedererkennung des eigenen Ich in den Anderen alles Lebende umfaßt." Was haben unwissende und glaubenslose Negersklaven, die sich, wie man Beispiele hat, für einen geliebten Herrn freiwillig hinschlachten ließen, von dem obigen Satz des Verfassers gewußt?

Der Mangel an rein philosophischer Auffassung des Gegenstandes zieht sich durch den ganzen die Moral behandelnden Theil des „Katechismus" und enthebt der Aufgabe, das Buch wissenschaftlich zu besprechen, wie derselbe Mangel den Verfasser der Nöthigung hätte entheben sollen, das Buch zu schreiben. Sobald Glaubensartikel in eine ethische Deduction eingemischt werden, ist nicht einzusehen, weshalb das Gebetbuch nicht bessere Dienste thun soll als das Moralbuch und wie der Schreibtisch es wagen mag, eindringlicher sprechen zu wollen als die Kanzel.

Das Verkennen der tiefen und deshalb nicht Jedem einleuchtenden Wahrheit, daß das Unendliche bereits aufgehoben ist, sobald ihm aus der Endlichkeit persönliche Eigenschaften, Thätigkeiten, ja selbst nur Begriffe und Namen beigemessen werden, mag ein unfreiwilliges sein; absichtlich aber ist die Fälschung, der metaphysischen Potenz im Gemüthe weltlichen Willen, weltliche Zwecke, Leitung des Schicksals ꝛc., vor Allem aber persönliches Eingreifen in die irdischen Angelegenheiten unterzuschieben, oder, noch deutlicher gesprochen, das wort- und namenlose Gefühl aussagen zu lassen, was nur die Kirchenväter aussagen. Die unerkennbare metaphysische Potenz ist für uns nur Negation und erkennbar ist daher von ihr auch nur die Verneinung der Erscheinungswelt, des Seins überhaupt.

Der zweite Theil des „Katechismus", die „Politik" brauchte sich nun allerdings als eine bloß weltliche Angelegenheit, während die Moral eine metaphysische ist, nicht auf solcher Höhe zu etabliren; allein Berechtigung, eine allgemeine und nicht für eine besondere Gelegenheit bestimmte Betrachtung über Politik anzustellen, gibt eben auch nur ein philosophischer Standpunkt. Der Verfasser geht von einem Ausspruch Friedrichs des Großen aus: „S'il y a à gagner à être honnêtes, nous le serons; et s'il faut duper, soyons fourbes." Zur Erläuterung dieses weltklugen Wortes gibt der „Katechismus" nicht undeutlich zu verstehen, daß zum Wohl des Allgemeinen, des Ganzen, Mitleid, Gerechtigkeit, Wahrheitsliebe und überhaupt alle persönlichen Tugenden hintangesetzt werden müssen. Wenn ein praktischer Mann, dem thatsächlich das Wohl eines Reiches anvertraut ist, im Bestreben, zum Besten desselben Alles zu opfern, von solcher Gesinnung ausgeht, so wird ihn niemand tadeln. Der Philosoph jedoch sollte sich einigermaßen besinnen, von welchem Werthe im höchsten Sinne menschlicher Erkenntniß eine Allgemeinheit, ein Ganzes sein müßte, welches nur durch die dem Göttlichen im Menschen widersprechenden Mittel gefördert und aufrecht erhalten werden könnte.

Mit sonderbarer Schwärmerei beurtheilt der Verfasser die sozialdemokratische Frage. Da schießt der falsche Idealismus üppig in die Halme. Nicht der Hunger nach Brot, sondern „der Hunger nach idealer Befriedigung, der dunkle Drang eine Leere auszufüllen, welche sie fühlen, während sie sich über die Natur dessen, was ihnen fehlt, täuschen, führt die Massen auf die Abwege communistischer und sozialistischer Irrlehren oder macht sie vielmehr für solche empfänglich, weil sie in denselben ein ihnen ideal scheinendes Ziel finden, dem sie nachstreben und für welches sie Opfer bringen können. Demnach hat der Sozialismus für die große Menge in der That die Bedeutung eines auf Irrwege gerathenen Idealismus".

Hat schon in der oben erwähnten Betrachtung der Politik im Allgemeinen der Zweck die Mittel geheiligt, so geht hier in der Richtung derselben berühmten Maxime der „Katechismus" noch schlauer zu Werke. Er schmeichelt der sozialdemokratischen Masse, indem er ihren Idealismus preist, der nur auf Irrwege gerathen wäre. Welches ist nun der richtige Weg, den der Idealismus einzuschlagen hätte? Die Auslieferung der Schule, die Ueberantwortung der Erziehung des Volkes an die christliche Kirche — das wäre der richtige Fortschritt. Da man aber auch nach rückwärts fortschreiten kann, so stünden wir bald in der Geschichte Roms im Mittelalter, wie sie Gregorovius der schaudernden Welt erzählt hat, anderer Consequenzen gar nicht zu gedenken.

Es wäre Naivetät, wenn man glaubte, durch kleinliche symptomatische Mittel und materielle Zugeständnisse eine derartige Bewegung bewältigen zu können. Durch eine politische,

Digitized by Google

also utilitarische Staatshülfe wäre das nach Theilnahme, Liebe und Brüderlichkeit verlangende Gemüth des auf harte Arbeit und Entbehrung angewiesenen Volkes nicht zu sättigen. Nur wenn man den Kräften, die nach Befriedigung und nach Erlösung aus den Banden der Selbstsucht ringen und in ihrem dunklen unbewußten Drange auf Abwege gerathen sind, das rechte Feld anweise, um sich zu bethätigen, wenn man das öde Dasein der Menschen wieder anfülle, indem man in ihnen das Gefühl der Verpflichtung zu selbstloser Thätigkeit für das Wohl des Nächsten, das sittliche Pflichtgefühl erwecke, ihnen die Möglichkeit gewähre dasselbe zu üben, und dadurch dem Dasein einen Inhalt gebe, der die Menschen über sich selbst und die kleinliche Sorge für sich selbst erhebt, nur dann werde diese Bewegung verschwinden. Der Staat müsse der Kirche ihre Rechte und Pflichten zurückgeben, also auch die Erziehung des Volkes.

Man sieht, der falsche Idealismus stellt sich völlig blind gegenüber der Wahrheit der Geschichte. Jahrtausende lang hatte die katholische, Jahrhunderte hatte die protestantische Kirche uneingeschränkt ihre Rechte und Pflichten. Hätte sie den pflichtgemäßen Gebrauch von ihren Rechten gemacht, so wäre die sozialdemokratische Bewegung in Gestalt ihrer gegenwärtigen Irrthümer und Irrlehren gar nicht aufgekommen.

Der „Judenfrage" widmet der Verfasser einen eigenen Abschnitt und enthüllt sich dabei — wir können ihm den Schmerz nicht ersparen, dies trotz seiner Maske des Antisemiten errathen zu haben — als ein begeisterter Freund der semitischen Rasse. Denn er schreibt ihr Tugenden zu, die jeder Nation zur Ehre gereichen müßten: physische Ausdauer, Bedürfnißlosigkeit, geistige Anlagen, die sie im Kampf ums Dasein begünstigen, brüderliche Nächstenliebe und innigstes Familiengefühl. Nur um bei den Antisemiten nicht unbeliebt zu werden, heuchelt der judenfreundliche Verfasser, allerdings sehr künstlich und sehr unbeholfen, einige Argumente, die zur Abneigung gegen diese Rasse herausfordern sollen. Sie haßte alle Nichtjuden; ein alter verschollener Rabbiner hätte geschrieben: „Das Gut der Nichtjuden ist herrenlos." Man muß dabei an den Vorwurf denken, daß es unter den Juden auch Gauner und Betrüger gebe, worauf ein Jude erwiderte: „Habt Ihr allein ein Privilegium auf Spitzbuben?" — Lichtenberg bemerkt in seinen Aphorismen: „Wenn man weiß, daß Einer blind ist, so glaubt man, es ihm von hinten ansehen zu können". Auf die Juden angewendet: wenn man weiß, daß Einer ein Jude ist, so kann man ihm, ohne ihm erst ins Gesicht zu blicken, alle Gebrechen und Untugenden anzusehen glauben. Es giebt fast keine Nation, der man nicht gewisse Manieren und Fehler, üble Gewohnheiten, die oft aus historischen und sogar klimatischen Verhältnissen entspringen, kurz, unangenehme Seiten zum Vorwurf machte. Die Italiener gelten für schmutzig und geizig, die Franzosen für frivol und leichtfertig, die Engländer für plump und rücksichtslos, die Germanen für schwerfällig und trunksüchtig u. s. w. Welchem Menschen würde es einfallen, wenn er mit einem Gebildeten einer dieser Nationen umgeht, ihm die Vorurtheile gegen die ungebildete Masse seiner Nation als Schuld anzurechnen? Der Jude aber, mag er noch so gebildet sein, erfreut sich namentlich bei den Deutschen einer solchen Ausnahmsstellung, während Lord Salisbury beim Empfang des jüdischen Lordmajors von London in der Pairskammer sich glücklich schätzte, einer Nation anzugehören, welche der schnöden und blöden Judenverfolgung völlig fremd geblieben ist.

Zu viel Ernst bei so erbärmlicher Gelegenheit! Was wir aus der „Politik" des „Katechismus" anführten, ist der beste Richter über das ganze Buch. Hinsichtlich der „Moral" sei noch besonders erwähnt, daß, wenn man schon schwer begreift, weshalb ein Buch geschrieben ist, das ganz und gar nur die Umschreibung von tausendmal vorgetragenen Dogmen und Vorschriften ist, die Form des Werkes völlig unerklärlich bleibt. Denn sie ist so trocken, salbungsvoll und pastoral, daß weder der im Voraus mit der Tendenz Einverstandene eine solche Bestätigung seiner Ansichten lange aushält, noch der zum Widerstand gereizte moderne Leser Vergnügen daran finden kann, der Lust des Widerspruchs gegen diesen falschen Idealismus lange sich hinzugeben.

Die Willensphilosophie und der Sprachgeist.

Von Karl Schulz.

Es gibt einen Sprachgeist. Er ist der dunkle innere Drang, aus dem heraus die menschliche Sprache geschaffen worden ist. Geist ist das Schöpferische im Menschen. Aus ihm heraus werden die Kunstschöpfungen gestaltet. Auch die Sprache ist eine Kunstschöpfung. Jedes Volk hat an seiner Sprache sein frühestes Kunstwerk. In den verschiedenen Sprachen waltet ein sehr verschiedener Geist. Aber gemeinsam ist ihnen Allen doch der Sprachgeist. Sie Alle sind aus der dunklen Gestaltungskraft hervorgegangen, durch welche das Denken sprachlich geformt und dadurch sich selbst gegenständlich und verständlich gemacht wurde.

Insofern die sprachliche Formung des Denkens bei den verschiedenen Völkern verschieden ausgefallen ist, hat jedes einen eigengearteten Sprachgeist, und sie verstehen darum einander nicht. Sofern aber doch in jeder Sprache ein Sprachgeist waltet, versteht ein Volk seine eigene Sprache nur so weit wahrhaft, als es mit seinem Sprachgeist Fühlung behält. Das thut es, indem es sich den ursprünglichen Sinn gegenwärtig erhält, den die sprachlichen Gebilde von Anfang an gehabt haben. Geschieht dies, so ist eine lebendige Fortentwickelung möglich. Geht die Fühlung mit dem ursprünglichen Sinn verloren, der in der Sprache zum Ausdruck gelangt ist, so kann die Entwickelung der Sprache keine stetige und mit ihren Anfängen lebendig zusammenhängende sein.

Was nun das menschliche Seelenleben betrifft, so ist das in den Sprachen, die wir ihres hohen Werthes wegen besonders schätzen, durch den Sprachgeist dahin aufgefaßt worden, daß das Wesen der Seele das Wollen sei. Das kommt in diesen Sprachen zum Ausdruck.

Wenn die Gelehrten, und dazu gehören auch die Vertreter der Philosophie seit Cartesius, mit dem Sprachgeist besser Fühlung behalten hätten, als es leider geschehen ist, so würden sie jedenfalls so viel Achtung vor seiner Auffassung gehabt haben, daß sie sie nicht ungeprüft gelassen hätten. Vielleicht hätten sie sie dann auch für ganz richtig befunden und wären vor der Aufstellung von Lehren bewahrt geblieben, auf die Denker leicht verfallen, weil sie über den großen Zielen, die sie im Denken erstreben, doch leicht übersehen, daß sie sie eben erstreben. Es sind das Lehren, in denen die Vorstellung auf Kosten des Wollens überschätzt wird.

Zu diesen Lehren ist nun Wilhelm Wundt in seinem „System der Philosophie"*) in einen entschiedenen Gegensatz getreten. Er vertritt eine Willensphilosophie und steht darin im Einklang mit der Auffassung des Sprachgeistes.

Er bekämpft die Auffassung, wonach in der Seele etwas wie ein „ruhendes Sein" gedacht werden könne. Er weist nach, daß die Seele ganz und gar Thätigkeit, inneres Geschehen, ist. Das besagen ja auch die Ausdrücke anima, animus, d. i. ἄνεμος, Hauch, Wind (vgl. skr. animi ich hauche, athme); ferner ψυχή (vgl. ψύχω ich hauche, kühle); ferner hebr. naephesch, was ebenfalls Hauch, Athem bedeutet. Dasselbe bedeuten, nur in stärkerem Sinne, die Ausdrücke spiritus (vgl. spirare), πνεῦμα (vgl. πνεῖν), hebr. rûach, was wir deutsch durch „Geist" ausdrücken, was auch eine heftige Bewegung bezeichnet, ebenso wie „Seele", was eine bewegte See (ahd. sêula, sêla von sêu, sêo, sê See, goth. saivala) bedeutet.

Ganz besonders tritt als das Grundwesen der Seele das Wollen, Streben und Thätigsein in dem Worte „Muth" zu Tage. Was es auch für einen Ursprung haben mag (Weigand

*) Leipzig, Wilhelm Engelmann.

Digitized by Google

sagt, es sei „dunkles Ursprunges"), sei es, daß es mit „mühen" zusammenhängt, sei es, daß es mit dem altsächsischen Wort muot, d. i. Zusammenstoß zum Zweikampf, ein und dasselbe Wort ist, so kann doch kein Zweifel sein, daß ahd. muotôn und muoten, mhd. muoten die Bedeutungen hat: begehren, etwas haben wollen, verlangen. Verstärkt tritt diese Bedeutung auf in den Ausdrücken muotgelust und muotlust. Denn goth. lustus, ahd. lust, das man jetzt zu einem „Lustgefühl" gestempelt hat, bedeutete ursprünglich: das Begehren, Verlangen, wie ἐπιθυμία, wie ahd. luston, mhd. lusten: begehren, Sehnsucht haben bedeutete, woraus sich allerdings auch die Bedeutung entwickelte: Freude haben an etwas, was aber doch auch im Sinne einer Thätigkeit gemeint war.

So gibt Oscar Schade als die erste Bedeutung von muot an: Kraft des Denkens, Empfindens und Wollens. Hierbei ist „Kraft" die Hauptsache. Das ganze Innere wird damit als Thätigkeit bezeichnet, mag man diese nun ein Wollen oder ein Empfinden oder ein Vorstellen nennen. In diesem Sinne kann es auch bedeuten, was wir Stimmung, Gesinnung nennen, was Schade als weitere Bedeutungen von muot angibt. Zu ihnen fügt er auch noch folgende hinzu: Zorn, Begehren, Lust, Entschluß, Absicht, Erwartung. Und in diesem Sinne ist auch das Wort zu nehmen, wenn es den Muth bezeichnet, wie man ihn nach dem jetzigen Sprachgebrauch kennt.

Auch das die Einheit aller inneren Thätigkeiten noch mehr zum Ausdruck bringende Wort ahd. gimuati, mhd. gemüete bedeutet: Verlangen, Lust, Begehren, Gesuch. Und das darf getrost als die Grundbedeutung angesehen werden, zumal wenn es, wie wohl nicht zweifelhaft ist, mit den Worten ahd. gimuoan, gemuohen, mhd. gemüejen, gemüen zusammenhängt, die wie ahd. muojan, môjan, mühen, mhd. müejen, müewen, müen die Bedeutung haben: beschweren, quälen, beunruhigen, bekümmern, ärgern, verdrießen, also eine mit Aufwand von Kraft verrichtete Thätigkeit bezeichnen. Wenn gimuati als Adjectivum bedeutet: den Sinn ansprechend, wohlgefallend, und das Adverbium gimuato: auf eine den Sinn ansprechende, wohlgefallende, liebe Weise, so hängt das offenbar damit zusammen, daß wiederum eine starke Wirkung bezeichnet werden soll, die im Innern vollzogen wird, die ja natürlich auch eine angenehme sein kann.

So bezeichnet denn auch das Substantivum, wenn es die Gesammtheit des inneren Geschehens bezeichnet, wo Schade es durch die Wörter: Gesammtheit der Gedanken und Empfindungen, Sinn, Inneres, Herz, Gemüthszustand, Stimmung zu verdeutlichen sucht, dies immer so, daß ein kräftiges Thun dabei vorausgesetzt wird, nicht als ob in abgeblaßtem Sinne etwas bloß Zuständliches dadurch ausgedrückt werden sollte.

Diese lebendige Auffassung von dem kräftigen Thun, in dem sich alles Seelenleben vollzieht, ist von dem schaffenden Sprachgeist in der Sprache klar und deutlich zum Ausdruck gebracht worden. Und so lange man noch eine lebendige Fühlung mit der lebensvollen sprachlichen Auffassung hatte, blieb sie auch unmittelbar gegenwärtig und in Geltung.

Bemerkenswerth ist die in Luther's Bibelübersetzung mehrfach vorkommende Wendung „seinen Muth kühlen". Da bedeutet „Muth" doch ein brennendes Verlangen, dem Genugthuung zu Theil wird, indem man ihm gemäß kräftig handelt. In ähnlichem Sinne wird gesagt: „Muth nehmen", ihn „fassen", ihn „machen". Auch ist von „stolzem" und „hohem Muth" die Rede. Vielsagend ist es denn auch, wenn gesagt wird, daß Jemand der „Muth entfällt".

Wie Luther in der Bibelübersetzung „Gemüth" braucht, ist es die Uebersetzung von griechischen und hebräischen Wörtern, die: Seele, Geist, Vernunft, Denken, Geneigtheit bedeuten. Es bezeichnet aber immer ein entschiedenes Thätigsein, wie durch die Wendung „geneigtes Gemüth", die mehrfach vorkommt, noch besonders angedeutet wird. Es kommt auch „schnelles Gemüth", „zornig Gemüth" vor, daneben auch „zerschlagenes Gemüth", was nicht ohne ein Thun des Menschen als zu Stande gekommen gedacht wird, wenn es Psalm 34, 19 heißt: „Der Herr ist nahe bei denen, die zerbrochenes Herzens sind, und hilft denen, die zerschlagenes Gemüth haben." Sie haben es nämlich sich selber zerbrochen und zerschlagen.

Sehr lehrreich ist die Stelle, wo davon die Rede ist, wie man Gott lieben soll. Das soll geschehen „von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüth". Ein einziger Ausdruck würde an sich schon genügen, ist aber nicht für genügend erachtet worden, um auszudrücken, daß der ganze Mensch Gott lieben soll. Es sind Ausdrücke gewählt, von denen jeder besagt, daß das ganze Innere die Thätigkeit des Gottliebens vollziehen soll. In ihrer Zusammenstellung drücken sie das mit dem allergrößten Nachdruck aus. An einer anderen Stelle, wo von eben dieser Liebe die Rede ist, heißt es im Griechischen statt διανοία, was Luther Matth. 22, 37 durch „Gemüth" übersetzt hat, ἐξ ὅλης τῆς ἰσχύος σου, d. i. aus allem deinen Vermögen oder aus aller deiner Kraft. Das zeigt, wie die Häufung von Ausdrücken darauf berechnet ist, eine hochgesteigerte Thätigkeit oder Kraftentwickelung zu bezeichnen.

Von den Ausdrücken und Redeweisen, die das menschliche Seelenleben auf Grund lebendigen Sprachgefühls bezeichnen, unterscheidet sich sehr zu seinem Nachtheil ein auf das Seelenleben bezügliches Wort, das so recht ein Gelehrtenwort ist: Dies ist das von Christian Wolff aufgebrachte Wort „Bewußtsein". Das hat viel Unheil und Verwirrung angerichtet, und als ein außerordentlicher Vorzug Wundt's muß es angesehen werden, daß er sich durch dieses Wort den Blick nicht hat trüben lassen, sondern seine volle Unbefangenheit bewahrt und Alles aufgeboten hat, um klar zu stellen, in welchem Sinne dies nun einmal eingebürgerte Wort ohne Schaden verwendet werden kann.

Vor Christian Wolff gab es als Ableitungen von „wissen" nur die Wörter „bewußt" und „unbewußt". Das erstere ist älter, doch kommt der Ausdruck „nicht unbewußt" einige Mal schon in Luther's Bibelübersetzung vor. Daß man noch „bewust", nicht „bewußt" schrieb, verräth, daß man sich noch über den Zusammenhang mit „Wissen" klar war. Um substantivisch auszudrücken, daß man etwas mit Wissen und Willen thue, bediente man sich des Ausdrucks „mit Bewust".

Wolff schuf nun ein zunächst infinitivisch gedachtes Wort „Bewust-Sein", aus dem später das substantivisch gedachte „Bewußtsein" geworden ist.

Es mag hier unerörtert bleiben, welche philosophischen Ansichten Christian Wolff in dieser Wortschöpfung gleichsam verdichtet hat. Es genügt, darauf hinzuweisen, daß mit der Einführung des Wortes „Bewußtsein" in die Seelenlehre leicht die Ansicht eingebürgert werden konnte, daß im Seelenleben ein ruhendes Sein von den wechselnden Vorgängen zu unterscheiden sei.

Von diesem vorausgesetzten ruhenden Sein, das man „Bewußtsein" nannte, pflegte man nun in einer Weise bildlich zu reden, die Wundt schon in seinem Essay über „Die Entwickelung des Willens" (Gesammelte Essays S. 286—307) folgendermaßen schildert:

„So nützlich und zuweilen unentbehrlich bildliche Redeweisen auch sein mögen, so führen sie doch die Gefahr herbei, daß man das Bild für die Sache nimmt. Die Vergleichung des Bewußtseins mit einem Schauplatz, auf dem sich unser inneres Leben abspielt, war nahe gelegt, weil man, um die Reproduction der Vorstellungen begreiflich zu finden, die Voraussetzung eines Verharrens derselben in unbewußtem Zustande bedurfte. Indem man nun demgemäß den Vorstellungen an sich eine Art unsterblicher Fortexistenz zuschrieb und ihre Veränderungen bloß darauf bezog, daß sie zwischen jener unbekannten Vorrathskammer der unbewußten Seele und dem Bewußtsein hin- und hergingen, mußten sich von selbst die Vorstellungen in Objecte und Wesen verwandeln, eine Metamorphose, an welcher denn auch die übrigen Vorgänge mehr oder weniger Theil nahmen. Der ursprüngliche Fehler, der alle anderen nach sich gezogen hat, liegt hier in der Fiction eines von seinem Inhalt unabhängigen Bewußtseins. Ein derartiges Bewußtsein, welches sich zu unseren inneren Erlebnissen ähnlich verhielt wie die Bühne zu den Schauspielern, gibt es aber nicht. Vielmehr ist das Bewußtsein in jedem Augenblick mit jenen inneren Erlebnissen identisch, und nur das Bedürfniß, die Gesammtheit der letzteren in einen Begriff zusammen zu fassen, rechtfertigt es, daß wir dem Bewußtsein irgend einen einzelnen Vorgang als in ihm enthalten gegenüber stellen. Dieser Ausdruck will aber lediglich bedeuten, daß der betreffende Vorgang einer der vielen Vorgänge sei, aus denen das Bewußtsein in dem gegebenen Moment gerade besteht."

Digitized by Google

„Das Bewußtsein ist also kein unveränderlich bleibender Schauplatz, auf welchem die seelischen Vorgänge kommen und gehen, sondern es ist selbst dieses Kommen und Gehen, es ist selbst nichts Anderes als fortwährendes, immer wechselndes inneres Erlebniß. Gleich dem Bewußtsein, in welchem wir nur die Totalität unserer inneren Erfahrungen zusammenfassen, ist aber jede einzelne unter den letzteren, jedes Vorstellen, jedes Fühlen, nicht ein Object, welches auftaucht und wieder unter die Schwelle des Bewußtseins herabsinkt, sondern ein Geschehen, ein Ereigniß, welches entsteht und verschwindet, und von dessen Fortdauer wir, nachdem es abgelaufen ist, ebenso wenig zu reden berechtigt sind, wie von der Fortdauer der Fortbewegung, nachdem der Stein gefallen ist."

Daß man die Vorstellungen in „Objecte und Wesen" verwandelt hat, das hat natürlich auch noch andere Gründe gehabt, als den, daß man das Bewußtsein sich bildlich als einen hellen Raum dachte. Professor Dr. Steinthal z. B. erklärt in seinem „Abriß der Sprachwissenschaft" das Bewußtsein für eine „Energie der Seele", aber weil er die Vorstellungen thatsächlich für „Objecte und Wesen" hält, ohne gerade diesen Ausdruck zu brauchen, so ist er der Meinung, es bedürfe erst einer besonderen „Energie der Seele", um sie bewußt zu machen, und bei dieser Auffassung fühlt er das Bedürfniß, sich das Bild von einem „durch das Bewußtsein erhellten leeren Raum" gefallen zu lassen, obwohl er nicht verhehlt, daß man dabei die Bildlichkeit sich immer gegenwärtig halten müsse. Weil er die Vorstellungen für „Objecte und Wesen" hält, ist er sogar geneigt, sich dahin auszusprechen, daß es unmöglich sein dürfte, von den Erscheinungen des Seelenlebens zu reden, ohne dabei Gleichnisse „aus dem Reich der materiellen Erscheinungen" anzuwenden. Er versteigt sich dabei zu der Behauptung, „daß unsere Sprache bloß Ausdrücke für sinnliche Bewegungen und Verhältnisse bietet". Diese Behauptung wird entschieden widerlegt durch oben behandelte sprachliche Ausdrücke, die das Seelenleben kennzeichnen. In den Wörtern, die „Seele" und „Geist" bedeuten, ist der Gesichtspunkt des Hauchens, indem er vom bloßen körperlichen Athmen auf das Seelische *übertragen* wird, schon ein nicht mehr sinnlicher Gedanke und die betreffenden Wörter sind durchaus nicht „bloß Ausdrücke für sinnliche Bewegungen". Und es ist durchaus unrichtig, wenn Steinthal sagt: „Auch unser Geist überhaupt kann sich das seelische Leben nicht anders als in mehr oder weniger unpassenden Bildern denken." Wenn sich die Deutschen die Seele als einen brandenden, oft stürmisch bewegten See gedacht haben, so war nur der lautliche Ausdruck ein Bild, insofern er aber auf das innere Leben *angewendet* wurde, fand ein nicht sinnliches *Denken* statt, durch welches die innerlich *erlebten* Gemüthsbewegungen gedacht wurden.

Freilich ist man sehr geneigt gewesen, gerade von *Vorstellungen* im Bilde zu reden, und das hat zur Folge gehabt, daß man auch vom „Bewußtsein" viel unter dem Bilde eines Raumes gesprochen hat.

Und so ist es ganz berechtigt, wenn Steinthal folgende Bemerkung macht:

„So ist schon der Ausdruck »im Bewußtsein haben«, »in das Bewußtsein kommen« ein Gleichniß. Wenn wir von Verbindung, Trennung, Beziehung der Vorstellungen reden, so sind wir geneigt, die Vorstellungen, und wären sie noch so abstract, als Punkte in den Raum zu verlegen und sie in räumliche Bewegung zu versetzen. Das kann Alles ohne Schaden geschehen, wenn wir nur nicht vergessen, daß wir dabei in Bildern reden und denken, und wenn wir nur nicht Verhältnisse, die bloß dem Bilde gehören, mit der Sache verwirren. So könnten wir denn auch das übliche Bild gelten lassen, wonach sich unser Schatz von Vorstellungen, wenn dieselben nicht bewußt sind, gewissermaßen in einem unteren, dunklen Raum befindet, aus welchem immer eine nach der anderen in den engen, von dem Bewußtsein erhellten Raum hinauf gelangt. Wir hätten demnach die Bedingungen anzugeben, unter denen eine Vorstellung in das Bewußtsein steigt. Warum sollten wir nicht gelegentlich uns dieses Ausdrucks bedienen dürfen? Metaphysisch richtig ist freilich dieser Ausdruck nicht. Wir haben schon erklärt, daß nach unserer Ansicht das Bewußtsein eine Energie der Seele ist, welche sich an ihren Erzeugnissen geltend macht."

Es ist aber auch nicht richtig, wenn man von Vorstellungen als von Wesen spricht, die erst einer besonderen „Energie der Seele" bedürfen, um „bewußt" zu werden, die aber trotzdem fortleben können, freilich als „unbewußte", sofern sie nicht durch jene „Energie der Seele" ausdrücklich „bewußt" gemacht werden.

Daß diese Auffassung der Vorstellungen auf einer unrichtigen Denkweise beruht, geht aus Wundt's Ausführungen über das „Bewußtsein" und über das „Unbewußte" in einer über allen Zweifel erhabenen Weise klar hervor.

Wundt schließt seine Erörterung der „Hauptpunkte der Naturphilosophie" (S. 445—550) mit dem Abschnitt „Selbstregulirung im entwickelten Organismus. Mechanisirung der Lebensvorgänge" und führt darin aus, daß „jede Uebung in der Mechanisirung ursprünglich mit Bewußtsein geübter Willenshandlungen" besteht. „Jeder Vorgang, der ursprüngliche Willenshandlungen in automatische Bewegungen überführt, entzieht nun aber im selben Maße, in welchem er den physiologischen Mechanismus bereichert, anscheinend dem psychischen Leben bestimmte, ihm ursprünglich angehörende Bestandtheile. Indem er psychophysische Vorgänge in physische umwandelt, entlastet er zwar das Bewußtsein von der Lenkung einer Menge untergeordneter Lebensverrichtungen, aber er entzieht doch zugleich, sobald die Mechanisirung vollständig geworden ist, dem Willen die unmittelbare Herrschaft über die ihm dereinst unterworfenen Organe." „Wie ist ein solches Aufgehen psychischer Bedingungen in ihren physischen Wirkungen überhaupt möglich?"

Mit dieser Frage bereitet Wundt den Uebergang zu seinen „Grundzügen der Philosophie des Geistes" vor. Das psychische Geschehen „ist nicht eine bloße Eigenschaft materieller Substanzelemente". Das hat die Erkenntnißlehre dargethan, die es als das „ursprüngliche Reale" erwiesen hat. Daher kann ein „Uebergang von der geistigen auf die physische Seite immer nur für die äußere Erscheinungsform der Dinge gelten", die um so weniger als eine „definitive metaphysische Voraussetzung" festgehalten werden kann, „als an jede derartige Mechanisirung von Willenshandlungen zugleich eine Entwickelung des Willens selbst zu höheren Formen der Leistung gebunden ist". Von hier aus gelangt Wundt zu der Frage, „in welchem Verhältniß diejenigen psychischen Vorgänge, welche den Inhalt des Einzelbewußtseins ausmachen, zu der physischen Organisation des lebenden Körpers stehen, jenes Körpers, der ebensowohl das Substrat aller seelischen Thätigkeiten, wie auch das durch die letzteren zu ihren Zwecken geschaffene Werkzeug ist. Damit leitet er zu dem Abschnitt „Grundzüge der Philosophie des Geistes" über, worin er zuerst den „allgemeinen Begriff des Bewußtseins" dahin bestimmt, daß darunter „kein von dem geistigen Geschehen und seinem durch unsere Abstraction getrennten Inhaltsmomenten des Wollens, Fühlens, und Vorstellens verschiedenes geistiges Sein, sondern immer nur die Thatsächlichkeit des letzteren selber verstanden werden" kann. „Alles geistige Geschehen ist daher *bewußte geistige Wirksamkeit*." Ein „unbewußter Geist" gilt ihm als „ein in sich widersprechender Begriff".

Daß man so viel von „unbewußt gewordenen" Vorstellungen gesprochen hat, klärt er auf folgende Weise treffend auf. „Von einer Willenshandlung werden wir nicht leicht sagen, wenn sie vorüber ist, sie sei aus dem Bewußtsein verschwunden, oder, wenn sich der nämliche Willensact wiederholt, derselbe kehre in das Bewußtsein zurück. Jedes einzelne Wollen bildet eine Handlung für sich. Wenn es wiederkehrt, so muß es neu entstehen; keineswegs aber nehmen wir an, es habe in der Zwischenzeit als unbewußtes Wollen fortbestanden." Daß man diese Auffassung bei den Vorstellungen nicht festgehalten hat, das schreibt er der „Neigung zur psychologischen Objectivirung" derselben zu. „Weil die Vorstellungen auf Objecte bezogen werden, so sollen sie selber Objecte sein, welche gehen und kommen, aber niemals aufhören zu existiren." Die Vergleichung des Bewußtseins mit einer Schaubühne wird hier nicht bloß wie ein Bild behandelt, sondern der Wirklichkeit selbst untergeschoben.

Wundt unterscheidet dann noch „Grade des Bewußtseins" und einen „relativen und absoluten Begriff des Bewußtseins", damit hängt die Anerkennung einer „relativen Unbewußtheit" von Seelenvorgängen zusammen. Eine „absolute Unbewußtheit" erkennt er selbst für die Materie nicht an, sobald er sich von der psychologischen Betrachtung der metaphysischen zuwendet. Denn durch diese gelangt er zu dem Ergebniß, „daß *der Geist aus der Natur sich entwickelt*" (S. 561).

Wenn Herr von Pettenkofer in seiner am 15. November

Digitized by Google

1890 in der Akademie der Wissenschaften zu München gehaltenen Rede gesagt hat, daß einer der jetzt bedeutendsten Philosophen als Physiologe seine wissenschaftliche Laufbahn begonnen habe, so hat er damit ohne Zweifel Wilhelm Wundt gemeint. Wenigstens ist dieser von der Physiologie ausgegangen, und er ist jetzt einer der bedeutendsten Philosophen. Seine Größe liegt darin, daß er die Auffassung des Sprachgeistes vom Willen philosophisch zur Geltung gebracht hat und dem verhängnißvollen Ueberschätzen der „Vorstellungen" auf Kosten des Wollens nachdrücklich und hoffentlich erfolgreich entgegen getreten ist.

Gustav Kastropp.

Von Adolf Wilhelm Ernst.

„Erklingt, ihr Harfentöne!
Ihr sollt aus fernen Tagen
Auf euren silbernen Schwingen
Ein Lied herübertragen,
Ein Lied voll Weh und Wonne,
Von starker Helden Streiten,
Von Kampf um Tod und Liebe,
Weit öffnet sich das Thor der alten Zeiten."

Mit diesen kräftigen Accorden leitet Gustav Kastropp seine neueste Schöpfung „Gunhild"*) ein. Der Poet hat sich durch seine früher erschienenen Werke, zu denen unter anderen „König Elfs Lieder" (3. Auflage 1888), „Kain", „Heinrich von Ofterdingen" zu zählen sind, einen Namen von bedeutenderem Klange erworben. Ob jedoch das neueste Werk Kastropp's, das Heldengedicht „Gunhild", zu dem eisernen Bestande unserer Literatur gehören wird — diese Frage wird der Kenner des Kastropp'schen Epos verneinen müssen.

Die vorliegende Dichtung führt uns in einer Reihe sorgfältig abgetönter Gemälde die Zeit unserer Altvordern vor das geistige Auge, indem sie — ähnlich dem „Gudrunliede" — ihren Vorwurf der deutschen Heldensage, im besonderen dem Sagenkreise der Nordsee entlehnt. Der Inhalt ist im Hauptumriß folgender:

Das Königskind Gunhild, die Tochter der Ortrun und Irolt's, wächst auf der väterlichen Burg auf. Ihr Oheim Wate (eine aus dem „Gudrunliede" bekannte Gestalt, wie auch Frute und Horant, die in der „Gunhild" auftreten) unterrichtet den „jungen Königsadler" in den ritterlichen Uebungen und wirkt zugleich befruchtend auf die Entwickelung von Gunhild's Geistesleben ein, indem er sie in den Zaubergarten der Märchenpoesie einführt. Er plaudert mit ihr von verwegenen Wikingfahrten, er erzählt ihr von der Werbung Hetel's, des Königs von Hegelingen (Friesland), um des wilden Hagen Tochter, die jenem durch Horant, den König von Dänemark, gewonnen wird. Ortrun lehrt ihre Tochter Harfenspiel und Gesang. Unter der Obhut dieser Verwandten reift Gunhild zur Jungfrau heran. Einst wird sie durch ein sonderbares Traumbild geängstigt, das ihr die Mutter deutet: Gunhild wird ihre Eltern bald beweinen und durch einen König zu dessen Weib gezwungen werden. Gunhild muß Ortrun das Versprechen geben, nur denjenigen zum Gemahl zu erklären, der „voller Kraft und Hoheit" drei schwere Proben besteht. Kurz nach diesem Traum brechen die Feinde in Irolt's Land und — Gunhild verliert ihre Eltern. Wate wird ihr zweiter Vater. Die Waise krönt sich selbst zur Königin und weist die Werbung des Königs Morung von Fünen, der sie in ihrer Trauer fast beleidigt, energisch zurück. Herrschbegierde und Thatenlust haben sie entflammt und sie zum Mannweibe gemacht. Bald nahen sich neue Werber: König Hetel und der Däne Frute heischen Gunhild für ihren Freund Horant zum Weibe. Abermals schlägt sie das Anerbieten aus. Dadurch entbrennt ein verderblicher Krieg, der für Horant — welcher obendrein die Kriegskunde erst spät erhält — unglücklich endigt. Horant und Gunhild gerathen, unbemerkt vom Heere, in einen erbitterten Zweikampf. Schon ist die Königin fast besiegt, als ihr Vasall, der Vogt von Bredstedt, herbeieilt und Horant zu Boden schlägt. Bei einbrechender Dunkelheit reitet Gunhild, in deren Brust weiche Gefühle aufkeimen, zu Horant, der, verlassen und vergessen, den Wölfen zum Fraße, auf der Wahlstatt liegt, verbindet ihm die Wunden und schenkt ihm außerdem ihr Streitroß. Nach der Todtenfeier ziehen die Heere heimwärts. So vergeht der Sommer und der Herbst. Da hält Morung abermals um der Königin Hand an. Gunhild jedoch, eingedenk ihres der Mutter geleisteten Gelübdes, fordert die drei Proben. Besteht Morung dieselben nicht, so soll er enthauptet werden. Das erste Wagniß, Wettreiten, gelingt ihm, im zweiten, im Wettschwimmen, findet er seinen Untergang. Als Gunhild sich dann in ihre Burg begibt, trifft sie auf dem Wege dorthin einen vermummten Spielmann. Seine Stimme trifft sie wie ein Wetterschlag: sie hat Horant erkannt, der gekommen ist, sie zu freien. Unruhig wälzt sie sich des Nachts auf ihrem Lager hin und her, der ersehnte Schlaf flieht ihre Lider, schwere Seufzer entringen sich ihrer gepreßten Brust: sie fühlt, sie liebt Horant und bangt um sein Leben. Der folgende Tag aber zeigt ihr Horant's Riesenkräfte: im Wettkampf mit Schwertern, im Wettringen und — da Gunhild sich noch immer nicht bescheiden will — auch im Wettsingen bleibt er Sieger und gewinnt den Preis der Minne. In jubelhellen, versöhnenden Molltönen klingt die Dichtung aus.

Das sind die Grundzüge der neuesten Schöpfung Kastropp's. Betrachten wir zunächst die stoffliche Seite des Epos, so muß man gestehen, daß die Dichtung an einem Grundübel krankt, das sich nimmer heilen läßt: wir meinen den akademischen Inhalt. Bei aller Ehrfurcht und bei allem Interesse, das wir Deutsche den vaterländischen alten Heldensagen entgegenbringen, können uns diese doch niemals für die Ansprüche entschädigen, die unsere Zeit an das Schriftthum, an die moderne Poesie zu stellen berechtigt ist. Unsere aufregungsvolle, neugestaltende Zeit ist doch wahrlich ein großes Geschichtsfeld. Wenn für irgend einen Zeitraum, so gilt für unsere Tage das Wort des Ephesiners Heraklit: „Alles fließt" (πάντα ῥεῖ). Und die vielen neuzeitlichen poetischen und prosaischen Schöpfungen zeigen jedem mit der Literatur nur einigermaßen Vertrauten, daß das Schriftthum den Ansprüchen seiner Zeit gerecht zu werden sich bestrebt. Die Lectüre der „Gunhild" verlangt aber das akademische Nachempfinden einer längst verrauschten Ideen- und Gefühlswelt — eine Aufgabe, die einen echten Genuß, wie wir ihn von der Dichtung verlangen, nicht aufkommen lassen kann, was daher kommt, daß die geistigen Fühlfäden unseres Zeitbewußtseins nicht bis in jene verschollenen Zeiten, in der die „Gunhild" spielt, reichen. Denn sowohl die Periode der altdeutschen Heldensage, wie auch die mittelalterliche Epoche sind für uns keine Geschichtsfelder in dem eben angedeuteten Sinne. Was sind uns, an der Schwelle des zwanzigsten Jahrhunderts Lebenden, Gestalten, wie Gunhild, Wate, Horant, Morung ꝛc. ꝛc.? Welches Interesse können sie bei uns erwarten und empfangen, als höchstens ein oberflächliches und darum leicht vergängliches? Das ist kein nachhaltiges, absolut zwingendes, Herz und Geist umklammerndes, unmittelbares Interesse, weil die Dichtung nicht aus der brodelnden Tiefe unserer Zeit herausgeboren, sondern aus den Trümmern und Ueberresten einer Jahrhunderte entlegenen Periode ausgegraben worden ist. Und weil sie nicht aus der Zeit heraus geschaffen ist, ist sie auch nicht für die Zeit, geschweige denn für die Ewigkeit geschaffen. Hinsichtlich des archäistischen Inhaltes gleicht sie der bekannten Jordan'schen „Nibelungen"-Epopöe, die ebenfalls eine Frucht archivarischer und archäologischer Studien ist, die nicht den Pulsschlag unserer Zeit hat und deshalb — so sehr sie auch zu den Modeliebhabereien der oberen Zehntausend gehörte, wozu die rhapsodische Thätigkeit ihres Verfassers nicht wenig beigetragen hat — früher oder später der Vergessenheit anheimfallen wird. Von diesem Standpunkte aus müssen wir die Dichtung „Gunhild" einen Fehlgriff nennen, was um so mehr zu bedauern ist, als Kastropp ein Dichter von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist, wie

*) Dresden-Striesen, Paul Heinze.

Digitized by Google

es auch aus dem in Betracht kommenden Epos hervorgeht. Dazu kommt als ein ferner belastendes Moment die Behandlung, die ebenfalls akademisch ist und ein vielfach archäistisches Gepräge aufweist. Wendungen, wie beispielsweise „die viel Frechen", „der vielkühne Däne", „der viel gute Wein", „die viel Ehre" — Beispiele, die sich mit Leichtigkeit beträchtlich vermehren lassen und die unser neuzeitliches Sprachgefühl empfindlich verletzen — ferner Prosaismen und platte, banale Ausdrücke, wie: „Das ist schwer zu glauben — Wie so mancherhand Dinge — Den Frauen wichtig scheinen — Kleinodien und Ringe" ꝛc. „Bevor du redest — Erhole dich um ein Kleines" — „Er zwinkerte mit den Augen — Und trank in kleinen Zügen — Das wildfremde Getränk — Nur selten ward ihm größeres Vergnügen", — „Doch sollt ihr das nicht glauben — Daß sie ihn (den Bärenbraten) verzehrten — Ohne daß sie oftmals — Die Becher und Trinkhörner leerten". „Es ging nun an ein Grüßen — Und Hinundwiderfragen". „Er küßte den rothen Mund — Der andern mancher thäte das mit Lust" ꝛc. ꝛc. — Wendungen, die sich ebenfalls nicht allzu selten einschleichen, tragen wahrlich nicht gerade zur Erhöhung des Interesses bei. Wenn wir auch weit entfernt von jeglicher Silbenstecherei und Fäschenklauberei sind, und wenn wir auch die letzthin genannten kritischen Einwände nicht zu stark betonen wollen, obschon solche Mängel einem Dichter, wie Gustav Kastropp, nicht anhaften sollen, so bleibt unser Haupteinwurf, der akademische Stoffinhalt, in seiner ganzen Schärfe bestehen.

Sehen wir von der rein stofflichen Seite des Epos ab und messen die Dichtung mit dem bloß ästhetischen Maßstabe, dann allerdings können wir nicht umhin, das Heldengedicht, „Gunhild" als eine immerhin zu beachtende Erscheinung auf unserem deutschen Büchermarkte zu bezeichnen. Die schöne Linie der Composition wird durch nichts störend unterbrochen; der Gang der Handlung ist von Anfang an schlicht, klar und übersichtlich, die Handlung selbst aber gewinnt an Lebhaftigkeit vom Eingang des zweiten Buches an. (Das Epos zerfällt in zwei Bücher bezw. vierundzwanzig Abenteuer). Von diesem Punkte an schreitet die Handlung energisch auf ihr Ziel los. Der zweite Theil enthält auch — was die Schilderungen anbetrifft — die Glanzpartien der ganzen Dichtung. Dazu rechnen wir in erster Linie die Abenteuer, welche die Wettkämpfe mit König Morung und Horant schildern. Vorzüglich ist dem Dichter die Scene gelungen, in welcher Gunhild und Horant in der Sangeskunst mit einander wetteifern. Des Raumes halber müssen wir uns wörtliche Anführungen an dieser Stelle versagen. Jeder Poesieempfängliche wird sich beim Lesen der fraglichen Strophen dem Zauber der seelenvollen, einschmeichelnden Töne, die der Sänger der „Gunhild" seiner Lyra entlockt, nicht entziehen können; er wird unserem Urtheil über das Schilderungstalent des Dichters bereitwillig beistimmen und die Schönheit der Sprache, die Zartheit der Empfindung und den Duft der Stimmung bewundern, den diese Stellen aufweisen.

Zu diesen stellenweisen Vorzügen der „Gunhild" gesellt sich ferner die wohlgelungene Charakteristik der auftretenden Personen, vor allem die der Königstochter Gunhild. Mit psychologischem Scharfblick, mit sicheren, kräftigen Pinselstrichen hat der Dichter diese Heldengestalt und die Veränderung in dem Seelenleben der Königin von der schwertgewaltigen, schreckenverbreitenden Amazone zur liebedurchglühten, liebespendenden, hingebenden Jungfrau motivirt und gezeichnet. Auch hat es der Dichter mit großem Geschicke verstanden, die Heldin immer und überall in den Hauptstrom der Ereignisse zu stellen und so die Einheit der Handlung zu wahren. Ebenfalls rühmend muß erwähnt werden, daß die festgefügte Handlung frei von rein lyrischen Liederstrophen ist; das Gegentheil würde den streng epischen Charakter des altdeutschen Stoffes zerstört haben. Es ist dies immerhin eine für den vom modernen Zeitgeist erfüllten Dichter nicht leichte Aufgabe, seine Empfindungswelt in strenge Zucht zu nehmen und keinen Anachronismus des Gefühls zu begehen.

Obgleich uns ein Vergleich der „Gunhild" mit dem „Nibelungen"- und „Gudrunliede" — mit diesen monumentalen Schöpfungen der stahlharten germanischen Volksepik — völlig fern liegt, so wird der Leser des Kastropp'schen Heldengedichtes doch unwillkürlich an unsere nationalen Volksepen erinnert, namentlich an das „Gudrunlied". Sehen wir von den mehr äußerlichen Berührungspunkten auch ab — von denselben in beiden Dichtungen auftretenden Personen ꝛc. — so berührt sich das „Gunhild"-Gedicht mit dem „Nibelungen"- und „Gudrunliede" namentlich hinsichtlich seines inneren Gehaltes, seiner Grundideen nach verschiedenen Seiten hin. Das herbe, derbe Reckenthum einerseits, die heldenmüthige, aufopfernde Tapferkeit und die schöne, weltverklärende Gemüthstiefe des altdeutschen Volkscharakters andererseits finden auch in unserem neuzeitlichen Dichter einen begeisterten Verehrer.

In ein ganz anderes Gebiet der Poesie verweist uns Kastropp's neuestes Werk „Phantasien und Märchen".*) Das Märchen, der reinste Ausdruck der erzählenden Dichtkunst, hat in unserem nüchternen Zeitalter der kritischen Analyse, des Dampfes und der Elektricität, wo die bekannte praktische Lebensweisheit „Time is money" dem weitaus größten Theil der Menschen die Richtschnur ihres Sinnens und Trachtens ist, nur wenige Repräsentanten gefunden, die mit Glück und Geschick dieses Feld angebaut haben. Wenn wir Männer wie die Brüder Grimm — um zeitlich etwas weiter zurück zu greifen —, L. Bechstein, Andersen, Hauff, Musäus und nöthigenfalls noch Zingerle, Volkmann (Leander) und Pröhle genannt haben, so ist die Liste der echten Märchendichter und -erzähler schon fast erschöpft. Die Märchendichtung in gebundener Form, die beispielsweise in den letzten Jahrzehnten in Adolf Böttger's liebreizendem Frühlingsgesange „Hyacinth und Liliade" (1849) und in der durch die glänzende Diction fesselnden „Pilgerfahrt der Blumengeister" dieses Achtundvierzigersängers, sowie in dem — allerdings schon häufig behandelten — sinnigen, altklassischen Märchen „Amor und Psyche" des schönheittrunkenen Robert Hamerling duftige Blüthen zeitigte, lassen wir hier jedoch aus dem Spiele.

Im Märchen ergießt sich der Strom der Phantasie frei und ungehemmt, die Einbildungskraft ist hier weder an die Schranken der Zeit, noch des Raumes, noch des inneren Kausalnexus gebunden, wie es beispielsweise die epischen Gattungen des Romans und der Novelle, sowie die dramatische Poesie mit eherner Consequenz verlangen. Die Welt des Märchens ist die Phantasie und daher ist es — um einen treffenden Ausdruck unserer hervorragendsten deutschen Märchenerzähler, der Brüder Grimm, zu gebrauchen — auch „überall zu Hause". Einerseits liebt es das Wunderbare, Ueberraschende, die Metamorphose, die hyperbolische Wirklichkeit, andererseits sind jedoch alle spitzfindigen Verwickelungen und sensationellen Enthüllungen, zu denen unsere sattsam bekannten Romanfabrikanten und stoffhungerigen Novellenjäger mit Vorliebe ihre Zuflucht nehmen, unerbittlich aus dem Reich des Märchens verbannt. Aber auch alles Doctrinär-Lehrhafte, jedwedes trockene moralisirende Anhängsel, das in der Fabel ja häufig mit stereotyper Strenge auftritt (man erinnere sich nur aus seiner Schulzeit der bekannten Schlußformel in der römischen Fabel „Haec fabula docet" etc.), ist dem Charakter des Märchens, sowohl des Kunst-, wie des Volksmärchens zuwider. Es begnügt sich damit, höchstens stellenweise einen Sinn, eine Lebensweisheit ahnungsvoll hindurchzittern, hindurchklingen zu lassen, ohne die letztere zu präcisiren oder mit behaglicher Breite und Genauigkeit zu formuliren. Soll das Märchen aber zu Herzen gehen, so muß es auch von Herzen kommen. Es muß vor allen Dingen den richtigen Erzählungston zu treffen wissen, diesen kindlich-naiven, anmuthenden Ton, der aus kindlich-naivem Herzen quillt und der — trotz seiner Einfachheit und Schlichtheit — dennoch eine Welt von Musik tönt. Damit soll nicht gesagt sein, daß der Märchendichter immer und ewig schlicht und einfach zu erzählen habe! Man denke nur an die farbensatten orientalischen Märchen — in welchem Farbenglanz und in welcher Bilderfülle schwelgen diese auf das Menschengemüth mächtig wirkenden Phantasiegebilde! Die ganze

*) Hannover, Hans Wasserkampf & Co., Commanditgesellschaft.

Digitized by Google

Stufenleiter der Tonwelt von der schmelzendsten Wehmuth bis zu der schauervollsten Raserei, von dem süßen, traumseligen Stammeln aufknospender Liebe bis zum sinnlosen, markerschütternden Toben blindwüthigen Hasses ist in diesen Dichtungen angeschlagen. Allerdings die Grimm'schen „Kinder- und Hausmärchen" sind wegen ihrer treuherzig-innigen Schlichtheit und Einfachheit, die sie durchweht, das eigentliche Grundbuch der deutschen volksthümlichen Märchenwelt und werden es wahrscheinlich auch noch lange bleiben, weil sie aus der deutschen Volksseele für das Volk — im edelsten Sinne des Wortes — geboren sind. Dieses Streben nach dem zielkräftigsten, sich in das Gemüth einschmeichelnden Ausdruck hat manche Märchendichter zu Koketterie und Spielerei geführt, zu nichtssagenden Wortspielen, zu einer süßlichen, kindischen — anstatt kindlichen — Sprache. An dieser Klippe ist unter Anderen auch der Däne Hans Christian Andersen, dessen „Märchen" sich ja auch in Deutschland eingebürgert haben, stellenweise gescheitert.

Eine neue Erscheinung dieses Genre auf dem literarischen Markt muß, wenn es nicht in der Hochfluth der alljährlich erscheinenden Goldschnitt- und Geschenkliteratur spurlos untergehen soll, mit den oben angedeuteten Vorzügen auch noch den der originellen Stoffwahl vereinen. Wie häufig wird aber in dieser Hinsicht von den Herausgebern von Märchensammlungen mit geradezu anarchistischem Dilettantismus gesündigt! Die Scheere und der Kleistertopf müssen das ihnen mangelnde ästhetische Gefühl, den ihnen abgehenden Sinn für Poesie und literarische Bildung und ihre armselige Belesenheit ersetzen; aus einer Reihe ihnen bekannter — und gar häufig noch bedeutungsloser — Märchensammlungen werden einzelne Erzählungen herausgeschnitten, zusammen gekleistert und im Handumdrehen ist ihr elendes Machwerk fertig, das nun mit allen erlaubten und unerlaubten Mitteln der Reklame als eine „Perlensammlung der schönsten Märchen" gepriesen und ausposaunt wird. Daher stammt die traurige Erscheinung, daß uns und unseren Kindern immer und immer wieder die alten, tausend Mal durchgekauten Stoffe aufgetischt werden. (Von den echten Märchen, wie z. B. der Brüder Grimm ꝛc., ist hier selbstverständlich nicht die Rede. Jeder mit diesem Zweig der Poesie Vertraute weiß aber auch, daß die bekannten Märchenfirmen ihre geisttödtenden, plumpen Producte nicht allzu selten aus rohem Material zusammendrechseln und zusammenschweißen!) Um so wohlthuender muß uns deshalb eine durch und durch originelle Märchensammlung anmuthen, wie sie Gustav Kastropp in seinem oben erwähnten Buch dem literaturempfänglichen Publikum darbietet. Der Dichter ist auf diesem Gebiet kein Neuling mehr, wie seine früher publicirten „Gnomenmärchen" bezeugen. Seine „Phantasien und Märchen" sind Erzeugnisse einer echten Dichternatur; sie sind herausgeboren aus der Tiefe eines reich bewegten, fein empfindenden Innenlebens und versetzen uns in die verschiedensten Erdgegenden, in die Gegenwart und in längst verrauschte Zeitepochen. Bald steigt vor unseren Blicken wie eine greifbare, leuchtende Fata morgana die feenhafte, bunt bewegte Welt Persiens und Indiens auf, bald lauschen wir dem flüsternden Geplauder der lieblichen Elfen, die sich auf den vom Sternenschimmer übergossenen Lotoskelchen im Nil wiegen, bald lustwandeln wir in den paradiesischen hängenden Gärten der schönen Königin Semiramis, bald sind wir im Lande der „schattigen Kastanien", bald durchwandern wir die heimathlichen Fluren. Der „Stein des Weisen" führt uns in das Laboratorium eines Alchimisten, „Wie sich die Sonne rückwärts bewegte" in die Zeit, da der siebenjährige Krieg Deutschland zerfleischte, „Der Thränenbaum" in Karl's des Großen bedeutsame Epoche, „Ein Schiedsspruch" in die Residenz des Königs Rehabeam und die „Delphischen Sprüche" zeigen uns die dehnbaren und vieldeutigen Scheinweisheiten, welche die schlauen delphischen Priester gegen klingende Münze und reiche Opfergaben der glaubensfrohen Laien austauschten. Im Großen und Ganzen betrachtet ist der Charakter des Märchens in diesen Phantasiegebilden rein gewahrt. „Achmed's Wette", „Indra", das humordurchwehte „Lustige und traurige Stück", das äußerst originelle „Lebende Bild", die stimmungsduftige „Elfe" ꝛc. sind wahrlich keine matten Ammenmärchen, sondern Märchen von exotischem Aroma und farbenschillerndem Colorit und würdige Seitenstücke zu den beliebten Grimm'schen Erzählungen oder zu den Märchen aus „Tausend und eine Nacht". Hier spielen keine satirischen Streif- und Schlaglichter à la Wieland hinein, keine vorlauten Reflexionen stören den zarten Farbenschmelz der Stimmung — Alles ist volle, weiche Phantasie, während „Der Fisch" z. B. — das überhaupt zu den schwächsten Stücken der Sammlung gehört — durch seine unsagbar triviale Schlußweisheit den letzten Rest von Stimmung raubt. Der kindlich-treuherzige, zu Herzen sprechende Erzählungston ist durchgehends getroffen, die Sprache ist von akustischer Bewegung und zartem Schmelz, wenngleich nicht verschwiegen werden kann, daß sie stellenweise manirirt und geschraubt, anstatt natürlich ist. Und auch Ausdrücke wie „Noch am Abend dieses Tages streckte er sich aus" (d. h. er starb) — ein Ausdruck, den man wohl von einem Hunde gebrauchen kann — ferner das von der Gasse aufgelesene, in zwei Märchen (und dazu noch in inconsequenter Orthographie) auftretende Wort „gröhlen", Fremdwörter wie „Nachtmaren" ꝛc. sind Mißgriffe, die man bei einem so feinsinnigen Märchendichter, als welcher Kastropp sich doch offenbart, kaum begreift. Es wäre jedoch zu bedauern, wollte man sich durch diese kritischen Einwürfe von untergeordneterer Bedeutung behindern lassen, das Werk als Ganzes zu beurtheilen. Kastropp gebührt das unzweifelhafte Verdienst, unseren Märchenschatz um ein Juwel bereichert zu haben. Seine „Phantasien und Märchen" können das leicht erregbare Kinderherz, wie nicht minder das ernste Mannesgemüth fesseln und erheben. Sie halten sich gleich fern von jeglicher schwärmenden, süßlichen Gefühlsduselei, von jeglichem pietistischem Augenaufschlag, wie von allem Wirren und Tendenziösen, sie offenbaren vielmehr einen anmuthenden Lebenssinn und eine schöne Lebensfrische. Was man von den Hauff'schen Märchen behauptet hat, das trifft voll und ganz die Kastropp'schen „Phantasien und Märchen": sie haben nicht den geheimnißvollen Zauber, welcher wie ein Nebelschleier die Geschichten von Schneewittchen, von Dornröschen, von den sieben Raben, von Brüderlein und Schwesterlein umzieht. Sie haben nicht den Silberton der nordischen Mythenwelt, sondern liegen — wenn auch nicht alle — im funkelnden Goldglanze des Tages da. Manche sind zarte Bilder des warmpulsirenden Lebens. Der Charakter mancher ist mehr phantastisch als märchenhaft in dem engern Sinne, den wir diesem Worte seit dem Erscheinen der Grimm'schen Märchen beizulegen gewohnt sind. Nicht ohne Absicht wohl hat der Verfasser deshalb das Wort „Phantasien" in dem Titel vorangestellt. In einzelnen — wie z. B.: in der sprachlich vollendeten „Rose", wie in dem „Schäferidyll", „Stille Liebe" und „Sein Lied" — zeigt sich mehr der naturbelebende Dichter und seelenvolle Sänger des Herzens als der Märchenplauderer, was jedoch dem Werthe der Sammlung keinen Abbruch thut.

Zum gegenwärtigen Stand der deutschen Kunst.

Von Gustav Luedecke.

Wie in der Literatur stehen wir auch auf dem Gebiete der Kunst gegenwärtig in einer Periode, wo das Alte mit dem Neuen ringt. Auf beiden Gebieten wird der Kampf wesentlich von jüngeren Kräften geführt, die unzufrieden mit dem Vorhandenen, nach künstlerischer Bethätigung neuer Anschauungen drängen. Hier haben wir uns nur mit der bildenden Kunst zu befassen und zwar hauptsächlich mit der Münchener Kunst, von der seit dem ersten Auftreten des Realismus unter Piloty alle wesentlich neuen Anschauungen ausgingen, und welche im Allgemeinen von jeher das vorwärts drängende Element in der deutschen Kunst war.

So warf seiner Zeit Piloty mit seinen Schülern die schattenhaften Gestalten des Kaulbach, der Nazarener und Romantiker mit seinem gesunden Realismus über den Haufen

Digitized by Google

und ließ auf den Trümmern der Romantik eine ganz neue Kunst entstehen, deren Grundzug er in dem Worte auszusprechen pflegte: „Kunst kommt von Können." Indessen dies Wort charakterisirt bloß das äußere Handwerk, die technische Fauſtfertigkeit der Schule, der innere Werth derselben lag in dem breiten nationalen Zug, der durch sie ging, und der für alle die Unzahl glänzender Talente, die aus ihr hervorgingen, der gemeinsame Berührungspunkt war, mochten sie die Historie, das Genre oder das Portrait cultiviren.

Dies wird uns heute, wo wir bereits von einem gewissen historischen Standpunkte aus auf die verflossene Epoche zurückblicken können, erst recht sichtbar, namentlich wenn wir die modernen Bestrebungen der „Jüngsten" in ihrer vollkommenen internationalen Zerfahrenheit dagegen halten.

Neben Makart, der in seinen Arbeiten jene Periode des Luxus wiederspiegelt in jener Zeit zu Anfang der siebziger Jahre, wo die Millionen über Nacht aus der Erde zu wachsen schienen, und Lenbach in seinen Portraits die nationalen Helden, die uns jene Zeit gebracht, verewigte, waren es namentlich die Genremaler der Schule, die in ihrem innersten Wesen diesen nationalen, volksthümlichen Zug entfalteten. Vor Allen Defregger, der in seinen Bildern alle specifischen Eigenschaften des deutschen Nationalcharakters entfaltet: Jene harmlose, herzliche Gemüthlichkeit, verbunden mit lustigem, ansteckend wirkendem Humor. Und zwar athmen die Bilder dieses Meisters um so mehr nationale Luft, als er in ihnen gerade das unverdorbene Volk rein und unverfälscht darstellt, das noch gar nichts hat von dem durch allerlei Genüsse überreiztem Großstädter, der in seinem Wesen vielfach ausländische Alluren angenommen hat und von fremdländischen Anschauungen durchdrungen ist. Dann aber auch die anderen Genremaler der Schule: Grützner, Raupp, Matth. Schmid, Eberle, Wopfner und wie sie Alle heißen. Sie Alle entfalten jene einfache Innigkeit und Herzlichkeit des Ausdrucks in ihren Bildern, in denen sie sich die Schilderung des deutschen Volkslebens zum Vorbild nehmen. Deshalb sind diese Bilder in Tausenden von Reproductionen in Photographie, Stich und Holzschnitt in's Volk gedrungen, weil dasselbe sich darin wieder erkannte mit seinen Sitten und Gebräuchen, seinen Freuden und Leiden und all' seinen charakteristischen, liebenswürdigen Eigenschaften. Die überaus große Verbreitung dieser Bilder ist wohl der beste Beweis, wie richtig diese Maler das deutsche Volk in seinem innersten Wesen zu erfassen wußten, ebenso wie es für einen Dichter der beste Beleg ist, daß er das Herz des Volkes zu treffen wußte, wenn sein Lied populär — zum Volkslied wird. Und Alles das, was das populäre Volkslied seelisch charakterisirt, finden wir auch in den Bildern dieser Maler, zu denen noch eine Reihe Meister anderer Schulen, namentlich der Düsseldorfer mit Vautier an der Spitze, kommen.

Auch die rein technische Durchführung ihrer Arbeiten hat etwas dem Deutschthum Eigenthümliches: Jenen soliden Fleiß, den wir schon bei den alten deutschen Meistern finden, der nichts vernachlässigt, der jeden Knopf und jedes Grashälmchen durchstudirt, der gar nichts hat von der breiten Pinselführung und Naturanschauung der alten Italiener oder Spanier.

Wie sich diese Genremaler der Pilotyschule an das deutsche Leben der Gegenwart halten, erschloß uns die Diezschule die Vergangenheit, und namentlich zwar die Zeit des 30jährigen Krieges. Voran der Meister selber mit seinen Raubrittern und Schnapphähnen und all' dem übermüthigen Söldnergesindel aus aller Herren Ländern, das Deutschland zum Tummelplatz seiner Raub- und Mordgier machte. Jedem, der eines dieser Bilder sieht, drängt sich der Gedanke auf, daß wir mit Leib und Seele dafür eintreten müssen, daß derartige Zustände in unserem Lande niemals wieder eintreten können. Es ist das ein nationales Moment, das wir noch in einer Reihe größerer Bilder von Piloty, Lindenschmit, Lessing u. A. wiederfinden.

Ganz andere Seiten indessen begann der Schüler des Meisters, L. Löffz, anzuschlagen. Er legte hauptsächlichen Werth auf das intime Studium der Natur im Sinne der alten nationalen Schule der Dürer, Holbein, Burgmair, Matth. Grünwald u. A. und erhob die Ehrlichkeit und den Respect vor der Natur zu seiner Devise. Er verstand es noch in höherem Grade als Piloty, diesen soliden deutschen Fleiß in der Durchführung seiner Bilder zur Geltung zu bringen, wie denn sein Hauptwerk, die Pietà in der Pinakothek, ein Werk ist, wie es an intimen Naturstudium kaum eine andere Nation aufzuweisen haben dürfte. Neben ihm wäre dann als Hauptvertreter ähnlicher Anschauungen Ed. v. Gebhardt in Düsseldorf zu nennen, der sich jedoch wohl etwas zu sehr archaisirend in die Zeit des deutschen und niederdeutschen Künstler des 14. und 15. Jahrhunderts zurückzog.

Noch mehr als Gebhardt, der mit seinen archaistischen Kunststil eigentlich mehr nur für kunstgeschichtliche Gebildete verständlich wurde, als daß er recht in's Volk gedrungen wäre, verstand es Fritz v. Uhde, die biblische Geschichte zu germanisiren, indem er die heiligen Figuren, damit auf Rembrandt, dem urwüchsigsten Vertreter des Germanenthums unter den Alten, zurückgehend, aus dem Leben der Gegenwart entnahm, und sie mit dem intimen Seelenleben des einfach und natürlich empfindenden schlichten Mannes ausstattete, so recht im Gegensatz zu den Figuren der Nazarener, die niemals über nichtssagende Phrasenheilige und internationale Schablonenmenschen hinauskamen.

Mit dieser geistigen und nationalen Vertiefung führte indessen Uhde zu gleicher Zeit in seiner Technik ein Stück Franzosenthum in die deutsche Kunst ein, die Pleinairmalerei, deren Wogen in der Folgezeit so hoch schlugen, daß sie das deutsche Element unter den Jungen wenigstens eine Zeit lang zu überfluthen drohten. Nichtsdestoweniger müssen wir das Freilicht für eine bedeutende Errungenschaft der Kunst der Gegenwart halten, denn die alten Meister mit dem Helldunkel ihrer Atelierbeleuchtung kannten es nicht, wenigstens nicht in dieser Form und in diesem Maße. Sie malten niemals ihre Figuren in vollem Tageslicht und im Freien. So griffen denn eine Reihe unserer jüngeren Künstler die neue Kunstanschauung mächtig auf, und wer jemals am Chiemsee oder am Ammersee, in Klausen oder Bozen oder sonst im Gebirge seine Sommerferien verbrachte, stieß wohl Schritt auf Schritt auf derartige Pleinairisten, die mit aufgespanntem Malschirm vor der Staffelei saßen und die Landschaft abconterfeiten, oder nach dem lebenden Modell im Freien malten zum Schrecken manches älteren Collegen.

Trotzdem dies nun bereits die erste Abschwenkung von der nationalen Kunst war, hätte damit doch eine neue Epoche derselben begründet werden können, wenn man diese französische Errungenschaft in deutschem Geiste verarbeitet hätte, wie Piloty ja auch die belgischen Bestrebungen der Gallait, Wappers, De Biefe in sich aufnahm und auf seine Weise reproducirte, oder wie Rubens durch Vermählung mit der italienischen Kunst die flämische zu neuem Leben erweckte und so die Kunst des Van Eyck und Metsys in vollkommen neue Bahnen leitete.

Indessen, statt die Natur mit offenem klaren Auge zu studiren, schielte man immer nach Paris hinüber, und statt die volle Farbensaftigkeit der Natur zu bringen, wie es Lenbach schon vor zwanzig Jahren mit seinem berühmten Hirtenknaben der Schackothek gethan, schlug man, um die volle Helligkeit der Natur zu erreichen, jene mehligen und staubigen Töne an, wie sie eben in Paris gerade Mode waren. Aber wie schnell wir Menschen des fin du siècle leben! Noch ehe die neue Kunstanschauung sich hätte vollständig ausleben können und zu vollständiger Entwickelung hätte gelangen können, war in Paris schon wieder etwas Anderes aufgekommen, etwas, das eigentlich der volle Gegensatz der bisherigen auf's Extrem getriebenen naturalistischen Traditionen war: die sogenannte Farbensymphonie. Besnard nannte sich ihr Begründer.

Wer die großen Kunstanschauungen der Bouguereau, Lefevre, Bonnat oder unter den Jüngeren Roll, Courtois, Dagnan-Bouveret mit ihrer großartigen Zeichnung und ihrer gediegenen Farbe kennt, vermag nicht zu begreifen, wie jemals ein Maler aufkommen und Epoche machen konnte, der alle dem, was bisher von allen künstlerisch Gebildeten Europas bewundert wurde, geradezu Hohn spricht, der in roher und plumper Zeichnung Unglaubliches leistet, der in der Farbe die tollsten

Digitized by Google

Unmöglichkeiten entwickelt, so daß man beinahe versucht ist anzunehmen, ein farbenblinder Maler habe diese Arbeiten gemacht. Denn es wird Niemand behaupten, daß ein gesundes Auge die Natur so sehen könne.

Nachdem also die Fluthen des Pleinair in Deutschland sich ziemlich gelegt hatten, hatte ein Theil unserer jüngeren Künstler, welche diese Arbeiten in Paris und den Jahresausstellungen in München gesehen hatte, nichts Eiligeres zu thun, als wie vorher das Pariser Freilicht, so jetzt die „Farbensymphonie" für sich auszubeuten und damit die ganzen bisherigen gediegenen deutschen Kunstanschauungen über Bord zu werfen und in Acht und Bann zu thun, so daß im letzten Sommer diese Nachahmer französischer Pfuscherei die Ausstellung des Glaspalastes beherrschten und daß Alles, was nicht roh gezeichnet und mit unmöglichen Farben angestrichen ist, keine Gnade vor den Augen dieser Künstler findet, weshalb denn die eigentlichen Meister der Münchener Kunst, die Löfftz, Diez, G. Max, Claus Meyer, A. Seitz, Hugo Kaufmann u. A. lieber mit ihren Bildern zu Hause blieben.

So wurde also die gediegene nationale Kunst hinausgedrängt und der pfuscherhaften Nachahmung der schlechten Franzosen, der skizzenhaften Belgier und Holländer, ja sogar der spleenigen Schotten mit ihren kindischen Landschaftsbildern die Pforten geöffnet, so daß eben jetzt die vollste Charakterlosigkeit, die wüste Anarchie und vollständigste Zerfahrenheit die Hauptanzeichen dieser neuen Kunst bilden, welche glaubt, Allem, was bisher für gut und schön galt, den Garaus gemacht zu haben. Mit krankem Rückgrat taumelt diese Kunst dahin, haltlos wackelt ihr Kopf nach hinten und vorn und ihre Extremitäten schlenkern hektisch nach allen Seiten. Wie viel Talent richtet dieses kranke Jammerbild der Muse zu Grunde, denn wen sie einmal erfaßt, dem nimmt sie den Verstand und schlägt sie mit Blindheit. Und das genügt, wenn es einen Maler trifft. So sind denn auch ihre Werke: Inhalt haben sie nicht mehr und Form haben sie auch nicht, was soll da weiter übrig bleiben als die tabula rasa?

Nun wäre es freilich schlimm um die deutsche Kunst bestellt, wenn dies ihr einziges Charakterbild wäre. Die älteren Meister und der größere Theil der verständigen Jüngeren sieht diesem so absurd sich Gebahrenden ruhig zu; sie wissen recht gut, daß jene von allein abwirthschaften werden. Noch steht die alte Garde in geschlossenen Reihen, die Menzel, Knaus, Lenbach, Leibl, Werner, Böcklin, Gebhard und wie sie Alle heißen, die dafür sorgen, daß die deutsche Kunst nie vollständig in den Sumpf gerathen kann, wenn uns auch mit noch so viel Aplomb die fragwürdigen Producte der ausländernden Pfuscherei als Meisterwerke angepriesen werden und gar wie in München mit goldenen Medaillen prämiirt werden. Wir glauben nicht an diese neuen Offenbarungen, denn wir wissen, daß von jeher Harmonie von Inhalt und Form der Maßstab für ein echtes Kunstwerk gewesen sind. Inhalt haben aber diese allerneuesten Producte des internationalen Hexenkessels überhaupt gar nicht mit ihren spinatgrünen Wiesen und ihren nichtssagenden Figuren und in der Form gibt es bei ihnen weder Zeichnung noch Farbe. Was bleibt da schließlich übrig? Sie richten sich selber.

Wir sind nicht im Geringsten für einen Stillstand, weder im Leben noch in der Kunst. Aber wenn einmal etwas Neues geboren werden soll, dann kann es nur aus einem möglichst naiven und möglichst gediegenem Studium der Natur hervorgehen! Das haben alle ernst Strebenden längst eingesehen und ohne rechts und links zu sehen arbeiten sie weiter, denn sie wissen, daß diese Episode der Ausländerei in der deutschen Kunst sich ihr klägliches Ende selbst bereitet. Dann wird aber der Stern der echten deutschen Kunst wieder um so glänzender strahlen als vorher.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Giulia la bella.

Von Sigurd-Jönköping.
Autorisirte Uebersetzung von M. Fiesel.

Mit den Schwalben waren sie gekommen, weit, weit von hier, der schwarzäugige Scheerenschleifer und seine Frau, welche die Geige spielte und sang. Es half nichts, daß sie einander „Jakob" und „Anna" nannten, man sah doch, was für Art Leute sie waren. Der Pfarrherr von Ysaby sagte freilich, es sei gar nicht so gewiß, daß sie Zigeuner wären dazu sähen sie nicht schmutzig genug aus, auch wüßte er nicht, ob eine Zigeunerin jemals so gut lernen könnte, ein solch feines Instrument zu spielen. Vielleicht kämen sie nur von Italien. Sie brauchten sich aber nur nicht einzubilden, daß man sie nicht trotzdem für eine Art von Tataren hielt, obgleich sie gewöhnliche Namen trugen, und so nannte man den Scheerenschleifer „Zigeuner-Jakob." Was kümmerte es sie, daß sie ohne Schutz waren, wie der Vogel unter blauem Himmel! Was machten sie sich daraus, wenn die Bauerfrauen sich sorgfältig die Hand an der Schürze abrieben, wenn Jakob ihnen die Hand zum Dank für die Mahlzeit gereicht! Wenn sie wieder vor das Dorf hinaus kamen auf den Hügel in den Schatten der Birken und Linden, rückten sie näher zusammen im Grase wie zwei scheue Vögelchen, vergaßen die Verachtung der Menschen, die ihnen folgte, und den Winter, der vor ihnen lag, träumten eins in des andern Armen von den Gefilden des Arno, wo sie mit einander gespielt hatten, als sie ganz klein waren, so klein, daß sie sich kaum noch der Sprache Italiens erinnerten. Aber dann kam Juliens Zeit. Sie waren zu zweien, als sie sich an einem Juliabend müden Schrittes in einen Hain in Möckeln in Värend schleppten. Dann drang ein leises Stöhnen durch die Sommernacht, ein kleiner Schrei weckte die Staare, die oben in der Trauerbirke schliefen, und als sie dann wieder hinaus auf die Landstraße wanderten, geschah es zu dreien. Dann kamen andere Nächte, wo der Zigeunerjakob auf einem Stein am Wege saß und weinte, weinte um sein schwarzäugiges Weib, welches man an die Kirchhofsmauer gebettet, als die Wange bleich geworden und der kleine Fuß nicht mehr an seiner Seite zu trippeln vermochte, die lange, staubige Straße entlang. Und die Geige war still, und die kleine Julia schlief auf Zigeunerjakobs Jacke, wenn der Thau auf Kronsbeerengrün und Haidekraut fiel. Wenn sie erwachte, nahm er sie auf und wiegte sie auf seinen Knien. Schwarze Augen und schwarzes Haar! Ja, das war die Geliebte, die in diesem kleinen, verlassenen Wesen auf's Neue erstand, wie das Gras aus den Gräbern empor wächst mit jedem neugeborenen Lenze.

Und dennoch verkaufte er sie für fünfzig Reichsthaler!

Was sollte er thun? Die kleinen Finger wurden dünn wie Fäden, die kleinen Wangen gelb, und sie gab solch' wunderbaren, klagenden Laut von sich im Schlafe. Sie würde sterben, wenn er sie noch weiter durch's Land trug und einen Trunk Milch für sie erbettelte hier und dort in den Bauernhäusern am Wege.

Und der Verwalter auf dem Gute, welcher sie „kaufte", hatte keine eigenen Kinder. Er und seine Frau waren so entzückt von der kleinen Julia, und sie hatten immer frischgemolkene Milch, welche die kleinen Wangen roth und die Aermchen rund machen würde. Aber der Zigeunerjakob sollte niemals, niemals den allergeringsten Versuch machen dürfen, sie zu sehen, sonst . . . Man hatte ja Gesetze für Vagabunden, und das Amtsgericht war nur eine halbe Meile Weges entfernt. Kleine Julia sollte niemals erfahren, daß sie nicht das rechte Kind ihrer Pflegeeltern war. Und Jakob versprach hoch und theuer, und fuhr noch einmal mit bebender Hand über den kleinen schwarzen Kopf, und bekam eine gute Mahlzeit und fünfzig Reichsthaler und ging.

Den „Zigeunerjakob" bekam man an diesem Orte auch nie wieder zu sehen. Aber im nächsten Jahre kam ein rothbärtiger Orgelspieler und ließ vor der kleinen Julia einen Affen in rothem Frack auf dem Deckel seines Instrumentes tanzen. Und sie klopfte in die kleinen runden Hände und wäre fast vor Lachen erstickt, und rief „Kitze, Kitze", und der Ver-

Digitized by Google

walter und seine Frau sahen ihr mit leuchtenden Augen zu. Die kleine Julia war ihnen schon an's Herz gewachsen.

„Hast Du das kalte Fieber, Rothbart?" sagte der Verwalter.

„Nein, nein, ja . . . ich befinde mich nicht ganz gut . . ."

„Du frierst, armer Bursche; Du zitterst ja wie Espenlaub. Gieb ihm einen Schluck, Emilie!"

Und er bekam einen Schluck, nahm die Orgel auf den Rücken und ging. Aber als er so weit gekommen, daß Hügel und Wald das weiße Haus verdeckten, wo die kleine Julie ein Heim gefunden, da setzte er die Orgel auf ihren Dreifuß, warf sich in's Haidekraut und schluchzte, als ob ihm das Herz brechen wollte. Und die kleine Julia weinte auch und wollte sich nicht trösten lassen; aber nur nach „Kitze" in dem rothen Frack.

So kam er wieder und wieder, oft nach zwei, manchmal aber auch nach drei oder vier Jahren. Und sein Gesicht wurde faltig und sein Haar weiß, so daß er weder Perücke noch Gewerbe zu vertauschen brauchte, damit der Verwalter den Zigeunerjakob nicht wieder erkennen möchte. Dann nahm er wieder seinen Schleifstein, nachdem „Kitze" gestorben war. Er schliff Küchenmesser und Federmesser und Alles, worum man ihn bat, und so kam er wieder zu dem weißen Hause am Flußufer, wo der Eisenhammer pochte, und schliff Fräulein Julia's Stickscheere.

„Schnurre, schnurre, Rädchen, — Fräulein Julia versteht nicht, was du singst. Surr, surr, — kleines Rothbäckchen, Deine schwarzäugige Mutter schlummert sanft an der Kirchhofmauer. Du hast ihre schlanke Gestalt und schwarzes Haar; — o, könntest Du im Herzen des alten Scheerenschleifers lesen, wie lieb er Dich hat; was würde er wohl darum geben, Deine kleinen weißen Finger küssen zu dürfen! Surr, surr surr" . . .

Du schleifst gewiß länger als nöthig ist, Alter. Kommt es daher, daß zwei schwarze, glänzende Augen dem Stein und Schwungrad folgen, oder davon, daß Deine eigenen Augen feucht geworden sind? —

Surr surr — „Fertig, Excellenza!"

Oft mußte der alte Zigeunerjakob hungrig zu Bette gehen, aber niemals trennte er sich von einem kleinen blanken Zehnörestück, das er in den tiefsten Taschen seiner zerrissenen Weste verbarg. Oft, wenn er allein war, holte er die kleine Münze hervor, küßte sie und weinte. Es war ja das Geld, welches Julia ihm mit einem freundlichen Dank gereicht, als er ihre kleine Scheere geschliffen hatte.

Manch' müder Schritt, manch' lange Meile, manche Wunde an hinkendem Fuß in zerrissenem Schuh . . . und dann stand er wieder an einem warmen Augustabend auf der Brücke, die vom Gute nach dem weißen Hause unter Epheuranken und wildem Wein führte.

Aber was soll das bedeuten? Farbige Lampen und Lakaien überall! Festlich gekleidete Menschen im Garten und auf der Veranda. Gesang, Musik und frohes Lachen! Dort hinter der Syringenhecke stehen die Leute vom Gute, eine dichte, schwarze Schaar, und sehen nach den Fenstern hinauf. Und dann tönt es hundertstimmig: „Das Brautpaar, das Brautpaar!"

Die Dunkelheit ist hereingebrochen. Emsige Brautführer mit Kranz und Band auf schwarzem Frack erscheinen mit Armleuchtern in den Händen. Brautjungfern in Blau, Weiß und Rosa bilden Reihen am Balkonfenster. Und dann kommt ein junger, blonder, freudestrahlender Mann, und an der Hand führt er die kleine Julia!

„Seid Ihr denn blind, Ihr blondhaarigen Mädchen! Seht ihr nicht, daß sie keine der Euren ist? Ihre braunen Wangen brennen, ihre schwarzen Augen funkeln, ihre Flechten sind so dunkel, daß sie fast im bläulichen Glanze schimmern. Ah, sie haben sie die ihre genannt; sie haben ihr den Tochternamen gegeben, sie haben sie für fünfzig Reichsthaler gekauft! Und doch ist sie mein; jeder Zoll an ihr meine eigene kleine Excellenza!"

Der Zigeunerjakob steht unbeweglich und umklammert das Brückengeländer mit mageren, braunen Händen. Drinnen steht seine Julia, lächelnd, vergöttert, geliebt, zärtlich beschützt vor Allem, was ihr im Leben Sorge bereiten könnte.

Er denkt an ein anderes dunkles Augenpaar, oft gefeuchtet von Thränen, wie sie Leiden und Müdigkeit auspressen. Er denkt an eine Andere mit schwarzen Locken und der Gestalt einer Excellenza, die sich tief verneigte für ein Stückchen Brot und vor Kälte zitterte im zerrissenen Rock, wenn der Nordwind klagend durch den Föhrenwald strich. Und die Augen waren eben so schön, und die Gestalt eben so schlank und fein.

Noch einmal tritt sie heraus, noch einmal verzehren sie dort draußen in der Nacht zwei dunkle Augen, welche sie nicht sieht. Und dann kommt sie nicht wieder. Die Leute vom Gute rufen vergebens, die Balkonthür wird geschlossen und das Stimmengewirr drinnen im Hause verstummt allmählich.

Langsam löst der Alte seine umklammernde Hand vom Geländer und geht langsamen, traumverlorenen Schrittes den kleinen Fußsteig am Flusse entlang. Die Sommernacht ist warm. Ja, warum nicht! Warum sollte er nicht, wie schon so oft, draußen campiren, draußen im thaufeuchten Gras, unter Ahorn und Linde!

„Schlafe süß, kleine Julia! In Deiner Brautnacht hält Dein Vater Ritterwacht unter dem Fenster Deines Schlafgemaches!"

Später um die Nachtzeit jagt Fieberbrand durch des Alten Pulse. Er phantasirt und träumt sich zurück in die Tage seines kurzen Liebesfrühlings. Die schmalen Lippen flüstern von dem was todt ist und begraben: „Sieh, hier ist meine Jacke; Du sollst nicht frieren — wickle das Kind mit hinein — schläft sie? — Ach, gewiß erfriert sie uns! — Schmiegt Euch fester an, Du und das Kind — ich bin so warm — mein Herz brennt — nein, nimm, nimm; ich bin satt, ganz satt. — Wie niedlich sie ist — cara mia — bella Giulia, bella . . ."

— — — Die Morgensonne lachte. Der Thau glitzerte von Blättern und Zweigen. Es war wie im Frühsommer.

So erschien es auch ihm, dem jungen, starken Mann, der jetzt die Thür öffnete und auf den Balkon heraustrat. Es war Sommer in seiner Brust, Frühling im Blick seines Auges. Er fühlte sich siegesstolz, wie nur der sich fühlt, der auf der Sonnenhöhe des Lebens zum ersten Mal ohne Zeugen, stürmend, jubelnd diejenige umarmen durfte, die er mehr als Alles liebte in der Welt, nach der er sich so lange gesehnt und die ihm lieber ist als das eigene Leben.

Eine Zeit verging. Dann huschten ein Paar schwandaunenverbrämte Pantöffelchen, klein wie die Aschenbrödels, hinter ihm; ein helles Morgenkleid schmiegte sich an seine graue Joppe, ein Paar runde Arme, von welchen reiche, weiße Spitzen gefällig weit zurückfielen, streckten sich zu ihm auf, umschlangen seinen Hals und ein Paar schwarze Augen suchten in die seinigen zu blicken. Aber das ging nicht so leicht. Nicht heute . . . Erröthend barg sie ihr schwarzes Köpfchen an seiner breiten, starken Brust.

„Guten Morgen!"

„Guten Morgen, mein Lieb!"

„Und heute reisen wir?"

„Heute, meine Julia."

„Und Du versprichst, daß ich Neapel sehen soll?"

„Ja gewiß, mein süßer Liebling."

„Und Venedig, und die Alpen, und den Arno?"

„Alles, alles, Julia, obgleich es besser wäre, die Reise nach Weihnachten zu machen, und dem Eis und Schnee entfliehend dort unten dem keimenden Frühling zu begegnen."

„Du darfst nicht glauben, daß Deine kleine Frau unverständig ist, aber ich habe ein solch brennendes Verlangen nach dort, dem Süden, der glühenden Sonne, den schwindelnden Alpen. Ich kann nicht dafür, Geliebter?"

— — — Nein, bella Giulia, Du kannst nicht dafür! Er trägt die Schuld, der alte Landstreicher, der todt dort unten am Flußufer liegt, beschattet von Ahorn und Linde. Später, gegen Mittag, werden ihn die Schnitter finden, und er wird sie alle erschrecken, wenn sie in Reihe und Glied zum Kornacker ziehen, die Sense auf der Achsel. Aber Niemand, Niemand wird erfahren, daß es der Zigeunerjakob ist, der hier unten die Hochzeit seiner schönen Tochter feierte. Niemand, Niemand wird daran denken, daß der Vagabund Ritterwacht gehalten unter dem Schlafgemach der schönen Braut!

Oh, Excellenza, wenn Du wüßtest . . .!

Digitized by Google

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Schlimme Saat." Schauspiel in vier Acten von Otto Bischer. (Berliner Theater.) — „Eisgang." Modernes Schauspiel in vier Acten von Max Halbe. (Freie Volksbühne.) — „Das heilige Lachen." Märchen-Schwank in sechs Bildern von Ernst von Wildenbruch. (Königliches Schauspielhaus.)

„Wer is denn dodt?"

Jule rief es, die so schön wie eine Nymphe und ein Schneidermädchen doch. Aber Jule brauchte gar nicht einmal ihre Nymphenschöne, um mit ihrer bangen Frage in meinem weichen Herzen ein sympathisches Echo zu wecken. Drei Acte der Gewaltthätigkeit waren vergangen und im vierten hatte es geknallt. Irgend eine „scheene Leiche" mußte also die Zeche bezahlt haben. Und da Jule gerade hinter der Szene, ich weiß nicht, womit, beschäftigt war, konnte sie wirklich auch nicht wissen, wer da mit dem Schießgewehr gespielt hatte, und deshalb mußte sie fragen: „Wer ist denn dodt?"

Ganz ähnliche Zweifel quälten schon vorher das liebe Publikum. Dem war da ein Zettel in die Hand gesteckt worden, auf dem, zwischen der Anpreisung feiner Fleischwaaren, griechischer Weine, herrschaftlicher Pferdestall-Einrichtungen und frischer Austern, zu lesen war: „Schlimme Saat. Schauspiel in vier Acten." Weiter nichts. Und das liebe Publikum zerbrach sich nun die kunstverständigen Köpfe, um dem verborgenen Dichter auf die Sprünge zu kommen. Die entlegensten Namen wurden genannt, aber die schlauesten Indizienbeweise selbst führten zu keinem unanfechtbaren Spruch. Und als am Schluß die geschmackvolleren Leute zischten und Herr Director Barnay in geschickter Rede für den ihm selbst angeblich unbekannten Verfasser den „großen Erfolg" quittirte, da noch wollte die Neugier nicht zur Ruhe kommen und im Treppenflur, auf der Straße und gewiß auch im Kaiserhof ging Jule's besorgte Frage von Mund zu Munde schnell: „Wer is denn dodt?"

Mir fehlt jede Sportneigung und ich stehe deshalb auch diesem Rathespiel ohne Interesse gegenüber; ehe denn der Hahn noch allzu häufig gekräht haben wird, wird der geheimnißvolle Dichter die Maske ablegen. Daß er maskirt erschien, finde ich sehr begreiflich; nur ein Unbekannter hat noch einige Aussicht, von unserem Publikum und von unserer Kritik unbefangen beurtheilt zu werden; jeder bekannte Name hat eine Claque für, eine Clique gegen sich. Und wenn nicht ganz persönliche Rücksichten den anonymen Herrn in die Verborgenheit trieben, dann kann diese Zurückhaltung ihn nur ehren und der Bruch mit der widerwärtigen und in anderen Ländern unbekannten Sitte des Autoren-Hervorrufes, die bei uns bereits zu combinirten Rundreisen in Begleitung journalistischer Flügel-Adjutanten geführt hat.

Wäre der anonyme Herr eine kraftvoll ausgeprägte Individualität, dann hätten die vereinigten Auguren ihn sicher entdeckt. Daß sie beim Rathesport von Kretzer bis zu Lubliner und Philippi, von Friedrich Dernburg bis zu Otto Bischer irrlichtelirten, beweist nur, wie wenig individuelle Züge das Schauspiel zeigt. In der That ist es eine Olla potrida aller Stilarten, ein schlau zusammengerührtes und geschickt angerichtetes Ragout aus Andrer Schmaus. Der Koch ist, die Wette halte ich, ein schlauer Routinier, der dem Theaterbetriebe nicht allzu fern stehen kann. Ein Anfänger könnte er deshalb doch sein, denn — die Fälle Sudermann und Hartleben beweisen es — mitunter fallen auch fertige Theaterköche vom Himmel — oder vom Schnürboden.

Seit Ludwig Anzengruber im „vierten Gebot" das große Thema vom Verschulden der Eltern mit derbem Meistergriff gepackt hat, will es nicht mehr zur Ruhe kommen. Herr Sudermann war der erste und glücklichste Nachempfinder: er that einen Löffel Dumas und eine Prise Blumenthal hinzu und er hatte die „Ehre" und den breitesten Erfolg seit Kotzebue's Tagen. Der fremde Mann der schlimmen Saat nun sah beide Stücke an und fand, daß sie gut seien und werth, noch einmal geschrieben zu werden. Und da er auch den „Hüttenbesitzer", „Die große Glocke", die „Familie Selicke", Vossens „Schuldig" und Wilbrandt's „Tochter des Herrn Fabricius" kannte, als eifriger Theaterbesucher, — warum sollte er nicht mit den beinahe noch neuen Möbeln sein eigenes vieractiges Hinterhaus sich einrichten, verzeih' mir's der Gurlitt, im berlinischen Barockstil? Wenn Alma Heinecke brav war wie Fräulein Selicke, wenn die schlimme Auguste Heinecke in einen schlimmeren Bruder Wolfgang verwandelt und Vater Heinecke noch vor Beginn des Stückes umgebracht wurde, gab es dann etwa nicht ein neues Stück?

Vor zweihundert Jahren, es ist sogar schon etwas länger her, stritten zwei Dichter über den Begriff der Handlung im Drama. Racine hatte sich geärgert, weil Corneille in „La mort de Pompée" den großen Caesar als einen girrenden Seladon vorgeführt hatte, und in der Vorrede zum „Britannicus" schrieb er, man brauche, um des Erfolges sicher zu sein, die Menschen auf der Bühne nur immer so sprechen und handeln zu lassen, wie sie im Leben unter keinen Umständen sprechen und handeln würden. Den Britannicus spielt man uns leider nicht mehr, das Recept aber des Racine ist unvergessen und pünktlicher hat es von Allen bisher noch Keiner befolgt als der fremde Mann der schlimmen Saat.

„Du sollst es auf der Welt besser haben als wir, dafür sollen eben die Eltern sorgen, daß es den Kindern immer um a Stückl besser geht, als es ihnen selber ergangen ist." Mit dieser schlecht verstandenen Weisheit brüstet sich, im „vierten Gebot", der lockere Herr Hutterer, als er die Tochter an einen wienerischen Sommerfeld verschachert. Und dieselbe schlimme Saat streut, in unserem anonymen Schauspiel, Mutter Hartwig aus, die „möblirte Zimmervermietherin", die mit Sohn und Pflegetochter in der Küche haust. Die Tochter schneidert und hält zwei leichtfertige Mädchen, die früher in Gesellschaft der Tochter des Herrn Fabricius ihre Zungen wetzten, aber ein Kapitälchen scheint diese Hausindustrielle sich doch nicht, trotz dem guten Beispiel der holden Agnes des Herrn Eugen Richter, erspart zu haben. Es sieht sehr schlimm aus um die Finanzen im Hause Hartwig und für Theaterbillets ist sicherlich kein Geld übrig. Eben darum geht Mutter Hartwig mit der Pflegetochter in's Theater, zu Maria Stuart, und zwar auf den feinsten Platz, wo man mit alten, steinreichen Herren zusammentrifft.

Er ist auch gleich da, der alte, steinreiche Herr, und er bietet für Martha's junge Reize goldene Berge. Ich möchte die kleinen Mädchen auf der Galerie des Berliner Theaters recht dringend bitten, von dieser Vorspiegelung falscher Thatsachen sich nicht blenden zu lassen. Der Pauperismus hat so gewaltige Fortschritte gemacht, daß für ein Bischen hübschen Menschenfleisches längst schon nicht mehr so märchenhafte Preise bezahlt werden. Aber unser Säemann wäre ja seinem Programm untreu geworden, wenn er mit dem Möglichen oder auch nur mit dem Wahrscheinlichen gerechnet hätte. Der steinreiche, alte Herr bietet also goldene Berge und Mutter möchte schon zugreifen, wenn nur Martha nicht so gräßlich tugendhaft wäre. Es wird also fortgeschneidert.

Neben dem Pflegekind nun laufen noch zwei rechte Sprossen vom Stamme der Hartwig umher, die Brüder Wolfgang und Bruno. An Beiden hat die Mutter schwer gesündigt: Wolfgang verleitete sie zu umfassenden Geschäfterweiterungen, der Musterzeichner, Bruno sollte ein Künstler werden. Der Aeltere hat — schrecklich! — seine ehelichen Rechte vorweg genommen und deshalb gilt, nach einer wundervollen Moral, seine Frau als eine Gefallene. Der Jüngere wird erst im letzten Act merken, daß er seine Stiefschwester liebt. Einstweilen ist er Idealist, schlechtweg, und sagt Alles noch einmal, was vor ihm schon Robert Heinecke recht ausführlich gesagt hatte. Anstatt aber, wie sein geschätzter Vorredner, Kaffee zu pflanzen, malt er „in Oel" und der steinreiche alte Herr würde ihn ausbilden lassen, wenn — na, Sie wissen ja schon — wenn eben Martha die rechte Tochter ihrer Mutter wäre. Weil's aber nicht kann sein, ist's auch mit der Malerei nichts und Bruno muß — Siehe übrigens den Bildhauer in der „großen Glocke" — reuig zum Kunsthandwerk zurückkehren. Unterdessen hat sein Bruder gespielt, Bankerott gemacht, gestohlen und mit der Pistole geknallt. Und da war's, wo Jule die erlösende Frage that: „Wer is denn dodt?"

Jule hat ganz Recht. Wenn Wolfgang nicht knallen wollte, dann konnte, da der Abend doch einmal „gefüllet" war, auch irgend ein anderes Mitglied der Familie Hartwig sterben. Für die Moral von der Geschichte war das ganz gleichgiltig. Diese Moral aber lautet, wenn ich sie nicht falsch verstanden habe: Du sollst kleinen Kindern keine Windbeutel kaufen und keine Zuckerdüten, sondern den Spartrieb pflegen, frei nach Eugen Richter, denn mit Windbeuteln und Zuckerdüten aufgehätschelte Kinder werden später Diebe und Selbstmörder und fluchen ihren Müttern, wenn denen ohnehin schon sämmtliche möblirte Zimmer leer stehen.

Vielleicht aber habe ich mich auch in der Moralauffassung getäuscht. Ganz leicht ist es nämlich nicht, dieses bunte Wirrsal von zufälligen und unmöglichen Ereignissen zu entknäueln, und, offen gestanden, ich habe es auch nur versucht, um mir selbst zu beweisen, wie schlecht dieses nach der neuesten Schablone gemachte Hintertreppenstück ist. Schlecht, aber theatralisch wirksam; woraus denn wieder einmal hervorgeht, wie niedrig die Kunst auf dem Theater — Aber das habe ich doch wohl schon oft genug gesagt.

Bis hierher war mein Bericht gediehen, als der Name des schlimmen Säemannes bekannt wurde. Er heißt wirklich Otto Bischer und war früher ein verwendbarer Schauspieler am Lessingtheater. Als der Zufall das schwächliche Lustspiel „Gaudeamus" von Bischer zugleich mit der „Ehre" das Licht der Bretterwelt erblicken ließ, da rieth ich hier Herrn Bischer, er möchte das talentvolle Werk des Collegen Sudermann recht genau sich betrachten. Herr Bischer hat diese Aufforderung etwas gar zu wörtlich genommen und nun fühle ich mich nicht ganz schuldlos an der „schlimmen Saat".

Realistisch, so las man, soll dieses nur im Dialect allenfalls wirklichkeitgetreue Theaterstück sein und als höchst realistisch wurde mir auch das Schauspiel „Eisgang" von Herrn Max Halbe gerühmt, eine langweilige und aufdringlich tendenziöse Dilettanterei, zu der die sonst künstlerisch besser berathene freie Volksbühne diesmal sich erniedert hat. Wenn das so fortgeht, wird die Definition bald lauten: Ein realistisches Drama nennt man seit 1890, was 1870 noch eine Vorstadtkomödie hieß. Mir hat dieser Eisgang, der natürlich symbolisch, metaphorisch und was weiß ich, wie sonst noch, gemeint ist, nur abermals bewiesen, daß der vorzeitige Genuß von Ibsen, Tolstoi und Hauptmann dramatischen Säuglingen noch übler bekommt als kleinen Hosenmätzen das harmlosere Naschen von Windbeuteln und Zuckerwerk.

Von den Gefahren der Näscherei erzählt auch Ernst von Wildenbruch in seinem Märchen-Schwank „Das heilige Lachen"*), über den in der nächsten Woche hier ausführlicher gesprochen werden soll. Herr von Wildenbruch hatte noch in einem Nachwort zur Haubenlerche von der modernen Kunst „Unerbittlichkeit" verlangt; jetzt findet er, die zweizinkigen Gabelthiere, Menschen genannt, lachten zu wenig, und in den Spuren des Grafen Platen versucht er, durch eine aristophanisch gedachte Komödie, dem Pessimismus und dem Naturalismus schleunigst den Garaus zu machen. Leider nur sind die liebenswürdigsten Eigenschaften des Grafen

*) Berlin 1892. Verlag von Freund und Jeckel. (Carl Freund.)

Digitized by Google

Platen: Grazie und Witz, dem ungestümen Temperament des Borussendichters ziemlich fremd geblieben und so kam, außer etlichen hübschen Einfällen und Ausstattungeffecten, nicht viel mehr heraus als frostige Allegorie und platter Spaß. Der Ekel an überreichlicher Süßigkeit hat die Menschen zu einem Bitterniß- und Häßlichkeitscultus getrieben, an dem gräulichen Trank des Provisors Pessimus haben sie sich berauscht, beten die Lüge als Wahrheit an und als Echtheit die Häßlichkeit, und erst der muntere Lachegott beweist ihnen, daß nur ein Gemisch von Zuckerwerk und Rhabarber dem Menschenmagen frommt. Die literarische Satire, deren Spitze sich natürlich gegen Ibsen, Zola und Tolstoi richtet, ist ziemlich dürftig ausgefallen und darf den Vergleich mit der verhängnißvollen Gabel und dem romantischen Oedipus nicht wagen. Der Frau Wilhelmine Buchholz ertheilt Herr von Wildenbruch das Wort; aber die Ansichten dieser würdigen Dame über Pessimismus und Naturalismus hatten uns bereits die Dioskuren Lubliner und Lindau enthüllt. Den wildenbrüchigen Optimismus hätte Schopenhauer ruchlos genannt; wir sahen den Menoniten, Harold, den jungen Quitzow und alle die anderen Väter und Söhne das Loos des Schönen auf der Erde erleiden und nehmen deshalb die plötzlich erwachte Lachlust des Herrn von Wildenbruch nicht allzu ernst. Warte nur, balde watet auch er wieder bis an die Knöchel im Blut.

Die modernen Dichter stellt der für die reifere Jugend berechnete Märchenschwank als vergiftete und vergiftende Tröpfe dar und die Kritiker, die Herrn von Wildenbruch nicht immer genügend lobten, als gelbe Neidhammel. „Einen Rezensenten kannt' ich; leider ist er nun todt, am Gallenfieber ist er gestorben. Er war ein Gemüthsmensch; seine Feder, mit der er Jeden beschmutzte, der das konnte, was er gern gekonnt hätte, hab' ich aus seinem Nachlaß bewahrt." Herr von Wildenbruch wird mir gewiß den Schutz des § 193 (Wahrnehmung berechtigter Interessen) zubilligen und die Bemerkung gestatten, daß ich seine starke und kerngesunde Begabung zwar freudig anerkenne, daß ich seinen Märchenschwank aber wirklich nicht „gern gekonnt hätte". Die Begründung dieses Urtheiles spare ich mir auf.

Ein Freund des Dichters hat neulich der Welt verkündet: „Auch in dieser Dichtung erscheint er als ein Verkünder der Ideale, die unser Volk groß und stark gemacht haben." Ob unser Volk wirklich durch satte Selbstzufriedenheit und banausisches Behagen groß und stark geworden ist, darüber werden die Ansichten wohl auseinander gehen. Mir fiel, als ich diese Lobpreisung des nationalen Erziehers Wildenbruch las, eine Stelle aus dem romantischen Oedipus ein, wo der Verstand zum Dichter Nimmermann spricht:

Wie ist der Staat zu beneiden, dem du dergestalt
Von allen Seiten dienst!
Nimmermann.
Es ist der preußische.
Verstand.
Glückseliges Oestreich! M. H.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der „Gegenwart" in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Inserate.

Im Verlage von **J. A. Stargardt** in **Berlin** ist erschienen:

Der Intendant in tausend Nöthen.

Posse in 4 Akten

von

Karl Bilke.

Preis eleg. brosch. 2 ℳ.

Eine geistvolle Verspottung moderner Bühnenerzeugnisse und Bühnenzustände, welche überall des fröhlichsten Erfolges sicher ist.

Verlag von **Georg Weiss** in **Heidelberg.**

Die

Positive Philosophie

von

August Comte.

Im Auszuge von **Jul. Rig,**

übersetzt von **J. H. v. Kirchmann.**

2 Bände. 17 ℳ.

Verlag von Wilhelm Engelmann in Leipzig.

Soeben erschien:

Anthropogenie

oder

Entwickelungsgeschichte des Menschen.

Keimes- und Stammesgeschichte

von

Ernst Haeckel,

Dr. phil., Dr. med., Dr. jur., Professor an der Univ. Jena.

Vierte, umgearbeitete und vermehrte Auflage.

Mit 20 Tafeln, 440 Holzschnitten und 52 genetischen Tabellen.

2 Bände. gr. 8. geh. ℳ 16.—; geb. ℳ 19.—.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen:

Kulturgeschichtliche Charakterköpfe.

Aus der Erinnerung gezeichnet

von

W. H. Riehl.

8°. 536 Seiten. Preis geheftet ℳ 6.—. In geschmackvollem Einband ℳ 7.—.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Verlag von Hermann Costenoble, Jena.

Neu bearbeitete Volksausgabe der „Eisenbahnreform".

Von

Eduard Engel.

Der Zolltarif.

„Die Welt am Ende des 19. Jahrhunderts steht unter dem Zeichen des Verkehrs."

Kaiser Wilhelm II.

am 7. Januar 1891.

Preis 1 Mark.

Die Gegenwart 1881—1888.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1881—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Einbanddecken zu obigen Jahrgängen oder Bänden à 1 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum XL. Bande der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 9. Berlin, den 27. Februar 1892. Band XLI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Ein Nachwort zum Nothruf für die deutsche Bildung. Von Philosophus Teutonicus. — Eine Verlagsordnung der deutschen Buchhändler. Von Jul. Lubszynski. — Die Influenzaepidemie. Von Dr. med. Julius Levin. — **Literatur und Kunst:** Zum hundertsten Geburtstag Rossini's. Von Heinrich Roeckner. — **Feuilleton:** Die Mitarbeiter. Von Jules Claretie. — **Aus der Hauptstadt:** Eine neue Wissenschaft. Von Georg Steinhausen. — Dramatische Aufführungen. Von M. H. — Notizen. — Inserate.

Ein Nachwort zum Nothruf für die deutsche Bildung.

Seiner Excellenz dem königlichen Staatsminister Freiherrn von Zedlitz hat Kant 1781 die Kritik der reinen Vernunft gewidmet. Der Minister hatte sich lange vorher schon gute Nachschriften Kant'scher Vorlesungen besorgen lassen, hatte Kant nach Halle, an die größere Universität, „in's Centrum vom gelehrten Deutschland" verpflanzen wollen, und als der Philosoph seiner Vaterstadt treu blieb, die Behörde in Königsberg aufmerksam gemacht, welch' großen Schatz sie in Kant's Lehrwirksamkeit für sich besäßen. Die Widmung lautet: „Den Wachsthum der Wissenschaften an seinem Theile befördern heißt an Eurer Excellenz eigenem Interesse arbeiten; denn dieses ist mit jener nicht blos durch die Posten eines Beschützers, sondern durch das viel vertrautere eines Liebhabers und erleuchteten Kenners innigst verbunden. Deswegen bediene ich mich auch des einzigen Mittels, das gewissermaßen in meinem Vermögen ist, meine Dankbarkeit für das gnädige Zutrauen zu bezeigen, womit Eure Excellenz mich beehren, als könne ich zu dieser Absicht etwas beitragen. Wen das spekulative Leben vergnügt, dem ist unter mäßigen Wünschen der Beifall eines aufgeklärten gültigen Richters eine kräftige Aufmunterung zu Bemühungen, deren Nutzen groß, obzwar entfernt ist, und daher vom gemeinen Auge gänzlich verkannt wird."

Der Nutzen erwies sich bald bei der Erhebung des Volkes in Preußen; der kategorische Imperativ der Pflicht, die Freiheit des denkenden, wollenden Geistes, wie sie Kant gepflegt, gelehrt, halfen das Vaterland erretten, ihm eine edlere Gestalt geben. Aber Kant hatte vorher einige Jahre der Zurücksetzung zu erleben. Wöllner war 1788 der Nachfolger von Zedlitz geworden, und dieser befahl, daß jeder fortan nach dem festgestellten Kirchenglauben lehren solle, und die Prediger Hermes und Woltersdorf erhielten die Prüfung aller Kirchen- und Schulangelegenheiten; von ihnen sollte jeder neu anzustellende Lehrer und Geistliche in seiner Gesinnung und Lehre begutachtet werden; sie sollten über die Rechtgläubigkeit der Angestellten Buch führen und Woltersdorf beantragt sofort beim Könige: dem kritischen Philosophen Kant das Schreiben zu untersagen. Die Schrecken der französischen Revolution kamen hinzu, um in den deutschen „Aufklärern" Feinde des Thrones und Altars, Jakobiner zu vermuthen und 1794 wurden die Lehrer der höheren und niederen Schulen bei der Anstellung auf die symbolischen Bücher des Kirchenthums verpflichtet. Kant hatte 1792 seiner Schrift „Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" ein ernstes, strenges, die sittliche Hoheit des Christenthums verherrlichendes Buch, pflichtmäßig dem Decan der theologischen Facultät zur Censur vorgelegt und dieser hatte mit Zustimmung der ganzen Facultät den Druck gestattet. Aber Wöllner erwirkte eine Cabinetsordre, welche dem Philosophen befahl: „dergleichen Schriften und Lehren nicht mehr von sich ausgehen zu lassen". Kant schrieb auf einen Zettel in seinem Pult: „Widerruf und Verleugnung seiner inneren Ueberzeugung ist niederträchtig; aber Schweigen in einem Fall wie der gegenwärtige ist Unterthanenpflicht; und wenn alles, was man sagt, wahr sein muß, so ist darum nicht auch Pflicht alle Wahrheit öffentlich zu sagen." Indeß es dauerte nicht lange. Nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms III. wurden 1797 die Censurbedrückungen aufgehoben, und Kant machte seinem Herzen Luft in dem jugendfrisch geschriebenen „Streit der Facultäten", da heißt es: daß auf Wahrheit alles ankommt, und sie ist Sache der philosophischen Facultät. „Man kann der theologischen Facultät allenfalls den stolzen Anspruch, daß die philosophische ihre Magd sei, einräumen (wobei doch noch immer die Frage bleibt: ob diese ihrer gnädigen Frau die Fackel vorträgt oder die Schleppe nachträgt); wenn man sie nur nicht verjagt, oder ihr den Mund zubindet; denn eben diese Anspruchlosigkeit blos frei zu sein, aber auch frei zu lassen, blos die Wahrheit zum Vortheil jeder Wissenschaft auszumitteln, und sie zum beliebigen Gebrauch der oberen Facultäten hinzustellen, muß sie der Regierung selbst als unverdächtig, ja als unentbehrlich empfehlen."

Mögen diese Bilder aus der Zeit vor hundert Jahren der Gegenwart ein Spiegel und eine Mahnung sein!

Gewiß, der heutige Cultusminister Graf Zedlitz in Preußen will so wenig wie der Cultusminister Müller in Bayern, der es ja offen erklärt hat, die Freiheit der Forschung einschränken, die Professoren auf das athanasianische Glaubensbekenntniß verpflichten; aber neben ihnen, hinter ihnen erheben sich die Häupter derer, die es in den Zeitungen bereits fordern, und der Reichskanzler muß bereits einem Reichsboten entgegentreten, welcher durch confessionell katholische Unteroffizierschulen die Soldatenmißhandlungen aus der Welt schaffen will. In der Armee soll Kameradschaft herrschen! Doch wohl auch in der Schuljugend! Warum denn die schon scheiden?

Caprivi will den Frieden der Confessionen in Deutschland fördern, er gedenkt der Schrecken des dreißigjährigen Krieges; warum aber wird der Erisapfel des Schulgesetzentwurfs mitten in die Parteien hineingeworfen? Die confessionelle Schule wird als solche die Unterschiede sofort betonen, verschärfen, statt

Digitized by Google

das allgemein Christliche zur Grundlage zu machen, in biblischer Geschichte, durch Erzählung und Lesung im alten und neuen Testament, und deren ethischer Erläuterung; der Confirmandenunterricht der Geistlichen kann ja das Katholische oder Protestantische darlegen. Die gemeinsame Grundlage des Christenthums, des Deutschthums pflege die Schule!

Die Berliner Universität in der großen Mehrzahl ihrer Lehrer will die Befugniß des Staats und der Gemeinde in der Leitung des Schulwesens nicht beschränkt, den Einfluß außerstaatlicher Mächte nicht verstärkt, die Zahl der Unzufriedenen nicht vermehrt wissen, — und schon ruft die „Kreuzzeitung" laut aus: „Die Universität kämpfe an Seite mit den Häuptern des rothen Umsturzes gegen diejenigen Mächte, welche Preußen und Deutschland ihre Erhebung verdanken." Männer wie Helmholtz, W. A. Hofmann, Harnack, Pfleiderer, ja Treitschke an der Seite des rothen Umsturzes! Was Deutschland erhoben hat, das war der Sinn für Gewissensfreiheit in dem großen Churfürsten wie in dem großen Könige, der evangelische Sinn Friedrich Wilhelm III., der die Protestanten einigte, die man heute auch wieder auseinander treiben will; das war der Geist Stein's, Kant's, Fichte's, der Geist Lessings, Goethe's, Schiller's. Zu ihm stehen wir und erinnern daran: es ist ein Unterschied zwischen Religion und Dogmatik, zwischen Christenthum und Kirchensatzung. Religion ist Sache des Herzens, der Gesinnung, der Religiöse ist der Gottergebene, der den Willen Gottes thut; die Dogmatik formulirt eine Lehre über Gott und Welt, mit menschlichem Verstand, nach Maßgabe der jeweiligen wissenschaftlichen Bildung der Zeit. Die Kirchenväter formulirten die christliche Lehre mit Hülfe der griechischen Philosophie; von den Concilienbeschlüssen wiesen Luther und Zwingli auf die heilige Schrift, auf die hellen Gründe der Vernunft, Lessing, Semler, Herder, Schleiermacher auf die eigenen Worte Jesu, die wir ebenso gut mit den Natur- und Geschichtsanschauungen der Gegenwart verbinden können wie das Alterthum, das Mittelalter mit den Ansichten ihrer Zeit gethan. Nicht Religion und Wissenschaft, sondern Wissenschaft und Dogmatik gerathen in Kampf, wenn die Dogmatik daran fest hält, daß die Welt in sechs Tagen geschaffen sei, daß die Sonne sich um die Erde bewege u. s. w. Die Wissenschaft hat die Unzulänglichkeit des Materialismus dargethan, aber der Widerspruch der Kirchenlehren gegen die Naturgesetze hat ihn bei der Menge, bei der Halbbildung ausgebreitet. Ungenügende, unverständliche Satzungen über das Wesen und Walten Gottes sind es, die zum Widerspruch reizen, die Halbbildung zum Atheismus führen. Das religiöse Gemüth fühlt die Liebe Gottes, fühlt die Beseligung des Glaubens an Gott als die weltordnende Vernunft, als den Willen der Liebe; es erkennt ihn mit Christus als den Vater, sich als das Kind, es spricht mit Paulus: In ihm leben, weben und sind wir. Möge das der Kirche genügen, möge sie die weiteren Vorstellungen über Gott und Welt jedem Einzelnen, der fortschreitenden Geistesentwickelung ohne Verketzerung überlassen. Mögen darin auch Zedlitz und Caprivi Christenthum finden!

Zum Schluß noch ein paar Aussprüche der historisch politischen Blätter: „Mag der protestantische Geistliche immerhin den Regierungspräsidenten als den Herrn seiner Schule betrachten, der katholische Priester wird in ihm nichts mehr sehen als den Pförtner, der ihm die Schulthüre öffnet. Die Jesuiten wären längst da, wenn sie auf anderem als dem parlamentarischen Weg zurückgerufen werden könnten." Mögen das die conservativen Protestanten beherzigen. Dem Beobachter der Zeit, dem Freunde der Geistesfreiheit ist es ein Gewinn, daß nach den Verhandlungen über die materiellen Interessen auch ein Kampf um ideale Güter sich erhoben hat, daß die Universitäten als die Pfleger der Wissenschaft, daß die nationalgesinnten Politiker, daß das deutsche Bürgerthum sich offen und fest zusammenstellen; so werden sie siegen am Ende wie am Anfang des Jahrhunderts. Philosophus Teutonicus.

Eine Verlagsordnung der deutschen Buchhändler.

Von Jul. Lubsjynski.

Die Frage einer reichsrechtlichen Neugestaltung des deutschen Verlagsrechts ist keine neue; sie beschäftigt seit Jahren in hohem Maße buchhändlerische, schriftstellerische und juristische Kreise. Man wünscht eine einheitliche Regelung des Verlagsrechts für die gesammte Nation. Man ist weiterhin zu der, durchaus richtigen, Erkenntniß gelangt, daß die Partikulargesetze wie das gemeine Recht Deutschlands in keiner Weise den Forderungen entsprechen, welche man an eine so wichtige Gesetzesmaterie heute zu stellen berechtigt ist. Man schätze die Bedeutung eines Verlagsgesetzes nicht zu gering. Die Kraft und Lebendigkeit geistigen Schaffens ist nicht zum kleinsten Theil abhängig von einer befriedigenden Lösung derjenigen äußerlichen Verhältnisse, welche der Verwerthung der geistigen Arbeit und ihrer Verbreitung zu dienen bestimmt sind. Eine auf der Höhe der Zeit stehende Ausgestaltung der Rechtsverhältnisse zwischen Verfasser und Verleger wirkt auf das ganze schriftstellerische Schaffen der Nation läuternd und fördernd. Es muß auf der anderen Seite einen lähmenden Einfluß haben, sollen unsere geistigen Arbeiter heute veralteten Rechtsnormen unterworfen sein, wie sie z. B. das preußische Landrecht zum großen Theil noch statuirt. — Und Deutschland hat gute Vorbilder. Länder, in denen das geistige Leben des Volkes nicht so entwickelt ist wie bei uns, so die Schweiz und Ungarn, haben bereits vor Jahrzehnten den veränderten Gewohnheiten des Buchhandels, der veränderten sozialen Stellung der Schriftsteller Rechnung getragen und ihr Verlagsrecht in die den Anschauungen unserer Zeit entsprechenden gesetzlichen Form umgegossen. —

Der gegen die Nothwendigkeit eines Verlagsgesetzes von mancher Seite gemachte Einwand, daß es ja stets dem Belieben der Contrahenten anheim gestellt sei, sich, ohne Rücksicht auf die gesetzlichen Vorschriften, kraft Vertrags diejenigen Rechte zu sichern und Pflichten aufzuerlegen, welche sie für angemessen hielten, zeugt von wenig sachgemäßem Verständniß. Denn es ist klar, daß derjenige Theil sich im Nachtheil befindet, der gezwungen ist, Abänderungen von den gesetzlichen Bestimmungen zu fordern, und derjenige Theil im Uebergewicht, dessen Rechte schon das Gesetz wahrnimmt, der daher den Vortheil hat, wenn eine vertragsmäßige Einigung nicht zu erzielen ist.

Die Parteien, welche sich bei einem Verlagsvertrage mit beiderseitigen Rechten und Pflichten, mithin als beiderseitige „Gläubiger" und „Schuldner" gegenüberstehen, sind Verleger und Autor. Soll nun von dieser nächststehenden Seite ein Vorschlag zu einer Verlagsordnung gemacht, der Entwurf eines Verlagsgesetzes vorbereitet werden, so ist natürlicherweise nur dann eine für ein definitives Gesetz grundlegende Vorarbeit zu erhoffen, wenn beide Parteien, Buchhändler und Schriftsteller zusammengehen um Hand in Hand in redlichem Zusammenwirken, in weiser Abwägung der gegenseitigen Interessen die einzelnen Fragen durchzuarbeiten und daraufhin ihre gesetzgeberischen Vorschläge zu machen. Dem Juristen liegt es alsdann ob, die feilende Hand an das rohe Gebäude zu legen. Als daher der „Börsenverein deutscher Buchhändler" in jüngster Zeit mit dem Entwurf einer von ihm nach langen Mühen ausgearbeiteten „Verlagsordnung für den deutschen Buchhandel" an die Oeffentlichkeit trat, so mußte der erste Blick der Interessirten und Sachverständigen sich auf seine Entstehungsgeschichte lenken, um aus ihr zu ersehen, ob die grundlegende Forderung, das Zusammengehen von Verfasser und Verleger, hier erfüllt sei. Leider ist die entgegengesetzte Thatsache zu verzeichnen. Aus an dieser Stelle nicht näher zu untersuchenden Gründen ist die vom Börsenverein ursprünglich angestrebte Verständigung mit schriftstellerischen Sachverständigen späterhin unterblieben. Der Börsenverein hat aus seiner Mitte einen Ausschuß erwählt, dieser Ausschuß ohne Hinzuziehung der Gegenpartei die Verlagsordnung vorbereitet und den beregten Entwurf als Grundlage des bei dem Reichsjustizamte augenblicklich in Vorbereitung befindlichen Verlagsgesetzes aus-

Digitized by Google

gearbeitet. Unter diesen Umständen ist es nicht zu verwundern, daß aus einem großen Theile der Verlagsordnung und gerade aus seinen Kardinalgrundsätzen eine einseitige Hervorhebung buchhändlerischer Interessen herausschaut, welche dem unbefangen urtheilenden Kenner sofort auffallen muß. Es ist kein Zweifel, daß der Ausschuß nach bestem Wissen und Gewissen gearbeitet, daß er sich redlich bemüht hat, strenge Gerechtigkeit walten zu lassen und genau zu erwägen, nicht nur, was dem Verleger recht, sondern auch, was dem Verfasser billig sei. Aber es hieße zu große Anforderungen an den gewöhnlichen Staubgeborenen stellen, wollte man von ihm einen so unparteiischen und ungetrübten Blick verlangen, daß er sich mit dem richtigen Maße messen, ja vielleicht seine eigene Hand gegen sich erheben sollte. Der Verlegerstand hat von sich, seiner Bedeutung, seiner Stellung zu dem Autor natürlicherweise eine andere Meinung als jeder Dritte. Wer wollte es ihm verargen, daß er die hieraus entspringenden, nach seiner Meinung berechtigten Forderungen in einer von ihm selbst verfaßten Gesetzesvorlage freien Ausdruck giebt? Ist es aber dem Verleger wirklich ernst um eine neutrale Ordnung der gegenseitigen Verhältnisse zu thun, so wird er es gewiß dankend entgegennehmen, wenn man ihn auf diejenigen Punkte hinweist, die besonders die Neutralität gefährden und verletzen. Und deren sind, wie erwähnt, nicht wenige. —

Bedenken muß zunächst, der, auf den ersten Anschein unbedeutende, § 10 der Verlagsordnung erregen, in welchem dem Verfasser sämmtliche durch Abänderung des ursprünglichen Wortlautes verursachten Correcturkosten auferlegt werden. Es wird kaum ein Buch geben, in welchem nicht hie und da nach der ersten Drucklegung eine kleine Verbesserung durchaus nothwendig, ein Satz abzufeilen, ein Wort zu streichen oder durch ein anderes zu ersetzen ist. Ein Manuscript ist bekanntlich weit weniger übersichtlich als ein Druckbogen, erst hier werden kleinere grammatische Verstöße, Trivialitäten im Ausdruck u. s. w. größtentheils offensichtlich. Es ist unbillig und entspricht nicht einem durchgebildeten Rechtsgefühl, will man die Kosten für all' diese unbedeutenden Correcturen dem Autor zur Last legen und ihn so zwingen, wenn er ein „und" in ein „aber" umwandeln will, erst ängstliche Erwägungen anzustellen, ob hierdurch nicht sein Geldbeutel zu empfindlich leiden würde. Am gefährlichsten gestaltet sich diese Verpflichtung indessen für wissenschaftliche Arbeiten. Die Wissenschaft schreitet stetig vorwärts, und von der Uebergabe des Manuscripts bis zur Herstellung des Werkes können so bedeutende Wandlungen in der behandelten Materie eingetreten sein, daß ohne Veränderungen und Verbesserungen der Werth des Buches auf ein Nichts herabsinken würde. Soll sich der Verfasser nun vor die Alternative gestellt sehen, für die Schrift, die er vielleicht sogar ohne Honorar in Verlag gegeben hatte, entweder noch bedeutende Kosten aus eigener Tasche aufzuwenden oder das Werk in der Hand eines verständnißlosen und weitere Kosten scheuenden Verlegers verkümmert, seinen wissenschaftlichen Ruf dadurch herabgedrückt zu sehen? — Wenn auch die „Begründung" zu § 10 darin recht haben mag, daß die Verleger in diesem Punkte meist eine weitgehende Nachsicht üben, so bleibt doch eine durch das Gesetz garantirte Abhängigkeit des Verfassers vom Verleger bestehen. Der ehrenhafte Schriftsteller wird es unter seiner Würde halten darum zu bitten, was er gesetzlich zu fordern berechtigt sein sollte. Gerade darin besteht eine der vornehmsten Aufgaben des Rechts, das, was sich im Verkehr kraft innerer Vernunft als ständige Gewohnheit ausgebildet hat, mit dem schützenden Mantel des Gesetzes zu umgeben.

Es wird sich empfehlen, den § 10 der V.-O. nach § 379 des Schweizerischen Obligationenrechts dahin zu verbessern, daß die dem Verleger durch Berichtigungen und Verbesserungen verursachten „unvorhergesehenen" Kosten vom Verfasser zu tragen sind. Hierdurch würden einmal unbedeutende Correcturen von der Ersatzpflicht ausgeschlossen, andererseits aber wissenschaftliche und politische Arbeiten gegen ungerechtfertigte Ersatzforderungen geschützt sein; denn bei derartigen Arbeiten dürfen Verbesserungen, welche auf späteren wichtigen Forschungen oder später eingetretenen Veränderungen der thatsächlichen Verhältnisse beruhen, nie als „unvorhergesehen" gelten. —

Entgegenzutreten ist ferner der Bestimmung des § 16 der V.-O., daß da, wo nicht ausdrücklich ein Honorar vereinbart ist, der Verfasser ein solches nicht zu beanspruchen hat. Durch welchen Rechtstitel soll diese Vorschrift legitimirt, woraus seine innere Berechtigung hergeleitet werden? Eine derartige Vermuthung der Unentgeltlichkeit entspricht weder vom juristischem Standpunkte aus den allgemeinen Grundsätzen der „Verträge über Handlungen", des „Kaufs", der „Miethe" — oder wie man sonst den Verlag aufgefaßt hat — noch vom thatsächlichen den Verkehrsgewohnheiten und Geschäftsgebräuchen zwischen Verfasser und Verleger. Der Satz mag von einer gekünstelten juristischen Lehrmeinung zum Theil auch unterstützt werden, in einer gesunden Praxis darf er nicht Fuß fassen. Die Verfasser des Entwurfs haben wohl auch selbst die ungerechtfertigte Härte dieser Vorschrift eingesehen und dies in der „Begründung" zu § 16 durch einen, dem § 383 des Schweizerischen Obligationenrechtes nachgebildeten Satz zu mildern versucht; sie sagen, daß es einer Vereinbarung gleich zu erachten sei, wenn aus den Umständen angenommen werden muß, daß der Verfasser nicht ohne Honorar sein Werk dem Verleger geben wollte. Allein dieser, eine Vermittelung anstrebende Gedanke der Begründung hat in dem § 16 des Gesetzes selbst nicht den geringsten Ausdruck gefunden, würde also gegebenen Falls vom Richter dessen klarem Wortlaute gegenüber nicht zu beachten sein.

Der im Juni 1891 vom „Allgemeinen deutschen Schriftstellerverbande" ausgearbeitete, die gleiche Rechtsmaterie behandelnde Entwurf, besagt in § 11, daß das Verlagshonorar, wenn es im Vertrage nicht bestimmt sei, durch den zuständigen Richter auf Grund eines Gutachtens des literarischen Sachverständigenvereins festzustellen sei. Dieser Vormeinung dürfte beizustimmen sein. Das Interesse beider Parteien wird durch dieselbe gewahrt. Sollte ein Honorar bei einer Schrift nicht angebracht, die Veröffentlichung und Verbreitung, wie dies bei manchen wissenschaftlichen Gelegenheitsschriften in der That der Fall ist, als ausreichendes Aequivalent anzusehen sein, so haben im Streitfall der literarische Sachverständigenverein und der an dessen Gutachten nicht gebundene Richter, also zwei unparteiische Organe, Gelegenheit bei Anrufung ihres sachverständigen Ermessens, dies auszusprechen. Ist ferner dem Schriftsteller selbst an einem Honorar nichts gelegen, so wird auch der Verleger keine Schwierigkeiten haben, die Nichthonorirung in den Verlagsvertrag aufzunehmen. Hier gilt es nur, aus dem Gesetze das Prinzip zu entfernen, daß die geistige Arbeit im Zweifel eine unentgeltliche ist. Die Vermuthung ist zu vag. —

Uebergehen wir kurz, daß es nicht den Brauche entspricht, wenn durch § 27 der V.-O. bei Unterlassung einer besonderen Verabredung die Höhe einer Auflage auf 2000 Exemplare festgesetzt wird, daß vielmehr 1000 die allgemeine übliche Zahl ist. Uebergehen wir weiter, daß es eine allzu umfassende Willkür bedeutet, wenn dem Verleger nach § 15 der der V.-O. die alleinige einseitige Festsetzung, Abänderung und Aufhebung des Ladenpreises zustehen soll, daß so durch den Unverstand, Eigensinn oder gar mala fides des Verlegers der Absatz eines Buches erschwert oder vollkommen inhibirt werden kann, daß daher hier eine Erweiterung des Gesetzes durch die in der Mehrzahl der neuen Gesetze wie auch im Entwurfe des Schriftstellerverbandes sich findende Klausel „doch darf der Verleger nicht durch übermäßige Preisforderung den Absatz hindern" wohl am Platze wäre.

Ein Punkt verdient wohl, in eine hellere Beleuchtung gerückt zu werden. Er betrifft die seit Jahren heißumstrittene Frage: Ist der Verleger berechtigt, das ihm übertragene Verlagsrecht ohne Einwilligung des Verfassers weiterzuveräußern? Man hatte ursprünglich gehofft, daß durch die Verlagsordnung des Börsenvereins die alte Streitaxt begraben werden, daß auf ihrem Boden ein Ausgleich in dieser vielleicht wichtigsten Frage des ganzen Verlagsrechtes zu Stande kommen werde. Die Hoffnung schwand, als in den mit der Bearbeitung betrauten Ausschuß ein Verleger gewählt wurde,

Digitized by Google

welcher in einem von ihm selbst herausgegebenen Leitfaden des Verlagsrechts es als eine Ehrenpflicht jedes Buchhändlers hingestellt hatte, die freie Veräußerlichkeit seines Verlagsrechts im Vertrage vorzubehalten. So hat denn der § 39 den folgenschweren Satz aufgenommen: „Der Verleger ist in Ermangelung gegentheiliger Vereinbarung zur Weiterveräußerung des Verlagsrechts befugt." Der Entwurf des deutschen Schriftstellerverbandes hat natürlich die entgegengesetzte Vorschrift aufgestellt. Der § 4 desselben besagt: „Dasselbe (das Verlagsrecht) gilt als der Person oder der Geschäftsfirma des Verlegers übertragen und kann zwar vererbt und mit der Firma veräußert, für sich selbst aber nur mit Einwilligung des Urhebers oder seines Rechtsnachfolgers an einen Dritten übertragen werden."

Um zu einer Entscheidung in dieser Streitfrage zu gelangen, ist zunächst der juristische Charakter des Verlagsrechts einer Untersuchung daraufhin zu unterziehen, ob wir es hier mit einem der sog. höchstpersönlichen Rechte (jura personalissima) zu thun haben. Höchstpersönlich nennt man solche Rechte, bei denen nicht die Leistung, sondern die Person des Gegencontrahenten das essentielle Moment des zu Grunde liegenden Rechtsgeschäfts bildet. Bestelle ich mir bei einem Maler ein Bild, so darf derselbe den Auftrag nicht weitergeben; die Lieferung des Bildes gerade durch ihn ist die Hauptsache an dem Auftrage. Betraut ein Verleger einen Schriftsteller mit der Ausarbeitung einer Schrift, so ist es selbstredend, daß Letzterer ohne Zustimmung des Verlegers nicht einen Substituten für sich stellen kann.

Nun kann es kaum einem Zweifel unterliegen, daß auch für den Schriftsteller Person und Name seines Verlegers von entscheidender Bedeutung sind. Gerade im Verlegerstande finden sich mehr denn in anderen Kaufmannständen vollkommen von einander abgesonderte Klassen, deren strenge Scheidung nicht nur durch die Spezialgebiete, denen sie ihre Thätigkeit gewidmet haben, sondern hauptsächlich durch das höhere oder geringere Maß von Ruf und Ansehen veranlaßt wird. Es wird daher der Schriftsteller, welcher nicht zu einem gewerbsmäßigen Allerweltschreiber herabgesunken ist, der vielmehr mit meist heiligem Ernst seiner hohen Aufgabe nachgeht und dem es nicht nur um das Honorar zu thun ist, — und dazu gehören neben vielen hervorragenden schöngeistigen vor allen die wissenschaftlichen Schriftsteller — mit äußerster Vorsicht und Gewissenhaftigkeit an die Auswahl des Verlegers, dem er das Kind seines Geistes anvertrauen will, herangehen müssen. Eine geringe Unvorsichtigkeit kann ihn um seinen literarischen Ruf, um sein wissenschaftliches Ansehen bringen. Er wird daher namentlich darauf bedacht sein, sich nach einem für sein Werk passenden, besonders vertrauenswürdigen, in dieser Spezialität nahmhaften Verleger umzusehen. „Oft ist gerade dieser Verleger", wie Wichert mit Recht in seinem Gutachten (Deutsche Presse 1888) bemerkt, „der einzige oder einer von Wenigen, mit dem er zu thun haben will. Er sieht oft von einem höheren Honorar und sonstigen materiellen Vortheilen ab, um sich den nach seiner Meinung günstigsten Vertrieb des Werkes zu sichern. Mit Rücksicht auf die Person des Verlegers überläßt er es ihm für mehrere oder für alle Auflagen, gibt sich also ganz in seine Hand. Er sieht sich offenbar geschädigt, wenn der Verlag des Werkes ohne seine Genehmigung auf jeden beliebigen Dritten übertragen werden darf. Gerade ein Autor dieser Art pflegt geschäftsunkundig zu sein und sich bei seinen Vertragsabschlüssen weniger vorzusehen." — Die Requisite eines höchstpersönlichen Rechts sind somit in dem Verlagsrecht vollkommen erfüllt, dasselbe ist vom juristischen Standpunkte aus als unübertragbar anzusehen.

Zu welchen Folgen würde auch die entgegengesetzte Auffassung in der Praxis führen! Der Verleger, der ein ihm unliebsames Concurrenzwerk bei Seite schaffen will, würde zu dem bequemen Mittel greifen, das Werk dem Erstverleger abzukaufen und dann allmählich todtzuschweigen und aus dem Verkehr zu ziehen. Der Verleger, der nach Abschluß eines Verlagsvertrages ein aussichtsvolleres Angebot erhält, wird, um Zeit und Geld für letzteres zu bewahren, sich des ersten Werkes auf bequeme Weise zu entledigen suchen, indem er es ohne weitere Auswahl dem weitergibt, der ihm die günstigsten lucrativen Bedingungen zugesteht.

Der im zweiten Abschnitt des § 16 ausgedrückte Trost, daß der Erwerber des Verlagsrechts in alle Verbindlichkeiten des Verlegers gegen den Verfasser eintritt, daß der Autor gegen den Erwerber mithin alle die Ansprüche geltend machen könne, die ihm gegen seinen Verleger zustanden, ist nur ein sehr schwacher. „Der Verlagsvertrag hat," wie Wichert auch nach dieser Richtung hin treffend ausführt, „eben das Eigene, daß der Verleger ausdrücklich und stillschweigend Verpflichtungen übernimmt, deren Erfüllung größtentheils im Prozeßwege nicht erzwungen werden kann, da es sich um Bemühungen handelt, die sich nicht spezificiren lassen, oder, wenn spezificirt, doch nur bei richtiger Beurtheilung der Sachlage wirksam sein können. So mag z. B. der Verleger verpflichtet sein, das Werk anzuzeigen. Was nutzt es dem Autor, wenn er ihn dazu verurtheilen läßt. Es kommt darauf an, in welchen Blättern, zu welcher Zeit, wie oft, in welcher Form angezeigt wird, wer anzeigt. Ein gewisser Geldaufwand allein thuts nicht. Und wie will denn der Autor nachweisen, daß sein Contrahent sorgsamer nnd klüger verfahren wäre als der Dritte. Er steht hier ganz hülflos da. Das Verlagsrecht darf daher nicht übertragen werden."

Die juristische Lehrmeinung, so Wächter, Gerber, Bluntschli, Klostermann, steht ganz überwiegend auf Seiten der hier vertretenen Unübertragbarkeit. Beseler (Privatrecht S. 964) und Stobbe (Privatrecht S. 288) halten eine Uebertragbarkeit selbst dann für ausgeschlossen, wenn eine Gesammtveräußerung des Verlages stattgefunden hat. Dies geht zu weit. Wie bei dem Erbgang auf den Erben, so muß auch bei Veräußerung des Geschäfts sammt der Firma das Verlagsrecht auf den Geschäftserwerber übergehen. Das steht mit dem hier verfochtenen Prinzip nicht in Widerspruch. Denn, mag auch die Person des Inhabers wechseln, das Geschäft bleibt das alte, mit seinem alten Namen, seinem alten Ruf und Geschäftsbetrieb.

Die juristische Praxis schwankt in der Behandlung unserer Frage. Das frühere Reichs-Ober-Handelsgericht hat sich der Auffassung von der Unübertragbarkeit angeschlossen. Daß das Reichsgericht in seinem Urtheil vom 6. April 1888 (Entsch. in Strafsachen Bd. 17, S. 268) sich nicht zu einer hohen Beurtheilung des geistigen Eigenthums emporschwingen konnte, ist tief bedauerlich. Die diesem Urtheil beigegebenen Gründe bezeugen zur Genüge, in welcher Verkennung der thatsächlichen Verhältnisse das Reichsgericht sich befunden hat. Das einschneidende Moment bei dem Verlagsvertrage ist nicht wie unser oberster Gerichtshof annimmt, die Verpflichtung des Verlegers zu gebührender Ausstattung des Schriftwerkes in Papier, Satz und Druck, zur Ankündigung und zur Versendung desselben, das Hauptmoment ist, wie schon oben hervorhoben, ein weit idealeres: es ist Name und Firma des Verlegers, sein Ruf und sein Ansehen. Hoffentlich haben die vereinigten Strafsenate oder das Plenum der gesammten Senate bald Gelegenheit, eine Entscheidung zu beseitigen, welche s. Z. große Erregung verursacht und in betheiligten Kreisen nicht wenig dazu beigetragen hat, das Ansehen unseres höchsten Gerichts zu untergraben.

Der § 39 der V.-O. begnügt sich aber nicht damit, die freie Uebertragbarkeit des Verlagsrechts festzustellen, er überhebt sich sogar so weit über die allgemeinen Sätze von der einseitigen Schuldcession d. h. der Uebertragung von Verpflichtungen ohne Einwilligung des Gläubigers, daß er die Ersthaftung des Erstschuldners ausschließt und den Autor zwingt, prinzipaliter gegen den ihm aufgedrungenen zweiten Verleger seine Gläubigerrechte geltend zu machen, und erst nach fruchtloser Exequirung dieses sich in zweiter Linie an seinen eigenen Contrahenten zu halten. Das würde Verleugnung der Grundprinzipien unseres Obligationsrechtes bedeuten, die sich hier durch nichts rechtfertigen ließe.

Was die Auflösung des Verlagsvertrags anbelangt, so tritt der § 43 der V.-O. mit einer Neuerung hervor, von der

Digitized by Google

die „Begründung“ selbst zugibt, daß bisher kein Gesetz sich veranlaßt gefühlt hat, dieselbe bei sich aufzunehmen, daß auch das gemeine Recht ihr entgegensteht. Es wird dem Verleger das Recht des freien Rücktritts vom Verlagsvertrage zuerkannt. Auch wenn kein gesetzlicher Grund vorliegt, soll es dem Verleger freistehen, in jedem Stadium den geschlossenen Verlagsvertrag aufzulösen, er soll dafür nur dem Verfasser das für die Auflage vereinbarte Honorar zu zahlen haben. Die Aufnahme dieser Vorschrift sollte wohl nur ein Probepfeil sein. Es ist nicht anzunehmen, daß der Ausschuß im Ernst daran gedacht hat, eine so unhaltbare und willkürliche Bestimmung im definitiven Gesetze durchzubringen. Wenn auch das Gesetz dem Verfasser, wie dies in der Verlagsordnung und den meisten neuen Gesetzen geschieht, das freie Rücktrittsrecht zugesteht, so hat dies eine ganz andere Bewandtniß. Der Verleger, welcher einen Vertrag abschließt, thut dies, weil er daraus einen Vermögensvortheil für sich erhofft; er ist Kaufmann, und der Verlagsvertrag ist für ihn nichts mehr und nichts weniger als wie für jeden anderen Kaufmann ein Handelsgeschäft. Tritt der Verfasser nun zurück, so sieht sich der Verleger um weiter nichts geschädigt als um das bereits gezahlte Honorar, den Aufwand für die bereits getroffenen Veranstaltungen, vielleicht auch den nachweislich bei Nichtrücktritt erzielten Gewinn. Die Entschädigungspflicht des Verfassers für alles dies bei grundlosem Rücktritt stellt den Verleger ebenso, als wenn der Vertrag zur Ausführung gekommen wäre; der Verleger erleidet durch den Rücktritt weiter keinen Schaden. Daß der Verlagsvertrag für den nicht gewerbsmäßig fabrizirenden Schriftsteller eine ganz andere Bedeutung hat als die eines Vermögensvortheils, daß die freie Auflösung desselben einer Verletzung seiner höchsten Interessen gleichkommen muß, die nicht einfach durch Zahlung des Honorars wieder gut gemacht werden kann, das haben wir oben genügend beleuchtet, es bedarf keiner Wiederholung.

Befremdend wirkt — das soll noch zum Schluß hervorgehoben werden — der Mangel jeglicher Vorschrift in der V.-O. über die Verlagsgabe von Beiträgen an Zeitschriften. Hier können, namentlich über die Dauer des alleinigen Verwerthungsrechts, über den Zeitpunkt der Rückgewinnung des Eigenthumsrechts, nicht die allgemeinen Grundsätze des Verlagsrechtes Platz greifen. Das Ungarische Gesetz geht über die Grenzen der Nothwendigkeit hinaus, wenn es in § 517 bestimmt, daß kleinere Arbeiten, welche an Zeitschriften oder periodische Publikationen überlassen werden, sofort nach dem Erscheinen wieder zur freien Verfügung des Autors stehen. Dies dürfte sich nur für Zeitungsartikel und ihrem Werth nach unbedeutende Beiträge an Zeitschriften empfehlen. Für literarisch bedeutende, wenn auch nicht umfangreiche Aufsätze indeß dürfte die, vom Entwurf des Schriftstellerverbandes und vom Schweizer Gesetz für räumlich „größere“ Beiträge statuirte Frist von drei Monaten von der Veröffentlichung an, während welcher der Verfasser sich einer weiteren Verfügung über den Aufsatz zu enthalten hat, angemessen sein. Für Zeitschriften, die gebunden werden und in Bibliotheken Aufnahme finden, also nicht sobald veralten, ist eine längere Frist zu empfehlen.

Es ist hier nicht der Ort, uns des Längeren über die sich noch weiter findenden einzelnen Mängel der Verlags-Ordnung zu verbreiten, so z. B. über das, aus der Mehrzahl der neuen Gesetze bereits entfernte, Verbot der Aufnahme eines bereits erschienenen Einzelwerkes in eine Gesammtausgabe der Werke desselben Verfassers, selbst nach Ablauf einer bestimmten Zeit. Wir müssen uns damit begnügen, die am dringendsten einer Abänderung bedürftigen Punkte hervorgehoben zu haben. Möge sich der Ausschuß vor der zweiten Durchberathung des Entwurfs bewußt werden, daß es ohne Hinzuziehung des Gegenparts, der Schriftsteller, kaum jemals zu einer befriedigenden Gestaltung des Verlagsrechts, welche grundlegend sein könnte für ein definitives Gesetz, kommen wird. Die Verständigung muß durchgesetzt werden, mögen auch nicht zu verkennende Schwierigkeiten dem im Wege stehen.

Die Influenzaepidemie.

Von Dr. med. Julius Levin.

Zwei Jahre sind es her, daß Europa von einem Schrecken heimgesucht worden ist, wie er allgemeiner kaum gedacht werden kann. Eine Seuche brach herein, die an Verbreitung alle bisher erlebten weit hinter sich ließ, und, wenn auch nicht in Bezug auf den Ausgang, doch in Bezug auf die Heftigkeit wohl mit dem schwarzen Tode verglichen werden kann. Wenn man Berliner Verhältnisse zu Grunde legt, so kann man ohne Weiteres behaupten, daß kein Haus von ihr verschont geblieben ist, ja daß ein sehr großer Bruchtheil aller Häuser zu einer gewissen Zeit unter zehn Insassen acht Influenzakranke beherbergte. Die Pandemie verschonte, wenn man die ersten Lebensjahre ausnimmt, kein Alter und, zu Anfang in ihrer Bedeutung für weitere Gesundheit und Leben unterschätzt, entwickelte sie sehr bald Seiten, die man als durchaus unangenehm bezeichnen muß. Abgesehen von einer ganzen Anzahl von Nachkrankheiten leichterer Art zeigte sie schon in der Epidemie von 1889/90 Complicationen, die zu den schwersten gerechnet werden müssen, und gab Anlaß zu einer Reihe späterer Infectionen, welche die Befallenen geradezu dem Verderben weihten. Wenn auch nicht allzu häufig, so traten doch schon 1889/90 in einer Reihe von Fällen Lungenkrankheiten auf, die durchaus als der Influenza allein zugehörig angesehen werden mußten. Unter diesen spielten eine bestimmte, häufig genug zum Tode führende Lungenentzündung eine sehr bedeutende Rolle, außerdem aber eine plötzlich an die Influenza sich anschließende Lungenschwindsucht, welche sowohl bei Individuen auftrat, die nach irgend einer Richtung hin, etwa durch Erblichkeit, zur Phthise disponirt waren, als auch bei solchen, welche niemals irgend welche Wahrscheinlichkeit hatten, tuberkulös zu werden. Auf diesen Thatsachen insbesondere beruht für uns die Bedeutung der Epidemie von 1889/90, nicht auf jenen vorübergehenden, wenn auch für den Moment sehr schwer empfundenen Störungen, unter denen sowohl die Individuen wie die Gesammtheit zu leiden hatte.

Der Jahrgang 1889/90 war im Ganzen frei von Erkrankungen. Freilich kann man sagen, daß die Seuche niemals erloschen war. Wenn auch, als von interessanten Raritäten, so wurde doch immer wieder in den Berliner gelehrten Gesellschaften von Influenzaerkrankungen berichtet. Die besprochenen Fälle trafen zusammen mit solchen, die von fast allen Orten gemeldet wurden, in denen 1889/90 die Pandemie geherrscht hatte. Und übereinstimmend war man der Meinung, daß die neuen Infectionen auf Keime zurückzuführen seien, die von der großen Pandemie zurückgeblieben waren. Sie sollten sich an ihnen günstigen Orten angesiedelt haben, ohne indes zu größerer allgemeiner Bedeutung zu kommen, da athmosphärische Ereignisse ihrer weiteren Verbreitung ungünstig wären. Diese Annahme ist sehr plausibel und paßt gut zu der Erfahrung, daß durch Auftreten gewisser Luftverhältnisse oder Veränderung des Grundwasserstandes Infectionskrankheiten in Bezug auf die Häufigkeit großen Schwankungen unterworfen sind.

Anders gestaltete sich mit einem Male das Bild für den Jahrgang 1891/92. Es trat eine neue Epidemie auf, die deutlich als von Osten nach Westen über die Erde gehend sich auswies. Fast genau vier Wochen vor der ersten Beobachtung des epidemischen Auftretens der Influenza in Berlin wurde von der Westküste Australiens der Ausbruch einer entsprechenden Massenerkrankung gemeldet; und etappenweise konnte das Vorrücken der Seuche verfolgt werden. Dieses Spiel pathologischer Kräfte hat eine große Aehnlichkeit mit demjenigen, welches sich in einer Seuche des vorigen Jahrhunderts zeigte. Unter den Influenzaepidemien, von denen Deutschland zu leiden hatte, ragt diejenige hervor, welche 1729/30 auftrat. Sie war eine der stärksten des achtzehnten Jahrhunderts und zeigt mit der von uns 1889/90 erlebten die Aehnlichkeit, daß sie in einer Reihe von wenigen Jahren von einer neuen fast ebenso starken gefolgt war. Im Jahre 1732/33 herrschte gleichfalls die Influenza außerordentlich stark in Deutschland, und wir können, auch ohne daß es bestimmt berichtet ist, für

Digitized by Google

sicher annehmen, daß zwischen den bewegten großen Epidemien von 1729/30 und 1732/33 sich ebenso sporadische Fälle gezeigt haben, wie bei uns zwischen 1889/90 und 1891/92. Uns fehlen über das Verhältniß jener Epidemien von 1729/30 und 1732/33 zu einander leider alle wissenschaftlichen Aufzeichnungen. Es wäre sehr interessant gewesen, zu erfahren, ob man in Hinsicht auf das Auftreten der Krankheit in den verschiedenen Jahren Beobachtungen gemacht hat, die einige gewisse charakteristische Unterschiede hätten erkennen lassen. In den uns hier zunächst angehenden Epidemien von 1889/90 und 1891/92 sind diese Unterschiede sehr deutlich erkennbar hervorgetreten und stellen sich kurz ungefähr folgendermaßen dar. Die Epidemie von 1889/90 war eine viel verbreitetere als die von 1891/92, man kann ruhig sagen, daß die Erkrankungszahlen der letzteren etwa ein Drittel bis die Hälfte der ersten betragen, selbst wenn man bedenkt, daß in diesem Jahre eine ganze Reihe von Fällen gar nicht zur Kenntniß der Aerzte gelangt ist, da die betroffenen Personen sich ihr Antipyrin oder Salipyrin selbst besorgten, wenn sie sich nicht in ganz besonders auffälliger Weise angegriffen fühlten. Wenn aber die Epidemie von 1891/92 der von 1889/90 an Massenverbreitung nachsteht und sich von ihr also in einem wesentlichen Punkte vortheilhaft unterscheidet, so ist sie von einem anderen Gesichtspunkte betrachtet dennoch die schwerere von beiden gewesen in Folge der bedeutenden Complicationen und Nachkrankheiten, in Folge der verhältnißmäßig viel höheren Anzahl der Todesfälle.

Schon sofort nach dem Auftreten der letzten Epidemie war es den Beobachtern auffallend, wie schwer die sogenannten nervösen Symptome, die Niedergeschlagenheit, die Ermattung, die Gliederschmerzen auftraten. Wenn nun auch diese Krankheitsäußerungen zu den gewöhnlichen der Influenza gehören, so ist doch das Maß ihrer Stärke in diesem Jahre gegen das von 1889/90 unbedingt überstiegen. Hierzu kommt, daß Anhäufungen des Influenzagiftes an bestimmten Stellen, im Verlaufe einzelner Nervenstämme sich viel häufiger durch Neuralgien kundgaben, als in der jüngstvorhergegangenen Epidemie. So quälend nun derartige Zufälle sind, so könnten sie sich doch an Bedeutung nicht messen mit jenen schweren Erkrankungen der Lunge und des Herzens, welchen die bei Weitem meisten Todesfälle der letzten Epidemie zur Last zu legen sind. Die Lunge wurde nach zweierlei Richtungen der Sitz schwerer Complicationen. Sie, die schon bei der gewöhnlichen Influenza von starken Bronchokatarrhen zu leiden hatte, wurde von Entzündungen heimgesucht, die nach verschiedenen Richtungen hin interessant sind. Abgesehen davon, daß die Influenza das Auftreten der auch unter gewöhnlichen Verhältnissen nicht eben seltenen Pneumonie begünstigt, so daß also Influenza und Lungenentzündung zwar als auf einander bezügliche, aber in ihrer infectiösen Natur vollkommen von einander getrennte Krankheiten nebenherlaufen, hat die Seuche, von der wir sprechen, die Eigenschaft, eine ihr eigenthümliche Form der Lungenentzündung zu bewirken, welche man deshalb kurzweg auch nur Influenzapneunomie genannt hat. Das Auftreten dieser durch bestimmte anatomische Eigenschaften ausgezeichneten Erkrankung ist nun in der eben abgelaufenen Epidemie auffällig oft beobachtet worden.

Das verhältnißmäßig häufige Eintreten eines unglücklichen Ausgangs in Folge von Befallenwerden des Herzens ist nur zum allerkleinsten Theile dem durch die Influenza hervorgerufenen Fieber an sich zuzuschreiben. Jede Temperaturerhöhung schwächt die Energie des Herzens, auch wenn jene nicht durch Infection hervorgerufen wird. Ist nun der Klappenapparat der Blutpumpe an irgend einer Stelle in Folge irgend einer vorherigen Erkrankung defect, wodurch das Herz schon an und für sich gezwungen wird, eine erhöhte Arbeit zu leisten, so ist es wohl denkbar, daß eine längere abnorme Erhöhung der Körpertemperatur überhaupt zur Lähmung eines solchen erkrankten Organs führen kann. Wenn also eine Anzahl Patienten unter solchen Umständen erlegen sind, so hätte die Thatsache an sich nichts Auffallendes. Die Epidemie von 1891/92 ist aber gerade ausgezeichnet durch eine Anzahl Todesfälle von Personen, an deren Herzen vorher nicht das mindeste Krankhafte nachzuweisen war, und die in Folge dessen alle Chancen hatten, die durch das Fieber als Temperaturerhöhung geschaffenen ungünstigen Bedingungen zu überwinden. Diese der Anzahl nach an sich nicht unerheblichen, im Verhältnisse zur Zahl der Erkrankungen, besonders bei entsprechender Berücksichtigung der Epidemie von 1889/90 außerordentlich häufigen Todesfälle kennzeichnen die eben dem Erlöschen sich zuneigende als eine sehr bösartige und stellen es unzweifelhaft hin, daß sich das Krankheitsgift, wie man im gewöhnlichen Leben zu sagen pflegt, geradezu auf das Herz geworfen, das heißt eine spezielle Infection des Organs bewirkt hat. Diese charakterisirt sich als eine Entzündung des den Herzbeutel und seine Klappen innen bedeckenden Ueberzuges, des sogenannten Endokardes, oder auch in einer solchen des den Herzmuskel bildenden Fleisches, des sogenannten Myokardes, als Endokarditis oder Myokarditis. Andere Infectionskrankheiten, zum Beispiel der Gelenkrheumatismus haben die Eigenschaften, Herzklappenfehler hervorzurufen, in hervorragender Weise; daß die Influenza sich auch nach dieser Richtung hin in so sehr unvortheilhafter Weise auszeichnen kann, hat mit Deutlichkeit die letzte Epidemie gelehrt. Auf welchen letzten Gründen es beruht, daß die Influenza diese schwere Form so hervorstechend häufig annehmen kann, das ist freilich auch nicht einmal vermuthungsweise zu sagen. So viel steht wenigstens fest, daß die Anschauung, die Influenza sei eine nicht bedeutende Erkrankung, durchaus aufzugeben ist. Schon während der Epidemie von 1889/90 modificirte man sie sehr erheblich; die Erfahrungen von 1891/92 haben ihre ganze Haltlosigkeit mit Deutlichkeit erwiesen.

Für die wissenschaftliche Klärung einer sehr wichtigen Frage lagen die Verhältnisse während der letzten Massenerkrankung ganz besonders günstig, nämlich für diejenige, wie die Influenza sich verbreitet. Die Meinungen sind insofern einander widerstreitend gewesen, als von einer Seite die Krankheit als eine rein miasmatische, von der anderen als eine miasmatisch-contagiöse angesehen wurde. Während man hier der Meinung war, daß nur die Verbreitung des Krankheitsstoffes durch die Luft den Anlaß zur Infection gäbe, und eine Uebertragung von Mensch zu Mensch auszuschließen wäre, glaubte man an anderer Stelle die directe Ansteckung gleichfalls verantwortlich machen zu können. Dieser Kampf der Ansichten, dessen Sieg während der Epidemie von 1889/90 sich mehr den Anhängern der Miasmatheorie zuzuneigen schien, ist durch die Beobachtungen von 1891/92 endgültig zu Gunsten der Theorie der miasmatisch-kontagiösen Verbreitung der Influenza entschieden worden.

Je massenhafter die Anzahl der Erkrankungen ist, desto ungünstiger liegen die Verhältnisse für die Beobachtung des einzelnen Falles, ganz besonders in Rücksicht auf die Feststellung, woher die Krankheit kommt. Bei der ungeheueren Verpestung der Luft mit Keimen, welche im Jahre 1889/90 statthatte, bei der gleichmäßigen Vertheilung derselben über alle Theile eines Gemeinwesens war es selbstverständlich, daß reine Beobachtungen kaum zu ermöglichen waren, weil die Erkrankten sowohl der Infection durch die Luft ausgesetzt gewesen, als auch mit bereits Inficirten in Berührung gekommen sein konnten. Anders lagen die Verhältnisse bei der letzten Epidemie. Die Infection durch die Luft unterlag sehr großen Schwankungen, die Anzahl der Erkrankungen, die 1889/90 rapider anstieg, wuchs 1891/92 langsam, die Patienten beobachteten sich selbst besser und konnten in Folge dessen über ihr Zusammenkommen mit bereits Erkrankten in sehr vielen Fällen ausreichende Auskunft geben. Auf diese Weise konnte denn mit ziemlicher Genauigkeit festgestellt werden, daß eine Ansteckung von Mensch zu Mensch bei der Verbreitung der Krankheit eine hervorragende Rolle spielen kann. So verfügt ein mir näher bekannter Arzt über folgende höchst lehrreiche Beobachtung. Er ist in zwei Familien Hausarzt, welche die zweite und die dritte Etage ein und desselben Hauses bewohnen, so daß also die hygienischen Bedingungen sich für Beide so ziemlich gleichstellen. Während nun in der Familie der zweiten Etage auch nicht ein einziger Krankheits-

Digitized by Google

fall vorkam, blieb in der dritten Etage auch nicht ein einziges Mitglied verschont. Es ist mit ausreichender Genauigkeit festgestellt, daß die Influenza in die dritte Etage verschleppt worden ist. Es ist selbstverständlich nicht nothwendig, daß die verschleppende Person selbst erkrankt, ja, es ist vielleicht nicht ausgeschlossen, daß die Ansteckung in manchen Fällen durch den Arzt bewirkt wird. Allerdings ist diese Eventualität nicht zu verhüten, und es ist auch selbstverständlich, daß ihr Eintreffen in den allerseltensten Fällen ganz direct nachzuweisen sein wird. Denn fast niemals kommen Kranke nur mit ihrem Arzte zusammen, sondern auch mit anderen Personen, Wärtern u. s. w., von denen sie die Ansteckung ebenfalls überkommen haben können. Ein Fall allerdings liegt vor, in dem die Ansteckung als vom Arzte selbst verbreitet angesehen werden kann, selbstverständlich ohne jede Schuld desselben. Es handelt sich um eine Wöchnerin, deren Niederkunft vierzehn Tage vor dem ersten Massenauftreten der Influenza stattgehabt hatte, die mit Niemandem, als mit einer ihr verwandten Person, die auch ihrerseits die Wohnung nicht verließ, zusammenkam und dennoch auf der Höhe der Epidemie erkrankte. Allerdings könnte auch hier noch, wenn auch in anfechtbarer Weise, behauptet werden, die betreffende Wöchnerin habe die Ansteckung sich schon vor ihrer Niederkunft zugezogen, da nach vielen Beobachtungen das Incubationsstadium der Influenza, d. h. die Zeit zwischen der Infection selbst und dem Auftreten der ersten Symptome außerordentlich schwankt. Manche Forscher behaupten, daß sich dieses, bei allen Infectionskrankheiten eine große Rolle spielende Stadium über zwei Stunden und über sechzehn Tage erstrecken kann, so weit es für die Influenza in Betracht kommt.

Interessant ist das Verhältniß der Grippe zu anderen Infectionskrankheiten, nämlich die Thatsache, daß neben ihr noch eine andere bestehen kann. Insofern die gewöhnliche Pneumonie von Influenza hervorgerufen oder mindestens in ihrem Auftreten begünstigt wird, ist schon ersichtlich, daß noch eine andere Infection neben der Influenza möglich ist. Aber auch noch weitere Beobachtungen liegen vor. So ist gesehen worden, daß ein Kind, welches soeben in die Reconvalescenz nach Influenza gekommen war, an Masern erkrankte. Das Incubationsstadium für die letztgenannte Infectionskrankheit beträgt durchschnittlich acht bis zehn Tage. Wenn wir auch bei diesem Kinde in Anbetracht seiner durch die erste Erkrankung etwas geschwächten körperlichen Verhältnisse, die Frist für die Masern auf etwa fünf Tage annehmen, so ist doch klar erwiesen, daß die Keime der Influenza und der Masern zu gleicher Zeit in dem betreffenden Organismus gehaust haben müssen. —

Das wesentlichste wissenschaftliche Ereigniß der Beobachtungen und Forschungen während der letzten Epidemie ist die Entdeckung des Influenzabacillus durch die Doctoren Pfeiffer und Canon. Ein eingehendes Studium der Lebens- und Entwickelungsverhältnisse des Parasiten wird noch eine größere Reihe von Maßnahmen lehren, die gegen seine Weiterverbreitung ergriffen werden können, und, wenn auch die praktische Medizin in den seltensten Fällen seine Existenz als Stütze von Diagnosen heranzuziehen genöthigt sein wird, so ist doch, abgesehen von dem intellectuellen Werthe, die Entdeckung des Influenzabacillus ein hygienisches Ereigniß von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit. Mögen seine Consequenzen geeignet sein, uns vor der Beobachtung einer dritten Epidemie zu bewahren!

Literatur und Kunst.

Zum hundertsten Geburtstag Rossini's.

Von Heinrich Roeckner.

Hundert Jahre sind am 29. Februar verflossen, seitdem Giacomo Rossini geboren ist. Ein wunderbar glückliches Leben war dem Knaben beschieden, der am 29. Februar 1792 in Pesaro, einem Städtchen in der Romagna, das Licht der Welt erblickte. Aus ärmlichen Verhältnissen stammend — sein Vater war Hornist, seine Mutter Sängerin bei einer wandernden Theatertruppe — gelang es ihm schon im Jünglingsalter, zu Ruhm und Ansehen zu kommen, obgleich er bei seiner glänzenden musikalischen Anlage sich erst im späteren Knabenalter halb widerwillig zu ernstem Studium dieser Kunst entschloß. Er erhielt Unterricht in Klavierspiel und Gesang und machte sich auch mit der Technik einzelner Orchesterinstrumente vertraut; dann genoß er während eines dreijährigen Aufenthaltes am Lyceum für Musik zu Bologna regelrechte Unterweisung in der Composition. Besonders eifrig ist Rossini dabei wohl nicht gewesen. Fleiß und ausdauernde Energie waren niemals die starke Seite dieses genialen Künstlers, der es vorzog, lieber das reiche Gold seiner unerschöpflichen Tonphantasie sorglos zu verschwenden, als sein Talent durch rastlose Arbeit den höchsten Ideen der Tonkunst dienstbar zu machen. Er componirte frisch darauf los, ohne sich viel an die Regeln seines Lehrers Mattei (ein Schüler des berühmten Padre Martini, demgemäß ein Vertreter der strengen, contrapunktischen Richtung), zu kehren. So entstand neben anderen Jugendwerken in dem ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts Rossini's erster Opernversuch. Der günstige Erfolg desselben trieb ihn zu weiterem Schaffen an, und so brachte er, nachdem er in kurzem Zeitraum ein halbes Dutzend anderer Opern geschaffen hatte, im Jahre 1812 seine Oper Tancred in Venedig zur Aufführung. Da war der 21jährige Componist mit einem Schlage der gefeiertste maestro ganz Italiens, der Liebling seiner Nation. Einen wahren Triumphzug machte „Tancred" mit seinem goldenen Melodienregen erst durch Italien, dann durch ganz Europa. Mühelos war der geniale Jüngling ein berühmter Mann geworden, mühelos erhielt und vermehrte er seinen Ruhm. In kurzen Zeiträumen folgten neue Opern, bald erfolgreiche Schöpfungen, bald totale Mißerfolge, bald komische, bald ernste Opern, alle mit derselben genialen Sorglosigkeit in kürzester Frist hingeworfen. Die meisten Werke Rossini's sind im Zeitraum eines Monats geschaffen. Das kommt ihrem hinreißenden Fluß zu Statten, ist aber auch andererseits als der Grund ihrer schnellen Vergänglichkeit anzusehen. 39 Opern hat Rossini componirt, von denen ungefähr ein Dutzend auch außerhalb Italiens aufgeführt worden sind. Für das Musikleben der Gegenwart kommen heute nur noch zwei seiner Werke in Frage: der „Barbier von Sevilla" und „Tell." Der „Barbier", 1816 componirt, ist bis jetzt eines der beliebtesten Repertoirestücke aller Opernbühnen der Welt. Gerade dieses Werk, an dem bis auf den heutigen Tag noch keine Note veraltet oder verblaßt erscheint, das noch immer seine unmittelbare Wirkung als unübertroffenes Muster ausgelassen lustiger und dabei stets graziöser Musik bewährt, hatte bei seiner ersten Aufführung das Schicksal, glänzend durchzufallen. War dies auch nur die Folge einer principiellen Opposition, welche dem Componisten Paisiello zu Liebe in Scene gesetzt wurde, der dasselbe Sujet früher componirt hatte, so kann man daraus ersehen, wie unsicher es ist, nach dem ersten Erfolg eines Werkes zu urtheilen.

„Tell", 1829 in Paris componirt, ist zweifellos die reifste und gediegenste Schöpfung Rossini's. Welche Stellung dieses Werk in der Geschichte der Oper einnimmt („Tell" hat bekanntlich zugleich mit Auber's „Stummen von Portici" und Meyerbeer's „Robert der Teufel" die Epoche der sogenannten „großen Oper" in Frankreich begründet), wie Rossini in dieser Oper und auch schon in den für Paris vorher geschriebenen Musikdramen sich durch den Einfluß französischer Opernmusik zu ernsthafterem Streben nach wirklich dramatischer Musik angetrieben fühlt — diese Fragen sind durch die Musikgeschichte längst aufgeklärt. Der Leser findet namentlich in Hanslick's „Moderner Oper" (Theil I) eine meisterhafte Darstellung von Rossini's künstlerischem Entwickelungsgang. Hier sei nur noch erwähnt, daß Rossini mit diesem Werk im Alter von 37 Jahren seine Thätigkeit als Operncomponist für immer beschloß. Diese Thatsache ist um so merkwürdiger, weil die wenigen Compo-

Digitized by Google

sitionen, die in den 40 Jahren, welche dem Meister noch beschieden waren, in die Oeffentlichkeit drangen, nichts weniger als ein Erlahmen der musikalischen Phantasie verrathen.

Reich an Ruhm und Gold genoß Rossini noch fast vierzig Jahre in behaglicher Ruhe, fern von allen Aufregungen, so recht systematisch die süße Gewohnheit des Daseins. Die Musik, die er nach wie vor als Klavierspieler und Componist eifrig pflegte, war ihm nun nicht mehr Lebensberuf oder gar Erwerb, sondern er genoß sie selbst, wie sie sonst nur der Dilettant genießen kann, ohne Anstrengung und Kampf, ohne Ehrgeiz, ohne die Aufregung von Erfolg und Mißerfolg. Als den 76jährigen Greis in seiner Villa in Paris 1868 der Tod ereilte, durfte man von ihm sagen: ihm ward ein beneidenswert glückliches Loos beschieden.

Als Mensch hat Rossini erreicht, was nur ein Mensch sich wünschen kann. Als Künstler auch?, so fragen wir heute. Nein! müssen wir antworten, denn einen der ersten Plätze unter seinen Kunstgenossen wies die erstaunliche Anlage diesem Manne zu, der heute nur in einem und zwar verhältnißmäßig untergeordneten Gebiet, dem der ausgelassen komischen Oper, der opera buffa Italiens, in der ersten Reihe steht. Sein enormes Erfindungstalent, sein angeborener Sinn für formale Harmonie und Schönheit der Musik, in Verbindung mit feinem, lebhaftem Temperament hätten ihn wohl berechtigt, unter den größten Meistern der Kunst einen Platz zu finden. An ursprünglicher Beanlagung, an Reichthum an musikalischen Ideen muß man ihn mit Schubert oder Mozart vergleichen. An Letzteren erinnert er auch durch sein Formtalent, durch seine Vorliebe für Wohllaut und Anmuth der musikalischen Gebilde. Der Grund davon, daß Rossini nicht ganz das erreicht hat, was seiner Beanlagung angemessen war, liegt in dem Charakter dieses Mannes. Ihm fehlte jene rastlose Energie, jene hingebende Begeisterung für seine Kunst, ohne die nun einmal selbst bei der glänzendsten Begabung das Höchste nicht zu erreichen ist. Diese mangelnde Energie, welche durch die ungünstigen Verhältnisse seiner Jugendzeit leicht zu erklären ist, verrieth sich in seinem Schaffen darin, daß er bei der Mehrzahl seiner Werke ohne vieles Nachdenken sich ganz seinem musikalischen Instinkt überließ. So sind zwar diejenigen Opern, deren Charakter seinem Naturell am nächsten lag, die übermüthig heiteren Werke, mehr oder minder vorzüglich gelungen, hingegen die ernsten, tragischen Werke mehr oder minder verfehlt. Die Zeitgenossen, und namentlich die Landsleute des genialen Italieners, ließen sich durch den reichen Blüthenschmuck seiner schmelzenden Melodik und durch manche Aenderungen, die Rossini's Musik der älteren opera seria gegenüber brachte, täuschen und nahmen Werke wie „Tancred" oder „Othello" für richtig tragische Opern hin, während uns diese Werke als Ausdruck tragischer Musik geradezu unmöglich erscheinen. Einen großen Theil der Schuld tragen allerdings schon die wahrhaft erbärmlichen Texte seiner Opern (ein Umstand, der auch einigen seiner besten komischen Opern ein frühes Ende bereitet hat), die an sich völlig undramatisch sind. Rossini hat nun die stereotypen Figuren seiner Tragödien mit einer wunderbar reichen, süß melodischen Musik ausgestattet, der es nur an einem fehlt, was Drama wie Musik gleich nöthig braucht: scharfe Gegensätze. Dadurch wird die Musik, auch abgesehen von ihrer nicht dem Text entsprechenden Zeichnung, also abgesehen von ihrer undramatischen Fassung, monoton und ermüdend. Der überreiche Passagenschmuck trägt noch dazu bei, die Gleichförmigkeit dieser Tonbilder zu verstärken. Einzelne Stücke (der größte Theil des letzten Actes aus Othello unter Anderem) zeigen denn aber, daß Rossini auf seiner Palette auch dunklere und kräftigere Farben besaß, daß es nicht an mangelndem Talent lag, wenn bei seinen Werken alles in gleichmäßiges, sonniges Blau getaucht ist, sondern, daß dies seinen Grund darin hat, daß der lebensfrohe, heitere Künstler auch bei den ernsten Stoffen seinem Naturell zu unbedingt die Zügel schießen ließ. Als Rossini nach Paris ging und hier für die französische Oper zu schreiben begann (1825), sah er sich gleichsam gezwungen, die dramatische Seite der Musik mehr in's Auge zu fassen als früher, da man in Frankreich seit dem Bestehen der Oper einen ungleich größeren Nachdruck auf eine, der dramatischen Dichtung nachgehende Musik legte. Da zwang sich denn der bis dahin so spielend componirende Meister zu etwas ernsterer Arbeit. Die Frucht dieses ernsteren Strebens ist, abgesehen von einigen heute längst verschollenen Werken, Rossini's oben erwähntes Meisterwerk „Tell". Die schönsten Partien dieses Werkes (der größte Theil der beiden ersten Acte und Einiges aus dem letzten Act) liefern den klaren Beweis, daß ihr Schöpfer zu etwas weit Höherem berufen war, als er es in der Gesammtheit seiner Werke erreicht hat. Denn in dieser Musik strahlen nicht nur die auch sonst Rossini eigenthümlichen Vorzüge (erstaunlicher Erfindungsreichthum, süß schwellende Melodik und hinreißender Wohllaut) im hellsten Licht, sondern wir finden außer einer schärferen Betonung des Dramatischen einen pathetischen Schwung in den Melodien, wie ihn der Meister früher kaum gebracht hat. Man hat oft behauptet, daß Rossini deshalb keine Oper nach dem „Tell" mehr geschrieben und mit ihm seine öffentliche Thätigkeit als Componist überhaupt beschlossen habe, weil er überzeugt gewesen sei, dieses Meisterwerk nicht wieder erreichen zu können, jedoch das einzige größere Werk, welches Rossini nach dem „Tell" geschaffen hat, das viel verrufene Stabat mater, zeigt neben einer vollständig unverminderten, jugendfrischen Erfindungskraft den gleichen Schwung der Leidenschaft, wie die packendsten Stellen des „Tell".

Rossini's Stellung in der Musikgeschichte steht schon seit Langem fest. Wir erblicken in ihm den unübertroffenen Meister in dem Gebiet der opera buffa, dem auch gelegentlich ein tragischer Wurf über Erwarten gut gelungen ist, der außerdem als hervorragendster Vertreter des bel canto in der modernen Oper dasteht. Die letztgenannte Eigenschaft Rossini's, seine eminent gesangsmäßige Melodik, ist ein Punkt, welcher unseres Erachtens nach nicht die rechte Beachtung gefunden hat. Daß der italienische Componist in der Stimmbehandlung Meister war, und daß ihm das zu seinen großen Erfolgen mit verholfen hat, wird allgemein anerkannt. Aber der Werth der echt sangbaren Melodie wird gemeinhin als etwas rein Aeußerliches, als eine Art von Schmuck betrachtet, der, wo er vorhanden, recht angenehm, wo er fehlt aber leicht entbehrlich ist, wenn nur die Musik — wie etwa in Beethoven's Fidelio — an sich hinreichend edel und bedeutend ist. Das ist nach unserer Meinung ein schwerer Irrthum, in dem bis auf den heutigen Tag die überwiegende Mehrzahl unserer deutschen Musiker befangen ist. Es ist durchaus von verschiedener Bedeutung, ob eine Composition für Klavier, Geige, Cello, kurz eine Instrumentalcomposition dankbar ist — das heißt der Spielart des betreffenden Instrumentes angemessen —, oder ob ein Gesangsstück wirklich gesangsmäßig geschrieben ist. Im ersten Fall — bei der Instrumentalcomposition — ist die angemessene Behandlung der Technik des einzelnen Instrumentes für den Erfolg wesentlich, aber nicht unbedingt nothwendig. Eine dankbare Schreibart, wie wir es nennen wollen, erhöht für den Instrumentalisten die Wirkung des Vortrags, abgesehen davon, daß sie ihm die Reproduction erleichtert. Aber den inneren Kern berührt hier die angemessene Behandlung des Instrumentes nicht. Es ist damit nicht gesagt, daß es völlig gleichgültig sei, ob eine Melodie von der Geige oder Flöte vorgetragen wird, ob ein Stück für Orchester oder Klavier componirt ist u. s. w. Jedesmal wird die Composition in ihrer Originalgestalt allein die volle Wirkung ausüben, deren sie fähig ist. Aber die Uebertragung für andere Instrumente wird immer den eigentlich musikalischen Gehalt nicht verändern können. Wir ersehen das auch daraus, daß wir eine gewaltige Literatur von Arrangements besitzen. Auf dem Klavier läßt sich alle andere Musik — Instrumental- wie Vokalmusik — reproduciren. Dann besitzen wir zahlreiche Arrangements von Soloklavierstücken, Liedern, Opernarien für Geige, Cello, früher auch für Flöte oder Horn mit Begleitung des Pianoforte. Gibt es nun aber auch umgekehrt Uebertragungen von Instrumentalcompositionen für Gesang? Nein; die wenigen Versuche, die hier gemacht sind —

Digitized by Google

Schumann's so gesangvolles Abendlied und das Adagio aus Beethoven's cis moll Sonate — können nur als Ausnahmen, welche die unantastbare Regel beweisen, betrachtet werden. Für den Gesang eignet sich nun einmal nur eine Tonfolge, die schon für Gesang erdacht ist. Die menschliche Stimme ist an Klangschönheit und Ausdrucksfähigkeit zwar das herrlichste Instrument, dafür aber in vielen anderen Beziehungen, an Umfang, Kraft, Ausdauer und Geläufigkeit den mechanischen Instrumenten weit nachstehend. Daher muß sie mit ganz besonderer Rücksicht behandelt werden. Ferner hat die Menschenstimme das Eigenthümliche, daß sie sich anderen Instrumenten im Ensemble nicht unterordnen kann. Sie ergreift sofort die Führung und drängt sich unwiderstehlich in den Vordergrund. Der Componist kann die Stimme durch zu starkes Accompagnement todtmachen, er kann sie aber nie in zweite Stelle bringen. Was er ihr zu singen gibt in einem Stück mit Instrumentalbegleitung — in Liedern, Opern, Oratorien — erklingt immer als die Hauptsache, sei es musikalisch auch noch so untergeordnet. Ein Ensemble, wie es im Trio, Quartett, Quintett, in der Symphonie die Instrumente ausführen, in dem bald das eine, bald das andere hervortritt, während dann die übrigen begleiten, ein solches Ensemble für Gesang und Instrumentalbegleitung kann es nicht geben. Es ist eine durchaus berechtigte ästhetische Forderung: wo die Menschenstimme zu Kunstzwecken ertönt, haben sich ihr die mechanischen Instrumente unterzuordnen; sie siegt über dieselben mit dem Recht des Lebendigen dem Todten gegenüber. Daraus folgt, daß eine richtige Gesangsmelodie vollständig anders beschaffen sein muß, als eine Instrumentalmelodie, nicht nur an sich, sondern auch in ihren harmonischen Beziehungen zu der Begleitung, in ihrem Zusammenhang mit dem gesammten Musikstück. Wir nennen eine Composition melodiös, wenn sich eine Stimme aus dem harmonischen Gewebe desselben scharf und plastisch heraushebt, wenn eine Stimme als herrschende erklingt, der gegenüber die anderen nur eine begleitende, dienende Rolle spielen. Ein richtiges Gesangsstück verlangt nun mit gebieterischer Nothwendigkeit eine derartig melodische Musik. Es genügt nicht, daß das, was der Sänger zu singen hat, dem Leistungsvermögen der menschlichen Stimme angemessen sei: die Tonreihen, die von einem Solisten vorgetragen werden sollen, müssen in dem harmonischen Aufbau des Stückes selbständig dastehen. Die letztere Forderung ist nicht nur im Interesse des Sängers, sondern in eben so hohem Grade im Interesse der betreffenden Composition. Denn, ist die Tonreihe, welche dem Sänger gegeben ist, nicht eine melodische Hauptstimme, so wird durch den Vortrag die Composition erheblich geschädigt, die vielleicht, durchweg instrumental ausgeführt, sehr wirksam sein könnte. Es wird dann durch den Gesang die Hauptaufmerksamkeit des Hörers nur auf etwas gelenkt, was nicht Hauptsache ist, und von Anderem, Wichtigerem abgelenkt. Am ungünstigsten macht sich die fehlerhafte Behandlung der Menschenstimme in der Oper geltend, weil hier das Augenmerk auf den Singenden, der zugleich Darsteller ist, doppelt gerichtet wird. Aber auch in der übrigen Vokalmusik hat es seine großen Bedenken, wenn der Componist nicht eine wirkliche Melodie für den Singenden schafft, sondern ihn statt über, neben die Instrumentalbegleitung stellt. Man könnte uns vielleicht als Gegenbeweis den lange dauernden Erfolg der großen Chorwerke eines Bach oder Händel anführen. Jedoch trifft das unsere Frage nicht. Der Erfolg dieser Schöpfungen beruht auf den kunstvollen, gewaltigen Chören, nicht auf den Sologesängen.

Bei Chorgesang trifft der eine Theil unserer obigen Ausführungen nicht mehr zu. Sobald sich eine Anzahl von Sängern zum gemeinsamen Singen vereinigt, kann ganz ohne Weiteres eine Stimme hinter der anderen zurückstehen. Dann haben wir ein Ensemble (gleich dem Trio oder Quartett), in welchem die einzelnen Stimmen sich in die Herrschaft theilen können, da die Faktoren gleichmäßig sind. Hier kann der Componist die tiefsten und schwierigsten Kunstgebilde durch Menschenstimmen ausführen lassen. Wir wollen nur nebenher erwähnen, daß es im Interesse der Kunst ist, wenn der Componist auch in Chorwerken die Menschenstimmen mit Rücksicht und Kenntniß ihres Wesens behandelt. Herrliche Meisterschöpfungen, wie Bach's H moll Messe oder Beethoven's Missa solemnis, sind doch hauptsächlich deshalb so wenig bekannt, deshalb im Verhältniß zu ihrem Werth so selten aufgeführt worden, weil ihre Ausführung außerordentliche, mittleren und kleinen Städten unüberwindliche, Schwierigkeiten mit sich bringt. Immerhin werden diese Werke, ist ihre Ausführung in vollendeter Form einmal möglich, einen großen, tiefen Eindruck auf das Publikum nicht verfehlen. Anders aber liegt, wie gesagt, die Sache bei Sologesangsstücken (Lieder oder Arien). Gelingt es dem Componisten hier nicht, für seine Arie oder sein Lied eine Tonfolge zu erfinden, die sich selbständig aus dem Organismus des Tonstückes heraushebt, die als Herrscherin über einer dienenden Begleitung steht, so erreicht die betreffende Composition niemals die Wirkung, die der Componist eigentlich beabsichtigte, wenn sie nicht gar ganz wirkungslos bleibt. Ganze Bände von Liedern deutscher Componisten (Schumann, Franz, Brahms; von unbedeutenderen nicht zu reden), sind in weiteren Kreisen unbekannt geblieben, weil ihnen trotz aller musikalischen Feinheit und poetischen Charakteristik die selbständige Melodik fehlt. Daß man ein feiner Musiker deutscher Richtung sein kann, der es doch nicht verschmäht, richtige Lieder mit wirklichen Gesangsmelodien zu erfinden, hat Keiner glänzender bewiesen als Franz Schubert, der bei allem musikalischen Reichthum seiner Begleitung nie vergessen hat, daß die singende Menschenstimme vor der Instrumentalbegleitung den Vorrang hat. Wie viel wichtiger wird die Behandlung des Gesanges nun aber noch in der Oper! Bei Liedern kann man vielleicht sagen, sie seien für die Hausmusik bestimmt, nicht für das Concert. Eine Oper wird aber nur einmal durch die Aufführung lebendig. Versagt diese dauernd ihre Wirkung, so kann weder den Autor noch die Gesammtheit des Publikums der Gedanke trösten, daß in dem Werk die schönsten musikalischen Ideen stecken. Dasselbe ist unrettbar dem Untergang verfallen, und mit ihm zugleich neben vieler mühevoller Arbeit vielleicht so manches Juwel musikalischer Erfindung.

An Beispielen dafür ist unsere deutsche Bühnenliteratur nicht arm. Weber's Euryanthe, Marschner's Vampyr und Templer und Jüdin wären trotz der ungünstigen Texte, welche diesen Opern zu Grunde liegen, durch ihren Reichthum an Erfindung länger lebendig geblieben, wenn die Componisten ihren Gesangspartien eine eindringlichere Melodik mit auf den Weg gegeben hätten. Es handelt sich hier nicht um ein Mehr oder Weniger von Melodie, sondern um die Art derselben. Weber, der zu den erfindungsreichsten Operncomponisten gehört, hat schon in seinem Freischütz manche Stellen gesetzt, die einen unleugbar instrumentalen Charakter tragen, die nicht für die menschliche Stimmen erdacht sind. In der Euryanthe sind gerade die größeren Arien zu sehr harmonische, kunstreiche Musik; die Gesangsstimme ist nicht selbständig genug.

Auf langem Umwege kommen wir nun zu Rossini zurück. Rossini ist, wie allgemein zugegeben wird, der unübertroffene Meister des bel canto, das heißt der eminent sangbaren, stimmgemäßen Melodik. Was können wir daher von ihm lernen? Sänger singen zu lassen, das herrlichste Instrument, welches es gibt, die menschliche Stimme zu achten und zu respectiren. Die deutschen Musiker mögen endlich einmal einsehen lernen, daß Gesangsmusik und Opern nicht vom Standpunkt des doppelten Contrapunktes zu beurtheilen sind. Anstatt darüber zu jammern, daß trotz Bach, Beethoven, Schumann, Wagner und Brahms das leichtfertige Publikum noch immer in französische und italienische Opern läuft, einmal zu untersuchen, ob es nicht einen Punkt gibt — und keinen unwesentlichen —, in dem sogar Verdi's Troubadour Beethoven's unsterblichen Fidelio übertrifft. Das ist: die echte Sangbarkeit. Dabei ist Verdi im Vergleich zu Rossini noch ein Dilettant in der wahren Behandlung der Menschenstimme. Wir haben diese Ausführungen zur Säcularfeier Rossini's gegeben, weil er der beste Lehrmeister der gesangsmäßigen Melodie ist. So wenig wir uns heute verhehlen können, daß die Gesammtheit seiner Compositionen abgelebt ist, daß er nur mit dem „Barbier"

Digitized by Google

und „Tell“ noch für die Gegenwart als Componist wirkt, so wenig wollen wir verkennen, daß die gewaltige Wirkung, die dieser Mann selbst in dem Lande eines Beethoven und Mozart auch mit seinen schwächeren Werken (Tancred, Othello) erzielt hat, einen berechtigten, ästhetischen Grund hat. Rossini hat keine gedankenreiche, tiefe Musik gesetzt, er hat mitunter sogar recht unbedeutende, alltägliche Tonreihen auf's Papier geworfen, aber er hat wohl nie einen Takt geschrieben, der nicht wahrhaft sangbar ist. Das kann die Nachwelt von ihm lernen. Daher sind auch seine schwächsten Partituren, die längst von der Bühne verschwunden sind, noch werthvoll als Muster des wahren Gesangsstyls. Seit Mozart's allzufrühem Tode hat kein Componist es so wie Rossini verstanden, den schönen Gesang auf der Bühne erklingen zu lassen. Heute an dem Geburtstage des Meisters wollen wir es ihm nicht zum Vorwurf machen, daß er nicht ganz und gar der Erbe seines großen, von ihm so rührend verehrten Vorbildes geworden ist, wozu die reiche Anlage ihn wohl mehr als einen Anderen befähigt hatte. Wir wollen ihm danken, daß er mit seinem gesammten Schaffen einen beredten Protest gegen das falsche Prinzip hinterlassen hat, es genüge, ein großer Musiker zu sein, um Opern und Lieder zu schaffen, wenn man auch von dem Wirken und Wesen der menschlichen Stimme keine Ahnung habe. So lange die sprudelnde Lustigkeit des „Barbier“ oder die schmelzenden Cantilenen des „Tell“ auf der Bühne erklingen — das dürfte noch lange Zeit währen —, so lange wird im Theater noch den Freunden der Gesangskunst der Genuß zu Theil werden, sich an dem wunderbaren Zauber und Reichthum schöner Menschenstimmen zu ergötzen.

Rossini, der echte Genußmensch, der geborene Lebenskünstler, der bei seiner reichen Beanlagung so früh verstummte, um eine Art von musikalischem Rentier 40 Jahre lang von den Zinsen seines Ruhmes zu zehren, war gewiß kein Fanatiker für seine Ueberzeugung. Sein joviales Gemüth liebte nichts weniger als Streit und Kampf. Ruhig sah er an sich die gewaltigsten Wandlungen in Bezug auf musikalischen Geschmack vorüberziehen. Aber in seinem innersten Herzen mag sich doch wohl ein Fünkchen wehmüthiger Empfindung geregt haben, als er die Musik in ihrer Entwickelung sich immer weiter von seinem vergötterten Mozart entfernen sah. In seinem Testament stiftete er einen „prix Rossini“ für Franzosen, der alljährlich an den Dichter und den Componisten einer Cantate fallen sollte — an jeden 3000 Francs — wonach bei der Preisvertheilung für die Composition hauptsächlich „die heute zu Tage so vernachlässigte Melodie“ berücksichtigt werden sollte.

Leider hat diese Stiftung noch keine erheblichen Früchte getragen, denn um Melodien zu erfinden, reichen 3000 Francs nicht aus, nicht einmal die allertiefste Kenntniß des doppelten Contrapunktes. Dazu braucht man ursprüngliche musikalische Erfindungskraft. Die hat die Natur aber nur ihren bevorzugten Lieblingen geschenkt, und zu denen gehört — wahrlich nicht in letzter Reihe — Rossini, der Schwan von Pesaro.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Die Mitarbeiter.

Von Jules Claretie. *)

Autorisirte Uebersetzung von P. Pfeffer.

Leon Dornoy hatte alle Vorbereitungen zu ihrem Empfange getroffen. Rosen füllten die schöne Galla-Vase, auf deren regenbogenfarbigem Glase Nixen im bläulichen Brustharnisch sich haschten; ein Imbiß mit Muskateller und Capriwein stand auf dem Tische und reicher Blumenflor schmückte das ganze Zimmer. Er hatte Freude daran, die Geliebte seines Herzens auch in einem anmuthigen Raume zu begrüßen. Und warum sollte er sich diese Freude nicht machen? War er doch empfänglich für die Genüsse des Lebens, jung, gefeiert, berühmt, beim Publikum beliebt und, wenngleich sonst nicht eingebildet, so doch in diesem Falle wirklich von der theuren, blonden Johanna angebetet, die in zweiter Ehe mit Pierre Mauduit verheirathet war, dessen Name zusammen mit dem seinen, Leon Dornoy, auf den Theaterzetteln stand.

Ironie des Schicksals! Vor noch nicht vierzehn Tagen waren von einem Schauspieler nach beendigter Vorstellung die wenigen Worte gesagt: „Geehrtes Publikum, das Stück, welches wir soeben die Ehre gehabt haben vor Ihnen aufzuführen, ist von den Herren Pierre Mauduit und Leon Dornoy verfaßt“ und diese übliche Redensart, deren erste Worte das Herz des hinter den Coulissen lauschenden Verfassers pochen machen, war von Beifallklatschen begleitet worden, und Leon Dornoy — erwartete in seinem kleinen Hause in der Avenue Frochot die Frau dieses Mauduit, mit dem er zusammen genannt war, die treue Jeanne, ohne Gewissensbisse, ohne Unruhe mit Ungeduld.

Obwohl ihm die Situation selbst sonderbar erschien, so versuchte er doch nicht, sich dieselbe klar zu machen, sondern fand sie ganz einfach eigenthümlich. Uebrigens war Mauduit fünfzehn Jahre älter als er und zwanzig älter als sie und hatte sicher die Fünfziger überschritten. Zwar erfreute er sich noch einer kräftigen Gesundheit, trat elegant auf und hatte Abends noch eine bemerkenswerthe Figur, doch war er fast ganz kahl und machte schon ein wenig den Eindruck eines Müden, während sein grau melirter Bart darauf hindeutete, daß er die Freuden des Lebens schon mit ernsteren Blicken betrachtete. Er, Dornoy, dagegen war fünfunddreißig Jahre alt, blond, lebhaften Auges, hatte noch frische Lippen und schöne Zähne unter dem blonden Schnurrbart, besaß Schwung und Lebenslust — und Talent! Ja, gern hätte er hinzugefügt „Talent“, als er seine Figur im Spiegel musterte.

Er that das gerade so wie vor einem Duell, als plötzlich die Hausglocke ertönte. Sie war es! Er hatte, wie gewöhnlich, seinen Diener zu seiner Großtante in Passy geschickt, wenn er Frau Mauduit erwartete. Daher eilte er selbst an die Thüre mit einem leichten Lächeln auf dem Gesichte: Theure Jeanne!

Die theure Jeanne jedoch war es nicht, sondern ein Dienstmann, ein dicker, stämmiger, plumper Auvergnate mit rothem Gesicht, der einen Brief abgab. Leon erkannte sofort die Handschrift der Frau Mauduit, die klugerweise auf zwei verschiedene Arten ihre Correspondenz besorgte.

„Sie kommt nicht!“

Irgend ein Hinderniß, ein Verdruß, vielleicht der Besuch eines Verwandten aus der Provinz, oder gar nur ein eitler Vorwand hielten sie fern. Oh! nicht zum ersten Male schrieb sie so. Dieses Mal jedoch war die Enttäuschung zu groß.

Er ahnte zwar, daß sie nicht kommen würde, aber er ahnte nicht im entferntesten den Grund. Ein finsterer Zorn überkam ihn, nachdem er den Brief gelesen. „Unmöglich heute, unmöglich“, schrieb Jeanne. „Er kommt zu Dir, er muß Dich sprechen. Durch keine Mittel konnte ich ihn davon abbringen. Ich werde Dir alles erklären. Auf Wiedersehen, theueres Herz!“ Dieser unvorhergesehene Zwischenfall machte Dornoy plötzlich sehr nervös. Den Mann sollte er anstatt der Frau im Augenblicke bei sich empfangen! Mauduit statt Jeanne! Den Mitarbeiter, anstatt der Mitarbeiterin! „Er kommt zu Dir! Er muß Dich sprechen. Er will Dich sprechen!“ Und warum wollte Mauduit ihn sprechen? Sie hatten eine Zusammenkunft bei Mauduit selbst für einen Tag der nächsten Woche ausgemacht. Montag, jawohl, für nächsten Montag. Bis dahin sollte Jeder von ihnen die Einzelheiten eines sehr heiteren Lustspiels erdacht haben, dessen Plan sie gemeinschaftlich gemacht hatten. Dornoy sollte für die Witze sorgen und Mauduit hatte ihm wiederholt gesagt: Ich stelle die einzelnen Situationen zusammen, sorgen Sie für die Verbindung.

Wollte Pierre Mauduit etwa von diesen Verbindungen heute noch mit Leon sprechen? Zum Teufel damit! Aergerlich entfernte er die Theerosen, deren Duft für sie war, die sie mit ihren Lippen berührt hätte, aus der Galla-Vase und nahm den Imbiß vom Tische, den sie mit ihren niedlichen Zähnen dort in dem niedrigen von ihr bevorzugten Sessel verzehrt hätte. Diesen Tag, den sie ihm seit so langer Zeit verheißen hatte,

*) Eine der letzten Novellen des bekannten Directors des Théâtre français und beinahe selbst ein kleines Bühnenstück.

Digitized by Google

wollte er vergessen! den Brief, den jener Tölpel von Dienstmann ihm soeben gebracht hatte, warf er in's Feuer, ging an seinen Arbeitstisch, räumte ihn mechanisch auf und brachte Ordnung unter die zerstreuten Blätter, die Papiermesser, den kleinen stählernen, mit Gold damascirten Dolch von Zuloaga, die Bronzefiguren von Barye, die Briefmarkenkästchen. Sein Geist war weit, weit weg von der Avenue Frochot; er und sein Herz weilten bei Jeanne, bei der blonden Geliebten, die nicht kommen, die er nicht sehen sollte...

Plötzlich ertönte die Thürglocke. Sicher war er es, da sie soeben geschrieben hatte, er würde kommen. Dornoy war einen Augenblick in Versuchung nicht zu öffnen, ihn wieder weggehen zu lassen, ihn ebenso wenig zu sehen, wie er sie sehen würde. Aber dann ergriff ihn eine unwillkürliche Neugierde, was wohl Mauduit ihm so mitzutheilen hätte. Sollte er von dem heiteren Stücke mit ihm sprechen wollen? Was lag Dornoy in diesem Augenblicke an dem lustigen Stücke!

Die Glocke ertönte auf's neue. Als Leon öffnete, sah er in dem Rahmen der Thüre die hohe Gestalt Mauduit's, der in kurzem, rauhem Tone seinem Mitarbeiter guten Tag wünschte. Darauf trat Mauduit rasch hinein, durchschritt mit dem Hute auf dem Kopfe das Vorzimmer und gerade auf das Arbeitszimmer Leon's zu. Sonst waren Mauduit's Stimme weder so unfreundlich, noch seine Bewegungen so hastig. Ei, Ei, dachte Dornoy, sicher will er nicht von dem lustigen Stücke mit mir sprechen! Er fand seinen Mitarbeiter, dem er gefolgt war, mit dem Rücken gegen das Kamin, in dessen Asche noch die verbrannten Ueberreste von Jeanne's Brief wie leichte, schwarze Schmetterlinge umherflatterten... Mauduit, der noch immer den Hut auf dem Kopfe hatte und seinen Schnurrbart kaute, betrachtete Leon mit einem Blicke, welchen dieser sonderbar fand. Mit seinem spitzen Bart und seiner gerunzelten Stirn sah ihm der Ehemann wie ein Verschworener aus, der über eine Sanct Bartholomäus-Nacht grübelte. „Wollen Sie nicht Platz nehmen?" sagte der junge Mann.

„Nein," antwortete Mauduit, „ich habe Fieber, ich kann nicht auf einer Stelle bleiben!" Seine Stimme klang noch immer heiser und war von dumpfem Grollen durchzittert, wie es dem Gewitter vorauszugehen pflegt. Was ist ihm? dachte Dornoy bei sich, dem es unbehaglich wurde.

Ernstes konnte es unmöglich sein, da ja Jeanne sonst sicher geschrieben hätte, wenn irgend eine Gefahr drohte. Also schlimmes war nicht zu befürchten, aber offenbar war irgend ein ganz unerwarteter Entschluß über ihn gekommen. Pierre Mauduit galt zwar für einen bösen Charakter, war früher ein händelsüchtiger Raufbold und gleich mit dem Degen bei der Hand gewesen, hatte im Uebrigen aber ein vortreffliches Herz. „Nun gut! mein lieber Mauduit, da Sie nicht sitzen können, wollen wir im Stehen plaudern!"

Dornoy, der diese Aufforderung in aller Herzlichkeit ausgesprochen hatte, glaubte oder bildete sich wenigstens ein zu bemerken, wie der Gemahl bei diesen ganz einfachen, fast einschmeichelnden Worten: „Mein lieber Mauduit" eine leichte, nervöse Bewegung gemacht hatte... Es wurde ihm immer unbehaglicher zu Muthe.

„Kommen Sie", fragte er, „um mit mir von dem heiteren Stücke zu sprechen? Dem Seitenstück zum High life? ... Dieses hat beiläufig gestern sechs tausend Francs eingebracht. Nun wohl! Ich hab's, ich glaube..." Aber Mauduit unterbrach ihn barsch: „Bah! Es handelt sich gerade um das heitere Stück! Ich habe ein anderes ausgedacht! Aber kein heiteres, ein dramatisches, damit man mir nicht immer vorwerfe, ich stoppele aus Marivaux zusammen. Ein sehr dramatisches Stück und darüber will ich mit Ihnen sprechen."

„Und welches ist der Gegenstand?" sagte Dornoy lächelnd. Er fühlte sich erleichtert, von einer unbestimmten Unruhe befreit.

„Mein Lieber," sagte Pierre Mauduit, mit einem festen, aber eigenthümlichen Blick auf Dornoy, „was mir am wichtigsten ist, das ist der Ausgang. Hat man einen passenden, klaren Ausgang im Auge, so arbeitet man schneller und besser. Als Dumas' Vater einmal sein: „Elle me résistait, je l'ai assassinée!" hatte, so hatte er auch seinen ganzen „Antony" gefunden. Das fragliche Drama also habe ich schon ganz im Kopfe, nur der Ausgang oder vielmehr die Form des Ausganges fehlt mir, und gerade darüber möchte ich Ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen." — „Ich stehe zu Ihren Diensten," erwiderte Dornoy. „Sie hören aufmerksam zu?" — „Sehr aufmerksam."

„O! dieses Mal ist es ernst! Urtheilen Sie selbst: den Verlauf des Dramas erlasse ich Ihnen. Wenn Sie es wünschen, so erzähle ich Ihnen den Stoff desselben mit allen Einzelheiten, indessen lasse ich das jetzt bei Seite. Worauf ich hinauskommen will, ist immer der Ehebruch, von ihm handelt mein Drama! Alltäglich, wie das Leben selbst, ist es das ewige Trio von der Frau, dem Ehemann und dem Liebhaber! Bald verzeiht der Ehemann, dann ist er ein Sganarelle, der Apostel wird; bald tödtet er, dann ist er Sganarelle mit der Eifersucht eines Othello. Nach meinem Plane tödtet der Ehemann mit fester Hand. Ein sehr braver Mann wird eines Tages gewahr, daß sein intimster Freund ihn verrathen hat. Er könnte zwar Gnade vor Recht ergehen lassen, aber er macht kurzen Prozeß mit dem Elenden, gerade weil er ein Freund, und deshalb doppelt nichtswürdig ist. Die Frau, die mein Ehemann liebt und die er behalten will, tödtet er nicht; so dumm ist er nicht, nein, aber den Liebhaber und zwar — hierin gerade liegt die Schwierigkeit — auf eine Weise, daß weder die Welt, noch selbst die Frau den leisesten Verdacht schöpft, er sei aus Rache oder Eifersucht getödtet. Verstehen Sie?"

Während Mauduit sprach, ließ Dornoy kein Auge von diesem bleichen Antlitz mit dem grauen, langen Barte und fand, was er vorher nicht bemerkt hatte, daß sein Mitarbeiter das fest entschlossene Aussehen der rächenden Ehemänner aus den Stücken des Ambigu-Theaters hatte. Die Unbehaglichkeit, die er soeben noch empfunden hatte, machte jetzt der Unruhe Platz. Er ahnte irgend eine Ironie, eine Gefahr, eine Drohung hinter der Unempfindlichkeit dieser kalten Maske. Trotzdem versuchte er zu lächeln, blieb ruhig an seinem Tische, der ihn von Maudit vor dem Kamin trennte und stammelte einige allgemeine Bemerkungen:

„Ah! Sie wollen also...? Das ist die Idee Ihres neuen Stückes?... Eine Rache?" — „Eine unerbittliche!" — „Also ein richtiges Drama?"

„Blutig!... Ein Melodrama selbst, wenn Sie wollen."

„Und", fragte Dornoy schüchtern, „glauben Sie nicht, ein heiterer Ausgang würde mehr Anklang finden?"

„Ein heiterer Ausgang? Wie ist ein solcher denkbar, da ich, wie ich Ihnen schon bemerkte, einen furchtbaren, einen tragischen brauche. Wir müssen ihn finden, da Sie," sagte Maudit in einem Tone zu Leon, den dieser mehr als seltsam fand, „daran ebenso viel Interesse haben als ich selbst." — „Sie bestehen also auf dem Drama?"

„Ja. Verfolgen Sie übrigens, der sie noch so jung sind, denn gar nicht die Richtung unserer Zeit? Sehen Sie denn nicht, daß die Heiterkeit abgethan ist, und daß der Verfasser eines heiteren Stückes auf falschem Wege wandelt? Unser Stück: High Life verdankt nur dem Zufall seinen Erfolg und wird als zu parisisch nicht lange ziehen. Außerhalb der Mauern besteht kein Verständniß dafür. Wir müssen den ganzen Pessimismus des modernen Lebens auf die Bühne bringen, wir müssen Neues, Erschütterndes schaffen!" Und mit einer gebieterischen Bewegung wiederholte Pierre Mauduit heftig: „Erschütterndes müssen wir schaffen."

„Gut," sagte Leon mit gesenktem Haupte, „schaffen wir Erschütterndes." — „Der Ehemann also," begann Maudit auf's Neue, „ist ein ehrenhafter Mensch, der in seinen Freund ein zu großes Vertrauen gesetzt hat." — „Wie alt ist der Ehemann?" fragte Dornoy. „Ungefähr so alt wie ich." — „Und ... der Freund?" — „Sehr viel jünger."

Dornoy glaubte, der Blick des Ehemanns enthielte die Frage nach seinem Geburtsscheine. Indessen Mauduit zuckte mit den Schultern und sagte: „Die Jugend ist durchaus keine Entschuldigung. Im Gegentheil, wenn man jung ist, soll man das Glück der Alten achten. Das Wesentliche meines, nein, unseres Stückes besteht darin: ein Freund, der den Freund betrügt, ist ein Schurke, und der Betrogene hat ihm gegenüber dasselbe Recht wie gegen einen Einbrecher!"

Obgleich der arme Dornoy zu errathen suchte, was die Worte des Ehemanns Persönliches oder Literarisches enthalten konnten, gelang es ihm doch nicht recht, die wahren Absichten seines Mitarbeiters zu erkennen. Schob Maudit dieses angebliche Drama nur vor, um ihn einen Schurken zu nennen und ihm seine infame Handlungsweise vorzuwerfen? Steckte in dem Ausgang, der gefunden werden sollte, ein unheilbringender Scherz? Hatte er es mit dem beleidigten Gatten, der Alles wußte, oder mit einem

Digitized by Google

überreizten Literaten zu thun, der um jeden Preis nach einem Schlusse für den fünften Act suchte? Die Unruhe Dornoy's wuchs immer mehr; ihm war zu Muthe wie Jemand, der in ein Moor geräth und nun nicht mehr weiß, wo er hintreten soll. War es ein Scherz, so fand er ihn unheilvoll; war es ein Zufall, so konnte es keinen ironischeren geben.

„Vielleicht hat Ihr Liebhaber," sagte er leise, . . . „ich meine den Liebhaber, den Sie umbringen wollen . . ."

„Oh! Auf eine ganz ungewöhnliche Weise umbringen!"

„Jawohl, selbstverständlich . . . vielleicht aber hat er eine Entschuldigung gehabt, die einen solchen ungewöhnlichen Tod nicht rechtfertigen würde." — „Wer?" —„Der . . . Liebhaber?" — „Und welche Entschuldigung?" — „Das weiß ich nicht . . . Leidenschaft . . ." — „Die bezähmt man!" — „Gefallsucht der Frau . . ."

„Dann mußte er der Gefallsüchtigen den Kopf zurecht setzen. Im Uebrigen ist die betreffende Frau nicht gefallsüchtig gewesen nach meinem Entwurf" (er schien diese Worte: nach meinem Entwurf ganz seltsam zu betonen), „sondern eine sehr ehrbare Frau, die gerungen, gefleht, gelitten hat." — „Wirklich?" sagte Dornoy naiv.

„Nach meinem Entwurfe," wiederholte der Ehemann. „Mit einem Worte, ich suche nach der Art und Weise, wie der Ehemann seine Rache ausführen soll. Er könnte vielleicht den treulosen Freund in seinem Zimmer einmauern lassen . . ."

„Wie bei Balzac. Doch ist das Mittel schon zu häufig angewendet und erinnert an die Romantik!"

„Nun," sagte Mauduit lebhaft, indem er seinen grauen Verschwörerkopf aufrichtete, „ich bin ein alter Romantiker und bin stolz darauf. Finden Sie denn den Revolver naturalistischer?"

„Er entspricht mehr dem modernen Zeitgeist," antwortete Leon versöhnlich. — „Gut! Nehmen wir den Revolver. Haben Sie einen hier?"

„Ich? . . . Nein . . . Und wozu einen Revolver?" stammelte Dornoy ganz bleich.

„Ganz, einfach, um die Handlung darzustellen. Ich thue das sehr häufig mit meinen Stücken, bevor ich sie niederschreibe . . . Kein Revolver, das ist schade!" Er blickte suchend nach einem tragischen Hülfsmittel umher, als plötzlich ein Freudenblitz in seinen Augen aufleuchtete. „Ah! Da ist ja eins! Vortrefflich!" Und seine Hand griff nach dem Dolche, der auf Dornoy's Tisch unter Papieren und Bronzen lag. Jetzt zweifelte Leon nicht länger, als er diese feine, mit Gold und Silber ausgelegte Waffe in den knochigen Fingern des Ehemanns sah, der dieselbe neugierig wie ein Kleinod betrachtete.

Maudruit hatte die kurze, spitze Klinge aus der stählernen Scheide gezogen. „Halt, sagte er, eine Inschrift . . . ein Wahlspruch . . . Hasta la muerte . . ." „Das ist spanisch," seufzte Dornoy resignirt, „das heißt: Bis zum Tode."

„Ein vortrefflicher Titel für unser Stück . . . Ja, ja, ich will ein Drama nach Calderon, nach Lope de Vega, einen »Arzt seiner Ehre«, aber ein ganz modernes."

„Einen Homöopathen als Arzt seiner Ehre," bemerkte Dornoy, um nur irgend etwas zu sagen. Mauduit lachte; aber dieses Lachen schien dem jungen Manne schneidend und gezwungen, und der Ehemann betrachtete unablässig den kleinen Dolch von Zuloaga mit einer furchtbaren Aufmerksamkeit. Dornoy machte noch eine Anstrengung. „Sind Sie denn wirklich entschlossen," sagte er, „einen traurigen Ausgang zu finden? Ich will ja keine Verzeihung von Seiten des Ehemanns . . . durchaus nicht . . . aber könnte er nicht in Unkenntniß bleiben . . . das Stück heiter endigen?" — „Was Sie immer mit Ihrer Heiterkeit wollen? So kann es nicht enden! Der Ehemann kann nicht in Unkenntniß bleiben, da er Alles weiß. Ich betone noch einmal, er will Rache nehmen und zwar eine furchtbare, à la Shakespeare!"

„Ach!" seufzte Dornoy. „Molière machte das besser! . . . Und erst Labiche! . . . Sie vergessen ihn gänzlich!"

„Ich vergesse nichts," meinte der Ehemann; „aber ich bestehe auf einem Ausgang, der schrecklich ist und ganz Paris auf die Beine bringt!" — „Paris auf die Beine bringt? Wohin? . . ." Und Dornoy las schon in einer Art von hypnotischer Voraussicht ganz deutlich in einer der zerknitterten Zeitungen auf seinem Tische die beunruhigenden, tragischen Worte: Das Verbrechen in der Avenue Frochot. — Die Rache eines Ehemanns! Welch' ein wirkliches Drama!

„Ich denke mir," fuhr Mauduit kühl fort, „man findet den Liebhaber eines schönen Morgens in seinem Zimmer mit solch' einem Dolche wie dieser hier in seinem Herzen . . ." — „Wie zur Zeit der Vehmrichter?"

„Genau so. Der Liebhaber hatte im dritten Act zu der Frau gesagt: „Bis zum Tode . . ." Im fünften antwortet ihm der Ehemann: „Hasta la . . . hasta . . ." nun mit der spanischen Inschrift. Was sagen Sie dazu?" — „Das ist hübsch," erwiderte Dornoy, der die Waffe in der Hand des Ehemanns wie eine schwarze Viper funkeln sah. „Das ist sehr hübsch, wenn allerdings auch nicht zum Lachen."

„Nun," schloß Mauduit plötzlich, „wofür entscheiden Sie sich?"

„Ich?" — „Ja, welchen Ausgang ziehen Sie vor?"

„Das muß ich erst überlegen," sagte Leon etwas außer Fassung gebracht. „Wenn ich offen sein soll, so finde ich in dem Ganzen nichts, was verlockend oder gar besonders anziehend wäre."

„Aber," fragte Mauduit mit einem Schritt gegen ihn, „was ist Ihnen denn?" (Immer hielt er die Waffe in der Hand).

„Mir ist nichts, lieber Freund, was soll mir denn sein?"

„Sie sind todtenbleich." — „Ich, bleich?" — „Sehen Sie in den Spiegel."

„Ich habe letzte Nacht schlecht geschlafen . . . Die Schlaflosigkeit . . . meine Nerven . . ."

„Hatten Sie denn kein Chloral! Ich will Ihnen davon schicken."

„Nein, erwiderte Dornoy lebhaft, „schicken Sie mir nichts! . . . Ich würde nichts einnehmen!" Er wußte im Voraus, was dieses Chloral mit dem Beisatz von Blausäure sein würde, das ihm der Othello schicken könnte! Ein Ausgang, von dem Pierre Mauduit bis jetzt noch nicht gesprochen hatte. „Nehmen Sie inzwischen," sagte der Ehemann, „irgend eine Herzstärkung! Ihnen ist sicherlich nicht wohl. Haben Sie Malaga im Hause?"

„Ich? . . . Nein. Aber Xeres"; sagte Dornoy, „dort im Buffet."

Mauduit hatte es schon geöffnet. „Ah!" sagte er, „Xeres, Muskateller, Biscuit, eingemachte Früchte! . . . Jetzt kann ich mir Ihre Blässe erklären! . . . Sie sind nicht in Arbeitsstimmung! . . . Pardon, ich sollte sagen . . ." Doch tactvoll schwieg er und betrachtete Dornoy heiteren Blickes. Aus dem Verschwörer wurde plötzlich ein Schelm.

„Gut, mein lieber Freund, ich komme ein andermal wieder! Ich lasse Sie allein . . . Nein, nein, Sie sind nicht in der richtigen Stimmung . . . Ich werde den Ausgang schon allein herausbringen . . . es ist zwar schwer und das, was ich bis jetzt erdacht habe, ziemlich abgedroschen, aber ich werde schon fertig werden."

„Ersinnen Sie nichts Anderes," unterbrach ihn Dornoy schnell, „suchen Sie nicht länger, ich bitte Sie!"

Pierre Mauduit reichte ihm die Hand: „Auf Wiedersehen, Leon!"

Dornoy zögerte einzuschlagen. Doch gab er seine Hand, und Mauduit behielt sie einen Augenblick in der seinen, betrachtete den jungen Mann mit einem festen Blick und sagte im Tone weichen Mitgefühls zu ihm: „Sie haben sicherlich Fieber, Leon, arbeiten Sie nicht so viel für die Mitarbeiterschaft!" Lachend wandte er sich zum Weggehen, kehrte jedoch wieder um und warf den kleinen Dolch von Zuloaga auf den Tisch. „Beinahe hätte ich das mitgenommen! . . . Hasta la muerte! Wirklich, Sie haben vielleicht recht! Das ist zu romantisch. Calderon ist verbraucht, ich muß in der Neuzeit suchen."

Damit ging er und ließ Dornoy fast verstört und wie abwesend zurück. Seine ganze, unterdrückte Aufregung machte sich Luft und sprang wie ein zu straff gespannter Ballon in einem Ach! der Erleichterung. „Er weiß nichts! . . . Er weiß nichts! . . . Aber die Unterredung!" Und der junge Mann goß sich langsam ein Glas Xeres ein und trank ebenso langsam nach Verordnung des Ehemanns diesen Xeres aus, der für die süßen Lippen der Frau bestimmt war. — — —

An demselben Tage noch wurden aus der Avenue Frochot zwei verschiedene Briefe abgeschickt, der eine an den Mitarbeiter und der andere an die Mitarbeiterin:

„Zählen Sie nicht mehr auf mich," schrieb Dornoy an den Ehemann. „Ich will Ihnen meinen Entschluß erklären. Nachdem ich unsere

Digitized by Google

Pläne wieder und wieder überdacht habe, gebe ich das Drama auf und will mich auf den Roman werfen!" Und an die Frau:

„Später werde ich Ihnen Alles erzählen, jetzt reise ich nach Italien, um dort Quellenstudien zu treiben. Ich gebe den Roman auf, um mich der Geschichte in die Arme zu werfen!" — —

„Weißt Du," sagte Frau Mauduit, die sofort einen so plötzlichen Entschluß verstand, zu Pierre Mauduit, der ihn sich gar nicht erklären konnte, „ich wette, Dornoy will sich verheirathen." — „Der Dummkopf!"

Frau Mauduit sah ihn an: „Du bist sehr höflich."

„Verzeihe mir," sagte Mauduit, „aber ich liebe diesen Dornoy, und die Ehe, siehst Du, Jeanne, ist schon sehr häufig eine Lotterie genannt worden. Nicht Jeder gewinnt darin das große Loos in Diamanten und ein Perlenhalsband wie ich." Und er küßte sie auf die Stirn.

Aus der Hauptstadt.

Eine neue Wissenschaft.

In Berlin hat sich ein Ereigniß von überraschender Bedeutung und weithin reichender Tragweite vollzogen. Wesentlich den Bemühungen des Herrn Fr. Warnecke, des Verfassers eines geschätzten Werkes „Die deutschen Bücherzeichen", ist es zu danken, daß in der Hauptstadt des deutschen Reiches ein Verein gegründet worden ist, der längst diese Centralstätte der Wissenschaft und der Kunst hätte zieren müssen, der „Ex-libris-Verein". Dieser Verein, der einem in Wahrheit längst gefühlten Bedürfniß abhilft, stellt sich die Aufgabe, „die Bücherzeichenkunde und die angrenzenden Gebiete der Bibliothekenkunde und Gelehrtengeschichte zu pflegen, sowie den Gebrauch der Bücherzeichen in Deutschland zu beleben und die künstlerische Ausführung derselben zu fördern". Das Bücherzeichen hat den Zweck, den jeweiligen Besitzer des Buches zu kennzeichnen. Ueber seine Bedeutung wird man in der eben erschienenen Zeitschrift: „Ex-libris. Organ des Ex-libris-Vereins zu Berlin" (Commissionsverlag von C. A. Starke, Görlitz) also belehrt: „Der Gebrauch des Bücherzeichens berührt die Sittengeschichte und die Rechtswissenschaft; das Bücherzeichen ist eine Quelle geschichtlicher Thatsachen: es bezeugt das Vorhandensein von Bibliotheken und Personen (!), es gewährt vortreffliche Hülfsmittel zur Biographie der Gelehrten, deren Eigenart durch die gewählten Sinnsprüche und Sinnbilder beleuchtet wird. Es ist eine reiche Quelle für Wappenkunde. Das Bücherzeichen ist weiter ein Erzeugniß der Kunst u. s. w. Kurz, an der eminenten Wichtigkeit der „Bücherzeichenkunde" kann kein wissenschaftlich denkender Mensch zweifeln. Wie trefflich charakterisirt z. B. das Bücherzeichen Goethe's den ganzen Mann: Von einfachem schwarzen Rande umgeben, zeigt der längliche Zettel die einfachen Worte:

Aus der Bibliothek
Joh. Wolfgang v. Goethe's.

Es ist allzu große Bescheidenheit, wenn die Herausgeber der erwähnten Zeitschrift sagen: Wir erheben nicht den Anspruch, daß die Bücherzeichenkunde jetzt schon als besonderer Zweig der Wissenschaft anerkannt werde." Im Gegentheil, sie ist durchaus selbständige Wissenschaft, Wissenschaft im besten Sinne, eine Wissenschaft die das zukünftige Geistesleben der Nation in neue Bahnen lenken wird. Dadurch wird auch die Existenz einer eigenen Zeitschrift überall in ihrer vollen Berechtigung anerkannt werden; ihre Begründung wird von zukünftigen Geschlechtern als eine rettende That bezeichnet werden müssen.

Aber der Mann der Wissenschaft darf nicht rasten und ruhen. Eine wissenschaftliche Leistung ruft sogleich die andere hervor. Und immer neue Ziele winken dem muthig Strebenden. Auch darin zeigt die Bücherzeichenkunde ihre hohe Bedeutung. Sie eröffnet neue, ungekannte, ungeahnte Bahnen. Sie gibt vor allem auch wichtige Anregungen.

So wird man jetzt endlich einmal mit einer Lesezeichenkunde Ernst machen müssen. Leider steht dieser neuen Wissenschaft der Umstand im Wege, daß die Lesezeichen leicht abgenutzt nnd noch leichter verloren werden. Ein umfassendes wissenschaftliches Material, das etwa zur Abfassung eines großen Sammelwerkes dienen könnte, wird sich daher nur mit Mühe zusammenbringen lassen.

Weit aussichtsvoller aber steht es um eine Bücherfleckenkunde. Die Bücherflecken erhalten sich, solange die Bücher sich erhalten. Es wäre in der That endlich an der Zeit, daß sämmtliche Bibliotheken zum Zweck einer Bücherfleckenkunde durchforscht würden. Von denen durch äußere Umstände, Feuchtigkeit u. s. w. entstandenen Flecken müßte man natürlich, als durch die Besitzer und Benützer der Bücher nicht hervorgerufen, absehen. Welche Perspective auf die Sittengeschichte eröffnet sich aber beispielsweise durch die systematische Behandlung von Tintenflecken, Fettflecken, Petroleumflecken. In einem von Napoleon I. viel gelesenen Buch fand man neulich Blutflecken. Der bedeutsame Schluß ergiebt sich von selber.

Weitaus am wichtigsten aber und dringend zu erwünschen ist eine Eselsohrenkunde. Die Eselsohren darf man mit Recht als Wegweiser in der Erforschung des Geisteslebens und der Arbeitsweise unserer Geistesheroen bezeichnen. Wenn z. B. Lessing's Exemplare der Richardson'schen Pamela oder Clarissa auf die Eselsohren hin untersucht werden würde, so würde man dadurch die Stellen entdecken, welche Lessing am bedeutsamsten erschienen; man würde dadurch die Beziehungen der „Miß Sara Sampson" zu den Richardson'schen Romanen in ein ganz neues Licht stellen kennen. — Eselsohren dienen auch als Zeichen dafür, wie weit man in der Lektüre eines Buches gekommen ist. Wenn man daraufhin die Bücher Goethe's sich ansehen oder vielmehr wissenschaftlich durchgehen wollte, würde man dadurch wichtige Beiträge zu seiner Biographie gewinnen. Man könnte feststellen, wie lange er hintereinander lesen konnte,. wie weit also seine geistige Spannkraft reichte. Man könnte vielleicht sogar erforschen, bei welcher Lektüre er durch ein Billet der Frau von Stein unterbrochen wurde. Den Goethephilologen würde damit neuer reicher Stoff zu vielseitiger Thätigkeit gegeben und wir möchten nicht verfehlen, ihre Aufmerksamkeit auf dieses Gebiet zu lenken. Besondere Beachtung verdienten auch die verschiedenen Formen der Eselsohren. Beiträge zur Begründung einer Kunstsprache und eines Systems müßte die gesammte wissenschaftliche Welt dankbar entgegennehmen.

So stehen wir denn ohne Zweifel durch die Begründung des „Ex-libris-Vereins" am Anfang einer neuen wissenschaftlichen Epoche. Schon regt es sich auf allen Gebieten. Der Staat unterstützt überall auf das Opferwilligste die höchsten und hehrsten Aufgaben der Wissenschaft. Mit freudigem Stolz liest man, daß im Reichshaushalt-Etat für 1892/93 zur Erforschung und Aufdeckung des römischen Grenzwalles (Limes) als erste Rate 40,000 Mark ausgeworfen sind. Zwar gibt es über diese Frage schon eine immense Literatur, aber nur um so dringender erscheint die endliche Lösung. — Wohin wir blicken, überall große Ideen und emsige Thätigkeit. Man möchte mit Ulrich Hutten rufen: „O Jahrhundert! Die Studien blühen, die Geister erwachen: es ist eine Lust zu leben!"

Georg Steinhausen.

Dramatische Aufführungen.

„Das heilige Lachen." Märchenschwank in sechs Bildern von E. v. Wildenbruch, Musik von F. Hummel. (Königliches Schauspielhaus.) „Die Tragödie des Menschen." Dramatisches Gedicht in vierzehn Bildern von Emerich Madách, übersetzt von Ludwig Dóczi. (Hamburger Stadttheater.) — „Heute und Gestern." Schauspiel in vier Akten von Oscar Blumenthal. (Lessing-Theater.) — „Glück." Lustspiel in drei Akten von Karl Jänicke. (Deutsches Theater.)

Gedoppelte Freude hat mir, im Laufe einer Woche, das Berliner Publikum bereitet, dem sonst nicht häufig, leider, Gutes nachzusagen ist: mit dem gebotenen Nachdruck hat es das „heilige Lachen" des Herrn von Wildenbruch ausgezischt und unter lautem Hohngelächter begrub es ein Schauer- und Trauerspiel des Herrn Blumenthal. Wer ein Jahr, das außer der Verhaftung geschätzter Depotdiebe, außer dem Selbstmord eines mit unserer braven Presse unsauber versippten Banditenpaares und dem Concurs des Kaiserbazars obendrein auch diese künstlerisch hocherfreuliche Erscheinung gebracht hat, noch einmal ein verlorenes nennt, der hat es mit mir zu thun.

Der Naturgeschichte des Publikums gehört längst schon der weitaus größte Theil meines Interesses; denn, was man so an angeblich litera-

Digitized by Google

rischen Erzeugnissen im jetzigen Deutschland unter die Finger bekommt, das lohnt nur in ganz seltenen Fällen die Mühen einer Zergliederung. Wenn ich heute zum Beispiel die Liste meiner berlinischen Wocheneindrücke durchsehe, dann muß ich sagen: Die Beschäftigung mit diesen drei geistlosen Selbstgefälligkeiten in dreizehn Akten ist für einen leidlich verständigen und künstlerisch empfindenden Menschen ein schwer erträglicher Zwang. Dauert diese Herrschaft des aufgeblasen Läppischen noch länger, dann thue ich nicht mehr mit beim ermüdenden Bütteldienst; einstweilen aber freue ich mich, schon der Seltenheit wegen, auch einmal mit dem lieben Publikum einer Meinung sein zu dürfen.

Da hasten diese in Druckerschwärze und Coulissenleinwand spekulirenden Männer und Männchen einher, möchten gern jedes Jahr ein Theaterstück im Schaufenster haben, möchten gern recht viel Geld verdienen, und weil sie nicht wissen daß sie nichts können, ist das ein ewiges Geschimpfe und Getobe gegen die starken Dichter und die für Einladungen und Händedrücke nicht käuflichen Rezensenten, denen Balletmeister, Decorateure und halbnackte Mädchen nicht hilfreich zur Seite stehen und auf Denen deshalb die verdammte Pflicht und Schuldigkeit lastet, in literarischen Formen über die unorthographischen Künste der gierigen Geschäftsleute verständige Dinge zu sagen. Und der Humor davon ist, daß solche Novitätenkrämer, die uns heute patriotisch, morgen französisch und immer banausisch kommen, auch noch allerlei Hochachtung verlangen und sich höchlich „produktiv" dünkeln und hochnäsig eins über die „nur negirende Kritik" einherschwatzen. Vor jedem Dichter mag man und vor jedem Denker tief und ehrerbietig den Hut ziehen; der Kaufmann aber, der für mein gutes Geld mir schlechte Waare liefert, dem sage ich derb, ob er mit alten Kleidern oder mit neuen Stücken handelt, meine Meinung, halten zu Gnaden. Und weil die Vielzuvielen unter den Kollegen nicht aus der ergebensten Stilgewöhnung zu luftreinigender Rücksichtlosigkeit sich herauswagen, nur darum sind so verhängnißvolle Irrthümer möglich, wie der heitere Trauerfall Wildenbruch einer ist. Wird denn im Auswärtigen Amt jetzt schon einmal so streng nach dem Disziplinargesetz verfahren, dann sollte der empfindliche Herr von Marschall-Bieberstein seine Fürsorge auch allen von ihm ressortirenden Arbeiter gleichmäßig zuwenden. Ganz erheblich beschämender nämlich und kompromittirlicher als der ruhige und sachliche Artikel des Grafen Limburg-Stirum ist die verärgerte und gehässige Leistung des Legationsrathes von Wildenbruch, der so lange mit einer zu seinen Verdiensten unverhältnißmäßigen Hochachtung behandelt worden ist, bis er glaubte, er dürfe keck neben große Dichter sich stellen und spottbillige Witze reißen über ernste Denker. Aber freilich —: die sechs oder acht legationsräthlichen Bilder sind eine Verherrlichung des neuen Kurses und der neuen Herren, und wo die Gesinnung so tadellos ist, da hat selbst der Disziplinarhof sein Recht verloren.

Herr von Wildenbruch ist ein glänzend begabter Theatraliker und einmal in dem berlinisch frechen Schwager der Haubenlerche, ist ihm sogar eine runde, lebendige Gestalt gelungen, während sonst der Parademantel seiner prosaischen Verssprache über morsche Skelette herabschlottert. Der gefällige Zweifler mag die Probe machen: wenn er nicht unter den Prachtgewanden eines jeden Wildenbruchstückes eine Banalität oder eine gestelzte Unmöglichkeit findet, will ich die Reden des Grafen Caprivi auswendig lernen oder das heilige Lachen noch einmal erdulden. Aber ich habe keine Furcht und halte die Wette: jedesmal wird die gedrängte Inhaltsangabe den bündigen Beweis für die Richtigkeit meiner Behauptung erbringen. Unser Theater braucht einen Wildenbruch, — daß es Einen braucht, das ist es nicht, warum ich es beneide —, aber dieser aufgelobte Preußenfänger hat doch wahrhaftig nicht die allerbescheidenste Berechtigung, an Dichtern seinen Ulk zu üben, die er vermuthlich nur aus den Zeitungen kennt und deren ernste Gedanken er durch einen lachegöttlichen Büthenzweigträger zu verscheuchen sich vermißt, mit der ganz unbezahlbaren Buchholzerei:

„Fenster auf! Thüren auf!
Hier kommt Ozon!
Draußen ist Frühlingsduft,
Hier ist ja Modergruft,
Das ist auf Himmelsluft
Spott ja und Hohn!"

Wer den Wagemuth besitzt, einen Märchengenius, reim' dich, oder ich freß' dich, vor Ozon reden zu lassen und in der so zu sagen poetischen Scheideszene des Harold den Börsenkalauer „Ade-Adele!" anzubringen, dem freilich kann auch auf dieser schönen Erde so kannibalisch wohl sein als den platten Burschen in Auerbach's Keller. Aber ich werde mich hüten, mit Siebel, dem rülpsenden Zecher, eine Unterhaltung über Pessimismus anzuspinnen. Welch' schöner Brunnen, der ihm fließt, ihm und Herrn Eugen Richter und Herrn Lubliner und allen den andern ozondurstigen Idealisten, die so wacker das Vaterland vertheidigen, das theure, gegen Fremdländerei und Nachdenklichkeit, mit den guten Waffen bierseliger Fidelität.

In einem der vielen Bücher, die Herr von Wildenbruch nicht gelesen hat, steht die Weisheit: „Es giebt zwei sehr unterschiedene Arten von Heiterkeit. Der wahre Denker erheitert und erquickt immer, ob er nun seinen Ernst oder Scherz, seine menschliche Einsicht oder seine göttliche Nachsicht ausdrückt; ohne griesgrämige Gebärden, zitternde Hände, schwimmende Augen, sondern sicher und einfach, mit Muth und Stärke, vielleicht etwas ritterlich und hart, aber jedenfalls ein Siegender: und das gerade ist es, was am tiefsten und am innigsten erheitert, den siegenden Gott neben allen den Ungethümen, die er bekämpft hat, zu sehen. Die Heiterkeit dagegen, welche man bei mittelmäßigen Schriftstellern und kurzangebundenen Denkern mitunter antrifft, macht unsereinen beim Lesen, elend. Man schämt sich ordentlich, solche heitere Zeitgenossen zu haben, weil sie die Zeit und uns Menschen in ihr bei der Nachwelt bloßstellen. Solche Heiterlinge sehen die Leiden und die Ungethüme gar nicht, die sie als Denker zu sehen und zu bekämpfen vorgeben; und deshalb erregt ihre Heiterkeit Verdruß, weil sie täuscht: denn sie will zu dem Glauben verführen, hier sei ein Sieg erkämpft worden. Im Grunde nämlich gibt es nur Heiterkeit, wo es Sieg gibt; und dies gilt von den Werken wahrer Denker ebensowohl als von jedem Kunstwerk." Der so erschöpfend die täuschenden Heiterlingkünste des Herrn von Wildenbruch charakterisirt, ist ein heiterer Sieger von der ersten Art, ist der auf schwindelnden Gletscherpfaden des Intellektes noch lyrisch jauchzende Friedrich Nietzsche; und seine stahlblanken und wehrhaften Sätze stehen in einer Schrift zu Ehren Schopenhauer's, den die Dummen im Lande ja wohl für den bösen Ahnherrn des Pessimismus halten.

Herr von Wildenbruch ist ganz gewiß kirchenfrömmer als ich, wenn er auch häufig mit Kulturkämpferei und ähnlichen Flausen sich abgegeben hat. Davon aber würde eine religiöse Scheu mich abhalten, den lieben Herrgott als einen vergnügten Apothekergreis auf die Bühne zu bringen und einen dümmliche Pillendreher in der Maske und den Gewanden des Weltenerlösers auftreten zu lassen. Vor dem Gerichtstuhl der Kunst, die immer, wo sie nur ernsthaft und andächtig betrieben wird, sittlich und religiös, kann solche Gotteslästerlichkeit schwerster Ahndung nimmer entgehen, mag sie vor irdischen Staatsanwälten auch durch Gunst und Gnade bewahrt bleiben. Die großsprecherische Puppenkomödie des Herrn von Wildenbruch ist irreligiös, denn im tiefsten Kern ist sie unehrlich; sie ist unchristlich, denn den schmerzlich transcendentalen Pessimismus der Lehre von Nazareth sucht sie mit schalen Späßen und frivolen Kunststückchen lächerlich zu machen; sie ist unkünstlerisch und der äußersten Geringschätzung werth, denn mit schiefen Allegorien, mit den täuschenden Ballettsprüngen einer geflickten und falsch gestempelten Moral sucht sie, hipp, hipp, hurrah, über jede ernste Lebensauffassung munter hinwegzusetzen, mit dem Schlagwort der Haubenlerche: „Aber verjniecht, Herr Aujust!" Und deshalb sagte ich neulich schon, ich möchte für dieses heilige Lachen, für diese läppische Karikatur vor Shakespeares wunderherrlichem „Sturm", die Verantwortlichkeit nicht tragen, um keine Tantième der Welt.

Dem Ersinner dieser Pfefferkuchenpoesie ward die quälende, doch nicht unnützliche Gabe der Selbstkritik nicht in die Wiege gelegt und so kann es geschehen sein, daß er der Gemeingefährlichkeit seines Beginnens sich nicht bewußt wurde. Er mag vielleicht noch immer glauben, was er seit den Quitzow's treibt, habe mit der Kunst irgend welche Zusammenhänge, während in Wirklichkeit es ausschließlich einem begrenzten und verdummenden Absolutismus dient. Ich bin sogar überzeugt, daß Herr von Wildenbruch ohne Bewußtsein sittlich und künstlerisch sündigt; er stopft sich schreckhafte Hampelmänner aus und dünkt sich, wenn er die niedergefäbelt hat, ein siegender, lachender Held; er glaubt, Zola und Ibsen eins zu versetzen, wenn er über die Erblichkeit schwadronirt, die bekanntlich einige Jahre vor der Rougon-Macquart schon in der Bibel stand; er glaubt auch da Ibsen zu treffen, wo er den Satz des Volksfeindes von der Wahrheit, die im Laufe der Zeiten zur Lüge wird, verhöhnt, einen Satz, den jeder des Lesens sich befleißende Quartaner schon bei Goethe finden kann. Und dieser Mann, von dessen Existenz eine nicht allzu ferne, glücklichere Zeit nicht einmal eine Erinnerung mehr bewahren wird, dieser kurzsichtige und begrenzte Theatraliker wähnt sich berufen, der leidenden Menschheit ein Führer zu werden, die „drunten, am Grunde beschränkter Gedanken," in Nöthen und Wehen sich krümmt. Er wird jetzt hoffentlich erkannt haben, daß der Unterthanenverstand noch nicht beschränkt genug ist, um es geduldig hinzunehmen, wenn mit dem ganzen widrigen Brimborium der ausgezogenen Balletkünste die Rettung des echten, des wahren, des allein teutschen Idealismus versucht wird. Der Leitung des zu diesem groben Unfug herabgewürdigten Hoftheaters wäre ein scharfer Vorwurf zu machen, wenn ein Hoftheater eben nicht unbedingt im Dienste höfischer Interessen und Einflüsse stünde. Die schroffe Ablehnung des unsinnigen Ausstattungsstückes hat den künstlerischen Vorständen des Hauses gewiß eine Herzensfreude bereitet, die auch der Verlust der in Zeitungnotizen märchenhaft überschätzten Kosten für bemalte Leinwand und bunte Lappen wohl nicht erheblich trüben konnte. Maler, Beleuchter, Schneider und Maschinisten haben ihre Arbeit prompt und fleißig gethan und es war nur gerecht, daß dem ungerufen erscheinenden Erdichter von hundert Stimmen der Name des Bühneninspectors Brandt entgegengeschrien wurde. Weniger gerecht schon war es, daß an der Hand des mit dem Schillerpreis geehrten Poeten auch der phantasielose und nüchterne Balletmeister erscheinen durfte; weit eher hätte der Regisseur Grube, schon weil er seine Rolle mit gebührender Verachtung behandelte, einen Hervorruf verdient. Was zu alledem wohl der feine und geistvolle Aesthetiker Karl Werder gesagt haben mag, der von der Intendantenloge dem Bierzeitungulk zusah, das hätte ich gern erfahren; vielleicht gedachte er seiner Jugendzeit, da, lange vor den Meiningern und Meister Brandt, schon Platen von Berlin sagt:

„Dort hält man viel auf alles Augenfällige,
Mit Recht. So mußte neulich aus Berlin sogar
Bis Aranjuez ein Maler sich mit Extrapost
Begeben, bloß um nachzusehn im Garten dort,
Wo die von Schillers buhlerischer Eboli
Gepflückte Hyacinthe steht."

Ueppigen Ausstattungprunk fand ich, nach unverlierbaren Stunden im Sachsenwalde, auch im Hamburger Stadttheater, wo die Tragödie des Menschen von dem ungarischen Dichter Emerich Madách ihre erste deutsche Aufführung erlebte. Das ermüdende didaktische Gedicht schwankt zwischen der Naivetät des Mysterienstils und einem aufgeblähten Gedankenpathos,

Digitized by Google

hinter dessen hochtrabenden Worten nicht viel zu entdecken ist. Was der edle Ungar mit seinem gar nicht gedrängten Rück- und Vorblick auf die Geschicke der Menschheit bezweckt, darüber bin ich nicht zu völliger Klarheit gekommen. Zwei Herren und eine Dame verkleideten sich etwa fünfzehn Male und behaupteten dann, Adam, Eva und Lucifer oder auch Lankred, Isaura und ein Schildträger oder wiederum Herr und Frau Keppler nebst Famulus zu sein. Der Historie erging es dabei bös und eine dramatische Wirkung kam nicht heraus, weil nur Schatten die Bühne bevölkerten, und erst, als die bald nun hundertjährige Marseillaise erklang, stellte sich einige Begeisterung ein. Mancher geistreiche Einfall aber und die bunte Seltsamkeit der Vorgänge entschädigten für die Anstrengung langen Lauschens und besonders interessirte mich die Wahrnehmung, daß schon vor zweiunddreißig Jahren ein magyarischer Soziologe all das oberflächliche Zeug gesammelt hatte, mit dem heute angeblich freisinnige Kämpen die Kosten ihrer sozialdemokratischen Zukunftsbilder decken. Sollte die Tragödie des Menschen auch in Berlin aufgeführt werden, dann würde ich meinem tapferen Genossen Schönhoff rathen, das kritische Schwert seinem Richter abzutreten, ich meine den Eugen, der erröthend sicher und entzückt eignen Geistes Spur entdecken würde, im Phalansterium, wo, ganz im Gegensatze zur freisinnigen Partei, es keine Individualitäten mehr gibt und, noch schlimmer beinahe, auch kein Kapital. Die Hamburger Aufführung war übrigens sorgfältig vorbereitet und die Verkleidungsrollen wurden von Fräulein Barsescu (eine zur Mutterschaft und zur Koketterie tüchtige Eva) und von den Herren Mylius (Lucifer, der nur weniger declamiren dürfte) und Otto (Adam, ein geistig behenderer Pittschau) temperamentvoll und klug dargestellt.

Nachdem bei Wildenbruch und beim unvergleichlich höherstehenden Madách Gottvater in Person erschienen war, hatte ich bei Blumenthal mich profan zu ergötzen gehofft; aber schon im zweiten oder dritten Act, Fräulein Reisenhofer trug gerade die dritte Pariser Toilette, wurde auch hier, an unheiligem Ort, der „Allgütige" bemüht. Mit so frommem Augenaufschlag war uns der witzige Stilkünsteler noch nicht erschienen; auch sonst klingt in dem Schauspiel „Heute und gestern" eine neue, eine mühsam herabgestimmte Note an, die zu allerlei Betrachtungen veranlassen könnte, wenn das traurige Spiel nicht ausgelacht worden wäre. Allerdings wurde auch geklatscht und der Autor konnte an die Rampe treten. „Was doch Menschen-Hände alles fertig bringen," schrieb einst Oscar Blumenthal und fügte hinzu: „Bei so manchen Theaternovitäten ist der Applaus besser vorbereitet als die Darstellung." Damals freilich war er noch nicht Theaterdirector und deshalb schrieb er auch sonst noch kluge Sätze, von denen ich zwei hier gleich vor der Vergessenheit bewahren will. I.: „Könnte ein Kritiker Arsenik schreiben oder Digitalin drucken lassen, — er müßte es manchmal zum Schutz seiner theaterbesuchenden Mitbürger thun." II.: „Kritisirt, so mild und schonend ihr wollt, — Eins ist gewiß: Sehr selten verzeiht ein Autor die Fehler, die er begangen hat, — dem Kritiker, der sie nachweist." Ein Daniel, sage ich, ein wahrer Daniel; Dank, Oscar, daß Du mich das Wort gelehrt!

Arsenik und Digitalin sind diesmal nicht nöthig; mild und schonend will ich nur Herrn Blumenthal daran mahnen, daß sein Schauspiel auf einer Unmöglichkeit beruht und in einer sittlichen Farbenblindheit gipfelt. Daß eine bürgerlich erzogene Frau in den ersten Monaten ihrer glücklichen Ehe aus Laune und, weil der Mann gerade nicht bei der Hand ist, im ehelichen Gemach sich einem Salonbummler hingibt, das glaube ich einfach nicht und ich könnte meine Ungläubigkeit mit guten physiologischen Gründen belegen. Ward das Unglaubliche aber Ereigniß, dann muß ich den „Dichter" verlachen oder verachten, der solche nichtsnutzige Männerfängerin mit für eine büßende und keusche Magdalena aufschwindeln will. Die moralischen Begriffe eines Schriftstellers, der die Marguerite der „falschen Heiligen" pharisäischem Zorn und die Marianne aus „Heute und gestern" sympathischer Bewunderung empfiehlt, können nur Heiterkeit wecken oder Entrüstung. Das sittlich vorurtheillose Publikum des Lessingtheaters entschied sich für Heiterkeit.

Wenn der Geist über Herrn Blumenthal kommt und ihn gebieterisch dichten heißt, dann erscheinen nicht Menschen dem trunkenen Blick, sondern Schauspieler. Diesmal sollte Fräulein Reisenhofer eine dicke Rolle haben und in schönem Wahnsinn rollte des Dichters Auge von Maupassant's „Bel-Ami" bis zu Feuillet's „Divorce de Juliette" und der Kreutzersonate. Musik ist die Kupplerin, im Hause Hübner wie im Hause Posdnyschew und der Liebhaber der Mutter freit die Tochter, bei Blumenthal wie bei Maupassant; die parfumirte Sentimentalität stammt von Feuillet. Eigenthümlich aber gehört Herrn Blumenthal die patagonische Wunderblume an, die nur alle sieben Jahre, dann aber ordentlich, blüht, und der naturwissenschaftlich radotirende Herr, der im vorigen Winter auf den langen und dürren Leib des Herrn Klein geschrieben worden wäre, dessen Räsonnirrock jetzt aber der kurze und dicke Herr Hoecker anthun mußte. Und weil Herr Hoecker nicht sarkastisch sein kann, wurde der überflüssige Professor Benedikt jetzt gemüthvoll; weil aber Herr Blumenthal doch einmal die Witze nicht halten kann, muß ich auch daran noch ihn erinnern, daß er früher von den Schwätzern, „die uns durch Geistreicheleien langweilen," zu sagen pflegte: „Sie reden gebrochen witzig."

Wo unsere Neuen und Neuesten die Frauen eigentlich gesehen haben, die immer, gleich brünstigen Kätzchen, an allem Männlichen sich reiben möchten, die heißen Thierchen mit den dunkeln Punkten in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, — das möchte ich endlich nun gern einmal erfahren. Vielleicht in der Puderluft des Theaters, wo die Hetäre herrscht, die das Doppelte ihres Gehaltes für ihre Ateliereinrichtung, für Toiletten und Brillanten ausgibt. Aber diese verfaulte Minorität zählt doch nicht mit und die bürgerliche Gesellschaft, deren Mängeln ich gewiß nicht blind bin, wäre schon längst zum Teufel gegangen, wenn das Ewig-Weibliche in ihr gar so sehr vom Kitzel geplagt würde.

Seit geraumer Zeit schon ärgern verständige und gar nicht prüde Frauen sich an dieser Verfälschung femininer Triebe und ich wünschte sehr, daß endlich, auf der Bühne oder im Roman, ein mit schluchzenden Vorwürfen zur Rede gestellter Verführer seinem Opfer die sackgrobe Antwort gäbe: „Madame, ich glaubte Ihnen diese Gefälligkeit nicht abschlagen zu dürfen!" Bis dieses erlösende Wort aber gesprochen wird, wollen wir den Prahlhänsen vom Stamme des Biterolf recht derb auf die Finger klopfen, so oft sie ihren langweiligen Kram durch geheimnißvoll-pikante Anspielungen auf das durch verderbliche Schleier verhüllte Mysterium der Geschlechterneigung anziehender zu machen bemüht sind. Nicht zur Hälfte hätte man das einlullende Geplapper von „Heute und gestern" angehört, wenn nicht immer wieder die „spannende" Frage aufgetaucht wäre: Was wird der engelreine Backfisch sagen, wenn er hört, daß Mamachen die Thür verriegelt hat, weil auf Papachens Platze ein Anderer saß? Und, siehe da, der engelreine Backfisch verstand beim ersten Kniefall die ganze Geschichte, die doch immerhin ungewöhnlich ist. Der Kunstpächter Bordenave mag wissen, wo solche Pensionärinnen kasernirt sind.

Neben so süßen Scheusalen wirkt selbst das alte, naiv quarrende Gurlithum nicht ganz unangenehm, das Herr Karl Jänicke aus Breslau in seinem Lustspiele „Glück" verherrlicht hat. Persönliche Beziehungen mögen dem harmlos dilettantischen Stückchen den Weg zum Herzen des allem Neuen sonst streng verschlossenen Herrn L'Arronge gebahnt haben. Erträgliche Hausmannskost, die noch schmackhafter wäre, wenn nicht zwischen Suppe und Rindfleisch allerhand Weisheitsprüche am Tische des Breslauer Stadtrathes herumgereicht würden. Ungefähr sagt, was Herr Jänicke vom Glück und von menschlicher Sehnsucht wohl sagen wollte, der ältere Goethe ja auch nur mit ein Bischen andern Worten, die ich — es mag Geschmacksache sein — auch jetzt doch noch vorziehe: „Der Mensch ist zu einer beschränkten Lage geboren; einfache, nahe, bestimmte Ziele vermag er einzusehen und er gewöhnt sich, die Mittel zu benutzen, die ihm gleich zur Hand sind; sobald er aber in's Weite kommt, weiß er weder, was er will, noch, was er soll, und es ist ganz einerlei, ob er durch die Menge der Gegenstände zerstreut oder ob er durch die Höhe und Würde derselben außer sich gesetzt werde. Es ist immer sein Unglück, wenn er veranlaßt wird, nach etwas zu streben, mit dem er sich durch eine regelmäßige Selbstthätigkeit nicht verbinden kann."

Hätten sie diese Weisheit beherzigt, die Schriftgelehrten, die ich heute vorladen mußte, dann wäre Herr von Wildenbruch bei Kurfürsten und Raubrittern, Herr Blumenthal bei witzelnden Börsenleuten, Herr Jänicke beim Geheimniß der alten Mamsell und bei Nataly von Eschstruth geblieben und auch Emerich Madách brauchte dann nicht Miltiades, Petrus und Danton zu bemühen, um die Tragödie des Menschen zu schreiben, dessen Leben ein ewiges frohes Kämpfen ist und ein ewiges schmerzliches Verzichten.

M. H.

Notizen.

Geistliche Lieder. Eine Sammlung der schönsten Hymnen und Choräle. (Leipzig, F. W. Grunow.) Eine Novität von Grunow bildet die Freude jedes Bücherfreundes, denn diese reich, geschmackvoll und eigenartig ausgestatteten und inhaltlich stets bedeutsamen Werke haben auf dem deutschen literarischen Markte kaum ihresgleichen. Auch der vorliegende Band ist einem vortrefflichen Gedanken entsprungen und befriedigt äußerlich den ästhetischen Sinn, wie er jedes fromme und beschauliche Gemüth erheben wird. Die im Gebiete der Hymnologie rühmlichst bekannten Herausgeber haben die älteren Gesang- und Choralbücher mit Verständniß benutzt, und es ist nur zu hoffen, daß diese schlichten, innigen, oft ergreifenden Weisen wieder aufleben mögen. Die besten Tonmeister unseres protestantischen Kirchenliedes wie Händel, Bach, Schütz, Ekkard, Riedel, sind hier im Notendruck vertreten. Verdienstlich ist auch die sorgsame Recension der Texte, wobei nach den Grundsätzen der Grunow'schen Liederbücher stets auf die Quellen zurückgegangen wurde und zwar auch in Fällen, wo der ursprüngliche pietistisch überspannte Text in neueren Gesangbüchern gemildert worden ist. Und so finden wir sie alle beisammen, die streitbaren Lutherlieder, den herrlichen Paul Gerhard, Gellert, Riß, Flemming, Spitta, den innigen Claudius und auch Neuere wie Meister Uhland (Wenn im letzten Abendstrahl), Arndt, Luise Hensel (Müde bin ich, geh' zur Ruh). Es ist das denkbar schönste Confirmationsgeschenk.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Digitized by Google

Inserate.

Vom Verfasser des **„Rembrandt als Erzieher“** erschien:

40 Lieder

von

einem Deutschen.

Direkte Zusendung erfolgt, nach Einsendung von 2 Reichsmark in beliebigen gültigen Briefmarken, durch die Buchhandlung von **E. L. Thaarup, Kopenhagen.**

× Es will uns bedünken, als ob einzelne dieser Gedichte noch höher stehen, als manche gleiche Gegenstände behandelnde Gedichte Goethe's.

Leipziger Zeitung.

Otto Meissners Verlag in Hamburg.

Beiträge zur Physischen Geographie der Ostsee.

Von **Dr. Carl Ackermann.**

Mit einer Tiefenkarte u. 5 lithograph. Tafeln.
Zweite Ausgabe. gr. 8. 25¾ Bogen 4 ℳ.

Eine vortreffliche Monographie, welche Alles zusammenfasst, was in den letzten Decennien in der Kunde dieses Meeres geleistet worden. Die Grenzen, Zugänge und Tiefenverhältnisse, die aufbauenden und zerstörenden Wirkungen der Wellen, die Strömungs- und Windverhältnisse, die Temperatur-Schwankungen, die Ostsee-Flora und Fauna erfahren in dem reichen Werke eingehendste Behandlung. Der Geograph sowohl wie der praktische Seemann werden diese „Beiträge“ sehr gut verwerthen können.

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Bei **E. Latendorf** in **Poesneck** ist erschienen und durch jede Buchhandlung, auch durch Posteinzahlung direkt zu beziehen:

Friedrich Förster's

Urkunden-Fälschungen

zur Geschichte des Jahres 1813
mit besonderer Rücksicht auf
Theodor Körners Leben und Dichten
von
Friedrich Latendorf.
40 S. 8°. Preis 60 Pf.

Der außer Körner auf Goethe, Schiller Blücher, Schleiermacher u. a. sich erstreckenden Beweisführung hat Zolling's Gegenwart Nr. 38 und 39 unbedingt, Geiger in der Münchner Allgemeinen Zeitung Nr. 322 in einem Hauptpunkte beigestimmt.

Meyers Conversations-Lexikon.

Neuste Auflage (1891), 16 Bände u. Supplementband. Halbfr. **Tadellos.** Nur ℳ 110.—.

Sanders, Wörterbuch der deutschen Sprache mit Ergänzungswörterbuch. 4 Bde. Halbfr. **Neu!** ℳ 60.—.

Allg. Historisches Porträtwerk. Nach Auswahl von Dr. W. v. Seidlitz, mit Text von Lier u. Tillmann. **Dichter u. Schriftsteller.** 151 Blatt Phototypien nach den besten gleichzeitigen Originalen. **Künstler u. Musiker.** 101 Blatt. **Gelehrte u. Männer der Kirche.** 100 Bl. 3 Halbkalblederbände, neu ℳ 100.—.

Klein, Geschichte des Dramas. 15 Bände. Erste Ausgabe. Schön Halbfr. ℳ 75.—.

Bestellungen gegen Postnachnahme an **C. Rudloff** in **Berlin W.**, Culmstraße 8.

Soeben erschienen: **Humoresken von Julius Stinde.** Allen Freunden des Humors empfohlen! Geheftet 3 Mark, gebunden 4 Mark. Zu beziehen durch **Gsellius**, Berlin, Mohrenstraße 52.

Neuer Roman von Theophil Zolling.

Soeben ist bei mir erschienen und nehmen alle Buchhandlungen Bestellungen an:

Coulissengeister

Roman von Theophil Zolling

2 Theile in einem Bande

Preis: Geh. M 6.—, Gebunden M. 7.—

Leipzig. **H. Haessel, Verlag.**

In **Carl Winter's Universitätsbuchhandlung** in **Heidelberg** sind soeben erschienen und zu **Festgeschenken** empfohlen:

Schiller als Philosoph. 2. neubearbeitete und vermehrte Auflage. In 2 Büchern. II. Buch: **Die akademische Zeit 1789—1796** von **Kuno Fischer,** Wirkl. Geh. Rat u. Professor der Philosophie in Heidelberg. 8°. Eleg. brosch. 3 M. 50 Pf. Beide Bücher eleg. in Lwd. geb. 7 M. 50 Pf. Bildet zugleich:

Schiller-Schriften. Zweite Reihe (Schiller als Philosoph 1. u. 2. Buch.) 8°. Eleg. brosch. 6 M., eleg. Halbleder 8 M.

Aus Natur und Wissenschaft. Wanderblätter und Skizzen. Von **Viktor Meyer,** Geh. Rat u. Prof. d. Chemie in Heidelberg. 8°. Eleg. brosch. 4 M., in Lwd. geb. 5 M.

Inhalt: Die Jungfrau. — Der blaue Strahl. — Substanz und Seele. — Ernährung und Arbeit. — Zum Gedächtnisse eines früh Geschiedenen. — Eine Erinnerung an Friedrich Wöhler. — Die Umwälzung in der Atomlehre. — Chemische Probleme der Gegenwart.

Die Gegenwart 1881—1888.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1881—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Einbanddecken zu obigen Jahrgängen oder Bänden à 1 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum XL. Bande der „Gegenwart“, sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 10. Berlin, den 5. März 1892. Band XLI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die Nothlage der Bauhandwerker. Von W. Weidner. — Moral und Religion. Von Otto Gaupp. — Zum Spionagegesetz. Von v. K. — **Literatur und Kunst:** Buloz und Richet. Von Sacher-Masoch. — Neues von Otto Ludwig. Von Robert Waldmüller. — Absichtliche Fehler in den bildenden Künsten. Von E. V. Zenker. — **Feuilleton:** Ein Vortrag aus dem Verein zur Beleuchtung vergangener Narrheiten. Von Carl Schultes dem Jüngsten. — **Aus der Hauptstadt:** Menuet. Von Apostata. — Dramatische Aufführungen: Von M. H. — Notizen. — Inserate.

Die Nothlage der Bauhandwerker.

Von W. Weidner.

Die Frage, mit der wir es hier zu thun haben, wird von Jahr zu Jahr dringender. Sie ist praktisch sehr traurig, volkswirthschaftlich äußerst lehrreich. Die jüngsten Krawalle in Berlin, Wien u. s. w. scheinen von Bauhandwerkern ausgegangen zu sein.

Da der Zinsfuß der Staatspapiere immer tiefer sinkt, ist es kein Wunder, daß das Kapital auf Mittel sinnt, sich schneller zu verdoppeln. Was die Sparkasse in 20 bis 30 Jahren leistet, das vermag ein geschickter, findiger Kapitalist in der heutigen Großstadt binnen weniger Monate. Er kauft Baustellen und behält nur die nothwendigsten Baugelder zurück. Dann verkauft er sofort weiter an einen guten Freund, den er zu seinem Strohmann ernennt, und der nichts zu haben braucht als die nützliche Eigenschaft, jederzeit den Offenbarungseid leisten zu können. Als erste Hypothek wird ein Kaufpreis eingetragen, der etwa dem Werthe der Baustelle plus dem eines Hauses dazu entspricht. Nunmehr beginnt der Strohmann zu bauen. Er scheut keine Kosten, um einen ganz modernen Prachtbau fertig zu bringen, die theuersten Firmen werden mit Aufträgen beehrt, die nobelsten Preise werden ohne Abhandeln bewilligt. Natürlich tritt der Herr Strohmann auch höchst feudal auf, und niemand fällt es ein, auf Barzahlung zu dringen. Wer solche Preise zahlen kann, der kann sich auch aus den Konkurrenten nach Belieben aussuchen. Außerdem hat man ja auch die „Sicherheit" am Hause. Kaum ist der Bau fix und fertig, da kündigt der Freund dem Strohmann, das Haus kommt unter den Hammer und der Freund hat es ganz in seiner Hand, ob ihm das Gebot hoch genug erscheint oder nicht. Im ungünstigsten Falle hält er den Platz noch fest und hat ein schönes, solides Haus ganz umsonst! Die einzige Sicherheit des Bauhandwerkers bleibt — der Strohmann. Der tritt zwar immer noch fein auf, trotz seines „Unglücks", denn sein Freund ist nobel, muß er ihm doch noch weitere Dienste leisten. Aber er hat trotzdem nichts, jedes Möbel ist wohlversiegelt durch den Gerichtsvollzieher des — Freundes. Kann man's bequemer haben?

Dieser Sache hat sich der „Deutsche Bund für Bodenbesitzreform" mit Wärme und Eifer angenommen. Er will, daß in Zukunft die Forderungen der Bauhandwerker das Vorrecht noch vor der ersten Hypothek haben sollen. Die Absicht, dadurch der Arbeit ihren Lohn zu sichern, liegt auf der Hand, und verdient gewiß die höchste Anerkennung. Eine andere Frage aber ist, ob es auf diesem Wege gelingen wird, das Ziel zu erreichen.

Professor Büsing bestreitet letzteres, indem er bezweifelt, ob denn überhaupt noch Geld für Bauzwecke zu haben sein werde. Er warnt sogar ausdrücklich, die Handwerker sollten nicht „die Henne schlachten, die ihnen die schönen Eier legt."

Darauf erwidern die Bodenbesitzreformer mit bitterer Ironie, daß die bisher gelegten Eier, die das Kapital dem Handwerk zum Genuß geliefert habe, „nicht sonderlich wohlschmeckend und verdaulich" gewesen sind. Im letzten Jahre seien 60 Prozent faule Eier darunter gewesen (d. h. 60% von den Neubauten subhastirt!!), und das Handwerk habe 43 Millionen Mark (!) dabei verloren. „Wenn diese Eier nicht gelegt wären, es wäre besser für das Handwerk gewesen. Lieber ein Ende mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende. Hört die Bauthätigkeit nur deshalb auf, weil wir nicht mehr unser Hab und Gut opfern wollen, so möge sie aufhören. Ist die Nichtbefriedigung der Handwerker die Voraussetzung der Bauthätigkeit?"

Es liegt sehr nahe, die Wahrheit hier in der Mitte zu suchen. Das ist freilich sehr bequem, aber kann darum doch richtig sein, wenn man im übrigen gute Gründe anführen kann. Die Bodenreformer versprechen sich von dem Vorrecht des Handwerks vor der ersten Hypothek großen Segen. Prof. Büsing dagegen fürchtet geradezu, daß von der Maßregel das Handwerk selbst am härtesten betroffen würde. Wir bekennen, daß wir weder die Hoffnungen noch die Befürchtungen theilen können. Eine wesentliche Besserung wird schwerlich eintreten, eine Verschlimmerung aber auch nicht, — in letzter Beziehung hat man beinahe den Trost, das es schlimmer nicht werden kann, worauf die Bodenreformer mit vielem Erfolg hinweisen.

Aehnliches gilt übrigens von der ganzen Idee der Bodenreform. Die Uebel von heute werden nur in anderer Form auftreten, aber nicht weniger drückend sein. Doch würde uns die weitere Verfolgung dieser verwickelten Frage hier viel zu weit führen.

Man könnte fragen, warum denn nicht heute schon ein Bauhandwerker jede größere Forderung vor der ersten Hypothek eintragen läßt. Niemand verwehrt ihm das. Er kann diese Bedingung stellen, und er hat daran sogar ein sehr schönes Erkennungsmittel, ob sein Kunde „faul" ist und ihm faule Eier legen will. Ist nämlich alles in guter Ordnung, so wird der Hypothekengläubiger nichts dagegen einzuwenden haben. Wird doch seine Hypothek durch einen soliden Hausbau trotz jenes Vorrechtes immer noch eher sicherer als unsicherer! Wollen aber die Herrschaften nicht, so — haben sie sich selbst

Digitized by Google

ihr Urtheil deutlicher gesprochen als es der schneidigste Staatsanwalt beantragen könnte. Sie sind eben „faule Kunden".

Jeder Bauhandwerker wird über diese Darstellung lachen, und ganz mit Recht. Denn das war nur so eine schöne Theorie nach den Gesetzen der Vernunft, in der Praxis aber regiert weniger die Vernunft als die Konkurrenz, und jeder Handwerksmeister hat daher bei jedem Auftrag nichts weiter zu thun, als sich geehrt zu fühlen, ihn schleunigst auszuführen und zu warten, ob man ihn bezahlt, sonst —

Es handelt sich also weniger um ein neues Recht, als um eine neue Regelung dessen, was heute im freien Belieben steht. Man fordert auch ausdrücklich, daß es in Zukunft keinem Handwerker freistehen solle, auf die Rechtswohlthat des Vorrechtes zu verzichten! Denn man weiß wohl, daß sonst eben nur noch Kontrakte abgeschlossen werden würden unter feierlicher Verzichtleistung auf das gesetzliche Vorrecht. Trotz aller dieser scheinbar so vorsichtigen Formulirungen hat man doch nichts weiter als — eine schöne Theorie, die nicht schöner ist als die oben von mir hingestellte, die ich selbst als völlig haltlos bezeichnet habe. Denn hier wie dort ist vergessen, die Konkurrenz in die Rechnung zu ziehen. Es ist nämlich kinderleicht, allen solchen Gesetzen ein Schnippchen zu schlagen und sie kunstgerecht zu „umgehen". Z. B. kann der Handwerker (durch die Konkurrenz gezwungen) dem Strohmann eine Quittung ausstellen mit der feierlichen Versicherung, alles bezahlt erhalten zu haben. Dafür empfängt der Handwerker irgend eine andere Art von Schuldschein. Es wäre eine müssige Spielerei, solchen „Schiebungen" weiter nachzusinnen, die sich in der Praxis dutzendweise einzustellen pflegen.

Des Pudels Kern ist und bleibt immer derselbe, mag man auch das Ding drehen und wenden, wie man will. Das Handwerk ist in einer schlimmen, traurigen Lage (wie mancher andere Stand auch!). Man versteht die Frage erst dann gründlich, wenn man sie als ein Symptom des Uebels erkennt, woran das große Ganze krankt. Der Mittelstand wird aufgerieben, da er wirthschaftlich nicht widerstandsfähig ist gegen das Großkapital. Dieses ist in der Lage, die Bedingungen vorzuschreiben, und im Kampf ums Dasein den Frieden zu diktiren. Der Proletarier hat es eigentlich noch besser wie der Mittelstand, da er nichts mehr zu verlieren hat, folglich für niemand mehr „auf Pump" arbeiten kann. So lebt er von der Hand in den Mund. Das Kleinkapital wird gezwungen, vom Sparkassenbuch auf eine siebente Hypothek überzuspringen, und hier ist seine letzte Station, bevor es nach Nirwana pilgert. So „arrondirt" sich der Großgrundbesitz, und so rundet sich das Großkapital immer mehr nach oben hin ab, wir leben in einer großartigen Zeit. Es ist nicht ganz undenkbar, daß das Großkapital, wenn das Vorrecht des Handwerks Gesetz wird und der Staatsanwalt zu streng und „findig" vorgeht, streikt und sich grollend zurückzieht, alle weiteren Neubauten einstellt. Das Großkapital hat ja Zeit und kann warten, bis Staatsanwalt und Gesetzgeber mürbe und zahm geworden sind. Die alten Preußenkönige sind nicht mehr, die da kurz sagten: Kerl hat Geld, er muß bauen! So kann die Drohung wahr werden: „wenn ihr keine faulen Eier essen wollt, so lege ich (Kapital) euch gar keine Eier mehr" (um im obigen appetitlichen Bilde zu bleiben).

Wenn man die bodenreformerischen Pläne entschieden für werthlos erklärt, so ist man dadurch noch nicht ohne Weiteres verpflichtet, bessere zu wissen. Hart wäre es freilich, wenn man für die Handwerker nichts anderes übrig hätte als den freundlichen Rath, zu Grunde zu gehen oder auszusterben. Am besten wäre es natürlich, wenn die Handwerker sich selbst helfen würden. Dies könnte geschehen durch feste Vereinigungen, die sich gegenseitig Schutz gewähren gegen Verluste durch unbezahlte Lieferungen. Auch könnten sich solche weit besser gegen Geschäftsverbindungen mit faulen Kunden wehren, als dies ein alleinstehender Handwerker vermag. Im Nothfall müßte die Waffe des Streiks gegen die „Bauherren" gebraucht werden. Eine sichere Gewähr des Erfolges liegt aber in allen diesen Schutzmitteln noch nicht. Die Vereinigungen der Arbeiter und ihre gemeinsamen Schritte haben ein Beispiel geliefert, das nicht besonders zur Nachahmung ermuntern kann.

So bleibt denn noch die Staatshilfe. Die Auskunft über die Grundbücher kann möglichst erleichtert werden. Bei Baustellen, die offenbar schon überlastet sind mit Hypotheken, kann in eindringlichster Weise gewarnt werden, aber rechtzeitig, nicht erst, wenn es zu spät ist. Was haben die Leute davon, wenn einer wegen betrügerischen Bankerotts auf einige Jahre ins Gefängniß muß? Es wäre ihnen viel lieber, wenn sie rechtzeitig vor dem Betrüger gewarnt wären! Und auch für diesen sind die 100,000 Mark, die ihm entgangen sind durch eine rechtzeitige Warnung, eine viel schlimmere Strafe als die paar Jahre Gefängniß.

Die weiteren Hilfsmittel würden über den Rahmen dieser Untersuchung hinausgehen. Das wahnsinnige Konkurrenzrennen des Mittelstandes um die Gunst des Großkapitals muß gemildert werden, indem man die schlimmste Sorge des Familienvaters, daß er völlig arbeitlos und brodlos wird, beseitigt, und indem man andererseits den großkapitalistischen Uebermuth durch Kapitalsteuern (nicht Kapitalrentensteuern) dämpft. Denn ein Millionär ist eben auch so zu sagen ein Mensch. Hat er seine Million, so will er auch etwas davon haben. Er will sie nicht in die Sparkasse tragen, das kann ja jeder Lump mit seinem Hundertmarkschein auch. Es muß etwas besonderes sein, und was es ist, das sieht man heute überall, eine kleine Probe davon ist der Bauschwindel.

Moral und Religion.

Von Otto Gaupp.

Der Herr Reichskanzler Graf Caprivi hat am 29. Januar im preußischen Abgeordnetenhause behauptet, im letzten Grunde handle es sich bei dem Kampf um die Schule um den Gegensatz von Atheismus und Christenthum. Er hat mit dieser Aeußerung großen Unwillen erregt, und ich gebe zu, die Ausdrücke sind schlecht gewählt; richtig aber ist der Kern seiner Behauptung, daß der Kampf ein Kampf zweier feindlicher, unversöhnlicher Weltanschauungen ist, die wir nur lieber statt christlich und atheistisch präciser als die theologische und die wissenschaftliche bezeichnen. Die moderne Wissenschaft ist keineswegs atheistisch; denn Atheismus bezeichnet bereits eine Theorie in einer Frage, deren Lösung uns absolut versagt ist; eher könnten wir sie agnostisch oder positivistisch nennen. Die Analyse unseres Erkenntnißvermögens und eine kritische Geschichte der Philosophie haben die moderne Wissenschaft ein für allemal darüber belehrt, daß die einzige Quelle der Erkenntniß die Erfahrung ist, und daß, wo die Beobachtung von Thatsachen nicht länger möglich ist, auch wirkliches Wissen aufhört. Damit sind alle Untersuchungen über Anfangs- und Endursachen, alle Fragen nach dem Wesen der Dinge, nach dem absoluten Kern des Seins als unlösbar erkannt, wir sind beschränkt auf die Welt der Erscheinungen. Diese sehen wir unveränderlichen Gesetzen des Zusammenseins und der Aufeinanderfolge unterworfen; diese zu bestimmen und auf möglichst wenige zurückzuführen und damit die Grundlage zur Beherrschung der Natur zu gewinnen, das ist alles, was die Wissenschaft kann und will. Die praktische Folge dieser theoretischen Einsicht ist ein Verzichten auf eitle Träumereien, ein sich Bescheiden des Geistes auf das, was wirklich in seinen Kräften liegt. Wir lassen das „Unerforschliche", das „Unerkennbare", das „Ding an sich" oder wie man es sonst nennen mag, zufrieden, und widmen unser ganzes Interesse und unsere ganze Liebe der Erde, auf der wir wandeln, und den Menschen, die mit uns auf ihr kämpfen, leiden und siegen. Das Wesentliche an jedem Menschen ist hinfort sein Verhältniß zur Menschheit, und nicht länger das zu jenem großen X, das dem Spiel der Erscheinungen zu Grunde liegen mag.

Anders der theologische Geist; er kennt diese Resignation nicht; für ihn gibt es kein Unerkennbares, für ihn keine un-

Digitized by Google

barmherzigen, unwandelbaren Naturgesetze. Seine Philosophie macht nicht der Kopf, sondern das egoistische Herz, das es nicht fassen will, daß auch der Mensch ein Stück Natur ist, daß auch sein Werden, Sein und Vergehen natürlichen Gesetzen unterliegt, die zugleich nur allzu oft unerbittliche Schranken seiner Wünsche sind. Nein, tausend Mal nein, schreit dieses Herz, der Mensch ist nicht bloß das erste der Thiere, das sich diesen Platz nach langem Kampf errungen hat, er ist nicht ein bloßer Theil der Natur, sondern er ist Zweck, Sinn und Mittelpunkt der Welt; um ihn dreht sich Alles und um ihn hat sich Alles zu drehen. Auch die Naturgesetze sind gegen ihn machtlos; denn über ihnen steht der, der sie gegeben, der Schöpfer und immerwährende Leiter der Welt. Er ist aber zugleich der Vater der Menschen, ja er ist um ihretwegen da, ihr Wohl und Wehe ist seine Hauptsorge. Mit seiner Hülfe, die durch Gebet und frommen Dienst gewonnen wird, triumphirt das menschliche Herz über alle Schranken der Natur. — An diese Anschauung vom Ursprung und Wesen der Welt knüpft die theologische Weltanschauung nun auch die Moral an. Dem obersten Wesen, das derselben Empfindungen fähig ist, wie der Mensch, das liebt und haßt, das sich freut und zürnt, hat es gefallen, gewisse Gebote zu erlassen, die der Mensch zu befolgen hat. Das Handeln ist gut, wenn es ihnen entspricht, böse, wenn es ihnen zuwider läuft. Und der Mensch nehme sich wohl in acht, daß er sich keines Verstoßes gegen sie zu Schulden kommen lasse; denn Gott ist ein eifriger Gott, er ist allwissend und allmächtig, kein Sünder kann seinem Zorne entgehen. —

Ohne Zweifel bilden solche Anschauungen für einen Menschen, der nicht nur zu glauben glaubt, sondern dem sie in Fleisch und Blut übergegangen sind, eine mächtige Anregung zum Guten, einen starken Schutz gegen alle böse Versuchungen. Wobei aber nicht zu vergessen ist, daß ein solcher Mensch, der aus Furcht vor Strafe und aus Hoffnung auf Belohnung recht handelt, von einem höheren Standpunkte aus betrachtet moralisch recht tief stehen kann. Insbesondere in dieser ihrer Eigenschaft als Stimulans zu einem Leben nach dem Gesetz war die theologische Weltanschauung den Mächtigen auf Erden immer lieb und werth. Sie galt von jeher als ein fester Zügel für die misera plebs, die ohne ihn nicht zu bändigen ist, als ein tonisches Mittel ersten Ranges gegenüber der wilden Begehrlichkeit der Masse, gegenüber ihren unsinnigen Einfällen, am reichen Mahl des Lebens mittafeln zu wollen. Dieses Motiv hörte man im Abgeordnetenhaus wiederholt anklingen. Aber schade! man darf nicht vergessen, daß die Grundvoraussetzung für diese moralstärkende Wirkung der Religion wahrer, lebendiger Glaube ist. Dieser aber läßt sich nicht erzwingen, und ebensowenig läßt sich die Wissenschaft und das freie Denken, das mit den uralten Mythen aufräumt, aufhalten oder zur Umkehr zwingen. In diesen Dingen gibt es nur ein Vorwärts, kein Zurück! Ein Conservativer meinte, es ist doch nicht Jeder, der positiv gläubig ist, ein Dummkopf. Nichts läge mir ferner, als diese Behauptung; wohl aber kann man getrost sagen, wenn ein solcher Mann nicht aus Politik und aus einer Politik, deren Motive die besten sein können, sich zu strenger Kirchlichkeit bekennt, wenn er wirklich orthodox gläubig ist, so ist er eben ein wissenschaftlich ungebildeter Mann, der sich nicht besser unterrichten konnte oder wollte. Hat er aber die Möglichkeit gehabt zu hören, was die Wissenschaft zu sagen hat, und bleibt doch auf seinem alten Standpunkte, so wird man ihn zum Mindesten nicht gerade für einen hervorragend feinen Kopf halten, ja man wird ihn von einer gewissen geistigen Schwäche nicht ganz freisprechen können. Nichts Anderes ist möglich bei dem erdrückenden Beweismaterial, das gegen die alte Weltanschauung auf der einen Seite von den Naturwissenschaften, auf der anderen von der vergleichenden Religions- und der Geschichtswissenschaft vorgebracht wird.

Aber, wird uns immer, und so auch in der neuesten Schuldebatte entgegengehalten, eure Weltanschauung ist nicht im Stande, die Grundlage für eine Moral abzugeben. Fällt die Religion, so reißt sie in ihrem Sturze die Moral mit. Gut und Schlecht hat seinen Ursprung in dem Willen eines unverantwortlichen Wesens. Ist die Religion, die dieses Wesen zu verehren lehrt, eine Täuschung, so ist auch jedes „Du sollst" und „Du sollst nicht" ferner ohne Sinn und ohne Bedeutung.

Ich wunderte mich, daß diese Behauptung eigentlich unwidersprochen durchging. Und doch hat ein Philosoph, ein Denker nach dem anderen mit immer neuen und immer schlagenderen Gründen nachgewiesen, daß die Moral von der Religion unabhängig ist, daß die Gesetze für ein gutes und werthvolles Leben ihre Begründung unendlich tiefer als in dem Willen irgend eines Wesens, in der innersten Natur des Menschen selbst haben. Wenn schon die Erfahrung des Alltagslebens uns lehren kann, daß dies so ist, so kann uns die Wissenschaft zeigen, warum dies so ist. Sie kann den Beweis für die Autonomie der Moral indirect führen, indem sie zeigt, wie gewisse moralische Grundsätze vor aller Religion bestanden und befolgt wurden, und wie die religiöse Sanction erst allmählich hinzukam, sie kann zeigen, wie Perioden höchster Gläubigkeit durchaus nicht mit denen höchster moralischer Entwickelung zusammenfallen, und was dieser indirecten Beweise mehr sind. Sie kann den Beweis aber auch direct führen, vermittelst einer Analyse der menschlichen Natur und einer Betrachtung und Zergliederung der Bedingungen für die Möglichkeit gesellschaftlichen und sozialen Lebens. Die einzige Grundvoraussetzung, die sie dabei macht, ist die, daß das Gesetz der Causalität auch für die Welt menschlichen Handelns und Fühlens gilt. Dies zugestanden kann die Wissenschaft zeigen, daß gewisse Handlungen gut oder schlecht sind, durchaus nicht deshalb, weil sie dem Willen einer höheren Autorität entsprechen oder widerstreiten, sondern weil sie die innere Tendenz haben, das Glück und Wohlbefinden des Handelnden selbst und seiner Mitmenschen zu fördern oder zu schädigen. Dieser Standpunkt erlaubt auch zu erklären, warum wir gewisse Gebote und Verbote zu allen Zeiten und bei allen Völkern finden — sie sind solche, deren Aufrechterhaltung eine Grundbedingung für jedes menschliche Zusammenleben überhaupt bildet, — und warum wieder andere nur von relativer und vergänglicher Bedeutung sind, — es sind solche, welche nur für bestimmte Formen des Zusammenlebens nothwendig sind. Ich könnte zu Gunsten dieser natürlichen Moral unzählige Namen von gutem Klang citiren. Ich beschränke mich darauf zu zeigen, wie das Problem sich dem ersten lebenden Philosophen, Herbert Spencer, darstellt. Für ihn lag der erste Antrieb, sein umfassendes philosophisches Werk, das in einer evolutionistischen Ethik gipfelt, zu unternehmen, gerade in dem Bestreben, für die Moral eine solide wissenschaftliche Grundlage zu finden. Er skizzirt sie in einem Brief an John Stuart Mill wie folgt: Die Ethik — die Wissenschaft vom rechten Handeln — findet ihre Aufgabe darin, zu bestimmen, wie und warum gewisse Weisen des Handelns verderblich und gewisse andere wohlthätig sind. Diese guten und schlechten Resultate können nicht zufällige sein, sondern sie müssen nothwendig aus der Constitution der Dinge selbst folgen und ich sehe die Aufgabe der Moralwissenschaft darin, aus den Gesetzen des Lebens und den Bedingungen der Existenz zu deduciren, welche Arten des Handelns nothwendigerweise die Tendenz haben, Glück hervorzubringen, und welche Unglück. Hat sie dies gethan, so sind ihre Deductionen als Gesetze des Handelns anzuerkennen, und es ist ihnen Folge zu leisten ohne Rücksicht auf die directe Abschätzung von Glück und Elend." Aber wir brauchen nicht nach England zu gehen, um eine Ethik zu finden, die unabhängig von jeder theologischen Begründung aus der Betrachtung des Menschen, seiner Natur und seiner Geschichte herausgewachsen ist. Ich habe hier ein Buch vor mir, das die Frage, ob eine Moral unabhängig von Religion möglich ist, durch die That löst, und zwar in schönstem und klarstem Deutsch, mit überzeugendsten und schärfsten Gründen und in einem Ton, der aus dem Herzen kommend zum Herzen spricht. Ich meine Prof. Paulsen's System der Ethik. Sein Grundgedanke ist der, daß Moralgesetze Naturgesetze sind, und erkannt werden wie Naturgesetze. Er sagt von den Moralgesetzen: „wir haben es hier nicht mit grundlosen Imperativen einer praktischen Vernunft, noch mit willkürlichen Geboten eines irdischen oder über-

Digitized by Google

irdischen Gesetzgebers, sondern mit Naturgesetzen des menschlichen Wesens zu thun, in denen das normale, d. h. das die gesunde Lebensentfaltung bedingende Verhalten zu den verschiedenen Lebensaufgaben, sofern dasselbe vom Willen abhängig ist, ausgedrückt wird."

Und trotz alledem wird uns erzählt, eine natürliche Moral ist unmöglich. Punctum! Man muß eben eine solche Behauptung der notorischen Unwissenheit der Politiker in diesen Dingen zu Gute halten. — Doch wie? Der Politiker könnte uns zugeben, allerdings ist eine solche Moral theoretisch möglich, aber für praktische Zwecke, insbesondere zum Zwecke der Erziehung, ist sie völlig unbrauchbar. Für die Schule gilt jedenfalls die vollständige Abhängigkeit der Moral von der Religion, Nur wenn wir der Jugend hinter jedem Gebot und Verbot das Gespenst eines Wesens, das straft und belohnt, zeigen können, dürfen wir uns einen dauernden Eindruck auf sie versprechen. Abgesehen davon, daß diese Ansicht eine sehr pessimistische Auffassung von der menschlichen Natur verräth, ist sie auch falsch. Sie vergißt, daß, auch wie die Dinge heute liegen, die göttliche Sanction der Moral nur eine Sanction neben anderen ist. Auch wenn sie wegfiele, spräche für die moralischen Gebote eine Stimme im Innern, die den eigentlichen Grundwillen des Menschen gegenüber den flüchtigen Begierden des Augenblicks darstellt, auch dann bliebe doch die Sanction des Staates und der Gesellschaft bestehen. Nach wie vor hörte die heranwachsende Jugend unaufhörlich mit bestimmten Handlungen bestimmte Werturtheile verbunden; und es bildeten sich so in ihr mächtige, unzerstörbare Ideenassociationen. Dazu käme dann als reicher Ersatz für das theologische Element ein auf wissenschaftlicher Grundlage gegebener Moralunterricht, welcher der Jugend das Warum dieser Werthurtheile, ihren tieferen Sinn und ihre innere Berechtigung erläuterte, ein Moralunterricht, der, mit Paulsen zu reden, zeigte, „wie gewisse Verhaltungsweisen, welche längst instinktiv geübt werden, der Natur und den Lebensbedingungen des Menschen angemessen, und darum wohlthätig und förderlich sind." Sollte es z. B. unmöglich sein, dem Kinde einen heilsamen Abscheu gegen das Lügen beizubringen dadurch, daß man ihm zeigt, „wie das Lügen für den, der lügt, und für den, der belogen wird, ja darüber hinaus für die ganze Gemeinschaft, die durch Rede verbunden ist, seiner Natur nach verderblich wirkt, indem es das Vertrauen zerfrißt und damit die Grundlage der Lebensgemeinschaft untergräbt, ohne welche doch menschliches Leben im vollen Sinne nicht möglich ist?"

Ich will zum Schlusse nur noch eines andeuten. Grundvoraussetzung der theologischen Moral ist, wie wir sahen, lebendiger Glaube. Dieser Glaube aber kann verloren gehen, und er geht nothwendig immer mehr verloren, je mehr die Ergebnisse naturwissenschaftlichen und historisch anthropologischen Forschens zu weiteren Kreisen durchsickern. Ist es also pädagogisch richtig, die sittlichen Gebote an ein so unsicheres Element festzubinden und damit die Gefahr heraufzubeschwören, daß mit dem Abwerfen des alten Glaubens auch die Gebote der Moral für Vorurtheile angesehen werden, deren man sich möglichst schnell zu entledigen hat? Diese Gefahr kann nur beseitigt werden dadurch, daß man die Einsicht in den selbständigen Werth der ethischen Vorschriften möglichst stärkt und verbreitet. Was noth thut, ist nicht ein Zurückschrauben des Volks auf den alten Kinderstandpunkt, sondern eine mit den Prinzipien der Wissenschaft in Uebereinstimmung stehende Belehrung desselben. Ein französischer Denker sagte einmal: „Unterrichtet Euch selbst und unterrichtet Andere — In diesem Satze liegt die ganze Moral." Hat der Mann unrecht?

Zum Spionagegesetz.

Gegenüber der in fast allen großen Militärstaaten eingetretenen Verschärfung der Gesetzgebung gegen das Spionagewesen, konnte auch das deutsche Reich von einer ähnlichen Verschärfung, wie dieselbe das eingebrachte Gesetz enthält, um so weniger Abstand nehmen, als gerade Deutschland als die erste Militärmacht Europas, sowie der bestehende Antagonismus Frankreichs und Rußlands zu derselben, besondere Veranlassung zur Ausführung und Aneignung seiner militärischen Geheimnisse für das Ausland boten.

Ganz besonders aber durfte ein derartiges Vorgehen in Anbetracht des Umstandes geboten erscheinen, daß Deutschland in der neuerworbenen Provinz Elsaß-Lothringen eine Bevölkerung mit Elementen besitzt, welche ihrer immer noch vorhandenen Hinneigung zu Frankreich halber für die Mittheilung militärisch wichtiger Gegenstände an französische Agenten disponirt, und deren Machinationen bis heute zugänglich gewesen sind, wie mannichfache in den Reichslanden vorgekommene Vorgänge bewiesen. Die Thatsache, daß fast alle großen Militärstaaten eine immer umfassendere, mehr oder weniger amtliche Spionage für das Gebiet der sie interessirenden fremden Länder organisirt haben, mußte in ihrer logischen Consequenz zur Ergreifung ausreichender Maßregeln zum Schutze gegen die Spionage führen. Im Prinzip ist daher die Verschärfung der vorhandenen gesetzlichen Vorschriften gegen die Spionage nur zu billigen; allein es erscheint angezeigt, gegen zu weit gehende einzelne Bestimmungen derselben, in so fern dieselben in über das Ziel weit hinaustreffender Weise die Angehörigen des eigenen Staates wegen an und für sich, wie auch in ihrer Tragweite, harmloser Handlungen, mit der Berührung mit dem Gefängniß bedrohen, Protest zu erheben.

Besonders gilt das von der Bestimmung hinsichtlich der nicht vorsätzlichen Verbreitung von Nachrichten, welche militärische Geheimnisse enthalten, d. h. von solchen, von denen der Mittheilende nicht weiß, daß dieselben den Charakter des militärischen Geheimnisses besitzen.

Wenn die Begründung des Gesetzentwurfes schwere Bestrafung auf die Verbreitung jeder Art militärischer Geheimnisse ausgedehnt wissen will, und ausdrücklich jede rechtswidrige Mittheilung derartiger Gegenstände an einen Anderen unter „Verrath" rubricirt, so befinden sich in Folge dieser drakonischen Bestimmung die Mittheiler oder Veröffentlicher von militärischen Nachrichten, deren Gegenstand manchmal bereits offen vor aller Augen liegt, auch wenn die Sekretirung derselben für die Sicherheit des deutschen Reiches nicht erforderlich ist, mit schwerer Freiheits- und Geldstrafe bedroht; ein derartiges Vorgehen involvirt jedoch die Etablirung eines Rechtszustandes und eines Strafverfahrens, welche mit dem alten Rechtsgrundsatz, daß die Strafe zu der Größe des Vergehens im Verhältniß stehen soll, im schärfsten Widerspruch steht.

Mit vollem Recht bemerkt daher die „Nationalzeitung," daß nach dem vorgeschlagenen Gesetz der Verbreiter jeder geringfügigen militärischen Nachricht, wie beispielsweise von der Einführung einer neuen Feldflasche von Aluminium oder eines neuen Lampenmodells, bevor dieselbe amtlich publizirt ist, für dieses geringfügige, die Sicherheit des deutschen Reiches in keiner Weise beeinträchtigende Vergehen, schwerer Haft oder Geldstrafe unterliegen würde und daß ein derartiges hartes Strafsystem sehr der Prüfung bedürfe. So sehr der Staat einerseits bestrebt sein muß, sich durch die Androhung von Zuchthausstrafe möglichste Sicherheit gegen die Preisgebung in der That wichtiger sekreter Mittheilungen und Schriftstücke, wie Mobilmachungsvorschriften, Festungspläne ꝛc. zu schaffen, so erscheint es jedoch andererseits im Interesse seiner Angehörigen dringend geboten, daß nicht jede unbedeutende, wenn auch rechtswidrige Mittheilung militärischer Art, als „Verrath" ausgelegt und ihre Verbreiter mit Gefängniß- oder hohen Geldstrafen bedroht werden. Bekanntlich sind gerade besonders drakonische gesetzliche Vorschriften in der Regel nicht von dem gewünschten Erfolg begleitet, und liegt es nicht in den Verhältnissen, Wünschen und Anschauungen unserer Zeit, welche die Kinderschuhe ausgetreten hat, den Staat immer mehr zum Polizeistaat sich entwickeln zu sehen.

Wenn bei dem Auftreten in dieses Gebiet fallender Strafprozesse sich das Reichsgericht in Leipzig bisher damit half,

Digitized by Google

daß es zur Beurtheilung des Charakters der betreffenden Vergehen, und speziell ob dieselben in den Bereich der die Sicherheit des Reiches gefährdenden Handlungen fielen, einen allerdings vereideten militärischen Sachverständigen hinzuzog, so heißt dies in einem gewissen Sinne, eine mit dem Kläger, der Militärbehörde, solidarisch verbundene Persönlichkeit, d. h. fast soviel, wie den Kläger selbst zum Richter machen. Es sollte in diesen Fällen unbedingt auch ein qualifizirter bürgerlicher Beirath unseres Erachtens nach gehört werden. Sobald, meinen wir ferner, Jemand in der Lage ist, nachzuweisen, daß eine von ihm verbreitete oder mitgetheilte sekrete Nachricht, ihm ihrer Eigenschaft als geheime nach, nicht bekannt war, muß er hinsichtlich derselben auch straffrei bleiben, da sonst Niemand bis auf den geringsten Zeitungsreporter und Correspondenten herab, der — ein unentbehrliches Organ der Tagespresse —, mit dem mühsam erworbenen „penny a liner" sein Dasein fristet, zu deutsch gesagt, seines Lebens mehr sicher ist, und die Preßprozesse, wie in den Zeiten bürgerlicher Unruhen, wie Pilze aus der Erde schießen würden.

Der Kappzaum, welchen mit dem Theil der in dieser Hinsicht vorgeschlagenen gesetzlichen Bestimmungen der Reichskanzler den Correspondenten der Tagespresse anzulegen zu beabsichtigen scheint, hat jedoch, ganz abgesehen von der unmotivirten Beeinträchtigung des Rechtes der Einzelnen, noch den Nachtheil, daß der einheimischen Industrie, welche an der freien Mitwirkung an militärischen Ereignissen für den Staat rechtzeitig Theil zu nehmen in der Lage sein muß, damit das beste Orientirungsmittel über die gerade vorliegenden Bedürfnisse des Staates verloren geht. Es bedarf in dieser Hinsicht keiner besonderen Beweisführung, daß das, was die Militärbehörden und militärischen Etablissements produziren, nicht unter allen Umständen das einzig Richtige und technisch zweckmäßigste ist. Beweist doch die Thatsache, daß neuerdings für den Entwurf von Schiffsconstruktionen nicht nur die Dezernate im Marineministerium, sondern auch die Privatindustriellen in Anspruch genommen werden sollen, daß man sich dem Appell an die Gesammtintelligenz und Arbeitskraft des Landes auf diesem Gebiete ferner nicht zu verschließen gewillt ist. Erfährt jedoch die Privatindustrie nicht rechtzeitig, daß der Staat dieses oder jenes Modell eines neuen Heeresgeräthes, Ausrüstungsstückes oder selbst einer Waffe (wir erinnern an die ausgedehnte Privat-Waffen- und Pulverfabrikation Deutschlands) herzustellen beabsichtigt, so vermag sie sich auch nicht rechtzeitig mit der Herstellung eines derartigen, vielleicht in seiner Gesammtheit oder doch einzelnen Theilen praktischeren und billigeren Gegenstandes, wie derjenige, welchen die Militärverwaltung produzirt (wir verweisen auf Mauser, Dreyse und Krupp) zu beschäftigen, und es gehen dem Staate derart sehr in Betracht kommende Vortheile verloren.

Die Geheimnißkrämerei auf militärischem Gebiete erscheint heute überhaupt, sobald es sich nicht um Mobilmachungs-Operationspläne, den strategischen Aufmarsch, Eisenbahnfahrtdispositionen, Festungs- und Schiffsbaupläne, und derartiges in der That wichtiges Material handelt, um so weniger angebracht, als sie bei so vielen Mitwissern kleiner, unbedeutender sekreter Vorgänge wie dieselbe durch die Herstellung der Bedürfnisse eines Friedensheeres von gegen 500,000 Mann und eines Kriegsheeres von mehreren Millionen bedingt sind, für die Einzelheiten mehr oder weniger illusorisch ist. Man unterbinde daher nicht widerrechtlich und nachtheilig in dieser Richtung das auch in der Tagespresse repräsentirte, pulsirende, militärische und industrielle Leben der Nation und erinnere sich, wenn, wie es allen Anschein hat, die betreffenden die Verbreitung geringfügiger militärischen Nachrichten hemmenden Bestimmungen gegen die Mittheilungen der Tagespresse gerichtet sind, daß unser Moltke, wie er selbst in seinen Memoiren angibt, seiner Zeit für die Zeitungen geschrieben hat, also ein „Zeitungsschreiber" gewesen ist.

Allem Ermessen nach würden der Reichskanzler und die Militärverwaltung im Gegentheil zum Beispiel bei der beabsichtigten Einführung neuer Heeresausrüstungs- und Heergeräthgegenstände und Waffen in vielen Fällen besser thun, vorher an die Discussion der Sachverständigen in der Tagespresse zu appelliren, und dort, wenn auch nicht immer normale Vorschläge, so doch zahlreiche gute Ideen zu Tage fördern, welche der Staat alsdann zu verwerthen vermöchte. In dieser Richtung aber wollen wir im Geiste Stein's auf die Inanspruchnahme der Gesammtkräfte und Intelligenz des Landes, im Gegensatz zu den Anschauungen starrer militärbureaukratischer Methodik hinweisen und hervorheben, daß man beispielsweise zu Zeiten einer bis auf wenige erlassenen Bestimmungen gegen Landes- und Hochverrath ꝛc. freien Presse, der in derselben gegebenen Anregung eines Ploennies und Schumann, welchen die Nachrichten und Mittheilungen über die intimsten Details deutscher Waffen- und Befestigungsconstructionen nicht fehlte, die Annahme des heute bei allen Militärmächten zur Einführung gelangten kleinkalibrigen Gewehres und der Panzerthurmconstructionen verdankte. Zum Schluß aber erinnern wir in dieser Hinsicht an das vor einem Jahrhundert ausgesprochene friedericianische Wort: „Man soll Gazetten nicht gêniren." v. K.

Literatur und Kunst.

Buloz und Richet.

Nach persönlichen Eindrücken von Sacher-Masoch.

In den letzten Tagen sind die Namen des Herausgebers der „Revue des deux mondes" und seines Schwiegervaters, des berühmten Arztes, viel in der Tagespresse genannt worden, so daß es vielleicht nicht uninteressant sein wird, wenn ich einige persönliche Erinnerungen der Oeffentlichkeit übergebe, welche sich auf diese Beiden beziehen.

Ich kam zuerst in Berührung mit der Revue, als im October 1871 mein „Don Juan von Kolomea" in derselben erschien. Es war für mich, den jungen Schriftsteller, welcher kaum in Deutschland etwas bekannt geworden war, eine angenehme Ueberraschung und eine seltene Ehre. Die nächste Folge war ein Briefwechsel, welcher zu einer ständigen Mitarbeiterschaft führte. In dieser Zeit rein brieflichen und literarischen Verkehrs war mir vor Allem merkwürdig, daß die Herausgeber eines so bedeutenden Organs, eines Weltblattes im vollsten Sinne des Wortes, Zeit fanden, mit ihren Mitarbeitern persönlich zu correspondiren und alle auftauchenden Fragen zu erledigen. Wie aufmerksam Buloz' Vater und Sohn sich gegen die Autoren zeigten, welche an diesem schönen Unternehmen betheiligt waren, mag unter Anderen beweisen, daß Buloz' Vater es für nothwendig fand, die Briefe selbst nicht bloß zu unterfertigen, sondern mit seiner Hand zu schreiben. Und da seine Handschrift in der letzten Zeit ziemlich schwer leserlich war, fügte Buloz' Sohn, der heutige Herausgeber der Revue eine von ihm selbst geschriebene Copie dieses Briefes hinzu, um mir das Verständniß zu erleichtern. So stellten sich die beiden Buloz schon aus der Ferne als sehr liebenswürdige Verleger und Redakteure dar, und ihre Briefe strömten eine Wärme echt literarischen Interesses aus, welche den Autor und Mitarbeiter mehr und mehr gefangen nahm, und nicht nur seine Fähigkeiten, sondern auch sein Herz für die Revue und ihre Bestrebungen gewann.

Erst im Jahre 1887 trat ich zuerst in persönliche Beziehungen zu der „Revue des deux mondes" und ihrem Herausgeber. Es war jetzt Charles Buloz' Sohn, denn der Vater war bereits seit einiger Zeit todt. Ich war wieder vor Allem darüber erstaunt, wie leicht man in dem Palais der „Revue des deux mondes" Zutritt erhält, wie wenig Umstände in jeder Beziehung gemacht werden. Ich kam ohne jede Anmeldung zu Radau, dem Sekretär der „Revue des deux mondes", welcher als Naturforscher vorzüglich deutsch versteht, sowie russisch und die meisterhafte Uebersetzung meiner ersten Novellen geliefert hatte. Dann

Digitized by Google

wurde ich sofort Herrn Charles Buloz gemeldet und gleich empfangen.

Charles Buloz ist ein Mann von mittlerer Größe, schlank, nervig, mit einem feinen, zugleich klugen und energischen Gesicht, blondem Haar und hellen Augen. Wie er vor seinem Schreibtisch da saß, die kleine Thonpfeife im Munde, das eine Bein heraufgezogen, war er der vollkommene Typus eines intelligenten ritterlichen Offiziers, und er sprach auch mit Vorliebe und lebhaft von seinen militärischen Erfahrungen während der Belagerung von Paris und dem Communen-Aufstand. Mit besonderer Genugthuung erzählte mir Charles Buloz unter Anderem, wie es ihm gelungen war, schon während die Revolution im vollen Zuge war, einige tausend von deutscher Seite entlassene Soldaten glücklich aus Paris mitten durch die von Bewaffneten erfüllten Straßen nach Versailles zu führen und so für die Sache der Ordnung zu retten. Und dann, wie er unter dem heftigen Feuer der Communards vom anderen Ufer der Seine aus mit Pompiers- und National-Garden den brennenden Rechnungshof vergeblich zu retten versuchte.

Das Gespräch hatte sofort einen vertraulichen Charakter angenommen, und mir war dabei so gemüthlich zu Muthe, wie vordem in irgend einer kleinen Garnison mit vertrauten Kameraden. Allerdings war die Umgebung hier eine andere und ließ an solider Pracht und schöner Einfachheit nichts zu wünschen übrig. Mitten in der Unterredung fragte Buloz, ob ich nicht mit ihm und seiner Frau das Dejeuner nehmen wolle. Ich entschuldigte mich, daß meine Toilette nicht darnach sei, um seiner Gemahlin meine Aufwartung zu machen, aber diese Entschuldigung wurde nicht angenommen.

Wir kamen dann auf Zola's neuen Roman: „La terre", von dem damals bereits Bruchstücke im „Figaro" und anderen Journalen erschienen waren, und auf den Naturalismus überhaupt zu sprechen. Ich constatirte, daß die Akademie und die Revue zwei feste Burgen seien mitten in dem literarischen Aufruhr, den die neue Schule hervorgerufen habe, erlaubte mir jedoch die Bemerkung, daß die Revue, welche jede Strömung nicht nur Frankreichs, sondern der ganzen civilisirten Welt im Laufe der Jahrzehnte vorgeführt habe, sich doch nicht immer gegen diese neue Richtung werde verschließen können. Wenn nicht Zola, sagte ich, so wird doch gewiß eines Tages Maupassant in die Revue kommen, denn in ihm steckt doch unleugbar ein großer Poet.

„Maupassant", erwiderte Buloz langsam, gleichsam nachsinnend, „ja — das glaube ich selbst. Aber niemals wird die Revue dem Naturalismus ihre Thore öffnen. Die Revue war niemals prüde, sie hat sogar jederzeit eine gewisse Kühnheit in literarischen Dingen bewiesen. In der Revue kann man jedes Problem behandeln, wenn es mit Ernst und künstlerischem Gewissen zur Darstellung gebracht wird, aber die Revue schließt Alles aus, was nicht mehr rein literarisch ist, wo eine Nebenabsicht hervortritt, durch Reizmittel anderer Art die Neugierde des Publikums zu erregen. Die literarische Tartufferie ist uns fremd, aber niemals soll in der Revue das Schamgefühl, der Anstand verletzt werden, und wenn dies von Seiten von Autoren geschieht, welche Talent oder gar Genie haben, dann ist dies ein Grund mehr, sich gegen dieselben zu verschließen, denn sie machen die Sache durch ihre Begabung nicht besser, sondern nur schlimmer. Ich glaube übrigens nicht, daß das große gesunde Publikum an dieser neuen Richtung wirklich Geschmack findet. Beweis der Riesenerfolg des „Petit journal", welches auf dem Standpunkt verharrt, nichts aufzunehmen, was nicht vollständig keusch wäre, Beweis der Erfolg des „Abbé Constantin" und endlich auch der Erfolg von „Ohnet".

„Was sagen Sie dazu," warf ich ein, „daß Lemaître Ohnet das Talent abspricht?"

„Ohnet ist das, was sie in Deutschland einen Philister nennen," erwiderte Buloz, „aber deshalb thut ihm Lemaître, thun ihm die Naturalisten doch Unrecht. Es ist ein Genre, wie »Soll und Haben« Ihres Gustav Freytag. Was Ohnet so glücklich getroffen hat, das ist die Poesie des Bürgerthums. Dieser fehlt allerdings ebenso gut die deutsche als die naturalistische Romantik — denn in der grellen Malerei aller möglichen Niedrigkeiten liegt auch ein Stück Romantik — aber auf dem Bürgerthum ruht die Kraft und der Reichthum des Volkes und in seiner stillen, ruhmlosen Arbeit liegt auch etwas Großes und Schönes."

Beim Dejeuner lernte ich Madame Buloz kennen, eine große, stattliche Brünette, eminent klug, fein und unterrichtet, Alles in Allem eine sehr interessante Frau und eine große Dame, vornehm und einfach zugleich.

In den nächsten Tagen besuchte ich Cherbuliez, den früheren Minister Rothan und andere Mitarbeiter der Revue. Im Gespräche mit ihnen trat mir aus ihrem langjährigen Verkehr mit dem Hause Buloz und der Revue das Bild der Verhältnisse immer lebendiger hervor.

Buloz Vater war zuerst einfach ein Freund der Literatur. Als er sein Organ gründete, befand sich die Redaction in einem kleinen Locale der „Rue saint Benoit". Anfangs war die Revue eine Art englischen Magazins, sie enthielt nur literarische und Reiseberichte, aber sie wuchs von Jahr zu Jahr, bis sie endlich das vornehmste literarische Organ Europas geworden ist. Zu den ersten Mitarbeitern gehörten George Sand, de Vigny, Alfred de Musset, Prosper Merimée, Emil Girardin, Forcade. Buloz Vater war ein Genie als Redacteur, ein literarischer Feinschmecker ersten Ranges und eine enorme Arbeitskraft. Er las Alles selbst. Man erzählt von Plaunchut, einem der älteren Mitarbeiter der Revue, daß er eines Tages einen Artikel brachte, in welchem ein Passus Herrn Buloz nicht gefiel. Er bat Plaunchut, diese Stelle zu ändern. Plaunchut corrigirte seinen Artikel, ließ aber die bezeichnete Stelle unverändert. Als das betreffende Heft erschien, sagte ihm Buloz: „Aber lieber Freund, Sie haben ja die Stelle, um deren Aenderung ich Sie ersuchte, dennoch stehen lassen?"

Plaunchut war wie vom Donner gerührt. — „Aber, mein theurer Director," rief er, „wie? Sie lesen die Revue noch einmal, wenn sie bereits gedruckt ist?" — „Ich erfülle damit nur meine Pflicht," erwiderte Buloz. — Ja, der Director der „Revue des deux mondes" las jeden Beitrag, der in seinem Journal erschien, dreimal, einmal als Manuscript, einmal in der Correctur und ein drittes Mal, wenn das Blatt erschien.

Selbstverständlich hat die Revue jederzeit Feinde gehabt, denn alle jene, die bei ihr keinen Einlaß fanden, und darunter befanden sich ganz bedeutende Autoren, waren gegen sie. So sagte der geniale Barbey d'Aurevilly eines Tages zu einem Freunde: „Dieser Buloz ist einfach der Simson der Literatur."

„Meinen Sie den biblischen?" fragte der Freund.

„Nein," entgegnete Barbey wild, „Simson den Scharfrichter meine ich."

Aber deshalb war die „Revue des deux mondes" doch immer der treueste Spiegel der literarischen Bewegung unseres Jahrhunderts. Fast alle Größen Frankreichs, ja Europas zogen durch ihre Spalten. Wir erwähnen hier nur außer den bereits genannten, den Grafen von Paris, den Herzog von Aumale, Leon Say, Mazade, Ernst Renan, Cherbuliez, Maxime du Camp, Admiral Jurien de la Gravière, Melchior de Vogüé, Haussonville, Mezières, Herzog von Broglie, Brunetière, Rothan, Delpit. Von den Ausländern, welche die „Revue des deux mondes" vorgeführt hat, spielten insbesondere Heinrich Heine, Ivan Turgenjew und Tolstoi eine größere Rolle in diesem Organ.

Es ist schwer, Mitarbeiter der Revue zu werden, wenn man es aber einmal ist, dann bleibt man es auch immer und auch die Mitarbeiter bleiben der Revue treu, denn das Verhältniß ist das angenehmste, die Mitarbeiter sind die Freunde des Hauses, sowie Freunde unter einander, so daß man die „Revue des deux mondes" eigentlich eine große literarische Familie nennen könnte.

Auch Charles Buloz Sohn liest Alles selbst wie sein Vater. Er liest auch jene Manuscripte, die mit einem unbekannten Namen unterzeichnet sind und hat auf diese Weise schon manche glückliche Entdeckung gemacht. Jede Einsendung, jeder Brief wird bei der Revue beantwortet. Allerdings werden die alten Mitarbeiter bevorzugt, wie mir Herr Charles Buloz

Digitized by Google

sagte, wäre das nicht nur eine Pflicht der Dankbarkeit, sondern auch ein Vortheil für jedes Journal. Das Publikum, fügte er hinzu, lieſt am liebſten jene Autoren, an die es einmal gewöhnt iſt, es ſieht ſie nicht altern, ebenſo wie uns eine geliebte Frau, wenn wir immerfort mit ihr verkehren, auch dann noch ſchön erſcheint, wenn die Zeit ihr Haar bereits gebleicht hat.

Charles Buloz und ſeine Frau führen das glücklichſte Familienleben. Entgegen der franzöſiſchen Gewohnheit haben ſie aber trotzdem eine Reihe großer Reiſen gemacht und ſind ſehr gaſtlich. Den Sommer bringen ſie in Epinay zu, dem Lieblingsaufenthalt der Frau Buloz. Hier werden Sonntags die Freunde der Familie empfangen, in der Woche die Mitarbeiter der Revue — jederzeit. Heute hat die „Revue des deux mondes“ auch äußerlich eine Umwandlung vollzogen. Sie reſidirt rue de l'université, in einem prachtvollen Hotel, das einſt der Familie Beauharnais gehörte. Hier in den herrlichſten, im beſten Stil des Empire eingerichteten Räumen empfängt Madame Buloz ihre Gäſte im Winter. Jeden Dienſtag findet ein Diner von zwanzig Perſonen ſtatt und dann Empfang, wo es bis in die frühen Morgenſtunden ein immerwährendes Kommen und Gehen gibt und jedes Mal fünf- bis ſechshundert Perſonen die Salons paſſiren. Man findet hier Alles, was in Paris eine Rolle ſpielt.

Bei dem Diner, an dem ich theilzunehmen die Ehre hatte, waren unter Anderen Ernſt Renan mit ſeiner gelehrten Frau, welche zugleich ſeine Mitarbeiterin iſt, General Gallifet und Dr. Richet, der Vater der Madame Buloz.

An dieſem Abend in großer Toilette erſchien mir Madame Buloz geradezu ſchön. Sie iſt unſtreitig ein Charakter und ein ſtarker Geiſt, und ganz und gar die Tochter ihres Vaters. Auch Richet war eine große, männlich ſchöne, vornehme Erſcheinung, ganz das Bild eines großen engliſchen Lords. Als wir nach dem Diner im Rauchzimmer ſaßen, nahm er an dem Geſpräch theil, er ſprach wenig, aber Alles was er ſagte, war bedeutend und wurde in der echten, ſchlichten und klaren Art eines Weiſen vorgetragen. Und als er vor Kurzem ſtarb, endete er gleichfalls als Weiſer. Er ſelbſt gab den Aerzten, die ihn umgaben, die Symptome ſeiner ſteigenden Krankheit an, und als er ihnen ſagte, „jetzt iſt es ſo weit, in dieſem Stadium gibt es keine Hoffnung mehr, es heißt nur noch ſterben,“ da war es entſchieden und er ſtarb, wie er gelebt hatte, edel und voll Würde.

Faſt zu gleicher Zeit mit der Trauer zog aber auch die Freude in das Hotel der „Revue des deux mondes“. Charles Buloz wurde zum Offizier der Ehrenlegion ernannt. Es iſt dies eine große Ehre, aber der Mann, dem ſie zu Theil wurde, hat ſie vollauf verdient. Die beiden Buloz haben ein Organ geſchaffen, für das ihnen nicht nur Frankreich, ſondern die ganze gebildete Welt dankbar ſein kann. Heute hat die Revue 30,000 Abonnenten, davon die Hälfte im Auslande.

In Frankreich iſt die „Revue des deux mondes“ eine Art Legitimation höherer Bildung geworden für den Spießbürger, ja ſogar für den Bauer iſt ſie ein Barometer für den Werth ſeines Arztes, ſeines Notars oder Rechtsanwalts. Derjenige, in deſſen Wartezimmer er das dunkelgelbe Heft nicht aufliegen ſieht, ſinkt in ſeiner Achtung.

Es gibt nur zwei Dinge in Paris, in Frankreich, die jede Thüre öffnen — das rothe Bändchen der Ehrenlegion und die Mitarbeiterſchaft der „Revue des deux mondes“.

Neues von Otto Ludwig.

Von Robert Waldmüller.

Wenn die Dichtungen eines Verſtorbenen lange nach ſeinem Heimgange zu einer Geſammtausgabe vereinigt werden, ſo will die neue Generation, an welche ſie ſich wendet, vor Allem zu ſeinem nun überſichtlich gewordenen Lebenslauf in ein perſönliches Verhältniß gebracht werden. Erſt durch klare Einblicke in ſeinen Entwickelungsgang, erſt durch Einweihung in ſeine Freuden und Leiden, erſt durch die Möglichkeit, mit ſeinem eigenſten Weſen den Charakter ſeiner dichteriſchen Schöpfungen zu vergleichen, gewinnen die nachgeborenen Leſerkreiſe jenes lebendige Intereſſe, das ſie ſonſt nur den Erſcheinungen der unmittelbaren Gegenwart entgegen zu bringen pflegen.

Mit Recht iſt daher die von Adolf Stern und Erich Schmidt veranſtaltete neue und umfangreiche Ausgabe der Werke Otto Ludwigs*) durch ein Lebensbild des Verewigten eröffnet worden. Es iſt eine ebenſo liebevolle wie erſchöpfende Arbeit, und Adolf Stern, ihr Verfaſſer, hat damit etwas auf dem biographiſchen Gebiet geradezu Muſtergiltiges geſchaffen. Glücklicherweiſe war ſolchem Unternehmen von mehr als einer Seite bei Zeiten vorgearbeitet worden, vor Allem durch Moritz Heydrich bei Herausgabe der „Nachlaßſchriften“, durch Guſtav Freytag, durch H. v. Treitſchke; mannigfache Quellen briefflicher Art waren aber noch zu erſchließen, die zahlreichen Studien und Planhefte des Dichters, ſeine Tagebücher, ſeine notizenreichen Hauskalender mußten herangezogen werden, — welche Ueberfülle an Aufzeichnungen dieſer und anderer Art es zu ſichten und zu prüfen galt, wiſſen diejenigen, denen, wie dem Schreiber dieſer Zeilen, bald nach Ludwig's Tode die Aufgabe zugefallen war, nach Möglichkeit das Belangreiche von dem Nichtbelangreichen zu ſondern.

Ueber ſein Leben hier nur einiges Wenige. Ludwig's Wiege ſtand in dem thüringiſchen Städtchen Eisfeld. 1813 war ſein Geburtsjahr. Sein Vater bekleidete das Amt eines Stadtſyndicus, ſeine Mutter ſtammte aus einer angeſehenen Kaufmannsfamilie des Städtchens. Neun Jahre war der Knabe alt, als ein großer Theil Eisfeld's durch eine Feuersbrunſt in Aſche gelegt wurde, darunter das Rathhaus und die Wohnung des Stadtſyndicus. Seit Langem hatte man ſeine Verwaltung angefeindet, wie ſich nachträglich herausgeſtellt hat: aus Mangel an Verſtändniß und aus Mißgunſt. Jetzt war der Wohlſtand des Ludwig'ſchen Hauſes erſchüttert, zugleich begannen die Folgen der langjährigen Kränkungen des Stadtſyndicus ſich fühlbar zu machen. Drei Jahre nach jener Feuersbrunſt, im 47. Lebensjahre, ward er den Seinen entriſſen. Zwei Jahre darauf ſtarb ſein jüngerer Sohn Reinhold. Die Wittwe blieb mit dem vierzehnjährigen Otto allein. „Frühreife, zum großen Nachtheil meiner ohnehin zu zarten Geſundheit,“ ſo urtheilt Ludwig ſelbſt, war die Mitgift, die er aus ſeiner Kindheit in die kommenden Tage herübernahm. Aber das Herz der Mutter hing wenigſtens nicht an irdiſchen Gütern, und auch was ſonſt an ſchwereren Verluſten über ſie verhängt worden war, ertrug ſie mit feſtem Muthe und Gottvertrauen. Ihr Sohn nennt ſie „eine Frau voll Liebe und Güte, von leicht erregbarem Enthuſiasmus für alles Schöne und Gute, die mit ſtrahlenden Augen und gerötheten Wangen mir von Sokrates, Leonidas u. ſ. w. erzählte, wie auch vom Dr. Luther.“ Vor Allem war Shakeſpeare ihr Lieblingsdichter, und die ſchon früh von der Mutter geförderten theatraliſchen Aufführungen von Märchen und Aehnlichem hatten für die Lectüre der Werke des großen Britten in dem Gemüth des Sohnes bei Zeiten den Boden bereitet. Daneben begünſtigte ſie ſeine Neigung für alles Muſikaliſche, er genoß den Unterricht eines tüchtigen Cantors, machte gute Fortſchritte ſo im Geigen- wie im Klavierſpiel, und als mit der Zeit der Confirmation die Frage nach der Wahl eines Berufes ſich aufdrängte, wäre er am liebſten Muſiker geworden, während der unverheirathete Bruder ſeiner Mutter, als Beſitzer eines einträglichen Kramladens, den Neffen gern in ſein Geſchäft aufgenommen hätte. Die Mutter glaubte aber im Sinne ihres verſtorbenen Gatten für eine gelehrte Schulung den Ausſchlag geben zu ſollen, und ſo bezog der fünfzehnjährige Knabe das Gymnaſium zu Hildburghauſen.

Es ſollte damit nicht lange dauern. Die Mutter, in ſteter Sorge um ſeine Geſundheit, litt unter ſeinem Fernſein.

---

*) Otto Ludwig's geſammelte Schriften. Sechs Bände. Leipzig, Fr. Wm. Grunow.

Digitized by Google

Der Oheim mochte nicht aus seinen Mitteln die Studien unterstützen. Ludwig selbst litt ohne Zweifel an Heimweh. Genug, nach einem Jahre ward er Lehrling im Kramladen des Oheims. Dieser war ein gutmüthiger und nicht allzu anspruchsvoller Prinzipal, sein Lehrling fand also reichliche Muße, vor Allem für's Musiciren.

Aber schon im November des folgenden Jahres änderte der Tod der Mutter Alles. Sie hatte ihrem Bruder die Wirthschaft geführt. Jetzt nahm er eine Haushälterin an und gerieth in den folgenden Jahren in solchem Grade unter ihr Regiment, daß der Lehrling es daheim nicht aushalten zu können glaubte. In seinem zwanzigsten Jahre bezog er von Neuem ein Gymnasium, diesmal das Lyceum zu Saalfeld. Daß auch dieser Versuch ergebnißlos werden sollte, war vorauszusehen. Mit Recht sagt sein Biograph: er war geistig zu sehr gereift, als daß er sich in die Pfade einer zumeist doch formalen Bildung hätte zurückfinden können.

Von nun an gehörte er ganz den Musen — die von seinem Oheim hin und wieder beanspruchten geschäftlichen Leistungen waren unerheblich — und es begann jenes „Gartenhausleben" in Eisfeld, das er selbst als die glücklichste Zeit seiner Jugend gepriesen hat. Nach der in der Biographie von diesem ländlichen Aufenthalt gegebenen Schilderung war der Garten und das Sommerhäuschen darin ein kleines Paradies; so nannten es auch seine jungen Freunde. Dazu kam, daß es eine Schöpfung seines Vaters und zwar aus der frühen Kindheit Ludwig's war, daß bis zum Tode seiner Eltern alle lieben Erinnerungen mit diesem schönen Stück Natur zusammen hingen, daß er überdies dort als einziger Ueberlebender auf eigenem Boden stand — erst wenige Jahre vor seinem Tode, als die Hoffnung, es wiederzusehen, längst aufgegeben worden war, hat er sich davon zu trennen vermocht.

Bis zum Herbst 1839, also bis zu seinem 26. Jahre, hat er theils hier, theils im Hause seines Oheims Opern, Requiems, Lieder und sonstige Musikstücke componirt, der Mittelpunkt eines Kreises von dankbaren jungen Dilettanten, deren Leistungen die Eisfelder auf einem Liebhabertheater bewunderten.

Endlich verschaffte ihm die Empfehlung des Hofkapellmeisters Grund von dem kunstsinnigen Herzog von Meiningen ein Stipendium für Leipzig, damit er dort unter Mendelssohn's Leitung „seine musikalischen Studien vollende". Es ist nichts daraus geworden. Mendelssohn rieth ihm, das Componiren fürerst ganz ruhen zu lassen und sich von dem Reichthum der schon verhandenen Musikschätze, einschließlich der neueren Schöpfungen, erst einen deutlicheren Begriff zu verschaffen. Aber offenbar waren der Meister und der Schüler zu verschieden, um einander große Sympathie entgegen bringen zu können; dazu kam eine schwere Erkrankung Ludwig's, und als die Zugvögel sich auf die Wanderschaft machten, trieb auch ihn das Heimweh nach Eisfeld zurück.

Er hatte von Leipzig nur die Schattenseiten kennen gelernt. Nachträglich wollte ihm das Heimathstädtchen doch noch weniger gefallen. Für seine geistigen Bedürfnisse bot die Pleißestadt, das fühlte er, unvergleichlich reichere Fülle. So war es ihm denn hoch willkommen, daß der Herzog das Leipziger Stipendium bis Ostern 1843 verlängerte und zwar auf Grund einer von Bechstein günstig beurtheilten Erzählung „das Hausgesinde". Im Sommer 1842 war Ludwig wieder in Leipzig.

Welche literarische Kreise sich ihm dort öffneten, was er dort schrieb und wie viele vergebene Wege er machte, um für die Kinder seiner Phantasie Verleger zu finden, wird hier übergangen werden können; diese Leidenswege, die ihm wohl das ergötzliche Märchen von den drei Wünschen eingaben, erinnern an Rückert's ähnliches Mißgeschick und dessen trübseligen Trost, daß ja auch Jean Paul dieselbe Marterstraße gegangen sei:

Wie sich Richter mußte drücken,
Eh' er ward gedruckt . . .

Von Leipzig siedelte Ludwig nach Dresden über und im Sommer 1844 nach dem Dörfchen Garsebach bei Meißen. Hatten ihn die Kunstsammlungen, das Theater, die Umgegend der schönen Elbresidenz in ungeahnter Weise entzückt, so fand er in dem malerischen Triebischthal mehr als alles das, er fand dort seine Lebensgefährtin. Wie gut es das Schicksal mit ihm gemeint hatte, darüber hat er sich oft in warmen Worten geäußert, zuletzt noch, aus der schweren Zeit seines qualvollen Siechthums, in einem Briefe an seinen Jugendfreund Schaller:

„Tausend Grüße von meiner Frau, die in Gesundheit unverändert, an Seelengüte und allen häuslichen Tugenden fortwährend wächst und mir trotz Sorge und körperlichen Schmerzen, die nicht klein, das Wort ermöglicht, daß ich nicht glaube, es könne Jemand glücklicher sein als ich."

Solche Aeußerungen entsprangen nicht vorübergehenden Stimmungen, sie waren der eigentliche Grundton seiner Natur. Bei Erwähnung der Gedichte Betty Paoli's sprach er sich gegen Lewinsky bedauernd über die aus der Saat Lenau's aufgegangene Fülle modernen „Weltschmerzes" aus und fügte hinzu: „ich für meinen Theil begreife nicht, wie man die Welt nicht wunderschön finden kann. Wenn meine Leiden nur ein Stündchen nachlassen, bin ich immer ergriffen und im Innersten beglückt über diese herrliche Gotteswelt." Freilich im Innersten beglückt, weil ihn dann das dichterische Schaffen über alle Sorgen und fehlgeschlagenen Pläne hinaushob, weil seine materiellen Bedürfnisse aber auch die denkbar bescheidensten waren. „Das Ziel meiner Wünsche wird immer mehr ein Winkelchen Erde, wo ich unbeachtet und unbekannt mich zu Tode dichten könnte."

Von der Eigenart seiner durch langjährige Körperschmerzen gesteigerten Sensibilität hier ein Beispiel, das er einst gegen mich erwähnte: im tiefsten Schlafe spürte er Nachts, wenn es draußen zu schneien begann, er wachte davon auf.

Auf die Einzelheiten einzugehen, welche der Bedeutung Ludwig's als dramatischer Dichter und als Erzähler nach und nach zu verdienter Anerkennung verhalfen, fehlt hier der Raum. Dagegen sei mit dem Danke nicht zurückgehalten, der den Herausgebern für die Aufnahme einer großen Anzahl lyrischer Gedichte, dramatischer Fragmente und anderer noch ungedruckt gewesener Arbeiten Ludwig's gebührt. Oft und gern hat die Aesthetik sich mit dem Wesen dieses eigenthümlichen Pfadsuchers beschäftigt, aber erst jetzt beginnen die Unklarheiten über die eigentlichen Grenzen seines Talents zu schwinden, und namentlich er selbst übernimmt dabei immer mehr die Rolle des kritischen Führers. Bei Goethe im hohen Alter heißt es einmal:

Da ich viel allein verbleibe,
Pflege weniges zu sagen,
Da ich aber gerne schreibe,
Mögen's meine Leser tragen.

Dieses „mit der Feder Denken" hat sich bei Ludwig allmählich zu einer erstaunlichen Höhe entwickelt. Alles, was ihm während der Arbeit über die etwaigen Mängel derselben durch den Kopf ging, mußte zu Papier. „Wir gerathen schon wieder in's Mikroskopische." „Es scheint, ich bin wieder mit vollen Segeln auf meinem alten Irrwege." „Nur kein Verästeln in's Unendliche!" Aber auch von Anläufen zu besserem Gelingen mußte schriftlich Act genommen werden: „Nur nicht den Muth verloren!" „Wenn nur alles nöthige Detail erst beisammen ist, die Form wird sich dann schon finden" u. s. w. u. s. w. Es hat wohl nie einen Schriftsteller gegeben, der so viele papierne Selbstgespräche hinterließ. Für die Beurtheilung seiner Aussprüche über Schiller ist das insofern erfreulich, als die Verehrer Schillers — und ihre Zahl wird hoffentlich immer groß bleiben — sich durch manchen dieser, gedruckt mit dem Schein des Apodiktischen sich gebenden Aussprüche in ihrem Interesse für Ludwig haben erkalten lassen. Nun äußerte er zwar im Gespräch mit Lewinsky über Wilhelm Tell, „wie Tell im großen Monolog die That zergliedert und mit Ruhe von allen Seiten besieht, während er im Begriff ist, sich selbst, Weib und Kind auf's Spiel zu setzen, *das kann nur ein abgefeimter Mörder, dem derlei Thaten Handwerk sind.*" Und ebenso spricht er in seinen Studien kurzweg von Max's und Thekla's Selbst-

Digitized by Google

mord: „so führen Max und Thekla den Selbstmord aus wie eine verdienstliche Handlung, wie etwas Großes und Edles", während in Wirklichkeit Max zugleich mit seinem Regiment den Tod findet, indem es den von den Pappenheimern angebotenen Pardon zurückweist; und Thekla zieht ja mit gebrochenem Herzen dahin „wo er bestattet liegt, zu seinem Sarge!" „zur tiefen Ruh, wie er sie auch gefunden!" Aber über all' diese Studien äußerte Ludwig gegen Lewinsky, „ich habe das ja gar nicht mit dem Gedanken an die Oeffentlichkeit zusammen getragen, sondern für mich allein . . . es würde sich schwerlich in dem Material, wie es jetzt vorliegt, Jemand zurecht finden, denn ich habe das Ding von den verschiedensten Standpunkten angesehen" u. s. w., ein avis au lecteur, der bei etwa nöthigen neuen Auflagen füglich als Motto an die Spitze der Studien gestellt werden möchte.

Absichtliche Fehler in den bildenden Künsten.

Von E. V. Zenker.

Was die Wahrheit ist, das ist bekanntlich die Frage, an deren Beantwortung alle Weisen von Thales bis herauf zum Philosophen des Unbewußten herumgegrübelt haben, ohne weiter gekommen zu sein, als Syssiphus mit seinem störrigen Felsblock. Aber neben dieser „hohen" Wahrheit, gibt es noch eine andere, sozusagen eine ganz hausbackene Wahrheit des uns umgebenden Lebens und ihr Spiegelbild in der Kunst, und anzugeben, was in diesem Sinne wahr ist, wird sich gewiß jeder halbwegs Gebildete in der angenehmen Lage fühlen. Nun denn! Wenn man freilich den Streit der Meinungen verfolgt, der seit Jahren zwischen der „alten" und „jungen" Zunft der Musenpriester entbrannt ist, kommt einem unwillkürlich ein überlegenes Lächeln auf die Lippe. Was streiten sich die Leut' herum? Daß jedes Kunstwerk, ehe es etwas anderes sein kann, vor allem wahr sein, Illusion erzeugen müsse, dürfte kaum jemand bestreiten; aber auch darüber kann niemand im unklaren sein, was diese Wahrheit eigentlich zu bedeuten habe. Offenbar die vollständige Congruenz des künstlichen Bildes mit unseren aus Natur und Erfahrung geschöpften Vorstellungen und Erinnerungsbildern und mit unserer, diese letzteren „gesetzmäßig" verarbeitenden Phantasie! Besonders in den bildenden Künsten, die so unmittelbar an unsere Sinne appelliren, kann gar kein Streit darüber entstehen, was wahr ist und ob die realistische Absicht eine Grenze hat. So etwa möchte ein Philosoph oder Aesthetiker am grünen Tische argumentiren, und akademisch genommen, mag er Recht haben, aber auch nur akademisch.

Selbst bei der rigorosesten Auffassung der Phantasie als eines nur nach den Gesetzen der organischen Natur thätigen Vermögens, kann es bei einem Kunstwerke höchstens darauf ankommen, ob wir den künstlerischen Schein für morphologisch und anatomisch möglich halten können. Ein Kunstwerk kann also Illusion erzeugen, ohne daß ihm ein Reales entspricht und auch das Ideal hat Anspruch auf das Prädicat „wahr", insolange es blos eine Weiterbildung des Begriffes nach den Gesetzen der organischen Entwicklung, ein Übernatürliches, wenn nur kein Unnatürliches ist. Aber selbst diese weiten Grenzen des Begriffes „wahr" im Kunstsinne lassen noch eine Erweiterung zu in das Gebiet des morphologisch und organisch Unmöglichen, wenn dieses auf die Verallgemeinerung gewisser pathologischer Erscheinungen oder physikalischer Phänomene zurückzuführen ist.

Noch mehr und auffallender wird diese Thatsache und damit die Unbestimmtheit des viel mißbrauchten Begriffes wahr, durch gewisse anatomische Fehler klar, die von dem Künstler nicht etwa aus Unkenntniß oder Unachtsamkeit, sondern mit Absicht und aus gutem Grunde begangen werden. Ich will nur gleich eine Reihe von Beispielen der berühmtesten Bildwerke anführen, deren Fehler sozusagen sprichwörtlich geworden sind, ohne daß sie jemals den Eindruck der Wahrheit, den diese Kunstwerke machen, vermindert hätten. Das bekannteste Beispiel ist wohl der vaticanische Apollo mit seinen zu langen Beinen; außerdem ist, genauen Messungen zufolge, auch die Partie von der Spaltung der Hüfte bis zum Nabel, und die weitere von da bis zum Brustbein um je ein Verhältnißtheil länger, als dies in der Natur gewöhnlich der Fall ist, von dem Mißverhältniß des Unterschenkels zum Oberschenkel des linken Fußes (die Bildsäule von rückwärts betrachtet) gar nicht zu sprechen. Auch die Mediceer-Venus hat einen auffälligen anatomischen Fehler, in Folge dessen sie in Wirklichkeit hinken müßte, weil der eine Fuß um eine Partie und drei Minuten länger ist als der andere. Bei dem Laokoon beträgt der Längenunterschied der beiden Füße vier Minuten und bei seinem älteren Sohne ganze neun Minuten. Bei der Pallas in der Villa Albani stehen Nase, Mund und Kinn nicht in einer Geraden, während sich die beiden Augen und die beiden Seiten des Mundes ungleich öffnen. Aehnliche grobe Fehler finden sich an einer ganzen Reihe antiker Bildwerke, die zu den berühmtesten gehören, so an der Minerva des Phidias, an dem Kopfe der Niobe zu Florenz, an dem schönen Kopfe der Lenkothea auf dem Campidoglio, und selbst an der ludovisischen Hera. Das eclatanteste Beispiel liefert aber der hochberühmte Zeuskopf von Otricoli, dessen anatomische Unmöglichkeit man schon auf alle Art und Weise zu erklären und zu entschuldigen gesucht hat. Man könnte diese merkwürdige Blumenlese noch lange, auch auf dem Felde der modernen Kunst fortsetzen, wo besonders Michel Angelo, dieser gründliche Kenner der menschlichen Anatomie, reiche Ausbeute gewähren würde; wir wollen uns jedoch mit der näheren Betrachtung blos zweier Beispiele begnügen, die wohl am lebhaftesten in der Vorstellung des Lesers sind und gewöhnlich als das Vollkommenste gelten, was jemals eines Meisters Kunst geschaffen: der Apollo vom Belvedere und der Zeus von Otricoli.

Vor allem ist in beiden Fällen die Annahme ganz ausgeschlossen, daß die Künstler unbewußt, aus Unkenntniß der menschlichen Formen sich jener Fehler schuldig gemacht haben könnten. Wenn es aber mit Absicht geschah, was konnte sie dazu bewogen haben? Was den Apollo von Belvedere betrifft, so hat bereits der Maler Hogarth (Zergliederung der Schönheit S. 47) darauf die sehr richtige Antwort gegeben: „Dieser Apollo und der Antinous sind beide in eben demselben Pallaste zu Rom zu sehen. Wenn aber Antinous den Beschauer mit Bewunderung erfüllt, so setzt ihn der Apollo in Erstaunen u. z. durch einen Anblick, welcher etwas mehr als Menschliches zeigt. Und diese Wirkung ist um desto bewunderungswürdiger, da, wenn man es untersucht, das Unproportionierliche daran auch einem gemeinen Auge klar ist. Ob wir gleich an sehr großen Werken oft sehen, daß ein geringerer Theil außer Acht gelassen worden, so kann dieses doch hier der Fall nicht sein, denn an einer schönen Bildsäule ist ein richtiges Verhältniß eine von ihren wesentlichsten Schönheiten. Daher ist zu schließen, daß diese Glieder mit Fleiß müssen verlängert worden sein, sonst würde es leicht haben vermieden werden können. Wenn wir also die Schönheiten dieser Figur durch und durch untersuchen, so werden wir mit Grund urtheilen, daß das, was man bisher für unbeschreiblich vortrefflich an ihrem allgemeinen Anblick gehalten, von dem hergerührt hat, was ein Fehler in einem Theile derselben zu sein scheint." Leuchs, Heinse, A. Feuerbach und Lessing haben sich dieser Ansicht Hogarths vollkommen angeschlossen und letzterer hat dazu noch eine Erläuterung durch eine Stelle des Homer gegeben, wo dieser die Gestalt des Menelaus und des Odysseus vergleicht: *Στάντων μὲν Μενέλαος ὑπείρεχεν εὐρέας ὤμους, ἄμφω δ' ἑζομένω γεραρώτερος ἦεν Ὀδυσσεύς.* „Da Ulysses also das Ansehen im Sitzen gewann, welches Menelaus im Sitzen verlor, so ist das Verhältniß leicht zu bestimmen, welches beider Oberleib zu den Schenkeln gehabt. Ulysses hatte einen Zusatz von Größe in den Proportionen des ersteren, Menelaus in den Proportionen des letzteren." Durch diesen feinsinnigen Hinweis hat Lessing gezeigt, daß es nicht blos eine Fiction war, welcher zuliebe der Meister des Apollo gegen die anatomische Wahrheit verstieß, sondern eine weitverbreitete Vorstellung von Würde und Hoheit, der er entgegenkommen zu

Digitized by Google

müssen glaubte. Nichts desto weniger wird niemand dem vaticanischen Apollo als Gesammtbild die höchste Wahrheit absprechen können.

Ganz ähnlich diesem ist der Fall des Zeuskopfes von Otrikoli, dieses herrlichsten Standard work, der Antike. Ein Kopf wie dieser konnte nicht nur nicht in aller Erfahrung aufgefunden werden, auch die genaueste embryologische Untersuchung mußte die Möglichkeit eines solchen bestreiten und die traurige Thatsache konstatiren: der Zeuskopf ist eine anatomische Fiction, welche die Lebensfähigkeit ausschlösse (Stricker, die Götterstimme). „Die Locken, der Bart, die Stellung der Lippen, der sanfte Zug des Antlitzes, das alles ist natürlich, die Stirn aber weicht von der natürlichen Form ab; die Stirne ist es, welches der ganzen Gestalt das göttliche Gepräge gibt." Denn „wenn der Künstler im Stande war, dem Zeus ebenso durch eine übernatürliche Stirnbildung den Ausdruck eines übernatürlichen Intellects zu verleihen, muß dieses geeignet sein, in uns eine solche Vorstellung zu wecken". Hier hat also der Künstler seinen Zweck, den Gott der Götter sinnlich darzustellen, gar nicht anders, als durch einen Verstoß gegen die Naturwahrheit erreichen können, und andere Meister, wie Praxiteles (?) mit dem 1877 ausgegrabenen Hermes sind ihm auf diesem Wege nachgefolgt. Hier könnte man noch die Nacht des Michel Angelo u. v. a. Meisterwerke der bildenden Kunst nennen, wo die Künstler gegen die Wahrheit fehlten, nicht nur um schön, nein, — so paradox dies klingen mag, — um wahr zu sein. Denn es ist doch einleuchtend, daß Apollo und Zeus ohne die erwähnten Fehler immer noch schön, aber nicht wahr wären, d. h. daß sie nicht Apollo und nicht Zeus wären, wie sie in der Vorstellung der Beschauer leben.

Eine andere Gruppe bilden die Sculpturen, deren Fehler hauptsächlich in den ungleichen Proportionen paarweise oder symmetrisch auftretender Körpertheile besteht, wie bei der Minerva des Phidias, bei den ungleichen Beinen des Laokoon, seines älteren Sohnes, der mediceischen Venus u. a. Auch hier geht es nicht an, einen wirklichen unbeabsichtigten Fehler von Seite eines Meisters vorauszusetzen, der die schwierigsten Probleme mit Leichtigkeit löste. Der Grund ist hier vorwiegend ein physikalischer, in den meisten Fällen Rücksicht auf die perspectivische Wirkung, unter welcher die Gliedmaßen correct erscheinen, was bei wirklich correcter Behandlung nicht der Fall wäre. Die beste Erläuterung, gewissermaßen die geometrische Formel hierfür bildet die wohlbekannte Technik bei Wand- und Deckengemälden, wo der Längenunterschied der beiden zu dem nächsten und entferntesten Punkte des Bildes gehenden Sehstrahlen bedeutend genug ist, um bereits eine perspectivische Wirkung zu erzeugen. In diesem Falle muß der Maler Linien, welche parallel erscheinen sollen (z. B. aufrechtstehende Säulen) in der Richtung des entfernteren Endes divergiren lassen, widrigenfalls sie gegen alle Gesetze räumlicher Anschauung convergent erscheinen würden, und das heißt mit anderen Worten doch wieder nichts anderes, als der Künstler muß unwahr sein, um wahr zu scheinen.

Wir könnten noch zahlreiche ähnliche Erscheinungen, wie sie die künstlerische Praxis auf allen Gebieten kennt, anführen, vor allem die Technik der Landschaftsmalerei, die stylisirte Figur u. dgl., allein es wird auch dieses Wenige hinreichen, um zu zeigen, daß der Begriff „Wahr" in der Kunst durchaus nicht faßlicher und weniger mysteriös ist, als in der Philosophie. Was ist denn in ersterem Sinne nicht alles wahr? Das bloß Mögliche, das bloß Denkbare, wenn es selbst eine natürliche Unmöglichkeit involvirt, und zuletzt selbst das pure Gegentheil von dem, was wir alltäglich als wahr anerkennen, kann uns in die höchste Illusion versetzen, worauf es in der Kunst doch vor Allem ankommt. Es gibt eben in der Kunst wie in der Natur Erscheinungen und Fragen, die weder durch speculative Grundsätze noch durch ästhetische Prinzipienreiterei ausgemacht werden können. Der Meister des vaticanischen Apoll wußte nichts von den Einen und der Anderen, sein einziger Rathgeber war eine gründliche Kenntniß jener Sinnes- und Seelenvorgänge, die bei der Betrachtung eines Kunstwerkes mitspielen, und auf diese Kenntniß sollte man auch heute noch hinarbeiten, statt Zeit und Geist mit müßigem Prinzipienstreit nutzlos zu vergeuden. Wie sagt doch rasch unser Altmeister, der für Alles ein richtiges Wort fand? „Kant hat uns aufmerksam gemacht, daß es eine Kritik der Vernunft gäbe, daß dieses höchste Vermögen, was der Mensch besitzt, Ursache habe, über sich selbst zu wachen. Wie großen Vortheil uns diese Stimme gebracht, möge Jeder an sich selbst geprüft haben. Ich aber möchte in eben dem Sinne die Aufgabe stellen, daß eine Kritik der Sinne nöthig sei, wenn die Kunst überhaupt, besonders die deutsche, irgend wieder sich erholen und in einem erfreulichen Lebensschritt vorwärts gehen solle."

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Ein Vortrag aus dem Verein zur Beleuchtung vergangener Narrheiten.

Gehalten am Rosenmontag 2001.

Stenogramm von Carl Schultes dem Jüngsten.

In welch' glückseliger Zeit wir leben, habe ich bei Schilderung der tausendfältigen Narrheiten bewiesen, deren sich unsere Vorfahren im Anfange des vergangenen Jahrhunderts schuldig machten, als Europa noch nicht der einheitliche Bundesstaat mit ewigem Frieden war, wie heutzutage. — Ich komme nun zu der größten Narrheit damaliger Zeiten, zu dem sogenannten Geheimkriege zwischen Deutschland und Frankreich im Jahre 1919, welcher allerdings die Grundlage der neuen, schönen Zeiten war. Zwei Thatsachen, welche diesem „Duell" vorangingen, sind Jedermann bekannt, doch will ich dieselben hier kurz anführen.

ad 1. Die letzte französische Republik wurde nach 37jährigem Bestehen durch den Großvater des jetzigen Herzogs von Gallien, den General Sansnom I. aus Carcassonne, im Handumdrehen in eine Militär-Dictatur umgewandelt.

ad 2. Die erste politische Großthat des schneidigen Sansnom I. war, daß er nach dem alten Volksspruche „Hannemann, geh' Du voran, Du hast die größten Stiefel an!" heimlich das heilige Rußland zum Losschlagen gegen Deutschland, das ganz ohne Verbündete dastand, zu bewegen wußte. — Wie nun Rußland so recht im Fette seiner Riesenarmee erstickte, die es nicht zu ernähren vermochte, weiß jedes Kind. Der Koloß brach 1918 zusammen, und aus ihm entwickelten sich die noch bestehenden zwölf Bauern-Republiken.

Nur Polen machte unter Mithülfe Deutschlands eine Ausnahme und bildete sich zu einem großen Königreiche um, das mit seinem Helfer einen ewigen Frieden schloß.

Daß ein solches fait accompli den schneidigen Sansnom I. ärgerte, läßt sich denken, und von diesem Augenblicke an wartete er nur auf eine günstige Zeit, um Deutschland zu einem letzten Duelle herauszufordern; denn auch er war isolirt wie Deutschland und hatte keinerlei Bundesgenossen. Im Besitze des von dem Amerikaner Boxmann erfundenen $3^3/_4$-Millimeter-Elektrischen Luftgewehrs und seiner 20 Glycerin-Luftballon-Regimenter à 200 Stück hielt Sansnom I. sich so „archipröt", wie es noch kein Herrscher vor ihm in Gallien war.

Freilich wußte er nicht, daß derselbe Boxmann schon vier Jahre vorher an Deutschland ein 3-Millimeter-Gewehr, die sogenannte „Stricknadelbüchse" verkauft hatte.

Den Namen hatte das Gewehr, welches als einfacher Spazierstock aus oxidirtem Aluminium sich präsentirte, von seinen Projektilen, die 16 Centimeter lang waren, und von denen 160 in der Minute durch Fleisch und Knochen so leicht durchfuhren, wie Stricknadeln durch die Maschen des Strumpfes. Wenn nun auch Deutschland damals durch die vollständige Neugestaltung seiner Armeen mit einjähriger Dienstzeit und durch die gewissenhafte Selbstbesteuerung ein sehr armes Land geworden

Digitized by Google

war, konnte es sich doch den Luxus eines kurzen Krieges gestatten. Wir in der glücklichen Jetztzeit Lebenden, die wir den langen, allgemeinen Völkerfrieden genießen, können uns von solchen Heeren und ihrem Vernichtungskampfe gegen einander gar keinen Begriff mehr machen. Deutsche wie französische Soldaten waren vom Kopf bis zum Fuß in ein mittleres Grau gekleidet, keiner derselben hatte auch nur das geringste Blinkende an sich, und ihre Gewehre glichen einfachen Stöcken, welche leichter waren als die obere Häfte eines Billardqueues. Mit unbewaffnetem Auge konnte man auf 1000 Meter nicht mehr unterscheiden, ob man Menschen oder alte Weiden sich gegenüberstehen hatte. — Der Feind wäre jedoch selbst nicht mit den trefflichsten Sehwerkzeugen zu erkunden gewesen, denn die Aufmärsche der Armeen geschahen in der Nacht, und bei Tagesanbruch war keine Nasenspitze mehr zu sehen, weil sich Alles nach dem damaligen Kriegssysteme tief in Erde eingebuddelt hatte. —

Nur die hoch in den Lüften schwebenden Ballons, die aber ihrer Gefährlichkeit wegen und um nicht zu Verräthern der Stellung zu werden, niemals oberhalb ihrer Armeen standen, zeigten an, daß rechts oder links davon unten auf der Erde etwas im Werke war.

Bei der Furchtbarkeit der Waffen, deren Geschosse in ihrer Unzahl die Luft fast verfinsterten, war der persönliche Muth fast bis auf den Gefrierpunkt herabgesunken, und nur noch bei den Luftschiffern zu treffen, die in ihren Riesenkörben ein ganzes Arsenal der entsetzlichsten Sprengbomben und Feuerdrachen führten, und jeden Augenblick dem sicheren Tode in den Rachen schauen mußten, sobald die kleinste Stricknadel durch die Maschen des Netzes in den Ballon fuhr.

Reiterei sah man überhaupt nicht mehr, da jeder Aufklärungsdienst unmöglich geworden war, indem jede Schwadron, ja jeder einzelne Reiter, die auf freiem Felde erschienen, im nächsten Augenblicke wie durchlöcherte Siebe ausgesehen hätten.

Eine Truppe von 30 Mann Fußvolk mit dem neuen Gewehr ausgerüstet konnte 1000 Pferde — man rechnete damals nicht nach Menschen — in einer Minute vom Erdboden wegblasen, denn 400 Stricknadeln konnte in dieser Spanne Zeit jeder einzelne Mann abgeben.

Also die Reiterei schonte man, weil die Pferde mehr Geld kosteten als die Menschen, und erst wenn von dem Marschalls-Ballon das Signal gegeben wurde: „Feind zusammengeblasen", dann mußten die armen Thiere daran glauben und wurden in die Gegend dirigirt, woher der meiste Geschoßhagel gekommen war. Fielen nur wenige Pferde, dann durfte man annehmen, daß man die Schlacht endgültig gewonnen habe. Die Soldaten stiegen aus ihren Erdlöchern, die gepanzerten, drehbarem elektrischen Compagnie-Kanonen spien noch einmal einen Hagel von Geschossen vor sich aus, und so gelangte man im Sturmlaufe an den Ort, wo vorher der Feind geathmet hatte und schrie: Victoria! — Ich denke, ich habe mich nun genugsam expectorirt und kann nun zu der eigentlichen Historie übergehen.

General Sansnom, der sich mittlerweile unter dem Namen „Sansnom I." zum Herzoge von Gallien hatte ausrufen lassen, war ein schlauer Fuchs, der ohne Aufsehen die Festungen und Sperrforts an der deutschen Grenze auf das Reichlichste verproviantirte und bei Nacht und Nebel fast anderthalb Millionen Soldaten hineinschaffte.

In den gegenseitigen Herrscher-Höflichkeitsbesuchen war man so weit gekommen, daß Sansnom I. — auf den die Franzosen mit wahrem Gottvertrauen blickten, weil er nur kein Kaiser und König war — am Hofe in Berlin erscheinen konnte und mit allen Ehren empfangen und gefeiert wurde.

Nur der alte 60jährige Kaiser Wilhelm II., einer der Wenigen, welche noch die alten Kanonen donnern hörten, die den Siegesjubel über Frankreich 1871 in Berlin verkündeten, traute dem Landfrieden nicht und war dem liebenswürdigen Schwerenöther Sansnom I. gegenüber von einer fast klassischen Ruhe.

Das glänzendste Schauspiel, das er dem neuen Souverän zeigte, bestand darin, daß er ihm seine Garde in der alten Ausrüstung von anno Tobak vorführte, die zwar außerordentlich glänzend, aber total schwerfällig und kriegsuntauglich war. Auf Wilhelms II. Befehl geschah es auch, daß überall auf der ganzen Reise, wo Sansnom I. militärische Ehrenbezeugungen erwiesen wurden, die Truppen in der Ausrüstung des vorherigen Jahrhunderts ihm die Honneurs machten.

Das Bild, welches Sansnom I. von der deutschen Armee mit sich auf die Rückreise nahm, erfüllte sein Herz mit unendlichem Jubel. Auf dieser selben Heimreise passirte nun der berühmte Zwischenfall, der den Krieg im Handumdrehen herbeiführte.

Sansnom I., der nach der letzten militärischen Begrüßung in Köln sich in Civil geworfen hatte, promenirte in der Bahnhalle zu Aachen, allwo er auf seinen Separatzug warten mußte, unwillig hin und her und rauchte eine Cigarette nach der anderen. Seine Offiziere standen in Gruppen umher, ihren Herzog seinen Gedanken überlassen. Ob nun absichtlich oder nicht — es ist niemals aufgeklärt worden — trat der Herr Herzog einem Schaffner, der eben in seiner Schreibtafel etwas notirte, auf einen Leichdorn, den derselbe an der kleinen Zeh' des linken Fußes hatte, und brüllend vor Schmerz holte dieser, der gar nicht sah, wenn er vor sich hatte, weit aus und versetzte dem Herzog eine solche Ohrfeige, daß dieser glauben mußte, Ostern und Pfingsten fiele auf einen Tag.

„Merk's!" sagte der Schaffner davonhumpelnd, „Dat is Eine von 'nem richtigen köl'schen Jong!" — Damit war er verschwunden. — Die Offiziere stürzten zu ihrem Herzoge, der furchtbar aus der Nase blutete, sich jedoch losmachte, und in seinen Salonwagen sprang, der eben angelangt war.

Drei Tage später war die Herausforderung zu einem Duell auf Tod und Leben von Paris aus nach Berlin gelangt! Kleine Ursachen — große Wirkungen!

Wie ein Heuschreckenschwarm überflutheten die auf der Lauer liegenden Heerschaaren Sansnom's I. gleichzeitig die deutschen Grenzen, ohne auf nennenswerthen Widerstand zu stoßen. Wenn sie aber dachten, die Elsaß-Lothringer würden sie mit offenen Armen empfangen, so täuschten sie sich gewaltig, denn in den zwischenliegenden fünfzig Jahren, waren diese gute Deutsche geworden, die ihren Gott dankten, daß sie von den Militär-Massakers, die bei dem Sturze der Republik erfolgten, nichts wußten. Als die Franzosen das merkten, hausten sie doppelt wie in Feindesland.

Es schien wirklich, als ob der Gott des Sieges dieses Mal mit den Galliern verbündet gewesen wäre. Gegen Metz waren auf einmal 160 Ballons losgelassen worden, und wenn auch nur sechs davon ihr Ziel erreichten, und ihre fürchterliche Ladung über die Festung und die arme Stadt ausschütten konnten, so war doch kein Stein auf dem anderen geblieben, und wer nicht rechtzeitig floh, war verloren! In zwei großen Schlachten, von denen man jedoch nichts sah und hörte, waren die überrumpelten Deutschen geschlagen worden, und eben sollte Straßburg das Schicksal von Metz theilen, als zwei merkwürdige Umstände eintrafen. Eben als sich die Ballons in einem Halbkreise um die Festung erhoben bildeten sich über Straßburg schwarze Wolken, die alles ringsher fast verfinsterten, und ein Hagelschauer rauschte hernieder, dem die Luftkriegsmaschinen nicht gewachsen waren, und die niederstürzend unter der cernirenden Armee Sansnom's eine furchtbar zerstörende Wirkung ausübten. Der deutsche Generalstab hatte dieses Mal den Sieg errungen, und zwar mit Hülfe der patentirten Regen- und Gewitter-Fabrik von Schlemihl und Sohn in Mannheim.

Aber noch durch ein anderes Vorkommniß wurde Straßburg gerettet, und zwar durch das Erscheinen eines schwäbischen Ueberläufers bei Sansnom, der erst neue 300,000 Mann erwartete, die von Belfort herkamen, ehe er zu neuen Operationen schritt. Dieser Ueberläufer, Röhrle von Stuttgart, mit Namen, verrieth dem Gallier-Herzoge, daß die große deutsche Heeresmacht, bei der sich der alte Kaiser Wilhelm II. befand, auf den gegenüberliegenden Höhen des Schwarzwaldes sich eingegraben hatte und da auf den Gegner lauere. Wenn man nun die ganze französische Armee in einer Nacht über den Rhein setzen ließe und dieselbe über der mit dem Strome fast paralell laufenden Eisenbahn in einer Länge von 100 Kilometern, von Rastatt bis Freiburg aufstelle, dann sei es ein Leichtes mittelst Elektricität den ganzen Schwarzwald in Brand zu stecken, so daß keine Maus entkommen könne!

Röhrle erhielt auf der Stelle für seinen Verrath das Großkreuz der Ehrenlegion, das er mit dem vergnügtesten Grinsen in seine Tasche schob.

Digitized by Google

Er gab dann genau auf der Karte die Stellungen an, welche die bald wieder „eine Million Streiter der Franzosen" auf diese lange Ausdehnung einzunehmen hatte. Und am 30. Juli 1919, genau drei Wochen nach dem eröffneten Kriege, standen die Franzosen so vertheilt über dem Rheine, wie es Röhrle angegeben hatte.

Es war ein wundervoller Morgen, als sich in gerader Linie zweitausend Ballons, dieses Mal ohne Scheu, über dem französischen Heere in die reinen Lüfte erhoben. Sie warteten nur auf den Befehl aus dem Marschalls-Ballon, der bei Offenburg aufstieg. Kaum hatte er jedoch eine Höhe von 600 Metern erreicht, so klappte er wie ein Taschenmesser zusammen, und wurde wieder zur Erde zurückgezogen. Man mußte dort Furchtbares gesehen haben, und sämmtliche Ballons gingen aus ihrer geringen Höhe wie mit einem Ruck nieder. Aber es war zu spät! Mit einem Schlage öffnete sich vor und hinter der ganzen französischen Macht, die auf der 100 Kilometer langen Linie nur in Bataillons-Colonnen standen, der Erdboden wie auf einen Zauberschlag und graue Wolken stiegen aus den explodirenden Minengängen.

„Sapristi! quelle mauvaise odeur allemande!" das waren die letzten Worte des Herzogs Sansnom I., dann sank er todt vom Pferde. Der ganzen französischen Armee ging wie ihrem Führer der Athem aus, und die Tapferen fielen, wie sie standen in Reih' und Glied. Nur wenige Ballons, die nicht von den deutschen elektrischen Wurfbatterien erreicht wurden, und welche reineren Lüften zusteuerten, entkamen nach Frankreich, um die Trauermähr dort zu verbreiten.

Das Alles war jedoch wieder der feine Plan des deutschen Generalstabes, der mit Hülfe der berühmten Athementziehung-Kriegs-Stinkzeug-Fabrik von Adam Röhrle und Genossen in Stuttgart in Scene setzte, und bei welcher Gelegenheit der muthige Director Adam Röhrle sein Leben als Spion in die Schanze schlug!

Er hatte sich aber an dem herrlichen Morgen des 30. Juli 1919 von Sansnom entfernt, unter dem Vorgeben ein nöthiges Geschäft zu haben, und war nach Oppenau entkommen, wo er mit der Zahnradbahn auf den Kniebis hinauf fuhr, allwo der alte Kaiser Wilhelm II. seinen Orientirungs-Platz aufgeschlagen hatte. — Als Röhrle vor dem Monarchen in seiner Herzensfreude niedersinken wollte, duldete derselbe das nicht, sondern klopfte Röhrle vertraulich auf die Schulter und sagte:

„Röhrle, Sie sind ein Himmelsappermenter, es hat Alles geklappt. Orden können Sie nicht belohnen, lieber Röhrle, aber hier auf diesem Flecke wo ich stehe, soll sich Ihr Monument erheben, und darauf soll nichts stehen als:

Adam Röhrle — Sein Deutschland!"

Drei Wochen später war der ewige Friede mit dem Herzogthum Frankreich unterzeichnet; denn ein zweites Mal wollten sich die Herren Franzosen dem „odeur allemande" nicht mehr aussetzen, und Ballons, elektrische Kanonen, $3^3/_4$ und 3 Milimeter Stricknadel-Gewehre wanderten für immer in die Zeughäuser, wo sie uns der friedlichen Nachwelt künden, daß es einst eine solche Narrheit wie diesen Krieg gegeben hat.

Das in der berühmten Eßlinger Fabrik hergestellte, 40 Meter hohe Standbild Adam Röhrle's aus blinkendem Aluminium blitzt lächelnd in das deutsche Land hernieder!

Adam Röhrle VI.,
Urenkel des berühmten Spions und Odeur-Fabrik-Besitzer Adam Röhrle I.

Aus der Hauptstadt.

Menuet.

Am 17. Februar veröffentlichte Erneste Renan ein Buch, in dem der skeptische Theosoph sein Bedauern darüber ausspricht, daß er von dieser schönen Welt scheiden müsse, ohne die Lösung der von allen Seiten jetzt uns umdrängenden Räthsel noch zu erleben, insbesondere aber, ohne eine bündige Antwort auf die ihn lebhaft interessirende Frage zu erhalten: „Quel sera le développement du germe intérieur de l'empereur Guillaume II.?"*)

Am 18. Februar suchte eine Deputation arbeitloser Bauhandwerker den Oberbürgermeister der Haupt- und Residenzstadt Berlin auf; da der ruhebedürftige Herr, der die Siebenzig überschritten hat und sich deshalb von seinen erschreckten Parteigenossen auf weitere zwölf Jahre zum Stadtvertreter wählen ließ, erst nach zwölf Uhr auf dem Rathhause zu erscheinen pflegt und da ferner durch eine in der Privatwohnung des Kummunalherrschers zu gewährende Audienz der erhabene Gedanke der Selbstverwaltung Schaden nehmen könnte, so mußten die Arbeitslosen sich mit dem zweiten Bürgermeister begnügen, einem nicht minder feinsinnigen Manne, der bei seinem Amtantritt durch einen tapferen Ausfall gegen den gefesselten Prometheus von Friedrichsruh sich höchstem Wohlwollen empfahl.

Am 24. Februar, Mittags um ein Uhr, zu einer Zeit also, wo Herr von Forckenbeck hoffentlich bereits seiner parlamentarischen Parteipflicht waltete, gedachte der Präsident des deutschen Reichstages, Excellenz von Levetzow, der Männer, die mit der viertelhundertjährigen Geschichte des Einheitparlamentes in ununterbrochener Verbindung geblieben waren, und dabei begegnete es ihm, daß eine begreifliche Gedächtnißschwäche ihn nicht auf den verschollenen Namen des Abgeordneten Fürsten Bismarck kommen ließ.

Am 24. Februar, Nachmittags gegen sechs Uhr, hielt der Kaiser beim Festmahle des brandenburgischen Provinziallandtages eine Rede, die alle Nörgler und mißvergnüglichen Mäkler zur Auswanderung aufforderte und in den Worten gipfelte: „Mein Kurs ist der richtige und er wird weiter gesteuert."

Am 25. Februar, Morgens, erschien in den Schaufenstern der Buchhändler eine Schrift des mit dem Hausorden der Hohenzollern geschmückten Professors Felix Dahn, aus der einige Stellen hier mitgetheilt werden sollen: „Die angeführten Gründe der Mißstimmung können leicht sehr stark vermehrt werden: ach, gar viele Thaten und Reden sind gethan und geredet, welche besser ungethan und ungeredet geblieben wären. Es ist dem gegenüber doch gar zu einfach, wenn uns .... gesagt wird, »es besteht gar kein Grund zur Beunruhigung«! Das ist, wie wenn der Arzt dem über Zahnschmerzen Klagenden erwidert: »mein Lieber, Sie haben ja gar keinen Grund, Zahnschmerzen zu haben.« Die letzten Gründe unserer Beunruhigung entziehen sich nur eben oft der Aussprache .... Das bange Gefühl der Unberechenbarkeit der Leitung ist weit verbreitet im deutschen Volke: gerade bei Männern, welche die eifrigsten Anhänger des Reiches, Preußens, der Hohenzollern, gewesen und geblieben sind: ist es »patriotisch«, sich darüber hinwegzutäuschen und Andere? .... Ist es denn gleichgiltig, ob in dem Volk, in den Treuesten des Reichs das frühere begeisterte Vertrauen banger, ja bestürzter Sorge gewichen ist? Ist es »schwächlicher Pessimismus«, das zu sehen und es zu sagen? .... Es sieht düster aus im deutschen Reich. So sage nicht blos ich, ein vereinzelter Nach-Schwärmer von Sedan, so sagen und denken viele Hunderttausende, die es so gut meinen mit Kaiser und Reich, daß sie ohne einen Augenblick des Besinnens sterben würden »für Kaiser und Reich.« Wäre es nun besser, »patriotischer«, solch' bange Sorge zu verschweigen? Oder ist es männlicher — gerade nicht »schwächlich« — nach oben hin, laut vernehmlich, zu warnen?"**)

Am 25. Februar, Mittags, durchzog eine nach Tausenden zählende Bande die Hauptstraßen der Stadt Berlin und zum rothen Stadthause, zum grauen Schloß gellten und johlten heisere Stimmen empor: „Brot!" „Arbeit!" Vorher hatte ein unkluger sozialistischer Agitator gesagt, die Sozialdemokratie dächte nicht an Auswandern, das würde sie anderen Leuten überlassen, wenn einst der Tag gekommen sei.

Am 25. Februar, Abends, fand im Kaiserschlosse ein Hofball statt, bei dem für Civilpersonen das Erscheinen in Escarpins und Schnallenschuhen gewünscht wurde. Auf demselben Hofball wurde zum ersten Male wieder das von der pensionirten Königlichen Solotänzerin Frau Marie

*) Feuilles détachées. Par E. Renan. Calmann Lévy. Editeur. Paris 1892.

**) Moltke als Erzieher. Allerlei Betrachtungen von Felix Dahn. Breslau, S. Schottländer, 1892.

Digitized by Google

Koebisch-Wolden in Gegenwart beider Majestäten einstudirte Menuet à la reine getanzt.

Am 26. Februar wiederholten sich die Berliner Straßentumulte in noch wüsteren Formen und zugleich schrieb der Pariser „Temps", der greise Ernesto Renan brauche nun auf die Beantwortung seiner wißbegierigen Frage nicht länger mehr zu warten: „Quel sera le développement du germe intérieur de l'empereur Guillaume II.?"

* * *

Soweit reichen meine Wochennotizen und für diesmal hätte ich also die Auswahl. Auch mit Sir Francis Drake könnte ich mich beschäftigen, dem zu Unrecht berühmten Admiral, der weder die Kartoffeln noch den stillen Ozean entdeckt hat; oder mit dem zu Unrecht unberühmten Balboa, der nach seiner wassersüchtigen Bergpartie bald den Kopf verlor und dann zum Ueberfluß auch noch geköpft wurde; oder mit dem Alliirten von Roßbach und Dennewitz, dem einzigen Großen dieser Welt, den man, ohne Widerspruch befürchten zu müssen, immer citiren kann. Alle diese Stoffe aber sind mir zu brenzlich, und nachdem die Zeitungen fast sämmtlicher Parteien an der Rede des Kaisers rückhaltlose Kritik geübt haben, scheint es mir nicht mehr nöthig, bei dieser Privatäußerung noch länger zu verweilen. Ein durch den Zufall der Geburt auf den Thron gelangter Monarch ist ein sterblicher Mensch und also nicht allwissend; ihn über Thatsachen und Stimmungen aufzuklären, ist die Sache seiner Berather und die allein trifft die Verantwortung, wenn diese Aufklärung mangelhaft oder gar nicht besorgt wird. Nur der unersättliche, der eingefleischte Bismarck-Haß, der auch den Widerstand gegen den Gipsverherrlicher von Boetticher im Keim schon erstickte, konnte die angeblich liberale Presse abhalten, auf die Rede an die brandenburgische Mannschaft mit dem Rufe zu antworten: Fort mit Caprivi! Denn an des Kaisers persönlicher guter Absicht ist doch nicht zu zweifeln, und daß er in allerhöchster Zurückgezogenheit die Wünsche und Stimmungen des Volkes nicht errathen kann, ist selbstverständlich. Die unzufriedene Erregtheit, die täglich ängstlicher eine verhängnißvolle Wendung der deutschen Geschichte befürchtet, knüpft nur an die Thatsache sich, daß ein General zur Führung von Geschäften sich abcommandiren ließ, denen weder sein Intellect noch der Umfang seines mit löblichem Eifer vervollständigten Wissens gewachsen ist, und daß dieser ehrliche, aber begrenzte Mann die Stelle des ersten Berathers der Krone einnimmt. Wäre die Zahl der unabhängigen Politiker in unseren Parlamenten nicht so erschrecklich gering, dann hätte der Vertreter der höchsten Reichsgewalt die Stimmen der Unzufriedenheit längst schon gehört und ihm und uns wäre dann die Enttäuschung erspart geblieben. Die Rickert aber und die Rickertgenossen, die vor wonnigem Entzücken über den neuen Kurs und die Einladungen zu Ministerdiners und Kanzlerschoppen bis zum Morgengrauen des Volksschulgesetzes mit den allergetreuesten Oppositionbeinen strampelten, die vor zwei Monaten noch den Einsamen im Sachsenwalde als den einzig Unzufriedenen, soweit die deutsche Zunge nur klingt, zu bezeichnen pflegten, die haben wahrhaftig nicht die geringste Berechtigung, jetzt eiligst wieder ihren längst eingekampherten Mannesmuth vor Königsthronen auszukramen, nachdem der Kaiser, in erfreulichster Offenherzigkeit, ihnen den Rücken gekehrt und der höchst freisinnige Fuchs die fatale Säure der Trauben erkannt hat. Vor vierzehn Tagen noch hörte ich aus dem Munde des Fürsten Bismarck das lächelnde Wort: „Jede Partei hofft, den Kaiser doch noch einmal als Hospitanten in ihren Reihen zu sehen." Heute ist diese Hoffnung räumlich wohl etwas eingeschränkt; und das ist eine nicht hoch genug zu schätzende Folge der Rede an die märkische Mannschaft. Denn die Hoffnung, für vorsichtig verborgene atheistische, für laut bekannte manchesterliche Bestrebungen und im Kampfe um das parlamentarische Regime, nach englischem Muster, bei einem ungewöhnlich machtbewußten Hohenzollernkaiser Unterstützung zu finden: diese Hoffnung war doch ein Bischen zu — „entschieden liberal".

* * *

Aschermittwoch steht, da ich schreibe, vor der Thür, die Welt sieht grau aus und nebenan, leider riecht man's, werden Pfannkuchen gebacken, brr! in Schweineschmalz. Hinten rumort mein Hausmädchen, das als Spanierin, gelbe Seide mit Schwarz, auf den Maskenball will, drüben probirt ein Referendar einen Wallensteinerhut, auf der Straße rasseln die Wagen und poltern die Droschken, denn jeder will heute zum Tanze, bei Hofe, in der Philharmonie, oder wenigstens im Wintergarten. Und ich soll hier sitzen und abstrakte Politik schwatzen, während doch das vergnüglichste und „aktuellste" Wochenthema mit anmuthigster Gravität mir winkt: das Menuet?

Tiefe Verbeugung. Drei Schritte nach rechts. Tiefe Verbeugung. Drei Schritte nach links. Tiefe Verbeugung. Schwenkung vorwärts. Tiefe Verbeugung. Schwenkung rückwärts. Tiefe Verbeugung. Inzwischen sind der Beredsamkeit keine Schranken gesetzt.

Muß man nicht froh es begrüßen, daß er zu neuem Leben erweckt worden ist, dieser graziöse, dieser hochpolitische Tanz, der in nuce ein ganzes, uraltes Regierungsprogramm enthält? Der „Berliner Local-Anzeiger", den ein irrendes Gerücht jüngstens als das kommende Regierungsorgan bezeichnete, hat seine gouvernementale Einsicht jedenfalls dadurch erhärtet, daß er dem wiedererstandenen Menuet vierzig loyale Zeilen widmete.

Ich bitte, nicht etwa gleich an den Don Juan zu denken; da macht eines unglaublich tactlosen Bauernmädchens schriller Hilfeschrei ja der Menuetlust ein frühes Ende. Unter Ludwig dem Vierzehnten aber, der mit der Allongeperrücke und in Schuhen mit rothen Absätzen öffentlich als musengöttlicher Apollon aufzutreten liebte, der zum Symbol die Sonne und zur Devise den frechen Spruch „Nec pluribus impar" erkor, damals, in der Glanzzeit der Menuetpolitik, durfte die gesammte Bauernschaft des allerchristlichsten Königreiches gegen galante Herrenrechte um Hülfe kreischen, ohne daß deshalb auch nur eine Hofdame für eine Sekunde aus dem Tact kam. Vor dem Gassenlärm schützten Fenster und Vorhänge —: en avant, messieurs et mes dames!

Die Geschichteschreiber sterben aus und man müßte an der Belehrung kommender Geschlechter verzweifeln, wenn nicht für Deutschland wenigstens zwei wackere Kadettenlehrer die süße Pflicht historischer Märchenerzählung auf sich genommen hätten; sie schreiten dabei rückwärts, von Sedan nach Mantinea, und ich möchte ihr amusantes Buch dem Krebsmenuet vergleichen, das ich in einem alten Tanzbüchlein entdeckt und Frau Koebisch-Wolden hiermit angelegentlichst empfohlen habe. So gut aber, das befürchte ich, werden unsere Kadettenlehrer die Kunst doch nicht verstehen, in usum serenissimi delphini Geschichte zu machen, wie mein alter Freund Bossuet, der Bischof von Meaux, der mit beinahe religiöser Bewunderung von dem Sonnenkönig spricht, „le Monarque le plus absolu qu'il y ait jamais eu sur le thrône," und mit geringschätzender Lauheit von Ludwig dem Dreizehnten, der nur den Ruhm davontrug, „d'avoir laissé tout faire, plus heureux d'avoir eu un Grand Ministre que glorieux d'avoir mérité les louanges par lui-même." Was ließe, gerade nach dieser Richtung, aus der jungen deutschen Geschichte sich noch Alles machen!

Uebrigens hat Ludwig der Vierzehnte ganz geduldig den Tod seines allmächtigen Ministers Mazarin abgewartet, dem er bis dahin gehorsamst, sogar bei der Trennung von Maria Mancini, gefolgt war. Allerdings zählte der vielversprechende Jüngling damals erst dreiundzwanzig Jahre und später entschlüpfte ihm das allerliebste Wort: „Ich weiß nicht, was ich gethan hätte, wenn er noch länger am Leben geblieben wäre!" Der kluge Kardinal aber war auch klug genug, rechtzeitig zu sterben und nun hinderte den jungen Monarchen nichts mehr, sein eigener Minister zu sein und nur für die Finanzen eine selbständige Kraft, Mazarin's Schüler Colbert, zu bestellen. Ein lustiges Luxusleben begann, Molière mußte seine bitteren Menschheitsatiren durch öde Balletallegorien im schmeichlerischen Optimusstil schmackhafter machen, auf daß des gottbegnadeten Monarchen zärtlicher Makronenmagen sie verdauen konnte, und während in den protzig prunkenden Schlössern, unter den vorgeschriebenen tiefen Verbeugungen Menuet getanzt wurde, drang, für byzantinische Harthörigkeit noch nicht vernehmlich, schon das ferne Grollen der heraufziehenden Revolution aus der düster drohenden Chorstrophe empor, mit der Hofdichter Racine den zweiten Act seiner Athalia schloß:

„De tous ces vains plaisirs, où leur âme se plonge,
Que restera-t-il? Ce qui reste d'un songe
Dont on a reconnu l'erreur.
À leur reveil-ô reveil plein d'horreur! —
Pendant que le pauvre à ta table

Digitized by Google

Goûtera de ta paix la douceur ineffable,
Ils boiront dans la coupe affreuse, inépuisable,
Que tu présenteras au jour de ta fureur
À toute la race coupable!“

Es war dieselbe Tragödie von Athalia, die hundertundfünfzig Jahre später, am 4. Januar 1841, in Berlin ausgepfiffen wurde, weil sie dem Publikum pfäffisch erschien und weil Friedrich Wilhelm IV., der Paranoiker auf dem Thron, an die Stelle des Hegelianers Altenstein den neuen, mit dem „christlichen Staat“ liebäugelnden und die Wissenschaft confessionell knutenden Cultusminister Eichhorn gesetzt hatte. David Friedrich Strauß wurde damals verpönt, Stahl beschwor die Wissenschaft, umzukehren, und während Johann Jacobi — es ist genau einundfünfzig Jahre her — seine vier ernsten Fragen an den zur Zeit für Humboldt noch „amüsablen“ König richtete, höhnte der arge Heine den neuen Alexander:

„Ich ward ein Zwitter, ein Mittelding, das weder Fleisch noch Fisch ist,
Das von den Extremen unserer Zeit ein närrisches Gemisch ist.
Ich bin nicht schlecht, ich bin nicht gut, nicht dumm und nicht gescheute,
Und wenn ich gestern vorwärts ging, so geh ich rückwärts heute.“

Damit war die Menuetpolitik in's Herz getroffen und mählich wuchs die Empörung gegen den selbstbewußten, redelustigen und mystisch schwärmenden König, dessen literarische Talente noch kurz zuvor einen Triumph gefeiert hatten, als er in strömendem Regen vom Balkon des Berliner Schlosses dem unterthänigst begeisterten Volke zugerufen hatte: „Ich will meine Gelübde halten, so Gott mir hilft. Zum Zeugniß heb' ich meine Rechte zum Himmel empor! — Vollenden Sie nun die hohe Feier und der befruchtende Regen Gottes ruhe auf dieser Stunde!“....

In Frankreich hatte schon früher die Menuetherrlichkeit ein Ende gefunden. Ludwig XV., der geistreiche Wollüstling, hatte sein lachend verzweifeltes Wort „Après moi, le déluge!“ gerufen und langsam stieg nun, ob auch der glänzende Dunkelmann Joseph de Maistre ihr wehren wollte, ganz wie Eichhorn, durch fromme Sprüche und Kirchenlieder, die Sündfluth empor. Diderot, fast etwas wie ein disciplinarbarer Professor, schrieb der Maitressen- und Pfaffenwirthschaft den entsetzlichen Refrain: „Et des boyaux du dernier prêtre serrez le cou du dernier roi!“ Voltaires jauchzender Hohn schlug aus der Ode an den Gerichtshof, aus den Episteln an Uranie, gleich sengender Lohe hervor und verschwälte mit dem dogmatischen Christenthum auch den lüderlichen Absolutismus. Das blitzblanke Gewaffen nahm Beaumarchais auf, der geniale Pamphletist, der aus des sechzehnten Ludwigs Diensten skrupellos in die des Wohlfahrtausschusses übertrat.

Bei Hofe ahnte man nichts vom nahenden Verhängniß. Marie-Antoinette spielte Komödie und tanzte Menuet, Ludwig XVI. schoß Rehböcke und war höchlich verblüfft, als auf die vor dem Toben einer hungernden Menge gestellte Frage, ob es denn wieder einen Straßentumult gäbe, ein verängsteter Höfling mit der Antwort herausplatzte: „Sire — ich fürchte, diesmal ist es die Revolution!“

Sie kam. Und ihr erstes Opfer war das Menuet. Von ihrer Flucht wurde Madame Veto auf einem Karren zurückgebracht und die graziöseste Menuettänzerin ihrer Zeit mußte unterwegs die plebejischen Zuckungen der Carmagnole von den Damen der Halle sich vortanzen lassen, die der verspäteten Absolutistin die wilde Weise in die verwöhnten Ohren krächzten:

„Dansons la carmagnole!
Vive le son du canon!“

Die Carmagnole hat das Menuet besiegt und vernichtet. Auch der napoleonische Glanz hat es nicht wieder erweckt; welche Figur hätte der brutale Korse inmitten der zopfigen Niedlichkeit gespielt! Dame Eugenie freilich versuchte, auch im gravitätischen Hoftanz ihrer Vorgängerin Marie-Antoinette ähnlich zu werden, deren schwerster Stunde eine milde Laune des Schicksals sie gnädig entzog. Eugenien's Bewunderer, Ludwig von Bayern, hätte, in seiner kindischen Schwärmerei für den Sonnenkönig, vielleicht auch das Menuet noch einmal galvanisirt, wenn er des Anblickes holder Frauen nicht frühzeitig überdrüssig geworden wäre ...

Tiefe Verbeugung. Drei Schritte nach rechts. Tiefe Verbeugung. Drei Schritte nach links. Tiefe Verbeugung. Drei Schritte vorwärts. Tiefe Verbeugung. Drei Schritte rückwärts. Tiefe Verbeugung. Und der ganze anmuthig feierliche Zauber in Escarpins und Schnallenschuhen!

Wie vermoderter Rococoplunder aus der Maskengarderobe einer ausgeklungenen Zeit wittert es uns an und keck hätte ich und zuversichtlich behauptet, daß mit diesem Tanzrégime nichts mehr anzufangen ist, — wenn nicht zu rechter Zeit eben noch mein Hausmädchen vom Maskenball heimgekommen wäre, gelbe Seide mit Schwarz, die Haare etwas zerzaust, wohl vom Winde, und, hochroth von dem funkelnagelneuen Tanz, in Entzückung, berichtet hätte: „Wissen Sie — tiefe Verbeugung — drei Schritte nach rechts — — — Das ist jetzt die feinste Mode und wird überall getanzt.“

* * *

Am Ende hätte ich doch besser gethan, der Frage des weisen Renan nachzudenken. Aber es schlägt eins, Aschermittwoch ist da —: carne vale, gute Nacht, Menuet! Gegen geringe Leihgebühr nimmt die Maskengarderobe die ganze gepumpte Rococoherrlichkeit zurück, die im Kerzenschimmer nur und im qualmenden Weihrauchgewölk einen matten Schein lebendiger Wirklichkeit zu erheucheln vermag, vor dem ersten Frührothleuchten aber, in verschlissener Armseligkeit, müde dahinsinken muß.

Apostata.

Dramatische Aufführungen.

„Riquette.“

(Ma cousine.)

Lustspiel in drei Acten von Henri Meilhac. Deutsch von E. Neumann. (Residenz-Theater.)

Die ganz Klugen hatten im ersten Zwischenact das Gerücht verbreitet, der geistreiche Akademiker Henri Meilhac habe für das Lustspiel „Ma cousine“ nur seinen berühmten Namen hergeliehen. Ueber diese Dummheit wollte ich mich beinahe ärgern; rechtzeitig fiel mir aber noch ein, daß die ganz Klugen ja doch keine Ahnung davon haben, wer Henri Meilhac ist. Solche Unkenntniß ist gewiß verzeihlich; man kann ein vortrefflicher Mensch, ein zufriedener und deshalb guter Bürger, sogar ein braver germanistischer Philologe sein und braucht doch den Namen Meilhac nie gehört zu haben. Nur, meine ich, sollte vortrefflichen Menschen, guten Bürgern und Germanisten nicht gerade die Aufgabe anvertraut werden, über französische Theaterstücke ein für Tausende maßgebend sein sollendes Urtheil zu fällen; das hieß früher: den Bock zum Gärtner machen; jetzt nennt man's: den General zum Reichskanzler berufen. Daß dabei viel Gutes kaum herauskommen kann, versteht sich eigentlich von selbst und deshalb dürfte man über die schlechte Information der in Politik und Kunst entscheidenden Stellen nicht in erstaunte Zuckungen gerathen. Ich war denn auch nicht weiter verwundert, als ich in der confessionell redigirten „Vossischen Zeitung“ las, „Ma cousine“ sei ein „erfindungsarmes Intriguenspiel.“ Warum sollte auch ein deutscher Kritiker, zumal Einer, der den Abgeordneten Alexander Meyer bewundert, gutes Deutsch schreiben oder gar wissen, daß Meilhac's größtes und bleibendes Verdienst eben in der Ueberwindung des Intriguenstückes besteht? Du weißt noch immer nicht, lieber Leser, mit wie geringer Weisheit die sogenannte öffentliche Meinung gelenkt wird.

Es lohnt sicher nicht die Mühe, jedem thörichten Schnitzer nachzujagen; prinzipiell wichtig aber ist immerhin die Enthüllung der völlig rathlosen Unkenntniß moderner Literaturbestrebungen, die den größten Theil unserer Kritik traurig auszeichnet. Nicht in der Kunstkritik allein sieht es so aus, die allmählich jeden bestimmenden Einfluß eingebüßt hat, sondern in jeder öffentlichen Kritik, mag sie nun mit Handelsverträgen, Panzerschiffen oder Schulgesetzen sich befassen. Durch die phrasenhafte Unwissenheit, die gerade auf den am meisten umlagerten Kanzeln zum Ausdruck kommt, wird die grundverkehrte Ansicht genährt, daß es bei aller Kritik sich um Nörgeln und Mäkeln nur handelt. Geschäftpolitiker, die nie eine Volksschule betraten, schwatzen über den Ruin der Kindererziehung, jeder Parteiklüngel bläst Alarm zum Schutze der Selbstverwaltung und die lärmenden Vorfechter des Modernismus schießen einen Bock über den andern. Dadurch wird natürlich denen das Handwerk erschwert, die sich bemühen, nur über ihrem Verständniß zugängliche Dinge in Wort und Schrift sich zu äußern. Graf Zedlitz hat leider Recht, wenn er über „insipides Phrasengeklingel“ klagt, das durch die tägliche Wiederholung nicht werthvoller wird. Und es war ein erlösendes Wort, das der Freiherr von Stumm neulich im Reichstag sprach: „Ich habe es mir zum Prinzip gemacht, auf Einzelheiten nicht einzugehen, die ich doch nicht verstehe.“ Wird dieses Prinzip erst wieder einmal zu Ehren gebracht, dann werden die albernen Programmreden aus der großen Apotheke für Gehirnerweichung und allgemeine Vertrottelung auch nicht den winzigsten Schein mehr irgend einer Berechtigung haben.

In der Hoffnung, daß er es weiter sage, erlaube ich mir also, dem kunstconfessionellen Berather der Tante Voß in die geschätzten Ohren zu raunen, daß Meilhac an „Erfindung“ immer arm war und daß er Intriguenspiele nie geschrieben hat. Beide Thatsachen sollten ihn den Modernen empfehlen, wenn die eben wüßten, was sie eigentlich wollen. Da sie aber pünktlich stets wieder vergessen, was sie vorgestern sahen, so wird es ihnen auch leichter als uns Andern, vor jedem Kollegen Crampton

Digitized by Google

Mund und Nase aufzusperren. Ein merkwürdiges Milieu nämlich und einen wunderlichen Charakter haben schon vor Herrn Hauptmann wirklich einige andere Leute durchaus studirt und insbesondere hat Meilhac — in Gemeinschaft mit dem höllisch witzigen Ludovic Halévy, der beim Abbé Constantin erst himmlisch langweilig wurde — die Hetzjagd nach dem Milieu mit erfolgreichstem Eifer betrieben. Von Marivaux und Régnard, von Gresset und Picard bis auf Scribe und Labiche galt als Hauptsache die fein oder derb geschürzte Intrigue, die auch heute noch bei Balabrègue und Bisson in mathematischen Formen fortjubilirt. Meilhac und Halévy aber, die deshalb von Zola gepriesen und von Lemaitre geliebt werden, haben die Intrigue stets nur als unentbehrlichen Vorwand benützt für die theatralische Gestaltung ihrer Absicht, die ausnahmelos fast auf die ironische Contrastirung zweier Welten ausging. In ihren gelungensten Schwänken — „Le prince", „La cigale", „La boule" —: immer und überall eine dünne, „erfindungsarme" Intrigue, immer und überall aber auch eine mitreißende Verve, eine entzückend boshafte Schilderung verschiedener und in der Berührung sich messender Gesellschaftschichten. Die althellenische Komödie hatte zum Gegenstande den Staat gehabt, die altrömische und altgallische meist ein bestimmtes Thema, dessen verschiedene Seiten an gegensätzlichen Typen erläutert wurden; die neufranzösische Komödie erst, wie sie von Meilhac und Halévy am feinsten und schärfsten ausgebildet worden ist, gab der fortschreitenden Sozialisirung der Gesellschaft den entsprechenden Ausdruck; nicht mehr nationale oder parteipolitische Gegensätze, auch nicht individuelle Eigenschaften allein malte der Komöde, — der Humor der Standesunterschiede und Klassenabstufungen wurde sein Ziel. Ein Uebergang, ähnlich dem vom Aristophanes zum Terenz, von den Ekklesiazusen zu den Brüdern.

Genau dieselbe Methode hat das Lustspiel „Ma cousine" geschaffen, das von dem unfähigen Uebersetzer, ich weiß nicht, warum, „Riquette" genannt worden ist. Auch hier ist die Intrigue — ein Ehemann wird einer Zweiten durch eine Dritte abspänstig gemacht und der Ersten, der Frau, wiedergegeben — uninteressante Nebensache; auch hier liegt der ganze Nachdruck auf dem satirischen Contrast zweier Schichten: des Theaters und der vornehmen Gesellschaft. Und weil in der ganz schlechten Aufführung des Residenztheaters dieser Contrast hinfällig wurde und die blasse Intrigue die Kosten der Unterhaltung bestreiten sollte, deshalb ermüdete und langweilte hier das in Paris bejubelte Stück, das allerechtester Meilhac ist, — freilich Meilhac ohne Halévy.

Ich liebe die gallischen Schwänke schon wegen ihrer Offenherzigkeit. Anstatt, wie die Söhne unserer Blumenthalia wohl thun, eine verfaulte Gesellschaft zu verherrlichen, geben sie rückhaltlos sie schallendem Gelächter preis und halten den Cancansitten einen Spiegel vor, darin sie sich erkennen mögen. Die sozialkritische Weisheit der Meilhac und Halévy ist ganz unendlich reifer und feiner als die Ballonmützen-Empörung manches jüngstdeutschen Ellenbogendramatikers. Und ich wage die Behauptung, daß die drei Männer, die um Riquette's Reize herumschnuppern, besser die Ganzpariserei charakterisiren und satirisiren, als es für die Ganzberlinerei in sämmtlichen Vorderhäusern sämmtlicher sozialer Dramen bisher bei uns erreicht worden ist. Spott ist wirksamer als Fastenpredigerentrüstung, und sicherer trifft die Peitsche ihr Ziel, wenn Narrenglöckchen dran hängen, weil — ja, weil auch nach dreiundeinhalbhundert Jahren Rabelais immer noch Recht behält:

„Mieulx est de ris que de larmes escrire,
Pour ce que rire est le propre de l'homme."

Weil dieses bei aller Frechheit wahrhaft heilige Lachen mit seinem befreienden Jauchzen in Frankreich niemals verhallt ist, darum ist dieses glückliche Land auch aus allem Ungemach siegreich und lustig hervorgegangen und nicht durch unglückliche Kriege, nicht durch unfähige und größentolle Monarchen, am wenigsten aber durch Ministerkrisen und durch Stürme in der parlamentarischen Spielschachtel ist es ernstlich gefährdet worden.

Doch mir fällt noch rechtzeitig ein, daß ich nicht mit der Hexe Politik jetzt, sondern mit der nicht minder umworbenen Schauspielerin Riquette zu schaffen habe, deren drei Freier ich vorstellen wollte.

Nummer eins: Champcourtier, bürgerlich, sehr reich, Parvenu, Dilettant, hat sich eine schöne Frau gekauft, die ihn betrügt, und die Mitgliedschaft eines fashionablen Clubs, in dem er sich lächerlich macht; besonderes Kennzeichen: schreibt Stücke, die er zum Schreien komisch findet. (Bourgeois-gentilhomme von 1890.) Nummer zwei: Der Baron von Arnay-La-Hutte, altadlig, schöner Mann, reich, angebetet von allen Frauen, sogar von der eigenen, dumm, eitel, respectabel; besondere Kennzeichen: ein Papa, dessen Nachkommenschaft nicht weit hinter der Augusts des Starken zurückbleiben dürfte, und das Mißgeschick, bei galanten Abenteuern stets auf „natürliche" Schwestern zu stoßen. Nummer drei: Gaston, ernsthafter Besitzer — michet sérieux — Riquette's, jung, nett, adrett, reich, artig, elegant; besondere Kennzeichen: keine. Es ist ein hübscher Zettelwitz, daß dieser Durchschnittbummler nur einen Vornamen trägt; er könnte auch Guy oder Gontran heißen.

So sieht die vornehme Gesellschaft aus und es ist ein allerliebster ironischer Zug, daß die vorurtheillose Schauspielerin Riquette die Moral zu Ehren und den Baron von Arnay-La-Hutte aus dem zarten Verhältniß zu Madame Champcourtier an den häuslichen Herd zurückbringt, — dieselbe Schauspielerin, die in derselben Gesellschaft nur geduldet wird, wenn sie Grille-d'-égout und die anderen Berühmtheiten des Chahut zu copiren bereit ist. Das müßige Luxusleben der Schauspielerin, die aus der Liebe, wie aus der Waffenübung der Fechtmeister, nur ein Geschäft und eine Theaterprobe macht, ist mit feinster Bosheit geschildert, und wenn eine große Künstlerin wie die Chaumont oder die Réjane — für die sie geschrieben ist — die Riquette spielt, muß das sehr sauber pointirte Lustspiel zwei flüchtige Stunden ganz reizend vertreiben.

Der Dame, die im Residenztheater diese Paraderolle spielen durfte, vermuthlich, weil sie drei kostbare Toiletten mitbrachte und ein unnennbares Gehalt bezieht, möchte ich nicht wehe thun. Sie mag sich geirrt und geglaubt haben, weil sie im zweiten Act den Chahut zu tanzen hat, Riquette sei Vortänzerin auf öffentlichen Bällen. Allgemach aber entsteht doch die Frage, ob der Director Lautenburg, dessen Geschicklichkeit ich stets anerkannt habe, mit der jetzt um ihm geschaarten Weiblichkeit uns noch weiter zu erfreuen gedenkt. Sollte es wirklich gar keine Schauspielerinnen mehr geben, die außer Brillanten und echten Spitzen noch etwas Talent zu versenden haben? Aus der unerträglichen Talmi-Natürlichkeit dieser in verbindlichem Lächeln und charmantem Gethue eingefrorenen Aufführung trat angenehm nur der junge Herr Reusch hervor, der Einzige, der noch daran erinnerte, daß auf der Bühne des Residenztheaters früher Herr Reicher stand, bis ihn sein übel berathener Director mit Reugeld gehen und gastiren ließ.

Von Yvette, auch einer Schauspielerin, die im Wallnerthater jetzt ihr kindisches Wesen treibt, wollte ich eigentlich noch erzählen. In dem Pferdebahnwagen aber, der nach dem verlorenen Abend mich aufnahm, saßen zwei kleine Mädchen, Ladenmamsells nennt man's in Berlin, die ihrem Bruder von Yvette's Reizen vorschwärmten, ganz begeistert, mit brennenden Bäckchen und lachenden Augen. Der Wagen mußte halten, denn eben war wieder die Polizei mit dem brüllenden Lumpenproletariat handgemein geworden und schrill umheulte uns das Gesindel. Da sagte ich zu mir selbst: Wer in solcher Zeit auch nur einem kleinen Mädchen unschädliche Freuden vergällt, der sollte wirklich lieber den Staub von seinen Pantoffeln schütteln. M. H.

Notizen.

Goethe als Sozialpolitiker. Von Prof. Gerlach (Dessau, Oesterwitz). Dieser Beitrag zur Beurtheilung der sozialen Frage weist mit großem Verdienst auf die sozialpolitischen Gedanken des genialen Staatsministers hin, die zumal im zweiten Theil des Wilhelm Meister, den im Ganzen recht ledernen Wanderjahren, niedergelegt sind. Dort finden sich die tiefsinnigsten und doch zugleich praktischen Ideen zur Erziehungslehre, über Regierung, Justiz, stehendes Heer ꝛc., ein Zukunftsbild, dem weder die Phantasien von Bellamy noch von Richter gleichkommen und die auch noch für unsere heutigen Verhältnisse hohen Werth haben. Den Glauben der Sozialdemokratie an ihre Heilung unserer kranken Zeit, schließt Gerlach, zerstört man nicht durch wohlfeile Satire und durch Anpreisung der freien Concurrenz, die dem Schwindel Thür und Thor geöffnet hat, sondern allein dadurch, daß der Moral wieder der gebührende Einfluß verschafft wird auf das gesammte Volksleben. Dies ist der leitende Gedanke, der Goethe's Zukunftsplänen zu Grunde liegt. Ueber manche Einzelheiten wird sich streiten lassen; die Grundidee ist unanfechtbar.

Das Bibliographische Institut in Leipzig läßt soeben erscheinen: „Eichendorffs Werke", mit Einleitungen und erläuternden Anmerkungen herausgegeben von Dr. Rich. Dietze, 2 Bände und „Gellerts Dichtungen", mit Gellerts Leben, mit Einleitungen und mit erläuternden Anmerkungen herausgegeben von Dr. A. Schullerus. Obwohl der moderne Geschmack der Literatur in andere Bahnen eingelenkt ist, weiß doch ein großer Kreis von Freunden unserer älteren Literatur die vorzüglichen Leistungen der romantischen Schule und zumal den volksliederfrohen Eichendorff hochzuschätzen. Seinen Werken voran geht eine fesselnde Schilderung seiner Lebensschicksale, an die sich eine feinsinnige Beurtheilung seiner Werke anschließt. In Schullerus' Bearbeitung von Gellerts Dichtungen werden uns zunächst die poetischen Werke des beliebten Volksdichters geboten, danach folgt eine geschickte Auswahl der „Moralischen Gedichte" und der „Geistliche Oden und Lieder"; den Beschluß machen einige Briefe Gellerts.

Von Sir John Lubbock's „Freuden des Lebens" ist soeben (im Verlag von Friedrich Pfeilstücker, Berlin) die 3. Auflage der deutschen Ausgabe in hübscher Ausstattung herausgekommen. Schon aus den Kapitel-Ueberschriften (Die Pflicht glücklich zu sein, Glück der Pflicht, die Wahl der Bücher, der Segen der Freundschaft, der Werth der Zeit, Reisefreuden, die Freuden des Heims, Wissenschaft, Erziehung ꝛc.) ist ersichtlich, daß das Buch ein Lebensführer, eine Anleitung zum Glücklichsein, ein moralphilosophischer Rathgeber ist. In England hat es eine große Verbreitung gefunden, denn es sollen weit über 100,000 Exemplare davon verkauft worden sein. Ihm scheint auch in Deutschland eine große Anzahl Käufer beschieden zu sein: irgend einen Nutzen für sein Leben wird ein jeder Leser davon haben.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Digitized by Google

Inserate.

Vom Verfasser des **„Rembrandt als Erzieher“** erschien:

40 Lieder

von

einem Deutschen.

Direkte Zusendung erfolgt, nach Einsendung von 2 Reichsmark in beliebigen gültigen Briefmarken, durch die Buchhandlung von **E. L. Thaarup, Kopenhagen.**

× Es will uns bedünken, als ob einzelne dieser Gedichte noch höher stehen, als manche gleiche Gegenstände behandelnde Gedichte Goethe's.

Leipziger Zeitung.

Seit einigen Jahren bin ich bemüht das Andenken **Max Stirner's** (mit seinem bürgerlichen Namen Dr. Caspar Schmidt, 1806—1856), des Verfassers von **„Der Einzige und sein Eigenthum“** (1845), der Vergessenheit zu entreissen und der Zukunft das spärliche biographische Material über sein Leben und Wirken zu sichern. Es ist mir gelungen, Max Stirner's Grab, wie auch das Haus, in welchem er seine letzten Tage verlebte, aufzufinden und es soll nun, damit nicht auch diese äusseren Spuren seines grossen Lebens von der Zeit gänzlich verwischt werden, das erstere mit einem Grabstein, das letztere mit einer Gedenktafel bezeichnet werden. Wer gewillt ist, diesen Gedanken verwirklichen zu helfen, ist gebeten sich an den Unterzeichneten zu wenden. Ueber alle eingelaufenen Beiträge, sowie über deren Verwendung wird im Inseratentheil der „Vossischen Zeitung“ vom 1. April d. J. Bericht erstattet werden.

John Henry Mackay,
Berlin N., Kalkscheunenstr. 2 III.

Rich. Kahle's Verlag in Dessau.

Soeben erschien:

Göthe als Socialpolitiker

Ein Beitrag zur
Beurtheilung der socialen Frage.
Von
Professor Dr. Gerlach.

Preis: 50 Pfge.

Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Karl von Hase,

Handbuch der protestantischen Polemik gegen die römisch-katholische Kirche.

5. Aufl. XXXVI, 728 S. gr. 8°.
geh. 12 ℳ, geb. (Halbfranz) 13 ℳ 50 ₰.

Die berühmte Schrift Karl v. Hase's, welche längere Zeit gefehlt hat, erscheint jetzt in fünfter, durchgesehener Auflage. Sie ist unter den heutigen Zeitverhältnissen besonders werthvoll und für jeden Gebildeten verständlich.

Für grössere lexikographische Arbeiten wird ein Redacteur und Bearbeiter des geographischen statistischen Teils gesucht.

Die Expedition der „Gegenwart“: Berlin W., Culmstr. 7, wird die Güte haben, betr. Zuschriften unter „Redacteur-Gesuch“ weiter zu befördern.

Neuer Roman von Theophil Zolling.

Soeben ist bei mir erschienen und nehmen alle Buchhandlungen Bestellungen an:

Coulissengeister

Roman von Theophil Zolling

2 Theile in einem Bande.

Preis: Geh. M. 6.—, Gebunden M. 7.—

Leipzig. **H. Haessel, Verlag.**

Verlag von Hermann Costenoble, Jena.

Neu bearbeitete Volksausgabe der „Eisenbahnreform“.

Von

Eduard Engel.

Der Zolltarif.

„Die Welt am Ende des 19. Jahrhunderts steht unter dem Zeichen des Verkehrs.“
Kaiser Wilhelm II.
am 7. Januar 1891.

Preis 1 Mark.

Die Gegenwart 1881—1888.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1881—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Einbanddecken zu obigen Jahrgängen oder Bänden à 1 M.

Verlag der Gegenwart
in Berlin W, 57.

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum XL. Bande der „Gegenwart“, sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.

Hierzu eine Beilage von Hermann Hurwitz & Co. in Berlin C.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 11. Berlin, den 12. März 1892. Band XLI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Straßenkrawalle. — Der Massen-Streik in Rußland. Von H. von Samson-Himmelstjerna (Victor Frank.) — **Literatur und Kunst**: Die Pathen von Reuter's „Stromtid". Von Karl Theodor Gaedertz. — Carl von Perfall und seine Romane. Von Heinrich Vollrat Schumacher. — **Feuilleton**: Die Beichte. Von F. de Roberto. — **Aus der Hauptstadt**: Sse-Ma-Thsian. Von Apostata. — Berliner Ausstellungen. Von C. G. — Notizen. — Inserate.

Straßenkrawalle.

Absolutismus, gemildert durch Meuchelmord, — so nannte man einmal die russische Regierungsform. Manchesterthum, gemildert durch Straßenkrawall — könnte man entsprechend ein modernes Großstadtthum nennen, in dem eine kleine Minorität herrscht durch ein höchst ungerechtes Censuswahlsystem, und Schaaren hungernder Bettelfamilien kein Brot und nicht einmal Arbeit haben.

Damit soll durchaus nicht gesagt sein, daß die letzten Berliner Februarkrawalle unter Führung arbeitloser Arbeiter stattgefunden hätten. Vielmehr wies alles darauf hin, daß die eigentlichen Leiter des Unternehmens nicht Arbeiter, sondern arbeitscheue Faulenzer der niedrigsten Sorte waren, die sich nur den Anschein von Arbeitern zu geben suchten, um das zu verhüllen, was sie waren — Tagediebe. Das war auch für Berlin und für Deutschland ein Glück. Denn wenn die Arbeiter einen Aufruhr gemacht hätten statt der Handvoll Faulenzer, so hätten die Repetirgewehre eine traurige Arbeit verrichten müssen, und ein Meer von Blut und Thränen wäre die Folge gewesen. Gibt es doch in Berlin eine Bevölkerung von 8—900,000 Köpfen, die sich selbst zu dem „Proletariat" zählt. Denn Berlin hat jetzt 1,600,000 Einwohner, und die Majorität wählt sozialdemokratisch.

Die Zeiten haben sich sehr geändert. Unsere heutigen Proletarier sind doch eigentlich recht zahm gegen jene „alten 48er", die der Pariser Februarrevolution die Wien-Berliner Märzrevolution folgen ließen. Das ist um so auffälliger, weil man gerade so oft behaupten hört, daß der Zug der Zeit immer mehr nach der extremen revolutionären Linken strebe. Wie wild und übermüthig war die Sprache jener freiheitdürstenden Blätter vor 44 Jahren, wie toll war die Tonart der freiheittrunkenen Volksredner von damals! Und heute? Der „Vorwärts" erläßt Aufrufe an sein Volk, wie sie ernüchternder und abkühlender das reactionärste Ministerium nicht erlassen könnte. Dagegen erklärt die „Kreuzzeitung", daß man bei aller Strenge der Verurtheilung doch anerkennen müsse, daß aufrührerische Gesinnung noch am ehesten verzeihlich sei bei einem verzweifelten Familienvater, der Frau und Kinder hungern sehen muß. Daraus muß man doch die tröstliche Beruhigung schöpfen, daß die Uneinigkeit der kämpfenden Parteien in Deutschland eine gewisse Grenze innehält, besonders wenn man an die wüsten Auftritte in der französischen Kammer denkt und an die noch gefährlicheren anarchistischen Aufruhrversuche im französischen Militär.

Es ist freilich wahr, daß unseren sozialdemokratischen Zukunftsträumern die Trauben noch zu sauer sind, aber dürfen wir nicht gerade für diese Selbsterkenntniß unserer inneren Gegner Gott danken? Eine Revolutionspartei, die ihrer Uebermacht gewiß und selbstbewußt ist, wird eben stets und sofort zur That übergehen, so lange es eine Weltgeschichte gibt. Denn jede irdische Frage ist im Grunde eine Machtfrage. Auch nach der alten juristischen Formel „cui bono?" würde man auf die Sozialdemokraten als Hintermänner unserer Straßenkrawalle zuletzt rathen müssen. Denn sie könnten sich in der That keinen größeren Schaden zufügen, als durch solche Thorheiten. Bezeichnend in dieser Hinsicht war die kleine Scene, als ein Krakehler, der soeben gebrüllt hatte „es lebe die Sozialdemokratie", von derben sozialdemokratischen Fäusten gepackt und durchgeprügelt wurde. Es ist gut, daß die Frage „cui bono?" nicht immer ausschlaggebend ist, sonst könnte man die Beschwörer des rothen Gespenstes nirgend anders suchen als — in den heiligen Hallen der Börse. Aber gespannt darf man darauf sein, was nun die anarchistischen Maulhelden in Berlin thun oder — sagen werden. Das ist ja eine Sache nach ihrem Geschmack, eine Propaganda der That! Worauf warten sie denn noch? Sie erklären ja, daß man nicht warten solle und dürfe, sollte bei ihnen auch schon die „Versumpfung" eingerissen sein?

Lehrreich war auch eine Gerichtsverhandlung, die sich in den letzten Tagen in Berlin abspielte, und deren innere Verwandtschaft mit den Straßenkrawallen unseres Wissens von keinem Blatte hervorgehoben wurde. Ein Einbrecher erzählt dem Gerichtshofe, daß ein Gespräch mit einem anderen „wohlsituirten" Einbrecher ihn auf den Grundsatz gebracht habe, „wer heute noch arbeitet, ist dumm, — ich stehle." Eine Philosophie von furchtbarer Einfachheit!

Kein Geringerer als Eduard v. Hartmann hat mit Nachdruck auf die Erscheinung hingewiesen, daß namentlich in der kalten Jahreszeit viele Leute Thätlichkeiten begehen, besonders Sachbeschädigungen, in der ausdrücklichen Absicht, um in der warmen Gefängnißzelle gefüttert zu werden! Es kann auch nichts mehr auf der Hand liegen, als daß ein weiser Volkswirth und Gesetzgeber jeden unehrlichen Erwerb möglichst erschweren und zugleich jeden ehrlichen Erwerb möglichst erleichtern muß. Oder mit anderen Worten: der Abstand zwischen dem Dasein des Diebes und dem Dasein des redlichen Arbeiters muß so weit gemacht werden wie nur irgend möglich. Statt dessen gewährt man heute in übel angewendeter Humanität dem Verbrecher allerlei Erleichterungen, sogar der Zuchthäusler kann noch „Ersparnisse" machen im Zuchthause. Andererseits behauptet man mit um so merkwürdigerer Hartherzigkeit,

Digitized by Google

es sei nicht Sache der Staatsgemeinschaft, dafür zu sorgen, daß die Bürger lohnenden und ehrlichen Erwerb finden. Sieht das nicht beinahe so aus, als wollten die betreffenden humanhartherzigen Theoretiker allmählich alles Handwerk überführen in Gefängnißarbeit?

Man kann allerdings nicht nach Art des Drakon auf jeden kleinsten Felddiebstahl die Todesstrafe setzen. Man kann nicht einmal schwerere Einbrecher lebenslänglich einsperren. Aber daß man es nicht kann, ist traurig. Denn man könnte es, wenn jeder fleißige Bürger auch Arbeit und Brot fände unter allen Umständen! Ein Dieb, der aus anderem Grunde stiehlt als aus bitterer Noth, zeigt eine so schmutzige Habsucht, daß das Staatsinteresse ein Unschädlichmachen für immer rechtfertigt.

Könnte man in Beziehung auf Nothlage und unverschuldete Armuth ein ganz reines Gewissen haben, so könnte man auch ruhigen Herzens jeden Landfriedensbrecher niederschießen lassen. Damit soll aber nicht etwa Milde oder auch nur Langmuth gegenüber irgendwelchen Aufrührern empfohlen werden. Denn die Macht müssen die Machthaber unter allen Umständen in der Hand behalten und um jeden Preis. Mit der Macht verliert man zugleich die Möglichkeit der Besserung. Es wäre ein entsetzlicher Gedanke, daß ein Stadttheil auch nur für eine halbe Stunde lang in die Gewalt des Straßengesindels fallen sollte. Milde und Versöhnlichkeit gegen alle Gegner, die mit Worten verhandeln wollen und in ordnungsmäßiger Weise Beschlüsse fassen. Aber wo man uns auf die Probe stellen will mit Straßendemonstrationen und gar mit Steinwürfen, da antworte die „ultima ratio“ möglichst schnell und möglichst scharf.

Zwei Gründe sind es, die am häufigsten gegen die Beschwerden der Arbeiter angeführt werden. Der eine beruft sich auf die mangelhafte Sparsamkeit in der warmen Jahreszeit, wo der Arbeiter natürlich viel besseren Verdienst hat als im Winter, der außerdem viel höhere Kosten für Heizung, wärmere Kleidung u. s. w. verursacht. Dieser Vorwurf, so berechtigt er an sich ist, vergißt doch, daß wir mit den Menschen rechnen müssen, wie sie sind, und daß in der Praxis die praktischen Rücksichten den Vorzug haben vor den theoretischen. Die rechte Sparsamkeit fehlt in den unteren Ständen ebenso wie in den oberen, und auch in manchen Kreisen, die außerhalb dieser Standeseintheilung stehen. Wir erinnern z. B. an den oft getadelten Mangel an Sparsamkeitssinn bei Künstlern und Gelehrten. Außerdem kann sich jener Vorwurf nur richten an die verhältnißmäßig kleine Minderzahl der besser bezahlten Arbeiter. Die Mehrzahl ist aber so schlecht gestellt, daß zur Sparsamkeit schon eine ziemlich große Willenskraft und Zähigkeit gehört, um nicht zu sagen ein besonderes Talent. Vielfach dürfte sich auch in der sommerlichen Leichtlebigkeit gerade ein gewisser Rückschlag der eben überstandenen Wintersnoth äußern. Wer das mühsam Ersparte schon in den nächsten Monaten wieder verzehren muß, verliert dadurch auch die Lust am Sparen.

Ein zweiter Vorwurf richtet sich gegen die Freizügigkeit. Wenn es einmal sein muß, wollen wir auf die Freizügigkeit verzichten, obgleich fehlende Freizügigkeit gleichbedeutend ist mit halber Sklaverei. Aber wir glauben, daß dieser Einwurf noch viel haltloser ist als der erste. Freilich muß sich eine Herrschaft, die das Landleben nur kennt aus der Sommerfrische, gar sehr wundern, warum denn dieser eigensinnige Proletarier diese schöne, gesunde Landluft zu fliehen scheint. Aehnliche ländliche Mißverständnisse des feinen Städtebewohners liefern einen unerschöpflichen Quell für die Witzblätter. Die Verwunderung muß auf den Gipfel steigen, wenn derselbe Städter dann die Pestlöcher und finsteren Kellergewölbe erblickt, die der Proletarier seine Wohnung nennt, und wenn er diese „Wohnung“ vergleicht mit — seinem lieblichen Sommerheim.

Offenbar muß man, um möglichst viele Leute aus der Großstadt wieder zu vertreiben und zur Rückkehr auf das Land zu bewegen, entweder den Aufenthalt in der Stadt erschweren, oder ihnen den Aufenthalt auf dem Lande erleichtern. Wie man das Dasein des Proletariers in der Stadt noch erschweren will, ist uns allerdings völlig räthselhaft. Denn Wohnungen, die noch menschenunwürdiger wären als die, die heute thatsächlich „Miether“ finden, übersteigen unser Begriffsvermögen. Danach bleibt nur noch die Möglichkeit, das Loos des Landarbeiters zu verbessern. Da liegt der Haken eben! Die Löhne auf dem Lande sind zu niedrig, um als eine kräftige Lockung auf den Großstädter wirken zu können. Der kleine Landbesitzer kann keine höheren Löhne zahlen, weil er tief verschuldet ist, und der große Grundbesitzer will keine höheren Löhne zahlen, weil er — in Berlin herrlich und in Freuden leben muß, und weil seine Herren Söhne — nun, man weiß ja, „Pferde, Weiber, Hunde, alles famos!“

Dazu kommt, daß es nicht die Magenfrage allein ist, die das Land veröden läßt. Ein viel schlimmerer „Drache, der das Land verödet“, ist der politische Druck, den leider so viele große Herren, die sich conservativ nennen, auf die von ihnen abhängigen kleinen Leute ausüben. Denn ein bischen Hunger verträgt des Deutschen ehrliche Haut noch eher als die gehässige Unterdrückungs- und Verfolgungssucht. Hier könnte die Regierung ein Werk der Gerechtigkeit und Klugheit zugleich thun, indem sie den Bedrückern das Handwerk einmal gründlich legt. Ein wahrer Segen ist da noch das geheime Wahlrecht zum Reichstage, weil es thatsächlich das einzige Recht ist, was dem mundtodt Gemachten noch übrig bleibt. Es ist schade, daß man den Kampf für das Wahlgeheimniß dem Freisinn allein überlassen zu wollen scheint. Man sollte es kaum für möglich halten, daß erst neuerdings wieder Stimmen laut wurden, die „öffentliche“ Wahl verlangten, unter Berufung auf die alten fadenscheinigen Redensarten wie „Muth der Ueberzeugung“. Nein, nicht öffentliche Wahl, sondern möglichster Schutz des Wahlgeheimnisses. Der Zusammenhang ist nicht schwer zu begreifen: öffentliche Wahlen auf dem Lande — in der Großstadt Straßenkrawalle.

Der Massen-Streik in Rußland.

Von H. von Samson-Himmelstjerna (Victor Frank).

Unter den Erscheinungen, welche auf die Natur des über Rußland hereingebrochenen schweren Leidens zurückzuschließen gestatten, ist die epidemisch gewordene „Arbeitsscheu“, nicht nur der Nothleidenden, eine der wichtigsten. In der deutschen Presse ist diese Erscheinung bereits wiederholt als sonderbare „Arbeitsscheu“ signalisirt worden. Ihre nähere Betrachtung wird indessen ergeben, daß sie zutreffender mit dem Ausdrucke unserer Ueberschrift bezeichnet wird, als Massen-Streik. Zu ihrer Charakterisirung wollen wir zunächst nur dasjenige heranziehen, was die russische Presse darüber bringt, sodann aber die zum Theil vielleicht unfreiwillig einseitigen Kundgebungen dieser letzteren, zu ergänzen suchen. Wenn wir dabei vornehmlich den (vormals Katkow'schen) „Moskauer Nachrichten“ folgen, so entgehen wir der Gefahr regierungsfeindlich-tendenziöser Darstellung.

Denn wie sehr dieses Organ bestrebt ist, als Sprachrohr des gegenwärtig herrschenden Regimes zu gelten, geht auf das Klarste aus seinem, ausschließlich Nothstands-Betrachtungen gewidmeten Neujahrs-Leitartikel hervor. Gleichsam hohe Schule reitend, in litterarischem Paradeschritte, wird hier ausgeführt, daß das Unheil, von welchem Rußland heimgesucht wird, offenbar und ersichtlich eine Strafe Gottes dafür sei, daß seit den sechziger Jahren die Regierung westlich-liberalen Doctrinen Zutritt gestattet habe — ein Fehler, für welchen die Regierung nun selbst büßen müsse; nun sei sie in Verlegenheiten gebracht und in die Nothwendigkeit versetzt worden, Millionen und aber Millionen zur Volksverpflegung herzugeben und es zu dulden, daß diese Millionen vor ihren Augen hierhin und dorthin verzettelt werden, und daß noch dazu, seitens der liberalen Befreier der Landschaftversammlungen ihr, der Regierung,

Digitized by Google

alle Schuld aufgebürdet werde; diese örtlichen quasi-Parlamente seien als Vorschulen zu einem künftigen Reichsparlamente errichtet worden, hätten aber nichts anderes bewirkt, als die vorsorgliche Vormundschaft des „Nicolaitischen Systemes", zugleich die Vorrathsmagazine desselben, zu zerstören und allgemeinen Bankerott herbeizuführen; die vielgerühmte Landschaftsstatistik erweise sich nun als gänzlich werthlos, denn sie vermöge über die thatsächliche Ausdehnung des Nothstandes nichts auszusagen. Nun gehe die Regierung daran, diese Lücke auszufüllen und jeder urtheilsfähige Mensch sehe es ein, daß eine Rettung Rußlands — falls es Gottes Weisheit gefalle, Rußland noch weitere Prüfungen zu senden — nur von der autokratischen Regierung seines Zaren zu erhoffen sei.

Diese Kundgebung dürfte genügen, um die regierungsfreundliche Gesinnungstüchtigkeit der „Moskauer Nachrichten" zu kennzeichen und um Nothstands- und Arbeitsscheu-Zeugnisse, welche das Blatt an anderen Stellen zu bringen nicht umhin kann, als unverdächtig und unübertrieben erscheinen zu lassen. Dennoch können wir uns nicht versagen, noch des Näheren zu zeigen, bis zu welcher Ungerechtigkeit die Regierungsfreundlichkeit des Blattes sich versteigt. Es ist ja doch nicht unbekannt, daß auch bei allem vormaligen Liberalisiren die russische Regierung ihrer autokratischen Tendenzen und Instincte sich niemals entkleidet hat, auch nicht in der famosen Reform-Aera; daß die autokratische Büreaukratie es immer sehr eilig damit gehabt hat, die kaum in die Welt gesetzten neuen Institutionen, gleichsam vor ihren eigenen Geschöpfen sich fürchtend, zu fesseln und zu knebeln, alle Fähigkeit zum Gutes Wirken ihnen nehmend, und nur die Befähigung zum Schädigen ihnen lassend. Die Nichtsnutzigkeit der Landschaftsämter und Landschaftsversammlungen ist ohne Zweifel zum großen Theile durch die autokratische Büreaukraite selbst verschuldet worden. Denn als, gleich zu Beginn ihrer Thätigkeit, diese Institutionen nach dem Vorbilde der mustergiltigen Leistungen der St. Petersburger Landschaft sich zu entwickeln begannen, wurde diese, als ein ärgerliches Beispiel von Selbständigkeit, aufgelöst; die verdienstlichsten Glieder des Landamtes wurden in die Verbannung geschickt und die ganze landschaftliche Wirksamkeit im Reiche wurde lahm gelegt. Die Landschaft wurde zum Tummelplatze der Streber und Gauner und zum Werkzeug der örtlichen Satrapen herabgedrückt. Und nun schmähen die autokratischen Organe das von der Autokratie Zertretene und Entwürdigte! Vollends ungerecht ist die Schmähung der landschaftlichen Statistik. Von dem besten Kenner der russischen Statistik, von Dr. Alfons Thun, ist anerkannt worden, daß statistisch Zuverlässiges und Brauchbares einzig und allein von den Landschaften geliefert worden, während die staatlichen statistischen Arbeiten jeden Werthes entbehren. Warum nichtsdestoweniger die landschaftliche Ernte-Statistik im Stiche läßt, dafür geben die „Moskauer Nachrichten" selbst, an einer anderen Stelle, in der Nr. vom 7./19. Jan. eine genügende Erklärung, welche jedoch nicht geeignet ist, das Vertrauen in die büreaukratische Autokratie zu stärken. Es wird hier nämlich aufmerksam gemacht auf einen Vortrag des Hrn. A. A. Blau über die nothwendige „Organisation der Erntestatistik" worin gezeigt worden, daß, abgesehen von Unzuverlässigkeiten der Erhebung, die staatliche Erntestatistik namentlich dadurch Beeinträchtigung erleide, daß sie gleichzeitig und unabhängig von einander durch neun, sage neun, verschiedene Ministerien und besondere Regierungsinstitutionen betrieben werde, wobei die Gesammtkosten colossalgroße, die Erfolge aber gleich Null seien, weil erstens die damit betrauten zahlreichen Personen meist gar kein Verständniß für die Landwirthschaft besitzen; weil zweitens durch ihre Zersplitterung die Geldmittel ganz ungenügend sind und meist keine Publikation gestatten und weil drittens der Landwirth durch die neunfachen statistischen Anfragen unwillig und zum Berichten unaufgelegt gemacht werde. Da sollte dann die Landschaft, als zehnter Frager, Brauchbares beschaffen!! Und wenn jetzt, in zwölfter Stunde, da zur Verstimmung noch der Eigennutz hinzukommt, welcher Kornvorräthe bis zu noch höherer Preissteigerung möglichst verbergen möchte — wenn jetzt die autokratische Büreaukratie sich aufmacht, zuverlässige Erntestatistik nachträglich herzustellen — welchen Erfolg muß ihr ein urtheilsfähiger Mensch voraussagen?!

Wir kommen nun zu den offenbar unverdächtigen Zeugnissen der „Moskauer Nachrichten" über die epidemische „Arbeitsscheu." Unterm 7./19. Januar bringt sie in der stehenden Rubrik „Briefe über die Hungersnoth", im 67. Briefe, Mittheilungen des Herrn Th. A. Nedokhódowsky, aus dem Kalúga'schen Gouvernement, welchem wir Folgendes entnehmen. Schon im Augustmonate habe er, zufolge einer Veröffentlichung aus dem Rjásanj'schen Gouvernement, über die dortige, mit Mangel an Arbeitsgelegenheit verbundene Nothlage dem bezüglichen Landamte Nachricht gegeben, daß in seiner Kalúga'schen Nachbarschaft mindestens 500 Mann guten Verdienst finden könnten, da alle landwirthschaftlichen Arbeiten wie gewöhnlich stockten, weil die örtlichen Bewohner zur Fabrikarbeit nach Moskau abzuziehen pflegten. Darauf seien auch im October Leute aus dem Rjásanj'schen gekommen, aber nicht aus Nothstand-Bezirken, sondern aus solchen Districten jenes Gouvernements, welche gute Ernte gehabt. Diese ganz behäbigen Leute hätten, trotz des bei der Theuerung der Nahrungsmittel ansehnlichen Lohnangebotes von 3 bis $3^1/_2$ Rubel monatlich bei freier Kost und Wohnung, nicht angenommen, sondern seien weiter gezogen. Die Erklärung dafür wird dem Herrn Nedokhódowsky durch einen seiner Arbeiter: Die Leute hätten noch Geldmittel gehabt; so lange diese noch vorhielten, werde kein Lohn für genügend gehalten, und werde weiter gezogen; wenn die letzte Kopeke verzehrt worden, dann sei man mit dem geringsten Lohn zufrieden; er selbst habe es auch so gemacht, bei den herabgesetzten Eisenbahnfahrpreisen habe er für ein Spottgeld weit und breit, im Süden und Norden Rußlands, sich umhertreiben können. — Hier haben wir gleichsam die Genesis dessen vor Augen, was wir unlängst (Beil. zu Nr. 344 der „Allg. Ztg.") das „Zerfließen" der Bevölkerung Rußlands genannt haben. Ohnehin ist, wie Tschaadájew es constatirt hat, die russische Bevölkerung noch nicht eigentlich seßhaft geworden. Dem Triebe zum Umhervagiren ist durch die wohlgemeinte Herabsetzung der Fahrpreise hochbedenklich Vorschub geleistet worden.

Soeben sahen wir, daß aus dem Rjásanj'schen nicht die nothleidenden Districte sich ausleerten, sondern gerade die vermögenden. Die schwer Betroffenen rühren sich nicht; darin stimmen alle Zeugnisse überein, sowohl diejenigen der „Moskauer Nachrichten", als auch der zweite, vom Grafen Lew Tolstoi in der „Nedelja" ausgestoßene Nothschrei (vgl. „Berl. Tagebl" vom 28. Jan., Abendbl). Jede moralische Energie, alle Fähigkeit zur Selbsthilfe erscheint erstorben. In nächster Nähe angebotene Gelegenheit zum Erwerbe, zum Sichselbstnähren, bleibt unbenutzt. Und zwar nicht nur unter den wirklich Nothleidenden macht sich die „Arbeitsscheu" geltend; ansteckend wirkt sie weiter auch auf Kreise, die sich keineswegs in Bedrängniß befinden. Hören wir, wie die Correspondenten der „Moskauer Nachrichten" sich diese, sie äußerst beunruhigende, ja ihnen entsetzlich gefährlich erscheinende Thatsache zu erklären versuchen. Den Schuldigen haben sie, nicht ganz mit Unrecht, gefunden: es ist die planlose Privatwohlthätigkeit — also muß diese unterdrückt werden.

In ihrem Leitartikel vom 29. Dec. 1891—10. Jan. 1892, setzten die „Moskauer Nachrichten" die ihnen zugegangenen Nothstandsberichte also zusammen: Die verderbliche Wirkung der Gratis-Spenden an die Nothleidenden sei sofort bemerklich geworden, sobald die Nothwendigkeit sich gezeigt habe, mit Beihilfe sich zu beeilen. Die Regierung sei bestrebt gewesen, die Arbeitsthätigkeit der Nothleidenden nicht zu paralysiren. Solcher Absicht aber sei man sich in der „Gesellschaft" viel weniger bewußt gewesen, und dadurch sei es zu erklären, daß unter den bäuerlichen Kreisen eine verderbliche Vorstellung so rasch entstanden und so außerordentlich weit sich verbreitet habe, die Vorstellung nämlich, daß die Bauern heuer als Gratispensionäre und Kostgänger der Regierung dastehen, welche ihnen alles Erforderliche umsonst zu liefern habe. Gegenwärtig, da die Regierung einen breiten Plan öffentlicher Arbeiten aufgestellt und der Privatwohlthätigkeit die lang ent-

Digitized by Google

behrte Einheitlichkeit verliehen habe — z. B. durch Errichtung des „Besonderen Nothstandscomités" — gegenwärtig sei es dringend gefordert, gegen jene Vorstellung des Volkes energisch in's Feld zu rücken; denn sie zerrütte und verderbe das Volk und vereitele die besten Pläne der Obrigkeit.

Die öffentliche Meinung — heißt es weiter — die öffentliche Meinung — (die man geknebelt und erstickt hat!) — solle sich beeilen, der Regierung zu Hilfe zu kommen. Die Leute, welche dem Volke helfen wollen, sollten es einsehen, daß ihre verhältnißmäßig geringfügige Beihilfe den Bauern positiv verderblich werde, wenn sie eine Veränderung der bäuerlichen Fürsorge für die eigene Wirthschaft zur Folge habe. In ihrer Nummer vom 7./19. Januar erklärt die Redaction des Blattes, sie werden fortan keinen privaten Aufruf zu Sammlungen u. s. w. abdrucken, wenn ihm nicht ein Verläßlichkeits-Attest seitens des „Besonderen Nothstandscomités" beigefügt sei. Nun stelle man sich vor, wie viel Zeit und Mühe, bei den großen Entfernungen und bei der Hurtigkeit der Behörden, und wieviel vorläufiger Geldausgaben aller Art, bei der überall herrschenden Willkür, es bedarf, um sich ein solches Zuverlässigkeits-Attest seitens des Petersburger Centralcomités zu verschaffen, welches doch erst Anfragen an die Localautoritäten erlassen muß über die Qualification des Aufruf-Unterzeichners. Das Alles ist gleichbedeutend mit völliger Lahmlegung der Privatwohlthätigkeit, es sei denn, daß die Menschenfreunde durch Bestechung der Localbeamten sich zum Wohlthun die Ellbogen frei machen.

Unmotivirt freilich kann man dieses Reglementiren der Privatwohlthätigkeit nicht nennen, wenigstens theoretisch nicht. Denn erstens: Ohne solche Vorsicht würden sicherlich in 99 Fällen von 100 die Erträge der Sammlungen in die Privattaschen der Sammler fließen.*) Andererseits freilich zweifelt im heiligen Rußland wohl niemand daran, daß es in praxi ziemlich auf dasselbe herauskomme: durch Concentration der Privatwohlthätigkeit im „Besonderen" Centralcomité werde die Füllung der Taschen der hier Wirkenden befördert. Zweitens aber kann nicht in Abrede gestellt werden, daß die Privatwohlthätigkeit wirklich so schädlich gewirkt habe, wie es die Correspondenten der „Moskauer Nachrichten" darstellen, und daß daher die Einschränkung und Regelung der Privatwohlthätigkeit angezeigt erschien.

In dem angezogenen Leitartikel heißt es weiter: Keine Mißernte, kein Wucherer vermöge es, den Bauer so gründlich zu ruiniren, als die unüberlegte Wohlthätigkeit es thut, indem sie seine selbständigen Anstrengungen zur Erlangung von Wohlstand unterminirt ...., und den Bauern die Vorstellung einflößt, als sei diese Wohlthätigkeit das Resultat irgend einer obrigkeitlichen Idee. Da sehe man, daß fast ein ganzer Kreis sich mit Gratistischen bedeckt, an denen jeder erscheinen mag, dem es einfällt, ohne die geringste Nachfrage nach seiner Bedürftigkeit. Die Gratisspeisung geschehe oft in einer, für bäuerliche Auffassung, luxuriös erscheinenden Weise. Ja, den Kindern werde dabei Naschwerk verabfolgt, werden Bilderfibeln vertheilt. Sei es dann wunderbar, wenn am andern Ende des Kreises die Leute sich weigern, Arbeit zu leisten, ohne welche man ihnen nichts verabfolgen will, und wenn sie ob der Zumuthung unwillig werden? wenn ihnen dieselbe als ein „Mißbrauch", als eine Unterschlagung erscheint? „Man hat ja", sagt da der gemeine Mann, „Geld für uns angewiesen" („abgelassen.") Durch die Gratistische mit dem Confect und den Büchelchen sei den Bauern die Sache klar gemacht worden: Die Gastereien kämen ja aus öffentlichen Mitteln ... der Bauer hat ein Recht auf dieselben ... werden sie ihm vorenthalten, so sei ein „Mißbrauch" im Spiel. Ja, mehreren Correspondenten der „Moskauer Nachrichten" ist es von Bauern, welche man zum Arbeitserwerbe bereden wollte, mit dürren Worten gesagt worden: das von der Regierung für sie „abgelassene" Geld sei in den Händen der „Herren" kleben geblieben.

Noch weiter hat sich die Erhitzung der bäuerlichen Phantasie gesteigert: nicht nur Brotkorn sei man verpflichtet, ihnen gratis zu liefern, im Frühjahr werde ihnen auch Zug- und Nutzvieh aus öffentlichen Mitteln ertheilt werden müssen; und darauf hin wird selbst von solchen Wirthen, welche noch Futtervorräthe besitzen, das Rindvieh und werden die Pferde geschlachtet. Im 68. der „Briefe über die Hungersnoth" verlangt ein Herr Malinowski, man solle den Bauern alle Pferde nehmen und sie „im Großen" durch den Winter füttern, um sie im Frühjahr den Leuten zurückzugeben — andernfalls werde im Frühjahre bei den Bauern kein einziges Pferd mehr vorhanden sein.

Ein weiterer, von einem Correspondenten der „Moskauer Nachrichten" constatirter, Umstand ist noch erstaunlicher und läßt noch tiefer blicken. Die „Arbeitsscheu" beschränkte sich nicht auf die nothleidenden Bezirke; auch in solchen Gegenden, wo von Nothstand nicht entfernt die Rede sein konnte, machte sie sich geltend. Leute, die hinreichende Kornvorräthe besaßen, zogen es, statt von ihnen zu leben, vor, Stammgäste der Gratistische zu sein. Ja, von dem eigentlichen Ackerbau hatte sich die „Arbeitsscheu" auch auf die kleinen Gewerker übertragen: — die Löhne seien zu gering geworden, es verlohne sich nicht mehr zu arbeiten —; auch sie verlangten, aus öffentlichen Mitteln ernährt zu werden.

Das ist der übereinstimmende Inhalt aller der mit Namen unterzeichneten Correspondenzen; alle die Herren Scharkhótin, Nedokhódowsky, F. J–w aus dem Tschern'schen Kreise des Tula'schen Gouvernement, Malinowsky u. s. w. — mit geringen Varianten entrollen ihre Briefe, ihre mit „Gefahr!" überschriebenen Artikel, mit großer Uebereinstimmung dasselbe Bild. Und allen diesen Correspondenten ist es anzumerken, wie sich ihnen beim Abfassen ihrer Berichte, im Angesichte der nahen Zukunft, die Haare sträuben; alle schließen mit Ausrufungen der Angst: „Diese Zuchtlosigkeit könne nicht ohne die fürchterlichsten Folgen bleiben!" ... „womit müsse das enden?!" ... „Die gefährlichsten Folgen seien zu befürchten für die Ordnung und Structur (sic: Stroi) sowohl der Gesellschaft als auch des Staates!"

Wir können dieses gedrängte Referat nicht schließen, ohne zu bemerken, daß alle diese beunruhigenden Beobachtungen ausschließlich in den großrussischen Districten gemacht worden sind. Von der epidemischen „Arbeitsscheu" wird nur berichtet aus den großrussischen Bezirken, der klassischen Heimat der „Orthodoxie" und des Agrarcommunismus, aus dem tiefen Dunkel desjenigen Gebietes, welches noch nie — auch nicht so viel wie die ehemals polnischen Provinzen — Berührungen mit dem „verderbten Westen" erfahren hat, in welches noch nie ein Schimmer gefallen ist von der Phosphorescenz der „Fäulniß" der Culturländer.

Nun wirft sich die wichtige Frage auf: Sind die von den „Moskauer Nachrichten" für das Entstehen der hochgefährlichen „Arbeitsscheu"-Epidemie vorgeführten Gründe zutreffend? und dürfen sie als zureichende Gründe gelten? welche andere Momente kommen da noch in Betracht?

Zutreffend ist es ohne Zweifel, wenn eine Hauptschuld dem leichtsinnigen und kopflosen Liberalismus der sechziger Jahre beigemessen wird, welcher die noch gänzlich rohe und wilde russische Nation plötzlich „in die Civilisation hinein entgleisen" gemacht und sie in Verhältnisse versetzt hat, die in keiner Weise vertragen werden konnten, für welche alle und jede Vorbedingungen fehlten. Aber ebenso zutreffend sind auch die von dem Blatte zurückgewiesenen Anklagen, welche die „Gesellschaft", die zur Selbstverwaltung berufene, an der Ausübung ihres Berufes aber gehinderte, Landschaft gegen die Regierung erhebt: dieselbe habe die erreichbaren und möglichen guten Folgen der liberalen Reformen paralysirt und der Befähigung zum Schädigen freien Lauf gelassen. Nicht minder zutreffend sind die gemeinsam von der Regierung und von der mehr oder weniger gebildeten „Gesellschaft" gegen das niedere Volk über Zuchtlosig-

*) In seiner, „Gefahr!" überschriebenen Einsendung referirt Herr Schachótin vom Besuche einer Gouvernements-Landschafts-Versammlung unter Anderem: „Man mußte hier staunen über die Confusion der Vorstellungen von irgend welchen Versorgungs-Kapitalien und über die unersättliche Gier einiger von den Deputirten, irgend welche solcher Kapitalien zu ihrer Verfügung zu erhalten. Das war ein niederdrückender Eindruck des örtlichen parlement pour rire."

Digitized by Google

keit, „Losgelassenheit," Sittenverderbniß, Indolenz, Faulheit u. s. w. erhobenen Klagen — wie berechtigt aber sind diese letzteren Klagen? Sind nicht vielmehr diejenigen verantwortlich zu machen, welchen die Erziehung des Volkes oblag und welche während eines Jahrtausends sie nicht nur ganz und gar vernachlässigt haben, welche vielmehr beflissen gewesen sind, alles fern zu halten, was zur Volkserziehung hätte dienen können? Sind nicht „Gesellschaft", Staat und Kirche solidarisch verantwortlich für die Gefahren der Gegenwart? Würden sie nicht eine vielhundertjährige Erbschuld büßen, wenn die epidemische „Arbeitsscheu" zu einer Bewegung heranwüchse, welche „Structur"-Aenderung in Gesellschaft, Staat und Kirche bewirkte? Die gegenseitigen Anklagen sind alle begründet, am meisten wohl diejenige, welche von keiner Seite offen verlauten darf: die Klage gegen die privilegirte Staatskirche, welche von jeher bis heute das ganze großrussische Wesen vergiftet hat.

Alle diese Momente sind aber nicht genügend zur vollen Erklärung der eigentlichen Natur der epidemischen „Arbeitsscheu," namentlich ungenügend zur Erklärung der, von den „Moskauer Nachrichten" betonten, Plötzlichkeit ihres Auftretens und der verblüffenden Raschheit ihrer Verbreitung. Es genügt dazu auch nicht die Erwägung, daß das Landvolk schon seit Jahrzehnten daran gewöhnt worden war, fast alljährlich aus öffentlichen Mitteln, resp. mit Hilfe der Notenpresse, Kornspenden zu erhalten, welche insofern als unentgeltlich erschienen, als an Schuldentilgung nirgends ernstlich gedacht werden konnte, solange überall die Steuerrückstände lawinenartig anwuchsen. Ebenso wenig genügt zur Erklärung, was die „Moskauer Nachrichten" im erwähnten Neujahrs-Artikel betonen: Daß nämlich im Grunde schon seit langem Rußland von allgemeiner Hungersnoth bedroht worden, und daß dieser Gefahr im Grunde jeder sich bewußt gewesen sei; daß aber mit russischem Leichtsinn man auf ihr Herannahen nicht geachtet habe und sich nun erst beim Rollen des Donners bekreuzige. Endlich befriedigt uns auch Folgendes nicht, was allenfalls zur Erklärung herangezogen werden könnte. Dem Hungertode gehen bekanntlich Fiebererscheinungen, Delirien, Tobsucht und Krämpfe voraus. Das Eintreten ähnlicher Erscheinungen wird von den erwähnten Angstrufen der „Moskauer Nachrichten" befürchtet. Diese Erklärung könnte man für die eigentlichen Nothstand-Bezirke gelten lassen. — Wenn aber die bedrohliche „Arbeitsscheu"-Epidemie auch in den von der Mißernte nicht betroffenen Districten Platz greift, hat man da nicht an „Ansteckung" zu denken, hat man nicht nach einem Träger der Ansteckung zu fragen, nach einem Bacillus?

An dem Vorhandensein und an der Wirksamkeit eines solchen Bacillus kann, in unseren Augen, gar nicht gezweifelt werden; darum auch will uns die „Arbeitsscheu"-Erscheinung bei der Plötzlichkeit ihres Auftretens und der Rapidität ihrer Verbreitung, nicht als ein sozusagen spontan auftretendes, gleichsam durch Wind und Wetter bedingtes Leiden erscheinen, sondern vielmehr als eine nicht ungeschickt absichtlich inscenirte und geleitete Massen-Streik-Bewegung.

Wem sollte diese Annahme nicht zur Gewißheit werden, wenn er folgende leicht controlirbare Thatsache beachtet? Bis zum vorigen Herbste war die Schweiz dicht angefüllt von staatsfeindlichen Russen; seit dem Herbste aber sind sie Mann für Mann von dort verschwunden, ohne daß man sie ausgewiesen hätte. Wohin anders sind sie gegangen als heimwärts, „in's Volk," — wie der technische Ausdruck lautet — an die Arbeit, das heißt, um in Rußland an Gesellschaft, Kirche und Staat eine Structur-Veränderung zu bewirken.

Literatur und Kunst.

Die Pathen von Reuter's „Stromtid".

Mit ungedruckten Briefen Reuter's.

Von Karl Theodor Gaedertz.

Des großen plattdeutschen Dichters vorzüglichste und volksthümlichste Schöpfung, der Roman „Ut mine Stromtid", umfaßt drei Bände, die seinem Lehrer Gesellius sowie dem bekannten Generalschuldirector Kohlrausch und Universitätsprofessor Wachsmuth gewidmet sind. Die Veranlassung zu der Gevatterschaft des Conrectors Gesellius in Parchim bei dem 1862 erschienenen ersten Theile hat Latendorf in seinem Büchlein „Karl Horn und Heinrich Gesellius, die Lieblingslehrer Reuter's" erzählt. Von allgemeinerem Interesse ist es, zu erfahren, wie Kohlrausch und Wachsmuth dazu kamen, Pathenstelle beim zweiten und dritten Bande dieses Hauptwerkes zu vertreten.*)

Der Erstgenannte von Beiden, der um das Schulwesen in Westfalen und Hannover hochverdiente Heinrich Friedrich Theodor Kohlrausch, hatte mit lebhaft gesteigerter Theilnahme die Veröffentlichungen Reuter's gelesen, in welchem er nicht nur einen begnadeten Volksschriftsteller erkannte, sondern auch einen echten Patrioten schätzen und bewundern lernte. Ganz besonders fesselte und ergriff ihn die Schilderung der „Festungstid". Kohlrausch konnte die Gefühle des ehemaligen Burschenschafters recht mit- und nachempfinden; war er doch selbst vor Jahrzehnten als Demagoge verdächtigt worden wegen einiger das auf der Wartburg 1818 von Studenten abgehaltene Burschenfest bedeutungsvoll charakterisirenden Zeilen, welche die Inquisitore des Geheimraths von Kamptz in dem berühmten Buche „Deutsche Geschichte" als staatsgefährlich erklären zu müssen glaubten. Endlich, 1862, nach der ihn auf das höchste entzückenden Lectüre des ersten Bandes „Ut mine Stromtid" trieb es den hervorragenden Scholarchen, brieflich sein Wohlgefallen auszudrücken, das er an den durch Humor und Gemüth gleich sehr ausgezeichneten Reuter'schen Werken hatte, sowie die Hoffnung daran zu knüpfen, es möchte ihm, dem schon im 83. Lebensjahre Stehenden (geb. 15. November 1780), noch vergönnt sein, die Fortsetzung und den Schluß des unvergleichlichen Romans zu genießen.

Keine der vielen Zuschriften, welche Reuter von dankbaren Lesern aus nah und fern empfing, erfreute ihn in höherem Maße als gerade diese; denn schon auf der Schule hatte er den Namen Kohlrausch voller Verehrung nennen hören und dessen geschichtliche Lehrbücher eifrig studirt, mit Begeisterung zumal die Darstellung der zur Abschüttelung vom Fremdjoche so glorreich geführten Freiheitskriege, jene schwere und hehre Epoche der Erhebung unseres deutschen Vaterlandes, die auch er seinerseits später in „Ut de Franzosentid" schilderte.

Der Dichter zögerte trotzdem eine geraume Weile mit der Antwort, nicht etwa aus Trägheit, noch weniger aus Gleichgültigkeit, im Gegentheil nur, um dem wackeren Greise eine Ueberraschung zu bereiten. Daß jedoch bei Ueberraschungen in der Regel nichts Ordentliches herauskommt, hatte er selbst öfter unangenehm gespürt und in einer heiteren Historiette seines „Schurr-Murr" behandelt; er entschloß sich daher am 7. Juli 1863 zuvor seine Absicht also kund zu thun:

„Mein hochverehrtester Herr,

Sie haben mir mit Ihrer Zuschrift und dem darin ausgesprochenen Wunsche eine wahre Herzensfreude gemacht, und wenn ich bisher, scheinbar unhöflicher Weise, die einen Beigeschmack von Undankbarkeit hat, nicht geantwortet habe, so lag die Schuld an einem kecken Vorhaben, welches mir nun bei näherer Betrachtung etwas überdreist vorkommt.

Ich nahm mir bei dem Empfang Ihres theuren Schreibens sogleich vor, Ihnen meinen Dank auf die ausdrücklichste Weise, die einem Schriftsteller gestattet ist, zu erweisen: durch die Dedication des von Ihnen erwarteten zweiten Theils „Ut mine Stromtid"; ich wollte Sie damit überraschen. Nun habe ich, Unglücksvogel, aber schon früher eine kleine Geschichte erzählt „wat bi 'ne Aewerraschung rut kamen kann"**) und habe

*) Den Stoff zu vorliegender Skizze verdanke ich einerseits der Tochter des Generalschuldirectors Kohlrausch, Frau Dr. Goldmann in Hannover, andererseits dem als Leiter der Allgemeinen Deutschen Kredit-Anstalt und Handelskammer in Leipzig verdienten Sohne des Prof. Wachsmuth, Herrn Generalconsul Dr. Wachsmuth. Kurz vor seinem plötzlichen Tode im Juli 1890 sandte mir der einst zum sächsischen Finanzminister ausersehene Mann die Briefe Reuter's mit eigenhändigen Erklärungen, von Rigi-First.

**) Ein Jahr später schrieb Reuter an die Schwiegertochter des Amtshauptmanns Weber: „Ich habe einmal eine kleine Geschichte geschrieben ‚Wat bi 'ne Aewerraschung rute kamen kann'; ich habe mich darin ernstlich

Digitized by Google

darin nachgewiesen, daß alle Ueberraschungen eine gewisse Enttäuschung als Bodensatz mit sich führen, und je näher ich meinem dreisten Vorhaben kam, desto schwankender wurde mein Entschluß, desto mehr fühlte ich den Abstand, der zwischen einem fröhlichen Schriftsteller und einem langjährigen, würdevollen Lehrer ernster Geschichte liegt; ich verzagte daran, mich auf einen so vertraulichen Fuß mit dem geliebten Lehrer meiner Jugendjahre setzen zu dürfen, und wage jetzt die herzliche Bitte, mir zu erlauben, Ihnen dies mit aufrichtiger Liebe geschriebene Buch widmen zu dürfen. Aber zu Ende sind die „ollen Kamellen" damit nicht, und Sie müssen sich schon noch auf eine lange Reihe von Lebensjahren gefaßt machen, denn ich habe noch viele Kamellen am Wocken, die ich abspinnen muß.

Das Buch ist unter der Presse, und so bitte ich denn noch einmal, mir die Gelegenheit zu geben, ein so hochverdientes Alter zu ehren und den Dank in meiner Weise aussprechen zu dürfen, und wünsche, daß Ihnen dieser Theil nicht minder gefallen möge, als der erste." —

Umgehend, am 11. Juli, erwiderte Kohlrausch, er sei gerührt durch die ihm zugedachte Ehre, ja stolz darauf; hinzufügte er die damals eben publicirten „Erinnerungen aus meinem Leben" (mit dem Bildnisse des Verfassers. Hannover 1863) mit der Bitte um Annahme dieses literarischen Denkmales seiner persönlichen Schicksale und amtlichen Erfahrungen im Laufe eines Menschenalters.

Als zur Herbstmesse 1863 der zweite Band „Stromtid" herauskam, ging das erste Exemplar an Kohlrausch mit folgenden Zeilen vom 13. November ab:

„Mein hochverehrter Herr,

Meinen herzlichsten Dank muß ich Ihnen für die Zusendung Ihrer Lebensbeschreibung aussprechen. Sie haben mir damit eine große Freude gemacht, denn abgesehen davon, daß es fördernd und bildend ist, ein reifes Leben kennen zu lernen, hat es für mich speciell noch den hohen Werth, den Mann, den ich von Jugend auf so hoch achtete, im Bilde, in seinen Worten und in seinem Schaffen schauen zu können.

Nehmen Sie als schwache Entgegnung den jetzt endlich erschienenen Theil, der mit Ihrer gütigen Erlaubniß Ihren werthen Namen als Widmung trägt, mit Nachsicht auf, und verzeihen Sie, daß ich ein kleines Verschen dieser Zueignung hinzugefügt habe. In baldigster Zeit werde ich Ihnen ein gebundenes Exemplar nachsenden. Dies bitte ich als den vorläufigen Ausdruck meines Wunsches anzusehen, Sie in dem ersten Besitz meiner Schriftstellerei zu sehen."

Die Dedication lautet:

Dem würdigen, hochverdienten Herrn Generaldirector,
Professor Dr. Kohlrausch
in innigster Verehrung gewidmet von Fritz Reuter.

Ick will Di vertellen
Von olle Kamellen,
Von olle Geschichten
Will ick Di berichten;
Möst äwerst ok lang', ok lang' noch lewen!
Ick möt Di noch Männig's tau'm Besten gewen.

Welchen gewaltigen Eindruck dieser zweite Band „Ut mine Stromtid" auf Kohlrausch machte, wissen die Leser meiner „Fritz Reuter-Reliquien" (Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung), woselbst Seite 62—65 die von einem plattdeutschen Gedicht begleitete hübsche Adresse abgedruckt ist, welche auf Anregung des Herrn Generalschuldirectors ein Kreis angesehener Hannoveraner und Hannoveranerinnen dem Dichter schickte. Der von letzterem in dem ersten Briefe und „Rimel" geäußerte Wunsch sollte sich freilich nur theilweise erfüllen; zwar war es seinem Gönner noch beschieden, den Schluß des Romans mit ungemindertem Interesse zur Hand zu nehmen, wenn er dieses auch nicht mehr durch einen Brief bethätigte, desgleichen 1865 „Dörchläuchting", aber beim Erscheinen der „Reis' nah Konstantinopel" im Spätherbst 1868 deckte ihn bereits der kühle Rasen.

Mit innigstem Antheil hatte Fritz Reuter den Heimgang des Greises am 30. Januar 1867 durch dessen hartgeprüfte Tochter Minna, verwittwete Doctor Goldmann, erfahren und derselben im März nachstehendes gemüthvolle Condolenzschreiben zugesandt:

„Hochverehrte Frau,

Ja wohl glaube ich Ihnen, daß Sie eine Lücke und eine Leere empfinden bei dem Scheiden eines Vaters, der für Sie in Ihrem Leid ein stets wirksames Trostmittel war, eines solchen Vaters, der nicht blos für seine nächsten Angehörigen, nein, für alle Welt eine Freude und ein Wohlgefallen war.

Ich habe nicht das Glück gehabt, den Verewigten von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen; aber sein Bild, vor Allem seine Lebensgeschichte, die ich durch seine Güte empfing, verkörpern mir ihn als einen ganzen Mann, und Ihre gütigen Mittheilungen über seine letzten Lebenstage zeigen, daß er, wenn auch keinen willkommenen, doch einen vollkommenen Abschluß für sein reiches Leben gefunden hat. — Wer hätte wohl nicht für ihn ein längeres Leben gewünscht! aber einen schöneren Tod kann man ihm nicht wünschen. Von dem Posten, auf den ihn Gott gestellt hat, der von ihm ein langes Leben durch mit hingebendster Treue bewacht ist, ist er abberufen worden, als er, wie die Frucht am Baum, herangereift war, eine Aussaat für die Ewigkeit.

Wenn ich Ihrem tiefen und gerechten Schmerze gegenüber von meinen eigenen Empfindungen reden darf, so beklage ich in dem Laufe eines Jahres in diesem Todesfall schon den zweiten eines gleichsam väterlichen Freundes: der erste, welcher mir geschieden ist, war der Professor Wachsmuth in Leipzig, ein Jugendfreund Ihres Vaters, wie ich aus seinem Munde erfahren habe; auch er hat mir nahe gestanden und ist in voller geistiger Kraft dahingegangen. Wenn ich nun so diese ältere Generation herrlicher Menschen von der Erde schwinden sehe, so drängen sich beim herannahenden Alter auch mir ernste Gedanken auf, und der Wunsch wird in mir lebendig, — wenn auch unverdient — ihr Loos, im höheren Alter in ungeschwächter Geisteskraft einst zu scheiden, mit ihnen theilen zu dürfen. Doch das steht in höherer Hand.*)

Nehmen Sie mein und meiner Frau herzlichstes Beileid und unsern aufrichtigsten Dank für Ihre gütige, erhebende Mittheilung in Empfang und vergessen Sie nicht, daß wir auch den Angehörigen des Seligen ein treues Andenken bewahren.

Gott möge Sie in Ihrem Leid trösten und Ihren Schmerz in jene sanften Bahnen leiten, die schon von dieser Erde zur endlichen Wiedervereinigung dort oben führen!" — — —

Der hier erwähnte Professor Wachsmuth ist derselbe, welchem der dritte Band von „Ut mine Stromtid" mit folgender Zueignung und gereimten Ansprache geweiht wurde:

Seinem hochverehrten, würdigen Freunde,
dem Herrn Professor Dr. Wachsmuth
in Liebe und Verehrung gewidmet vom Verfasser.

Ne, wat denn? Herr Perfesser, wat denn?
Sei hemw'n mi dat doch mal verspraken
Un beden't fründlich mi verlöwen,
Ick dürwt dit Bauk S i mal eins äwergewen;
Nu ward'n Sei mi doch kein Sperenzen maken?
Ne, wat denn? Herr Perfesser, wat denn?

Ernst Wilhelm Gottlieb Wachsmuth, geb. 28. December 1784, der gelehrte Historiker, dessen „Europäische Sittengeschichte", „Geschichte Frankreichs im Revolutionszeitalter", „Allgemeine Culturgeschichte", und „Geschichte deutscher Nationalität" achtunggebietende Leistungen sind, hatte ebenfalls zuerst an Fritz Reuter einen Brief gerichtet, worin er, der alle bedeutenden Erscheinungen der Literatur mit jugendlicher Empfänglichkeit begrüßte, seinen freudigen Dank gegen den vortrefflichen Schriftsteller aussprach. Sein Verkehr mit Julian Schmidt, der ja das große Verdienst hat, das deutsche Volk auf Reuter's hohen Werth hingewiesen zu haben**), mag darauf nicht ohne

gegen jede Ueberraschung ausgesprochen. Heute nehme ich mein Wort zurück, wenigstens muß ich eingestehn, daß es in dieser Welt Ueberraschungen giebt, die das Herz freudvoll bewegen, und die man nicht entbehren könnte, ohne ein gut Theil seiner Liebe zu vernichten, die, in der Erinnerung wurzelnd, plötzlich wie der Baum Mahomets in einer Nacht aufschießt und in demselben Augenblicke schon den Wanderer mit reifen Früchten erquickt."

*) Aehnlich die Betrachtung im Februar 1873: „Die alten Freunde werden mir schon knapp. Fast alle Woche kommt mir jetzt so ein schwarzberändert r Brief in die Hand und mahnt mich jetzt an meine eigene Abreise; — indessen, wie Gott will!"

**) Vergl. die von mir herausgegebenen „Reuter-Reliquien" und „Reuter-Studien" (Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung).

Digitized by Google

Einfluß gewesen sein. Der Beginn ihrer Verbindung fällt in den August 1861, als Reuter aus Neubrandenburg seinen Kritiker „Doctor Julian" in Leipzig besuchte und bei demselben den „alten Wachsmuth" persönlich kennen lernte. Letzterer stattete im Sommer 1863 dem inzwischen nach Eisenach übergesiedelten Dichter eine Gegenvisite ab. Die von „Luising" damals geführte Fremdenliste meldet: „Professor Wachsmuth nebst zwei Nichten aus Leipzig, der alte prächtige Geschichtschreiber, dessen Bekanntschaft wir schon in Leipzig vor zwei Jahren gemacht".

Natürlich kam auch die Unterhaltung auf die von der ganzen gebildeten Welt mit ungeheurer Spannung erwartete Fortsetzung der „Stromtid". Der Autor plauderte von der geplanten Widmung an Kohlrausch und bat im Voraus um die Zusage, den Schlußband seinem verehrten Gaste dediciren zu dürfen. Daran erinnerte er noch in den Geleitzeilen bei Uebermittelung des zweiten Theiles am 13. November 1863:

„Mein theurer, würdiger Freund,

Was lange währt, wird gut, mag ein schönes Sprichwort sein: ich kann mich aber einer inneren Furcht nicht erwehren, daß es nicht immer richtig sein mag. Wenn ich aber bedenke, daß ich das beifolgende Buch mit wirklicher Liebe geschrieben habe, und daß es in die treuen Hände eines so nachsichtigen Freundes kommen soll wie die Ihrigen, wächst mir das Vertrauen, und dies läßt mich hoffen, daß Sie die Erlaubniß, Ihnen den nächsten Theil widmen zu dürfen, nicht zurückziehen werden. Derselbe wird schneller folgen, ich bin fleißig dabei.

Meine Frau grüßt herzlich, und ich füge ihren Grüßen die meinigen an mein kleines Tantchen und an Adelheid*) bei."

In der That ließ der Schluß des epochemachenden Romans nur $^3/_4$ Jahr auf sich warten. Das erste, für Wachsmuth bestimmte Exemplar traf schon Ende August 1864 mit dieser Zuschrift in Leipzig ein:

„Mein hochverehrter, väterlicher Freund,

Ihr freundliches Versprechen, eine Widmung des letzten Theils meines endlich beendigten Buches mit Nachsicht aufnehmen zu wollen, ist mir während des Schreibens stets vor Augen gewesen, und nun habe ich die innige Herzensfreude, Ihnen das Buch überreichen zu können. Wenn's nur mit der Liebe gethan wäre, mit welcher ich an Sie dabei gedacht und mit welcher ich daran gearbeitet habe! Aber die Frucht stimmt oftmals schlecht zu der Blüthe, und der Erfolg hinkt kläglich hinter dem Wunsche her, darum lassen Sie Ihr freundliches Wohlwollen für mich walten, wenn Sie finden, daß der Schluß des Buches nicht das hält, was etwa der Anfang versprochen haben sollte. Es ist aber nun in dieser Weise fertig geworden, und ein alter plattdeutscher Spruch lautet: „Hundsvott giwwt't beter, as hei kann" **), und der mag denn nun meine Entschuldigung übernehmen.

Uns geht es hier fortdauernd sehr wohl, und immer zweifelhafter wird es, daß wir jemals wieder nach dem Norden zurücksiedeln.***)

Für Sie wird es vielleicht von Interesse sein, zu erfahren, daß dieser Ihnen gewidmete Theil schon in einer 7700 Exemplare starken Auflage gedruckt worden ist, was zu unserem äußeren Glücke auch das Seinige beiträgt.

Meinen und meiner Frauen herzlichsten Gruß an Sie und die beiden freundlichen Nichten!"

Nicht ohne Absicht beginnt und schließt die kurze poetische Widmung mit dem stereotypen Ausruf des Amtshauptmanns Weber: „Ne, wat denn?" Dieser Held in „Ut de Franzosentid" war nämlich Wachsmuth's Lieblingsgestalt, und das besondere Gefallen, das er an dieser Prachtfigur fand, hatte er wiederholt ausgesprochen. Als einen Monat später der Professor von der Königlich Sächsischen Regierung zum Geheimrath ernannt wurde, fehlte der Dichter nicht unter den Gratulanten; doch erschien er nicht allein mit einer kleinen Epistel am 22. October 1864, ihr lag auch das Bildniß des Amtshauptmanns bei, ein wohlgelungener Schattenriß, welchen er sich von der Schwiegertochter Frau Weber in Rostock verschafft hatte:

„Mein sehr liebenswürdiger und würdiger Freund,

Unseren herzlichsten Glückwunsch zu der Ihnen gewordenen Rangerhöhung; mögen Sie noch lange verdiente Ehren genießen!

Selbst der alte Amtshauptmann Weber redivivus kann es sich nicht versagen, Ihnen bei dieser Gelegenheit seine Aufwartung zu machen.

Mit herzlichen Grüßen von Haus zu Haus!"

Damit ist die Korrespondenz erschöpft; sie erweist sich geringfügiger, als man bei dem intimen Umgang, der allerdings nicht lange währte, annehmen sollte. Mehrmals kam Reuter von Eisenach nach Leipzig und besuchte dann stets den alten Professor. Letzterer wurde aber schon im Jahre 1864 von einem Schlaganfall betroffen, der ihn zwar nicht gehindert hat, bis zu seinem Tode — am 23. Januar 1866 — sich geistig zu beschäftigen, jedoch den schriftlichen und persönlichen Verkehr mit seinen Freunden auf das äußerste Maß einschränkte. So erklärt sich die kurze Dauer des Briefwechsels auch mit Reuter. Als derselbe die Nachricht vom Ableben Wachsmuth's erhielt, befand er sich auf einer Reise durch Mecklenburg und Pommern, die in Folge Erkrankung seiner Frau getrübt wurde; zur Kräftigung begaben sich Beide an den Rhein und kehrten erst im Juni 1866 nach Eisenach zurück, gerade beim Ausbruch des Bruderkampfes zwischen Preußen und Oesterreich. Daß er unter solchen Umständen ein Beileidsschreiben vergaß, ist menschlich.

In seinem Herzen haben die zwei verehrten Männer bis zu seinem letzten Athemzuge ihren Platz behauptet. Noch gibt es Viele, denen Kohlrausch und Wachsmuth werthe Persönlichkeiten waren, sehr Viele, denen ihre Geschichtbücher eine Quelle der Anregung und Belehrung bieten. Wenn aber im Laufe der Zeit das Wirken und die Werke Beider mehr in den Hintergrund getreten und nur Wenigen noch bekannt sein werden, dann bleiben doch ihre Namen den unzähligen Lesern der schönsten Schöpfung unseres volksthümlichsten plattdeutschen Dichters lieb und vertraut; ihr Theil dazu beitragen wird vielleicht auch diese kleine Studie über Fritz Reuter's Beziehungen zu den Pathen seiner „Stromtid".

*) Von Reuter scherzhaft auch die Nichten oder kleinen legitimirten Cousinen genannt, zwei entfernt verwandte junge Mädchen des Professors Wachsmuth, Namens Clacius.

**) In der „Stromtid" (Theil 2, Kap. 14) heißt es: „Hundsvott giebt mehr, als er hat, säd Bräsig".

***) Reuter hatte bei seinem Fortzuge aus Neubrandenburg verheißen, er werde nicht immer in Thüringen bleiben, sondern nach einigen Jahren sich wieder in Mecklenburg niederlassen. Vergl. des Näheren seinen mit den Gebrüdern Boll geführten inhaltreichen Briefwechsel, der in meinen „Reuter-Studien" gedruckt ist.

Carl von Perfall und seine Romane.

Von Heinrich Vollrat Schumacher.

Eine Zeit, die durch ihre Fülle ungeahnter Entdeckungen auf allen Zweigen menschlichen Wissens heute als falsch verwirft, was gestern wahr erschien, und so die Menge aus ihrem stumpfen Autoritätenglauben aufrüttelt zu selbständigerem Denken; eine Zeit, die allem Entgegenstemmen zum Trotz durch ihre Idee von der reinen Menschlichkeit die künstlichen Schranken des Nationalitäts- und Rassen-Prinzips zu durchbrechen beginnt, eine Zeit, die durch die Popularisirung der Naturwissenschaften und Königskrönung des Sozialismus einen entschieden revolutionären Charakter trägt: eine solche Zeit konnte dem Orkan ihrer Neuerungen unmöglich Halt zurufen an der Grenze eines Gebietes, dessen Bewohner ureigentlich zu dem priesterlichen Amte berufen sind, durch die Fixirung der allgemeinen Moral und des Tugendbegriffes ihrer Zeit den Spiegel der Selbsterkenntniß vorzuhalten. Ueberall auf den geistigen Höhen der gebildeten Welt flammten gleichzeitige Kriegsfeuer auf und der Kampf der Stimmungen entbrannte um so heftiger, je mehr sich die Luft auf jenem Gebiete dichterischer Weltanschauung verdichtet hatte, je unsicherer und trüber der Strahl der Erkenntniß sich brach, und je stärker die Mauern waren, mit welchen jene Priester sich vor dem Eindringen des Pöbels in das Aller-

Digitized by Google

heiligste ihrer Kunst eingeschlossen hatten. Die Phantasie, berufen, Führerin zu den Geheimnissen der Natur zu sein, hatte sich an ihren eigenen Erzeugnissen berauscht und einen Götzen geschaffen, der weder Menschliches noch Göttliches hatte; seine schwulstigen Lippen redeten eine Sprache, die Niemand verstand, und sein Hirn brütete Gedanken aus, die Niemand nachzudenken vermochte. Was Wunder, wenn die vor den Thoren des Tempels harrende Menge sich von den Offenbarungen der Priester abwandte, — Offenbarungen, die nicht an sie, die an ein gedachtes, künstlich zusammen construirtes Volk von Marionetten ergingen, und wenn derselbe Raum öde und leer wurde, wo ein Homer mit seinen Helden Hand in Hand unter der Menge gesessen, und wo ein Shakespeare mit Falstaff getrunken, mit Romeo geliebt, mit Hamlet philosophirt, mit Shylok gefeilscht und mit der Lady Macbeth gemordet hatte.

Und so sahen wir denn auf diesem Gebiete dichterischer Menschengestaltung eine Revolution ausbrechen, die um so größere Ausdehnung annahm und um so verheerender wüthete, je diametraler sich die Anschauungen vom Wesen der Kunst gegenüberstanden. Daher auch die extreme Stellung der jüngeren Schule. Je höher man früher in die Regionen des Aethers, wo die menschliche Lunge nicht mehr zu athmen vermochte, hinaufgestiegen war, desto tiefer suchte man sich jetzt in die Erde einzugraben. Daß dadurch allerlei Schmutz und Unrath aufgewühlt wurde, war es nicht natürlich, selbstverständlich?

Und das Gewirr der Streitenden, das Gebrüll des Kampfrufes, das Klirren der gegen einander prallenden Waffen — es entzog den Blicken, der halb voll brennenden Interesses zuschauenden, halb von der scheinbaren Verrohung der Kunstbegriffe angewidert sich abwendenden großen Menge jene abseits des Schlachtfeldes auf selbstgewählten Pfaden langsam und stetig zu einer gesunden, nicht ätherischen und dunstigen Höhe Emporsteigenden. In dem Augenblicke, da ringsumher alles durcheinander wogte, um die verloren gegangene goldene Mitte zurückzugewinnen, hatten diese Wenigen dieselbe bereits ohne Aufsehen erreicht, die goldene Mitte des realen Idealismus, des idealen Realismus.

Zu ihnen zählt Carl von Perfall in hervorragender Weise, und daß er den eben angedeuteten Entwickelungsgang geschritten war, zeigt schon ein flüchtiger Blick über die Arbeiten, mit denen er hervor getreten ist.*) Von den „Vornehmen Geistern" an, die, obwohl in Charakteristik und Problem schon das Streben nach freierem Flügelschlag erkennen lassend, sich im Wesentlichen doch noch in den ausgetretenen Geleisen conventioneller Anschauungen bewegen, bis zu der „Natürlichen Liebe" führt jedes neue Werk auf eine höhere Stufe, dringt jedes Problem tiefer in das Wesen der Dinge ein. Und daß er schließlich in seinen letzten drei Romanen zur Verfechtung des erotischen Prinzips gelangt, daß er das alte französische criminalistische „Où est la femme?" zur leitenden Triebfeder der meisten psychologischen Wandlungen und der daraus resultirenden Handlungen des Menschen erhebt, dieses où est la femme? in seiner weitest ausgedehnten Bedeutung des erotischen Naturtriebes überhaupt, beweist, daß das Leben ihm eines seiner am tiefsten verschleierten Geheimnisse enthüllt hat. Ein altes Prinzig scheinbar; denn wo hätte einem Moderoman je eine andere Geschichte zu Grunde gelegen, als eine Liebesgeschichte! Aber wie anders behandelt Perfall dieses Problem! Ihm ist die „zur Verlobung und Hochzeit führende Mädchenliebe wohl eine nicht unwichtige Abstufung, der jedoch durch die althergebrachte dichterische Behandlungsweise ihr eigentlicher Charakter als Uebergangskrisis des Lebens, als Einleitung in die eigentlichen Verwickelungen des Daseins ganz genommen wird." Die Ehe ist keine Versorgungsanstalt, mit ihr fängt die Sorge erst an. Das Geschlechtsverhältniß bildet, nach seinen Worten, den Mittelpunkt, den Kräfteaccumulator aller Bewegungen und Strömungen des menschlichen Treibens.

Diese Wahrheit gelangt in seinen letzten drei Werken zum siegenden, alles Uebrige beherrschenden Ausdruck. Für Pensionärinnen ist das allerdings keine Lectüre, auch nicht für asketische Jünglingsvereine, die alle Lebensfreudigkeit und jeden Genuß als unsittlich verdammen möchten, wohl aber für denkende Männer und Frauen.

In den „Vornehme Geistern" liegt das Talent des Autors gewissermaßen noch in den Windeln, aber der kleine Weltbürger strampelt schon kräftig gegen das hemmende Leinen. Ein Bild der modernen Gesellschaft wird hier gegeben voll Satyre und beißender Ironie. Die Menschen, die uns vorgeführt werden, tragen sämmtlich Masken, die Masken einer äußeren, phrasenhaften Bildung, die nichts mit dem Gemüthe, nichts mit dem allgemeinen Menschen zu thun hat. Es sind die Protzen der sogenannten Geistesaristokratie, die sich an ihren eigenen schalen Witzen berauschen und in jesuitischen Kunstgriffen in sich selbst dem dummen, staunenden Pöbel neue Götzen geben. Und hinter dem Aushängeschild geistiger Vornehmheit nichts als widerlichstes, rohestes Streberthum, feile Charakterlosigkeit und kriechende Erfolganbeterei. Perfall reißt diesen Aftergenies, diesen Schmarotzern der Bildung die lächelnde, glänzende Maske von den Gesichtern, indem er einen wirklich kenntnißreichen, aber weltfremden Menschen in den Trubel des Kalbtanzes hineinbringt, den er anfänglich geblendet mitmacht, um dann plötzlich das wahre Gesicht dieser Welt zu erblicken und angeekelt zu der Stille seines Studirzimmers und der genussesreinen Einfachheit der wahren Bildung zurückzukehren. Und daß Perfall den Roman nicht zu dem wohlfeilen Zwecke geschrieben, sensationell zu wirken und durch seine Angriffe Aufsehen zu erregen, beweist er dadurch, wie er seine Schilderung ausklingen läßt. Rückkehr zur Natur ist es, die er predigt; er reißt den Splitter aus dem Auge des Nächsten, um einen Maßstab für den Balken im eigenen zu gewinnen. — Uebrigens schon hier dieselbe Idee von Hinterhaus und Vorderhaus, wie in Sudermann's „Ehre" — der Roman ist 1883 erschienen! Nie exceptionelle, immer typische Figuren. Die Anfängerschaft zeigt sich allein in der Schürzung der Intrigue. Hier wechselt Feines mit Grobem. Besonders die Ueberredungsscene Margarethens mit Staff erscheint geschraubt und läßt die sonst als bedeutend geschilderte Intelligenz der Sängerin vermissen. Die Intrigue wird dadurch zu durchsichtig, fast naiv. Auch dürfte die Peripethie in Hertinger's Geschick zu schroff und zu äußerlich gefügt sein; allmähliche psychologische Motivirung wäre wirkungsvoller gewesen.

„Die Langsteiner." Eine Arbeit, die erst nach den beiden folgenden erschienen ist, aber nach ihrer Behandlungsart und der inneren Entwickelungsstufe bereits hierher gehören dürfte. Der Schauplatz erweitert sich, aus dem Salon des vorigen tritt dieser Roman in das große Leben. Die Instinkte vergröbern sich, die Leidenschaften werden stärker. Und überall sorgsam ausgedachte Gegensätze. Charakterfestigkeit und unklares Schwanken, Edelsinn und Schwindel, Naivetät und Raffinement — Alles wogt durch einander zu einem Bilde, wie es ähnlich uns Thakeray in seinem „Jahrmarkt des Lebens" geschildert. Mit einer behaglich kleinstädtischen Beschränktheit beginnt es, um zur Riesensymphonie des großen Lebens anzuschwellen. Und auch hier der Tanz um das Kalb, aber nicht, wie in „Vornehme Geister" um dasjenige äußerer geistiger Bedeutung, der Tanz um das goldene Kalb des Mammons. Realistische Detailmalerei wechselt mit in großen Zügen angelegten Schilderungen verheerender Leidenschaften, um durch letztere hindurch wiederum wie in „Vornehme Geister" den Helden zur allein seligmachenden Natur zurückzuführen. Das Tempo vielleicht zu wechselnd; einzelne mehr episodische Scenen zu breit gegenüber anderen actuelleren. — Im Uebrigen berührt hier Perfall zum ersten Male das erotische Prinzip, allerdings ist es nur wie der matte Schein der noch hinter dem Horizont verborgenen Morgensonne.

„Die Heirath des Herrn von Radenau." Sie bringt keinen neuen Stoff, diese Novelle. Das Anfangsmotiv, der Triumph der Liebe über die Verstandeskälte, tritt zurück vor der Charakterschilderung der Heldin. Diese Figur mit ihrer unbewußten, natürlich frischen Poesie erschien dem Verfasser so interessant, daß er ihr seine ganze liebevolle Sorgfalt zuwandte

*) Sämmtlich bei Felix Bagel, Düsseldorf.

Digitized by Google

und den eigentlichen Helden darüber vernachlässigte. Und trotzdem die Einheit darunter ein wenig leidet, folgte er hier doch einem berechtigten künstlerischen Drange. Dann auch der zweite Stoff, der Kampf der Poesie gegen den Realismus des Lebens, herbeigeführt durch eine auf ungleicher Grundlage geschlossene Ehe, würde als ein bereits oft gebrauchter, dem Lesenden kein besonderes Interesse haben abgewinnen können, wenn er dem Seelenmaler nicht Gelegenheit geboten hätte, seine ganze und hohe Kunst in psychologischer Charakterschilderung, fein realistischer Detaillirung und scharfer Beobachtung an den Tag zu legen. So wird es eine überall fesselnde Studie. Das erotische Prinzip nimmt hier bereits einen breiteren Raum ein, es führt gewissermaßen die Ehe herbei und bildet nachher wiederum auch den Schwerpunkt des Conflictes.

„Vicomte Bossu." Eine Studie, wie die vorige, aber eigenartiger, exceptioneller, ich möchte sagen: excentrischer. Eine Ehe zwischen einem körperlich von der Natur vernachlässigten, ja gemißhandelten Manne und einem ideal schönen Weibe. Ein Drama der Eifersucht, aber keines mit gewaltsamen Ausbrüchen, groben Conflicten und wüsten Scenen, das Drama einer unter der Gabenfülle des Glückes erstickenden Seele. Der Conflict ist von Anfang schon da, Sache des Novellisten war es allein zu detailliren. Und wie thut dies Perfall? Er verlegt den Schauplatz nach Paris, gleichsam die französischen Meister des Realismus zum Wettkampf herausfordernd. Ein edler Humor zieht sich durch das Ganze, der echte Humor, von dem Ljimggren sagt, daß er nicht nur ein Lachen gemischt mit Wehmuth sei, sondern auch eine Wehmuth gedämpft durch Lächeln. — Weniger gefällt mir bei aller poetischen Ausstattung die Frauenfigur Hortense, obgleich sie mit ihrem milden Ernste vielleicht einen passenden Gegensatz zu der sinnlichen Reizbarkeit des Vicomtes bildet. Sie ist mir zu schattenlos edel, hat zu wenig Fleisch und Blut und durch diese Charakterisirung hat der Novellist, däucht mir, eine Verschärfung des Conflictes versäumt, die von großem Interesse gewesen wäre. Hortense wird als ein Weib eingeführt, das den Vicomte bereits seelisch liebt. Würde es nicht ergreifender und zündender sein, wenn der Dichter auch in ihre Seele einen Funken des Kampfes geworfen hätte, des Kampfes, den ihr „körperliches" Schönheitsgefühl durchzumachen hätte, ehe es vor der geistigen Ueberlegenheit des Vicomte die Waffe streckend in dem „seelischen" sich auflöste? —

„Ein Verhältniß." Ein deutscher Zola könnte Perfall da erscheinen. Mit Unrecht. Da ist nichts die Sinne Kitzelndes, trotz aller Sinnenfreudigkeit, denn das erotische Prinzip bricht hier mit elementarer Gewalt durch. Aber es trägt eine ästhetische Parole: Rückkehr zur Natur, doch zur menschlichen Natur, nicht zur thierischen; zu der Natur, welche sich unter die Sittlichkeitsforderung beugt. Die drei Frauenfiguren repräsentiren die drei Verhältnißstufen der Frau in der Gesellschaft: die Gefallene, die Courtisane, ihr entgegen die Frau, die auf ebener Bahn zu höchsten Würde, der Ehe, gelangt ist, in Folge dessen aber dem Leben mit seinen Ecken und Abgründen verständnißvoll gegenüber steht, scheinbar die Tugend selbst und doch keine wahre Tugend, eine unversuchte Heilige! Und zwischen diesen beiden Extremen bewegt sich durch das Gewühl, den Schmutz und das Geschrei der großen Heerstraße die Heldin. Sie unterliegt dem berechtigten Naturtriebe genießender Liebe, wie ihm die Courtisane erlegen war. Und der Fluch der illegalen Hingabe trifft sie, wie jene. Aber sie unterwirft sich nicht widerstandslos, sie nimmt den Kampf auf und je heftiger er wüthet, desto mehr erstarkt in ihr das Sittlichkeitsgefühl und hebt sie schließlich hoch über die Courtisane empor, hoch auch über die unversuchte Tugend.

„Die fromme Wittwe" zeigt uns den Kampf der starren Religiosität gegen den berechtigten Naturgenuß. Ein um so schwierigeres Problem, als Perfall vorzugsweise für katholische Kreise schreibt. Die Kirche mit ihren Anforderungen, der Gottesfanatismus der Asketen mußte berührt werden, im Gegensatz dazu aber auch, falls der Dichter Realist bleiben wollte, der Druck der reinen Menschlichkeit, die aus den Fesseln anerzogener Anschauungen herausstrebt. Es schildert die drei Strömungen der Kirche: Zelotismus, Heuchelei und Atheismus und mitten hinein construirt er ein Mittelding, die wohlwollende neutrale Majorität, die vergebende Kirche im Mantel der Nächstenliebe. Ist der Katholicismus in seiner Gesammterscheinung so, wie ihn der Dichter hier documentirt, so ist jeder Culturkampf ein Schlag in das Wasser, eine unnöthige Aufregung über ein Häuflein von Chauvinisten. Schon darum ist das Buch allen Denkenden als lesenswerth dringend zu empfehlen; wie es in der Zeit des Culturkampfes ein Ereigniß gewesen wäre, so ist es gerade heute dem Volksschulgesetz gegenüber im höchsten Grade actuell. Denn Perfall ist so kühn, dem rabulistischen Eifer der ecclesia militans beiden Confessionen in der protestantischen Frau aus dem Volke mit ihrer einfachen und doch so erhabenen Naturlehre den Todesstreich zu versetzen. Wodurch unterscheidet sich denn ihr Protestantismus von jener idealen Majorität des Katholicismus? — Durch nichts!

Dieses Wenige genügt, um den Verfasser auf der Höhe gereifter Lebensanschauung zu erblicken, der Lebensanschauung, welcher die Zukunft gehört. Rückkehr zur Natur predigt er auch hier und mit vollem Rechte; denn der Natur ist aller Parteihader verhaßt, sie ist die alleinseligmachende, der „große Hirte" der christlichen Weltprophezeiung. Oder liegt ein anderer Sinn in den Schlußworten des Romans, die er durch den „Atheisten" sprechen läßt: „S'ist was Neues über mich gekommen, was nicht in den Büchern steht, nicht in den Collegien gelehrt wird. Was aber zerbrechen wir uns den Kopf, woher es kommen mag, von den Sternen oder, wie ein silberner Quellstrom aus geheimnißvollen Tiefen? Genug damit, daß es uns lehrt, nicht im Verstande liege die Kraft, sondern nur dann stünden wir auf des Lebens Höhe, wenn es da drinnen im Herzen sich wohlig dehnt und schwillt. Es ist gut, es ist erhaben, es macht uns demüthig, indem es uns erhebt. Nenne es Gottesahnung wenn Du willst, nenne es Gemüth, ein Kleinod der Menschheit ist es auf jeden Fall."

„Natürliche Liebe." Wer Carl von Perfall nicht kennt, wird das Buch vielleicht mit der Erwartung in die Hand nehmen, etwas besonders Pikantes, Lüsternes zu finden. Und wirklich scheint es anfänglich auch so. Ennerenz, die Heldin, fliegt aus einem Arme in den Anderen; nur dem Triebe ihres Temperamentes folgend küßt sie und läßt sich küssen, umfängt sie und läßt sich umfangen, so lange es ihr Spaß macht. Ist es damit vorbei, so wirft sie das Spielzeug in den Winkel. Und doch ist sie kein Geschöpf von grober Sinnlichkeit, wie der alte Graf, der Philosoph des Romans, sie definirt. Das tolle Ding ist ein Problem für den Moralisten; übrigens keine außerordentliche Seltenheit, kein Räthsel. Unbewußt lebt sie in dem Sinne der sich sehr weise dünkenden Theoretiker der freien Liebe und macht praktisch jenen großen Fehler, den diese mit viel Gelehrsamkeit als hohe Weisheit Demonstriren. Sie glaubt einem Naturgesetz zu folgen und verkennt die Natur ganz gründlich; nicht grobe Instinkte leiten sie, sondern sie ist, ohne es zu wissen, während sie sich selbst als ein naives Naturkind fühlt, eine raffinirte Künstlerin der Liebe. Erst durch den Lebensgang, den sie durchschreiten muß, kommt sie zu der Erkenntniß, daß der Schatz der Weiblichkeit an Werth verliert, je leichter er zu gewinnen ist, lernt sie die Größe jenes Liebeszaubers schätzen, in welchem sich das reine Weib dem Manne hingibt. Und da sie nun schließlich den findet, der nicht auf ihr loses Spiel eingeht, da sie sich durch die sittliche Kraft des gesellschaftlich unter ihr Stehenden gebändigt fühlt, da geht ihr das Verständniß für die wahre sittliche Liebe auf, die Liebe, welche die Thiere bewegt, sich zu paaren, die Liebe, deren Beruf es ist, dem einzigen Manne eheliche, unbefleckte Kinder zu schenken. Also dieselbe Idee, wie in „Ein Verhältniß", nur weiter ausgedehnt, von tieferem Standpunkte beginnend und daher naturgemäß auch auf höherer Stufe endigend.

Nach all' dem Vorhergegangenen scheint es überflüssig, das große Talent Carl von Perfall's noch einmal besonders hervorzuheben. Von dem in der Blüthe seiner Schaffenskraft Stehenden ist ohne Zweifel noch Bedeutendes zu erwarten.

Digitized by Google

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Die Beichte.

Von F. de Roberto.
Autorisirte Uebersetzung von M. v. K.

Die Messe war beendet. Nachdem die letzten Worte des Priesters verklungen waren, hörte man in der kleinen Kirche nur noch die verhallenden Schritte der davon gehenden Menge. Pater Ladislaus, der bereits die Sacristei betreten hatte, war im Begriff, sich seiner amtlichen Gewänder zu entledigen. Plötzlich trat der junge Seminarist, der den Pater bei der Ausübung des heiligen Amtes bedient hatte, hinein, das bleiche, schöne Antlitz mit den klugen, dunklen Augen war leicht erregt.

„Vater Ladislaus," sagte er, auf die große, eichene Thür weisend, „eine Dame ist dort in der Kirche . . . sie fragt nach Euch . . . sie will beichten . . ."

„Nun, und was weiter?"

„Was soll ich ihr antworten?"

„Daß ich sogleich kommen werde."

Der Seminarist kehrte in die Kirche zurück, während Pater Ladislaus sich von Neuem das Gewand anlegte, allerdings weniger eilig, als es seine Antwort erwarten ließ. Er fühlte sich an diesem Morgen eigentlich nicht aufgelegt, eine Beichte entgegen zu nehmen; sein sonst so klarer Verstand schien von einem Nebel umflort. Dennoch betrat er, nachdem er sein Ornat geordnet, die Kirche. Er hatte erst wenige Schritte gemacht, als sein Blick auf eine schwarz gekleidete Gestalt fiel, die neben einer der Säulen kniete. Zitternd erhob er seinen Arm, als wollte er eine Stütze suchen, während sein Antlitz sich entfärbte. Die Dame hatte sich bei seinem Eintritt erhoben, näherte sich ihm, und seine Hand erfassend, führte sie dieselbe an ihre Lippen, noch ehe er den Gedanken fassen konnte, sich dagegen zu wehren.

„Mein Vater, wenn ich nicht störe . . ."

Ja, sie war es wirklich — es war ihre Figur, ihre Stimme! . . . Der lang entschwundene Traum seiner Jugend trat vor seine Seele und wurde bei der Berührung jener Lippen, welche auf seiner Hand brannten, zur lebendigen Wirklichkeit. Wie war es nur möglich, daß die Versuchung von Neuem an ihn herantreten konnte, nachdem er gehofft, ihr für immer entronnen zu sein? Und was konnte sie von ihm wollen, von ihm, der die Kraft gefunden hatte, das Geheimniß in der Tiefe seines Herzens zu bewahren? Und ihm wollte sie ihre Sünden bekennen!

Es erschien ihm beinahe unmöglich, ihre Beichte zu hören! Keines Menschen Beichte mochte er hören, am allerwenigsten die ihre! Auch er war ja nur ein Mensch, schwach, blind, verwirrt und unbeständig wie alle Anderen, und gerade jetzt, in diesem Augenblick heftigster Erregung! Warum sollte er sich der Versuchung aussetzen? Welch' eine ungeheuerliche Entheiligung sollte sich in jenem Beichtstuhle, in dem Hause des Herrn, vollführen!

Das Weib konnte seine Gefühle nicht errathen. Auf dem Betschemmel vor dem eng vergitterten Fenster kniend, begann sie mit zitternder Stimme zu sprechen; nur langsam und mit häufigen Unterbrechungen fand sie die Worte. Sie sprach von Gefahren, von dem Abgrunde der Schuld, der sich vor ihren Sinnen aufthat und der sie hinab zu ziehen drohte . . . Gegen ihren Willen war sie einem Manne angetraut worden, den sie nicht liebte, sie besaß nicht die Kraft, die Stimme des Herzens zu ersticken . . . dann aber war sie zu der Erkenntniß gelangt, daß sie gerade dem Manne, dessen Namen sie trug, dem Vater ihrer Tochter, Dankbarkeit schuldete. Dankbarkeit! ja wohl, mehr als einfache Pflicht! . . . Sie fühlte ihr Herz dem Zerspringen nahe, ihr Friede war dahin, und jetzt flehte sie um das Wort, welches sie aufrichten und ihr Kraft geben sollte in diesem beständigen Kampfe, der um so fürchterlicher war, als er im Geheimen in ihr wühlte!

„Ach, mein Vater! Alle verehren Euch wie einen Heiligen — von göttlicher Kraft getragen schreitet Ihr durch dieses Leben! Verlaßt mich nicht! . . . Einsam und verloren stehe ich hier; meine Mutter ruht in der kalten Erde und meine Tochter lebt in einem fernen Kloster . . . Sagt mir, Vater, wie kann ich in dem Kampfe siegen? . . ."

Durch das dünne hölzerne Gitter drang die ernste und dumpfe Stimme des Beichtvaters: „Der Beistand, den ein Anderer gewähren kann, ist niemals so wirksam wie der, den das eigene Gewissen verleiht. Das Gewissen ist es, an welches wir uns wenden müssen; so lange dieses in uns lebt, versagt es uns seine Hülfe nicht. Daß es in Dir noch lebendig ist, meine Tochter, bezeugt dieses Bekenntniß, diese Reue, die der Schuld folgt . . ."

Leise kam es von ihren Lippen: „Oh! es ist schrecklich . . ."

Die Stimme des Vaters verstummte für einen kurzen Augenblick und fuhr dann fort: „So lange die Schuld einen solchen Abscheu einflößt, darf man nicht verzweifeln. Alles ist bestimmten Gesetzen unterworfen: Die materielle Welt sowohl wie die geistige, das Universum, wie das einzelne Leben. Alles, was sich dem Gesetze widersetzt, muß untergehen; die Schuld trägt die unfehlbare Strafe in sich selbst."

„Ach, mein Vater, genügt es denn, sich von der Sünde fern zu halten, aus Furcht vor der Strafe?"

„Es ist auch nöthig, den Blick nach oben zu richten; aber nicht Alle sind dessen fähig."

Eine fast unmerkliche Härte lag in der Stimme, die diese Worte gesprochen hatte und dann wieder verstummte. Ein Seufzer entstieg dem gepreßten Herzen des Weibes. Abermals näherte sie sich dem Gitter, und ihr Antlitz mit den Händen verbergend, flehte sie:

„. . . Erbarmen . . . Erbarmen! . . . Vergebung, o Herr! . . . Gnade für mich Arme!"

Ein kurzes Schweigen folgte diesen Worten, und nur der innere Seelenkampf der Reumüthigen entrang sich ihrer Brust in ängstlichem Stöhnen. Auch in dem Beichtstuhle blieb es still — dann drang eine Stimme hindurch, noch tiefer, noch dumpfer, als zuvor.

„Niemand bittet vergebens um Gnade. Niemand wendet sich vergebens an das göttliche Erbarmen. Reue ist Entsagung aller Irrthümer. Die Rückkehr der Seele, die dem Untergange verfallen schien, wird von den Auserwählten noch weit höher gefeiert!"

Die Stimme wurde schwächer und schwächer; sie hörte auf, sie erlosch.

Erregt führte sie ihre Hand zur Stirne und strich die Locken ihres braunen Haares zurück.

„Ja," sprach sie ängstlich, „ich bin schuldig, mehr noch, als ich sagte . . . Ich habe nicht Alles bekannt, und das ist eine neue Schuld . . . Die Schwere meines Geheimnisses erdrückt mich, sie nimmt mir den Athem . . . Zweien Männern gelobte ich Treue . . . dem Einen vor den göttlichen und menschlichen Gesetzen . . . dem Anderen in meiner eigenen Seele . . . Ich darf den Einen nicht täuschen, und — Gott helfe mir! — ich kann den Anderen nicht aus meinem Herzen reißen! . . . Wie oft habe ich versucht, zu widerstehen, wie oft habe ich den Allmächtigen gebeten, mir die Kraft zu verleihen, welche mir dazu fehlte; wie oft habe ich die Großmuth jenes Mannes angerufen . . ."

Und aus dem Beichtstuhl erklang das ernste Wort: „Niemals soll man auf die Großmuth der Menschen bauen!"

„Ach, und das war auch wohl mein Wahn, und deshalb näherte ich mich blindlings immer mehr dem Rande der Schuld — ich streifte ihn — und gab mich fast verloren. Ach, welch' ein Schmerz und welch' eine Schande, gegenüber der Verleumdung! Denn es ist nicht wahr, mein Vater! Wenn ich auch in Gedanken gesündigt habe, so habe ich doch darum noch nicht in Werken gesündigt! . . . Aber wer glaubt es mir? . . . Und Niemand steht mir zur Seite, Niemand, an dessen Herz ich die Thränen meiner Unschuld und meiner Reue weinen kann . . . Dagegen muß ich für den Mann, den ich getäuscht, die Maske der Heiterkeit tragen! . . . Und fern von meiner Tochter! . . . vor ihren Augen würde ich weinen können, ohne erröthen zu müssen . . . das schwöre ich bei Gott dem Allmächtigen! . . . bei meiner Seligkeit! . . . Vater, Vater, hört Ihr auch meine Worte?! . . ."

Die Stimme antwortete milde und klar: „Ich höre Dich, meine Tochter, so wie Dich Deine Mutter im Himmel hört."

Ein sanfter Thränenstrom erleichterte bei diesen Worten ihr leiden-

Digitized by Google

des Herz und befreite ihre geängstete Seele von dem Schmerze, der sie bedrängt hatte.

„O, meine Mutter, meine Mutter! Welch' köstliches Wort! . . . Wie wohl thut es mir, weinen zu können! . . . O, werde ich die Gnade der Vergebung erlangen? . . ."

„Immer, so lange Du sie erhoffst."

„Gott segne Euch dies Wort, mein Vater! Jetzt fühle ich mich stärker, ich fühle die Kraft in mir, siegreich aus dem Kampfe hervorzugehen! Dank für die Wohlthat, die Ihr mir erwiesen!"

„Aber vor dem Uebermaß von Vertrauen zu uns selbst müssen wir uns ebenso hüten, wie vor dem Uebermaß von Schmerz! . . . Nimm Deine Tochter zu Dir zurück, sie wird Dir eine Stütze sein . . . Der Platz einer Tochter ist an der Seite der Mutter! Bedenke, daß auch sie einst Deiner gedenken wird, so wie Du heute der Verstorbenen gedacht hast. Bedenke, daß wenn Jugend, Lust und Leid, und alle mächtigen Leidenschaften verrauscht sind, eins uns bleiben muß: das Bewußtsein der treu erfüllten Pflicht!"

„Dank, Vater, für diese Mahnung, diesen Zuspruch. Und darf ich auch ferner Hülfe bei Euch suchen?"

„So oft Du meiner bedarfst . . ."

Sie verblieb noch eine kurze Zeit im Gebet versunken, dann erhob sie sich, durchschritt die Kirche, benetzte ihre Finger mit dem geweihten Wasser, verneigte sich nochmals zu dem Altar gewandt und trat hinaus.

Bleich und ernst kehrte Vater Ladislaus, nachdem er an den Stufen des Altars lange und inbrünstig gebetet hatte, in die Sacristei zurück.

Dem jungen Seminaristen fiel das schweigsame Wesen des Paters auf, und er fragte ihn theilnehmend: „Mein Vater, Ihr scheint ermüdet von der Beichte."

„O nein," erwiderte er abwehrend.

„Und werden wir heute wieder unsere Gesangsprobe halten?"

„Morgen, Luigi; sage ihnen nur, sie sollen morgen kommen, denn heute bin ich beschäftigt."

Nachdem er seinem jungen Schützling noch einige Anordnungen hinterlassen, verließ Vater Ladislaus die Kirche und schlug die Straße, die von der oberen Stadt nach der Campagna führte, ein. Sein Schritt war eilig, das Haupt zu Boden gesenkt. Bei den letzten Häusern der Stadt bog er in einen Seitenweg ein, der, am Meere entlang führend, sich den Bergen näherte. Aber sein Auge blickte nicht auf die schöne Landschaft, die sich vor ihm aufthat, nicht auf das blaue, ruhige Meer, das zu seinen Füßen sich ausdehnte, in gleichmäßigem Schritt verfolgte er seinen Weg. So gelangte er zuletzt an den Fuß eines Hügels, wo eine kleine verrostete Gitterthür zwischen zwei schon halb verfallenen Säulen den Weg versperrte. Doch für ihn bildete sie kein Hinderniß; er öffnete sie und betrat einen freundlichen Garten, dessen schattige Weingänge zu der Terrasse eines Häuschens führten. Unter dem Dache, geschützt gegen die Strahlen der brennenden Sonne, saß auf einem ledernen Sessel ein hoch bejahrter Priester, mit seinen welken und zitternden Fingern das Brevier haltend. Als er die nahenden Schritte hörte, wendete er sein Haupt. Sein Gebetbuch vor sich niederlegend, streckte er seine Arme dem Kommenden entgegen, und ihn mit freudigem Blicke begrüßend rief er aus:

„Ladislaus, mein geliebter Sohn!"

Der Priester ergriff die dargereichte Hand und führte sie an seine Lippen. Dann beugte er sich, beinahe knieend, nieder, und mit gesenktem Haupte sagte er demüthig:

„Mein Vater, ich bin gekommen, um zu beichten."

Aus der Hauptstadt.

Ise-Ma-Thsian.

Einem französischen Reisenden sagte der Prior im Kloster von Ceylon: „Ich kenne Ihre Literatur, ich beobachte Ihre Entwickelung und ich bin überzeugt, daß Sie eines Tages zu uns zurückkehren werden." Ein Rückmarsch der Menschheit nach Indien wäre im Zeitalter der Tolstoi-Krankheit, nachdem der Kreislauf wieder einmal durchmessen und der sehnende Hang zum Pessimismus und zu geistigem Nihilismus wieder eingezogen ist in die müden Seelen, gewiß nicht undenkbar, denn mächtig zehrt das Bewußtsein der Eitelkeit aller irdischen Dinge an der zum entschlossenen Widerstande untüchtigen Skepsis der Modernen und schon Goethe, der doch ein Starker war und ein Dichter, sprach es aus: „Wir alle leiden am Leben." Der Mann im Kloster von Ceylon mag also zu seiner siegessicheren Erwartung wohl berechtigt sein und wir wollen nur hoffen und streben, daß uns die Wegrichtung nicht in die Irre leitet und daß wir am Ende nicht nach Indien gelangen, sondern nach — China.

Das Reich der Mitte ist die uralte Wiege der Nützlichkeitanbetung, des Philisterthums und der Polizeibevormundung; ein Land ohne Heldensage, die Heimath eines schulmeisterlichen Pedantismus. Der tapfere Johannes Scherr, der für solche Dinge stets eine feine Witterung hatte, meinte deshalb: „China's Helden sind Polizeicommissäre, seine Heroologie ist eine Sammlung von Verwaltungsedikten." Und es ist gewiß kein Zufall, daß gerade in diesem Lande zuerst eine Strafe erfunden wurde, die alle stolze Männlichkeit zu vertilgen bestimmt war. Zwanzig Jahrhunderte sind darüber vergangen, das Reich der Mitte beherrschte der Kaiser Wen-Ti, da wurde der Schriftsteller Sse-Ma-Thsian wegen eines politischen Verbrechens zum Tode verurtheilt und dann begnadigt, — zur Entmannung. Was er geschrieben, was er begangen hatte, davon fehlt mir die Kunde, das Eine aber lehren neue und neueste Ereignisse, daß auch in unserem öffentlichen Leben heute noch Kräfte thätig sind, die mit ganz ähnlichen Mitteln jede freie Regung, jedes offene Wort niederzuhalten bemüht scheinen. Dabei denke ich nicht an das erbärmliche Gesindel der Denuncianten, die jede Gesinnung verdächtigen, jeden gesprochenen oder geschriebenen Satz drehen und deuten möchten, um dem wirklichen oder vermeintlichen Gegner eine Schlinge zu knüpfen; dieses dunkle, verächtliche Treiben ist nur ein Symptom einer tiefer wurzelnden Krankheit, denn da nur kann der Denunciant gedeihen und für seine ekeln Triebe eine Bethätigung finden, wo die Gesundheit des öffentlichen Lebens bereits erschüttert ist. Und fast sieht es so aus, als sollten wir jetzt darauf eine Probe machen.

Ob es nun Machiavelli war oder Talleyrand oder ein anderer kluger Mann — ich kann im Augenblick den Ursprung des Satzes nicht controlliren —, aber Recht hatte er, wie er auch heißen mag, der einst gesagt hat, aus zwei Zeilen wolle er gegen jeden beliebigen Schreiber die zu einer Anklage nöthigen Verdachtmomente schöpfen. Vansen, auch ein Schreiber, hat das Recept bündig angegeben: „Wo nichts heraus zu verhören ist, da verhört man hinein. Ehrlichkeit macht unbesonnen, auch wohl trotzig." Und hat man, wie ich es in diesen Tagen that, den kleinen Olshausen — Strafgesetzbuch für das deutsche Reich — erst einmal gründlich durchgelesen, vom ersten bis zum dreihundertundsiebenzigsten Paragraphen nebst Anhängen, dann erst ahnt man, wie viele Fußangeln und Fallstricke auf den arglos Daherschreibenden lauern. Ein soziales Problem soll erörtert werden, das gerade die Oeffentlichkeit in Athem hält —: flugs meldet sich ein angeblich Beleidigter und § 186 tritt in seine Rechte; mit der unerläßlichen Objectivität soll die leichtfertige oder gar cynische Lebensauffassung eines Dichters geschildert werden: sofort ist § 184 bei der Hand und spürt nach den Kriterien einer unzüchtigen Schrift; oder der verwegene Zeitungschreiber rückt der Historie hier, der Legende dort nahe auf den Leib —: augenblicklich wittern eifrige Wächter der Ordnung alle möglichen und unmöglichen Parallelen und dräuend taucht im Hintergrunde § 95 auf. Irgend eine geheime, unsaubere Absicht muß der Schreiber ja doch wohl haben und kein Teufel glaubt ihm, daß er etwa nach bestem Gewissen nur der Wahrheit dienen will. Nicht immer, das ist wahr, führt dieses Verfahren auch zu einer Verurtheilung, immer aber und ausnahmelos führt es zur Entmannung und als der Schrecken schrecklichster erscheint mir das Schicksal des Kollegen Sse-Ma-Thsian.

* * *

In seinem geistreichen Essay über den Parlamentarismus sagt Lothar Bucher: „Ein Volk ist frei, wenn seine Gesetze seinen Bedürfnissen adäquat

Digitized by Google

sind. Das kann der Fall sein bei Zuständen, die an den Robespierre'schen Menschenrechten gemessen sich sonderbar genug ausnehmen. Völker können auf sehr niedrigen Culturstufen frei und bei sehr hoher Entwickelung unfrei sein." Die den wechselnden und wachsenden Bedürfnissen entsprechende Umgestaltung der Gesetze aber, die allein die Freiheit verbürgt, wird in ihrem Vorschreiten immer wieder durch die Neigung aufgehalten, am Alten festzukleben und am Ueberkommenen, durch den Hang, für den moderne Sozialogen die Bezeichnung „Misoneismus" gefunden haben. Der Haß des Neuen, die Furcht vor dem Neuen sind die harten Pfeiler, an denen jede kräftige Vorwärtsbewegung zu zerschellen droht. Edmond de Goncourt hat in sein Tagebuch einmal die witzige Bemerkung eingezeichnet, die Revue des deux mondes würde mindestens zweitausend Abonnenten verlieren, wenn sie die Farbe ihres Umschlages ändern wollte. Das mag — wer weiß auch? — satirische Uebertreibung sein; sicher ist jedenfalls, daß derartige Abonnentengefühle der Mehrheit niemals ganz fremd sind. Und dadurch, durch diese der Menschheit eingeborene Conservative oder misoneistische Beanlagung ist, auch bei den besten Absichten der Regierenden, jedes Volk in jedem Augenblick der Gefahr nahe gebracht, unfrei zu werden, weil seine Gesetze seinen Bedürfnissen nicht mehr entsprechen.

Die leitenden Männer im neuen deutschen Reich haben durch übertriebene Zähigkeit im Festhalten am Herkömmlichen bisher sich nicht bemerkbar gemacht. Sie mußten im Gegentheil schon den Ruf des Warners vernehmen: Quieta non movere! Ungern möchte ich deshalb glauben, daß es ihre Absicht sein sollte, unter gänzlich veränderten Umständen auf veraltete Bräuche zurückzugreifen und ein Ketzergericht, allen Wortfrommen zur Wonne, über die noch nicht Entmannten abzuhalten.

Durch die Blätter läuft ein geängstetes Murmeln von Verfolgungen und Anklagen. Da oder dort soll der Kaiser beleidigt worden sein und die Gesinnungriecherei denuncirt täglich fast neue Verbrecher. Und weil leider, wo es sich um ein crimen laesae maiestatis handelt, noch immer ohne die Ermächtigung des angeblich Beleidigten die Klage erhoben wird, scheinen wir einer Zeit der politischen Prozesse entgegenzugehen, die zur Festigung unseres Ansehens sicher nicht beitragen kann und in der Vortheile eigentlich nur für den Denuncianten zu erhoffen sind. Denn der mehr oder minder begabte Publizist, dessen Leistung mit dem schwindenden Tage sonst vergessen wäre, wird sofort zum Märtyrer, wenn seine Schrift ein Verbot, wenn ihn selbst eine Strafe trifft. Und Märtyrer sind für das herrschende System immer gefährlich, weil sie, mit Recht oder mit Unrecht, das Gefühl wecken und nähren, es sei die Zeit des Leidens für den Gerechten wiedergekehrt. So lange aber nur, das hat schon Benjamin Constant erkannt, bieten die politischen Verhältnisse eines Landes die Gewähr der Dauerbarkeit, als die öffentlichen Einrichtungen dem Niveau der Anschauungen des Volkes entsprechen; individuelle Reibungen, vorübergehende Friedensstörungen mögen auch dann nicht ausbleiben, revolutionäre Gelüste aber finden dann erst ein gee gnetes Erdreich, wenn die Harmonie zwischen den Einrichtungen und den Anschauungen durchbrochen ist.

* * *

In den alten Zeiten absolutistischer Willkür ließ die Vortrefflichkeit, die Schwäche oder der Verfall einer Regierung ziemlich sicher aus der geringeren oder größeren Anzahl der politischen Prozesse sich beurtheilen. Schon einmal habe ich hier an das Wort des Tacitus über die lex maiestatis erinnert, die anfänglich nur Thaten, nicht aber verhallende Worte mit Strafen bedrohten. Aus den Tagen des Titus, des Marc Aurel und Hadrian wird von Majestätbeleidigungen nichts gemeldet, doch schon Domitian strafte die Verächter seiner Gladiatoren, Nero verbot den Gebrauch von Purpurfarben und Tiberius erklärte es für ein Verbrechen, mit einer die Züge des Kaisers zeigenden Münze einen zweideutigen Ort zu betreten. Wie schlimm es gar Caracalla trieb, das mag man bei Spartian nachlesen; ich scheue die Schilderung, von wegen des § 184.

Andere Zeiten sind heraufgekommen. Die Träger der Krone haben einem Theil ihrer Rechte entsagt, sie haben die Pflicht auf sich genommen, die Verfassung, die Selbstbestimmung der Völker, zu wahren, und dafür tauschten sie das stillschweigend oder ausdrücklich ihnen zugestandene neue Recht ein, von der Verantwortlichkeit für die Maßregeln ihrer Berather entbunden zu bleiben. Wo ein besonders starkes Temperament einen Fürsten aus dieser weislich umhegten Stellung heraustreibt, wo er als Mensch zu Menschen sprechen will, da erscheint es beinahe vermessen, plötzlich auf einen alten Brauch zurückzugreifen, von dem der Bruch mehr ehrt als die Befolgung, und jede freimüthige oder auch nur unvorsichtige Aeußerung dadurch erst, daß man sie für unerlaubt erklärt und für gefährlich, mit dem Nimbus einer Bedeutung zu umkleiden, die sie in den meisten Fällen niemals besaß. Soll es dem Herrscher etwa, dessen Ohr die scharfe Rede fast ausnahmelos nicht erreicht hat, eine Befriedigung gewähren, daß in einer engen Zelle irgend ein Mann entmannt wird? Oder sollen die hinter getünchten Mauern angestellten Betrachtungen über die Herrlichkeiten des staatsbürgerlichen Lebens am Ende zur Kräftigung des monarchischen Gefühles beitragen?

Deutschland sah im Jahre 1846 nur 76, in den Jahren 1848 und 1849 aber 242 und 362 Anklagen wegen Majestätbeleidigung und unmittelbar nach dem Kriege gegen Frankreich und nach der Begründung des deutschen Reiches stieg die bis dahin gesunkene Zahl wieder auf 375. Diese Ziffern beweisen, daß zwischen der persönlichen Beliebtheit des Herrschers und der Menge der Majestätprozesse ein intimer Zusammenhang nicht besteht; zugleich aber beweisen sie auch, daß jede Zeit unruhigen Ueberganges, die zwischen den Anschauungen des Volkes und den Einrichtungen des Staates eine bange Kluft aufreißt, dem Anwachsen politischer und dynastischer Prozesse günstig ist. Neue Religionen und entscheidende Weltwenden künden durch solche Erscheinungen sich an und den Kern der Sache schienen mir deshalb auch diese Sätze zu treffen, die ich in einem Werke über den politischen Verbrecher fand: „Beleidigungen des Staatsoberhauptes und des Parlamentes durch die Presse bilden oft ein Sicherheitventil und ein Symptom der öffentlichen Meinung; sie gehen entweder von Halbverrückten aus und lassen die Dinge, wie sie sind, oder von begabten, gesinnungtüchtigen Männern und fördern dann das öffentliche Leben, indem sie Lücken und Gebrechen enthüllen, die bei der die Mehrheit beherrschenden Furchtsamkeit verhüllt und unbestraft geblieben wären . . . Wie man heute eine Bestrafung des Fluchens für lächerlich halten würde, müßte auch die Beleidigung des Regenten oder des Parlamentes dafür gelten." Der deutsche Reichstag hat wohl noch immer die Ermächtigung zu Strafanträgen gegen Beleidiger versagt; noch immer aber auch finden sich eifrige Anwälte, die ganz genau wissen, wodurch der deutsche Kaiser sich beleidigt fühlt.

* * *

In China repräsentirt der Herrscher den Himmel, das Volk die Erde und eine lange Stufenleiter führt von unten nach oben: das Mandarinenthum. Und dennoch baut man auch in diesem ummauerten Lande schon Eisenbahnen und Revolutionen sind an der Tagesordnung. Ein auf der Höhe historischer Auffassung angelangter Staatsrechtlehrer könnte diese Decadence vielleicht von der Thatsache herschreiben, daß ein Erlaß des Kaisers Ho-Ti gegen Ende des ersten nachchristlichen Jahrhunderts die Strafe der Entmannung abgeschafft hat. Kein chinesischer Unterthan darf mehr zum Eunuchen gemacht werden. Das Schicksal des Kollegen Sse-Ma-Thsian aber hat von seinem Schrecken noch nichts verloren.

Apostata.

Berliner Ausstellungen.

Dr. Lichtwark, der Director der Hamburger Kunsthalle,*) legte eine höchst lehrreiche Sammlung von Aquarellen an, durch welche er, wenn ich seine Absicht recht verstehe, den Hamburger Kunstsinn kräftiger zu erleuchten hofft. Er scheint nämlich der überaus verständigen Meinung zu sein, daß die meisten Menschen Bilder nicht schön und auch nicht wahr finden, weil sie sich von der Natur nicht Rechenschaft ablegen, wie die Schönheit oder die Wahrheit eigentlich aussehe. Viele Maler haben es schon erlebt: Je mehr sie sich plagen, die Natur darzustellen, und zwar schöne Natur in einem schönen Augenblicke möglichst getreu darzustellen, desto sicherer sagt das liebe Publikum: „Das Bild taugt nichts; denn

*) Den Lesern der „Gegenwart" als ihr jahrelanger Berliner Kunstreferent bekannt.

Digitized by Google

erstens ist es nicht schön und zweitens ist es nicht wahr!" Die Natur ist zum Vergleich nicht zur Stelle, um dem Publikum Beweise für die Richtigkeit der Künstleransicht zu liefern und mit Worten ist die Frage nicht auszufechten. Und selbst wenn die Natur zum Vergleich da wäre, sind doch die Meisten zu formen- und farbenblind, um beim Vergleiche den Absichten des Malers folgen zu können. Da — an die Wurzel alles Kunstunverstandes wollte Lichtwark die Hand legen. Deshalb wohl berief er eine Anzahl Maler nach Hamburg, und zwar gerade recht moderne, und ließ sie Hamburg malen, Hamburg am Morgen und bei Abend, den Jungfernstieg und den alten Wandrahm, Straßen und Fleete, Hamburg, wie es ist. Und nun scheint Lichtwark zu hoffen, seine Landsleute würden mit der Zeit einsehen, daß jene Maler so unrecht nicht haben, welche er berief, und daß die Natur wirklich so aussehe, wie sie sie malen, wenn ihre Bilder auch anders aussehen als die, welche früher gemalt wurden.

Mir fiel Lichtwark's Bemühen, die Hamburger sehend zu machen, vor der Ausstellung von Reiseskizzen ein, die Professor Eugen Bracht jetzt in Schulte's Salon veranstaltet hat. Bracht ist weit gereist, er kommt aus Syrien, aus Baalbeck, vom Todten Meer und von anderen Orten her, die selbst der gebildete Mensch nicht dem Namen nach zu kennen braucht. Die Arbeiten sind sehr sehenswerth, gemalt mit frischer Hand und frischem Sinn, die Beleuchtungen höchst merkwürdig; die rothen Bergreihungen am silbergrauen Meere, das blendend weiße Licht, das tiefe Blau des Himmels, all' jene wunderbaren Wirkungen der Beleuchtung und des Schattens, die Tiefe des Blauschwarz an einem hinter den Ruinen von Baalbeck aufsteigenden Gewitter, die dämmernde Gluth in engen Felsthälern, all' das und vieles Andere mehr läßt uns bewundern, wie Bracht mit offenen Augen durch den Orient zog, daß jeder Wechsel des Tones und der Landschaft in ihm eine zum Mitklingen bereite Saite antraf, daß er die volle Freiheit des Sehens über das Meer mit nahm, nicht berühmte Stimmungen suchte, die vor ihm Andere gemalt hatten, sondern sich als weißes Blatt fühlte, auf das das Land und die Sonne und die Menschen ihre Einzeichnungen machen sollten.

Als ich dann an ein paar so nebenbei mit ausgestellte Skizzen herantrat, die aus der Mark stammen, einen Regenschauer bei Belzig oder die Stadtsee bei Lychen, die also weniger „interessante" Gegenden darstellen, oder als ich die Darstellungen aus dem Schwarzwald, aus den Alpen, von der Riviera durchsah, so kam mir langsam ein gutes Wort des Rembrandtdeutschen in den Sinn, daß nämlich der Häring viel farbenprächtiger, viel reicher im Ton, also viel schöner sei als der Papagei. Ganz leise dämmert in mir der Gedanke auf: Warum zog denn Bracht nach dem Orient? Wegen der geographischen Ferne, wegen der starken Effecte, wegen der Fremdartigkeit des Gegenstandes?

Gut, ihn mag das Alles sehr anziehen und begeistern. Ich aber, der ich zu meiner Schande gestehen muß, über Pompeji hinaus nicht nach Süden vorgedrungen zu sein, ich empfinde nur wenig vor diesen Skizzen. Staunen ist doch wohl nicht die rechte Form des geistigen Aufnehmens von Bildern. Wenn ich in ihnen die Natur wieder finde, wie ich sie kenne, wenn sie auf das Innigste mir das wiedergeben, was ich draußen dereinst selbst sah, wenn sie mein inneres Auge auf Feinheiten der Stimmung hinweisen, die ich, der Unkünstlerischere, nicht bemerkte, wenn sie so die Feinheit meines Naturfinnes stärken — dann gefallen mir Bilder. Ich bin ganz Lichtwark's Ansicht, daß ein rechtes Kunstverständniß nur auf rechtem Naturverständniß sich aufbauen könne. Darum verstehe ich aber gerade Bracht's Orientdarstellungen nicht. Da sind jene, die in der Gluth der Sonne ein kaltes Weiß zeigen. So muß der heiße Tag im Orient wohl aussehen, alle Orientmaler, der Franzose Fromentin und der Engländer Lewis, der Amerikaner Weekes und der Russe Wereschtschagin, sowie die Deutschen Gentz, Behringer, Meckel oder Körner und wer sonst „da unten" war — Alle haben ihn so gemalt. Wenn sie aber eine kleine Verschwörung veranstaltet hätten, uns Nordländern etwas weiß zu machen, dann würden wir es ihnen auch glauben müssen. Mir wird nicht warm in der weißen Hitze, ich spüre den Brand der Sonne nicht. Da sieht man auf einem Bilde einen Zug von Reitern und Thieren über einer Ebene: Graugrünes dürres Gras, weißer Sand, eine graubraune Staubwolke, die der Wind vor sich her führt. Von Weitem dachte ich: Aha, Bracht war auch dem Nordcap nahe, dies wird wohl ein „eisiger Sturm in Lappland" sein, bis ich erkannte, daß die Thiere Kameele und die Reiter Beduinen, das Ganze einen glühend heißen Sturm der Wüste darstellte. Der Stimmungswerth, der gewiß außerordentlich sein ist, dafür sind mir die Bilder aus bekannten Gegenden Bürge, existirte für mich, den Barbaren, in Hinblick auf den Orient, eben nicht!

Nun kann ja Bracht mit sehr viel Recht sagen: „Ich male, was mir gefällt, und scheere mich wenig um die, welche mich nicht verstehen! Ich sah den Orient, und habe gelernt seine Schönheit zu würdigen. Ist der Beschauer zu blöde, um sie in meinen Bildern zu erkennen — so ist es seine Schuld. Ich habe gethan, was zu thun war!"

Sehr richtig, Herr Professor, ich will ihnen auch keinerlei Vorwurf machen. Ich will nur feststellen, daß ich unfähig bin, diese Skizzen ihrem vollen künstlerischen Werthe nach zu genießen und daß es wohl noch mehr Menschen gibt, die auf meiner Stufe der Unbildung stehen. Ich bin eben der Meinung, daß schließlich ein Kunstwerk, um uns in der Tiefe zu ergreifen, eine Grundlage von Selbsterschautem in uns vorfinden muß, und daß das Wissenschaftliche, Geographische oder Ethnographische sehr leicht dem rein Künstlerischen ein Schnippchen schlägt, wenn wir in zu fremde Länder geführt werden.

Meine Ansicht ist eben: „Bleibe im Lande und male die Natur redlich!" Mir thut es leid, daß so feine Kunst nur der Aristokratie der Orientreisenden, nicht uns gemeinen Sterblichen zu Gute kommt. Es ist ja vielleicht eine Heringsnatur, die der Mark oder Deutschlands, die ich dem Orient vorziehe, aber sie hat eine größere Zahl von Tönen, sie schillert meinem Empfinden reicher als die Papageiennatur des Südens. Der Apfel ist malerischer als die Citrone und Bracht's Skizze vom Lychensee in der Uckermark ziehe ich dem Bild vom Todten Meer vor.

Solches Urtheil hat keineswegs die Eitelkeit für alle Leute gesprochen sein zu wollen; es ist nur das meinige, ich will es Niemand aufdringen. Namentlich jenen nicht, die den Orient in seinen Farbenspielen mit sinnendem Auge betrachteten. Sollte mich das Schicksal morgen nach Baalbeck führen, so werde ich vielleicht anderer Meinung werden. Denn ich denke es soll mit meiner Aufnahmefähigkeit für neue Eindrücke und daher mit dem Wandel meines Geschmackes noch nicht am Ende sein. Auch ist ja Bracht kein Schulmeister der Nation, hatte seine Reise nicht kunsterzieherische Absichten wie Lichtwark's Sammlung. Ich fürchte nur eine störende Wirkung von den Orientbildern, die uns einen unverstandenen, unvorgebildeten Idealismus zu zeitigen drohen. Ehe wir nicht eine ganz moderne, ganz auf unser eigenes Empfinden begründete Kunst haben, fürchte ich mich vor den fremden Zeiten und fremden Ländern. Die Engländer und Franzosen, sowie die Italiener malen fast ausschließlich ihre Heimath — wenigstens überall jene Künstler, welche zu Führern ihrer Nation wurden. Wäre es nicht vielleicht für unsere Maler ganz gut, sie nähmen Lichtwark's Bemühungen ihrerseits auf und hülfen dahin wirken, daß die Deutschen intim zu sehen lernen.

Das thun in sehr erfreulicher Weise die Maler der „Vereinigung deutscher Aquarellisten", welche in dem schönen neuen Local von Amsler und Ruthardt ihre Werke ausstellten. Diese Vereinigung besteht aus nur fünf Malern. Es scheint hier die Absicht vorzuliegen, eine Malergruppe zu bilden, wie sie in Paris bestehen, deren Aufgabe es ist, von Zeit zu Zeit kleine Ausstellungen zu veranstalten, sich somit von der Nothwendigkeit zu befreien, auf die Trödelmärkte der großen Ausstellungen mit herumziehen zu müssen. Jene fünf Maler sind Männer von anerkannter Tüchtigkeit. Was ich ihnen wünschen möchte, ist, daß ihre Vereinigung eine kleine bleibe. Sie mögen sich die Satzungen der englischen Aquarellistengesellschaften zum Muster nehmen, die eine beschränkte Zahl von Mitgliedern haben und nur durch Wahl neue aufnehmen, wenn der Tod oder der Rücktritt eine Lücke schuf. Dadurch wird die Mitgliedschaft zu einem Titel, zu einer Ehre, die nicht, wie leider nur zu viel bei uns von Oben, vom Staate, sondern von den Künstlern selbst verliehen wird; diese finden in sich einen Rückhalt, sie finden im Publikum Anerkennung und Freunde, ihre Ausstellungen werden bekannt und beliebt.

Die alten Formen unseres Ausstellungswesens sind völlig abgenutzt, die Kunstvereine der mittleren und kleinen Städte zumeist die kümmerlichsten Förderer der Mittelmäßigkeit, die großen Ausstellungen, in die das ganze und allzusehr in die Breite gehende Schaffen zusammenströmt, unwürdige Massenanhäufungen geworden, die nicht belehren, nicht erheben, sondern nur verwirren. Ich habe an sogenannten „Kunstsinnigen", die die Berliner Ausstellung besuchten, oft eine Probe gemacht, welche Eindrücke jene Speicher von 3—4000 Kunstwerken hinterließen; indem ich sie bat mir zu erzählen, was ihnen aufgefallen sei: An mehr wie an zwanzig Bilder erinnerten sich Wenige, und von diesen waren ihnen fünfzehn im Gedächtniß, blos weil sie sie „scheußlich" fanden: bleiben fünf anregende Eindrücke. Und dazu plagt man die holden Musen?!

Die „Vereinigung deutscher Aquarellisten" führt sich ganz vortrefflich ein. Sie steht zwar mit der einzigen Ausnahme von Max Fritz völlig unter dem Einfluß der modernen Niederländer und Franzosen. Aber aus diesem heraus entwickelt sich in Skarbina immer reicher und vornehmer eine selbständige Weltanschauung. Es ist sehr bezeichnend, daß er nun auch wieder den wärmeren Tönen der alten Schule nachgeht und die grundsätzliche Abneigung gegen die braunen Schatten, welche der Kampfzeit anklebten, zu überwinden strebt. Sein „Posthof in Karlsbad" und namentlich seine „Nachmittagstunde" lehrt dies. An Reichthum des Tones steht ihm nahe Hans Herrmann, der vom echten Schulbild der Hellmaler zu der weicheren Zwielichtsstimmung hinüberstrebt, die Israels so meisterhaft beherrscht und schließlich in einer Seestudie, einer Bucht am Meer mit großer Wolkenbildung darüber, bei einfachsten Mitteln eine wahrhaft große Wirkung erzielt. Aehnlich Hans von Bartels, bei dem sich namentlich die Technik immer reicher entfaltet, der mehr und mehr das Gouache benutzt, um dem Bilde Körper, die Honigfarben, um ihm Glanz zu geben. Man sehe sich darauf das sehr lehrreiche Bildchen „Martje im Garten" an. Arthur Kampf gibt seinem Namen noch die Ehre. Er setzt uns Dinge vor, die zwar zweifellos in einem Kunstwerke darstellbar sind und die nur eine unmännliche Kunst wiederzugeben sich scheuen wird, die aber darum auch nicht nothwendig die einzig darstellenswerthen sind. Ich stehe eben nicht an, kecklich zu behaupten, daß eine hübsche Mutter, die ihr hübsches Kind auf dem Knie „Hoppe, hoppe Reiterlein!" machen läßt, auch von einem modernen Maler gemalt werden darf, ohne daß er unverzüglich in die Klasse der „Süßlichen" gestoßen zu werden braucht. Nur daß uns immer diese süße Kost und dann noch nicht mit redlichem Zucker, sondern mit geilem Sacharin angemacht gereicht wurde, das hat in allen ernst Denkenden den Ekel vor den „liebenswürdigen" Künstlern hervorgerufen. Tausende im Volke läppern nach dem Zuckerwerk, hunderte haben es gründlich überdrüssig, einigen wenigen und zwar wohl nur jenen Unglücklichen, welche wie ich, im Jahr etwa 10—15,000 Kunstwerke zu sehen haben, beginnt der fade Geschmack aus dem Munde zu verschwinden. Sie hoffen schon auf kampffreie Tage, in welchen das ganze Gebiet der Erscheinungen gemalt werden kann, selbst das, welches man früher für das allein berechtigte, allein schöne hielt, und zu dem die Idealisten jedem tiefer Schauenden so gründlich die Lust verdorben hatten.

C. G.

Digitized by Google

Notizen.

Kürschner's Deutscher Literatur-Kalender für 1892 (Stuttgart, Jos. Kürschner's Selbstverlag) kommt infolge des Setzerstreiks diesmal etwas spät angefahren, aber dafür gleich zweispännig, nämlich in Begleitung eines allerliebsten kleinen Taschenbuches, das — ein wahrer Schatz an praktischer Nützlichkeit — neben Kalendarium, Erinnerungstagen, Mitarbeiterregeln, Verkehrsbestimmungen, Münztabellen ein Lexikon der wichtigsten Urheberrecht- und Preßbestimmungen enthält. Wenn wir in unseren alljährlichen Anzeigen stets das Verschwinden der Städteschau mit ihrem Schriftstellerverzeichniß beklagten, so hilft das Taschenbuch diesem Mangel nun gründlich ab und wird so zu sagen ein literarischer Reisebegleiter, schon um seines Westentaschenformats willen. Vielleicht ließe sich auch der Kalender selbst, der immer stattlicher wird, auf sein handlicheres Format von Anno 88 zurückführen, wäre es auch nur möglich durch kleinere Typen, dreispaltigen Satz und Streichung aller Collegen, die keine Buchausgabe auf dem Gewissen haben und keine „officielle" Stellung (Redacteur, Professor ꝛc.) bekleiden. Endlich hat Kürschner durch sein Verlegerverzeichniß einem mehrfach hier geäußerten Wunsch entsprochen und verdient schon darum den Dank und die Unterstützung aller „Federsoldaten."

Der Befähigungsnachweis im Handwerk. Von Thilo Hampke. (Jena, Gustav Fischer.) Gerade im rechten Moment erscheint diese Schrift, die sich die Aufgabe stellt, die gegenwärtige Lage des Handwerkerstandes objectiv darzustellen und auszuführen, wie und warum sie sich in solcher Weise entwickelt hat. Außerdem führt sie in eingehender Weise die Forderungen vor, welche seit den vierziger Jahren wieder und wieder mit entsprechenden Modificationen auf Handwerkertagen, in Petitionen an die Volksvertretung und die Reichsregierung bis in die neueste Zeit hin in Deutschland zu Tage getreten sind. Trotz der ausgedehnten Literatur über den Gegenstand fehlte es bis jetzt an einer derartigen Darstellung dessen, was in diesen verschiedenen Perioden der Handwerker für Klagen vorgebracht und was er zu ihrer Abhülfe verlangt hat, und gerade diese historische Darstellung ist in hohem Maße lehrreich. Der Hauptwerth der Schrift liegt aber in der dritten Abtheilung, welche sich kritisch mit dem Befähigungsnachweise beschäftigt und auf Grund eines reichen Materials aus den deutschen praktischen Verhältnissen; dann aber besonders auf Grund der Erfahrungen in Oesterreich, wo man seit 1889 den Befähigungsnachweis theilweise wenigstens wieder eingeführt hat, die Befähigungsnachweisfrage untersucht. Von beiden sich gegenüber stehenden Parteien hat man sich stets in den letzten Jahren auf Oesterreich berufen, aber Niemand vermochte seinen Behauptungen Beweiskraft zu geben, weil es an dem nöthigen Materiale dazu fehlte. Es ist deshalb dankbar aufzunehmen, daß der Verfasser nicht nur aus der österreichischen allgemeinen Literatur, sondern besonders eingehend aus den „Entscheidungen der Behörden und gutachtlichen Aeußerungen über den Umfang von Gewerberechten. Wien 1890" ausführliche Belege in großer Zahl für die außerordentliche Schwierigkeit geboten hat, welche die Durchführung des Gesetzes in Oesterreich gemacht hat und wie wenig man damit zu erreichen vermochte. Der Verfasser kommt in der Hauptsache zu dem Ergebniß, daß die Einführung des Befähigungsnachweises für unsere gegenwärtigen Verhältnisse unthunlich ist, weil damit nicht erreicht werden kann, was der Handwerker davon erwartet, nämlich Schutz gegen die Concurrenz der Großindustrie und des kleinen Pfuschers, daß derselbe dagegen in der Entwickelung seiner Thätigkeit nach den verschiedensten Richtungen hin gehemmt werden würde, und daß besonders das Publikum keinen Nutzen davon hätte, weil heutzutage zum Handwerkbetrieb gerade die technische Fertigkeit, die der Befähigungsnachweis allein zu garantiren vermag, in keiner Weise ausreicht; vielmehr die sonstige Tüchtigkeit, kaufmännische Bildung ꝛc. von mindestens ebenso großer Bedeutung sind. Die Schrift wird wesentlich zur Klärung der Anschauungen beitragen, besonders weil sie in rein objectiver Weise vom wissenschaftlichen Standpunkte aus die ganze Frage behandelt.

Juristischer Humor. Gesammelt und herausgegeben von E. O. Hopp. (Berlin, Fr. Pfeilstücker). Dieser 5. Band von Pfeilstückers Bibliothek des Humors enthält ein unterhaltendes Anekdotensammelsurium aus dem Leben und Treiben unserer Rechtsvertreter und — Rechtsverdreher. Referendare und Assessoren, Vertheidiger, Richter, Zeugen, Geschworene, Schöffen und Angeklagte, Gerichtsvollzieher, Verbrecher und Polizei — sie alle ziehen in komischen und witzigen Abbildern an uns vorüber. Es ist aber keine geistlose Scherenarbeit, sondern sinnvolle Zusammenstellung durchgängig neuer Stoffe. Die „Sentimentale Jurisprudenz" des jüngst verstorbenen L. Eichrodt müßte eine 2. Auflage nothwendig nachholen.

Die Wirkungen der Sanct-Gotthardbahn. Von Heinrich Rüegg. (Leipzig, Duncker und Humblot.) Eine hochinteressante Studie aus Schmollers Jahrbuch, reich an neuen und überraschenden Ausblicken. Frappant ist namentlich der Nachweis, daß so ziemlich die meisten von Italien auf diese Weltbahn gesetzten Erwartungen getäuscht worden sind. Der Hafen von Genua tritt nach wie vor hinter Marseille zurück, Mont-Cenis und Brennerbahn sind nicht zurückgegangen, die Arlbergbahn nimmt Oberitalien den Verkehr weg, und nur die Schweiz, Westdeutschland und zumal Belgien haben große Vortheile von dieser internationalen Bahnverbindung.

Francesca da Rimini. Tragödie in fünf Acten von Martin Greif. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Unter den berühmten Liebespaaren gibt es wenige, die von einem solchen Zauber der Anmuth und Poesie umflossen sind wie Francesca da Rimini und ihr Geliebter Paolo. Unzählige Lyriker haben sie besungen, Dante widmete ihnen in der „Göttlichen Komödie" seine schönsten Verse, und Paul Heyse und Silvio Pellico machten sie zu Helden eines Dramas. Jetzt ist auch Martin Greif an ihre Seite getreten und ringt mit ihnen um die Siegespalme. Sein neuestes Werk „Francesca da Rimini" soll auf der Bühne seine dramatische Kraft freilich noch erst bewähren, als Dichtung gehört es aber zu den hervorragendsten und erfreulichsten Erscheinungen der neuesten Zeit. Es ist ein Werk der alten Schule und nimmt in unserer realistischen Zeit mit ihrem Pessimismus, ihrer Vorliebe für das Grelle und ihrer auf das Soziale gerichteten Tendenz etwas fremdartig sich aus. Wer aber Empfänglichkeit hat für Schönheit und Wärme der Sprache, Reinheit und Tiefe der Empfindung, feine edle Charakteristik, wird die Tragödie mit Genusse lesen.

Arnold von Brescia. Von Adolf Hausrath. (Leipzig, Breitkopf & Härtel.) Der nicht ganz einschlagende Erfolg seiner historischen Romane hat den trefflichen Heidelberger Professor veranlaßt, sich wieder auf sein eigenstes Gebiet des kirchengeschichtlichen Essays zurückzuziehen, und wir wissen ihm mehr Dank dafür, als für seine Bissulas, Antinousse und märchenhaften Seelenbilder. Wir stehen auch nicht an, die vorliegende Monographie für ein Meisterwerk zu erklären, das neben Freytag's „Luther" und Gregorovius' „Lucrezia Borgia" einen ebenbürtigen Platz verdient. So wenig Verbürgtes wir auch von Arnold's äußeren Lebensschicksalen wissen, so versteht es Hausrath doch vortrefflich, die dürftigen Ueberlieferungen zu nützen und durch sinnvolle Interpretationen und Parallelen in blühendes Leben zu verwandeln, ohne sich auf das gefährliche Feld der Hypothesen zu begeben.

Der Himmel auf Erden von Emil Gregorovius. (Leipzig, Fr. Wilh. Grunow.) Ein Seitenstück zu Eugen Richter's Zukunftsbildern, aber unvergleichlich besser geschrieben. Der Verfasser zeigt wohin es käme, wenn der von der Verblendung der Sozialdemokraten angestrebte Zukunftsstaat zur Wahrheit würde. Der vermeintliche „Himmel auf Erden" und die Forderungen der allgemeinen Gleichheit, die Abschaffung des persönlichen Eigenthums, das Recht auf Arbeit, die freie Liebe, der Staat ohne Religion würden zu Zügellosigkeit und schließlich zum Untergange der Menschheit selbst führen. Es ist eine tief ernste, zum Theil ergreifende Lectüre.

Flüchtige Erzählungen von François Coppée. (Dresden, Pierson.) Der den Lesern unseres Feuilletons wohlbekannte französische Akademiker ist nicht nur einer der ersten Lyriker Frankreichs, sondern auch ein anmuthiger poesievoller Erzähler, der in der Idylle Klassisches leistet und oft an Daudet hinan reicht. Die vorliegenden Skizzen und Novelletten spiegeln seine Eigenart reizend wieder und sind in Ernst und Scherz vorzüglich gelungen. Die Uebersetzung Burgers ist gut, doch möchten wir von der alle Illusion aufhebenden Wiedergabe des Pariser Argot durch breites Berlinisch dringend abrathen. In der Einleitung gefällt er sich sehr in der Rolle eines kundigen Modellkenners. Für ihn ist der verbummelte Satiriker und Dramatiker Maugé kein anderer als Augier(!) und der Kaffeehausredner Polanceau: Clemenceau, während der erstere höchstens eine Combination von Dumas, Barrière und Becque und der letztere ein Gemisch von Zügen ist, die auf Gambetta und Valles deuten. Derlei „Schlüssel" haben immer etwas Bedenkliches.

Wandernde Künstler von Signor Tomino. (Berlin, S. Fischer.) Interessante Bilder aus dem Cirkusleben alter und neuer Zeit, von einem Kundigen verfaßt. Künstlernamen und Künstlergenealogien, Dressurgeheimnisse, der Athlet Rappo (v. Rapp aus Innsbruck), die Coulissen des Affentheaters — überall weiß uns der Verfasser von den Artisten und ihrer Kunst Neues zu melden. Literarisch fesselnd sind die Kapitel über den bekannten Novellisten E. M. Vacano und seine Cirkuswanderjahre als — Miß Ella und über die Artistenliteratur im Allgemeinen und im Besonderen Otto-Ottoni und sein Düsseldorfer Weltblatt: „Der Artist".

Zeiten, Völker und Menschen. Von Karl Hillebrand. (Straßburg, Trübner). Die gesammelten Schriften unseres ersten Essayisten sind aus dem Oppenheim'schen Verlag in den der bekannten Straßburger Firma übergegangen, die sich mit der Rückgewinnung des Manessischen Liederbuches einen guten Namen gemacht hat. Band III: Aus und über England und Band II: Wälsches und Deutsches sind erschienen. Manches Neue aus dem Nachlaß ist eingeschaltet, auch die letzte Arbeit Hillebrands: „Ein Schopenhauerdenkmal", welche die „Gegenwart" veröffentlichte. Die mannhafte Polemik des Essayisten wider Gelehrtenzöpfe, Selbstbewunderung Büchermacherei, Kastengeist und andere deutsche Tugenden ist noch heute — und mehr als je — am Platz, und seine Studien über Petrarca, Manzoni, Michelet, Gervinus, Varnhagen und den englischen Roman werden immer ihren hohen Werth bewahren.

Der geschundene Pegasus. Eine Mirlitoniade von Arno Holz. Mit Bildern von Johannes Schlaf. (Berlin, Fontane.) Als wir neulich Schlaf's Skizzenbuch „In Dingsda" besprachen, thaten wir mit unserem Tadel des Umschlagbildes dem Verleger schweres Unrecht, denn wie wir nun aus diesem Caricaturenbuch sehen, war der Verfasser selbst der Urheber jener zwei Bassermann'schen Gestalten, die so gar nicht zu dem zart poetischen Inhalt paßten. In der That entpuppt sich hier der eine der naturalistischen Dioskuren als gewandter Caricaturenzeichner, der weniger mit dem gemüthlich komischen Busch als mit seinem phantastischen Vorgänger, dem Genfer Novellisten Töpffer, Verwandtschaft zeigt. Alles ist flott gezeichnet, mit Humor erfaßt und voll grotesker Komik. Viel schwächer sind die begleitenden Knittelverse von Holz, denen es an wahrem Witz und Humor durchaus fehlt. Sie schildern einen „Bummel" des Dichterpaares durch die Reichshauptstadt, durch Nachtkaffeehäuser u. s. w.

Digitized by Google

bis zur Katastrophe mit der Polizei. Es sind in Text und Bild Atelierwitze, die nur der Kollege würdigt und versteht und die das große Publikum kalt lassen. Gleichzeitig erschien im nämlichen Verlag eine neue Ausgabe von Holz' Gedichten: „Buch der Zeit." Manches Bedeutende und Schöne, aber doch mehr Spreu als Weizen. Diese 500 Seiten enthalten zur Hälfte so viel Geschmackloses und Blödes, das von der vollständigen Kritiklosigkeit des Autors zeugt. Was sollen Verse wie diese „Chanson"?

Drum Vive la Republique, blique, blique,
Das Herz schlägt uns im Bauch,
Das Knutenthum haben wir dick, dick, dick,
Und Kartoffeln und Häring auch.

Derlei gehört nicht in ein ernsthaftes, talentvolles Poesiebuch und ist nicht die Druckerschwärze werth.

In Hermann Oesterwitz' Verlag zu Dessau erscheint „Anhalts Bau- und Kunstdenkmäler. Mit Illustrationen in Lichtdruck, Phototypieen und Zinkographieen. Herausgegeben von Dr. Büttner Pfänner zu Thal." An geschichtlichen Denkmalen von Bauten und Kunstwerken verschiedenster Art ist Anhalt reicher als manches weit größere Staatsgebiet. In der vorliegenden Lieferung beschauen wir Aeußeres und Inneres der Stiftskirche von Gernrode mit dem heiligen Grabmal des Markgrafen Gero, das Schloß zu Ballenstedt, die vom Waldesgrün überwucherten Reste der Stammburg Anhalt, die in edelm romanischen Stil und alterthümlichen Sculpturen hohen Kunstwerthes dem Gernröder Kirchenkleinod verschwisterte alte Klosterkirche von Frose, dazu manch interessantes bürgerliches Bauwerk, wie die alten Rathhäuser von Ballenstedt und Harzgerode, ein merkwürdiges, mit Laubaltan vor der Hausthür, zu dem eine Freitreppe führt, vorzeitlich anmuthendes Wohnhaus von Günthersberge, ferner Kunstwerke der Sculptur, wie den prächtigen Altar in Kleinalsleben, Reliefs von Glocken und Taufsteinen und dergleichen. Der Text ist knapp aber verläßlich und belehrt über das Geschichtliche und mit Hülfe eingedruckter Grundrisse über das Bauliche. Die technische Ausstattung des stattlichen Quartheftes ist der Gediegenheit des Inhaltes ebenbürtig.

Von jenseit unserer Landesgrenzen gehen uns zwei bedeutsame musikalisch-ästhetische Bücher zu, eine Bellini-Biographie und die gesammelten Opern- und Concertkritiken eines Pariser Journalisten. Vincenzo Bellini, Studi e Ricerche per Antonio Amore (Catania, N. Giannotta) ist nicht nur das Werk localpatriotischer Begeisterung, sondern eine ganz vortreffliche Monographie voll neuer Documente und feinsinniger Urtheile. Und wenn auch der Verfasser schon als Kind von Catania seinem berühmten Mitbürger für den deutschen Geschmack und in Anbetracht der unumstößlichen Thatsache, daß vielleicht mit Ausnahme der einzigen „Norma" alle Opern des Sizilianers wenigstens für die außeritalische Bühne veraltet und todt sind, etwas allzu blind bewundert, so zeigt doch das Schlußkapitel, wo er sich mit der gesammten Kritik auseinandersetzt, deutlich, daß man einen ernst zu nehmenden Aesthetiker und Kunstphilosophen vor sich hat, der sich sehr gut gegen il Ehrlich, il Hanslick und lo Schuré zu vertheidigen weiß. Ihm ist nicht Rossini, sondern Bellini der eigentliche Vertreter der reinen Melodie des bel canto, und wenn er auch Wagner zu würdigen weiß, so setzt er doch höchst geschickt die Ebenbürtigkeit seines Lieblings in's Licht. Das Buch ist schön ausgestattet und mit einer Miniatüre des Componisten geziert, die von niemand geringerem herrührt, als der großen Sängerin Malibran. Noch näher als der uns halb schon entfremdete Bellini geht uns der Inhalt des französischen Buches: Musiciens d'aujourd'hui (Paris, Libraire de l'art) das einen der besten Musikkritiker Adolphe Jullien, den Biographen von Wagner und Berlioz, zum Verfasser hat. Jullien ist in der angenehmsten Lage eines Recensenten, dessen Urtheile von den Zeitgenossen verlacht wurden, aber dem eine spätere Zeit vollständig Recht gegeben hat. Er hat Gounod einen Plagiar an Schumann, Wagner ꝛc. genannt, als dies noch für ein nationales Verbrechen an dem gefeierten Faust-Componisten galt, hat den verlästerten Berlioz erhoben und hat für Schumann, Wagner und Brahms gekämpft, als diese in Frankreich noch so gut wie unbekannt waren. Sein Urtheil ist immer unabhängig, scharf und sein Stil niemals langweilig. Für uns sind besonders interessant die hier abgedruckten Essays über Manfred, Faust und das Paradies und die Peri von Schumann, über die Walküre in Brüssel und Paris und den Siegfried in Brüssel, dann über Verdi's Aida, über Brahms' Symphonien und das deutsche Requiem, Bizet's Carmen (die er entschieden unterschätzt) und die eingehenden Studien über die Opern der jüngern französischen Componistenschule Saint-Saëns, Massenet, Lalo, Reyer. Das schöne Buch ist mit Porträts und Autographen geschmückt und sollte neben Hanslick's Moderner Oper in keiner Bücherei eines deutschen Musikfreundes fehlen.

Heitere Lebensbilder. Humoresken von Alexander Baláz's. Aus dem Magyarischen von Adolph Kohut. (Leipzig, Reclam.) Unter den wenigen Humoristen der Magyaren nimmt Alexander Baláz einen der ersten Plätze ein. Sein urwüchsiger Humor, seine scharfe Beobachtungsgabe, seine launigen Bemerkungen, seine heitere Erzählungskunst, seine reiche Erfindungsgabe und die reizenden, dem Leben und der Natur abgelauschten Genrebilder, welche er uns bietet, haben ihn zum Liebling des magyarischen Lesepublikums gemacht. Von diesem Humoristen war bisher fast nichts in's Deutsche übersetzt; Kohut hat sich deshalb ein entschiedenes Verdienst erworben, daß er die besten amüsanten Geschichten in's Deutsche übersetzt und frei bearbeitet hat. Alle die Historien, welche wir hier zu lesen bekommen, sind wahre Cabinetsstücke des feinen Humors.

Prof. Naberts „Karte der Verbreitung der Deutschen in Europa" (Glogau, Carl Flemming.) liegt jetzt vollendet vor. Was der Fleiß eines vollen Menschenlebens an wissenschaftlichen Schätzen zusammengetragen, springt hier mit der ganzen Unmittelbarkeit eines farbenreichen, übersichtlichen Bildes fesselnd in die Augen. Wir sehen hier, wie unser Volksthum mit wechselndem Erfolge seine Grenzen gegen Slaven und Romanen vertheidigte und in zahlreichen größeren und kleineren Pflanzstätten bis über die fernsten Grenzen unseres Continents hinaus brandete. Von den beiden letzten Blättern der Karte umfaßt das eine die weiten Gebiete zwischen Weichsel und Dnjepr und auf einer Nebenkarte die seit 1763 auf Anregung Katharinas II. gegründeten deutschen Siedlungen in der Wolgasteppe; das andere bringt das eigenartige Nationalitätengemisch der vormaligen deutschen Ordensländer in den russischen Ostseeprovinzen in sprechender Klarheit zum Ausdruck und verzeichnet nebenbei die entdeutschten neun Camberger Dörfer bei Posen und die im Jahre 1765 gegründete Herrnhuter Brüdergemeinde Sarepta in Rußland. Die Deutschthumkarte als Ganzes gibt in angenehmster Form eine solche Fülle von Belehrung, daß wir jedem, der sich für unser Volksthum interessirt, die Anschaffung derselben empfehlen können.

Unsere nationale Erziehung von einem Oberdeutschen. (Berlin, B. Reuther). Diese geistvolle Schrift bezieht sich auf die bekannten Forderungen des jüngst verstorbenen Prof. de Lagarde, sowie auf den vielberufenen Rembrandt-Deutschen, nimmt aber einen vermittelnden Standpunkt ein, indem sie die Härten des einen und die Paradoxa des anderen klug und geschmackvoll vermeidet. Als das tief durchdachte Werk eines praktisch erfahrenen und besonnenen Fachmannes und patriotischen, aber nicht einseitigen Denkers können wir die Schrift bestens empfehlen. Sie wird hoffentlich gerade in unsern gegenwärtigen Wirren klärend, versöhnend und bahnbrechend wirken.

„Lazare, komm heraus!" Eine Erzählung aus Christi Tagen von El. St. Phelps und H. Ward. Frei übertragen von M. v. K. (Leipzig, Peter Hobbing.) Die beiden bekannten englischen Romandichter versuchen sich hier in einer Umdichtung und Ausspinnung der biblischen Auferstehungslegende. Die einfache Erzählung ist im Stil des neuen Testamentes, aber ohne archaistische Künstelei, innig und ohne Frömmelei, von wahrer Religiosität beseelt, die noch nichts von Dogmenschablone weiß. Die Uebertragung liest sich wie ein Original, also des höchsten Lobes werth.

Deutsches Staatsrecht. Von Albert Haenel (Leipzig, Duncker u. Humblot). Von dem längst erwarteten Hauptwerke des Kieler Staatsrechtslehrers ist soeben der erste Theil erschienen, der die Competenz des Reiches oder die Reichsgewalt abhandelt. Die meisterhafte Beherrschung des Stoffes, der staatsmännische Geist, der klare, vornehme Stil stellen das Werk dem bekannten von Laband ebenbürtig an die Seite. Ueberall fühlt man, daß kein trockener Professor das Wort führt, sondern ein erfahrener Politiker und tiefer wissenschaftlicher Denker. Interessant ist vor Allem der gelungene Nachweis, daß Seydel's bekannte Auffassung, das Reich sei ein Staatenbund, kein Bundesstaat endgiltig von Albert Haenel überwunden und beseitigt wird. Das Reich steht da als ein Einheitstaat, mit voller Souverenetät und mit der Fülle aller Befugnisse, welche erforderlich sind, um die Aufgaben für die Kulturentwickelung des Volkes mit Sicherheit, Stetigkeit und Nachdruck zu erfüllen. Diesen Grundgedanken führt Haenel auf allen Gebieten des staatlichen Lebens, in der Gesetzgebung, der Verwaltung und der Rechtspflege durch. Er urtheilt über die Organisations-, Finanz-, Straf-, Zwangs-, Militär- und auswärtige Gewalt immer unter dem gleichen Gesichtspunkt und mit einer Gründlichkeit und Vollständigkeit, wie sie bisher noch von Niemand erreicht worden ist. Der zweite Hauptabschnitt soll die Verfassung bringen, also die rechtlichen Bestimmungen über die Organisation der Staatsgewalt, über die Mitgliedschaft, über das Gebiet in ihrer zweigliedrigen Gestaltung des Reiches und der Einzelstaaten. Der dritte Abschnitt wird der „Regierung," d. h. der Gesetzgebung und Vollziehung, der vierte der Verwaltung gewidmet sein. Für diese ungewöhnliche Eintheilung kann sich Haenel auf die Reichsverfassung und die Unionsverfassung von 1849 und auf die heute geltende Verfassung berufen. Hoffentlich ist es ihm vergönnt, die noch ausstehenden Theile in nicht allzu langer Zeit nachfolgen zu lassen.

Von Meyer's Kleinem Conversations-Lexikon, dem in Hunderttausenden verbreiteten vortrefflichen Nachschlagebuch, beginnt eine umgearbeitete und erweiterte Auflage zu erscheinen. Sie bringt eine Vermehrung um 7—8000 Artikel, eine reiche künstlerische Ausstattung und größere, deutliche Schrift. Auch eine Vermehrung der Illustrationen ist in Aussicht genommen, denn neben einer schönen Karte von Süddeutschland überrascht uns in der ersten Lieferung eine prachtvolle neue Chromotafel: Edelsteine. Daß der Text ebenfalls verbessert und bis in die neueste Zeit ergänzt ist, versteht sich von selbst. Es ist das Ideal eines Handlexikons des allgemeinen Wissens.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von Otto Wigand in Leipzig.

Die
Tragödie des Menschen.
Dramatisches Gedicht
von
Emmerich von Madách.
Aus dem Ungarischen übersetzt
von
Andor von Sponer.

In allen Buchhandlungen vorräthig.

Bei **C. Latendorf** in **Poesneck** ist erschienen und durch jede Buchhandlung, auch durch Posteinzahlung direkt zu beziehen:

Friedrich Förster's
Urkunden-Fälschungen
zur Geschichte des Jahres 1813
mit besonderer Rücksicht auf
Theodor Körners Leben und Dichten
von
Friedrich Latendorf.
40 S. 8°. Preis 60 Pf.

Der außer Körner auf Goethe, Schiller, Blücher, Schleiermacher u. a. sich erstreckenden Beweisführung hat Zolling's Gegenwart Nr. 38 und 39 unbedingt, Geiger in der Münchner Allgemeinen Zeitung Nr. 322 in einem Hauptpunkte beigestimmt.

Rich. Kahle's Verlag in Dessau.
Soeben erschien:
Göthe als Socialpolitiker
Ein Beitrag zur
Beurtheilung der socialen Frage.
Von
Professor Dr. **Gerlach.**
Preis: 50 Pfge.

Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Karl von Hase,
Handbuch der protestantischen Polemik gegen die römisch-katholische Kirche.
5. Aufl. XXXVI, 728 S. gr. 8°.
geh. 12 ℳ, geb. (Halbfranz) 13 ℳ 50 ₰.

Die berühmte Schrift Karl v. Hase's, welche längere Zeit gefehlt hat, erscheint jetzt in fünfter, durchgesehener Auflage. Sie ist unter den heutigen Zeitverhältnissen besonders werthvoll und für jeden Gebildeten verständlich.

Für grössere lexikographische Arbeiten wird ein Redacteur und Bearbeiter des geographischen statistischen Teils gesucht.

Die Expedition der „Gegenwart": Berlin W., Culmstr. 7, wird die Güte haben, betr. Zuschriften unter „Redacteur-Gesuch" weiter zu befördern.

Neuer Roman von Theophil Zolling.

Soeben ist bei mir erschienen und nehmen alle Buchhandlungen Bestellungen an:

Coulissengeister
Roman von Theophil Zolling
2 Theile in einem Bande.
Preis: Geh. M. 6.—, Gebunden M. 7.—

Der neue Roman des beliebten Erzählers hat bei seinem ersten Erscheinen in einer Reihe großer Tagesblätter (Berliner Nationalzeitung, Wiener Fremdenblatt, Hamburger Correspondent ꝛc.) viel Aufsehen erregt, sodaß die Buchausgabe mit Spannung erwartet wird. Der Roman spielt in Wien, Berlin und auf westpreußischen Rittergütern und enthält eine ganze Gallerie leicht erkennbarer Gestalten aus unseren hocharistokratischen und Theaterkreisen. Ein Berliner Blatt äußerte, daß das deutsche Bühnenleben, welches besonders in Theaterstücken immer gefälscht und geschmeichelt zur Erscheinung gelange, in Zolling's „Coulissengeistern" zum ersten Male ein umfassendes Abbild von packender Wahrheit, köstlichem Humor und künstlerischem Werthe gefunden habe.

Leipzig. **H. Haessel, Verlag.**

Im Verlage von **S. Hirzel** in **Leipzig** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Ermüdung.
Von
A. Mosso,
Professor der Physiologie an der Universität Turin.
Aus dem Italienischen übersetzt von **J. Glinzer.**
Deutsche Original-Ausgabe.
Mit 30 Holzschnitten.
8. Preis: ℳ 6.—.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen:
Kulturgeschichtliche Charakterköpfe.
Aus der Erinnerung gezeichnet
von
W. H. Riehl.
8°. 536 Seiten. Preis geheftet ℳ 6.—. In geschmackvollem Einband ℳ 7.—.
Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

In **Carl Winter's Universitätsbuchhandlung** in **Heidelberg** sind soeben erschienen und zu **Festgeschenken** empfohlen:

Schiller als Philosoph. 2. neubearbeitete und vermehrte Auflage. In 2 Büchern. II. Buch: **Die akademische Zeit 1789—1796** von **Kuno Fischer,** Wirkl. Geh. Rat u. Professor der Philosophie in Heidelberg. 8°. Eleg. brosch. 3 M. 50 Pf. Beide Bücher eleg. in Lwd. geb. 7 M. 50 Pf. Bildet zugleich:

Schiller-Schriften. Zweite Reihe (Schiller als Philosoph 1. u. 2. Buch.) 8°. Eleg. brosch. 6 M., eleg. Halbleder 8 M.

Aus Natur und Wissenschaft. Wanderblätter und Skizzen. Von **Viktor Meyer,** Geh. Rat u. Prof. d. Chemie in Heidelberg. 8°. Eleg. brosch. 4 M., in Lwd. geb. 5 M.

Inhalt: Die Jungfrau. — Der blaue Strahl. — Substanz und Seele. — Ernährung und Arbeit. — Zum Gedächtnisse eines früh Geschiedenen. — Eine Erinnerung an Friedrich Wöhler. — Die Umwälzung in der Atomlehre. — Chemische Probleme der Gegenwart.

Die Gegenwart 1881—1888.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1881—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Einbanddecken zu obigen Jahrgängen oder Bänden à 1 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 12. Berlin, den 19. März 1892. Band XLI

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Jetzt oder nie! Von Archivar Georg Winter-Marburg. — Acclimatisation und Hygiene der Tropen. Von Dr. med. Albert Albu. — **Literatur und Kunst:** Gen Morgen! Von Ernst Scherenberg. — Russische Heldensagen. Von M. Carriere. — **Feuilleton:** Kollege Paulus. Von Manuel Schnitzer. — **Aus der Hauptstadt:** M. d. R. Von Apostata. — Dramatische Aufführungen. Von M. H. — Die Spangenberg-Ausstellung. Von C. G. — Offene Briefe und Antworten: 267 Mark für Franz Perrot. — Notizen. — Inserate.

Jetzt oder nie!

Ein politischer Mahnruf.

Von Archivar Georg Winter-Marburg.

In mehr als einer Beziehung müßte dem gegenwärtigen Cultusminister für die Einbringung des Volksschulgesetzes gerade von dessen Gegnern eine Dankadresse votirt werden; denn er hat dadurch zu Wege gebracht, was alle Mahnrufe nationaler und liberaler Patrioten vergeblich herbeizuführen strebten: eine endgültige Klärung unserer seit langer Zeit auf's äußerste verworrenen Parteiverhältnisse, eine Scheidung der Geister nach den beiden großen sie beherrschenden Weltanschauungen, deren Gegensatz unter dem Druck harter wirthschaftlicher Interessenkämpfe wohl zeitweilig in den Hintergrund gedrängt, aber nimmermehr verwischt oder gar aufgehoben werden konnte. Dieser Gegensatz ist in unbegreiflicher Kurzsichtigkeit vom Regierungstische aus als der zwischen Religiosität und Atheismus bezeichnet worden. Nein, nicht um den Gegensatz zwischen Religiosität und Atheismus handelt es sich — es wäre traurig, wenn dem so wäre —, sondern um den Gegensatz zwischen Gewissenszwang und Gewissensfreiheit, um jene große Frage, die dereinst Martin Luther zu Gunsten der letzteren entschieden hat. Hie römischer Zwang, möge er nun von katholischen oder protestantischen Römlingen geübt werden, hie Freiheit des Denkens und Forschens, das sind die Schlachtrufe, die auf's Neue zu Sammelrufen der Anhänger zweier verschiedener Weltanschauungen geworden sind. An Stelle des Marktens und Feilschens um die materiellen Interessen, das Jahre hindurch unsere politische Arena beherrscht hat, ist wieder einmal eine große ideale Frage getreten, die die Geister scheidet, aber auch zu höchster Kraftäußerung entzündet. Das eben ist das Tröstliche an dem an sich so traurigen Schulgesetzentwurf.

Und da die Geister sich zu scheiden begannen, da trat alsbald mit sieghafter Klarheit zu Tage, was einsichtige Politiker seit langer Zeit deutlich gewußt hatten, was aber im Widerstreit der materiellen Interessen nur allzusehr vergessen worden war, daß die scharfe Grenzlinie nicht da liegt, wo die Namen conservativ und liberal sich berühren, d. h. zwischen Freiconservativen und Nationalliberalen, sondern da, wo die prinzipiellen Grundlagen der gesammten Welt- und Lebensanschauung einander schroff gegenüberstehen, zwischen Freiconservativen und Hochconservativen, das Centrum in diesem Falle zu den letzteren gerechnet; mit einem Worte, daß die Freiconservativen, wo es sich um die höchsten und tiefsten Grundprinzipien der politischen Auffassung handelt, nicht zu den Conservativen, sondern zu den Anhängern einer liberalen Weltanschauung gehören, daß sie ihren Nachbarn zur Linken ganz unvergleichlich näher stehen als denen zur Rechten, daß, wenn jetzt der uralte, in jeder politischen Entwickelung an den entscheidenden Wendepunkten zu Tage tretende Gegensatz zwischen Liberalismus und Conservatismus bezw. politischer Reaction wieder in voller Schärfe und Klarheit zu Tage tritt, die freiconservative Partei nicht dem letzteren, sondern dem ersteren zuzuzählen ist. Diese Thatsache, daß in dem jetzt entbrannten Kampfe der Geister die freiconservative Partei mit derselben Festigkeit und Energie auf der Seite der Freiheit gegenüber pfäffischem Zwange gestanden hat und steht wie alle Liberalen, ist in den bisherigen Erörterungen über die Verhandlungen des Abgeordnetenhauses in dieser Frage von grundlegender Bedeutung viel zu wenig gewürdigt worden; wohl aber ist sie schon früher und auch in letzter Zeit nicht bloß gegenüber dem Schulgesetz, sondern auch bei anderen Gelegenheiten von Einzelnen klar erkannt worden. Diese Thatsache war es, die Herrn von Eynern vor Jahren schon den Gedanken eingegeben hat, daß es gegenüber den Gefahren der Reaction und sozialen Revolution für das Vaterland nur eine Rettung gebe: einen festen Zusammenschluß aller wahrhaft liberalen und nationalen Elemente unseres Volkslebens von dem rechten Flügel der Freiconservativen bis zu den gemäßigten Freisinnigen hin. Dieser selbe Gedanke war es, der den wiederholt und schon vor Jahren von dem Schreiber dieser Zeilen hier gemachten Vorschlage der Begründung einer großen nationalen Verfassungspartei zur Grundlage gedient hat. Dieser, zuerst in den Tagen trüber Sorge während der Regierung Kaiser Friedrichs vorgetragene Vorschlag, der dann mit erhöhtem Nachdruck zur Zeit des Rücktritts des Fürsten Bismarck wiederholt wurde, hat damals neben vereinzelter freudiger Zustimmung nur Ablehnung oder verlegenes Schweigen zur Folge gehabt. Die gewichtigste politische Autorität des Jahrhunderts, die in dieser Frage sich geltend machen konnte, der Fürst Bismarck, dem ich nach seinem Rücktritte die betreffenden Artikel der „Gegenwart"*) zusandte, brachte dem Vorschlage in seinem ausführlichen Antwortschreiben an mich warme Sympathie entgegen —, war er selbst doch immer und immer wieder auf seinen Lieblingswunsch einer Stärkung und Vereinigung der beiden Mittelparteien zurückgekommen; praktisch aber hielt auch er den Vorschlag bei der vorwaltenden Zersplitterung der Parteien für aussichtslos und erklärte resignirt, er habe nach seinen Erfahrungen ein für alle

*) Namentlich Nr. 12 und 13 des Jahrgangs 1890.

Digitized by Google

mal auf das Zustandekommen einer homogenen Parlamentsmehrheit verzichtet und sei schon zufrieden gewesen, daß es ihm wenigstens gelungen sei, die Einheit der Dynastieen zu erhalten.

Aber man blieb bei der einfachen, stillschweigenden oder ausdrücklichen Ablehnung des Vorschlags, der allein das Zustandekommen einer aus gleichartigen Elementen zusammengesetzten Parlamentsmehrheit ermöglichen konnte, nicht stehen; man handelte demselben direct entgegen. Die beiden in ihren Grundanschauungen liberalen Mittelparteien suchten nicht bei ihrer Schwesterpartei nach links, sondern bei den Hochconservativen Anlehnung: das ursprünglich zu einem ganz bestimmten Zweck begründete und hierfür wohl auch berechtigte Kartell, das Gegensätze einschloß, die einander gegenseitig ausschließen, wurde zu einer dauernden Institution gemacht und damit dem Liberalismus insgesammt und speziell der nationalliberalen Partei der schwerste Schaden, eine Wunde zugefügt, an der sie noch heut zu leiden hat. Der Rückgang der nationalliberalen Partei ist in erster Linie dieser widersinnigen Vereinigung mit der Partei der offenen oder versteckten Reaction zu danken. Liberale Männer waren es, die Schulter an Schulter mit Kleist-Retzow und Stöcker der freisinnigen Partei den Krieg auf's Messer erklärten und diese dadurch zu den ebenso unsinnigen und widernatürlichen Wahlbündnissen mit dem Centrum zwangen. Nur diesem erbitterten Kampfe zwischen den verschiedenen Richtungen des Liberalismus ist das von uns damals schon voraus verkündigte Ergebniß zu danken, daß die bestimmende Macht unseres Verfassungslebens eine conservativklerikale Mehrheit geworden ist. Ein großer Theil der Hochconservativen und selbst Herr Stöcker, die jetzt Hand in Hand mit dem Centrum mit erfolgreicher Bemühung an der Knebelung unserer Volksschule in die Fesseln der Kirche arbeiten, sind mit Hülfe der Nationalliberalen in das Parlament hineingekommen. Wer Wind säet, muß Sturm ernten! Hätten damals vor 4 Jahren die maßgebenden Elemente unserer politischen Parteien auf die Warnungen des Predigers in der Wüste gehört, dann wäre eine conservativ-klerikale Mehrheit ein Ding der Unmöglichkeit gewesen. Aber man verschloß sich muthwillig die Augen, man wollte an die Möglichkeit nicht glauben, daß eine conservativ-klerikale Mehrheit naturgemäß ihren Vortheil benutzen und offen reactionäre Politik treiben werde. Jetzt erst, da es fast zu spät ist, erkennt man, daß man damals einen verhängnißvollen Fehler begangen hat. Erst jetzt ist einem so einsichtigen und in den meisten Fragen sonst den Nagel auf den Kopf treffenden Politiker wie Hans Delbrück die damals weit abgewiesene Erkenntniß aufgegangen, daß eine gedeihliche, dem Geiste preußischer und Bismarck'scher Tradition entsprechende Gestaltung unserer Politik nur gewährleistet werden könne, wenn die engverbundenen Mittelparteien ihre Anlehnung nicht bei den reactionären Hochconservativen, die in unbegreiflicher Verblendung mit dem alten Erbfeinde des deutschnationalen Staates, mit Rom, Hand in Hand gehen, sondern bei den gemäßigten Freisinnigen suchen. Wahrlich, es hat viele und schwere Opfer gekostet, ehe man sich trotz alles Trennenden im Einzelnen der gemeinsamen Grundlage der Weltanschauung wieder bewußt geworden ist. Es bedurfte des Volksschulgesetzes und verschiedener anderer Anzeichen, die auf die Nothwendigkeit eines entscheidenden Geisteskampfes mit einer immer deutlicher hervortretenden reactionären, zum Theil geradezu in die Bahnen vergangener Jahrhunderte überleitenden Strömung hindeuteten, um dieses Ergebniß zu zeitigen und endlich wieder einmal zu zeigen, um welche idealen Gegensätze sich der Kampf der Meinungen im letzten Grunde drehe. Jetzt endlich hat man eingesehen, daß man sehr wohl über Korn- und Industriezölle verschiedener Meinung sein und doch in den entscheidenden Grundfragen des politischen Denkens und Fühlens einig sein kann. Es war die höchste Zeit, daß diese Klärung, die noch durch andere Anzeichen, wie z. B. durch das offene Abschwenken der Kreuzzeitungspartei in das antisemitische Lager, verstärkt wird, eintrat; denn die Geschichte unserer nationalen Einheit und nicht in letzter Linie die Geschichte des preußischen Staates lehrt mit aller wünschenswerthen Deutlichkeit, daß die Zeiten, in denen pfäffisch-frömmelnde und unklar romantische Bestrebungen in unserem Staatsleben die Oberhand gewannen, stets von einem mehr oder minder rapiden Niedergange der Macht und des Ansehens des Staates gefolgt waren. So war es, als nach den Tagen des großen Philosophen von Sanssoucis die Wöllner'sche Epoche über Preußen hereinbrach, so war es, als nach dem herrlichen nationalen Aufschwunge der Freiheitskriege die Epoche der Karlsbader Beschlüsse und der Demagogenverfolgungen eintrat, so war es wieder in den trübsten Tagen der Regierung Friedrich Wilhelms IV., und so wird es wieder werden, wenn nicht den Versuchen politischer und kirchlicher Reaction ein klares und deutliches Halt geboten wird.

Dieses Halt würde für den Augenblick schon jetzt geboten werden können, wenn wir vor parlamentarischen Neuwahlen ständen. Niemand, der den scharfen Zug der Erregung, der durch unser Volk geht, beobachtet hat, wird zweifeln, daß in einer Neuwahl die hochconservative Partei einen Zusammenbruch erleiden würde, mit dem verglichen selbst der der freisinnigen Partei im Jahre 1887 als eine bedeutungslose Schlappe erscheinen würde. Eine Ahnung davon scheint doch auch die Staatsregierung und die conservative Partei zu erfüllen, so sehr Beide die im Volke herrschende Erregung als eine künstlich hervorgerufene zu bezeichnen sich bemühen. Wenn die Regierung das wirklich glaubt, warum ergreift sie nicht das ihr für solche Fälle zu Gebote stehende Mittel der Auflösung des Parlaments, um sich über die wahre Stimmung des Volks in Bezug auf die schwebende Frage von weittragender Bedeutung zu unterrichten, um sich zu überzeugen, ob die Bahnen, welche sie nunmehr zu beschreiten begonnen hat, der Richtung des Volkswillens entsprechen oder nicht? Etwas irgend wie Auffallendes oder gar Antimonarchisches, an das Prinzip der Volkssouveränität Erinnerndes würde doch darin wahrhaftig nicht liegen. Ist nicht dieses Mittel sehr häufig bei einer ähnlichen Lage der Dinge angewendet worden? Ja, im vorliegenden Falle sollte man sogar meinen, es wäre Pflicht der Regierung, wenn sie den Entwurf aufrecht erhalten will, zu ihrer eigenen Beruhigung bei einem Schritte von solcher Tragweite sich wieder zu vergewissern, ob jene „angebliche" Erregung der Volksmeinung eine wirkliche oder künstlich gemachte ist. Wie ist denn die Lage der Dinge? Die Regierung ist, daran zweifelt kein Mensch, im Stande, mit der gegenwärtigen, nur wenige Stimmen betragenden Mehrheit den Gesetzentwurf, den sie vorgelegt hat, ohne irgend erhebliche Aenderungen durchzudrücken und die augenblicklich in der Minderheit befindliche Opposition zu majorisiren. Aber die Opposition besteht nicht aus buntzusammengewürfelten Elementen, nicht aus Männern, denen man den Vorwurf der Reichs- und Staatsfeindlichkeit auch nur mit einem Schimmer von Berechtigung machen könnte, sondern es gehören ihr vollkommen geschlossen Parteien an, die bisher zu den festesten und aufopferndsten Stützen der Regierungspolitik gehört haben. Die Mehrheit aber ist unter völlig anderen Verhältnissen zu einer Zeit gewählt worden, da Niemand ahnen konnte, daß ideale Fragen von einer für das ganze Volksleben entscheidenden Bedeutung von dem zu wählenden Parlamente gelöst werden sollten. Da wäre es doch nicht mehr als natürlich, daß die Regierung sich vergewisserte, ob denn das Volk dieselbe Mehrheit gewählt haben bezw. wählen würde, wenn die jetzt obschwebende Frage als Wahlparole ausgegeben würde. Daß sie dies nicht thut, wird wohl aus dem dunklen Gefühl, das sie selbst beherrscht, hervorgehen, daß mit der Wahlparole: für oder wider das Volksschulgesetz sich vollziehende Wahlen die conservativ-klerikale Mehrheit wie Spreu vor dem Winde verwehen würden. Wenn das aber richtig ist, so sollte man meinen, daß eine über den Erfolg des Augenblicks hinweg auf die dauernde Wohlfahrt des Staates schauende Regierung nicht trotzdem, sondern gerade deshalb die Probe der Neuwahlen vornehmen müßte. Denn einer solchen umsichtigen Regierung kann doch unmöglich daran liegen, ein Gesetz von tiefgreifendster Bedeutung mit einer ganz schwachen Mehrheit durchzubringen, die, unter ganz anderen Zeitverhältnissen gewählt, in diesem Falle eine ganz zufällige wäre und recht

Digitized by Google

wohl im Widerspruche mit der Mehrheit des Volkes stehen könnte. Was kann denn der Regierung daran liegen, das Gesetz jetzt mit vieler Mühe durchzudrücken, wenn möglicher- ja wahrscheinlicher Weise die entgegengesetzte Mehrheit des nächsten Parlaments alle Kräfte aufbieten würde, um das jetzt Geschaffene wieder rückgängig zu machen? Dann würde man die gegenwärtige Blüthe des städtischen Schulwesens, die durch diesen Gesetzentwurf, wenn er Gesetz wird, geknickt werden würde, mühsam wieder aufrichten müssen.

Doch genug; denn es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, einen der Regierung unterbreiteten Vorschlag noch genauer zu begründen, von dem man doch von vornherein weiß, daß sie ihn nicht befolgen wird. Eher scheint, und das würde für den vorliegenden Fall dasselbe besagen, die Staatsregierung geneigt zu sein, den Gesetzentwurf, nachdem er in der Commission durchberathen worden ist, zurückzuziehen. Wenigstens ist diese Möglichkeit nach einer der jüngsten Aeußerungen der „Norddeutschen allgemeinen Zeitung" nicht ausgeschlossen. Damit würde die eine dringende Gefahr beseitigt sein, aber dauernd wäre damit wenig gewonnen. Ja, selbst durch eine Auflösung des Parlaments und eine daraus sich ergebende Aenderung der parlamentarischen Mehrheit würde, wenn nichts weiter geschieht, ein dauernder Erfolg nicht erzielt werden. Augenblicklich würde viel, sehr viel dadurch erreicht werden: nämlich die zweifellose Ablehnung des Gesetzentwurfs; aber wenn die ihn bekämpfenden Parteien alsbald, nachdem sie denselben zu Falle gebracht, wieder getrennte Wege gehen oder gar wieder gegen einander marschiren würden, so wären dadurch Garantien für eine stetige Fortentwickelung unseres staatlichen Lebens in einer zugleich echt nationalen und echt freiheitlichen Richtung nicht gegeben. Nach Ueberwindung der einen Gefahr würden dann alsbald wieder neue auftauchen können, welche unser geistiges und politisches Leben schließlich doch um Jahrzehnte zurückwerfen würden. Man verkenne die Gefahr nicht. Auf der einen Seite gilt es, der sozialen Revolution entgegen zu arbeiten bezw. vorzubeugen, zu deren Bekämpfung der von der gegenwärtig herrschenden Mehrheit beschrittene Weg sicher nicht der richtige ist, auf der anderen Seite treten immer deutlichere Anzeichen dafür zu Tage, daß man in blinder Angst eben vor der sozialen Gefahr das Schwergewicht rückwärts neigen, daß man nach Möglichkeit aus den Bahnen des freiheitlichen, auf der zielbewußten Mitarbeit des gesammten Volkes beruhenden constitutionellen Rechtsstaates das Staatsschiff wieder in die Wege der patriarchalischen Monarchie zurückleiten möchte, noch dazu unter mehr oder weniger offener Preisgabe des protestantischen Charakters des neuen Deutschen Reiches. Es wäre schwer zu sagen, welche dieser beiden Gefahren die größere ist und sicher ist, daß beiden dauernd mit Erfolg nur begegnet werden kann, wenn alle diejenigen Elemente, welche die gegenwärtige Richtung des „neuen Kurses" für eine verderbliche halten, welche überzeugt sind, daß der köstliche Besitz unseres mächtigen und einigen nationalen Staates auf der alten Höhe nur erhalten werden kann, wenn er den Traditionen treu bleibt, die bei seiner Begründung die herrschenden waren, sich nicht nur zu einem bestimmten einzelnen Zwecke, sondern dauernd fest zusammenschlössen, um allen Versuchen, an jenen Traditionen zu rütteln, in der geschlossenen Form einer großen und ausschlaggebenden nationalen Partei entgegenzuwirken. Dieser Gesichtspunkt war es, der einen so besonnenen und in einer hohen staatlichen Stellung stehenden Mann wie Bennigsen, dessen ganze politische Vergangenheit auf das engste mit den großen Traditionen der Begründung des neuen Reiches verknüpft ist, zu jener „Rütliscene" im Reichstage veranlaßte, die mit Recht bei Freund und Feind so großes Aufsehen gemacht hat. Wohl mögen der Streitpunkte und Meinungsunterschiede zwischen den verschiedenen Gruppen, zu deren Vereinigung wir mit Herrn von Bennigsen auf's Neue, von glühender Liebe zum Vaterlande angetrieben, aufrufen, noch genug vorhanden sein, aber was wollen sie besagen gegenüber dem einen großen Grundgedanken, der uns eint! Sollen wir uns nach wie vor über Schutzzoll und Freihandel herumstreiten und unterdessen die nach unserer Ansicht größten nationalen Güter in Gefahr gerathen lassen? Das wäre ein Beginnen, so thöricht wie das des Reichstags verflossener Jahrhunderte, der sich Monate lang um Sessionsfragen, um die wichtige Frage, welche Farbe die Stühle der kurfürstlichen, welche die der fürstlichen Gesandten haben sollten, herumstritt und inzwischen den Feind Deutschlands Gaue verwüsten ließ. Nein, laßt uns den gewichtigen Mahnruf Rudolph von Bennigsen's beherzigen und dahin erweitern, daß alle diejenigen, welche in dem großen Kampfe der Geister, der um das Schulgesetz entbrannt ist, sich der Gemeinsamkeit ihrer geistig-sittlichen Weltanschauung bewußt geworden sind, fest zusammenschließen, um den Staat nicht bloß in dem einzelnen vorliegenden Falle, sondern allen gegenwärtigen und künftigen Gefahren gegenüber in den Bahnen zu erhalten, die ihn zu seiner Begründung und Größe geführt haben. Erbringen wir endlich den Beweis, daß wir, nachdem uns der größte Lehrmeister des Jahrhunderts in den Sattel gehoben hat, auch selbständig weiter in den Bahnen reiten können, die zu Ruhm und Größe des Vaterlandes geführt haben! Von dem Augenblicke an, wo die bisher nur zu oft feindlichen Brüder einig sein werden, werden wir unüberwindlich sein. Ziehen wir doch endlich die Nutzanwendung aus jener alten Parabel von den Stäben, die einzeln ohne Mühe zerbrochen wurden, während sie vereinigt selbst der größten Kraftanstrengung Widerstand leisteten! Eine einheitliche, aus den jetzt in der Opposition stehenden Elementen zusammengesetzte Partei würde eine politische Machtgröße werden, mit der jede Regierung rechnen müßte, zu der sich keine Regierung in starren Widerstand setzen könnte. Sie allein wäre im Stande, dem Staatsschiffe gegenüber den Schwankungen von Wind und Wetter jene Stetigkeit zu geben, die wir seit dem Rücktritt des genialen Steuermannes, den auch der Gegner bewundern mußte, nur zu oft schmerzlich vermißt haben. Manche persönliche Antipathie, manche unangenehme Reminiscenz an vergangene erbitterte Kämpfe müßte dabei überwunden werden. Allein es gilt die höchsten nationalen Güter, der hohe Kampfpreis ist auch eines Opfers werth. Versuchen wir es nur einmal! Auch in anderen Staaten gibt es große Parteien, die in ihrem Schooße der Gegensätze im Einzelnen viele bergen und die doch, in den Grundzügen übereinstimmend, dem Staatsleben den Stempel ihres Charakters aufprägen. Auch bei uns braucht ja die große geistige Gemeinschaft nicht zu einer Verwischung der Unterschiede im Einzelnen zu führen. Unversöhnbare Gegensätze, wie sie in dem alten Kartell vereinigt waren, würden in der neuen Vereinigung nicht vorhanden sein. Das hat sich bei den letzten Verhandlungen mit voller Deutlichkeit offenbart, in denen der gemäßigtste Freiconservative doch jedem Freisinnigen unendlich näher stand als seinem Nachbar zur Rechten! Versuchen wir es nur einmal mit einem neuen, auf gleichartigeren Grundlagen beruhenden Kartell, zu dem zunächst in einem dauernden Zusammenschluß der Mittelparteien eine gesunde Grundlage gegeben sein würde. Haben diese erst den Anfang gemacht, dann würde der Beitritt, wenn nicht der ganzen freisinnigen Partei, so doch aller gemäßigten Elemente derselben zu dieser großen nationalen Partei nur eine Frage der Zeit sein. Männer, wie Forckenbeck, Stauffenberg, Rickert und auch die gemäßigten Mitglieder der alten Fortschrittspartei, wie Hänel u. s. w. würden der gewaltigen Anziehungskraft einer solchen großen nationalen und in den entscheidenden Grundfragen liberalen Partei auf die Dauer gewiß nicht widerstehen können. Hat doch der größere Theil von ihnen dereinst in den größten Tagen der nationalliberalen Partei dieser angehört und ist mit ihr in heiligem Feuer für die Schöpfung eines mächtigen und einigen Vaterlandes eingetreten. Wenn es gilt, die Traditionen, die damals mächtig gewesen sind und deren Idealität das Volk über alle Unterschiede im Einzelnen und über den harten Kampf der materiellen Interessen hinweg zu dem thatenfrohen Drange nach der Einheit geführt hat, neu zu beleben und für alle Zeit zu den herrschenden zu machen, dann wird sich dieser großen Aufgabe für die Dauer kein wirklich national gesinnter liberaler Politiker entziehen, und wir werden endlich erreichen, was wir seit der Begründung des Reiches vergeblich erstreben: jene große Nationalpartei der Zukunft, die der Einheit und Frei-

Digitized by Google

heit des nationalen Staates einen unvergleichlichen Stützpunkt gewähren würde. Wahrlich, es würde zum Heil und Segen des Vaterlandes gereichen!

Acclimatisation und Hygiene der Tropen.

Von Dr. med. Albert Albu.

Man hat nicht ganz ohne Berechtigung das Eintreten Deutschlands in die Reihe der Colonialmächte mit dem Erscheinen des Dichters bei Zeus' Theilung der Erde verglichen. Zweifellos haben uns Engländer, Holländer, Portugiesen, Franzosen u. A. das beste Land der Tropen vorweggenommen. Was uns übrig geblieben, erschien und erscheint ja auch noch heute vielen als unbebaubares Land. Es ist nun gewiß eine sehr bemerkenswerthe Erscheinung, daß diese Auffassung immer mehr an Halt verliert, oder richtiger gesagt, es bereitet sich eine weit günstigere Beurtheilung der klimatologischen Verhältnisse unserer tropischen Besitzungen vor. Die Ursache dieser bedeutsamen Meinungsänderung liegt in der wichtigen Erkenntniß, daß die tropischen Regionen nicht unter unabänderlichen klimatischen Faktoren stehen, vielmehr in diesen wie allerwärts auch hygienische Bestrebungen Grund und Boden fassen können, die das Leben in den Tropen weit gefahrloser und sicherer machen. Selbst zugegeben, daß unsere tropischen Ländereien unwirthschaftliche Gegenden seien, so erscheint es doch zweifellos, daß ein Theil derselben mehr oder minder verbesserungsfähig ist, so daß das Land nicht nur für Pflug und Harke zugänglich wird, sondern auch dem eingewanderten Europäer die Möglichkeit einer dauernden Niederlassung gewährt. Sicherlich können die Schäden des tropischen Klimas vermieden werden, einmal durch Anpassung des Menschen an die neuen Verhältnisse, die weit wichtiger ist als die Meisten glauben, welche in die Tropen gehen. Der Unterschied der ganzen Verhältnisse des Klimas und aller dadurch bedingten Faktoren des Aufenthaltes ist allerdings ein bedeutender, und es ist ein verhängnißvoller Irrthum, wenn sich jemand aus Unkenntniß oder Leichtsinn darüber hinwegsetzt. Der Auswanderer muß lernen, die gewohnte Lebensweise und vieles, was damit in Zusammenhang steht, aufzugeben und an dessen Stelle mehr oder minder modificirte Formen anzunehmen. Alsdann aber können auch Grund und Boden der Tropen, wenn unsere allgemein gültigen und auch bei uns ja allenthalben durchgeführten hygienischen Maßnahmen auf sie Anwendung finden, zu einer tauglichen Pflanzstätte für fremdländische Gewächse gemacht werden, im Speziellen auch für den europäischen Einwanderer ein Heimathsort werden. Noch vor gar nicht langer Zeit hat man die Frage der Acclimatisation einzig und allein von dem Zustand des betreffenden Landes abhängig gemacht und sie deshalb für einen feststehenden, fast in Zahlen ausdrückbaren Faktor betrachtet. Diese Anschauung ist allgemein nicht mehr zulässig. Vielmehr müssen wir heute die Ansicht vertreten, daß die Acclimatisation ein schwankender Begriff ist. Die Acclimatisation ist vielfach nur eine Frage der Hygiene. Lernen wir die feindlichen Mächte des Klimas erfolgreich zu bekämpfen oder sie außer Wirkung zu setzen, dann ist auch die ganze Schwierigkeit der Acclimatisation gehoben, und Länder, die zuvor öde, unfruchtbar und unbewohnbar schienen, werden der Cultur erschlossen. Wir wollen gleich vorweg davor warnen, die Hoffnungen etwa zu übertreiben. Gewisse weite Regionen der Tropen werden wahrscheinlich niemals in einen besseren hygienischen Zustand gebracht werden können, weil die natürlichen Verhältnisse es ausgeschlossen erscheinen lassen, den Hebel der hygienischen Bestrebungen überhaupt anzusetzen; wo dies aber auch als möglich erscheinen wird — das zu ermitteln, wird gerade eine der schwierigsten Arbeiten sein und vielfach auch nicht mehr als ein Versuch gelten. Da wird sicherlich geraume Zeit verstreichen, ehe die Früchte der Arbeit zu sehen sein werden. Naturgemäß wird die Arbeit an der einen Stelle mehr lohnen als an der anderen, und der Erfolg wird auch ein sehr verschiedener sein. Aber jede Meile Land, die bisher als untauglich für Colonisation erscheint und durch die Hygiene für dieselbe erschlossen werden kann, ist doch ein nicht zu unterschätzender Gewinn.

Es fehlt nicht an Beispielen, daß verpestete Gegenden nach der Durchführung hygienischer Maßregeln gesunde Stätten geworden. Die Engländer und Holländer vornehmlich, aber auch die übrigen Colonialstaaten haben hier und da durch die hygienische Verbesserung von Grund und Boden, Abfuhr- und Trinkwasserverhältnissen u. dgl. m. ein nie geahntes Aufblühen ihrer Colonien erlebt. Nur ein Beispiel sei genannt. Calcutta war früher ein Choleranest sondergleichen; seitdem die Engländer dort die Canalisation und das unterirdische Schwemmsystem zur Beseitigung der Abfallstoffe durchgeführt haben, ist Calcutta so gut wie frei von Cholera geblieben. Ein recht charakteristisches Analogon hat ja dieses Beispiel selbst in Deutschland. München war bis vor wenigen Jahrzehnten als Typhusstadt in der ganzen Welt verrufen, jetzt ist der Typhus dort eine große Seltenheit, nachdem für eine Unschädlichmachung der Fäcalien gesorgt ist. In den Tropen wird die Arbeit naturgemäß viel schwerer, weil doch gleichzeitig meist mehrere schädliche Faktoren zu bekämpfen sind. Hier kommt es darauf an, wo und wie man sich anbauen soll, welches Terrain man meiden und welches man vorziehen soll, wie man den gegebenen Boden verbessern, z. B. austrocknen oder undurchlässig machen kann, wie man sich gegen Wind, Wetter, Sonne und Hitze schützt, wie man lebt, wie man sich kleidet und ißt u. dgl. m. Alles dies ist in den Tropen anders zu machen als bei uns, und das muß man eben lernen, wenn man diese kostbaren Striche der Erde erringen will. *Τῆς δ' ἀρετῆς ἱδρῶτα θεοὶ προπάροιθεν ἔθηκαν* hat schon der alte Hesiod gesungen, und die Entwickelung der Culturgeschichte hat es uns zu ungezählten Malen gezeigt, daß der Mensch die Natur zu meistern versteht.

Wo man reformiren will, muß man erst einmal die Mißstände erkennen, und wo man die Hygiene zur Geltung bringen will, muß man zunächst wissen, wo und in welcher Hinsicht sie nöthig ist. Für die Tropen ist diese Voraussetzung leider weit entfernt von der Erfüllung. Es sind zwar schon eine stattliche Anzahl von Reisenden in die Tropen gegangen und haben dann nach ihrer Heimkehr ihre Erfahrungen zum Besten gegeben, aber die wenigsten Mittheilungen derselben haben einen Werth. Widersprechen sich doch sogar manche diametral! Andere sind so unbestimmt, daß sie eben nicht als Richtschnur gelten können. Der blinde Empirismus hat in der Erkenntniß der tropischen Verhältnisse bisher sehr wenig Klärung gebracht. Unter den Europäern, die in den Tropen leben, herrschen fast durchgängig nur unsichere und unklare Vorstellungen über Klima u. dgl. m., und demgemäß ist auch ihre Lebensweise gar keine bestimmte Grundlage. Das ist der Krebsschaden, an dem alle bisherigen Colonisationsversuche leiden, und an dem sie scheitern werden, wenn ihm nicht abgeholfen wird. Wir müssen uns in ein exaktes Studium der Klimatologie der Tropen vertiefen, um daraus die Directive für das Wohnen und Leben in den Tropen zu erhalten. In Deutschland ist man nun glücklicher Weise seit einigen Jahren bereits auf dem Wege zur Besserung, der hoffentlich auch an's Ziel führen wird, nachdem ein gut Stück des Weges schon mit Erfolg zurückgelegt worden ist. Die Anregung zur Beschreitung dieses Weges wurde auf der 62. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Heidelberg (1889) in deren 25. Section für medicinische Geographie, Klimatologie und Hygiene der Tropen gegeben. Dort wurde der Beschluß gefaßt, eine Klarlegung der tropen-hygienischen Verhältnisse zu versuchen durch Versendung von Fragebogen an alle Aerzte, die in den Tropen ansässig sind. Die deutsche Colonialgesellschaft ist dem an sie gerichteten Ansinnen ihrer Mithülfe mit Freuden nachgekommen, sie hat ein unter der fördernden Mitwirkung Virchow's und anderer Fachmänner abgefaßtes Fragenbogenschema in vielen Hunderten von Exemplaren nach den verschiedenen Gegenden des Tropengürtels entsendet und die einlaufenden Arbeiten

Digitized by Google

sammeln und sichten lassen. Der letzteren schwierigen und mühsamen Arbeit hat sich Dr. O. Schellong (Königsberg), der früher selbst eine Zeit lang in den Tropen gelebt, mit vielem Geschick unterzogen. Es sei indessen auch noch des Dr. Below (Cönnern) rühmend gedacht, der sich ein namhaftes Verdienst um das Zustandekommen und das Gelingen des Unternehmens erworben hat. Leider hat der Versuch noch nicht den Erfolg in dem gewünschten Umfang gehabt, indem nur 34 von den versandten Fragebogen beantwortet zurückgekommen sind. Allgemeine Schlußfolgerungen lassen sich zwar schon wegen dieser geringen Zahl daraus nicht ziehen, dann aber läßt sich auch eine allgemeingültige Norm für die Tropenverhältnisse aus ihnen deswegen nicht entnehmen, weil sie die Berichte aus geographisch und geologisch sehr verschieden gelegenen Gegenden sind. Indessen bilden diese Antworten sehr werthvolle Anhaltspunkte zur Beurtheilung der tropischen Verhältnisse nicht nur der Gegenden, aus denen sie stammen, sondern auch überhaupt im Allgemeinen, indem sie wenigstens die wichtigsten Gesichtspunkte klarlegen, welche allenthalben in Betracht kommen. Der Werth dieses Fragebogenmaterials steigt natürlich mit dem Anwachsen desselben, und wenn es sich vermehrt, wozu berechtigte Aussicht und Hoffnung besteht, so werden wir auf diese Weise vielleicht doch so viel lernen, daß wir denen, welche in die Tropen ausziehen, ganz bestimmte Winke für ihr Verhalten mit auf den Weg geben können.

In der erwähnten Zusammenstellung des Fragebogenmaterials hat Dr. Schellong bereits ein solches praktisches Resumé gegeben, welches der erste Grundstein zu einem „Führer" durch die Tropen bilden kann. Die eingegangenen Berichte stammen aus den verschiedensten Gegenden der Tropen und auch der subtropischen Zone. Die ostafrikanische Küste ist vertreten durch Sansibar, Bagamoyo, die Insel Mauritius, mehrere Städte Natals u. a. m., Westafrika durch Kamerun, Klein-Popo, Leopoldville, die Goldküste, der ostindische Archipel durch Shanghai, Bangkok und einige Städte von Sumatra, Borneo und Java, auch Australien, die Südsee, Mittel- und Südamerika und schließlich West-Indien durch Cuba und Haiti. Mit mehr oder weniger Ausführlichkeit geben die Berichte über alle das Klima bedingende Faktoren Auskunft: über die geographische Lage, die Bodenverhältnisse, die metereologischen Verhältnisse, wozu die Regenzeit, die Lufttemperatur, die Sonnenwärme, die Windrichtung- und Stärke u. dgl. m. gehört, ferner auch über die physiologischen und pathologischen Wirkungen des Klimas. Alle diese Faktoren sind an den einzelnen Orten verschieden, aber doch läßt sich für gewisse Punkte eine gemeinsame Grundlage ableiten. So unterliegt es nach der Uebereinstimmung aller Berichte keinem Zweifel, daß das Tropenklima auf den gesunden menschlichen Organismus eine erschlaffende Wirkung ausübt. Sie kommt zum Ausdruck durch die Herabdrückung fast aller funktioneller Leistungen des Organismus. So sinkt die Körpertemperatur trotz der abnormhohen Wärme der Atmosphäre um $1-1^1/_2{}^0$, ebenso vermindert sich die Zahl der Herzschläge und der Athemzüge. Die Schweißabsonderung steigt in Folge der brennenden Sonnenhitze um ein Beträchtliches und dementsprechend wird die des Harns bedeutend geringer, der gleichzeitig ein hohes spezifisches Gewicht annimmt. Die Zahl der rothen Blutkörperchen im Blute ist vermindert und auch ihre Größe nimmt ab. Aus den letzteren Veränderungen resultirt wahrscheinlich die sog. Tropenanämie, die Blutarmuth, die in den Tropen ungemein verbreitet ist, selbst die Vollblütigsten heimsucht und besonders Frauen und Kinder stark angreift. All die genannten Faktoren sind Zeichen einer geringen Lebensbethätigung des Organismus, nicht aber, wie Dr. Below will, einer Selbstregulirung, gleichsam einer Anpassung des Organismus an das Klima der Tropen. Die Anämie ist eine bedrohliche Krankheitserscheinung, aber kein Ausgleichungsbestreben der Natur. Letztere Annahme würde ja auch jedes prophylaktische Eingreifen als überflüssig erscheinen lassen, während wir gerade das Eintreten der Anämie, welche dem Körper seine normale Schaffenskraft raubt, zu verhüten suchen. Das kann nur dadurch geschehen, indem man nicht die Krankheitserscheinung selber, sondern ihre Ursachen auszugleichen, ihnen das Gegengewicht zu halten, sie unschädlich zu machen sucht.

Während die Blutverarmung des Organismus, das allgemeine Sinken seiner Functionen die Erschlaffung desselben im Großen und Ganzen bedingen, bedrohen nun spezielle Krankheiten den Menschen in den Tropen viel häufiger als bei uns. Der ärgste Feind des Europäers in den Tropen ist die Malaria in ihrem proteusartigen Gewande. Die ist das Alpha und Omega der Tropenhygiene, kein Ort der Tropen bleibt von ihr verschont, fast immer tritt sie endemisch auf und sie rafft weitaus die meisten Opfer der Tropen hin. Als die Ursache dieses scheußlichen Fiebers hat man ja gerade erst in der jüngsten Zeit die sog. Malariaplasmodien entdeckt, protozoenartige Gebilde, die innerhalb der rothen Blutkörperchen hausen. Wie diese kleinsten Thierchen — es sind wirklich Thiere im Gegensatz zu den pflanzlichen Bakterien — in den Organismus gelangen, das ist noch eine offene Frage, von deren Beantwortung die Verhütung der Malaria, ja man kann fast sagen die Hygiene der Tropen abhängt. Viel Anerkennung hat bislang die Theorie gefunden, daß das Malariagift mit der Trockenluft dem Boden entströme und ihn in seiner Wohnung heimsuche. Wenn erst die moderne bakteriologische Forschung an den Seuchenherden der Malaria ihre Stätte aufgeschlagen haben wird, wird auch diese Frage hoffentlich geklärt werden.

Nächst der Malaria bedroht den Europäer in den Tropen die Dysenterie (Ruhr) am heftigsten, dazu kommen die Beri-Beri (auch Kakka genannt), die Lepra (Aussatz), die in Europa gänzlich unbekannte Hautkrankheit Jaus, die parasitären Erkrankungen durch die Filaria sanguinis, Distomum haematobium u. v. a. Auch die bei uns verbreiteten Infektionskrankheiten wie Typhus, Masern, Scharlach, Syphilis, Pocken, Gelenkrheumatismus u. dgl. kommen in den Tropen allenthalben vor, Gelbfieber und Cholera dagegen nur in einzelnen bestimmten Gegenden.

Der Schutz gegen die Malaria bedeutet zugleich fast den Schutz gegen die Unbilden der Tropen überhaupt. In erster Reihe ist derselbe abhängig von dem Besitz eines guten Wohnhauses. Man wird sich den möglichst besten Untergrund suchen, und ihn trocken und undurchlässig machen, wo es eben angeht. Vielfach üblich ist die Cementirung des Fußbodens. Kühle Räume erzielt man durch Steinbau, wofür meist Korallenkalk verwendet wird, und man wird sie so geräumig und luftig als möglich gestalten. In der Mitte des Hauses befinde sich der offene Hofraum, welcher wesentlich zur Ventilation des inneren Hauses, die sehr nothwendig ist, beiträgt. Auch die Dächer der Häuser sind besonders undurchgängig für die Sonnengluth zu machen, und die Fenster sind geschlossen und mit dichten Jalousien bedeckt zu halten. Für die Erlangung eines guten Trinkwassers ist natürlich Wasserleitung das Beste; sie wird freilich nur an den wenigsten Stellen einzuführen sein, und häufig wird man das Regenwasser direct auffangen müssen oder das Flußwasser benutzen. Brunnenwasser ist nur zulässig, wenn die Brunnen vom Boden zuverlässig abgeschlossen sind. Von großer Wichtigkeit ist die Beseitigung des Unraths und der Abfallstoffe. Das Ideal ist hier wieder die Canalisation. Wo Ebbe und Fluth zur Verfügung stehen, kann man dem Meere den Unrath ohne Sorgen anvertrauen, und das ist zweifellos auch der sicherste Weg zur Unschädlichkeitsmachung aller krankhaften Keime, wenn sie durch die Wogen fortgespült werden. Abtrittgruben sollten zum Mindesten immer cementirte Wände haben, damit nichts in den Boden durchsickert. Die Filtration durch die Erdschichten ist doch keine sichere.

Zu diesen Schutzmaßregeln für das gesunde Wohnen gehört die richtige Lebensweise nothwendig hinzu. Die Kost braucht sich nicht wesentlich von der europäischen zu unterscheiden. Vegetarische Ernährung wäre übel angebracht, da sie die Erhaltung der Kräfte zum Mindesten nicht fördert, vielleicht sogar hemmt. Die Kost soll gemischt und an Abwechselung möglichst reich sein. Prophylaktisch gegen die Malaria ist vielfach empfohlen, Chinin wöchentlich ein bis zwei Gramm zu nehmen. Die Kleidung soll einfach und leicht sein, für die

Digitized by Google

Oberkleider empfehlen sich Leinen und Drillichstoffe, Hemden aus gestärkten Leinen oder Shirting sind durchaus zu verwerfen, Ob Wolle oder Baumwolle für die Unterkleidung vorzuziehen sind, ist noch nicht ausgemacht. Jedenfalls hat das Jäger'sche System in den Tropen nicht viel Aussicht. Die ganze Lebensweise der Europäer soll sich von jeder Extravaganz freihalten, die sich hier schwerer bestraft als irgendwo anders. Vor allem ist die größte Mäßigkeit im Alkoholgenuß geboten, die völlige Enthaltsamkeit ist hier fast noch vorzuziehen. Hier rächt sich der sündhafte Alkoholismus, die schrecklichste Ausgeburt der modernen Cultur, am furchtbarsten. Wer mit auf diese Weise geschwächter Widerstandskraft in die Tropen kommt, hat keine große Lebenserwartung. Es kann überhaupt nicht energisch genug betont werden, daß nicht jeder, der Auswanderungslust verspürt oder auf Abenteuer ausgeht, ihnen ungestraft nachgehen kann. Unter den nach den Tropen Uebersiedelnden muß die strengste Auswahl stattfinden. Fettleibigen und auch schon sog. Korpulenten dürfte der Aufenthalt in den Tropen sehr schlecht bekommen. Im Allgemeinen wären solchen, die in die Tropen wollen, vorbereitende Kuren anzurathen, so könnte auch z. B. eine Drainirungskur noch manchen geeignet machen. Schwächliche, schlecht genährte oder an irgend welchen chronischen Uebeln leidenden Individuen halte man um jeden Preis fern.

Wir haben hier nur einige wenige Schutzmaßregeln angeführt, denen sich noch manch andere, sowohl allgemein für bestimmte Gegenden gültige anreihen ließen. Es sei jedoch noch ausdrücklich gesagt, daß die genannten Mittel an vielen Orten eine mehr oder minder umfassenden Modification je nach den obwaltenden Verhältnissen werden erfahren müssen, aber sie werden sich wohl immer auf den dargelegten Prinzipen aufbauen.

Literatur und Kunst.

Gen Morgen!

Versunken Deutschlands großer Tag —
Und seine Helden steigen
Aus keinem Kaisersarkophag
Und keinem Winterschweigen.
Wild rang die Klage sich empor
Um die verlornen Theuern;
Nacht breitete den dunkeln Flor —
Wohin nun gilt's zu steuern?

„Gen Abend segle, stolzes Schiff!"
Viel wirre Stimmen riefen —
Sie locken tückisch dich auf's Riff,
In Strudel jäh und Tiefen.
Es täuscht der Geist der Finsterniß,
Folg' nicht den falschen Feuern!
Sonst fehlst den Hafen du gewiß
Und wirst in Brandung steuern!

Gott Dank! Es weicht das Nebelgrau
Im scharfen Hauch des Märzen!
Klar wird's — es weitet sich die Schau,
Es stählt Gefahr die Herzen.
Nun wissen wir, wohin die Fahrt —
Glaub uns, es sind die Treuer'n,
Die warnend sich um dich geschaart:
Gen Morgen mußt du steuern!

Dort winkt der freie Ocean — —
Schütz' deutsches Sein und Wissen
Und scheuch' der dunkeln Mächte Wahn,
Die unser Volk zerrissen!

Dann wirst Du Deutschlands großen Tag
In geist'gem Sieg erneuern! —
Dahin mit heißem Herzensschlag,
O Kaiser, laß uns steuern!

Elberfeld, im März 1892.

Ernst Scherenberg.

Russische Heldensagen.

Von M. Carriere.

Die neuesten Dichtungen der Russen, die Schriften Turjenew's, Dostojewski's, Tolstoi's, sind bei uns nicht bloß bekannt geworden, sondern haben Einfluß auf unsere eigene Literatur gewonnen; in der Beschäftigung mit der alten Volkspoesie, vornehmlich der Heldensage und in deren Uebertragung sind uns Engländer und Franzosen vorangegangen, sodaß ich mich an diese halten mußte, als ich vor bald dreißig Jahren in meinem Buch über die Kunst im Zusammenhang der Culturentwickelung darüber zu berichten hatte. Nun hat ein Livländer, Bernhard Stern, unter dem Titel: „Fürst Wladimirs Tafelrunde"*) eine Reihe der alten Lieder in deutscher Uebersetzung herausgegeben, die wie Prosa gedruckt den vorwaltend trochäischen Tonfall des Originals durchblicken läßt, so daß nun auch in unserer Muttersprache der Freund des alterthümlichen Volksgesanges auf leichte Weise von ihm Kunde gewinnen kann.

In allen Heldensagen finden wir einen Niederschlag ursprünglicher Naturmythen auf menschliche Persönlichkeiten; geschichtliche Helden, die an die alten Götter und die Naturbilder erinnerten, in denen die Phantasie dem religiösen Gefühl einen Ausdruck gegeben, sind an die Stelle der alten Götter getreten, als in diesen das Ethische über das Physische siegte, wie wenn der Sonnengott Apollon zum geistigen Erleuchter und Versöhner, zum Musenführer sich entwickelte, oder wenn ein neuer Glaube, wie das Christenthum, angenommen ward. Das Volk wollte die liebgewordenen Bilder nicht missen, und aus dem Sonnengott, welcher der schlafenden Erde den Eispanzer mit seinen Strahlen spaltet und sie wachküßt, ward der Held Siegfried und die schlummernde Walküre in der Heldensage, ward der Prinz und das Dornröslein im Märchen. So ist auch der lichte Himmels- und Sonnengott der Slawen, der die anderen göttlichen Mächte um sich versammelte, zu Wladimir geworden, der um das Jahr 1000 zu Kiew waltete und sein Volk zum Christenthum bekehrte, wie Karl der Große bei uns, oder wie Arthus bei den Kelten; und wie bei diesen versammeln sich Helden mancher Art um seine Tafelrunde, um auf Abenteuer auszuziehen und ihre Thaten zu melden. Geschichtliches und Mythologisches wird da verschmolzen, und die Lieder sind nach dem Einbruch der Mongolen aus der südlichen Heimath mit auswandernden Männern nordwärts gewandert und haben sich dort erhalten, wie so manche Kunde deutscher Lieder aus der Heldenzeit uns wieder von Skandinavien, ja von Island her geworden ist. Dort im Norden bis nach Sibirien hin sind sie in unserem Jahrhundert aus dem Volsmund aufgezeichnet worden. Die Ueberlieferung hat mannigfache Formen angenommen, indische Märchen, die durch die buddhistischen Mongolen verbreitet wurden, sind hier und da eingedrungen, aber der ursprüngliche Ton ist bewahrt, während bei uns die Sitte und Anschauungsweise des mittelalterlichen Ritterthums umbildend eingewirkt hat. Aber während bei den Indern und Persern, bei den Griechen und Germanen organisirende Dichter in einzelnen Thaten oder Helden einen Mittelpunkt fanden, von dem aus sie eine Fülle von Liedern zu einem Epos umdichtend gestalten, hat den Russen wie den Serben ein solcher Genius gefehlt, wenn auch die Sänger im

*) Altrussische Heldensagen. Mit Einleitung und Bibliographie. Berlin, Siegfried Cronbach, 1892.

Digitized by Google

Besitz vieler Lieder die Helden auf einander bezogen. So sagt die amazonenhafte Anastasia zu ihrem Gemahl Dunay:

„Wohl Niemand übertrifft den Wladimir an Glück, Niemand den Ilja an Riesenkraft, den Alioscha an Tollkühnheit, den Dobrynja an Höflichkeit, den Potyk an Schönheit, den Dunay an Redekunst, den Djuk an Reichthum, den Tschurilo an Zierlichkeit; geht er durch die Straßen, so laufen ihm die Frauen und Jungfrauen nach; aber Niemand schießt so gut wie ich. Halte, o mein Gemahl, einen Ring auf Deinem Haupte, in diesen Ring will ich dreimal treffen ohne ein Haar zu berühren, ohne daß der Ring herabfällt."

So geschieht es. Das reizt den Gatten es ihr nachzuthun. Umsonst mahnt sie bittend, davon abzustehn. Er legt ihr den Ring auf das Haupt, trifft sie in das Herz und stürzt gramvoll sich in sein Schwert. Dort wo das Blut aus ihren Herzen strömte, sind zwei Flüsse entquollen.

Und bis auf die Gegenwart sind bei Turjenew die Skizzen des Jägers, sind in Tolstoi's Krieg und Frieden die einzelnen ergreifenden Scenen weit vorzüglicher als die Composition einer längeren Erzählung, eines Romans.

Der Ton der Erzählung ist einfach und schlicht. Stehende Beiwörter wie in aller epischen Poesie veranschaulichen die Burg Kiew als die weißsteinerne, die Sonne als die helle rothe, den Himmel als den blauen, das Morgenroth als das freundlich lichte, das Schwert als das stahlblinkende, blutige, und im Nachklang an die Göttermythe heißt der menschenfreundliche Fürst Wladimir die helle Sonne von Kiew. Gleichnisse sind häufig, aber wie im Volkslied das Gemüth mit der Naturanschauung beginnt, durch die es seiner selbst inne wird, indem es sie zum Symbol seiner Empfindung nimmt, so steht auch hier das äußere Object zwar voran, ja es wird verneint, um zum Menschen hinzuführen.

Es tobt nicht auf das blaue Meer,
Es lodert nicht auf der kühle Wald,
Es zürnt Iwan der furchtbare Zar.

Hervor aus den Bergen, hervor aus den hohen,
Hervor aus den Wäldern, hervor aus dem dunkeln
Trat nicht das lichte Morgenroth,
Stieg nicht auf die goldne Sonne,
Ein guter Held ritt da hervor.

Wladimir tritt handelnd wenig hervor, er bildet den ruhenden Mittelpunkt der sich um ihn bewegenden Helden; in deren Genossenschaft kann jeder durch Tüchtigkeit Eingang erwerben — so erscheint sie wie der auf die Erde versetzte Verein ursprünglicher Götter, zu welchen der Mensch durch Thaten und Leiden geläutert emporsteigt. Und diesem Lichtreich steht das Reich der Finsterniß nun gegenüber in den feindseligen Gewalten wilder Riesen und böser Zauberer, vor Allem im mißgestalteten Koschtschei, der die Jungfrauen den Helden raubt, sie müssen dann aus seiner Gewalt wieder befreit werden.

Die Hauptgestalt und der am individuellsten und reichsten entwickelte Charakter ist Ilja von Murom, der Bauernsohn unter den ritterlichen Genossen, der Vertreter des Slawenthums, nach seinen guten Seiten wie nach der geschichtlichen Eigenthümlichkeit, daß es durch äußere Anregung erst zum Bewußtsein und Gebrauche seiner Kraft erweckt wird. Er hockte von Kindesbeinen an hinter dem Ofen; da kommen Pilger und begehren zu trinken; er glaubt nicht, daß er aufstehen könne, um ihnen eine Schale mit Wasser zu füllen, aber als er es auf ihr Geheiß doch fertig bringt und selber getrunken hat, da fühlt er sich so stark, daß er sagt: „Wäre eine Säule von der Erde bis zum Himmel und ein Ring an der Säule, ich griffe in den Ring und drehte die Säule um." So gleicht er selber der Erde, die durch das Wasser des Himmels zum sprossenden Leben erregt wird; — und wie Ilja am Ende seiner Laufbahn zum Felsen wird, so kann man das wieder als das Erstarren der Erde im Winter deuten. Wie er nun auswandert nach Kiew, da sagt der Vater: zu guten Thaten, nicht zu bösen geb' ich Dir meinen Segen. Er entsetzt eine von Tataren belagerte russische Stadt, und heißt die Feinde abziehen und auswärts verkünden, daß Rußland nicht wehrlos, nicht ohne Helden sei. Unterwegs trifft er auf den Räuber Nachtigall, in welchem sich ein winterlich wüster Sturmgeist offenbart, da er wie ein Vogel pfeift, wie ein Stier brüllt, daß der Wald sich zur Erde beugt. Vor Schreck vor ihm stürzt Ilja's Roß zu Boden, aber er verwundet ihn mit seinem Pfeil, bindet ihn an den Steigbügel und reitet nach Wladimir's Schloß. Wie er zur Tafelrunde tritt und sich rühmt, daß er den Nachtigall bezwungen, heißen sie ihn einen Prahler. Da führt Ilja sie in den Hof und heißt den Nachtigall seine halbe Kraft zu zeigen. Und wie der brüllt und pfeift, da fliegen die Ziegel von den Dächern, wirbelt der Staub von der Erde und das Wasser im Fluß empor, wankt das Schloß und erzittert Wladimir mit seinem Liebchen. Der Räuber hat die ganze Kraft aufgewandt, darum erschlägt ihn Ilja. Der Fürst ist nach den Schätzen des Räubers lüstern, aber Ilja läßt sie dessen Kindern, die sollen nicht betteln gehen; hart genug, daß sie den Vater verloren haben.

Ganz märchenhaft ist ein anderes Abenteuer Ilja's. Er erblickt einen großen Riesen und steigt auf einen Baum, um ihn zu beobachten. Der Riese lagert sich unter der Eiche, nimmt eine krystallne Truhe von der Schulter, öffnet sie mit goldenem Schlüssel und heraus steigt eine wunderschöne Frau, hoch von Wuchs, leicht von Gang, ihre Augen hell wie eines Falken Augen, weiß ihr Leib; sie breitet ein Tuch auf die Erde, setzt Speise und Trank darauf und wie ihr Gemahl, Swjatogor, gegessen und getrunken, da freut er sich der Minne in ihren Armen und schläft ein. Die schöne Frau aber bemerkt den Ilga auf der Eiche und heißt ihn herabkommen, um mit ihr sich zu ergötzen, sonst werde sie dem Swjatogor sagen: der Recke habe ihr Gewalt angethan. Da denkt Ilga: „Ist doch die Liebe dieser holden Frau nicht so schlimm wie die Keule des Swjatogor" — und thut ihren Willen. Dann aber steckt die Frau ihn ihrem Gemahl in die Tasche. Und wie dieser erwacht ist, schließt er das Weib in die Truhe und steigt auf sein Roß. Das aber wankt und schwankt und sagt zum Reiter: Schlage nicht Dein treues Roß; es trug Dich und Dein Weib, aber es strauchelt, wenn es zwei Helden tragen soll. Da zieht der Riese den Ilja aus seiner Tasche, erfährt das Geschehene, tödtet das treulose Weib und schließt mit Ilga Bundesbrüderschaft. Wie sie weiter reiten, kommen sie an ein offenes Grab. Swjatogor legt sich hinein, es paßt ihm, und heißt Ilja auch den gewaltigen Steindeckel einmal auflegen. Aber sie vermögen diesen nicht wieder abzuheben. Ob auch von Swjatogor's Heldenhauch Ilja's Kraft sich verdreifachte, also daß er mit dem Schwert des Riesen auf den Stein schlug, aber wo er hintraf, da bildete sich ein eherner Reif. Ilja bindet das Riesenroß an das Grab und reitet von dannen.

Prächtig ist eine andere Sage vom Kampf des Vaters mit dem Sohn, wohl vom Kampf des Sommers und Winters auf Helden übertragen, denn sie findet sich in unserem Lied von Hildebrand und Hadubrand in der Telegonie vom Kampf des Odysseus mit seinem und der Kirke Sohn Telegonos (wo der Vater erliegt), und am schönsten und reichsten ausgeführt im Persischen von Firdusi, im Gesang von Rustem und Sorab. Sie ist in Rußland mannigfach variirt; einmal ist es sogar eine Tochter Ilja's, die unbekannt mit ihm die Helden zum Zweikampf fordert, und nachdem sie Andere besiegt, vom Vater bezwungen wird. Bernhard Stern gibt die weiter ausgeführte Fassung. Da trifft Ilja mit einem jungen Recken zusammen, der ihm den Namen nicht sagen will, schleudert ihn baumhoch in die Luft, fängt ihn mit den Armen wieder auf und erfährt nun den Namen, erkennt den Sohn und segnet ihn zu weiteren Fahrten. Tragischer, ausgeführter ist eine andere Fassung. Ilja steht auf der Grenzwacht, ein junger fremder Recke weigert es sich zu nennen. Ilja wird von ihm niedergeworfen, schleudert ihn dann zornig in die Luft, und als der Jüngling immer noch nicht reden will, droht er, ihm die Brust aufzuschneiden. Da gedenkt der Jüngling seiner fernen Mutter, und Ilja hebt ihn jubelnd auf. Eine dritte Fassung aber läßt den Jungen erwiedern: Willst Du mich zum Bastard, meine Mutter zum Kebsweib machen? Er schießt einen Pfeil auf

Digitized by Google

den Vater, der nun wuthentbrand ihn an den Beinen packt, auseinanderreißt und dann in lautem Jammer sein Geschick beweint.

Neben dem Bauernsohn Ilja steht sein Waffenbruder Dobrynja als Edelmann. Wie Siegfried, wie Perseus ist er Drachensieger und befreit eine Jungfrau aus der Gewalt des Ungeheuers — ein Nachklang an den Lichtgott, der im Gewitter dem Wolkendrachen die regenspendende Jungfrau abringt. Seine Gemahlin Nastasia war eine Riesin, eine Kriegerin, die seine Speerstöße nur wie Mückenstiche empfand, aber dem schönen Manne ihr Magd- und Riesenthum hingab. Es ist die häufige Klage, daß die Helden so oft aus der Heimath auf die Grenzwacht gegen Feinde ziehen müssen. Da suchen die Scheidenden dann oft Trost bei den Müttern, denen sie im treuen Familiensinn ihr Herz ausschütten. „Warum hast Du mich nicht in die Wellen geworfen als Du mich geboren? Dort schlief' ich süßen Schlaf in der blauen Tiefe und brauchte mich nicht rastlos herumzuschlagen, Blut vergießend, Wittwen und Waisen verwünscht?" So klagt Dobrynja der Mutter; die Gemahlin aber bittet er: „Wenn Du keine Kunde von mir bekommst, so warte drei Jahre und noch einmal drei Jahre, ehe Du einem anderen Manne die Hand reichest." Sie weist alle Bewerber zurück, zwölf Jahre sind vergangen, da verbreitet Aljoscha die Nachricht vom Tod des Entfernten und Nastasia läßt sich erbitten. Dobrynja aber ist gerade auf der Heimfahrt. Da meldet ihm sein Roß die Hochzeit seiner Gemahlin, trägt ihn mit Zauberschnelligkeit nach Kiew. Ohne Einlaß zu erbitten tritt der Unbekannte in die Wohnungen ein. Die Mutter erkennt ihn an der Narbe, heißt ihn eilen in den Palast, wo seine Gemahlin am Hochzeitmahl sitze. Als Gußlyspielmann tritt er ein, spielt so schön, singt so schön, daß ihm Wladimir den Sitz der Braut gegenüber anweist. Da ließ er seinen Ring in eine Schale gleiten und reichte sie der Gattin, die auf dem Grund der geleerten Schale den Ring erkannte und dem Gemahl zu Füßen sank. Er verzeiht dem treulosen Freunde, denn die Liebe habe den ja verblendet; doch daß er die alte Mutter durch die falsche Todesnachricht gekränkt, das kann er ihm nicht vergeben, das muß ein kräftiger Faustschlag strafen.

Einiger Humor entwickelt sich in den Liedern der Stutzer Djuk und Tschurilo Plankowitsch, die stets auf anderen Rossen, in anderen Prachtgewändern herankommen, um einander zu überbieten und bei den Damen einander den Rang abzulaufen; oder in Geschichten einiger Saufbolde, Zeugnissen, wie gewaltig und wie gern auch schon damals in Rußland getrunken wurde.

Fürst Wladimir hat in seinem Hause mancherlei Familienscenen, in denen das Blutige und Harte seines Charakters neben der stets gepriesenen Leutseligkeit doch auch hervortritt, aber gemildert, indem das Böse zum Guten sich wendet. Seine Gattin Rognida hat er mit dem Söhnlein in falschem Argwohn verstoßen, verbannt. Verirrt kommt er eines Nachts vor eine Hütte im Wald, wird aufgenommen, aber von der Gattin erkannt. Sie will sich rächen, aber es zittert ihre Hand, als sie den Dolch gegen den Schlafenden erhebt. Er erwacht und will sie enthaupten. Aber nun tritt der Knabe zwischen Beide und begehrt zuerst zu sterben. Da versöhnen sich Beide. Ein andermal verlangt Wladimir die holde Swetlena, die Geliebte seines Sohnes Metislaw, für sich. Aber dieser entführt sie. Bald wird er aus dem wonnigen Liebeleben im Walde durch einen wilden Recken aufgeschreckt, der ihn zum Zweikampf fordert. Schild und Harnisch des Jünglings werden gespalten, aber von seinem schweren Schwertstreich wird die Haube vom Haupte des Gegners herabgehauen, und Wladimir's fürstliches Antlitz kommt zum Vorschein. Der Sohn läßt wie gelähmt das Schwert sinken, und der Vater schließt ihn in die Arme: „Du hast mich zwiefach besiegt, im Kampf und in der Liebe. Du mein Stolz und meine Freude, komm mit mir zurück nach Kiew, lebe glücklich mit Swetlena!"

Nicht so edel erwies sich Wladimir ein andermal, als er seine Ehelosigkeit beklagte und ein Höfling ihn auf das edle Weib Danilo's hinwies; er möge diesen auf eine gefährliche Fahrt senden, von der man nicht heimkehrt und dann die Wittwe heimführen. Vergebens warnt Ilja: „Welche böse That willst Du begehen? Den wackeren Falken wirst Du verderben, aber nicht die weiße Schwänin fangen." Der Fürst ließ ihn fesseln und sandte Danilo aus, ihm eine Löwin zu fangen, und wie diesem das gelang, ließ er ihm einen Hinterhalt legen. Da stürzte sich Danilo in seine Lanzenspitze und die treue Gattin starb an seiner Leiche. Nun erkannte Wladimir seine Missethat und wollte sich mit dem eingekerkerten Ilja versöhnen. Aber der wollte ihm nicht fürder dienen und ward verbannt. Und hier können wir ein anderes Lied zur Fortsetzung heranziehen. Die Tataren sind in's Land eingebrochen und Wladimir legt Trauerkleider an und geht in gro ßer Bedrängniß zur Kirche. Ein Bettler fragt ihn: warum er dies thue, und gibt sich als Ilja von Murom zu erkennen. Da beugt der Fürst seine Knie vor ihm und bittet um Hülfe für den Glauben, für die armen Frauen und Kinder. „Und wie lang waren mir die Pfade nach Kiew versagt? Ich meine zwölf Jahre lang", erwidert der Held. „Nicht um meinetwillen, um der Frauen um der Frauen und Kinder willen", fleht der Fürst. Und Ilja rettet das Volk, das des Fürsten Schuld nicht büßen soll. Orestes Miller, dessen Abhandlung über Ilja und das Russische Volksepos in Herrig's Archiv (XXIII, 1), auch Bernhard Stern in der sorgfältigen Bibliographie über diesen Literaturzweig erwähnt, hat bereits darauf hingewiesen: wie hier kein Vasallendienst ist, weder Gott noch der Großfürst als Lehnsherr erscheint, und wie weder Befehl noch verheißener Lohn die Triebfeder des Helden wird, sondern allein die Rettung des Volkes. Dessen erbarmt sich Ilja, während in der Ilias erst Tausende fallen müssen, eher Achilleus sich versöhnt, und in der Fränkischen Sage der vom großen Karl besiegte Ogier nicht eher gegen die Sarazenen fechten will, bis der Sohn des Kaisers seiner Rache preisgegeben worden.

Im indischen Mahabarata, im deutschen Nibelungenlied, im Rolandslied fallen die gewaltigen Helden der Heroenwelt und eine neue Zeit bricht an. Das Ende Ilja's und seiner Genossen mag uns daran erinnern, wie Karl der Große in den Untersberg, Arthur nach Avaton entrückt werden. Die russischen Streiter hatten siegreich die Tataren überwunden, ohne daß ihre Arme oder ihre Rosse müde geworden. Sie rühmten sich ihrer Kraft und ihrer Schwerter, die nicht stumpf geworden, aber kein Gebet, kein Dank gab Gott die Ehre, ja Aljoscha sprach mit lästerndem Munde: Und stiege eine überirdische Macht hernieder, uns hielte sie nicht Stand! Da verfinsterte sich die Sonne, und aus Wetterwolken erschienen zwei Himmelstreiter, liebliche Knaben mit blonden Locken und weißen, sternbesäten Gewändern, und forderten die vermessenen Helden zum Kampf. Und Aljoscha schwang sein Schwert und hieb die Beiden mitten auseinander. Da waren jener vier, und als Dobrynja gegen diese schlug, wurden ihrer acht, und als Ilja einhieb, wurden ihrer sechzehn. Und so verdoppelte sich stets die Zahl der Himmelstreiter, während die Schultern der Helden lahm, die Rosse müde, die Schwerter stumpf wurden. Da erschraken die Russenhelden, liefen nach den Bergen, nach den Höhlen und wurden zu Stein. Seit jener Zeit gibt es keine Helden mehr im heiligen Rußland.

Feuilleton.

Kollege Paulus.

Von Manuel Schnitzer.

Etwa vier Wochen vor seinem achten Geburtstage schwankten seine Neigungen noch zwischen Pferdebahn-Conducteur, Offizier und Leichenwagenkutscher, natürlich erster Klasse; seine Liebe zu diesen drei so weit auseinander liegenden Berufsarten grenzte fast an Schwärmerei, und

Digitized by Google

mehr als einmal machte er den Versuch, sie zu vereinigen. Er brauchte dazu nichts als seinen Säbel, einen Papierhelm, ein zum Lochen alter Pferdebahnkarten bestimmtes Instrument, das er selbst erfunden hatte, und den bekannten C-moll-Trauermarsch, den er in allen Tonarten executirte.

Eine Woche später entdeckte er in einem alten Zeitungsblatte meinen Namen unter einer Novellette, die ihn sehr nachdenklich stimmte; darauf erklärte er mit einem plötzlichen Entschlusse, Schriftsteller werden zu wollen, setzte sich hin und hatte nach kaum einer halben Stunde sein erstes Werk hinter sich . . . Heute ist er einer der ersten Dichter von Rixdorf sammt Umgebung, ein Mann von acht Jahren, dessen gesammelte Schriften vor mir liegen und der Besprechung harren.

Da ich keine Satire schreibe, sondern eine wahre Geschichte, so muß ich gestehen, daß Kollege Paulus mir seine Werke nicht zu diesem Zwecke anvertraut hat. Er ist vielmehr überzeugt, daß ich die schönsten seiner Geschichten, die er sich „ausgedenkt" hat, drucken lassen will und stürmt jeden Augenblick in mein Zimmer — wir wohnen auf demselben Gange und ich bin sein Onkel — um mich zu fragen, wie viel ich bereits abgeschrieben, und mich aufmerksam zu machen, ich möchte an das Märchen „Prinz Willkomm" ja nicht vergessen. Das wäre doch das Allerschönste und Allerlängste. Und seinen Namen müßte ich ganz deutlich darunter schreiben, wie er es im Lesebuche gesehen hätte und auch bei meinen „Sachen".

Manchmal bleibt er auch eine Weile da, setzt sich mir gegenüber, stützt den Blondkopf auf die Hände und sieht mir schweigend zu. Dabei zittert das kleine Näschen vor Erregung und die großen blauen Augen mit den langen Wimpern leuchten ganz glückselig. Dann fragt er plötzlich, ob er Etwas für seine Geschichten kriegen werde, und erklärt auf meine Antwort, man werde ihm einen ganzen Thaler in lauter funkelnden Pfennigen schicken, ganz ernst, daß er sich für das Geld wieder Papier kaufen und dieses volldichten wolle. Denn so sagt er wirklich: „Dichten" und nicht anders.

Ich muß hinzufügen, daß Kollege Paulus trotz seiner zeitweiligen Verträumtheit einer der besten Schüler der dritten Klasse ist, ausgezeichnet liest, ziemlich fehlerfrei schreibt und auch die Punkte richtig zu setzen versteht. Mit den Beistrichen dagegen nimmt er es weniger genau, vielleicht weil zwischen uns Beiden der stillschweigende Vertrag besteht, daß ich ihm dieselben schon hineinzeichne. Er bringt mir nämlich die Bleistiftconcepte seiner Märchen zur Correctur, ehe er sie in das Reinheft überträgt. Ich brauche nicht zu sagen, daß ich an der originellen Ausdrucksweise meines Neffen nichts ändere; die wenigen Stücke, bei denen ich es gethan, sind durch meine Verbesserungen ganz nüchtern geworden und um ihren eigenartigen Reiz gekommen. Als ob Paulus dies geahnt hätte, hat er bei diesen Geschichten mich mit dem Worte „Onkelmundi" als Mitverfasser angegeben, gleichsam als wollte er hiermit jede Verantwortlichkeit von sich ablehnen.

Und nun blättere ich in dem nicht mehr ganz sauberen Hefte mit den großen steilen Schriftzügen . . . Was für eine merkwürdige Welt spiegelt sich in ihnen und blickt mir daraus entgegen! Es sind Kinderträume, von einem Kinde erzählt, graufige und blutdürstige, liebliche, heitere und possirliche . . . Es sind die Gedanken eines Engels, ausgedrückt mit den Worten eines sehr menschlichen Wesens . . . Es ist Weisheit und Gläubigkeit einer jungen Seele; es sind Anklänge an Gelesenes, Erfahrenes, Beobachtetes . . . Manchmal scheint es leise hervorzugucken wie Spott, Ironie und neckendes Kichern aus diesen kleinen Sätzen — aber im Grunde ist es doch nur die naive Harmlosigkeit eines Kinderherzens. Läßt es etwa nicht tief in die Seele des blonden Jungen blicken, wenn er seinen „Prinz Willkomm" mit folgenden Worten beginnt? (Ich schreibe wörtlich ab):

„Es war einmal eine sehr alte Frau. Die hatte ein Mädchen so schön wie die Sonne. Das Mädchen hieß Marie, gerade so, wie Herrn Jesus seine Mutter — —"

Ich weiß wahrhaftig in der ganzen deutschen Literatur keine Kindergeschichte zu nennen, die in so schlichter und jedes fromme Herz mehr anheimelnder Weise beginnt, ja, es scheint mir fast lohnend, zu diesem Anfange, dem man bei all seiner Zartheit und dem mystischen Andeuten eines Wunderbaren, eine gewisse Anschaulichkeit kaum wird absprechen können, eine bessere Geschichte zu erfinden, als jene, welche Kollege Paulus geliefert hat und für die Perle seiner Sammlung hält. Er erzählt nämlich weiter, daß Marie spazieren ging und einem Knaben begegnete, der eine Kette um den Hals trug. Welche Bewandtniß es mit dieser Kette hat, sagt Paulus an dieser Stelle noch nicht, ja, es scheint ihm selbst nicht klar zu sein, wie er diese Kette in seiner Erzählung verwerthen werde, denn er arbeitet nicht nach einem Plan, sondern auf Grund momentaner Eingebungen. Ich schließe dies daraus, daß es im Concept weiter heißt: „Marie fragte den Knaben, wie heißest Du? Er antwortete, ich heiße Albert . . ." Dieser ganze letzte Satz ist dann gestrichen, dafür heißt es jetzt bei Weitem spannender: „Der Knabe gab gar keine Antwort." Und jetzt ist Paulus auf der rechten Fährte. Er fährt, ohne noch ein Wort zu streichen fort:

„Da fragte Marie noch einmal und rührte dabei die Kette an. Und wie sie die Kette berührte, sprang die Kette auf und ein schöner Prinz stand vor ihr, sprach: Ah, Du schönes Mädchen, wie heißt Du? Das schöne Mädchen antwortete: Marie. Der Prinz sprach: und ich heiße Prinz Willkomm, und willst Du auch meine Braut werden? Marie sprach Ja. Und so wurde Marie die Prinzessin des Landes."

Ich schreibe hier keine literarische Abhandlung und brauche nicht nachzuweisen, daß vorstehendes Geschichtchen alle Elemente eines guten Kindermärchens enthält, überdies aber den bemerkenswerthen Kunstgriff, nur durch die lebendige Wiederholung des Wortes „Kette" zu verrathen, daß etwas ganz Besonderes an dem Ding sei. Ich sage „Kunstgriff" im Sinne gebildeter Dichter, denn ich kann nicht annehmen, daß Paulus sich eine Regel aus gelesenen Märchen abstrahirt habe — ihm war es durchaus natürlich, daß etwas ungeheuer Ueberraschendes erfolgen müsse, wie überhaupt die Schilderung des Unerwarteten den Kindern am meisten behagt. So hörte ich einmal ein vierjähriges Mädchen ihrer Puppe eines jener albernen, moralischen Kinderstubengeschichten vorplappern, welche sie sich mit Ueberraschungen ganz vollgespickt hatte und das ging dann so: „Und auf einmal stand der König da und auf einmal kam der Scheerenschleifer. Und auf einmal schnitt er dem schlimmen Peter die Zunge ab" u. s. w.

Da Kollege Paulus zu Beginn des „Prinz Willkomm" absolut noch nicht wußte, wie sich die Sache entwickeln werde, so hat er seiner Arbeit den Titel erst nachträglich gegeben, eine Methode, die sich bei ihm so ausgezeichnet bewährt, daß er mir — ich spreche die Wahrheit — wiederholt rieth, es ebenso zu machen. Andererseits aber scheinen ihn die Geschichten, die er zu schönen Titeln schreibt, wenig zu befriedigen, indes will ich eine davon hier mittheilen. Sie ist ihrer merkwürdigen, ich möchte sagen, sarkastischen Lösung halber interessant und ich muß mir immer vor Augen halten, daß sie aus der Feder meines Freundes Paulus, eines achtjährigen, blonden Jungen stammt, wenn ich nicht glauben soll, sie sei eine Satire. Die Geschichte lautet:

„Der Zauberkuchen.

Zu einem Gastwirth kam ein Gast. Der sagte nicht einmal guten Tag. Sondern bestellte sich gleich einen Kuchen. Der Gast schnitt den Kuchen auf. Sogleich sprang ein kleiner Däumling heraus. Der Gast verwunderte sich nicht wenig, sprach, wie kommt denn der Däumling da in den Kuchen hinein? Der Wirth sprach, ich weiß es nicht. Nun standen alle Beide wie die Esel am Berg."

Unwillkürlich denkt man darüber nach, was der Autor dieses lakonischen Märchens andeuten wollte . . . Nun, Kollege Paul wollte auf gar nichts anspielen; die Erklärung des Wunders war ihm ein Bischen zu schwer und so schloß er ohne Gewissensbisse die Geschichte mit einem Scherz, der ihn außerordentlich lachen machte. Vielleicht hatte er auch die Absicht, den groben Gast, der nicht einmal „guten Tag" sagt, für seinen Mangel an guter Lebensart durch Vorenthaltung der interessanten Erzählung zu bestrafen. Auf meine Frage hiernach weiß er keine Antwort; auf meine zweite Frage, warum er auch den armen Wirth wie einen Esel am Berge stehen läßt, meinte er: „Geschieht ihm schon recht!"

Ganz bewußten Humor verräth ein anderes Märchen, das vorläufig noch titelos ist. Es lautet wörtlich:

„Einst lebte ein sehr alter Mann mit 78 Jahren. Dieser hatte einen Sohn mit Namen Albrecht. Aber jetzt fängt die Geschichte erst

Digitized by Google

an. Es war einmal ein Mann, der hatte einen losen Zahn, jetzt fängt die Geschichte erst an."

Unter diesen offenbar in höchster Eilfertigkeit geschriebenen Zeilen steht: „Von Paulus ist dieser Witz." Als er mir das Blatt übergab, sagte er: „Du wirst sehr lachen!" Und er hat natürlich Recht behalten, mein Kollege Paulus.

Von den übrigen Erzählungen unseres kleinen Dichters triefen die meisten — einige haben moralischen Inhalt und könnten ganz gut in jedem Lesebuche für Volksschulen stehen, eine davon ist höchst artig betitelt „Der Herr Lehrer und der Schüler" (das „Herr" ist, zweifellos in einer braven Minute, hineincorrigirt) und behandelt den „schlimmen Friedrich" (mit „guten" Knaben könne man keine langen Geschichten machen, sagt er) — von Blut, Mord, Todtschlag und dergleichen Behelfen der modernsten Literatur. Hier bohrt ein kühner Soldat einem Wolfe den Säbel mitten in das Herz, da erschlägt ein Einsiedler seinen Hund Lumpus, weil er ihm das Fleisch aufgefressen, dort — in dem Stück „Wie aus dem Mann ein Zwerg geworden ist" — heißt es gar: „Da schlugten sie ihm den Kopf ab und näheten ihm wieder einen anderen an", womit die Sache ein Ende zu haben scheint, da kein Wort den Erfolg der Procedur andeutet.

Vor einigen Tagen hat Kollege Paulus gleich nach seinem Nachtgebete, das er im Bette verrichtet, den räthselhaften Ausspruch gethan: „Vor lauter Dichten bin ich ganz heiser geworden". Nach der Lectüre dieser Schauermärchen, in denen immer „jammerhaft" geweint, gebrüllt und geschrien wird, kann ich mir das ganz gut vorstellen. Der arme Bursche denkt sich so lebhaft in die Situation seiner unglücklichen Geschöpfe hinein, daß er von ihrem Schreien heiser wird oder vielmehr es zu sein glaubt. Für eine gesunde Beschäftigung scheint er also das Dichten keineswegs zu halten.

Am Schlusse der Sammlung finde ich noch eine Idylle, in der erzählt wird, wie Alfred und sein Schwesterchen Barbara auf die Wiese gehen, um Blumen zu pflücken. „Und wie sie so pluckten, da flogen gerade zwei kleine und niedliche Vögel hin. Und eins setzte sich auf Barbara's seinen Rücken, das zweite setzte sich auf Alfred's seinen Rücken und sangen ihnen ein schönes Liedchen vor." Als die Kinder aber nach dem „Rücken" greifen, „flogen die Vögel fort und kamen nie wieder. Die Kinder gingen wieder nach Hause und erzählten Alles, was ihnen solche Freude gemacht hatte. Dann wurde es Nacht und die Kinder mußten schlafen gehen."

Es will mir sehr scheinen, als hätte Kollege Paulus seine eigene Schlaftrunkenheit verewigen wollen, denn, genau genommen, gehört der letzte Satz der Erzählung gar nicht mehr zur Sache. Aber vielleicht erhält die Geschichte gerade dadurch ihren anmuthigen Reiz: als hätte sich Wirkliches mit Märchenhaftem vermischt . . .

* * *

Eben reißt Paulus die Thür auf, um mich zu fragen, wie weit ich sei. Er hat ein Blatt in der Hand und meint freudestrahlend, er hätte einen wunderschönen Titel für ein „frisches" Märchen aufgeschrieben, nämlich: „Der Mann, welcher ein Mühlrad im Bauche hatte", und es soll erst sehr lustig und sehr traurig und dann wieder sehr lustig werden; ein großer Riese käme darin vor, dem man durch die Beine „schliefen" könne, und mehr wisse er nicht. Das Alles wolle er aufschreiben, sobald er sich das neue Papier gekauft habe. Er werde aber nur für fünf Pfennige kaufen, für das übrige Geld einen Farbenkasten. Und ich möge ihm seinen Thaler geben. Er warte schon vier Stunden darauf.

Ah, mir scheint, Kollege Paulus will der Dichtkunst Adieu sagen und zur Malerei desertiren . . . na, immerhin, ein tüchtiger, hübscher Junge bleibt er auf alle Fälle.

Aus der Hauptstadt.

M. d. R.

Neulich bin ich im preußischen Abgeordnetenhause gewesen. Es war gut besetzt und die anwesenden Herren unterhielten sich offenbar ganz vortrefflich, in wechselnden Gruppen, ohne durch den Redner auf der Tribüne sich auch nur im Geringsten stören zu lassen. Mitunter, nicht allzu oft, drang durch das Schwirren und Summen und Kichern und Räuspern ein Ton von der Rede zu mir herauf und von den Gefahren der Freizügigkeit, von Verrohung und Entsittlichung, von goldener Zunftzeit auch, war Einiges zu erlauschen. Dicht unter der Tribüne schrieb ein jüngerer Herr einen Brief, neben ihm las ein älterer andächtig eine Broschüre. Jetzt ein schwaches Bravo, mitten aus der eifrigsten Plaudergruppe, die von der Rede noch weniger als ich gehört hatte, und jetzt kletterte ein neuer Sprecher herauf, ein dicker Herr, und still ward es im Saal und erwartungsvoll drängte alles heran. Der ältere Herr selbst machte in seine Broschüre ein Eselsohr, nur der jüngere schrieb ruhig an seinem Briefe fort. Wie ein beliebter Komiker führte der dicke Herr sich mit einem derben Spaß ein und einen derben sparte er für den Abgang auf; die dazwischen liegende halbe Stunde füllte er mit Witzen, schlechten und auch guten sogar, zu denen ein eben beendeter Handwerkertag ihm den Vorwand bot. Zweitausend Handwerker hatten sich in der preußischen Hauptstadt versammelt, um auf Mittel zu sinnen, wie dem Niedergange des Handwerkes rechtzeitig noch vorzubeugen wäre —: und einem Vertreter des preußischen Volkes war das der willkommene Anlaß, sich Witze abzuquälen, zum Gaudium seiner Hörer, für fünfzehn Mark Diäten pro Tag. Es war ein großer Erfolg. Im Fortgehen sah ich noch, wie der jüngere Herr seinen Brief couvertirte.

Acht Tage später etwa war ich im deutschen Reichstage. Ein spärlich besetztes Haus, aber ein vergnüglicher Lärm, als ob alle 397 Reichsboten beim Frühschoppen säßen. Nicht die bescheidenste Aufmerksamkeit für die Redner, die resignirt ihr Sprüchlein hersagten und für die muthige That unweigerlich dann mit dem fractionellen Beifall belohnt wurden. Diesmal entdeckte ich zwei Briefschreiber, ganz links Einen und den Anderen mitten im Centrum. Vom Taback war die Rede, von einer erhöhten Steuer auf importirtes Rauchkraut, und ein Abgeordneter — ich kannte ihn, ein klarer und kluger Kopf — sprach recht lehrreich und sachverständig über die Unterschiede von havannesischem und pfälzischem Taback. Schon ärgerte es mich, daß man ihm weder Diäten schenkte noch auch nur Gehör, — da entnahm ich aus einem Zwischenrufe, daß der beredte Vorkämpfer der Importcigarren sich selbst als einen „Nichtraucher" bezeichnete. Der kluge Mann, der in seinen vier Wänden gewiß über seinem Verständniß entrückte Dinge nicht einmal ein unverbindliches Urtheil abgeben würde, der sprach nun, ohne es je geschmeckt zu haben, über indisches, pfälzisches und uckermärkisches Kraut, als berufener Sachverständiger, als Vertreter des deutschen Volkes, als M(itglied) d(es) R(eichstages).

Dort Witze, hier Dilettantismus, und an beiden Stellen der Eindruck geschwätziger Zerstreutheit. Für geraume Zeit wiederum hatte ich meine Ansicht über unseren Parlamentarismus pflichtgemäß controlirt, und anstatt wegen der chronischen Beschlußunfähigkeit des Reichstages mir den Kopf zu zerbrechen, blätterte ich meinen Bucher auf — „der Parlamentarismus wie er ist" — und notirte die zornigen Sätze: „Politik ist eine Wissenschaft; regieren ist eine Kunst. Wem der Stiefel gerissen ist, der unterwirft sich der hochverständigen Einsicht des Schusterjungen. Er erkennt ihn, und mit vollem Recht und in dem allein noch zulässigen Sinne des Wortes, als eine Autorität an. Er nimmt sich, und mit demselben Recht, ein Urtheil darüber heraus, ob der Stiefel ihn drückt; aber er blamirt sich nicht durch eine »Meinung« darüber, wie Pfriem und Ahle gehandhabt werden sollen. Ueber die Staatsflickerei besteht jeder eifersüchtig auf dem kostbaren Rechte eine Meinung zu haben und verkanne- gießert eine Zeit, die er nützlich verwenden könnte, sich die Materialien zu einem Urtheil zu verschaffen."

* * *

Wenn ich viel Geld hätte, ich würde einen Preis aussetzen, um endlich einmal ziffernmäßig festgestellt zu sehen, wieviel Zeit und Mittel alljährlich der große Moloch Parlamentarismus verschlingt, in Peerskammern, in frei gewählten Landtagen und in den Körperschaften der Selbstverwaltung. Denn jede Stadtverordnetenversammlung spielt ja heute schon sich auf das Parlament heraus, und ist die neue Landgemeindeordnung erst alt geworden, dann wird in jedem Flecken und Dörfchen bald man

Digitized by Google

die herrlichen Redefabriken zum Himmel ragen sehen. Ein ungeheurer Aufwand an Zeit, Mühe und Geld wird solchermaßen verthan, Stenographen, Telegraphen, Rotationsmaschinen werden in den Dienst gestellt, und wenn gar erst jeder Dorf-, Stadt- oder Landvertreter, wie es doch sicher nicht ausbleiben kann, seine ansehnlichen Diäten erhält, dann werden wir das Emporkommen einer neuen Kaste erleben, einer Parasiten-Spezies, deren Sprossen nichts anderes mehr erstreben werden als den Titel: M. d. R. Oder auch: M. d. A. oder sonstwie.

Noch später aber, da die Vernunft doch am Ende nicht ewig sich den Mund verbinden läßt, noch später wird eine glücklichere Menschheit vor Lachen fast bersten, so oft ihr das Ammenmärchen gesungen wird, von den Parteien, die nach dem erhabenen Vorbilde von Swift's Liliputanern jahraus, jahrein sich darüber stritten, in wildem Grimm, wo man die aufgeschlagenen Eier denn nun anschneiden müsse, und von den Regierungen, die immer neue Männer an die parlamentarische Scheibe schickten, nach deren Erfahrung und Sachkenntniß die frischweg dilettirenden Herren dann munter zielten, die, wie der selige Cobden, ihr geliebter Patron, „Alles über die Frage gelesen" haben.

Aus England stammt der Parlamentarismus und auf das Beispiel Englands werden seine Freunde mein dem ersten Blick wohl gar reaktionär erscheinendes Lästern verweisen. Wir wollen der Frage ausbiegen, ob die Engländer — und namentlich auch Schotten und Iren — mit den parlamentarischen Erfolgen wirklich so zufrieden sind und ob sie noch heute dem Wort des Junius gläubig vertrauen, das von der Tollheit der Wenigen zum Besten der Vielen spricht. Aber mit dem Hinweis auf England ist wahrhaftig nicht immer doch Alles auch für unsere ganz anderen Verhältnisse bewiesen. Weil die englischen Cavaliere von Karl dem Zweiten einen einträglichen Kornzoll zu erschmeicheln verstanden, quält man uns täglich mit der Räubergeschichte von der durch den Großgrundbesitzer Bismarck organisirten Begehrlichkeit der Agrarier, während Preußen, wie es nun einmal, gut oder schlecht, ist, doch nach dem Osten gravitiren muß und nach der hülfebedürftigen Landwirthschaft, von deren Gnaden wir ungesunden Großstadtgewächse sämmtlich nur leben. Weil England durch Jahrhunderte die Selbstsucht der Besitzenden zum höchsten Gesetz erhoben hat und eine Großhändler-Moral auf den Thron gesetzt, deshalb sollen auch wir nach Manchester pilgern, während wir stolz sein dürften, da bei uns zuerst der große Gedanke sozialen Mitleidens die Gesetzgebung durchdrang. Und genau so übel steht es mit dem Beispiel vom Parlamentarismus. Im englischen Parlament, das auch darin ein getreuer Spiegel der Bevölkerung ist, nehmen Landwirthschaft und Industrie die ersten Stellen ein, dann kommen die liberalen Berufe, dann der Handel und ganz zuletzt die Beamtenschaft. Und — die Hauptsache! —: Das englische Parlament gibt die Gesetze, die Minister haben nur die Executive, die Krone hat nur die Repräsentation. Ich fürchte, zur Ordnung gerufen zu werden, wenn ich einen Vergleich mit unseren Zuständen versuchen wollte. Auch in unseren Landtagen sitzen vortreffliche Männer, höchst gescheite und weise sogar, aber es scheint, daß Montesquieu nicht aufhören will, Recht zu behalten, mit seinem täglich noch bestätigten Satz: „Il semble que là, où il y a plus de sages, il y ait moins de sagesse."

Der Parlamentarismus ist erfunden worden, ehe an eine freie Presse zu denken war. Im März 1771 wagten einige englische Zeitungsverleger zum ersten Male, die Debatten zu veröffentlichen, und diese „unerhörte Frechheit" wollte das Haus der Gemeinen am liebsten sie im Kerker büßen lassen. Auch das hat im währenden Jahrhundert sich gründlich geändert und heute sieht man, nach zweistündiger Lungenleistung, den unermüdlichen Eugen Richter zum Stenographentische wandern, um die Rede, die er eben gehalten, so zu „machen", wie er sie morgen früh — oder in der Nachtausgabe schon — gehalten haben will. Und in unzähligen Leitartikeln, die jetzt ja auch bereits im Fabrikbetriebe für zehn, für zwanzig und noch mehr Blätter zugleich gehandwerkt werden, wird zu unzähligen Malen Alles wiedergekäut, was von der Trübine herab verkündet worden ist oder noch verkündet werden soll. Daraus entsteht dann die „öffentliche Meinung", an die ganz dieselben Leute noch glauben, die in stolzer Aufgeklärtheit längst von den Alchymisten sich abgekehrt haben und von Miß Abbot, dem niedlichen Wundermagneten des Wintergartens.

Daß auch politische und soziale Organismen sich umwandeln, im Wechsel der Zeiten, braucht nach Darwin und Spencer nicht erst bewiesen zu werden. Oder doch: unseren Berufsparlamentariern, denn die sehen nicht oder wollen nicht sehen, daß ihr betriebsames Lärmen um nichts ist und daß sie, mögen sie noch so stolz auch auf die Berichterstatter, die schwitzenden Courierpferde ihres Geistes, blicken, doch im günstigsten Falle nicht mehr und nicht weniger sind als: redende Journalisten, eifrige Alleswisser und Allesskönner, deren volkvertretende Weisheit am anderen Morgen von den minderwerthigen Tagesleistungen verachteter Zeitungsschreiber nicht sonderlich vortheilhaft immer sich abhebt. Die Walze ist ausgeleiert, es muß ein Neues werden.

In seinem Buche über die politique expérimentale — induktive Politik könnte man sie nennen, im Gegensatze zur ewig-gestrig doktrinären — meint der Franzose Donnat, das Vertrauen zum Parlamentarismus sei der schlimmste moderne Aberglaube. Soll ein Franzose anders urtheilen, wenn er sieht, wie sein Vaterland nur durch die festgerammten Stützen der napoleonischen Verwaltung sich gegen die eloquente Hochfluth bewahren kann? Frankreich wäre heute ein glückliches Land, wenn die Deputirtenkammer abgeschafft und die unentbehrliche Controle der öffentlichen Angelegenheiten der freien Presse und der jeweiligen Volksabstimmung überlassen werden könnte. Auch in anderen Ländern hindert die parlamentarische Bureaukratie — so etwas gibt es, Herr Richter! — jede vernünftige Regierung, denn Bureaukraten und Advokaten, die in allen Parlamenten des europäischen Festlandes den Ton angeben, sind die geborenen Vertreter träger Routine und aufgeblasener Scholastik und die geschworenen Feinde alles rüstigen Fortschrittes.

Das vielköpfige Ungeheuer will doch auch sein Futter haben, das Parlament will doch seinem Namen Ehre machen und reden, ohn' Ermatten, und deshalb kommt die Gesetzfabrik nicht zur Ruhe und immer schneller arbeitet die Paragraphenmaschine und immer neue Strafbarkeiten und Heilsamkeiten werden entdeckt, Novellen manchmal und manchmal auch ganze Kriminalromane geschrieben und immer neue Reden gehalten. Schon der sehr todte Tacitus aber hat es gesagt: „Iorruptissima res publica, plurimae leges" und D'Argenson übersetzte sich's in sein geliebtes Französisch: „Pour mieux gouverner il faut gouverner moins." Wer weiß, ob wir mit der Zuhälter-, der Trunksucht-, der Schul- und Börsenreform, mit dem Verrath militärischer Geheimnisse, dem Checkgesetz und anderen schönen Dingen uns jetzt herumärgern müßten, wenn das vielköpfige Thier nicht in brüllendem Hunger durch die Lande striche.

* * *

Auf einen Weg, den ich mitunter jetzt wandeln muß, denn er führt gen Moabit, allwo man das Recht spricht, ragt ein mächtiger Bau herab, die kommende Frohnveste der Rednerei. In diesem Reichstagpalast werden die Herren M. d. R. sich wohl fühlen, da werden sie ihre Correspondenz erledigen und ihren Tagesklatsch austauschen, Besuche empfangen und sich bedienen lassen, am Buffet und manchmal gewiß auch im Saal. Gebt ihnen dann noch entsprechend reichliche Diäten und über Beschlußunfähigkeit wird Herr von Levetzow dann nicht mehr zu klagen haben, der Wirkliche Geheime Rath, der zu Häupten der unabhängigen Vertretung des freien Volkes thront. Wer ein Doppelmandat erwischt, kann dann lachen, denn mit dreißig Mark für den Tag lebt sich's herrlich in der Berliner Welt, fern von der drückenden Sorge um Weib und Kind, fern auch von Geschäften, die ja in einer siebenzig Mann starken Fraction doch immer auf ein Halbdutzend führender Geister abgewälzt werden. Die Führer arbeiten, kennen zur Noth doch die Dinge, von denen sie sachkundig reden, wissen, auch wenn sie zufällig Nichtraucher sind, der Blöße ein kleidsames Mäntelchen umzuthun, geben die Richtung, getreu dem Programm, und führen den Haufen beim Hammelsprung. Die Andern haben nur Bravo zu rufen, hört! hört! und sehr richtig! je nach Bedarf, bei der Paroleausgabe für die Partei und bei entscheidenden Abstimmungen nicht zu fehlen, den milden oder auch strengen Tyrannen günstige Zeitungausschnitte zu apportiren und sich Karten drucken zu lassen mit M. d. R.

Häufig schon sah ich zum ragenden Bau empor und dachte künftiger Zeit. Werden auch in diesem Hause drei, vier Parteiredner die nämlichen Gründe für oder gegen die Kreuzercorvette K. vorbringen und kostbare Vormittage vertrödeln mit nutzlosen Zolldebatten? Wird auch hier

Digitized by Google

der Witzbold ein großer Mann sein und jeder Sachverständige für einen bestochenen, unmaßgeblichen, nieder zu schreienden Interessenten gelten? Und wird auch der Sport noch fortblühen, dem Gegner umständlich, aus Acten und Protokollen, nachzuweisen, daß er am 24. Februar 1872 anders gedacht hat als am 13. März 1892, daß er demnach nicht ein politischer Charakter ist sondern ein moderner Entwickelung fähiger Mensch?

Noch ernstere Gedanken auch und bangere Fragen stiegen mir auf. Soll es das traurige Vorrecht der Deutschen bleiben, daß ihre Beamten und Repräsentanten in banausischer Abschließung von allen Disziplinen verharren, die auf anderen als politischen und spezialistischen Pfaden dem Culturgange dienen, und darf es im deutschen Reichstag niemals Männer geben, die auch über ein Denkmal, einen Dombau, eine Dichtung, kunstverständig zu reden wissen?

Doch zunächst noch ganz allgemeine Zweifel an der Zukunft des Parlamentarismus, wie er heute ist, in Reichstagen, in Landtagen und Communen. Ich glaube nicht daran, daß sich immer wieder Autoritäten, Minister oder Schusterjungen bereit finden werden, von unverantwortlichen und unverständigen Dilettanten ihre mühsame Arbeit zertrennen und über die kaum dem Nächsten erkennbare Kette von Wirkungen, die an das geringfügigste Gesetz sich hängt, und über den Gebrauch von Pfriem und Ahle in selbstgefälliger Weitschweifigkeit sich belehren zu lassen. Ich glaube es nicht und das beinahe verletzend fröhliche Lachen des Grafen Zedlitz, als man ihn den Vernichter der Selbstverwaltung hieß, nährt meine Zweifel. Es muß der Tag kommen, der an die Stelle der großstädtischen Parlament-Bureaukratie und -Advokatokratie eine gesunde und sachverständige Interessenvertretung führt, die keine Fünfzehnmark-Feuilletons plaudert und nur über solche Cigarren spricht, deren Rauch ihre Zunge beizte. Und bald muß das geschehen, denn für die ungeheuerlichen Vorräthe, die täglich, in Rede und Schrift, aus den Parlamenten auf den Markt geworfen werden, ist kaum noch ein Consument aufzutreiben; dem beschlußunfähigen Reichstag kehrt ein zur Aufnahme unfähiges Publikum gelangweilt und übersättigt den Rücken.

Lord Burleigh hat einst gesagt: „England wird nie fallen, es sei denn durch sein Parlament." In Deutschland laufen erst seit einem Vierteljahrhundert die Visitenkarten mit dem schmückenden M. d. R. um. Aber schon ist das nationale Ersatz-Gewissen, wie ich das Parlament gern nennen möchte, so schläferig geworden und so senil, daß für die einzelnen politischen Thiere allgemach die Stunde naht, wo sie nachforschen müssen, ob es nicht doch am Ende besser wäre, das eigene Gewissen zu Rathe zu ziehen als die müde Ersatz-Reserve der M. d. R. Apostata.

Dramatische Aufführungen.

„Gyges und sein Ring." Eine Tragödie in fünf Aufzügen von Friedrich Hebbel. (Deutsches Theater.) — „Die Königsbrüder." Schauspiel in fünf Aufzügen von Adalbert von Hanstein. (Berliner Theater.) — „Ein Vorurtheil." Schauspiel in vier Acten von Conrad Alberti. (Residenz-Theater.)

In einem Kreise von Künstlern, Genelli erzählte die Anekdote besonders gern, verstieg Schiller einmal sich zu der pathetischen Behauptung, eine äußerst dankbare Aufgabe für die plastische Kunst müsse die Darstellung eines durchsichtigen Genius sein. Die Maler und Meißeler brachen in derbes Gelächter aus und zornig schritt Schiller von dannen. Ob es dem heiligen Manne, wie Hebbel ihn zu nennen liebte, ein Trost gewesen wäre, wenn er seiner Epigonen rastloses Bemühen um die künstliche Schöpfung durchsichtiger Genien noch erlebt hätte? Denn: was die Plastiker so unehrerbietig heiter stimmte, das haben die Dramatiker allen Ernstes als ein den Weg zu neuen Idealen aufhellendes Programmwort begrüßt. Schon Hermann Hettner, dessen kräftiges Kunstsinnen die lärmende Scherer-Schule jetzt überbrüllen möchte, hat es, 1851, in seinen ästhetischen Untersuchungen über das moderne Drama beklagt, daß Schiller's Fehler, seine von gelehrt antikisirenden Kunstansichten verkränkelte idealistische Schwäche, von dem servum imitatorum pecus weit mehr als die hohen Tugenden des Meisters nachgeahmt worden sind. Ein spukhaft unirdisches Wesen kam auf im Gelände deutscher Poesie und auf allen Schaugerüsten begannen durchsichtige Genien, Helden und Heldinnen ohne Geäder, ohne Blut, Knochen und Eingeweide, ein bretternes Schemendasein zu fristen, Gespenster bei flackerndem Rampenschein.

Einer von diesen astralleiblichen Genien ist jetzt aus der frostigen Gruft wieder aufgestiegen und blinzelnd hat er sich und staunend in der geräuschvollen Wirklichkeit zurechtzutasten versucht: Editha, des engelländischen Königs englische Tochter, die in dem Schauspiel „Die Königsbrüder" von Herrn Adalbert von Hanstein die leichten Knoten schürzt und löst. Gleich dem Mädchen aus der Fremde erschien sie unserm Blick: man wußte, trotz dem Theaterzettel, nicht, woher sie kam, noch, wohin sie ging, und am wenigsten, was sie in dieser Welt des Jammers und Entsagens so eigentlich gewollt. Eine körperlos aus pessimistischer Schwachheit im Homunkelwege gezeugte Gestalt, die echte Muse jambisch schillernder Epigonendichtung. Nicht Blumen dem und Früchte jenem zu bringen, stand die holde Kleine da, mit ihren leeren Händen: etwas „bedeuten" sollte sie und, wie es von selbst gleich sich versteht, das Loos des Schönen auf der Erde. Um ihre Hand warb ein blonder Jüngling, ein „Feuerknabe", doch zu spät erst, mit dem Ring am Finger und mit der angeschminkten Todeswunde im Engelsherzchen, erkennt das süße Theaterkind, daß es den heißen Werber, nicht den kühlen Bruder liebt, der, ein gewaltiger Politiker vor dem Herrn, zum Küssen selten nur die Muße findet und zum Kosen nach der Kunst des Romeo. Ein wesenloser Eheconflict, den ein behauptetes Sterben brettern endet. Und das passirt, ganz ungenirt, in Aachen, in Quedlinburg und sonstwo, um das Jahr 960, und der Werber, der Feuerknabe, heißt Heinrich, der nachmals in Bayern Herzog ward, und der politische Gatte heißt Otto der Große, der erste römische Kaiser deutscher Nation. Mit den anspruchloseren Herren Müller und Meyer, mit Fräulein Lehmann hätte die Geschichte am Ende auch gemacht werden können, ohne den Moderprunk altdeutscher Herrlichkeit zu bemühen.

Ich weiß wohl, daß dem liebenswürdigen Herrn von Hanstein zunächst ein politischer Conflict vorschwebte, daß er nicht Schillers historische Liebetragödien nur, sondern auch Ibsens Kronprätendenten gelesen hatte, als er, vor manchem Jahr, in Ephebenbegeisterung das durch eine Direktorenlaune schlimm umgetaufte Schauspiel „Um die Krone" schuf. Wie ziellos zerfahrener Enthusiasmus vor dem berufenen Verteter des „großen Königsgedankens" zu Schanden wird, wie der Feuerknabe dem Manne das Knie beugen muß, das sollte gezeigt werden und ein feiner, fast ein origineller Einfall meldete sich: um des härteren Bruders Macht zu festigen, sollte Jungheinrich selbst die ihm sonder Verdienst zugefallene Liebe des Volkes tödten. Bis hierher war Alles schön und gut und die dramatische Feinfühligkeit des bescheidenen Poeten, seine angenehm schwulstlose, einfache Sprache, die nur vor unbedachter Trivialität — „Schweigt still!" — sich recht ängstlich hüten sollte, verdient frohe Anerkennung. Wie ungründlich aber Herr von Hanstein bei seinen historischen Studien verfuhr, lehrt alsogleich der Zettel: Da ist Heinrich I., der Städtebauer, mit dem Titel eines römischen Kaisers geschmückt, den sein Nachfolger Otto erst, als ihn der Papst zur Hülfe gerufen hatte, in Rom erwarb. Das ist eine Kleinigkeit, aber sie charakterisirt dieses fleißige Werk, in das kein Hauch des zehnten Jahrhunderts hineindrang und das mit seiner leichtfertigen Psychologie, mit seinen durchsichtigen Genien, doch auch nicht modern genannt werden darf. Aus einer Haupt- und Staatsaction mit trefflichen pragmatischen Maximen zur Verherrlichung mystischen Gottesgnadenthums, aus unglücklicher Liebe und unbefriedigter Ehe thürmte unorganisch sich ein zeitloser Theaterbau.

Zwei Sätze möchte ich Herrn von Hanstein in das Stammbuch schreiben. Einen von Hettner: „Das historische Drama muß durch und durch aus dem eigensten Herzblut der eigenen Zeit herausdichten und dabei doch den Localton des geschichtlichen Helden mit Sicherheit treffen: Das ist und bleibt das ewige Gesetz dieser Kunstart." Und diesen von Friedrich Hebbel: „Ich weiß ganz genau, welche Eigenheiten die schöne Agnes als Kind hatte, wie der alte Herzog Ernst erzogen worden ist; ich kenne die dummen Streiche des Knaben Gyges und meine Rhodope hat mir viele ihrer Träume erzählt. Das Alles muß aber der dramatische Dichter wissen, weil er sonst gar nichts wüßte." Weder den Localton seines geschichtlichen Helden hat Herr von Hanstein für das Erste getroffen, noch hat er seiner Menschen Erlebtes gekannt; wenn er jetzt, wie es heißt, eine soziale Satire uns vorbereitet, dann, hoffe ich, wird er seine Menschen zu ergründen suchen und die Zeit, die sie gebar.

Ein witziger Intendant pflegte die schreckenden Griechendramen Säulenstücke zu nennen. Die Königsbrüder rechne ich zur Gattung der Treppenstücke. Ohne verkleidete Stufen, die zu einem Thronsitz, einem Felsen, einem Altarbau emporführen, geht es da niemals ab und ganz selten nur und wie zufällig berühren die ritterlichen Herrschaften den Boden rauher Wirklichkeit. Der sehr begabte, doch auch der Pflege sehr bedürftige Herr Stockhausen bot als irrlichtelirender Heinz eine Treppenleistung im Stil des Stückes, strohfeurig und bühnentemperamentvoll; ganz und gar meisterlich dagegen und beinahe menschlich, bis auf die immer fürchterlichen Momente gepumpter Ergriffenheit, war der große Otto des Herrn Barnay, der im Statuarischen nicht übertroffen wird, den die unverständige Kritik aber immer wieder aus seinem Gebiet der bronzenen Klugheit zu den warmblütigen Leidenschaftmenschen verlockt. Am interessantesten war mir das Publikum in seiner naiven Freude an bunter Tracht und geputzten Vorgängen; es ist der schwarzen Röcke und des modischen Gescheitels gründlich müde und mählich nahet die hier schon häufig geweissagte Zeit, wo auf der Brandstatt nüchternen Alltaggeschwätzes ein neuer Wildenbruch mit neuen Karolingern reichlich ernten wird. Möchte es nur nicht der alte Wildenbruch mit den alten Karolingern sein, sondern der phrasenlos modern empfindende Wiederbringer der historischen Charaktertragödie, die arme Narren so oft schon todt gesagt haben und die doch alle Hinterhäuser überdauern wird.

Wie nach Schiller und den durchsichtigen Genien der Romantiker das junge Deutschland, so kam nach Hanstein's Strohfeuerknaben nun Herr Conrad Alberti des Weges gezogen, mit seinem vieractigen Schauspiel „Ein Vorurtheil". Auch ein Treppenstück, nur daß die Treppe hier nicht empor führt, sondern hinab, nicht zu Thron und Altar, sondern in Keller

Digitized by Google

und Kneipe. Beide Herren haben schrecklich viel gelesen, aber während Herr Adalbert freundlich staaterhaltende Märchen spann, conservativ und kathedersozial stisch im Sinne der kaiserlichen Botschaft, die Bismarck in seiner größten Stunde dem milden Herzen seines alten Herrn entrang, faucht der wilde Conrad gar grimmig demokratisch daher, als ein verspäteter Achtundvierziger, der gern nun rasch Geheimer Hofrath heißen möchte. Wofür man nur im Sauserausch der vierziger Jahre schwärmen konnte und wofür man in Nachtcafés heute noch schwärmt, dafür erglüht auch Herr Alberti hoch und höchst und auf sein Banner ließ er, mit vielen Ausrufungzeichen, die Inschrift sticken: Krieg der Sitte! Hoch die freie Liebe, hoch die unreine Jungfrau, die von Fall zu Fall gestiegene Kellnerin! Das wäre himmlisch jung, wenn es nicht etliche fünfzig Jahre alt wäre und wenn nicht ein geschäftiges Gebimmel uns immer wieder dran mahnte, wer Alles am billigsten macht und am besten. Herr Alberti ist der bekannte gute Revolutionär, der unter den Wasserstiefeln schon die Escarpins trägt, für alle Fälle — man kann ja nie wissen . . .

Die jungdeutschen Tendenzen, die jungdeutsche Journalistenbegabung, die den schaffenden Dichter spielen möchte, und die jungdeutsche Rückgratschwäche, die den angeblich „knorrigen" Laube als einen der poesiefeindlichsten Streber und Macher mir erscheinen läßt: von alledem finden sich Spuren im unruhig betriebsamen Wesen des Herrn Alberti. Er ist seinem schlesischen Landsmann Laube ähnlicher, als er wohl selbst sich träumt. Vor knapp zwei Jahren wetterte er, an der Spitze eines todtgeborenen Bühnenunternehmens, gegen die „kleinlichen Trivialitäten des Alltagslebens" und gegen „die sklavische Nachahmung ausländischer Sensationshascherei"; die „großen menschlichen Handlungen und Leidenschaften" sollten es damals sein, denn Herr Alberti hatte das altbackene „Brot" aus den Bauernkriegen noch in der Schublade. Und nun, da wieder einmal mit dem Restbestand geräumt werden sollte, zu Schleuderpreisen, nun kam ein Zipfel Sardou hier und eine Elle Ibsen dort zum Vorschein, als Draufgabe noch ein tüchtiger Fetzen Tolstoi, und die kleinlichen Trivialitäten des Alltagslebens füllten einen nebligen Vormittag.

Herr Karl Frenzel, für den unser Sittenbrecher Alberti ja wohl auch einmal schwärmte, hat neulich einen Vortrag über die Frau im modernen Drama nicht zu unterdrücken vermocht. Ich hoffe, diese wohlthätige Leistung wird im Druck erscheinen; als ein dauernd warnendes Beispiel wollen wir sie dann bewahren, das endlich ausgiebig zeigt, wohin einen geistreichen und literarisch hochgebildeten Mann das nicolaitische Aestheti-siren in's Blaue hinein verschlagen muß. Herr Frenzel hat nicht die dämmernde Ahnung von den sozialen Zusammenhängen der Dinge, von den ethnischen Voraussetzungen des Dichtens, und er wendet sich, peinlich berührt, von den Modernen ab, weil die bei edlen Frauen nicht mehr, was sich ziemt, erfragen. Daß es in einer Berliner Thiergartenvilla anders als am Hofe von Ferrara aussieht, daß der Unterschied zwischen Egmont's Clärchen und Alma Heinecke zugleich die ungeheuerliche Entwickelung von enger Kleinbürgerlichkeit zum Großkapitalismus mit seinen lumpenproletarischen Gesindelstuben bedeutet, davon ist leider nie die Rede. Herr Frenzel vermeidet, wenn er zierlichen Schrittes von seiner Wohnung in die Redaction wandelt, ängstlich das Geräusch der Leipzigerstraße; leider: sonst würde er Herrn Alberti, der mit harten Ellenbogen sich durch ein fährliches Leben puffen muß, nicht den fürstlich protegirten Torquato Tasso als Erzieher empfehlen.

Die Frau im modern gemeinten Drama des Herrn Alberti würde seinem früheren Pflegevater Frenzel, der den unfrommen Knaben einstens dem Wagner der Kindermörderin verglich, gewiß nicht gefallen. Sie ist auch so Eine, mit einem dunkeln Punkt, verdorben zu Paris, weil der kranken Mama der Hunger nicht gut bekam. Fach II, Formular III: „Veritas", „Ein Besuch", „Der Schatten", „Helga", „Heute und gestern". Wie nun der urputzige Verführer wiederkehrt, wie der Gatte — Fach III, Formular IV: Ibsen'scher Normalmann — stutzt, noch mehr stutzt, sich schießt, grollt, weint, verzeiht und darüber hinweg kann —: das Alles hat Herr Alberti nach der Regel gemacht, etwas weniger taschenspielerig als die Herren Blumenthal und Lindau, etwas weniger geschmacklos als die Herren Hopfen und Philippi. Eduard Brandes bleibt außer Vergleich, denn sein „Besuch" ist in seiner Art ein Meisterwerk — darum gefiel es auch nicht — und des Herrn Alberti „Vorurtheil" ist ein Stück, wie Stücke eben sind. Was mir darin am meisten zusagte, ist, was meine Kollegen am meisten getadelt haben: die rathlose Dummheit der Frau, ihre durch Dick und Dünn gehende Verlogenheit, die lieber verachtet sein will als verstoßen. Viel ist's nicht, nach der abscheulich verfälschten Moral aber, an die uns die von Herrn Frenzel gepriesene bourgeoise Niedergangdichterei gewöhnt hatte, thut es mir wenigstens schon wohl, wenn ein parfumirter Schuft nicht biedermännisch frisirt wird und wenn eine hysterische Pute nicht die angestrahlte Magdalena spielt. Darüber vergesse ich gern eine kindliche Technik, die einen Act vom Abendbrot bis zum Morgenkaffee dehnt, und ein Thesengewitter, das bedenklich nach der Melange im Café Größenwahn schmeckt, — und da ist doch wenigstens mein trefflicher Gönner Max Harmonist mit dem guten Herzen und dem klugen Schachblick zur Stelle, wenn der Most sich gar zu absurd geberdet. . . .

Herr Alberti wird vielleicht ein Erfreuliches schnauben, denn schon schlechtere Stücke haben bessere Erfolge als seines gehabt. Er mag sich beruhigen: er wird durchdringen; wer da zweifelt, der kennt die Kraft dieser spitzigen Ellenbogen nicht und nicht die kompromißgünstige Gelenkigkeit dieses zerfaserten Talents. Dieser wilde Mann a. D. wird nimmermehr, und mit gutem Bedacht, die Probe auf das Exempel machen, ob der Starke am mächtigsten allein ist. Er bekennt sich gewiß gern zu dem Spruch aus der wahren Weisheit des Petrarca: Si quis, tota die currens, pervenit ad vesperam, satis est.

Es muß schon ein ganz Großer sein, der in Deutschland lange verkannt wird. Denn an Pietätlosigkeit gegen ihre ausgewachsenen Künstler und Sinnirer lassen die Deutschen nun einmal von keinem anderen Volke sich übertreffen. Während jeder Prunkwerks Victor Hugo's in Frankreich wie eine Reliquie gehegt wird und Renan in einem ewigen Glanze sich sonnt, mußte Schopenhauer austrocknen, Nietzsche toll werden, Kleist und Hebbel sterben, ehe sie nach Gebühr gewürdigt wurden. Das gehört zur Hygiene der geistigen Volkschulung im Lande der Dichter und Denker.

Friedrich Hebbel hat diese harte Schule durchgemacht. Wenn man heute zurückblickt, fast erscheint es dann unglaublich, daß dieses Genie durch die Laube und Raupach und Halm und den schwachen Dramatiker Geibel verdrängt werden konnte. Und doch ist es geschehen, und doch ist heute noch Hebbel auf deutschen Bühnen ein seltener Gast, und doch hat es vierzig Jahre fast gewährt, bis wir Gyges kennen lernten und seinen Ring. Die Koulissen wechselten und verblichen; die vulkanische Gletscherwelt Hebbels aber blieb bestehen. Müde Theaterklepper zogen ihre Tantiemedroschken von einer Schaubude zur andern, aber — das ist der Trost —: noch nie ist ein Hochflieger überfahren worden.

Herodot, Plutarch, Plato, Lafontaine, Offenbach und der Ballettmeister Petitpas haben sich mit Gyges beschäftigt und höchst gebildet könnte ich nun hier berichten, wie der Eine als ruhiger Erzähler, der Zweite als wundergläubiger Philosoph, graziös der und jener frivol oder gar blitzballetdumm, sein Thema gestaltet hat. Ich hoffe nach dieser Richtung viel von den neunspaltigen Geschichtenträgern. Mich interessirt nur die Zuthat Hebbels und die will ich herauszuschälen versuchen.

Der König Kandaules von Lydien, ein Herkulessprosse und renommistisch trotz seinem Ahnen, hat ein indisches Gemahl gefreit, die schöne Rhodope, die vor fremden Männerblicken scheu ihren Reiz verbirgt. Der Männer Auge schon, das sie berührt, ist ihr — wie Iphigenien — ein Grauen und Entheiligung. Den eitlen König, wie andre Männer wohl auch, hat das längst schon gewurmt; ein Besitz gilt ihm nichts, mit dem er nicht prahlen kann. So zeigt er denn — ein Erzherzog soll's ihm nachgethan haben — seinem Liebling, dem Griechen Gyges, zur Nachtzeit die entkleidete Frau. Doch die Scham ist hellhörig und wittert den Späher. Rhodope stellt Gyges vor die bange Wahl: er stirbt oder nimmt des getödteten Königs Platz ein, auf dem Lyderthron und an schwülerem Ort. Tausend Jahre vor dem Nazarener zauderte man in solchem Falle nicht lange: der König Kandaules ist todt, es lebe der König Gyges, Rhodopes seliger Gatte. So etwa erzählt Herodot die Geschichte und Plato fügt noch den Wunderring hinzu, der den Späher unsichtbar macht.

„Im Drama ist mir zu Muth, als ob ich mit bloßen Füßen über ein glühendes Eisen ginge; um Gottes Willen nur kein Aufenthalt, was nicht im Fluge mitgeht, gehört nicht zur Sache." Das schrieb Hebbel nach der Vollendung des Gyges an Uechtritz, zu dem ein ähnlich sympathisches Band ihn leitete wie zu dem jetzt greisen Vater unseres verehrten Freundes Gurlitt. Ueber das glühende Eisen ist er hinweggeeilt, ohne sich zu sengen, und fand doch Zeit, der alten Fabel ein ganz neues und eigenes Motiv einzufügen. An einer abstrakten, durchaus ibsenisch idealen Forderung geht seine Rhodope zu Grunde; sie kann die Schmach nicht, die der geliebte Gatte ihr anthat, überleben, ein Grab wird die durch eitlen Männeregoismus Getrennten vereinen und einsam bleibt, der Krönung gewärtig, der schöne Grieche zurück, der Träger neuer Cultur. Weil „das Wunderbare" hinweg ist aus ihrem Leben, gibt Rhodope selbst sich den Tod. „Wie ist das filtrirt!" sagte Grillparzer in hoher Bewunderung, als er das seltsame Tragödienspiel las. Aber wie hätte Herodot über diesen Superlativ der Schamhaftigkeit gelacht! Und gar erst Offenbach und der Ballettmeister Petitpas.

Die Sittlichkeitatmosphäre des Landes, aus dem seine Menschen stammen, hat Hebbel immer am mächtigsten gelockt, nach eignem Geständniß. Und nie vielleicht ist ihm dieser atmosphärische Eindruck besser gelungen als in diesem Werk, das er selbst für sein reinstes Drama hielt. Der eitle und doch edle König, ein barbarischer Heraklide und doch sittigender Cultursehnsucht voll, der helle und schlanke Grieche, keusch und wollüstig doch vor orientalischer Gliederpracht erschauernd, und aus mandelförmigem Auge starrend die verschreckte Scham der indischen Schleierschönheit. Drei fremde Welten, fremde Sittlichkeitbegriffe, anziehend einander und abstoßend, verkörpert durch den genialen Griff des dramatischen Plastikers. Unhörbar fast und schattenhaft, dem geübten Ohr nur erkenntlich, schreitet durch das mythische Spiel das modernste Fatum: die Sitte, die Alles löst und Alles bindet.

Mancherlei noch hätte ich über die fremdartig, gleich der auf friesischer Klippe erblühten Tropenblume uns anmuthende Dichtung auf dem Herzen und bei besserer Muße soll ihrer gedacht sein. Für diesmal nur noch ein Wort über den Dichter.

Friedrich Hebbel wird niemals der Mann der Menge sein. Er ist ein poetischer Sadist — ich bitte, über die Bedeutung des Wortes bei Krafft-Ebing, in der Psychopathia sexualis, sich Raths zu erholen —, er quält, die er liebt, und wenn Frenzel consequent ist, muß er ihn zu den sehr Unerquicklichen werfen. Martern aller Arten, von denen Constanze singt, ersinnt dieser holstische Peiniger, um seine Geschöpfe der endlichen Reine entgegenzuläutern. Mariamne wird vom Herodes und seinen Werkzeugen zerquält; der Agnes Bernauerin Leben bricht unter der harten Hand des staatsmännischen Schwiegers; Meister Anton zermorscht die Kraft seiner Tochter, an der auch des Jammerbuhlen Erbärmlichkeit zehrt; und Judith empfängt höchste Lust erst von dem Manne, den sie zu tödten mit heiligem Eidschwur gelobt hat. Das ist der echte Sadismus, der so an geliebten Frauen wüthet. Und dieser männische Dichter war in die Frauenzimmerepoche gestellt, in der schwachgemuthe Politiker herrschten, mit Metternichtigkeiten, und in der die Günstling- und Zuhälterstücke von Laube nebst der Cocottendramatik, frisch aus Paris, den Preis gewannen. In den Wendekreis der Männlichkeit erst und

Digitized by Google

aus dem frauenzimperlichen Madonnencult heraus muß die Welt wieder treten, ehe denn Hebbel zu einem weiter gezogenen Kreise sprechen darf.

Und wie fein und zart hat dieser Sadist seine Opfer gemalt; recht wie ein Gourmand. Wenn Rhodope, in schmerzlichem Vergleichen der rohen Wallung des heißen Barbaren mit seiner Griechensitte, zu Gyges die wunden Worte spricht:

„Du hättest mich der Heimath nicht entführt,
Um so an mir zu thun!"

dann klingt noch einmal der müde Seufzer der süß beschränkten Desdemona an unser Ohr: „Der Ludovico ist ein feiner Mann!" M. H.

Die Spangenberg-Ausstellung.

Bei eingehender Beschäftigung mit englischer Kunst und englischem Kunstleben habe ich eine Bemerkung gemacht, die sehr stark für die dortige Anschauung vom Werth des Geschaffenen spricht. Ich habe mich nämlich die Mühe nicht verdrießen lassen, Auctionscataloge mit einander zu vergleichen und den Preis einzelner Kunstwerke aus älterer Zeit zu verfolgen, wenn diese hin und wieder auf den Markt kamen. Da habe ich mit Staunen bemerkt, wie hoch im Preis heute noch Bilder stehen, welche zu Anfang dieses Jahrhunderts gemalt wurden, selbst solche von nicht mehr lebenden Künstlern. Wer deutsche Verhältnisse kennt, weiß, daß heutzutage ein Cornelius, ein Kaulbach, ein Führig, ein Bendemann eigentlich keinen Preis mehr hat. Die Museen haben moderne Aufgaben zu erfüllen, die Privatsammler haben keinen Sinn für die Kunst, welche in unseren Kunsthandbüchern als eine der größten aller Zeiten gepriesen wird.

Wir sind in Deutschland der Meinung, daß wir zu Lebzeiten des Cornelius allein große Maler gehabt hätten, neben welchen die Schüler des David und die ersten Anfänge der französischen Romantik nur eine bescheidene Rolle gespielt hätten, gar nicht zu reden von dem, was Italien, Spanien und England leisteten. Wer kennt z. B. bei uns John William Müller, einen in Bristol von deutschen Eltern 1812 geborenen Landschafter, der schon 1845 starb. Der Mann hatte während seines kurzen Lebens nicht die Zeit zu Ruhm zu kommen, zu jenem Ruhm, der sich jenseits der Nordsee so schnell in Pfunde Sterling umsetzt. Als sein Nachlaß versteigert wurde, erzielten die 453 Kunstwerke etwa 82,000 Mark, eine für England geringe Summe. Kein Bild stieg über 2000 Mark. Als dann 1876 auf einer Auction sechs seiner Bilder erschienen, erzielten sie 138,160 Mark. Der „Schachspieler", der für 1680 Mark aus Müller's Werkstätte herausging, wurde 1874 mit 81,000 Mark bezahlt. Wo ist ein ähnliches Beispiel in Deutschland?

Die Bilder des Thiermalers E. Landseer, welcher 1802 geboren wurde und 1873 starb, steigen ununterbrochen im Preis. Die „Otterjagd", welche auf der ersten Auction 50,000 Mark brachte, stieg 1877 auf 118,400 Mark, „Braemar" vom Jahre 1875, wo es mit 85,000 Mark bezahlt wurde, zum Jahre 1888 auf 104,000 Mark. Auf einer Auction vom Jahre 1890 wurden für 30 Bilder und Skizzen Landseer's an einem Tage 840,000 Mark gezahlt.

Der Landschaftsmaler Turner steht nicht minder hoch im Preise. Er verkaufte seine Bilder zwischen 1803 und 1815 selten höher als 4000 Mark, später erzielte er etwas höhere Preise. Aber beispielsweise die „Dogana von Venedig", welche ihm 1844 mit 4000 Mark bezahlt wurde, erklomm bis 1870 den Preis von 54,000 Mark. An einem Tage brachten 1874 drei Bilder 187,000 Mark, der „Große Kanal" in Venedig, der 1872 mit 80,000 Mark bezahlt wurde, erzielte 1875 — also nach dem Krach — allein 147,000 Mark; 1879 wurden 55 Zeichnungen seiner Hand zum Preis von 415,000 Mark abgesetzt; 1890 zwei Bilder aus einer Privatsammlung zusammen für 229,150 Mark. Und dieser Turner, der 1851 starb, leidet, wie das Meyer'sche Conversationslexikon ihn schildert, „an Maßlosigkeit der Phantasie und Uebertreibung im Kolorit, namentlich in den Lichtwirkungen, die zum Theil seiner Farbenblindheit Schuld gegeben werden."

Wenn es Narrheit ist, daß die Engländer zwar ihre Rafael's und Rubens' verkaufen, ihre Müller, Turner, Philipp, Collins, Wilkie, Frith und wie sie sonst heißen, mit den höchsten Preisen bezahlen, so ist dies eine meiner Ansicht nach sehr löbliche Narrheit. Zwei Dinge leiten sie dabei: Einestheils die Unbefangenheit des Urtheils, und dann die Hochachtung vor der selbständigen Leistung. Die erstere werden unsere Kunsthistoriker zumeist belächeln. Denn die Meisten von ihnen glauben, der Kunstgenuß wachse aus der Kunstgeschichte hervor und halten den für einen Barbaren, der nicht einen geschichtlich gebildeten Geschmack habe. Ich für meinen Theil halte es mit den Engländern, die einen solchen Geschmack für verbildet erklären und sich nur auf sich verlassen und auf ihr eigenes Schönheitsempfinden und den Teufel danach fragen, was die Gelehrten dazu sagen. Ihnen gefällt der „farbenblinde" Turner, trotz des Meyer'schen Conversationslexikons, und darum kaufen sie ihn. Und weil die Production echter Turner abgeschlossen ist, kaufen sie die vorhandenen Bilder zu jedem Preise. Viel hundert Maler standen neben Turner, die nicht für farbenblind galten und malten fast so schön wie Claude Lorrain, nur ein klein wenig schlechter, nach ihrer Ansicht, vielleicht auch ein wenig besser, sicher aber in seinem Sinne: kein Mensch will ihre Werke mehr haben. Nur die erhielten sich, die nicht dem beliebten Schönheitsideal zustrebten, nicht der Schule folgten, sondern in ihren Bildern sich als Persönlichkeiten darstellen — und mag diese noch so wenig den Zeitgenossen behagt haben.

Bei uns gilt leider noch zunächst die Schule. Man kann jetzt schon Makart bei uns ausbieten wie sauer Bier: Niemand will ihn! Wir haben ihn angejubelt und bei Seite geworfen. Er ist überholt. Jetzt ist etwas Anderes das Schöne. Wir malen jetzt hell und darum ist das Farbig-Malen nichts werth. Sieht unsere Kritik in der Ausstellung das schwächere Werk eines älteren Meisters, da erhebt sich auf der ganzen Front ein Freudenschrei: „Hurrah, jetzt ist es 'raus, wir haben ihn überschätzt! An dem ist auch nicht viel! Herunter vom Thron, alter Herr, auf dem du dich und uns nur lächerlich machst!" Nicht der Mann wird bei uns als Ganzes beurtheilt, sondern die augenblickliche Leistung nach dem augenblicklichen Stande des Schulgeschmackes. Drüben schätzt man den, der sich selbst treu bleibt, bei uns den, der mit allen „Neuesten" mitläuft. Ich bin nicht gegen das Neue, behüte! ich bin aber dagegen, daß Andere dem Neuen seine Art alsbald abgucken und nun auch glauben, neu zu sein!

Die Besitzer der noch zu hohem Preis gezahlten Bilder älterer Meister werden ängstlich, der Markt wird kleiner, das Angebot größer und ehe man sich es besieht, sind große Werthe zerstört. Denn in der Kunst und im Kunsthandel gibt es nur „Affectionswerthe." Vor dreißig Jahren wollte kein Mensch einen Franz Hals haben, jetzt ist er schon recht theuer. Andere Meister sinken. Einst werden sie wieder steigen: Ihre Bilder aber bleiben die alten.

Auch in England gibt es Viele, die bei Lebzeiten gute Preise erzielten und die dann vom Markt als werthlos verschwanden. Es halten sich auch dort nur die „originellen" Leute, jene, die im Leben mit dem landläufigen Schönheitsbegriff in Conflict kamen, die von den Allerweltsleuten für farben- oder formenblind gehalten wurden. Ich möchte den jüngeren Malern immer wieder als das Ergebniß meiner Kunststudien vorhalten: „Malt nie etwas, was Ihr von Anderen gelernt habt, sondern malt nur, was aus Euch selbst kommt. Glaubt Ihr, daß etwas in Euch steckt, so flieht so schnell Ihr könnt aus der Akademie. Macht vor Allem die Di ge nicht schöner als Ihr sie empfindet!"

Mir fiel dieser Gedanke in der Sonderausstellung ein, welche die königliche Nationalgalerie von Werken des im vorigen Herbst verstorbenen Berliner Malers Gustav Spangenberg veranstaltete. Da sah ich wundervolle Skizzen, namentlich meisterhafte Bleistiftzeichnungen. Die Landschaftsstudie in Blei aus den fünfziger Jahren, welche die Nummer 225 trägt und andere daneben liegende Blätter konnte nur ein sehr begabter Mensch hervorbringen. Da sammelt sich das zeichnerische Können, welches den Deutschen damals eigen war, zu voller Höhe, da ist das Erschaute klar, eindringlich, liebenswürdig, kraftvoll wieder erkennbar gemacht. Man sehe dann ferner die Studien zu „Luthers Einzug in Worms" vom Jahr 1873: sie sind mit sicherer Hand, klar im Ton, intim im Ausdruck, durchaus erfreulich gemalt. Aber nun suche man das Bild selbst, was aus diesen Studien wurde: Vor lauter Stimmen und Componiren hat die Frische im Ton und in der Bewegung sich verflüchtet, aus Menschen wurden sehr viel „schönere", idealisirte Gestalten, die man aber alle schon auf anderen Bildern gesehen zu haben glaubt, die uns daher wenig Theilnahme ablocken. Man verfolge einmal den Gang, wie ein solches Bild entstand: Spangenberg liest ein Buch und sucht nach einer ihn inspirirenden Stelle. Er hätte besser gethan, in die Natur zu gehen und einen Eindruck zu suchen. Er macht eine Skizze. Dann sucht er die Modelle, welche die in die Skizze eingefügten Menschen darstellen sollen. Ganz so, wie er wünscht, findet er sie nicht. Das gibt das erste Hemmniß, die Skizze der Phantasie gemäß durchzuführen. Hat er einen gefunden, so steckt er ihn in ein Kostüm; das paßt ihm aber weder geistig noch körperlich: zweites Hemmniß! Das Modell ist nicht der darzustellende Held, sondern ein meist schlechter Schauspieler: drittes Hemmniß, durch welches die Unwahrheit in das Bild einzieht! Nun muß die Skizze in das Bild übertragen werden und muß der Kopf „historischen" Charakter bekommen: wieder Grund, an Frische der Arbeit einzubüßen; und wenn dann Alles beisammen ist, dann heißt es jede Einzelheit übermalen, damit sie in die gewählte Beleuchtung passe: fünfte Gelegenheit, die Wahrheit aus dem Bilde hinaus zu complimentiren!

Wenn ich mir Spangenberg's älteste Arbeiten ansehe, der „Hexentanz auf dem Brocken" und die „Wallfahrt" vom Jahre 1857, da spüre ich sehr wohl die große Kraft in dem jungen Künstler, so fern mir seine Kunstweise auch steht. Früh machte er einen meiner Ansicht nach folgereichen Fehler, den ein großer Theil unserer älteren Figurenmaler mit ihm theilt: er ging nach Paris. Seither schwankt er zwischen der feinen Pinselfertigkeit von Couture, der Titianstimmung von Henneberg und dem Sepiaton des Knaus: die „Zigeuner im Walde" könnte man zum Theil für Knaus' Arbeit halten. Er verlor den festen Boden. Seine ganze Kraft sammelte sich auf den Inhalt der Bilder, auf die Gedanken. Mehrfach hat er auch in der Darstellung eine hohe Meisterschaft erreicht. Die Höhe seines Hauptwerkes: „Des Zug des Todes" erreichte er jedoch nur ein Mal. Aber an sehr vielen Stellen sieht man den Ansatz zu eigenartigem Schaffen, ja Versuche, in das Böcklinisch-Dichterische überzugehen, wie in seiner „Nymphe mit dem Reh". Aber die Nymphe mußte leider schön sein, die starken Glieder antiker Weiber erhalten und verlor daher den Duft. Oder er machte einen Lindwurm, vor dem die Hirten fliehen, ganz Böcklinisch in der Idee, doch leider mit dem Nachtheil, daß der Wurm nicht scheußlich ist, daß man vor ihm nicht erschrickt, wie vor den wilden Geschöpfen des großen Schweizer Meisters.

Oder man sehe einmal die vortrefflichen Acte von Frauen und Knaben, die zu betrachten eine wahre Herzensfreude ist. Und dann sehe man, was aus den prächtigen italienischen Buben wurde, als sie in einen Corton übertragen, der „Justitia" als Schildträger zu dienen hatten. Der Spiritus ist verflogen, das Phlegma ist geblieben.

Ich habe aus der Ausstellung den Eindruck mitgenommen, daß hier ein sehr starkes Talent nicht zur Entfaltung kam, weil man dem Deutsch Beanlagten fremde Vorbilder gab, daß man hier recht deutlich erkennen

Digitized by Google

könne, wie wichtig es für uns ist, aus der Romantik, die romanisch ist, herauszukommen und nur uns selbst und unserer Zeit zu leben, und daß es für unser junges Geschlecht nur ein Ziel geben kann: Fort von der Schönmacherei zur Natur, die die Schönheit in sich trägt!

Hätte Spangenberg mit zwanzig Jahren, als er die Technik des Darstellens sich genügend angeeignet hatte, sich auf eine verlassene Insel gesetzt und hätte er dort nur die Natur studirt, statt in Antwerpen und Paris die Idealisirung der Natur, so hätte er vielleicht das Zeug gehabt zu einem Eckstein in unserer Kunstentwickelung zu werden. Seine Studien lassen es fast vermuthen. Aber er wurde „Idealist" — und damit verschloß sich die in ihm lebende ideale Kraft. Verfliegt dann im Laufe der Zeit die ihn bestimmende Richtung des Geschmackes, so bleibt wenig übrig, was die Nachwelt erfreut. Mühsam muß man den Mann aus der Schule heraus suchen. Später entdeckt dann vielleicht Jemand Spangenberg's Skizzen und verkündet der Welt erstaunt, daß sie von echtester Meisterhand stammen. Der Nation aber ist dann der Name entschwunden, vom Markt des Lebens wie dem des Geldes ist er zurückgetreten.

C. G.

Offene Briefe und Antworten.

267 Mark für Franz Perrot!

Geehrter Herr!

Deutschland weiß wirklich seine verdienten Männer zu ehren! Franz Perrot, der deutsche Urheber des Zonentarifs, des zweistufigen Packet-Portos, der Sammel-Ladungen und mancher anderer Dinge, dem ich in Nr. 52 der „Gegenwart" einen Nachruf gewidmet habe, ist ein Beispiel dafür. Man denke, als er verschieden war, sammelte ein Mainzer Blatt für die in bedrängten Verhältnissen lebende Wittwe des im Leben für die Allgemeinheit rastlos thätig Gewesenen; ein in Höchst a/Main lebender Verehrer Perrot's, Wilhelm Stauffer heißt der Wackere, sandte zu diesem Zwecke an 100 Touristen- 2c. Vereine, denen der Verstorbene bekannt gewesen, Aufrufe mit der Bitte um einen Beitrag, Privatpersonen wurden darum angegangen, eine kleine Summe als Zeichen ihrer Erkenntlichkeit zu spenden, und was lief, nachdem der Klingelbeutel mehrere Monate herumgegangen war, ein? 267 Mark! Armer Perrot, so hoch taxirt man Dein Wirken, von dem einst auch die Conservativen und Schutzzöllner so viel profitirten. Aber diese ließen gar nichts von sich hören, als ich an die Herren von Hammerstein und von Helldorf-Bedra schrieb und sie an ihren einstigen Fractionsgenossen erinnerte. So wenig galt er ihnen, daß nicht einmal der Schein gewahrt wurde; kein Kranz, kein Beileidsschreiben traf bei seinem Tode aus Berlin ein. Warum auch war Perrot zuletzt ein solcher Querkopf gewesen, der Alles besser wissen und andere Wege einschlagen wollte, als die Feudalen des Ostens und Westens! Uebrigens hatte er seine Schuldigkeit gethan und konnte gehen; die Erinnerung an ihn war nur peinlich. Kurz vor seinem Ende beging er noch eine Unbegreiflichkeit; denn wie hätte er sonst den verehrlichen Bundesrath bitten können, beim Reichstage für ihn mit Rücksicht auf das, was er dem Vaterlande geleistet (s. besonders Packet-Porto) eine Dotation zu erwirken! Mit der Naivetät und dem Selbstbewußtsein des großen Mannes schilderte er in glühenden Worten seine Vergangenheit und gegenwärtige etwas gedrückte Lage. Der Bundesrath berieth über die merkwürdige Eingabe und überwies sie schließlich dem Reichskanzler. Graf von Caprivi mag wohl auch den Kopf geschüttelt haben; aber die Sache erforderte reifliche Ueberlegung, sehr reifliche Ueberlegung; man prüfte und prüfte nochmals und endlich nach Monaten — Perrot hatte es inzwischen vorgezogen, nicht auf Antwort zu warten, sondern dieser schönen Welt für immer Adieu zu sagen — lief bei der mahnenden Wittwe folgendes Schreiben des Reichskanzlers ein:

„Ew. Wohlgeboren benachrichtige ich auf die an den Bundesrath gerichtete, an mich abgegebene Eingabe vom 26. v. M., ergebenst, daß die am 17. November v. J. hier eingegangene und durch Bundesraths-Beschluß mir überwiesene Eingabe Ihres inzwischen verstorbenen Ehegatten keinen Anlaß gegeben hat, dem darin gestellten Antrage näher zu treten."

Wie mag der „Alte" in Friedrichsruh dazu mit den Augen gezwinkert haben! Der kannte Perrot. Freilich verdrossen hat es den Fürsten auch, als der Verstorbene 1875 einen mit 5000 Mark jährlich dotirten Consularposten in — Tunis ausschlug. Unter den Schwarzen wollte Bismarck den gefährlichen Verfasser der „Aera-Artikel" wissen!

Hochachtungsvoll

Hans R. Fischer-Mainz.

Notizen.

Trutznachtigall. Von Karl Henckel. (Stuttgart, W. Dietz.) Tendenziöse Rhetorik in Versen, die sich für neu und welterlösend hält, vermuthlich weil sie Herwegh's und Freiligrath's verwandte Klänge vergessen möchte. Neben hohlen Phrasen und geschmacklosem Schwulst zeigt sich aber doch wieder Gestaltungskraft, idealer Glaube und künstlerischer Ernst. Da und dort findet sich in der Spreu ein hübsches Naturbild. „Das ist der bleiche Winter, Eiszapfen in der Hand, Am Wolkenwebstuhl spinnt er Elend und Liebestand." Ganz das Nämliche gilt von Wilhelm Arent's „Liebfrauenmilch." (Dresden, Pierson.) Unreif, unausgegoren, gespreizte Phrasen, form- und witzlos, wo er satirisch sein will. Nur vereinzelt ein Goldkorn, z. B. „Sanfte Schatten Sinken n.ild Auf der Matten Bleiches Bild. Dämm'rung weiße Fäden spinnt — Märchen leise Raunt der Wind." Auch in dem schon wieder allerneusten Gedichtband von Arent: Violen der Nacht (Berlin, Conrad) wird das Schöne unter dem Ueberflüssigen erstickt. Das Beste für diesen Dichter wäre eine ganz kleine, strenge Auswahl aus seinen überzähligen lyrischen Bändchen, aber nur nicht er oder seines gleichen dürfte die Auswahl treffen, wenn es nicht wieder ein kritik- und geschmackloses Sammelsurium werden sollte.

Die deutsch-französische Sprachgrenze in der Schweiz. Von J. Zimmerli. I. (Basel, H. Georg.) — Seit Socin's trefflichem Werk über die deutsche Schriftsprache in älterer Zeit hat uns kein Schweizer Buch mehr so gut gefallen wie das vorliegende, schon um des Umstandes willen, daß das Zurückweichen der deutschen Sprache in der welschen Schweiz nur sehr bedingt zugegeben wird. Am Westufer des Bielersees ist das Deutsche vorgerückt und ursprünglich französische Gemeinden wie Ligerz sind deutschsprechende geworden. Im Kanton Solothurn, wo die Schulen deutsch sind, wird das Französeln von Staatswegen kräftig bekämpft, leider ist es im Neuenburgischen umgekehrt. Nur im Berner Jura weicht das Deutsche in den Städten (Biel) zurück, doch sind die Einzelhöfe alle deutsch. Jedenfalls hat der Deutsche Schulverein in der Schweiz nichts zu thun, denn die Deutschschweizer fangen selbst an, durch Pflege der Schriftsprache in Schule und Haus der drohenden Romanisirung zu steuern.

Die größten und berühmtesten deutschen Soubretten Von Adolph Kohut. (Düsseldorf, Felix Bagel.) — Es hat uns bisher an einer zusammenfassenden Schilderung der berühmtesten deutschen und österreichischen Soubretten, die in unserem Jahrhundert auf den die Welt bedeutenden Brettern eine mehr oder minder hervorragende Rolle gespielt haben, gefehlt. In glücklichster Weise hat Adolph Kohut durch sein eben so kenntniß- wie inhaltreiches Buch diese Lücke ausgefüllt. Eine Fülle neuer Thatsachen bringt er herbei, so daß auf das deutsche Soubrettenthum — in der Oper, in der Posse und im Schwank — durch diese Darstellung ein ganz neues Schlaglicht fällt. Besonderen Reiz erhält dieses eigenartige Werk durch die ernsten und heiteren Beiträge der Priesterinnen der leichtgeschürzten Muse, die nicht bloß eine fabelhafte Kehl-, sondern — wie man sieht — auch die gleiche Fingerfertigkeit zu besitzen scheinen. Da Kohut über das Wesen der Soubrette, über die erloschenen Sterne und die untergegangene Stars sich auch äußert, wird man seine Schrift als einen bedeutsamen Beitrag zur Theatergeschichte unseres Jahrhunderts willkommen heißen.

Sensitive. Roman von H. Wörishöffer. (Berlin, A. Slotko.) — „Sensitive" wird die Heldin dieses spannend geschriebenen Romans deshalb genannt, weil sie sich scheu vor der Welt zurückzieht, ihre inneren Gefühle und Empfindungen sorgsam verbirgt und dabei gut und lieblich wie eine Lilie ist. Die früh verstorbene Verfasserin ist eine scharfsinnige Beobachterin, eine geschätzte Erzählerin und versteht sich namentlich auf die Schilderung von Frauen-Charakteren. Der Schauplatz der recht verschlungenen Fabel ist eine große Handelsstadt, und das Thun und Treiben, das Denken und Fühlen in der höheren Kaufmannswelt schildert sie mit anheimelndem Verständniß. Hier und da freilich zeigt sich manches schablonenhaft, und die Tiefe in der psychologischen Darstellung läßt manches zu wünschen übrig; aber ein gesunder Realismus verleiht dem Roman einen ganz eigenen Reiz. Ebenso muß der feine Humor und die lustige Satire hervorgehoben werden; und von dem Gerechtigkeitsgefühle der Dame zeugt es, daß sie in dem Antiquitätenhändler Aron Waldhein, dem Vater der Sensitive, den Juden schildert wie er leibt und lebt, ohne ihn zu karikiren und tendentiös zu entstellen. a. k.

Laura Bridgman. Eine psychologische Studie von Wilhelm Jerusalem. (Wien, Pichler.) — Diese Erziehungsgeschichte eines taubstummen und blinden Mädchens, das in der Fingersprache redet, erhabene Lettern liest, Briefe schreibt 2c., liefert den experimentellen Beweis, daß der Tastsinn eine ganze Raumwelt aufzubauen vermag. Der Verfasser ist Philosophieprofessor in Wien, und sein vollständig zusammengetragenes und durchgearbeites Material hat für den Psychologen große Bedeutung, doch auch dem menschenfreundlichen großen Publikum mag das gut geschriebene Buch willkommen sein.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Digitized by Google

Inserate.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschien:

Das junge Deutschland.

Ein Buch deutscher Geistesgeschichte

von

Johannes Proelß.

Mit den Bildnissen von Gutzkow und Laube.

Ein Band von 812 S. in Großoktav.

Preis geheftet ℳ 12.—. In geschmackvollem Halbfranzband ℳ 14.—

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Soeben erschien:

Otto Weddigen, Gedichte, (Gesammtausgabe mit dem Bildnis des Dichters). 2. verm. Auflage, brosch. ℳ 3.45, geb. ℳ 4.50.

Otto Weddigen, Fabeln, Parabeln und Sprüche, 4. verm. Auflage. brosch. ℳ 2.—, geb. ℳ 2.50.

Otto Weddigen, Märchen. 4. Tausend. brosch. ℳ 3.—, geb. ℳ 3.50.

Otto Weddigen, Epische und Dramatische Dichtungen. 2. Aufl. br. ℳ 3.—, geb. ℳ 3.50.

Weddigens „gesammelte Werke" gehören zu den besten in unserer neuesten Litteratur; als vaterländischer Dichter ist er dem deutschen Volke immer werth.

Verlag von Rud. Bechtold & Co., Wiesbaden.

Verlag von Otto Wigand in Leipzig.

Die

Tragödie des Menschen.

Dramatisches Gedicht

von

Emmerich von Madách.

Aus dem Ungarischen übersetzt

von

Andor von Sponer.

In allen Buchhandlungen vorräthig.

Meyers Conversations-Lexikon.

Neuste Auflage (1891), 16 Bände u. Supplementband. Halbfr. **Tadellos.** Nur ℳ 110.—.

Sanders, Wörterbuch der deutschen Sprache mit Ergänzungswörterbuch. 4 Bde. Halbfr. **Neu!** ℳ 60.—.

Allg. Historisches Porträtwerk. Nach Auswahl von Dr. W. v. Seidlitz, mit Text von Lier u. Tillmann. **Dichter u. Schriftsteller.** 151 Blatt Phototypien nach den besten gleichzeitigen Originalen. **Künstler u. Musiker.** 101 Blatt. **Gelehrte u. Männer der Kirche.** 100 Bl. 3 Halbkalblederbände, neu ℳ 100.—.

Klein, Geschichte des Dramas. 15 Bände. Erste Ausgabe. Schön Halbfr. ℳ 75.—.

Bestellungen gegen Postnachnahme an **C. Rudloff in Berlin W.,** Culmstraße 8.

Der Volksschulgesetzentwurf

vom pädagogischen und sozialpolitischen Standpunkt beleuchtet.

Von Hauptlehrer **J. Greßler.**

25 Ex. 11 ℳ, 50 Ex. 20 ℳ, 100 Ex. 35 ℳ, 1 Ex. f. 55 ₰ franco von

A. Helmich, Bielefeld.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Roman

von

Georg Engel.

2 Bände eleg. Format. Broch. 7 Mk., geb. 9 Mk.

Ahnen und Enkel.

„Ahnen und Enkel" ist aus der Feder eines Schriftstellers hervorgegangen, der als ein Erzähler nach dem Herzen des Volkes gelten darf; denn wie **Georg Engel** zu packen und zu erschüttern weiß, so licht und erquickend ist auch sein Humor, der immer und immer wieder siegreich hervorbricht. Dieser innerliche — geradezu an **Fritz Reuter** gemahnende — Humor stempelt Georg Engel zu einem gern gelesenen Autor.

Neuer Roman von Theophil Zolling.

Soeben ist bei mir erschienen und nehmen alle Buchhandlungen Bestellungen an:

Coulissengeister

Roman von Theophil Zolling

2 Theile in einem Bande.

Preis: Geh. M. 6.—, Gebunden M. 7.—

Leipzig. **H. Haessel, Verlag.**

Verlag von Felix Bagel in Düsseldorf.

K. von Perfall, Vornehme Geister. 2. Auflage. Preis 2 Mark.

" **Die Heirath des Herrn von Radenau.** 2. Auflage. Preis 1.50 Mark.

" **Vicomte Bossu.** Preis 2 Mark.

" **Die Langsteiner.** 2. Auflage. Preis 3 Mark.

" **Ein Verhältniß.** 3. Auflage. Preis broschirt 4.50 Mark, fein gebunden 6 Mark.

" **Die fromme Wittwe.** 2. Auflage. Preis broschirt 5 Mark, fein gebunden 6.50 Mark.

" **Natürliche Liebe.** Preis broschirt 4 Mark, fein gebunden 5 Mark.

Soeben ist erschienen:

Dante's Hölle, der göttlichen Komödie erster Theil. Uebersetzt von **Alfred Bassermann.** 8°. Geheftet 5 M., eleg. Leinwd. 6 M.

Diese neue Dante-Uebersetzung zeichnet sich aus durch möglichst treue Wiedergabe des Inhalts und zwar sowohl des so große Schwierigkeiten bietenden Wortsinnes als auch des sachlichen Gehalts und dann durch möglichst treue Wiedergabe der Form, des Versbaues durch Beibehaltung der Terzinen und des Ausdrucks und Kolorits der schlichten großen Eigenartigkeit des Originals. Wir empfehlen dieselbe allen Danteverehrern!

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und gegen Einsendung des Betrages von

Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg.

Die Gegenwart 1872—1888.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Einbanddecken zu obigen Jahrgängen oder Bänden à 1 M. Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Hierzu eine Beilage von Heichen & Skopnik, Berlin W., Körnerstr. 21.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 13. Berlin, den 26. März 1892. Band XLI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. · Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die Wahrheit über Elsaß-Lothringen. — Das Reichsstrafgesetzbuch und die unteren Stände. Von F. H. — Die Geldrevolution in Oesterreich. Von Ernst Kirchberg. — **Literatur und Kunst:** Anton Rubinstein als Aesthetiker. Von S. Bagge. — Neue Dichtergaben. Von Adolf Wilhelm Ernst. — **Feuilleton:** Auch ein Jubiläum. Von Adolf Marquardt. — **Aus der Hauptstadt:** Der Kadett als Erzieher. Von Alpha. — Opern und Concerte. — Offene Briefe und Antworten: Aus der guten alten Zeit. Von Carl Schultes. — Inserate.

Die Wahrheit über Elsaß-Lothringen.

Straßburg, Mitte März.

In der ersten Lesung des Gesetzentwurfes über den Belagerungszustand in Elsaß-Lothringen vom 3. März ist der Reichstagsabgeordnete für Straßburg Dr. Petri als Anwalt nicht nur seines Landes, sondern auch der Landesregierung aufgetreten — der Reichsregierung gegenüber, ein Vorgang, der nach verschiedenen Seiten hin zu denken gibt. Die maßgebenden Persönlichkeiten in Straßburg, meint Petri, hätten die Sachlage richtig erkannt, in Berlin habe man zwar auch die besten Absichten dem Lande gegenüber, aber — nun kommt die nachgerade trivial gewordene Bacillentheorie — „unzufriedene Beamte und sonstige unzufriedene Persönlichkeiten (Offiziere?) aus dem Elsaß hätten die öffentliche Meinung in Deutschland sehr oft irre geleitet durch chauvinistische, gehässige, falsche Berichte." Die Folge davon sei gewesen, daß die gemeinsamen Bestrebungen der Landesregierung und des Landesausschusses ꝛc., die Verschmelzung der altdeutschen und neudeutschen Elemente herbeizuführen, „nur allzu oft durch Mißgriffe von oben her vereitelt worden seien." Man höre also endlich auf, Gesetze zu geben, die weiter keinen Erfolg haben, als die Bevölkerung unnützer Weise zu erregen. Diese Ausführungen haben, wie immer, im Hause großen Beifall gefunden, der Gesetzentwurf ist einer Commission überwiesen worden und soll dort, wie die Straßburger „Neuesten Nachrichten" triumphirend berichten, bereits sang- und klanglos eingesargt worden sein.

Nun wohl, wenn die Commission der Ansicht gewesen ist, daß unsere bisherige Gesetzgebung ausreiche, bis das in Angriff genommene Reichsgesetz über den Belagerungszustand fertig geworden ist, so mag das manchem verständlich erscheinen. Viele werden aber gleich mir fest überzeugt sein, daß unsere Heeresleitung besser als der Abg. Petri, ja besser als sonst wer zu ermessen vermag, was zur Sicherung unserer Westmark nothwendig ist. Die reichsländischen Bezirkscommandeure und Gendarmerieoffiziere dürften von ihrem Standpunkte aus vielfach anders berichten, als die Kreisdirectoren und Bezirkspräsidenten, und die Versicherung des Abg. Petri, seine Landsleute wünschten nichts sehnlicher als die Aufrechterhaltung des europäischen Friedens, die große Mehrheit des französischen Volkes desgleichen, möchte schwerlich im Stande sein, die gerichtlich nachgewiesenen Umtriebe des Obersten Vincent, des Chefs des französischen Spionagebureaus, die Bestechung deutscher Unterbeamten, die Verurtheilung des Großindustriellen Blech, den Verrath Straßburger Festungspläne u. a. aus dem Gedächtniß des großen Generalstabes zu tilgen. Wird sich der friedliche und gesetzliche Sinn der Bevölkerung, den Petri immer wieder rühmt, auch dann bewähren, wenn es heißt: die Franzosen kommen! Wie leicht wäre es dann den geschworenen Feinden Deutschlands, die urtheilslose Menge zu Ausschreitungen zu verleiten! Sind nicht zur Zeit des Boulangerfiebers in wenigen Wochen Dutzende von Verurtheilungen erfolgt wegen aufrührischer Rufe, Majestätsbeleidigung und dergleichen? Man frage doch die Oberförster, Steuererheber, Amtsrichter und andere Beamte, die mitten unter welscher oder verwelschter Bevölkerung sitzen, ob sie sich im Falle eines Krieges in ihrem Wohnorte sehr behaglich fühlen würden. Vom sichern Port läßt sich's gemächlich rathen, und Straßburg ist freilich sicherer als irgend ein einsamer Cantonsort auf der lothringischen Hochebene oder ein Vogesendorf. Das Gesetz über den Belagerungszustand kann nach meiner Ansicht weder die altdeutsche Bevölkerung beunruhigen, noch die Einwohner, die gleich dem Dr. Petri ausgesprochene Anhänger des deutschen Reiches sind. Ob aber die Franzosen, in und außer dem Lande sich darüber aufregen oder nicht, das kann der Reichsregierung ganz gleichgültig sein.

Eine Schrift, die es sich zur Aufgabe macht, die Erfolge unserer bisherigen Verwaltung nicht nach den wandelbaren Gesichtspunkten der augenblicklichen Nützlichkeit, sondern gewissermaßen sub specie aeternitatis zu beurtheilen, feste Normen für die Fortsetzung unserer Germanisationsversuche daraus herzuleiten, eine solche Schrift wäre verdienstvoll. Sie ist erschienen. Die „Briefe aus Elsaß-Lothringen" von Emil Kühn (Leipzig, Georg Lang) fordern allseitige Beachtung. Der Verfasser hat als Amtsrichter in einem ländlichen, fast ganz französischen Bezirke Lothringens reichlich Gelegenheit gehabt, Land und Leute zu studiren. Die Briefe sind dem Anschein nach an einen juristischen Freund in Altdeutschland gerichtet. Die schweren Bedenken gegen die angekündigte neue Kreis- und Gemeindeordnung haben den Verfasser, wie er im Vorwort bemerkt, zur Veröffentlichung getrieben.

Die erste Frage lautet auch für Kühn: wozu haben wir Deutschen Elsaß-Lothringen dem Reiche einverleibt? Er antwortet: nicht zu unserm Vergnügen, zunächst auch nicht zu dem der Elsaß-Lothringer, sondern lediglich deshalb, um Deutschland gegen die Angriffe der Franzosen möglichst zu sichern. Soll aber das Land ein Bollwerk gegen Frankreich bilden, ein Festungsglacis, so kommt alles darauf an, seine Bewohner so schnell wie möglich zu zuverlässigen Unterthanen des Kaisers zu machen, sind doch auch die Schlesier ehedem in ganz kurzer Zeit gute Preußen geworden. Das ist nur dann

Digitized by Google

möglich, wenn unsere Cultur geistig und vor allem sittlich der französischen überlegen ist und wenn sich die deutsche Verwaltung dieser Ueberlegenheit jederzeit klar bewußt ist und darnach handelt. Selbst brutale Eroberungen werden nachträglich sanctionirt, wenn der Sieger das eroberte Land höherer Gesittung zuführt. Damit wird Wohlthat, was vorher als Zwang empfunden wurde, und es erscheint der Augenblick, wo die Interessen des Besiegten mit denen des Siegers in Eins zusammenlaufen.

Handelt die Regierung, handeln alle ihre Organe jederzeit von diesem Standpunkte aus? Leider nein. Die geistige und sittliche Eroberung des Landes hat in zwanzig Jahren ganz unverhältnißmäßig geringe Fortschritte gemacht. Der Hauptgrund liegt darin, daß der einzelne Deutsche weltbürgerlich angelegt wie er im allgemeinen ist, seine Nationalität hier wie anderwärts dem fremden Volksthum gegenüber gar zu wenig zur Geltung bringt. Der Franzose dagegen glaubt felsenfest an den höheren Werth seiner Rasse und seiner Bildung. Mit naiver Selbstverständlichkeit hält er überall und jederzeit an seinen Sitten und Gebräuchen, vor Allem an seiner Sprache fest, diesem wichtigsten und wirksamsten Mittel der französischen Propaganda. Wie anders die Deutschen! Gefallen sich doch manche Beamte, und gerade höhere, darin, mit den Eingeborenen französisch zu parliren, auch wenn sie genügend deutsch verstehen.

Auch die Volksschule hat bisher für die Ausbreitung der deutschen Sprache nur wenig geleistet, ja u. a. in Gegenden, wo ein anderswo kaum verständliches patois gesprochen wird, das schriftmäßige Französisch gelehrt, das heißt das geistige Band mit Frankreich noch fester geknüpft. Mitunter verstehen alte Leute deutsch, ihre schulpflichtigen Enkelkinder mit nichten. Kein Wunder, man hat bis in neueste Zeit Lehrern, denen es entweder an der Fähigkeit oder an dem guten Willen gebrach, eine ausreichende Kenntniß des Deutschen zu erwerben, die Aufgabe überlassen, die Jugend des Volkes mit deutschem Geiste zu erfüllen, statt diese Herren unter günstigen Bedingungen zu verabschieden oder anderweitig zu verwenden.

Die akademische Jugend sollte angewiesen werden, auf altdeutschen Hochschulen zu studiren, nicht in Straßburg. Hier verkehren nämlich die einheimischen Studenten fast ausschließlich unter einander, und das befördert ihr Deutschthum sicherlich nicht. (Vor einigen Jahren mußte in Straßburg ein Verein eingeborener Studenten, die Sundgovia, glaube ich, angehende Juristen u. s. w., lauter Abiturienten deutscher Aera, von der Behörde aufgelöst werden, weil er es in seinen Conventikeln gar zu partikularistisch getrieben hatte.) Kein Elsaß-Lothringer sollte vorerst im Landesdienste angestellt werden. Altdeutsche Beamte in Elsaß-Lothringen, umgekehrt Elsaß-Lothringer in Altdeutschland. Waren sie nicht früher über ganz Frankreich und seine Colonien zerstreut?

Die vornehmsten Mittel der Germanisirung, der deutsche Heeresdienst und die deutsche Schule, auch die höhere Schule, bleiben ohne nachhaltige Wirkung, weil der Einfluß der französischen Tradition in der Familie nach wie vor übermächtig ist. Die Reservisten verrathen ihre Kenntniß des Deutschen in der welschen Heimath nur ungern, und die Abiturienten höherer Lehranstalten sprechen, selbst wenn sie aus deutschem Sprachgebiet stammen, sofort Französisch, wenn Altdeutsche in die Nähe kommen.

Dafür, daß die französische Sprache und die französische Ueberlieferung insgesammt bei Kräften bleibe, sorgen die guten Freunde und Verwandten „aus'm Welschland", die zu tausenden das Land überschwemmen, Beamte und Offiziere, die hier ihre Vakanz verleben, Grundbesitzer (in Lothringen, dem Lande der Pachthöfe, befinden sich z. B. dreiviertel dieser Höfe in französischen Händen), die nach dem Rechten sehen oder, gewöhnlich mit einem Troß von Freunden, der Jagdlust fröhnen wollen, und andere Leute mehr. Man sollte meinen, schon die Pflicht der Selbsterhaltung müßte der Regierung gebieten, diese unversiegbare Quelle der Beunruhigung, der Bedrohung (man denke an die Landesverrathsprozesse), der Revancheagitation möglichst zu verstopfen. Aber kaum hatte man nach dem verblüffenden Ergebniß der Reichstagswahlen vom Jahre 1887 den Grenzgraben zwischen Deutschland und Frankreich etwas tiefer gezogen, als man sich auch schon beeilte, ihn wieder zuzuschütten. Der Paßzwang wurde aufgehoben, und das Land soll jetzt sogar mit der Selbstverwaltung beglückt werden.

Schlimmer aber sind die Französlinge im eigenen Lande, die „Franctireurs", wie die Altdeutschen sagen, die „Pariser", wie sie einst Fürst Bismarck in einer Reichstagsrede nannte. Diese unzweifelhaften, wenn auch mehr oder weniger versteckten Feinde der deutschen Herrschaft sind nicht in den breiten Schichten des sog. Volkes, am allerwenigsten unter dem Landvolk, sondern vorzugsweise in den gebildeten und besitzenden Klassen zu suchen. Auch die katholische Geistlichkeit kann zu den Freunden des Deutschthums nicht gerechnet werden. Sie demonstrirt nicht gegen uns. Aber ihr ganzes Behaben, ihr Auftreten, ihre bloße Erscheinung ist ein Protest gegen die deutsche Gegenwart, ein Cultus der französischen Vergangenheit. Dieser Theil der französischen Tradition ist völlig intakt geblieben; soweit bei der katholischen Kirche Nationales zur Geltung kommen darf, trägt es in unserem Lande französisches Gewand. Alle solche Adiaphora sind französisch, die Kleidung der Geistlichen, die Uniform der Kirchenschweizer, die Ausschmückung der Kirche. Auch die katholischen Geistlichen brüsten sich in Hörweite von Altdeutschen mit dem Gebrauch der französischen Sprache, obgleich dem elsässischen Bauernsohn der allemannische Dialekt meist viel geläufiger ist. Wenn übrigens Kühn meint, daß „für Predigt und Beichte, Religionsunterricht und dergl. dem Deutschen sein Recht werde", so beweist dies, daß er nicht gewohnt ist, allgemeine Urtheile auf Grund einer einzelnen Erfahrung zu fällen. Oder sollten ihm die Saarburger Verhältnisse in dieser Beziehung ganz unbekannt sein? In Saarburg wird die Predigt im Hochamte nach wie vor in französischer Sprache gehalten, „obwohl wir in einer deutschen Stadt leben, deren Einwohnerschaft mit nur geringen Ausnahmen deutsch versteht und spricht, obwohl die Amtssprache die deutsche ist und obwohl in der protestantischen Kirche, zu der viele Eingeborene zählen, nur deutsch gepredigt wird ꝛc." So schreibt ein altdeutscher Katholik in der „Metzer Zeitung" vom 20. Febr. d. J.

Aber die schlimmsten Feinde der inneren Verschmelzung des Landes mit dem Reiche sind die „Notabeln" im engeren Sinne, alle die Leute, die durch Grundbesitz oder Kapital eine leitende Stellung innerhalb der Gemeinde oder des Bezirkes einnehmen, z. B. die großen — übrigens meist protestantischen — Fabrikanten des Oberelsaß. Die Franzosen sind trotz aller egalité, die sich zumeist in den wohlthuenden Formen des gesellschaftlichen Verkehrs äußert, für reale Machtverhältnisse sehr empfänglich, viel mehr wie der Deutsche. Die Anordnungen der französischen Behörden werden strikte befolgt, und der Präfect oder Unterpräfect kann sich darauf verlassen, daß sein Ansehen respectirt wird. Neben ihm — zuweilen gegen ihn — kommt nur noch der Notable in Betracht, besonders wenn er nebenbei Deputirter ist.

Wenn sich also das Notablenthum seinem Ursprunge, seiner Entwickelung und seinem dauernden Gepräge nach als deutsch- und volksfeindliche Gewalt von niedriger Denkart darstellt, muß es als verhängnißvoller Fehler erscheinen, daß die deutsche Verwaltung ganz nach französischem Vorbild in ihm ihre Stützen gesucht hat und noch immer sucht, statt sich unmittelbar an das Volk zu wenden, es von seinen Vormündern zu befreien und die bisherige knechtische Unterwürfigkeit zu freiem Gehorsam zu veredeln. Weit entfernt davon, hat die deutsche Regierung den Einfluß der herrschenden Klasse durch gänzlich verfrühte Einführung des Parlamentarismus — ein Festungsglacis wird nicht parlamentarisch regiert — sehr wesentlich gestärkt und durch dieses Zerrbild einer autonomen Gesetzgebung weder den Landesbeamten noch der Centralgewalt gedient. Im Landesausschuß führen Leute das große Wort wie der Fabrikant Jaunez, der Notar Ditsch und der Pfarrer Winterer, Herren, die aus ihrer Liebe zu Frankreich kein Hehl machen. Aber Gefühle sind zollfrei, und Liebe läßt sich nicht erzwingen;

Digitized by Google

nur bleibt es vom nationalen Standpunkte aus unbedingt bedauerlich, daß diesen Franctireurs Gelegenheit geboten wird, in Colmar die Herren zu spielen.

Wenn aber einmal diese oder jene Kundgebung zu Gunsten der bestehenden Staatszugehörigkeit erfolgt, wenn zur Abwechselung einmal drei oder vier regierungsfreundliche Deputirte gewählt werden, dann ist die Begeisterung groß auf beiden Ufern des Rheins. Alle altdeutschen Zeitungen, leider auch die meisten elsaß-lothringischen, constatiren einen großartigen Erfolg, und die Thätigkeit der Straßburger Regierung erscheint im rosigsten Lichte. Auf diese Weise wird die öffentliche Meinung über Elsaß-Lothringen völlig irre geführt, und die Regierung sollte sich wohl hüten, dieser politisch und sittlich gleich sehr bedenklichen Schönfärberei irgendwelchen Vorschub zu leisten. Der Wahrheit muß man in das Gesicht sehen. Vogel Strauß gehört nicht in das Geschlecht der Adler. Das schaut in die Sonne.

Das Land braucht eine zielbewußte Verwaltung à la Vincke, die in erster Reihe das Volk, nicht die Notablen zu gewinnen sucht und es zu Vaterlandsliebe, Staatsgefühl und Gemeinsinn, zu deutschem Pflichtgefühl erzieht, keine bureaukratische Schablone, die hier wie überall die Selbständigkeit des einzelnen Beamten erstickt und sein bestes Können lahmlegt, keine große Politik, keinen parlamentarischen Flitterstaat. Für die Selbstverwaltung ist das Volk noch gar nicht reif, und die neue Kreis- und Gemeindeordnung, die soeben dem Landesausschuß im Entwurf vorgelegt worden ist, erscheint aus diesem Grunde als politischer Fehler. Man möchte sagen, es sei die Manteuffel'sche Politik auf Gesetzesparagraphen gebracht. Denn wer hätte heute den Vortheil von der sog. Selbstverwaltung? Doch nur die so schon übermächtigen Notabeln, nicht das Deutschthum.

Daß sich die Verhältnisse unter der Statthalterschaft des trefflichen Fürsten Hohenlohe, der auch ihm ein „wahrhafter Staatsmann" ist, in mancher Beziehung gebessert haben, erkennt auch Kühn dankbar an. Er ist überhaupt weit entfernt von jener subalternen Auffassung, die so schnell bereit ist, dem politischen Gegner Mangel an Vaterlandsliebe oder an Pflichtgefühl vorzuwerfen. Nein, um die Grundsätze der inneren Politik dreht sich der Streit, und die sind stets diskutirbar. Wie schnell wechseln die Regierungen zuweilen damit! Aber in den altdeutschen Staaten weiß eine unabhängige, intelligente und dazu patriotisch gesinnte Bürgerschaft ihre Anschauungen nach oben hin zur Geltung zu bringen. Die fehlt in Elsaß-Lothringen. Mithin hat die Regierung von Elsaß-Lothringen bis auf Weiteres competente Gehilfen und Rathgeber — zur Competenz gehören Sachkenntniß und nationale Gesinnung — nirgends eher zu suchen als gerade in den Reihen ihrer Beamten. Nur schade, daß Vorgesetzte so wenig geneigt sind, sich von Untergebenen die Wahrheit sagen zu lassen!

Werden also diese Warnungen auf die künftige Verwaltung des Reichslandes einwirken? Heute oder morgen noch nicht, wenn man aus der Rede schließen darf, mit der Unterstaatssecretär von Köller am 16. Febr. d. J. die erste Lesung des Entwurfes einer Kreis- und Gemeindeordnung im Landesausschuß eingeleitet hat. Da heißt es u. a. (ich citire nach den Straßburger N. N.) „wenn ich hier mit den Leuten spreche — ich komme hier viel heraus bei Jagden ꝛc. und benutze jede Gelegenheit, die Leute anzureden, mit ihnen zu sprechen — so kann ich nicht anders sagen, als daß der gesammte Stand der Bildung, der Intelligenz in den meisten Schichten der Bevölkerung mir hier weit höher erscheint als bei uns im Norden." Ich weiß nicht, in welcher Gegend von Preußen Herr von Köller früher Landrath gewesen ist, ich weiß nur, daß er seit zwei oder drei Jahren Unterstaatssecretär des Innern in Straßburg ist. Ebenso weiß ich als einer, der viermal so lange im Lande gelebt und alle Tage mit den Leuten verkehrt hat — nebenbei gesagt, ganz auf gleichem Fuße verkehrt hat —, daß das obige Compliment an die Adresse der Elsaß-Lothringer, genauer des Landesausschusses (klingt freilich besser wie tête carrée) in dieser Ausdehnung ganz und gar unverdient ist, man müßte denn die größere Geschmeidigkeit der Umgangsformen, das Savoir vivre, die politesse mit dem „gesammten Stande der Bildung" identificiren.

Zum Schluß fordert Herr von Köller zur Mitarbeit auf „zum Nutzen unseres gemeinschaftlichen herrlichen Landes Elsaß-Lothringen." Ich höre — Herrn von Manteuffel reden. Immer dieses „herrliche Land". Weiß Gott, schön ist es ja, wunderschön, aber wozu das stets wiederholen! Sind denn die Eingeborenen Kinder, die man mit derlei kleinen Süßigkeiten gewinnen kann? Welcher Minister spricht denn von unserem herrlichen Preußen oder unserem prächtigen Baden oder unserem scharmanten Mecklenburg-Strelitz.

Noch Eins. Die Straßburger Neuesten Nachrichten, ein Blatt, das dem herrschenden System völlig ergeben ist und das auch den Paßzwang seiner Zeit eifrig bekämpft hat, warnen unter dem 17. März ihre Leser sehr eindringlich, amtlich möchte ich sagen, im Juni die XVIII. Fête Fédérale de Gymnastique in Nancy mitzufeiern, zu der auch böhmische Turnvereine eingeladen sind. Wozu die Angst?

Das Reichsstrafgesetzbuch und die unteren Stände.

Im vorigen Jahre erschien eine geistvolle Abhandlung des Wiener Rechtslehrers Prof. Dr. Menger über den Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuches für das deutsche Reich, betrachtet vom Standpunkte der Besitzlosen. Menger weist in dieser Schrift auf den Einfluß hin, den auf zahlreiche Bestimmungen des Entwurfes die Lebensstellung seiner Schöpfer ausgeübt hat; er zeigt, wie die Gesetzgeber unwillkürlich auf die Interessen derjenigen Bevölkerungsschichten Rücksicht nehmen, denen sie selbst angehören, und wie hierunter die besitzlosen Klassen, die im Kreise der Gesetzgeber gar nicht oder unzureichend vertreten sind, zu leiden haben.

Menger ist meines Wissens der erste, der auf diese Erscheinung aufmerksam gemacht hat; aber der neue Gesetzentwurf ist nicht das erste Gesetz, an dem diese Erscheinung bemerkt werden kann: wir finden vielmehr Aehnliches in den meisten z. Z. geltenden Gesetzen.

Betrachten wir von diesem Standpunkte aus das Strafrecht!

Daß die Besitzlosen als solche durch unser Strafgesetzbuch nicht gerecht behandelt werden, bedarf allerdings heutzutage keiner Erörterung und keines Nachweises mehr; ich erinnere an dieser Stelle nur an das gegenwärtige System der Geldstrafen.

Allein auch ohne Rücksicht auf Besitz und abgesehen von ihrer pecuniären Lage haben die untersten Stände Anlaß, sich über mangelnde Objectivität der Schöpfer des Strafgesetzbuches zu beklagen. Ich will hier nicht im Allgemeinen von der Tendenz des Strafgesetzbuches sprechen, Verbrechen, die „aus einer ehrlosen Gesinnung entsprungen sind", höher zu bestrafen als diejenigen, bei denen eine ehrlose Gesinnung nicht festgestellt wird — denn hier ist das St.-G.-B. nicht unmittelbar ungerecht, sondern es verleitet nur den Richter leicht zu Ungerechtigkeiten —: ich will hier nur einige krasse Beispiele aus dem besonderen Theil des St.-G.-B. beibringen.

Auf dem Gebiete der Eigenthumsvergehen treten vier Delicte besonders hervor: Diebstahl, Unterschlagung, Betrug und Hehlerei: bei Diebstahl und Hehlerei sind mildernde Umstände ausgeschlossen, bei Unterschlagung und Betrug sind sie vorgesehen: die beiden ersten Vergehen müssen stets zum mindesten mit Gefängniß bestraft, die beiden letzteren können mit Geldstrafen gesühnt werden. Für die Unterschlagung gibt es des weiteren keine den §§ 244 und 264 St.-G.-B. analoge Bestimmung, wonach ein wiederholter Rückfall ganz besonders streng geahndet wird.

Vergleicht man nun diese vier Vermögensdelicte mit einander, so zeigt sich bei allen vier Vergehen als der innere Grund ihrer Strafwürdigkeit die gleiche Absicht, sich einen rechtswidrigen Vermögensvortheil zu verschaffen; bei der Unter-

Digitized by Google

schlagung kommt aber noch hinzu der Vertrauensbruch demjenigen gegenüber, der die Sache dem Besitz oder der Gewahrsam des Thäters überlassen oder gar anvertraut hat; bei dem Betrug die Hinterlist, mit der der Betrüger sein Opfer täuscht. Des Weiteren geht der Betrüger nach einem vorher ausgesponnenen Plane vor, er muß daher seine Handlungsweise vorher überdacht haben. Der Dieb dagegen läßt sich häufig nur durch die günstige Gelegenheit verführen, eine Sache, die er frei und unbewacht herumliegen sieht, einzustecken.

Ich spreche hier natürlich nur von dem leichten Diebstahl, und ebenso habe ich auch bei meinen Bemerkungen über Hehlerei natürlich nur die leichten Fälle im Auge, die meines Erachtens eben mit einer Geldstrafe gesühnt werden könnten, und die wohl auch der Richter nur mit dieser Strafe ahnden würde, wenn das Gesetz es zuließe. Der gewerbs- und gewohnheitsmäßige Hehler muß allerdings mit den härtesten Strafen gezüchtigt und für möglichst lange Zeit unschädlich gemacht werden. Denn er ist nicht nur, wie das Sprichwort sagt, gleich dem Stehler, sondern er ist erfahrungsgemäß viel verworfener und gefährlicher. Er veranlaßt häufig direct gerade die schwersten Diebstähle, und er ermuthigt und veranlaßt indirect wohl die meisten aller Gewohnheitsdiebe zu ihrem strafbaren Thun, indem er ihnen die Aussicht gewährt, das gestohlene Gut schnell in Sicherheit zu bringen: selbstverständlich heimst er auch beim „Verschärfen" den Löwenantheil ein.

Anders der Unglückliche, der sich verführen läßt, einmal eine Sache zu kaufen, von der er weiß oder „den Umständen nach annehmen muß", daß sie mittelst einer strafbaren Handlung erlangt ist. Er läßt sich durch den billigen Preis verleiten, die Sache zu kaufen, er freut sich der guten Kaufgelegenheit und überlegt gar nicht weiter, daß auf ganz ehrliche Weise der Verkäufer wohl kaum die Sache erworben haben wird, wenn er sie so billig verkaufen will. Er macht aus dem guten Geschäft und seiner Freude über den billigen Preis auch niemand gegenüber einen Hehl: allein die Billigkeit dieses Einkaufes wird sein Verderben; denn gerade der niedrige Preis wird von den Gerichten stets für einen Umstand angesehen, aus dem der Angeklagte hätte folgern müssen, daß die Sache nicht auf ehrliche Weise erlangt ist, und der Käufer muß seine Unüberlegtheit mit Gefängniß büßen.

Am sonderbarsten zeigt sich die Strenge des Gesetzes dem Hehler gegenüber darin, daß der Käufer einer unterschlagenen Sache mit Gefängniß bestraft werden muß, während derjenige, der die Sache selber unterschlagen hat, mit einer Geldstrafe davon kommen kann. Schreiber dieser Zeilen hat selbst folgenden Fall erlebt: ein kleiner Kaufmann hatte sich durch einen Agenten verführen lassen, für seine Frau eine Nähmaschine auf Leihvertrag zu entnehmen. Nach einiger Zeit verkaufte er die Maschine, bevor er den vollen Preis bezahlt hatte für ein paar Mark an eine arme Näherin, ohne der Käuferin etwas von dem Leihverhältniß zu erzählen. Da die Näherin auf diese Weise die Maschine bedeutend unter ihrem Werth erstanden hatte, nahm das Gericht an, die Näherin hätte aus der Niedrigkeit des Preises folgern müssen, daß bei dem Geschäfte etwas nicht in Ordnung sei, und stellte demgemäß thatsächlich fest, daß die Näherin sich einer Hehlerei schuldig gemacht. Der Handelsmann, der ihr die Maschine verkauft hatte, saß neben der Näherin auf der Anklagebank; er wurde wegen Unterschlagung unter Annahme mildernder Umstände zu 30 Mark Geldstrafe verurtheilt, die Näherin mußte dagegen mit einem Tage Gefängniß bestraft werden.

Woher stammt nun aber diese auffällige Ungleichheit in der Behandlung verwandter Vergehen? Den einzigen Grund, den wir finden können, ist der: die Kreise der Gesetzgeber halten den Diebstahl und die Hehlerei für etwas Ehrloseres als Unterschlagung und Betrug, und sie thun dies, weil es leider gar nicht so selten vorkommt, daß ein Angehöriger dieser Kreise kleine Unterschlagungen und Betrügereien begeht, während Diebstähle und Hehlereien zu den Seltenheiten gehören. Wenn ein „feiner" Mann z. B. den Staat, die Eisenbahnen u. s. w.. betrügt oder geliehene Bücher unterschlägt kann man ihn doch nicht gleich in's Gefängniß werfen! Ist aber der reiche gebildete Mann, der ein zwölfjähriges Kind auf ein Kinderbillet fahren lassen will und deshalb dem Schaffner vorspiegelt, das Kind sei erst neun Jahre alt, wirklich so viel weniger strafwürdig wie der arme Mann, der ein paar Groschen offen liegen sieht und sie einsteckt?

Beim Betrug ist wiederum eine Species ganz besonders vom Gesetzgeber bevorzugt, die Gebührenüberhebung (§§ 352, 353). Es wird darnach ein Beamter, Advocat, Anwalt, oder sonstiger Rechtsbeistand, welcher Gebühren oder andere Vergütungen für amtliche Verrichtungen zu seinem Vortheil zu erheben hat, nur mit Geldstrafe bis zu 300 Mark oder Gefängniß bis zu einem Jahre bestraft, wenn er Vergütungen erhebt, von denen er weiß, daß sie der Zahlende überhaupt nicht oder nur in einem geringeren Betrage verschuldet. Es sind in diesem Falle alle Kriterien des Betruges vorhanden und von Beamten und Rechtskundigen müßte man doch vor allen Dingen erwarten und verlangen, daß sie jedwede wie immer geartete Unredlichkeit vermeiden: warum sind also hier so bedeutend geringere Strafen angedroht wie für die anderen Fälle des Betruges?

Nicht nur bei Eigenthumsdelicten, sondern auch bei Körperverletzungen zeigt sich diese auffallende Ungleichheit in der Behandlung der verschiedenen Stände.

Der Student ꝛc. ficht häufig Mensuren in fast unglaublicher Zahl; er wird, wenn er überhaupt bestraft wird, mit Festungshaft bestraft, und wer selbst wegen „Zweikampfs" auf der Festung gesessen hat, weiß, daß für letztere der Ausdruck „fideles Gefängniß" noch viel zu hart ist; die auf der Festung verlebten Monate zählt jeder zu den schönsten Erinnerungen seines Lebens, und der studentische Comment rechnet ein Festungssemester gleich zwei Studiensemester.

Wie anders ergeht es dem Bauernjungen, dem Knecht! Auch in ihm regt sich, eben so wie im Studenten, das Streben nach Bethätigung seiner Kraft, der Wunsch, vor seinen Standesgenossen dazustehen als furchtlos, stark, unüberwindlich. Er kennt allerdings nicht den „Comment", er schickt nicht vorher erst einen Cartellträger und er ficht auch nicht auf Schläger und Säbel: seine Waffe ist das Stuhlbein, der Knüppel. Aber ist der Schläger nach der Auffassung des Reichsgerichts eine lebensgefährliche Waffe, so ist der Knüppel, das Stuhlbein nach Ansicht der meisten Gerichte und insbesondere der Schöffen, der bürgerlich- wohlgesitteten älteren Herren, sicherlich ein gefährliches Werkzeug. Sofort kommt § 223a St.-G.-B. zur Anwendumg, und wenn nicht besondere mildernde Umstände statuirt werden — dazu sind aber die Schöffen gerade in diesen Fällen nicht leicht geneigt: dem Unfug, bei jedem Streit gleich zum Prügel zu greifen, muß ja energisch gesteuert werden! — „so tritt Gefängnißstrafe nicht unter zwei Monaten ein!"

Zwei Studentengesellschaften, die sich zu nahe getreten, fechten mit einander pro patria sechs, zwölf und noch mehr Partieen: das erhöht die Strafbarkeit ihrer Mensuren nicht. Allein gerathen zwei Cliquen Dörfler in Streit und kommt es zur Prügelei, so entstehen, da sie in der Regel in grober Unkenntniß des Comments nicht ein Paar hinter dem anderen, sondern alle Paare zugleich schlagen, sofort gemeinschaftliche Körperletzungen, und es tritt, wenn auch nur mit den Fäusten gekämpft worden ist, Gefängnißstrafe nicht unter zwei Monaten ein!

Ich glaube, die Ursachen für die Differenz dieser Strafbestimmungen nicht erst näher erörtern zu brauchen.

Es ließen sich noch mancherlei mehr oder minder schroffe Beispiele aus dem St.-G.-B. beibringen zum Beweise des Satzes, daß auch die Schöpfer des St.-G.-B. unbewußt stets von den Anschauungen ihrer Stände ausgegangen sind. Allein ich will für heute hierauf verzichten und zum Schluß noch aus der Straf-Prozeß-Ordnung einige Bestimmungen herausgreifen, durch welche die besitzlosen Stände schwer benachtheiligt werden. Ich meine die Bestimmungen über die Vertheidigung. (§§ 137—150).

Der Beschuldigte kann sich danach rechtlich in jeder Lage des Verfahrens des Beistandes eines Vertheidigers bedienen

Digitized by Google

(§ 137): er kann es aber thatsächlich nur dann, wenn er Geld, ja beinahe nur dann, wenn er viel Geld hat. Denn wenn die Gebührensätze für Vertheidigungen auch gesetzlich nur niedrig normirt sind, so steht es doch jedem Anwalt frei, sich durch Vertrag ein jedes beliebige Honorar zusichern zu lassen, und es giebt sicherlich nur sehr wenige Vertheidiger, die — außer in Reclameprozessen — von dieser Befugniß nicht den weitestgehenden Gebrauch machen. Daß aber Derjenige, der sich einen tüchtigen Vertheidiger leisten kann, einen unermeßlichen Vorzug vor dem besitzt, der hierzu nicht in der Lage ist, wird niemand bestreiten, der auch nur ein paar Mal einen Strafprozeß verfolgt oder auch nur ein paar Criminalverhandlungen beigewohnt hat.

Nun gibt es ja allerdings die in § 140 St.-P.-O. normirten Fälle der nothwendigen Vertheidigung: in Schwurgerichtssachen und in Sachen, die vor dem Schwurgericht in erster Instanz zu verhandeln sind, ferner in Strafkammersachen dann, wenn der Angeschuldigte taub oder stumm oder noch nicht sechzehn Jahr alt ist, sowie dann — mit bedenklichen Ausnahmen —, wenn ein Verbrechen den Gegenstand der Untersuchung bildet und der Beschuldigte es beantragt. Allein auch in diesen wenigen Fällen der nothwendigen Vertheidigung wird diese in der Regel den armen Angeklagten mehr oder weniger mangelhaft gewährt. Denn bei den meisten Gerichten besteht, in dem an und für sich gewiß löblichen Bestreben, dem Staate Kosten zu sparen, die Praxis, zu Vertheidigern die jungen Referendarien zu bestellen, die der Strafkammer zur Beschäftigung überwiesen sind; daß dieselben in vielen Fällen nicht die nöthige Routine, in vielen anderen Fällen auch nicht die erforderliche Unabhängigkeit besitzen dem Vorsitzenden gegenüber, der ihnen ein Zeugniß über ihre Leistungen auszustellen hat, ist eben so selbstverständlich wie es ein Nachtheil für die ihnen anvertrauten Angeklagten ist.

Eine gewisse Abhülfe böte die Anstellung beamteter, nicht auf die Honorare ihrer Clienten angewiesener Vertheidiger. Allein, bis wir so weit kommen, werden wohl noch viele Arme den Nachtheil mangelnder oder mangelhafter Vertheidigung an ihrem Leibe zu empfinden haben. F. H.

Die Geldrevolution in Oesterreich.

Von Ernst Kirchberg.

Was man unter Währung zu verstehen habe? Unter Währung versteht man einfach diejenige Geldart, für deren vollgültigen Werth der Staat, dem die Prägung derselben obliegt, Gewähr leistet und die demnach das hauptsächlichste Zahlungsmittel im Geschäftsverkehr dieses Staates bildet. Seit 1872 besitzen wir in Deutschland zugleich mit England, Frankreich und den nordischen Reichen die Goldwährung, in Oesterreich, Rußland, Indien, den südamerikanischen Republiken und anderen Ländern hat sich bis auf den heutigen Tag die Silberwährung erhalten.

Doch Gold und Silber sind beide werthvolle Metalle, man kann das eine gegen das andere eintauschen, der Kaufmann verabfolgt uns seine Waaren eben so gern gegen Silber wie gegen Gold. Ist es da nicht gleichgültig, ob ein Land Gold- oder Silberwährung hat? Das ist nicht gleichgültig, diese Thatsache wird uns sofort zu Gemüthe geführt, wenn wir uns im Sommer zur Kur in Karlsbad oder Marienbad befinden. Freilich, bei uns daheim kommt es nicht darauf an, ob wir unsern Anzug in Gold oder Silber bezahlen, aber drüben jenseits der schwarz-gelben Grenzpfähle kaufen wir den österreichischen Silbergulden zum Preise von 1 Mk. 73 Pf. in deutschem Gelde, obwohl dieser Gulden genau die Größe und den Silbergehalt eines Zweimarkstückes besitzt. Der Grund hierfür ist leicht gefunden. Das Werthverhältniß zwischen Gold und Silber, welches bei der Prägung der Münzen nach älterem Uebereinkommen zwischen den verschiedenen Ländern zur Richtschnur genommen wird, hat sich in den letzten Jahrzehnten geändert, das Silber hat in Folge der fortdauernden Steigerung in der Production bedeutend an Werth gegenüber dem Golde verloren. Bei uns in Deutschland werden im Geschäftsverkehr die Silbermünzen zu ihrem vollen Nennwerthe angenommen, weil der Staat in jedem Augenblicke bereit ist, dieselben durch seine Münzstätten oder Banken gegen Gold eintauschen zu lassen. Oesterreich hingegen hat vorzugsweise Silber in seinem Staatsschatz, sein Vermögen hat durch das Sinken des Silberpreises auf dem Weltmarkt eine bedeutende Einbuße erlitten, sein Kredit ist gesunken und der Kurs seines Geldes gefallen.

Der Umstand, daß sein eigenes Geld in den Goldwährungsländern nicht zu seinem Nennwerthe angenommen wird, ist von großem Einfluß auf das gesammte Wirthschaftsleben unseres Nachbarlandes. Wie bei uns das österreichische Geld billiger ist, hat in Oesterreich das deutsche, englische, französische Geld einen höheren Werth. Muß der Oesterreicher die Waaren, welche er aus den Goldwährungsländern bezieht, theuerer bezahlen, so kann er andererseits seine eigenen Producte auf den Märkten dieser Länder billiger verkaufen, ohne zu Schaden zu kommen. Oesterreich-Ungarn ist trotz seiner in der Entwickelung begriffenen Industrie der Hauptsache nach noch immer Ackerbaustaat, es exportirt Getreide und Vieh und macht vermöge des gesunkenen Guldenkurses namentlich bei uns in Deutschland dem einheimischen Landmann eine empfindliche Concurrenz, hingegen muß es für Colonialwaaren und für viele in der Industrie gebrauchte Rohproducte, welche über England bezogen werden, wieder mehr Geld ausgeben, Zucker, Kaffee, Baumwollenwaaren sind in Wien theuerer als bei uns. Der Umstand, daß die Hauptindustrieländer zugleich die Goldwährung besitzen, daß die Oesterreicher deutsche und französische Fabrikate theuerer bezahlen müssen, ist zugleich das beste Schutzzollsystem für die dortige Industrie. Die letztere hat in verhältnißmäßig kurzer Zeit einen solchen Aufschwung genommen, daß sie heutzutage nicht nur den Markt in Oesterreich-Ungarn nahezu allein versorgt, sondern sich auch ein Absatzgebiet für ihre Waaren auf der Balkanhalbinsel zu schaffen begonnen hat.

Indeß die Zeiten ändern sich und wir ändern uns mit ihnen. Was uns heute von Vortheil war, darauf können wir unter Verhältnissen, welche nicht mehr die gleichen sind, vielleicht morgen schon ohne Schaden verzichten. So geht es Oesterreich mit der Silberwährung und dem niedrigen Kursstande seines Geldes. Die Bevölkerung bei den Nachbaren im Westen hat von Jahrzehnt zu Jahrzehnt zugenommen, immer mehr hat sich auch unser Deutschland zum Industriestaat herausgebildet und die Getreidemenge, welche dasselbe alljährlich zur Deckung seines Bedarfs aus dem Auslande beziehen muß, ist in ständigem Wachsen begriffen. Der Deutsche wird das ungarische Getreide nicht entbehren können, auch wenn beim Einkaufe desselben die deutsche Mark nicht mehr zu 57, sondern nur noch zu 50 Kreuzern berechnet wird. Die österreichische Industrie aber ist flügge und den Schwestern in Westeuropa vollständig ebenbürtig geworden. Die Zeit, in der man staatlicherseits genöthigt war, sie durch allerlei künstliche Mittel groß zu züchten, ist vorüber. Braucht sie einen Theil der Rohproducte nicht mehr in England zu so theueren Preisen zu kaufen, wie heute, so kann sie den Wettkampf mit dem Auslande ruhig aufnehmen, ohne befürchten zu müssen, daß beim Oeffnen der Grenzen ihres Landes dieses von deutschen, französischen und englischen Waaren überschwemmt werde.

Die Volkswirthschaft als Ganzes betrachtet aber würde in Oesterreich gewinnen, wenn die leidige Kursdifferenz zwischen seinen Werthen und denen der Goldwährungsländer beseitigt würde. Ihr Getreide würde sie bei dem wachsenden Bedarf der Nachbarstaaten auch zu den erhöhten Weltmarktpreisen immer noch an den Mann bringen, die Industrie nähme keinen Schaden, hingegen würden einzelne ihrer Erzeugnisse, diejenigen, zu welchen ausländische Rohproducte verwendet werden und sämmtliche Colonialwaaren im Lande billiger werden. Dort also ein Mehr in der Einnahme, hier ein Weniger in der Ausgabe, also ein doppelter Vortheil.

Was aber Oesterreich-Ungarn außerdem noch den Aus-

Digitized by Google

gleich im Währungsunterschiede bei ihm und den Goldwährungsländern dringend wünschenswerth erscheinen läßt, das ist die an das Börsenspiel erinnernde Unsicherheit, welche auf dem ganzen Geschäftsverkehr zwischen ihm und diesen Ländern lastet. Je größer die Goldvorräthe werden, um welche der österreichische Staatsschatz in den letzten Jahren vermehrt ist, desto höher steigt das österreichische Geld im Kurse. Der Gulden galt im Jahre 1887 noch wenig mehr als 1 Mark 60 Pf. und heute 1 Mark 73 Pf. Aber die Kurssteigerung ist nicht stetig. Der Werth des Silbers ist in der letzten Zeit durch die Unregelmäßigkeit in der Zufuhr desselben nach Europa und aus anderen Ursachen größeren Schwankungen unterworfen gewesen als der des Goldes, und demnach hat auch der Guldenkurs an der Berliner, Pariser und Londoner Börse große Veränderungen zu verzeichnen gehabt. Die Folge davon ist, daß mit jedem Geschäft, welches ein Oesterreicher an einer dieser Börsen abschließt, ein Moment der Ungewißheit, ein Risiko verbunden ist. Der Oesterreicher kann gewinnen, wenn der Gulden vom Tage des Geschäftsabschlusses bis zum Liefertage gefallen ist, er verliert, wenn das Entgegengesetzte eintritt. Wenn aber Jemand ein Geschäft abschließt, will er nicht in jedem Falle mit demselben ein Hazardspiel verknüpfen, und namentlich dann nicht, wenn die Preise, wie heute in der Industrie, so gedrückt sind, daß die Fabrikanten sich mit dem kleinsten Nutzen begnügen müssen. Wenn ich an 1000 Gulden Waare 100 Gulden verdiene, kann es mir schließlich nicht darauf ankommen, im schlimmsten Falle 30 Gulden am Kurse zu verlieren. Bringt mir das Geschäft aber nur 20 Gulden Gewinn, so unterlasse ich dasselbe vielleicht ganz, wenn ich in Folge der möglichen Kursschwankung den ganzen Gewinn und noch mehr wieder zusetzen soll. So kommt es, daß die vorsichtigen unter den Industriellen Oesterreichs sich von dem Geschäft nach den Goldwährungsländern zurückgezogen haben und daß dem gesammten österreichischen Export eine lähmungsartige Schwerfälligkeit innewohnt.

Oesterreich-Ungarn muß also danach streben, mit den Hauptculturländern die gleiche Währung zu besitzen. Kommen die letzteren nicht zu Oesterreich, so wird Oesterreich zu ihnen kommen müssen. Führen wir bei uns, führen Frankreich und England nicht die Silberwährung oder im Verein mit Oesterreich die Doppelwährung ein, wofür eine Stimmung in diesen Ländern nicht vorhanden ist, so wird Oesterreich-Ungarn — vorbereiten thut es sich bereits auf diesen Schritt — über kurz oder lang zur Goldwährung übergehen müssen.

Wenn das geschehen sein wird, dann werden wir Deutsche auf unseren Reisen in Oesterreich nicht mehr den Vortheil des niedrigen Guldenkurses haben, dann wird uns der Aufenthalt bei unseren Nachbaren jenseits der Sudeten immerhin etwas theuerer kommen. Aber damit wäre es nicht abgemacht. Wenn der Währungswechsel nur diese Folgen hätte, daß die Ausländer in den böhmischen Bädern etwas mehr bluten müßten, dann wäre er leicht zu überstehen, dann würden zu seiner Durchführung nicht Jahre der Vorbereitung erforderlich sein.

Aber einmal ist der Uebergang von der Silberwährung zur Goldwährung eine theuere Sache. Es müssen Goldvorräthe angeschafft werden, das überflüssige Silber wird auf den Weltmarkt abgestoßen und hat hier ein ständiges Sinken des Silberpreises zur Folge. Als Deutschland nach Einführung der Goldwährung seine Vorräthe an Silberthalern zu verkaufen begann, war dieses Sinken des Silberpreises schon nach wenigen Jahren so nachhaltig, daß diese Verkäufe im Jahre 1879 eingestellt wurden, nachdem der Verlust bei denselben bis zu diesem Jahre auf 72 Mill. Mark angewachsen war. Aehnliche Opfer wird auch der österreichische Staat zu bringen genöthigt sein.

Eine schwerwiegende Frage wird aber die sein, wie das Werthverhältniß des Geldes vor und nach der Reform bestimmt werden, technisch ausgedrückt, zu welchem Kurse die Valuta-Regulirung vorgenommen werden soll. In dem Maße, in dem der österreichisch-ungarische Staat seine Goldvorräthe vermehrt, steigt auch der Kurs seines Geldes und zu dem Zeitpunkte, an dem genug Gold in den Staatskassen vorhanden ist, um die Goldwährung zur Durchführung zu bringen, würde auch der Silbergulden den Werth von 2 Mark erreicht haben, vorausgesetzt, daß ein Zehnguldenstück den gleichen Goldgehalt besitzen soll, wie bei uns ein Zwanzigmarkstück. Aber das würde eine gewaltige Besitzverschiebung innerhalb der österreichisch-ungarischen Monarchie bedeuten, eine Besitzverschiebung, bei welcher Kapitalisten, Rentner und Pensionäre gegenüber den nicht besitzenden Bevölkerungsklassen einen großen Gewinn machten. Denn da dem österreichischen Gulden nun im Auslande eine größere Kaufkraft innewohnen würde, so würde für alle importirten Waaren eine Preisermäßigung erfolgen, und der Gulden würde auch in Oesterreich einen größeren Werth besitzen.

Will man nun nicht Hypotheken, Renten und Pensionen einer Umrechnung unterziehen, so wird man, um der Ungerechtigkeit einer solchen Besitzverschiebung vorzubeugen, den Guldenwerth in seinem Verhältniß zu ausländischen Münzen verkleinern müssen. Man wird dem Goldgulden denjenigen Werth zu geben haben, den der Silbergulden vor dem Währungswechsel gehabt hat, d. h. man wird ihn nicht zum Werthe von 2 Mark, sondern vielleicht zum Werthe von nur 1 Mk. 80 Pf. ausprägen müssen. Aber auch hier wird man nur annähernd das Richtige treffen können, auch hier wird es schwer halten, keines Rechte zu verletzen. Der Goldgulden soll den Werth des Silberguldens vor dem Uebergange haben. Aber der letztere schwankt von einem Tage zum andern, und wenn 100 Goldgulden zum Werthe von 182 Mk. in deutscher Währung anstatt zu 180 Mk. ausgeprägt werden, so würden die besitzenden Klassen immer um einen gewissen Procentsatz ihrer Einkünfte bereichert werden. Diesen Gewinn oder Verlust, den der Währungswechsel Gläubigern oder Schuldnern bringen könnte, darf man auch keineswegs gering anschlagen. Allein für den Hypothekenbesitz würde er bei einer Kursdifferenz von nur ein Zehntel Procent viele Millionen ausmachen.

Die richtige Bestimmung des Valutakurses beim Uebergange bildet das schwierigste Problem bei der Durchführung der Goldwährung, und da Niemand gerne etwas verliert, Jeder hingegen, wo es angeht, etwas gewinnen will, so wird aus diesem Grunde die Valuta-Regulirung, bei der eigentlich Niemand ganz unbetheiligt ist, seiner Zeit eine nicht geringe Erregung der Gemüther in unserem Nachbarlande Oesterreich hervorrufen.

Wird für den Uebergangskurs eine Festsetzung getroffen sein, so wird es sich für die Ausprägung der neuen Silbermünzen noch darum handeln, welchen Werth man dem Silber im Vergleich zum Golde zulegen soll. Da aber in Goldwährungsländern die Silbermünzen gewissermaßen auf die Stufe von Scheidemünzen und Papiernoten herabsinken und da für deren Nennwerth in erster Linie durch die vorhandenen Goldvorräthe des Staates Bürgschaft geleistet wird, so ist dieses eine mehr technische Frage, für welche sich das große Publikum kaum sonderlich interessiren dürfte.

Ob die Goldwährung von heute zu morgen in Oesterreich-Ungarn eingeführt werden wird? Ich glaube es nicht. Aber allzulange werden wir nicht auf dieselbe zu warten haben. Die Goldeinkäufe unseres Nachbarstaates, das Steigen seiner Noten und die demnächst auch bei uns in Deutschland erfolgende Einziehung der österreichischen Vereinsthaler sind untrügliche Anzeichen hierfür.

Literatur und Kunst.

Anton Rubinstein als Aesthetiker.

Von S. Bagge.

Wenn ein Künstler von großer Begabung, Pianist von Weltruf, vielseitiger und gewandter Componist, als Lehrer und Director großer Musikanstalten von reicher Erfahrung, wie A. Rubinstein, sich als Schriftsteller und Kunstkritiker ver-

Digitized by Google

nehmen läßt,*) so verdient er wohl gelesen zu werden und wird gewiß auch viel gelesen werden, vielleicht in weiteren Kreisen noch mehr als in speziell musikalischen, denn der Autoritätsglaube beherrscht die Menschen am gewissesten, die von der Sache wenig verstehen. Da darf denn gleich Anfangs bemerkt werden, daß eine große Verbreitung des neuen Büchleins von Rubinstein seines im Allgemeinen schönen und nützlichen Inhaltes wegen zu wünschen ist, daß es aber mit kritischen Augen gelesen werden muß, die nicht Alles als wahr und richtig hinnehmen.

Rubinstein fingirt in seinem schriftstellerischen Opus den Besuch einer Dame, die ihn über die großen oder vielgenannten Künstler der Vergangenheit interviewt, Einwürfe macht und ihn nöthigt, seine innersten Gedanken über dieselben zu enthüllen. Daraus entsteht ein förmliches Compendium von 153 Druckseiten über Kunstgeschichte von Palestrina bis zu den himmelstürmenden Giganten. Es geht dabei nicht ohne einige „Paradoxa" ab, die Rubinstein selbst so nennt und die er als seine bloß subjective Meinung hinstellt. Schade, daß er gleich mit einem solchen Paradoxon beginnt, denn er schreckt dadurch unnöthiger Weise manche Leser ab und setzt sich selbst in ungünstige Beleuchtung, da er später doch bedeutend in anderes Fahrwasser einlenkt. Die interviewende Dame wundert sich nämlich mit Recht — und dies bildet die Einleitung zu dem Buche —, daß Rubinstein in seinem Musikzimmer die Büsten von S. Bach, Beethoven, Schubert, Chopin und Glinka aufgestellt hat, daß aber Händel, Haydn, Mozart u. a. fehlen. Besonders die Abwesenheit Mozart's will ihr nicht einleuchten, und daß Rubinstein den russischen Componisten Glinka zu denjenigen zählt, die er in seiner Kunst „am meisten verehre". Rubinstein redet sich zwar heraus, indem er sagt: „Himalaya und Chimborasso sind die höchsten Spitzen der Erde, damit ist nicht gesagt, daß der Montblanc ein kleiner Berg sei." Aber die Dame hätte darauf gleich fragen sollen, ob nach seiner Schätzung Chopin und Glinka höher seien als Mozart-Montblanc. Durch die Unterlassung dieser Frage wird dem Kernpunkte ausgewichen und der Leser muß nun wirklich glauben, Rubinstein schätze Mozart geringer als Chopin und Glinka. Ich sage: das ist schade, denn später wird er Mozart durchaus gerecht.

Zunächst begibt er sich auf das schwierige Gebiet der Oper als Kunstgattung. Für ihn ist „die Oper überhaupt eine untergeordnete Gattung unserer Kunst". Ja er geht noch weiter und sucht zu beweisen, daß die vokale Musik überhaupt nicht die höchste Aeußerung dieser Kunst sei; seine Vorliebe sei „zwar nicht ausschließlich, aber jedenfalls in höherem Maße der Instrumentalmusik zugewendet." Die vier Gründe, die er für die Präponderanz der Instrumentalmusik anführt, dürften schwerlich beweiskräftig genug sein. Denn: 1) die Grenzen, welche die menschliche Stimme der Melodie steckt, sind doch nur äußerlich und nur für das begrenzte Talent vorhanden — das große Talent weiß auch in der Begrenzung ein unendlich Schönes und Ergreifendes zu bilden; 2) die „schönstgedachten Worte", welche nicht im Stande sein sollen das „Ueberfließen der Gefühle auszudrücken", werden ja gerade durch die Musik in diesen Stand gesetzt; 3) weil „ein Mensch" in höchster Freudigkeit oder Traurigkeit wohl Töne vor sich hin summen, denselben aber keine Worte unterlegen wird, so folgt daraus nicht, daß dies in künstlerischer Production auch nicht sein könne oder dürfe; 4) daß „nie in einer Oper eine Tragik erklungen ist und erklingen kann(!) wie in einigen Beethoven'schen Adagios", ist wohl kaum ernst zu nehmen und ruft überdies die Frage hervor, ob denn nur das Tragische dramatisch und überhaupt in der Gesangsmusik einzig wirksam sei, eine Frage, deren Beantwortung ruhig jedem Leser überlassen werden kann.

Bei dem Discurs über Programmmusik kommt Rubinstein auf gewisse Charakterbezeichnungen zu reden und will die Benennungen „pathetisch" in der Beethoven'schen C moll-Sonate, und „heroisch" in desselben dritter Sinfonie, nicht als richtig gelten lassen. Es scheint, daß er hier aus fehlerhaften ästhetischen Prämissen fehlerhafte Schlüsse zieht. „Pathetisch" heißt in der Kunst nicht „das Leiden" allein, sondern der Kampf mit dem Leiden, ja die Ueberwindung desselben. Und so wird wohl Beethoven nicht gegen die Aesthetik gefehlt haben, wenn er sein Werk Sonate pathétique nennt, im ersten Satze das Leiden selbst in seinen verschiedenen Stadien darstellt, im zweiten Satze sich einer religios-philosophischen Idee hingibt, im dritten endlich zur Resignation gelangt, in der Haltung des Satzes aber und in vielen schmerzlichen Accenten noch die ganze Unruhe des Herzens verräth. Rubinstein faßt ferner den Begriff des „heroischen" so auf, als ob damit das Tragische (schon wieder!) verbunden sein müsse. Da nun Beethoven bekanntlich die Sinfonia eroica auf Bonaparte schrieb als dieser noch erster Consul war, so ist nicht einzusehen, woher er das „tragische" Moment hätte nehmen sollen — höchstens aus den großen Opfern an Menschenleben, die seine Feldzüge bereits gekostet — dem aber gibt seine Marcia funebre, der zweite Satz, vollgenügenden Ausdruck. Zu sagen, alle Themen des ersten Satzes seien „antiheroisch", das Scherzo sei ein „lustiges Jagdstück", das Finale sei ebenfalls nicht heroisch, beweist nur, daß Rubinstein den Begriff des Heroischen einseitig auffaßt, und daß er im Besonderen die Umstände nicht berücksichtigt, welche für Beethoven in seinem speziellen Falle maßgebend waren. Anders würde Letzterer geschrieben haben, wenn die Sinfonie zur Zeit Napoleons auf St. Helena entstanden wäre.

Erfreulich und schön ist, was Rubinstein von Bach und Händel sagt: „Kirchenmusik, Orgel, Klaviervirtuosität, Oper (!), sogar Orchestergeist, alles Musikalische der damaligen Zeit, repräsentiren diese zwei Namen in einer Vollkommenheit, die unbegreiflich ist, die an Wunder grenzt." Für diesen Satz möchte ich Rubinstein eine Büste Händel's schenken, unter der Bedingung, daß er sie wirklich aufstellt und seine eigenen Worte darunter schreibt. — Von Bach aber sagt er: „Wenn unglücklicherweise alle Cantaten, Motetten, Messen, ja sogar die Passionsmusiken verloren gingen, das „Wohltemperirte Klavier" aber nicht, so brauchte man nicht zu verzweifeln, die Musik ist nicht untergegangen!" —

Nun kommt Rubinstein auch näher auf Mozart zu sprechen, und macht einigermaßen seine Anfangs etwas abschätzige Bemerkung über diesen Meister wieder gut, in so warmen Worten, daß man nicht begreift, warum er demselben einen Platz unter seinen Büsten verweigert. „Helios der Musik möchte ich ihn nennen! Alle Gattungen der Musik hat er mit seinem Lichte beschienen, und Allem den Stempel des Göttlichen aufgedrückt . . . und gar neben all dem wunderbaren Instrumentalen (!) die wunderbaren Opern!" Mozart habe „noch das Verdienst, die Oper aus dem eisigen Pathos der Mythologie in das wirkliche Leben, in das rein Menschliche übergeführt zu haben" . . . und das merkwürdigste in seinen Opern sei „die Charakteristik, die er jeder Figur gegeben hat, so daß alle Persönlichkeiten darin unsterbliche Typen geworden sind." —

Beethoven ist für Rubinstein der musikalische Wiederklang des großen Weltdramas der französischen Revolution . . . Liberté, Egalité, Fraternité." Gut gesagt, aber doch zu einseitig für die Totalität des Meisters. Beethoven war vor Allem er selber, seine Musik ist der Ausdruck seines individuellen Lebens, seiner Leiden und Freuden, seines im Ganzen traurigen Schicksals, dem er aber mit Manneswürde entgegenstand, und dem er stets auch eine humoristische Seite abzugewinnen wußte. Daß ihn die französische Revolution in ihren Ursachen und Wirkungen vielfach beschäftigt und höchlich interessirt hat, kann man wohl, wenn man will, aus einigen Werken heraushören (F moll-Sonate op. 57 und 9. Symphonie), aber sein Dichten und Trachten ging auf originelles Kunstschaffen und auf Ausdruck seines eigenen Innern, und dieses kann man doch nicht mit der französischen Revolution identificiren. Was Rubinstein über Beethoven's Jugendwerke und weitere Entwickelung, über Fidelio und die Missa solemnis sagt, ist alles sehr bemerkens- und beherzigenswerth; auch Mehreres über die 9. Symphonie wird gerne als geistreich und auf-

*) „Die Musik und ihre Meister", Leipzig, B. Senff.

Digitized by Google

klärend hingenommen werden; nur in Betreff des Chor-Finale steht er immer noch auf dem Standpunkte, der wissenschaftlich überwunden ist: daß Beethoven „nach dem Unaussprechlichen der ersten drei Sätze etwas Ausgesprochenes haben wollte", während Beethoven notorisch die drei ersten Sätze nur als Vorbereitung und Einleitung zum Gesang „An die Freude" gedacht hat — woraus dann jene seltsame und anfechtbare Mischung von Cantate und Symphonie entstand.

Seine Ansichten über Schubert leitet Rubinstein mit dem hübschen Aperçu ein: „Beethoven hat uns in seinem Fluge zu den Sternen mit hinaufgenommen, von unten aber ertönt ein Gesang: Kommt doch herunter, auf der Erde ist es ja auch so schön!" Er betont dann das Lyrisch-Romantische Schubert's. Als er aber auf seine schwache Seite zu reden kommt, wird er — sehr ungalant gegen das weibliche Geschlecht, indem er das große Wort gelassen ausspricht: „Gott hat das Weib geschaffen, gewiß das Schönste in der Schöpfung, aber voller Fehler — er hat nicht gefeilt an ihr (ihm)." Ich weiß nicht, welche Erfahrungen Rubinstein zu einem so harten und ungerechten Urtheil über das Weib geführt haben; aber man darf wohl entgegnen, daß „der Mann" auch seine Fehler, und zwar viele, mitbekommen hat, Fehler, in Folge welcher das Weib über den Mann oft genug „Herr" wird, welche Herrschaft dann der Mann, obwohl er selber schuld ist, durch einen Bruch abschüttelt!

Nun kommt Weber an die Reihe, dessen ungleiche Verdienste um Oper und Klaviercomposition Rubinstein ganz richtig hervorhebt.

Nach einer längeren Auseinandersetzung über italienische, französische und deutsche Oper widmet er Mendelssohn und Schumann einige warm geschriebene Seiten und gelangt zu Chopin, den er den Klavier-Barden, Klavier-Rhapsoden, den Klavier-Geist, die Klavier-Seele nennt. Ganz mit Recht, denn Chopin's Musik steht und fällt mit dem Klavier. „In seinen Compositionen finden sich Tragik, Romantik, Lyrik, Heroik, Dramatik, Phantastik, Seelisches, Herzliches, Träumerisches, Glänzendes, Großartiges, Einfaches, überhaupt alle möglichen Ausdrücke."

Daß nun Rubinstein endlich den letzten der von ihm „am meisten verehrten" Meister, Glinka, zu preisen unternimmt, ist selbstverständlich. Als Russe mußte er wohl seiner Landsleute wegen, für die das Buch wahrscheinlich auch in russischer oder französischer Sprache erschienen sein wird, den einzigen musikalisch namhaften Russen in seine schützenden Arme nehmen. Er wird dabei wohl schwerlich übersehen haben, daß seine Arbeit für die Bewohner der Culturländer vergebliche Liebesmühe sein möchte. Denn für russisch-Nationales schwärmen wohl im übrigen Europa nur sehr Wenige; Rubinstein mag es mit seiner eigenen V. Symphonie genügend erfahren haben. Ueber Glinka's „musikalisch vollkommenste Meisterschaft und Technik" kann man mit Rubinstein nicht wohl streiten, da er Vieles von ihm kennt, wir in Deutschland u. s. w. nur Weniges. Dieses Wenige hat von den gepriesenen Kunsteigenschaften nicht viel verrathen, dafür aber durch Rohheit in Erfindung und Klangfarbe zu sehr abgeschreckt, als daß Aussicht vorhanden wäre, Glinka als großen Meister eingebürgert zu sehen, ebenso wenig als Aussicht vorhanden ist, daß der Deutsche das Gebet jenes Palermitaner Mädchens, das Rubinstein in der Frage nach dem „Kirchenstil" erwähnt, als menschlich-vernünftig, und die auf solcher Culturstufe beruhende Kirchenmusik als berechtigten „Kirchenstil" betrachten lernen werde.

Ueber die Matadoren der sog. neudeutschen oder Zukunftsmusik nimmt Rubinstein sich kein Blatt vor den Mund — mit sehr anzuerkennendem Muth, da er ja selber beständig der Kritik und somit den Pfeilen der Parteipresse ausgesetzt ist, spricht er aus was eigentlich seit dem Entstehen jener Richtung von allen einsichtsvollen Musikern und Aesthetikern gesagt worden, leider vergeblich, denn dem Publikum imponirt das Neue mehr als die Warnung vor dem kunstschädlichen Gift, das darin zuweilen enthalten ist; auch ist sehr wahr was Rubinstein sagt: „Das Publikum hat so oft gehört und gelesen über seine Unfähigkeit, ein Genie bei Lebzeiten zu erkennen, daß es jetzt bereit ist, Jeden für ein Genie zu erklären aus bloßer Furcht, den Vorwurf des Verkennens auf sich zu laden." Im Einzelnen geht aber Rubinstein sehr mäßig und gerecht vor; so rühmt er bei Berlioz: „blendend colorirt, effectvoll, interessant" sei Alles von ihm, fügt aber der Wahrheit gemäß bei: „aber Alles reflectirt, klügelnd, weder schön noch groß, weder tief noch hoch." Ueber Wagner sagt er am Schlusse einer längeren Abwägung der einzelnen Seiten desselben: „So ist er wohl eine höchst interessante Erscheinung in der Musik, aber im Vergleich mit den dagewesenen Größen specifisch musikalisch doch sehr discutabler Art." Bei Liszt unterscheidet er gar wohl den Klaviervirtuosen und den Componisten: „Unerreicht und unerreichbar im Klavierspiel . . . hat er am Musikhorizont als der glänzendste Stern geleuchtet" . . . Aber: „seine Componistenperiode von 1853 an ist, meiner Meinung nach, trauriger Art." Natürlich bringt Rubinstein für dieses hart scheinende Urtheil nähere Begründung.

In Folge der Offenherzigkeit Rubinstein's, und trotz mancher Paradoxien und Curiosas, ist sein Buch ein recht interessantes. Ich wünsche ihm auf seiner Reise in die musikalische Welt viel aufmerksame und gerechte Leser.

Neue Dichtergaben.

(v. Reder. Spielhagen. Gregorovius.)

Besprochen von Adolf Wilhelm Ernst.

Der Name Heinrich v. Reder erfreut sich bei dem Volke der „Dichter und Denker" gerade keiner allzu großen Volksthümlichkeit. Aber Jeder, der an seinen bislang erschienenen Schriften und Dichtungen, von denen wir die „Soldatenlieder", die „Gedichte", die oft wunderbar stimmungsvollen „Federzeichnungen" und den „Bayerwald" nennen, Gefallen gefunden hat, wird unseren Poeten um so höher zu schätzen wissen, wenn er erfährt, daß Heinrich v. Reder ein ausgesprochener Feind jedweder Reklame ist. Er ist als Künstler eine viel zu feinfühlige Natur, um die immer weiter um sich greifende Mode mit zu machen und sich in der literarischen Arena der Gegenwart vorzudrängen, sich selbstgefällig zu bewundern oder beweihräuchern zu lassen. Wer ihn persönlich kennt, weiß auch, daß er eine viel zu ehrliche, fast möchte man sagen: knorrige Natur ist. Und wenn in den letzten Jahren von den Jüngeren und Jüngsten unserer literarischen Geistesritter mehrfach der Versuch gemacht worden ist, den Dichter der „Federzeichnungen" für ihre naturalistische Richtung öffentlich mit Beschlag zu belegen, so zeigt Oberst von Reder in seinem unlängst publicirten Epos „Wotan's Heer. Eine Märe aus dem Odenwald*), daß er nichts weniger als geneigt ist, sich in jene Reihe literarischer Kämpen einrangiren zu lassen. Wir meinen, daß dieses Epos jedenfalls die beste Antwort auf die an ihn von naturalistischer Seite gestellte Anfrage ist.

Der Dichter behandelt in seinem neuesten Epos die bekannte, dichterisch oft verwerthete Sage vom wilden Jäger, versetzt uns also in eine Zeitepoche, deren Gedankenwelt und Gefühlsleben mit dem modernen Zeitbewußtsein nicht viele Berührungspunkte aufweist. Das Neue der Dichtung aber dürfte darin liegen, daß der Verfasser in seiner Schöpfung die heidnische, mit Göttern, Helden und Gespenstern verwobene Sage, als deren letzter Ausläufer der Rodensteiner Ritter erscheint, der im Odenwald als „Landgeist" beim Beginne eines Krieges an der Spitze des „wüthenden Heeres" aus dem Schnellerts zum Rodensteiner Schlosse zieht und beim Friedensschlusse zurückkehrt — daß er diese Sage unter dem Einflusse des siegenden Christenthums zeigt, sie dementsprechend künstlerisch gestaltet und durchführt. Immerhin gibt es genug

*) Dresden, E. Pierson.

Digitized by Google

Literaturfreunde, die sich durch den Titel allein schon veranlaßt fühlen können, das Dichtwerk nicht zu lesen. Sehr zu ihrem Schaden! Denn obgleich wir auch ganz auf dem Standpunkt der modernen Dichtkunst stehen, so wollen wir uns andererseits doch nicht die Gelegenheit und Fähigkeit rauben lassen, rein künstlerisch zu genießen, wo wir auf echte Kunst stoßen. Das ist bei Reder's „Wotan's Heer" der Fall. Die rein ästhetische Seite der Dichtung söhnt uns doppelt und dreifach mit der wenig modernen Stoffwelt aus. Als Naturfänger und Localschilderer leistet Heinrich von Reder in diesem Epos geradezu etwas Imposantes. Namentlich das Localcolorit in „Wotan's Heer" darf als vorzüglich gelungen betrachtet werden. Besonders aber ist es der deutsche Wald, der in Reder einen begeisterten Sänger findet, und wir unterschreiben gern die Behauptung eines Kritikers, der in dieser Hinsicht sagt, daß seit Eichendorff die deutsche Literatur keinen Poeten aufzuweisen hat, der die Romantik des deutschen Waldes so zu schildern vermag wie H. v. Reder. Das ist keine äußerliche, schillernde Decorationsmalerei, das ist naturbeseelende Poesie, und sehr schön weiß der Verfasser die jeweiligen Vorgänge in der Natur mit dem inneren Leben seiner Personen in Zusammenhang zu bringen. Mit einer nie versiegenden Fülle von prägnanten Ausdrücken und hoch poetischen Schönheiten zaubert er uns das tief geheimste Walten der Schöpfung vor das seelische Auge. Stellenweise schwelgt er geradezu in sinnlich schönen, satten Farbentönen. Er verleugnet als Poet durchaus nicht sein Malertalent. Die Sprache der Dichtung ist von künstlerischem Geiste getragen; sie ist weder bombastisch oder mit rhetorischem Pomp überladen, noch saft- und kraftlos. Im Gegentheil! Wir finden neben elegischen Mollklängen kräftige, markige Töne, neben ätherischen Liebesbekenntnissen von heißer Leidenschaft durchglühte Weisen, neben tändelnden und kosenden Schäferidyllen Strophen von ernster Lebensweisheit:

Wir tragen ein Sehnen in drängender Brust,
Ein Sehnen zu dämmernden Fernen,
Als wär' ein ewiges Ziel uns bewußt
Dort über den leuchtenden Sternen.
Wir ahnen es dunkel und glauben es kaum,
Ob dort in der blauenden Klarheit
Vergänglichen Lebens befangener Traum
Sich strahlend verwandle zur Wahrheit.
Wir wandern vielleicht in dem Weltenall
Von Stufe zu Stufe zum Guten,
Bis einst mit dem Licht im Sonnenball
Für ewig zusammen wir fluthen.

Unter die Lyriker ist neuerdings auch der viel gefeierte und des Ruhmes würdige Meister der Romankunst Friedrich Spielhagen gegangen, aber, wie wir gleich hinzufügen wollen, nicht zu seinem Vortheil. Was Spielhagen bewogen haben mag, diese „Gedichte"*) zu veröffentlichen, wird Jedem, der das Buch liest, unbegreiflich erscheinen. Der Schöpfer der „Problematischen Naturen" zeigt mit dieser Sammlung so recht, daß er Alles eher als ein begnadeter Lyriker ist. Als Lyriker — wenn man diesen Ausdruck der Kürze halber einmal auf Spielhagen anwenden will — überwiegt in ihm der Epiker. Das wird jedem Gebildeten einleuchten, der den Aufsatz über „Edgar Poe gegen Henry Longfellow" in Spielhagen's Buch „Aus meiner Studienmappe" gelesen hat. Aus diesem gegen Edgar Allan Poe gerichteten polemischen Artikel erhellt Spielhagen's Ansicht über das Wesen der lyrischen Dichtkunst. Und wie gestaltet sich nun Spielhagen's Theorie über die Lyrik zur Praxis? Uns will dünken, daß gerade Spielhagen's praktische Lyrik den besten Beweis für die Unzulänglichkeit der von ihm herrührenden Theorie über die Lyrik lieferte. Denn wer wollte es leugnen, daß diese Gedichte Producte von Spielhagen's poetischer Phantasie sind? Sind sie aber deshalb lyrisch, sind sie deshalb schön und werthvoll? Weit gefehlt! Der Verfasser sagt ja selbst, der lyrische Dichter möge nur aussprechen, was das Herz bewegt. Das herzbewegende, herzerhebende Moment fehlt aber gerade den Spielhagen'schen Gedichten. Wenn Poe's dichterisches Prinzip: „Ein Gedicht verdient seinen Namen nur so weit, als es durch Erhebung die Seele erregt. Sein Werth steht im Verhältniß mit dieser erhebenden Erregung" — wenn dieses Wort richtig ist, dann sind fast sämmtliche Spielhagen'sche Gedichte werthlos. Matt und ohne vollblütige Leidenschaft sind diese Verse; sie erwärmen nicht unser Gemüth, reißen uns nicht zur Begeisterung hin, sondern wirken vielmehr ernüchternd, erkältend auf unser Herzensleben. Das echt lyrische Element wird in diesen Gedichten erstickt theils durch zu viel Verstand, theils durch nüchterne Klügelei und Ueberlegung. Einzelne Gedichte sind bloße Wortspielereien, z. B. „J'y pense" und „Sie ist zu jung und schön", wo der angestrebte Volkston durchaus nicht getroffen ist, auch wenn „sie" „ihm" inniglich, „er" „ihr" minniglich die Sorgen fortküßt und „ihr schön genung" ist. Wie armselig ist das „Weihnachtslied des Wächters" (S. 46) gerathen:

„Dies ist die heil'ge Weihenacht,
Da halten tausend Englein Wacht,
Daß nirgendwo ein Leid's geschicht,
So braucht ihr heut' den Wächter nicht!
Kein Böses darf sich regen,
Denn Lieb' ist allerwegen."

Ein solch herzergreifendes Thema mit diesem dürren Gedrechsel abthun, ist fast eine Versündigung an der Kunst! — Leidenschaftslosigkeit ist also das erste Moment in dem lyrischen Wesen Spielhagen's, so weit man überhaupt von einer solchen bei dem Autor reden kann. Dazu kommt ferner — und das dürfte bei dem Schöpfer der großen Zeitromane auffallen — daß er hier tief in antiken Vorstellungen steckt und sich so unmodern zeigt, wie nur irgend ein Poet unserer Tage. Daran ändert selbst der Cyklus „Aus der Gegenwart" nichts von Belang. Wenn der Autor die „schönste aller Frauen", ihren „düster in die Ferne starrenden Blick" beschreibt, verrennt er sich in klassische Empfindeleien und sagt: „So sah die Sphinx auf Lagos' Sohn hernieder, als er die Felsenhöhn hinauf sich schwang." Wenn er seiner Geliebten den letzten Kuß, das letzte Liebeszeichen gegeben hat, so redet er von Charon's schwankem Kahn und bleichen Schemen. In dem Gedicht „Als ich Dich sah und liebte" heißt es, nachdem der Liebende die süße Wonne ihres Kusses getrunken hat:

„O, Ueberschwang der reinsten Seligkeit!
Und doch vor Wehmuth will mein Herz zerspringen:
Ich weiß, wie mitleidlos der Götter Neid,
Ich weiß, wie trüglich der Sirenen Singen."

Wie Spielhagen dazu gekommen ist, das innerste Herzensleben, das sich in seiner „Lyrik" doch jedenfalls abspiegeln soll, mit derartigen Anempfindereien zu verquicken, wie er dazu gekommen ist, den modernen Zeitgeist so ganz zu verleugnen, ist unbegreiflich. Denn die Serie „Nach antiken Motiven" mit ihren ziemlich platten Heineriaden, wie auch der Cyklus „Aus der Gegenwart", in dem Spielhagen Anläufe macht, sich an den modernen Zeitgeist zu wenden, sind wahrlich nicht von Bedeutung. Wir wollen nicht Georg Brandes' Worte aus seinem gehaltvollen Ibsen-Aufsatz, wo er von den schlechten Poeten spricht, die in der Vergangenheit wurzeln, auf Friedrich Spielhagen anwenden; aber von einer gewissen philologischen Zopfgelahrtheit, die auch zuweilen aus seinen epischen Schöpfungen hervorlugt, ist er nicht frei zu sprechen. Als „Lyriker" besitzt er überhaupt keine ausgeprägte Individualität. Ist ferner der Mangel an Selbstkritik bei jedem Poeten zu bedauern, so doppelt und dreifach bei einem Spielhagen, dessen redlich verdienter Ruhm doch wahrlich nicht auch noch der lyrischen Drapirung bedarf. Wir sind der festen Ueberzeugung, daß das Buch, wenn es nicht den Namen Spielhagen auf dem Titelblatt trüge, sondern den eines weniger bekannten und weniger gefeierten Mannes, ohne Sang und Klang dem ewigen Schweigen verfallen würde. Denn Farblosigkeit und Gefühlslauheit ist die Hauptsignatur der Gedichtsammlung. Aber auch die äußere Form ist häufig nichts weniger als schön.

„Will jedes man bedenken,
Was zu bedenken ist,
So bleibt für rasches Handeln
Im Leben wenig Frist.

*) L. Staackmann, Leipzig.

Digitized by Google

Besonders auf der Reise,
Da geht's in schnellem Schritt,
Und was am Weg sich findet,
Das nimmt man eben mit."

In „Zwielicht" (S. 44) findet sich folgende Sonnen- und Mondpoesie:

„Ich kenn' zwei braune Augen,
Darin die Sonne thront;
Und kenn' zwei blaue Augen,
Aus denen scheint der Mond."

In „Heiligendienst" heißt es à la Wilhelm Busch:

„Und was denn doch zu jeder Frist,
In solchem Fall Bedingung ist:
That ihre Wunder früh und spät
So man nur fleißig gebetet hat."

Jeder Verehrer der Spielhagen'schen Muse wird es nur bedauern, daß der Verfasser sich nicht mit der wohlerworbenen, reichen Ehre seiner Romankunst, die rückhaltlos anzuerkennen wir wahrlich nicht die letzten sind, begnügen konnte. Mit den „Gedichten" hat er seinem Ruhmeskranze kein neues Blatt eingefügt, und sie werden hoffentlich längst vergessen sein, wenn das Menschengemüth sich noch immer wieder an Spielhagen's Romanen und Novellen erquickt und erhebt.

Auch Ferdinand Gregorovius hat in seinen „Gedichten" *), die nach dem Tode des Verfassers von seinem Freunde A. F. Graf von Schack herausgegeben sind, wenig Modernes an sich. Während aber Spielhagen, im innersten Grunde von dem Wunsche beseelt, mit seiner Zeit zu ringen, zwei Empfindungswelten: die Antike und die Moderne, zu einem vielfach chaotischen Durcheinander und sonderbaren Gemengsel verquickt und Geist und Gemüth des Lesers häufig genug in demselben Gedicht bald nach Griechenland oder Rom, bald nach Deutschland, jetzt in die versunkene Epoche aller Klassicität, dann wieder in die gährende, aufgeregte Zeit der Gegenwart zerrt, daß der Leser kein genußfroher Mensch werden kann, so wandelt Gregorovius zwar auch ganz auf dem geheiligten Boden altklassischer Erinnerungen, so haben seine „Gedichte" zwar auch nichts von dem fieberhaft klopfenden Pulsschlag unserer Zeit, aber er ist doch Künstlerpoet genug, zwei Jahrtausend auseinander liegende Vorstellungswelten durch Künsteleien und Gefühlszwang nicht mühsam überbrücken zu wollen; er haftet eben mit allen Fasern seines dichterischen Ich im italischen Boden. Sein künstlerisches Tactgefühl gebietet ihm, diese Welt und nur diese Welt, in der er lebt und dichtet, auf uns wirken zu lassen. Deshalb waltet in seinen „Gedichten" — so kalt uns auch viele in ihrer marmornen Klassicität lassen — Harmonie; sie bieten einen festen Kern dar, um den sich unser Interesse gleichsam krystallisiren kann. Ferner zeigt sich in manchen Gedichten des „Euphorion"-Sängers wirklich lyrischer Duft; Gregorovius ist ein wirklich lyrisches Medium. Man lese z. B. nur das „Lied" (S. 183), das bei aller Einfachheit der Empfindung wirklich lyrische Stimmung besitzt.

In den „Gedichten aus Italien" nimmt unseres Poeten Muse zuweilen einen hohen Flug. Gregorovius ist in dieser Hinsicht kein planetarisches Gemüth. Sein dichterisches Kraftgefühl weiß selbst untergeordneten, dem ersten Anschein nach recht prosaischen Stoffen höhere Gesichtspunkte abzugewinnen (vergl. z. B. „Cholera-Quarantäne zu Orbetello"). Am häufigsten kommt das sub specie aeterni seines Dichtertalentes in „Ninfa" und in dem „Festgedicht" zur Geltung, das bei der Schillerfeier in Rom 1859 vorgetragen wurde. „Ninfa" ist ein schwarzverhängtes Nachtstück aus der Weltgeschichte; aber an diesem düsteren Himmel blitzen hin und wieder der Menschheit ewige Sterne auf und beleuchten phantastisch die in Finsterniß getauchte Vergangenheit. Ninfa, einst eine Stadt voll Duft, Glanz und Licht, ist nun ein öder, verlassener Ort, ist nun ein welker Kranz, den einst das thatenvolle Leben gewunden und den die brausende Zeit dann achtlos in das Meer der Vergessenheit geschleudert hat. Mit majestätischem Wurfe ist diese Stätte geschildert: Die verfallenen Kirchen, die von Epheu überwucherten Heiligen, das Kreuz, auf dessen Leidensthron Christi Bild emporragt, die dem Herrn zu jeder Seite schwebenden Schächergestalten — Alles dies, verwittert und vermorscht, erinnert den Poeten an längst verrauschte Zeiten und weckt eine Fluth von quälenden Fragen und bangen Zweifeln in seiner Brust:

„O, Christenthum, wirst Du vergehn gleich allen
Religionen, die vor Dir gefallen
Und nur im Marmor und im Namen fort
Noch dauern sowie im entseelten Wort,
Gedächtniß nur?"

Tiefsinnend berührt der Poet schwindelerregende Lebens- und Geistesfragen, bis ihm „Epheugeister" antworten, bis ihm „der erste Schächer", dann „der zweite" und zum Schluß eine „Stimme in der Luft" das heiß klopfende, von Zweifeln bestürmte Herz beschwichtigen. Und wenn der erste Schächer dem Poeten das ewig alte und ewig junge Wahrwort entgegen ruft:

„Hat der Mensch auch viel bezwungen,
Schafft ihm dennoch Götzen neu
Priesterlist und Tyrannei" —

so wird ihm zum Schluß der versöhnende Trost zu Theil:

„Was die flücht'ge Stunde schafft,
Lebt vom All und seiner Kraft,
Wird vom Ewigen umschlossen,
Ist sein blühend Bild und Wort.
Und die Gottheit lebt noch fort
Selbst im Tropfen, der zerflossen,
In der Rose, die verdorrt.
Durch des Wissens hohes Thor
Erdengeist, schwing Dich empor
In die schrankenlosen Weiten!
Wenn zertrümmert ist der Lug,
Der verknechtende Betrug,
Tilgst Du in beglückten Zeiten
Auch des Kain Bruderfluch.
Wenn ein Strahlenhimmel scheint
Ueber Völker, die vereint
Sich mit Palmen froh bekränzen;
Dann vom Haß verfinstert nicht
Wird ihr herrlich Angesicht —
Nein! die Erde muß erglänzen
Von der Liebe, die ihr Licht!

Wenig nur sagen uns die „Sicilianischen Volkslieder" (Uebersetzungen) dieser Abtheilung zu; zuweilen findet sich aber auch hier eine Perle. In der „Corsischen Wanderung" — dem zweiten Abschnitt des Buches — finden sich neben einigen romanzenartigen Gedichten die „Corsischen Todtenklagen". Mögen diese Vöceros auch von culturhistorischem Interesse sein, trotz ihrem deutschen Gewande muthen sie uns doch gar zu fremdartig an. In der letzten Abtheilung „Wanderlieder und Anderes" stoßen wir jedoch stellenweise auf echte Poesie. Hier kommt der echte, rechte Lyriker zu Wort, nicht der Uebersetzer, nicht der historische Dichter. Eine kräftige Dichterphysiognomie schaut uns aus diesen Poemen allerdings nicht an; sie hinterlassen deshalb auch keinen nachhaltigen Eindruck. Die Stoffwelt ist eine bescheidene und die Ausführung und Wortgestaltung vielfach matt. Man vermißt ein klar ausgesprochenes dichterisches Credo, den eigenartigen Seelenduft, den ein Poet von „Gottes Gnaden", den ein Meister-Künstler seinen Musenkindern einzuhauchen weiß. Vielfach spricht aus diesen Versen leise Wehmuth, die den nach Ruhe sich sehnenden Rom-Pilger beschleicht. Am hervorragendsten dürfte das „Drama in der Luft" sein, wo der Poet einen Luftschiffer, einen „flügellos Geborenen", der in das mythenlose Gebiet der Luft emporsteigt, mit dem eifersüchtig sein Reich bewachenden Luftgeist einen erbitterten Kampf führen läßt. In diesem theils allegorischen, theils symbolistischen Gedicht findet der Poet im Anschauen einer wahrhaft grandiosen Stoffwelt eigenartige Töne und Gedanken, Töne, die unseres Herzens tiefe Saiten erzittern lassen, Gedanken, die uns in Ehrfurcht erschauern lassen vor der Unermeßlichkeit der Welt und Ewigkeit einerseits, vor dem siegenden Forschungsdrange andererseits, den ein Gott in die Menschenbrust gesenkt, daß wir uns im Aetherglanz und Himmelshauch wiegen können.

*) Leipzig, F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Auch ein Jubiläum.

Von Adolf Marquardt.

Wäre ich ein Feind der Jubiläen, so würde ich sagen, sie seien eine Gelegenheit, einige wichtige oder unwichtige Dinge ein paar Dutzend Jahre zu vergessen, um sie dann gerührt mit jenem liebenswürdigen Spürsinn aufzuwecken, dessen das menschliche Gedächtniß mit Hülfe der Conversationslexika und der Erinnerungstafeln auf Abreißkalendern fähig ist und den als Pietät anzusehen so allgemein ist, daß ich nicht gerne eine Ausnahme mache. Denn ich habe Ehrfurcht vor dem, was allgemein gilt, vor der Macht des Weibes, vor den Börsenberichten und den Sprichwörtern. Also ich nehme Theil an jener Pietät und liebe die Jubiläen, sonst könnte ich am Ende auch nicht darüber schreiben. „Nämlich", meinte mein Nachbar, der Schneidermeister Mahl, „zu Allem gehört Affection und ein liebreiches Gefühl, und wenn Sie mein Jubiläum beschreiben wollen, so nehmen Sie, bitte, ein wenig mehr davon als gewöhnlich und tauchen Sie Ihre Feder in Ihr Herz!"

Und da ist's heraus, was ich noch lange nicht sagen wollte: der Herr Schneidermeister Mahl feierte auch ein Jubiläum, und weil ich den letzten Anlaß gab, so lud er mich dazu ein unter der Bedingung, in der Zeitung eine Schilderung davon zu bringen. Von dieser Bedingung ging er nicht ab, obgleich ich mir erlaubte, ihn darauf aufmerksam zu machen, daß die Zeitungen mit Jubiläen überfüllt und deshalb zur Annahme wohl nicht geneigt seien; auch würden in allernächster Zeit einige Scharfrichter ihre Pensionirung, Größen ihren 70. Geburtstag feiern, und mehrere bejahrte Dichter —

„Gehen Sie mir mit den Dichtern," unterbrach mich der selbstbewußte Meister, „ich kenne Schillern und ich kenne Goethe, sie sind ja zum Kennenlernen öffentlich aufgestellt und in Erz, was etwas Ewiges ist, wie Einer bei der Einweihung sagte, und es kann sie Jeder sich vis-à-vis nehmen und ich habe es als Lehrjunge immer gethan, wenn ich am Sonntag Morgen die fertigen Kleider austrug. Aber ich habe mich geärgert, daß sie so ohne Ganzes waren, wie mein Meister sich ausdrückte, und er meinte damit, daß in Beziehung auf den Rock bei Goethe und den Mantel bei Schillern ein liebliches Verhältniß abwesend sei. Und ich fühlte es auch und es war mir, um mich auszudrücken, das erlösende Wort. Sehen Sie, deshalb bin ich nicht für die Dichter, und nun vollends die bejahrten! Ich bin nicht für das Alte, ich bin für das Neue und lasse mich nicht ein mit dem Repariren von getragenen Kleidern." Gegen eine solche feste Ueberzeugung konnte ich nichts einwenden und ich versprach also noch einmal, das Jubiläum mitzufeiern und zu beschreiben. Aber was für ein Jubiläum denn? Ja, das war eine merkwürdige Sache. —

Ich kam vor einigen Tagen in die Werkstätte des Schneidermeisters Mahl, um mir einen Rock anmessen zu lassen. Er saß vor einem Buch und rechnete; auch als ich eintrat, sah er nur kurz auf, nickte und zählte weiter. „999" — murmelte er endlich, „sage in Worten neunhundert und neunundneunzig". Ich mußte lachen, da ich mir Zahlen nicht gut anders als in Worten gesagt denken kann, dadurch wurde er aus seinen Berechnungen herausgerissen und fragte nach meinem Wunsch. „Ich möchte mir einen Rock anmessen lassen" — kaum war mir dies Wort entfahren, als er ausrief: „Ein Jubiläum, wahrhaftig da haben wir's, ein Jubiläum!"

„Sie irren, Herr Mahl, ich betheilige mich nicht an dem heutigen Festessen zum Andenken an die Erfindung der Pendeluhr vor 250 Jahren, ich gehe auch nicht zum 25jährigen Jubiläum des Schützencorps hier oder zum 75. Jahresfeste der Stadtreiter oder zum 25jährigen Jubiläum des Athleten im Tivoli. Ich brauche einen schwarzen Gehrock für eine Hochzeit, er sollte eine Seitentasche —".

„Doch ein Jubiläum," rief der hartnäckige Schneidermeister, und jetzt kam mir eine Ahnung: er hielt mein jugendliches Alter für ausreichend, um daran die Vermuthung meiner silbernen Hochzeit zu knüpfen. Ich wurde ärgerlich und bedeutete ihm, ich sei nicht aufgelegt, von ihm 25 Jahre in eine Ehe vorausdatirt zu werden, welche ich noch lange nicht einmal anfangen möchte. Da setzte er mir endlich die Sache auseinander. Mein Rock war der tausendste, den er fertigte, und er wollte deshalb ein Jubiläum veranstalten. „Wissen Sie, mit Beinkleidern wäre es schon längst möglich gewesen, die Hosen für Kinder gar nicht gerechnet. Indessen Röcke! Darin liegt etwas, das ist etwas Completes! Und es muß ein Fest her, und Sie, Herr Doctor, müssen es beschreiben." Das war das Jubiläum.

Das Fest kam. Man hatte einen Sonnabend Abend gewählt und sämmtliche Schneidermeister der Stadt, einige sonstige Freunde des Jubilars, seine Gesellen und mich eingeladen. Als ich etwas nach acht Uhr in den Saal trat, in welchem die Feier stattfinden sollte, war schon Alles versammelt und der Anblick wirklich „stupid", wie mir Mahl zuflüsterte, „um sich auszudrücken." In der Mitte einer langen Tafel saß der Held des Abends, rechts von ihm seine Frau und links sein Altgeselle, den eine unglückliche Liebe zur Frau Meisterin noch aus der Zeit ihrer Mädchenjahre an das schneiderliche Haus gefesselt hatte und nicht mehr losließ. Dann folgten zu beiden Seiten, würdig in eine Galerie achtbarer Innungsgenossen eingereiht zu werden, sämmtliche Schneidermeister der Stadt. Entsprechend der Bedeutung des Tages war der Saal mit Kränzen geschmückt, deren größter die künstlerisch ausgeführte Zahl „1000" umrahmte. Und im Hintergrund erhob sich eine Erhöhung, auf Anordnung Mahl's angebracht „wegen besserer Beredtsamkeit." Von dort sollten Reden gehalten werden, und offenbar, damit jeder Redner zur Sache spreche, war als memento mein Rock in naturgetreuer Ausstopfung aufgestellt. Das war nun an sich sehr erfreulich und auch nicht übel anzusehen, weil ich leider einen zurückgebliebenen Wuchs mit ziemlicher Corpulenz vereinige. So stand der Rock oben wie ein Feuerwehreimer mit zwei Schläuchen an der Seite zum Auslaufen. Aber je länger ich die Sache betrachtete, ein desto unangenehmeres Gefühl beschlich mich, denn es kam mir vor, als sei ein Theil meines Ich dort oben kaltgestellt. Jedoch ich hatte nicht Zeit, bei diesem Gefühl zu verweilen, der Altgeselle erhob sich, trat auf das Podium und hielt die Festrede. Leider kann ich sie nicht genau wiederholen, seine Gesichtspunkte waren zu neu. Nur so viel weiß ich noch, daß er ausging von dem Satze: was den Menschen über das Thier stelle, das sei die Vernunft, mit Hülfe welcher er zählen könne. Mit Recht gelte der als dumm, der nicht im Stande sei, bis drei zu zählen. Sein Meister aber könne heute mit Stolz bis 1000 zählen. Hingegen habe dabei auch die Frau Meisterin geholfen, denn sie habe das Betriebskapital in das Geschäft gebracht. Und im Eigentlichen komme das ewig Weibliche, wie ein schöner Dichter sage, zuerst, und so sei die Frau Meisterin so zu sagen die 1 bei der Zahl 1000, und der Herr Meister — doch da fiel ihm ein, daß er diesen nicht gut mit den drei Nullen vergleichen könne, und er schloß diplomatisch: und der Herr Meister komme gleich dahinter. Darum: „Der Herr Meister und die Frau Meisterin, sie leben hoch!" Alles war in Begeisterung, und der Meister, welcher bescheiden den Grund dafür von sich ablehnen wollte, warf mir schmunzelnd über den Tisch herüber die Worte zu: „Ja die Tribüne, das begeistert!" Jetzt kamen die Redner hinter einander wie die vollgeladenen Wagen bei der Ernte. Zunächst bedankte sich der Meister: bei seiner Frau wegen des Betriebskapitals und weil sie immer die Röcke gebügelt habe, bei mir wegen des tausendsten Rockes, bei seinem Altgesellen wegen der Vernunft. Es sei wahr, rief er diesem zu, er halte es mit der Vernunft und noch mehr mit der Intelligenz und er leere sein Glas auf die Jubiläums.

Was weiterhin noch gesprochen wurde, sollte ich nicht berichten, bat mich der Jubilar, „denn es hat Alles seinen Punkt und die Anderen haben von Geschäftsgeheimnissen geredet, was ich nicht einmal bei einem Jubiläum für nolens volens halte." Das war richtig, einer — ein Flickschneider natürlich — hatte bei den 1000 Röcken ausgerechnet, wie viel in die „Hölle" geworfen worden sei, nicht von der Inhaberschaft der Röcke, sondern von dem dazu gelieferten Tuch, behufs eigener Verwendung durch den Herrn Schneidermeister Mahl. Dieser war aber dazwischen gefahren mit dem Ruf: Es sei nicht ehrlich gehandelt, von „Schmu" zu sprechen, und es gehöre nicht in das Jubiläum. Und der Flickschneider hatte ihm entgegengehalten, er sei doch vorhin für das Zählen und für die Vernunft

Digitized by Google

gewesen. Es hätte Streit gegeben, wenn nicht der Altgeselle aufgestanden wäre. Erheitert durch seinen Erfolg als Redner und das umsonst gereichte Getränk trat er auf das Podium und sagte, nach seiner unmaßgeblichen Ansicht müsse der Rock auch etwas vom Jubiläum haben und damit goß er sein Glas aus — über den Rock. Ich wollte aufspringen und ihn schützen, allein der Schöpfer des Kunstwerks hielt mich zurück. „Sehen Sie die Sache von dem Idealen herunter — Sie bekommen einen neuen, und es ist mir eine Ehre, mit Ihnen das zweite Tausend anzufangen. Aber schreiben Sie, wie es gewesen ist, und mit Affection und einem liebreichen Gefühl." Das war das Letzte, was er an diesem Abend sprach. Das Jubiläum nahm ein Ende, wie mein Bericht.

Warum ich die Sache beschrieben habe? Ich könnte sagen, weil ich es versprochen hatte, allein das wäre nur der Standpunkt kalter Pflicht; Die Neigung, die Stimme des Herzens gebieten mir, zugleich zu gestehen: ich bin ein Freund der Jubiläen und möchte gerne zeigen, wie sie sich vermehren lassen, ich bin ein Freund des Herrn Mahl und wollte ihm zu Gefallen sein, trotzdem der Herr Schneidermeister nicht für die Dichter ist.

Aus der Hauptstadt.

Der Kadett als Erzieher.

Bis zum Jahre des Heils 1543 stand die Erde im Mittelpunkte des Weltalls, und Sonne, Mond und Sterne drehten sich in wunderbaren und doch auf das genaueste berechneten Bahnen um sie herum. Da griff die Riesenfaust des Frauenburger Domherrn Nicolaus Köppernick mitten in das uralte Getriebe und mit mächtigem Rucke, davon freilich die alte Welt in allen ihren Fugen krachte, drehte er die Maschine herum; die alte Sonne wurde „festgenagelt", und die träge Erde in Bewegung gesetzt, wobei sie dann auch ihre Machtstellung im Mittelpunkt des Alls aufgeben mußte. Freilich wollte sich anfänglich der Herr der Schöpfung dies durchaus nicht gefallen lassen. Aber was half es? Er mußte! Und heutzutage lacht Dich jeder Klippschüler aus, wenn Du ihm etwa sagen willst: Siehe, wie schön die Sonne dort untergeht. Nur die Poeten und die kindischen Alten rufen noch zuweilen! Und sie — diesmal nämlich die Sonne — bewegt sich doch! Sonst aber steht die Sonne still, und die Erde bewegt sich. —

Und wiederum bis zum Jahre der Aufklärung 1781 hatte alle Welt bis auf einige sonderbare Alten geglaubt, daß diese Erde mit Allem, was darauf und darinnen ist, mit Allem, was wir sehen, fühlen oder sonst wie mit unseren Sinnen wahrnehmen, wirklich etwas außer uns Seiendes sei, das einen gewissen Raum einnähme und sich mit und in der Zeit allmählich veränderc; man hatte sogar hie und da zu beobachten geglaubt, wie irgend eine Ursache eine stets wiederkehrende Wirkung zur Folge habe, d. h. hinterher, später, also durch die Zeit unterschieden, eine Veränderung nach sich ziehe — da aber kam der Königsberger Professor Immanuel Kant und lehrte, Raum, Zeit und Kausalität sind durchaus nichts Wirkliches, durchaus nichts außer uns, es sind eben nur die Formen, in denen sich unser Subject die Dinge vorstellt und allein vorstellen kann. In Wahrheit wissen wir von den Dingen außer uns, den Dingen an sich nichts, auch rein gar nichts. Und alle Welt glaubte dem Königsberger Professor — oder that wenigstens so.

Es sind hiermit wohl die beiden größten Revolutionen bezeichnet, die das menschliche Denken je erfahren hat. Beide Male waren es Niederdeutsche, stiernackige Preußen, die den Kampf mit Allem, was bisher als wirklich und wahr, als göttliche Ordnung gegolten hatte, aufnahmen. Wie bedeutsam klingt das schon in dem harten Anlaut ihrer Namen Köppernick, Kant, Königsberg an! Auch Bismarck hat das K am Anfange, wenn wir nur erst das Wesen der umgekehrten Geschichte „voll und ganz" begriffen haben werden!

Gerade ein volles Jahrhundert später aber, als Kant im Jahre 1790 mit seiner Kritik — wieder das bahnbrechende K am Anfang und am Ende! — der Urtheilskraft die Reihe seiner epochemachenden Werke abgeschlossen hatte, treten drei Lehrer des Königlichen Kadetten-Korps (o, Du dreimal gekräftigtes K!) mit einem Büchlein auf, das zunächst zwar nur für Sextaner bestimmt, doch aber die dritte, abschließende große Geistesrevolution herbeizuführen und damit berufen scheint, den Gefahren einer etwa drohenden sozialen Revolution ein für alle Mal ein Ende zu machen; dann aber hat Preußen, von wo aus überhaupt diese ganze Bewegung ausgegangen ist, seinen Beruf erfüllt und damit natürlich auch die Weltgeschichte den ihrigen.

Es handelt sich nämlich um nichts Geringeres als um die Weiterbildung, die abschließende Neubildung des Kant'schen Zeitbegriffes. Hier wird mit dem Subjectivismus, dem Idealismus voller Ernst gemacht. Nun erst ist der Mensch, und zwar der jeweilige Augenblicksmensch, das Maß aller Dinge, der von seinem völlig unräumlichen nnd unzeitlichen Augenblicksstandpunkt aus nicht nur in die Zukunft schauend die nach ihm kommenden Dinge in sein Zeitbewußtsein faßt, sondern auch von sich ausgehend rückwärts blickend die ganze vorausgegangene Entwickelung, als deren Abschluß er sich ebenso sehr wie als den Ausgangspunkt aller künftigen Entwickelung betrachten muß, auferbaut und so dem wahren Verständniß erschließt. Zur Lösung dieser Aufgabe bestimmt ist der neuerfundene Begriff der umgekehrten Geschichte. Seine wissenschaftliche Verwirklichung muß zunächst angestrebt werden, eine Aufgabe des Schweißes der Streber werth! Der erste Versuch einer solchen Verwirklichung wird in dem oben erwähnten Büchlein gemacht, dessen Titel schon das Programm enthält: „Lehr- und Lesebuch der Geschichte von der Gegenwart bis auf Kaiser Karl den Großen." Es ist ein überaus feiner Zug, daß diese neue Auffassung der Geschichte sich zunächst an die Sextaner wendet. Denn wenn nun eben einmal nur der Lebende Recht haben, wenn der Standpunkt der Gegenwart der allein maßgebende sein soll, so ist der Sextaner jedenfalls in höherem Grade der gegenwärtige Mensch, als die schon mehr oder weniger verbrauchte ältere Generation. So werden die Jungen und Jüngsten die Erzieher der Alten, was übrigens schon immer der Fall gewesen sein soll. Nicht Rembrandt, der Kadett wird der künftige Erzieher deutschen Volkes sein.

Kopernikus setzte das Weltall in die umgekehrte Bewegung, Kant kehrte das Verhältniß von Subject und Object um, der kommende Kadett kehrt den Zeitbegriff um, macht aus einem Nacheinander ein Voreinander und giebt uns die umgekehrte Geschichte. Welche unermeßlichen Perspectiven eröffnen sich damit für Wissenschaft und Leben! Es sei gestattet auf einige der aussichtsreichsten hinzudeuten.

Wer bis jetzt die Geschichte eines Volkes, einer Stadt oder auch der Menschheit zu schreiben versuchte, war beflissen den Punkt zu finden, bis zu welchem zurück sich die Entwickelung verfolgen ließ. Dieser Punkt war dann als Ausgangspunkt anzusehen und anzuwenden. Die Forschung freilich schlug schon immer den umgekehrten Weg ein. Sie ging von dem Gegebenen, der Urkunde, dem Namen, dem Bericht aus. Aber die Geschichtschreiber beobachten diesen Wink nicht. Sie erzählten und entwickelten ab ovo, sie erzählten und entwickelten die Dinge nach einander, nicht vor einander. Die Zukunftshistorie wird den entgegengesetzten Weg einschlagen; nicht am Anfange, sondern am Ende wird ihr Ausgangspunkt liegen. Die wahre, echte Geschichte erzählt in Zukunft nicht mehr, wie „die Dinge denn eigentlich gewesen sind", sondern wie sie sein werden!

Die Kadettenperspective der umgekehrten Geschichte muß natürlich in der Universal- oder Weltmonarchie das Ziel aller vorausgegangenen Entwickelung sehen. Die Aufgabe der Weltmonarchie aber ist keine andere, als die Befriedigung der Massenbedürfnisse durch den Einen einsichtvollsten und besten Willen. Beiläufig ist jedoch auch für den Gegenwartskadetten noch hinreichend gesorgt, indem dieses Ziel natürlich erst durch lange Eroberungskriege erreicht werden kann. Es ist nun aber nichts anderes als der gewaltige Fortschritt der Naturwissenschaften, dem allein die Verwirklichung dieses Ideals zu danken sein wird. Die beiden dazu allein, aber aber auch vollkommen ausreichenden Mittel sind die Suggestion und die Zuchtwahl. Durch die rationelle Anwendung jener wird es möglich sein, auf den künftigen Weltkaiser nicht nur die höchste Einsicht seines Zeitalters, alle Wissenschaft und alle Kunst, sondern zugleich auch den besten Willen zu übertragen und diese höchste Einsicht in den Dienst der

Digitized by Google

Menschheit zu stellen. Die Zuchtwahl aber gibt nach dem Gesetze der Vererbung die Möglichkeit, jene durch Suggestion übertragenen geistigen und sittlichen Qualitäten in einer der fortschreitenden Entwickelung der Menschheit harmonisch entsprechenden Weise fortwährend zu steigern. So wird der jeweilige Weltkaiser die Quintessenz aller geistigen und sittlichen Fähigkeiten seines Zeitalters. Er wird wieder zum Halbgott, wie auch das noch keine Kritik verfälschte, durch keinerlei Sachkenntniß getrübte, unmittelbar empfindende Geschichtsbewußtsein sogar schon im Abovitätszeitalter Halbgötter an die Spitze aller Entwickelung setzte. Und so schließt dann im höheren, d. h. umgekehrten Sinne an das fröhliche Ende der fröhliche Anfang sich an. Damit ist aber auch die soziale Frage gelöst. Denn der künftige allmächtige, allweise, allgütige Weltkaiser, dem auch die noch unerschlossenen Kräfte der gesammten Natur zu Gebote stehen, braucht nur auf den entsprechenden, die elektrische Leitung vermittelnden Knopf zu drücken und sofort wird jedem Weltreichsgenossen nicht nur sein Huhn servirt, sondern auch im gewünschten Augenblick die gerade für ihn zur Zuchtwahl am Meisten geeignete Reichsgenossin zugeführt. Wenn aber diese Perspective die soziale Frage nicht zu Jedermanns Zufriedenheit zu lösen vermöchte, so war diese gar nicht werth, überhaupt aufgeworfen zu werden.

Wie nun von diesem, freilich in noch nicht berechenbarer Zukunft liegenden Zeitpunkt der Entwickelung aus die ganze Weltgeschichte durch den jeweiligen Augenblicksstandpunkt hindurch rückwärts zu construiren und zu erzählen sein wird, das zu ergründen ist die neue Geschichtswissenschaft und der Pädagogik gestellte Aufgabe. Der oben erwähnte erste Versuch ist zwar in dieser Beziehung bahnbrechend, aber wie jeder erste Versuch doch noch sehr unvollkommen. Freilich wird die Geschichte der Hohenzollern mit Kaiser Wilhelm II. begonnen und mit dem Burggrafen Friedrich abgeschlossen. Aber die Geschichte der einzelnen Herrscher wird doch noch in der alten, zopfigen, unwissenschaftlichen Weise, d. h. der natürlichen Entwickelung entsprechend von der Jugend zum Greisenalter erzählt. Daß das aber die gewünschte „Umkehr der Wissenschaft", von der sich in dieser Großartigkeit auch der selige Stahl wohl kaum etwas hat träumen lassen, denn auch er steckte noch tief in dem nun überwundenen Abovismus drin, noch durchaus nicht ist, liegt auf der Hand. Nein, die Umschreibung der Geschichte muß mindestens ebenso gründlich und entschlossen angegriffen werden als die neuerdings geforderte Umformung der Werthe. Schon der bekannte „Altmeister" spricht einmal den Gedanken aus, daß die Geschichte immer von Neuem geschrieben werden müsse. Nun, hier liegt eine schöne Aufgabe für die heranwachsende neue historische Schule vor: Zunächst erzähle sie einmal die Geschichte Ranke's von hinten her. Das Weitere wird sich dann finden. Alpha.

Opern und Concerte.

„Freund Fritz." Lyrische Oper in drei Acten von Pietro Mascagni. Text von P. Suardon (nach Erckmann und Chatrian), Deutsch von Max Kalbeck. — „Die Puppenfee." Pantomimisches Ballet-Divertissement von Haßreiter und Gaul. Musik von J. Bayer. (Königliches Opernhaus.)

Appetitlosigkeit: das ist auch in der Kunst das erste Krankheitssymptom. Immer noch, so lange sie jung war, hat jede Kunst den Tafelfreuden tapfer zugesprochen, von Homer bis zu Rabelais. Kaum aber hatte der robust lachende Vater des Vielfraßes Gargantua die Augen geschlossen, da kam auch schon, von Ronsard geführt, die blasse Schaar der Antiken-Nachahmer auf und Boileau konnte später von seinem correcten Liebling Malherbe rühmend sagen: Il réduisit la Muse aux règles du devoir. Die arme Muse, die früher bei Wurst und Braten sich fett gefüttert hatte, mußte sich nun in die schmale Kost verschämter Armuth fügen: auf großem Versfuße sollte sie leben, aber ihr Magen blieb leer. Die Klassiker kamen feierlich geschritten, in schneeiger Tunica, alexandrinisch oft flennend, aber die Tafel blieb unbesetzt und nur Molière, der ewige Jüngling, ließ die hungernde Dame im Faltengewand an leckeren Speisen wenigstens riechen. Bei Werther indessen, bei Goetzen und Egmont, im Gaststübchen der Postmeisterin sogar, wo Fernando nach Stellas Garten sehnende Seufzer schickt, und in Auerbachs Keller ging es hoch her, fast wie zu Shakespeares fideler Zeit, und selbst der blonde Schwabendichter deckte seinen Wallensteinern den Tisch. Dann wurde die Welt bald romantisch, Iphigenie und Isabella hatten längst schon den Appetit verloren, aß nicht und trank nicht und mit einem Gläschen Absynth und einer Cigarette, die Alfred de Musset, schwermüthig tändelnd, ihr bot, mußte Dame Muse vorlieb nehmen. Jahrzehnte hindurch währte das große Hungern, immer papierner und ausgedörrter wurden die Kunstproducte, von süßem Morgenthau und von spitzigem Geistreichthun lebte ein blutarmes Menschleingeschlecht und fabelhaft fast war das Staunen, als endlich wieder echter Bratenduft dem Publico in die geehrte Nase stieg. Wie in Deutschland einst Iffland's Hagestolze, so gewann auch der Freund Fritz der elsässischen Zwillinge Erckmann und Chatrian das Spiel, — weil er zum ersten Male wieder den Muth zeigte, Appetit zu haben.

Freund Fritz aß, mit seinen Freunden, dem Steuereinnehmer und dem Feldmesser, als wollte er alle Versäumniß der bretternen Ahnen auf einen Sitz wieder einholen: ein ganzes, ländlich ausführliches Mittagmahl im ersten Act schon, im zweiten frische Eier, frische Butter, Radieschen und Kirschen, und der verdorbene Magen erst kündete den unheilbar Verliebten an. Der dicke Emile Zola gerieth vor Wonne an solchen Gerüchen fast außer sich und der erste Jubel verleitete den sonst so Bedächtigen, im „Voltaire" Erckmann und Chatrian als die den Sommer verheißenden Schwalben des Naturalismus höchlichst zu rühmen und der Comédie Française ein Loblied zu singen, weil sie einen echten Kirschenbaum, einen echten Brunnen mit echtem Wasser, ach, und wie echte Speisen erst, auf die Bühne gebracht hatte. Darüber vergaß er beinahe, als ein leidenschaftlich verrannter Parteimann, die süße Puppenhaftigkeit der deutsch-französischen Iffländerei und das seichte Auerbächlein, in dem der gute Rabbi Sichel nach witzigen Pointen angelte. Es gab einen riesigen Eßerfolg und jeder rechte Pariser wollte den Suppendunst schnüffeln, mit dem der Duft aus dem Veilchenstrauß der Reichemberg gar so lieblich sich mischte.

Von Franzosen, von Holländern und Deutschen sah ich das Stück gespielt und immer wiederholte sich der Eßerfolg, bei dem ganz kostbar vierschrötigen Fritz des Rotterdamers von Zuylen und bei Possarts wundervoll verschmitztem Rabbinen, den dem klugen Döring-Studenten heute nicht leicht Einer nachmachen wird. Das winzige Idyll — wie die kochkünstlerische Magd durch den Magen den Weg zum Herzen ihres angejahrten Feinschmeckers findet — dankt seine breite Wirkung fast ausschließlich dem kulinarischen Spiel mit einer „Lebenswahrheit", die bei der Suppe beginnt und mit der süßen Speise wieder abgetragen wird. Die guten Leute im Parquet lieben den Naturalismus, wenn er auch nicht im Mindesten stinkt, und froh bewegt constatirten sie die rückkehrende Gesundheit einer Kunst, die das Essen wieder gelernt hatte. So manches Jahr schon war sie krank, nun aß sie wieder, Gott sei Dank!

Der Italiener Suardon ist die Wege Erckmanns, dem Chatrian des Dichtens strenge Pflicht gern überließ, getreulich abgeschritten; auf dem Paß über die Alpen aber hat Freund Fritz den Appetit verloren. Er ißt nicht mehr und ist deshalb auch nicht mehr, der er sein sollte. Wohl wird auch ihm die Suppe aufgefüllt und Susel pflückt ihm helle Glaskirschen, aber — wer sah einen Tenoristen auf der Bühne je essen? Der einzige Niemann vielleicht, der mit den Theaterumarmungen und mit den Souffleurkasteneffecten so gründlich aufgeräumt hat, hätte auch dieser Neuerung dreist sich vermessen; der that auch als Florestan einen guten Schluck. Die Anderen aber sind nur an leere Becher gewöhnt und an Geflügel aus Pappe. Und die Textdichter und die Componisten wissen das und deshalb haben sie ihrem Heldentenor auch Butter, Radieschen und Eier und den verdorbenen Magen erspart. Nicht durch ihre Kochkunst mehr gewinnt Susel jetzt ihres Fritzen Herz, sondern auf dem nicht ganz ungewöhnlichen Wege einer Wald- und Wiesen-Liebe, die viele Duette und Arien hat, aber keinen Appetit. Und dieser Verlust wiegt ganz ungleich schwerer noch als die Rabbinerspäßchen, die dem humorlosen Mascagni geopfert werden mußten.

Süße Liebe spricht in Tönen, denn Gedanken sind ihr fern; aber die Töne sollten doch eigentlich, wo in dramatischen Formen gesprochen wird, des eingeborenen Wesens Spuren tragen, der Bauerngutbesitzer Fritz Kobus sollte doch nicht girren und seufzen wie ein romantischer Troubadour. Mußte das hausbackene Idyll schon musikalisch operirt werden, dann war irgend ein Reßler vielleicht der rechte Helfer in Nöthen: mit dem Liedertafelstil konnte am Ende noch man der veilchenduftigen Philisterei am besten beikommen und Susel ließ sich bequem mit drei Pinselstrichen in's Sinnig-Minnige malen, trotz dem verhehlten Trompeterliebchen mit der häßlichen Einrichtung.

Aber Mascagni! . . .

Ein schwarzer Kopf mit heißen Augen, eine dunkle Kunst mit heißen Sinnen. Ich gehöre nicht zu den schwärmenden Bewunderern der Cavalleria rusticana und möchte die derbe Santuzza gewiß nicht der himmlisch sensiblen Carmen vergleichen, die in der Limpidezza einer unmäßigen Leidenschaftzone gefährlich kost. Bei der wortkargen Brutalität des Alfio aber, bei Santas kreischendem Weibchenschrei und bei den lockenden Trillern der anschmiegsamen Lola war Mascagni an seinem Platz. Nur selten noch zeigte er ein eigenes Gesicht, aber an berühmten Mustern erstarkte noch jeder Neue, und wenn diesem das Glück gar so metzenhaft hold war, dankt er es nicht seinem verteufelt geschickten Verleger Sonzogno zunächst, wie die Neidlinge wähnen, sondern der guten Stunde, zu der er erschien. Nach allen den aufgepäppelten Gerngroßen, die um Niblheim leitmotivisch sich lagerten, endlich wieder ein keckes Theatertalent aus dem brennenden Süden, einem verwandten Volksdichter glücklich gepaart: jede Gewähr eines breiten Erfolges war dem gegeben, der so vorsichtig in der Wahl seiner Geburtstunde war.

Nicht die Rezensenten aber nur, auch die Götter sind neidisch und von Turiddu trieben sie deshalb den Allzuglücklichen zum Freund Fritz, von sizilianischer Blutrache zu den Verdauungbeschwerden des bäuerlichen Topfguckers. Und als am siebenten Tage die neue Schöpfung fertig war, da stand ein seltsames Ungethüm vor unserem Blick, als hätte Meyerbeer

Digitized by Google

die Hagestolzen des seligen Iffland componirt oder Victor Hugo am keuschen Schooß der alten Mamsell sich sträflich vergangen.

Sehr schöne Musik, die dem ganz Banalen diesmal ängstlicher ausbiegt und nur in einer neuen Auflage des gräßlich berühmten Intermezzo wieder zu den ganz wohlfeilen Massenmitteln hinabklettert; eine durch einsichtige Selbstkritik gereinigte Kunst, der man das fleißige Suchen nach individuellem Ausdruck anmerkt und die doch keinen mühsamen Schweißtropfen dünstet; ein manchmal beinahe graziöses Geplauder, das in Deutschland, bei den Meistersingern, die Sprache natürlicher Unterhaltung gelernt hat, und ganze Strecken auf zarten Füßen durchhüpft. Ganze Strecken, aber nicht, längst nicht, das ganze Werk, das sehnlich nach gallischem Witz verlangt oder — noch lieber — nach süddeutscher Weinseligkeit. Mascagni läßt das Orchester toben und tosen, als bohrten sich tausend Dolche in seines Helden Herz, und ich weiß doch, daß Fritzens Hauptweh im Magen sitzt.

Verbannet mir, o meine Freunde, verbannet mir jeden Gedanken an eine realistische Oper. Die Musik ist hellsichtig und blickt tief hinein in die Menschenbrust; wo aber die rationalistische Nüchternheit anfängt, da komme ich wenigstens nicht drüber hinweg, daß die Herrschaften auf der Bühne des Singens sich befleißen, anstatt, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist, zu sprechen. Ein in seiner Complicirtheit unerhörtes Genie wie Wagner fand für sein realistisches Lustspiel einen schon in der Idee musikalischen Stoff und ohne den conventionellen Operngucker versteht man, daß Meistersinger eben singen müssen. Nur da aber hat die Musik ein geheiligtes Anrecht auf ein Drama, wo sie ihm neue Schätze zuführen, wo sie mehr leisten und tiefer greifen kann als das gesprochene Wort. Dem Freund Fritz nimmt sie den Appetit, seinem rabbinischen Freunde die talmudistischen Schwänke und dafür dehnt und reckt sie eine ungeputzte Dorfgeschichte zur wühlenden Seelenpein. Wenn man im Hause Kobus weder essen noch lachen kann, wahrhaftig, dann weiß ich mir besseren Aufenthalt.

Der junge Pietro Mascagni kann noch Einer werden. Diesmal verbiß er sich in einen spröden Stoff, an dem seine trocken hitzige und schrille Kunst so wenig zu knabbern fand wie ein Tenorist auf dem Bratenteller. Mir erschien Mascagni maskirt, auch wo ihm Reizendes und sogar einfach Schönes gelang: sein Zigeuner hatte eine Cremoneser Geige und das Elsaß, für dessen Deutschthum das französische Lustspiel so unwiderleglich zeugt, schien mir mindestens an der Riviera zu liegen. Die mediterranisirte Musik des Italieners stimmt eben nicht zu der Gegend von Straßburg, der wunderschönen Stadt. Möchte Mascagni ein Gedicht bescheert sein, in dem seine heiße Pubertät sich austoben kann, damit diese jüngste und fast auch einzige Hoffnung der Opernbühne uns nicht ein Intermezzo bleibt.

Die Sänger hatten es schwer: sie sollten italienisch singen und doch die Umrisse wenigstens der kerndeutschen Bauerngestalten treffen. Das gelang Herrn Betz, einem liebenswürdig schalkigen Rabbi, und auch der Frau Pierson, die für eine Primadonna überraschend schlicht und untheatralisch sich benahm und eine sehr anmuthige Susel sein würde, wenn sie den Text nicht gar zu discret für sich behielte. Herr Sylva ist ungefähr der letzte deutsche Tenor, der den Tannhäuser, den Robert und den Huon zu bewältigen vermag; er besitzt eine mächtige Stimme und hat in Paris das Singen gelernt und ihn zu hören, ist immer eine Lust, auch wenn er zum Freund Fritz verdammt ist, der heldische Kraft und Buffomanieren zugleich verlangt. Wie gut die Berliner Oper unter des Hern Felix Weingartner jungmeisterlicher Leitung ist, das habe ich nicht zum ersten Male am Mascagni-Abend erfahren.

Die Oper wurde mit zurückhaltendem Wohlwollen zuerst, dann mit etwas absichtlicher Begeisterung aufgenommen, die indessen während des Ballets von der „Puppenfee" fast noch höhere Gipfel erklomm. Ob die Phantasielosigkeit des Balletmeisters größer ist oder die kümmerlich nachempfindsame Armseligkeit der Balletdichter, die immer noch vom Coppelius aus Hoffmann's Erzählungen zehren: darüber wollen wir uns bei nächster Gelegenheit unterhalten. Die langweilige Puppenfee gehört in die Kindervorstellung des Circus Renz und einen begabten Tondichter dürfte man durch solche Nachbarschaft nicht beleidigen.

Thoma und die Kunst im Parlament.

Ich besitze eine Handzeichnung von Hans Thoma vom Jahre 1886. Oben ein Chor Engel, unten eine grüne Wiese, in der Mitte Raum für ein paar Verse. Diese schrieb mir der Rembrandt-Deutsche hinein, durch welchen Thoma zur Zeichnung des Blattes veranlaßt wurde. Damals, vor sechs Jahren, gehörten beide noch unter die in ganz Deutschland unbekanntesten Leute. Der Rembrandt-Deutsche hatte kein Recht hierüber zu klagen. Er lebte als Klausner, kein Mensch wußte genau was er trieb, er hatte seine Welt für sich, in die er mich nur halbe Blicke thun ließ, umgab sich mit dem Zaune der Einsamkeit und war ängstlich bemüht, Niemanden hinüber sehen zu lassen. Thoma hatte es damals satt, sich von seinen Landsleuten Grobheiten sagen zu lassen. Seit die kunstsinnigen Leute von Karlsruhe eine Eingabe bei dem Kunstvereins-Vorstande eingereicht hatten, welche forderte, daß Thoma das Ausstellen in den Ruhmeshallen der Mittelmäßigkeit verboten werde, seit die Münchner Kritik seinen „schrankenlosen Realismus" nach allen Tonarten verrissen hatte, seit man in Berlin und Düsseldorf regelmäßig seine Bilder als zur Ausstellung ungeeignet abwies, hatte er sich nach Frankfurt zurückgezogen und dort kaum minder einsam gelebt, als sein Verehrer, der Rembrandt-Deutsche.

Es wirkte auf mich wie ein wahres Wunder, als plötzlich 1890 von München die Kunde kam, der für halb verrückt erklärte Thoma sei als ein großer Künstler entdeckt worden. Man machte ihn zum Mitglied der Akademie und gab ihm auf der Ausstellung 1891 einen eigenen Saal. Thoma ist nun berühmt. Selbst in Berlin wird man hiermit rechnen müssen. Ich weiß zwar ganz genau, daß meine verehrten Kollegen der Mehrzahl nach ihn nur mit Ingrimm loben würden. Man wird der halb mitleidig ausgesprochenen Anerkennung, daß er ein Original sei, eine Aufzählung der augenfälligen „Fehler" in seinen Bildern folgen und ihn dann als „immerhin interessant" des Weges laufen lassen — all' dies, wenn Thoma wirklich sich dazu herbeiläßt, Bilder in Berlin auszustellen. Ich könnte es ihm nur ernstlich abrathen. Wir sind hier zu fortgeschritten und zu ideal, um ihm „goutiren" zu können.

Einstweilen sendet uns Thoma bloß Nachbildungen seiner Werke. Im Verlag von Franz Hanfstängl in München erschien eine Sammlung von achtzehn Photogravüren nach seinen Bildern unter dem Titel: „Hans Thoma." Ich stehe nicht an, seine Photogravüren für Meisterwerke zu halten: sie sind voll im Ton, klar und durchsichtig in den Schatten, genau und doch künstlerisch behandelt. Sie gehören zum Besten, was die Kunstphotographie bisher zu leisten vermochte. An Werth stehen sie einer guten Radirung nicht nach. So weit es an Hanfstängl liegt, ist jedes Blatt zum Wandschmuck in höchstem Grade geeignet.

Nun aber fragt sich, ob auch die Vorbilder diese Eigenschaft haben. Da ist ein Bild, welches heißt: „In einem kühlen Grunde." Vorn liegt auf einer Höhe ein junger Mann, neben ihm sein Hund. Ein Schwarzwaldthal breitet sich zu Füßen aus. Die rundlichen Hügel tragen auf der Höhe schön forstmäßig gerade abgegrenzte Wälder, auf der Lehne Felder in schmalen Streifen, wie sie vor jener Zusammenlegung der Grundstücke aussehen, welche auf Deutsch „Separation" heißt. Ein heller Weg durchzieht schnurgerade die Wiese im Grunde. Wolkenballen ziehen am Himmel hin und werfen ihre Schatten in Streifen über die Flur — das ist so ziemlich Alles. Das Bild ist so einfach wie das Lied, welchem sein Name entlehnt ist. Und es ist darum ein Bild, das man alle Tage vor Augen haben kann, ohne daß es ermüde.

Man sollte meinen, ein Maler, der ein solches Bild zu schaffen vermochte, müßte alsbald verstanden werden können. Die Erfahrung hat gelehrt, daß dem nicht so ist. Die deutschen Museen haben meines Wissens noch kein einziges Bild Thoma's erworben, das deutsche Volk steht ihm ungläubig und fremd gegenüber. Der Hanfstängl'sche Verlag ist muthig zu nennen, weil er die Sammlung zu veröffentlichen wagte. Und das Bild ist vielleicht das dem allgemeinen Verständniß am nächsten stehende. Die anderen sind zu einfach für unser geistreiches Volk und zu volksthümlich für unsere Gebildeten. Und für die Ungebildeten? Für die gibt es eben keine Kunst.

Mir kam Thoma's herrliche Sammlung in das Gedächtniß, als ich von einer Verhandlung las, die im Abgeordnetenhause sich abspielte: eine jener seltenen Gelegenheiten, in der die Erwählten des Volkes ihre Meinung über die höchsten, die Nation beschäftigenden Fragen abgab.

Dem Abgeordneten Biesenbach gebührt die Ehre, im preußischen Abgeordnetenhaus eine Debatte über das Kapitel „Kunst und Wissenschaft" herbeigeführt zu haben, indem er zum Titel I „Kunstmuseen in Berlin" das Wort nahm. Herr Biesenbach ist seines Zeichens Justizrath, Mitglied der Centrumspartei und Vertreter für Düsseldorf. Seine Verpflichtung, für die Kunst Interesse zu haben, leitet er sichtlich von seiner Eigenschaft als Abgesandter der rheinischen Kunststadt und dem Einfluß der Künstler auf seine Wählerschaft ab. Lediglich als Volksvertreter würde er wohl ebenso wenig über Kunst gesprochen haben, wie die Mehrzahl im Hause es that. Denn abgesehen von Herrn von Meyer-Arnewalde, scheinbar dem einzigen Abgeordneten, der zur Kunst in einem Herzensverhältniß steht, schwiegen alle die sonst so worteifrigen Größen der Parteien. Nur Herr Virchow, des deutschen Reiches Sonntag-Nachmittags-Prediger, erklärte geistvoll, das Museum für Völkerkunde gehöre nicht eigentlich unter die Kunstmuseen, am schlechten Stand der Kunst sei Bismarck's verfehlte Zollpolitik schuld und es fehle der Nation ein großes deutsches Nationalmuseum. Aber man dürfe an dessen Gründung erst denken, wenn wieder einmal bessere Zeiten gekommen seien.

Was Herr Biesenbach vorbrachte war ein kurzer Ueberblick über alle abgestandenen Schlagworte, welche während des Jahrhunderts über Kunst zu Tage gefördert worden sind. Selbst als er sagte, die Kunst könne nur dann ihre Aufgabe erfüllen und den Sinn des Volkes für das Ideale und Schöne heben, wenn sie vom Staat unterstützt werde — lachte kein Mensch. Seiner Weisheit Schluß war, der Staat müsse mehr Bilder kaufen.

Herr von Meyer trat namentlich für die Kunstschulen ein und stellte den spärlichen Mitteln dieser den Aufwand für Museen und Kunstbeamte entgegen. Herr Meyer-Berlin sagte, die Kunst solle unterstützt werden, aber nicht allein vom Staat, Herr Generaldirector Schöne erklärte, es sei etwas für vorderasiatische Kunst gethan worden. Herr Graf Limburg mahnte zur Sparsamkeit. Darauf wurde der Titel bewilligt — die Kunst war wieder für ein Jahr abgethan.

Der Gedankenaustausch beschränkte sich auf eine Frage: Wer eigentlich der beste Mäcen für die Kunst sei. Der Centrumsmann wollte daß der Staat eingreife, der Conservative von Meyer sagte der Kaiser thue allein etwas, indem er Bilder kaufe und der Nationalgallerie überweise, der Freisinnige Virchow redete zwar, sagte aber nichts, der Freisinnige Meyer wollte, das Volk solle der Mäcen sein.

In der Presse fand die Debatte wenig Anklang. Die „Voss. Ztg." nahm sie in einem kleinen Artikel auf und warnte vor höfischer Kunst, der eine Volkskunst vorzuziehen sei.

Ich frug mich, wer wohl im Streite recht habe. Der Kaiser kauft mit Vorliebe Bilder, deren Inhalt ihm nahe steht: Soldaten, Gegenden, die er

Digitized by Google

kennt, Werke ihm persönlich nahe stehender Maler. Er scheint zur Kunst eine ähnliche Stellung einzunehmen als Herr von Meyer, dessen treffliche Rede über das Kaiserdenkmal ihm unvergessen bleiben soll. Denn auch er baut löblicher Weise sein Kunstverständniß auf dem Verständniß für die dargestellten Dinge auf. Beide werden, so fürchte ich, für Thoma wenig übrig haben. Wenn ich es also für wünschenswerth halte, daß die eigenartigen Köpfe reichliche Unterstützung finden, so habe ich vom Kaiser und von Herrn von Meyer nicht eben sehr viel zu erhoffen. Denn sie haben entschieden nicht die Absicht, sich ihre Art zu sehen vom Künstler bestimmen zu lassen. Aber immerhin ist noch mehr von ihnen auch nach dieser Richtung zu erwarten, als vom Volk. Ich liebe es, die Gedanken zu Ende zu denken und so stelle ich mir denn die Deutschen als demokratisch regiert vor, als ein Volk, welches nur vom Volke beherrscht wird, entweder durch die von ihm berufenen Abgeordneten oder in unmittelbarer Abstimmung über wichtige Fragen. Wie sich dann die Abgeordneten benehmen würden, ersehen wir wieder einmal aus der neuesten Sitzung. Sie werden sich auch dort nach Jemand umsehen, der ihnen die Verantwortung abnimmt. Denn sie sind der Meinung, daß sie zwar alle etwas von Politik, aber daß sie selbst in ihrer Gesammtheit nichts von Kunst verstehen. Welche Form der Kanonenboote die beste sei — das untersteht ihrem Urtheil. Die Nation hört ihren Reden gläubig zu, weil sie noch die kindliche Meinung hat, man könne nur über Sachen sprechen und abutheilen, von welchen man etwas verstehe. Aber was weiß der Abgeordnete für Oelsnitz im Voigtland oder für Töltz in Oberbayern von Kanonenbooten. Aber er stimmt wacker ab. Von Kunst könnte er vielleicht, oder sollte er doch etwas verstehen. Das gerade ist ein Grund für ihn zu erkennen, daß er nicht genug davon versteht, um über Kunstwerke öffentlich zu sprechen oder zu urtheilen. Aus der Sachkenntniß, so gering sie ist, kommt ein gewisses Gefühl der Scham, welches die großen Redekünstler schweigen macht, daher auch die Lust, dem Kaiser, der Regierung die Verantwortung in künstlerischen Fragen zu überlassen.

„Es muß für Kunst etwas geschehen!" Das ist so ein alter Lehrsatz aus der Zeit des Merkantilismus. Selbst die volkswirthschaftliche Schule des Adam Smith und der Physiokraten hat ihn nicht verdrängen können. Freilich muß etwas geschehen, muß anfangen sich klar zu werden, daß das keine Volksvertretung ist, die nur den Bauch der Nation vertritt. Hier, im Parlament hat dies Geschehniß zu beginnen.

Für die Kunst thut man am meisten damit, daß man ihr eine Stellung im öffentlichen Leben gibt. Sie soll gar nicht „unterstützt" werden. Man unterstützt Arme und Bedürftige und man erniedrigt sie damit. Wenn man den Staat mit Kunst erfüllt, wenn die Kunst den Staat unterstützt, wenn nicht die Kunst ihre Ehren von der Regierung erlangt, sondern umgekehrt diese sie vertheilt — dann ist der höchste Standpunkt erreicht. Dazu gehört sorgsame Pflege. Der Prinz-Regent von Bayern verbaut weniger Geld als König Ludwig II., aber er nutzt der Kunst mehr als jener. Denn er lebt für die Kunst, nicht diese für ihn. Hierin liegt der Schwerpunkt. Lorenzo Magnifico war ein vornehmer Mann, aber er wußte, daß die Kunst vornehmer sei als er. Ob ein paar Künstler verhungern, ist gleichgültig, wenn die Kunst nur satt ist. Aber unsere Regierungen und Parlamente glauben, es sei hier etwas mit Geld gethan. Antheil braucht das Schaffen, liebevolles Eingehen. Es kann ganze Völker geben, die das aristokratische Wesen der Kunst verstehen: Die Athener und Florentiner sind Zeuge hierfür. Dort blühte das Schaffen selbst ohne großen staatlichen Aufwand, weil der Boden bereitet war. Bei uns will man Blumen haben, ohne zu säen, Kunstschulen ohne Kunstleben; glaubt man durch Einsperren der Kunst in Museen, sie zu schützen, mit dem Anreitenlassen von Kürassierschwadronen sie zu ehren.

Ich war zugegen als in Berlin der Wettbewerb zum Kaiser Wilhelmdenkmal und als in Paris jener für das Gambettadenkmal eröffnet wurde. In Berlin hatte sich eine Anzahl von betheiligte Künstlern und von Reportern eingefunden. Ein Regierungsbeamter ließ durch die breiten Schultern eines Dieners die Thüre zum Ausstellungssaale absperren und sagte diesem endlich mit gnädigem Gesicht: „Na, nu lassen Sie 'se 'rein!" Da sah man denn Zeichnungen, die in Bogen über Gesimse weggespannt und Modelle die so in eine Ecke gedrängt waren, daß man nur mit Jammer der an sie verwendeten Mühe gedachte. In Paris waren in jedem Saale vier Modelle aufgestellt und den Verfassern die Anordnung überlassen, damit sie ihre Arbeit so günstig wie möglich darstellen. Der Minister der Kunste war zugegen und die ganze offizielle Welt: der Minister begrüßte die Künstlerschaft Frankreichs unter lebhaftem Dank für deren aufopfernde Thätigkeit zur Ehre des Landes.

Ob ein großer Unterschied in den ausgeschriebenen Geldpreisen besteht, weiß ich nicht. Aber ich dachte mir mein Theil! Der preußische Regierungsrath war gewiß der ehrlichen Meinung die Kunst „unterstützt" zu haben und der französische Minister sehr stolz, als Beauftragter der Kunst vor der Nation gelten zu dürfen.

In Paris hat man auch Thoma früher verstanden als in Deutschland. Man unterstützt dort eben die anstrebenden Kräfte mit der theuersten Münze: Durch liebevolles Verständniß!

Und unsere Parlamentarier?? Sie sollten bedenken, daß die Kunst ein edles Weib ist, deren Gunst nicht durch Geld zu erwerben, sondern durch Hingabe seiner selbst zu erringen ist! Cornelius Gurlitt.

Offene Briefe und Antworten.

Curiosum aus der guten alten Zeit.

Geehrter Herr!

In der seltenen „Sammlung reifer Blüthen und Früchte, München 1824," die selbst in Antiquariaten nicht mehr zu haben ist, macht der Verfasser, der 1829 gestorbene bayerische Oberst Franz Xaver Graf von La Rosée, folgende merkwürdige Angabe: „In einer deutschen Haupt- und Residenzstadt wurde in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts von der „Gelehrten Gesellschaft" daselbst ein Vice-Präsident gewählt. In seinem Patente kam unter Anderem das Folgende vor, wovon ich einen kurzen Auszug liefere: „Wegen seiner weit und breit erschollenen Gelehrsamkeit und Meriten, auch in Antiquitäten, alten und neuen Münzen, in Physicis und Mechanicis, Botanicis u. s. w., nicht weniger in Prüfung der guten und bösen Geister, in der Cabbala, in Gebrauch und Mißbrauch, deren Nutzen u. s. w. ist er zu dieser Stelle ernannt worden. — In Ansehung des Kalenderwesens soll er alle Behutsamkeit gebrauchen, damit sie dem Publico, und insonderheit den Curiosis, welche gerne zukünftige Dinge vorher wissen, zur Freude und zum Nutzen gereichen; damit die Prognostica von der Witterung, Gesundheit, Krankheit, Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit der Jahre, ingleichen die Kriegs- und Friedensläufe akkurat getroffen, bei dem Druck nicht mehr rothe Buchstaben, als vonnöthen, gebraucht, der Sonnenzirkel nicht verkehrt und viereckig, sondern rund gemalet, die güldene Zahl vermehrt, der guten Tage immer so viel als sein können, angesetzt, die verworfenen oder bösen Tage aber vermindert werden mögen. — Dafern auch der Vice-Präsident besondere Veränderungen bemerken sollte, e. g. daß der Mars einen feindlichen Blick auf die Sonne geworfen habe, oder daß er mit dem Saturn in Quadrat stände, oder daß ein Wirbel des Himmels dieses und jenes verursache, und daher eine unzählige Anzahl von Cometen zu vermuthen wäre, so hat der Herr Vice-Präsident ohne Zeitverlust mit den übrigen Sociis daraus zu conferiren, auch nicht allein auf die Ergründung solcher Anwendungen, sondern auch auf Mittel und Wege, wie denselben auch am besten abzuhelfen, bedacht zu sein. — Ob es nun zwar durch den Unglauben der Menschen dahin gediehen, daß die Kobolte, Gespenster und Nachtgeister dergestalt aus der Mode gekommen, daß sie sich kaum mehr sehen lassen dürfen, so ist dem Vice-Präsidenten aus dem Prätorio bekannt, wie es an Nachtwehren, Bergmännlein, Drachenkindern, Irrwischen, Nixen, Wehrwölfen, verwünschten Leuten und dergleichen Satansgesellschaft nicht ermangele, sondern deren Dinge eine große Anzahl in den Seen, Morästen, Haiden, Gruben und Höhlen, auch in heiligen Bäumen verborgen liegen, welche nichts als Schaden und Unheil anrichten, und wird der Vice-Präsident nicht ermangeln, sein Aeußerstes zu thun, um dieselben, so gut er kann, auszurotten, und soll ihm ein jedes von diesen Unthieren, welches er lebendig oder todt liefern wird, mit sechs Thalern bezahlt werden."

Ob der Herr Vice-Präsident wohl viele Nixen, Drachenkinder, Wehrwölfe und verwünschte Leute à 6 Thaler eingefangen hat?! Ganz entpuppt sich jedoch der Geist (sic) des Decretes, wenn es auf den nervus rerum zu sprechen kommt. Da heißt es: „Alldieweil auch eine beständige Tradizion ist, daß allhier in der Churmark, sonderlich in der Gegend von Lennin, Lebus und Wilsnaks konsiderable Schätze vergraben sind, zu deren Besichtigung, und um zu wissen, ob sie noch vorhanden, gewisse Leute und Geschmeiße und Ungeziefer kommen, so muß auch der Vice-Präsident diesem Pack fleißig auf den Dienst passen u. s. w., auch keinen Fleiß sparen, daß er selbst vermittelst der Wünschelruthe, durch Segensprechen, Allrunken oder auf andere Art, wo solche Schätze vergraben, ausfindig machen möge, und sollen ihm zu solchem Ende auf sein Verlangen die Zauberbücher, so in unserm Archiv vorhanden, nebst dem Speculo Salamonis verabfolgt werden." —

So ist es recht! Diese gewissen Leute, dieses Pack und Geschmeiß, das sich erdreistet, gegen alle Regeln der Gelehrsamkeit, ohne Wünschelruthe und den Speculum Salamonis nach Schätzen zu graben, muß ausgerottet werden, damit die fromme Gesellschaft in der ganzen Churmark freies Spiel hat! — Dieses Document ist authentisch, wie Graf La Rosée ernstlich betheuert. Es läßt sich auch so etwas gar nicht erfinden, dem der Stempel des „Urdumm-Naiven" so klar eingebrannt wäre! — Die Gelehrte Gesellschaft der Haupt- und Residenzstadt Berlin stellte ihrem neuerwählten Präsidenten von Stein am 19. Jänner 1732 obiges Decret zu. —

Klingt es aus demselben nicht lockend à la Graf Zedlitz heraus:

„Dahin, dahin,
Sollst Du, geliebtes Volk, nun wieder zieh'n!"

Hochachtungsvoll

Carl Schultes-Hannover.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Digitized by Google

Inserate.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschien:

Das junge Deutschland.

Ein Buch deutscher Geistesgeschichte

von

Johannes Proelß.

Mit den Bildnissen von Gutzkow und Laube.

Ein Band von 812 S. in Großoktav.

Preis geheftet ℳ 12.—. In geschmackvollem Halbfranzband ℳ 14.—

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Verlag von Georg Lang in Leipzig.

Briefe aus Elsaß-Lothringen.

Von **Emil Kühn.**

156 Seiten gr. 8°. — M. 2.—

Den Altdeutschen in Elsaß-Lothringen, soweit sie noch patriotisch fühlen und die Manteuffel'sche Corruptionsperiode ohne Charakterschädigung überstanden haben, muß das Buch geradezu aus der Seele geschrieben sein. — Leser in Altdeutschland werden Uebertreibung vermuthen, während „Wissende" im Gegentheil dem Verfasser bezeugen müssen, daß er sich, zumal in Verwerthung eklatanter Beispiele, große Reserve auferlegt hat. Den allzulange und allzusehr verhätschelten „wiedergewonnenen Brüdern" oder vielmehr deren unberufenen Wortführern wird ein Spiegel vorgehalten, der ihnen wenig erfreulich sein dürfte. Aber die Wahrheit mußte endlich einmal gesagt werden, und das gethan zu haben, ist das Verdienst des Verfassers.

Meyers Conversations-Lexikon.
Neuste Auflage (1891), 16 Bände u. Supplementband. Halbfr. **Tadellos.** Nur ℳ 110.—.

Sanders, Wörterbuch der deutschen Sprache mit Ergänzungswörterbuch. 4 Bde. Halbfr. Neu! ℳ 60.—.

Allg. Historisches Porträtwerk. Nach Auswahl von Dr. W. v. Seidlitz, mit Text von Lier u. Tillmann. **Dichter u. Schriftsteller.** 151 Blatt Phototypien nach den besten gleichzeitigen Originalen. **Künstler u. Musiker.** 101 Blatt. **Gelehrte u. Männer der Kirche.** 100 Bl. 3 Halbkalblederbände, neu ℳ 100.—.

Klein, Geschichte des Dramas. 15 Bände. Erste Ausgabe. Schön Halbfr. ℳ 75.—.

Bestellungen gegen Postnachnahme an **C. Rudloff** in **Berlin W.**, Culmstraße 8.

Neuer Roman von Theophil Zolling.

Soeben ist bei mir erschienen und nehmen alle Buchhandlungen Bestellungen an:

Coulissengeister

Roman von Theophil Zolling

2 Theile in einem Bande

Preis: Geh. M. 6.—, Gebunden M. 7.—

Der neue Roman des beliebten Erzählers hat bei seinem ersten Erscheinen in einer Reihe großer Tagesblätter (Berliner Nationalzeitung, Wiener Fremdenblatt, Hamburger Correspondent ꝛc.) viel Aufsehen erregt, sodaß die Buchausgabe mit Spannung erwartet wird. Der Roman spielt in Wien, Berlin und auf westpreußischen Rittergütern und enthält eine ganze Gallerie leicht erkennbarer Gestalten aus unseren hocharistokratischen und Theaterkreisen. Ein Berliner Blatt äußerte, daß das deutsche Bühnenleben, welches besonders in Theaterstücken immer gefälscht und geschmeichelt zur Erscheinung gelange, in Zolling's „Coulissengeistern" zum ersten Male ein umfassendes Abbild von packender Wahrheit, köstlichem Humor und künstlerischem Werthe gefunden habe.

Leipzig. **H. Haessel, Verlag.**

Soeben erschien im Verlage von E. Pierson in Dresden und Leipzig:

Wotan's Heer.

Eine Märe aus dem Odenwald

von

Heinrich von Reder.

Brosch. 5 M., in Prachtband 6 M.

Die Waffen nieder!

Eine Lebensgeschichte

von

Bertha von Suttner.

Vierte Auflage. Zwei Bände.

Brosch. 6 M., eleg. geb. 8 M.

Verlag von Otto Wigand in Leipzig.

Die

Tragödie des Menschen.

Dramatisches Gedicht

von

Emmerich von Madách.

Aus dem Ungarischen übersetzt

von

Andor von Sponer.

In allen Buchhandlungen vorräthig.

Rich. Kahle's Verlag in Dessau.

Soeben erschien:

Göthe als Socialpolitiker

Ein Beitrag zur

Beurtheilung der socialen Frage.

Von

Professor Dr. **Gerlach.**

Preis: 50 Pfge.

Die Gegenwart 1872—1888.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Einbanddecken zu obigen Jahrgängen oder Bänden à 1 M. Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Abonnement

auf das

II. Quartal 1892.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Mit der vorliegenden Nummer (13) schliesst das I. Quartal der **„Gegenwart"**. Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement mit dieser Nummer abläuft, bitten wir um **sofortige Erneuerung**, damit die regelmässige Zusendung nicht unterbrochen wird. Bei verspäteter Bestellung können oft nur unvollständige Exemplare nachgeliefert werden. **Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen** und besorgen auch, sowie unsere Expedition, bei Aufenthaltsveränderung während der Reisemonate die Nachsendung unter Kreuzband.

Hierzu eine Beilage: v. Schlechtendal-Hallier's Flora von Deutschland, Oesterreich und der Schweiz.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 14. Berlin, den 2. April 1892. Band XLI

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die neueste Schulreform. Von Eduard von Hartmann. — Der Ruin des Mittelstandes. — **Literatur und Kunst:** Die deutschen Stadttheater und ihre Reform. Von Robert Misch. — Aus Arnold Böcklin's Atelier. Von Jacob Mähly. — **Feuilleton:** Durch die Wand. Humoreske von Emil Roland. — **Aus der Hauptstadt:** Seeck contra Langbehn. Von Succentor. — Freier und gebundener Zopf. Von Cornelius Gurlitt. — Notizen. — Inserate.

Die neueste Schulreform.

Von Eduard von Hartmann.

Noch keine neun Jahre sind verflossen, seit am 1. April 1883 die Neuordnung der Lehrpläne vom 31. März 1882 in Kraft getreten ist, und schon stehen wir vor einer neuen Umgestaltung unseres höheren Schulwesens, die sich diesmal nicht bloß auf Preußen erstreckt, sondern zugleich zu einer Vereinheitlichung der höheren Schulen in den wichtigsten Bundesstaaten zu führen scheint. Der Zeitraum von neun Jahren ist so kurz, daß man fast diese beiden Reformen als eine einzige betrachten und sich in der Hauptsache auf einen Vergleich der Zustände vor 1883 mit den jetzt eintretenden beschränken könnte, wenn die Zwischenreform sich überall in gleicher Richtung wie der jetzige Abschluß bewegte. Dies ist aber nur beim Gymnasium der Fall, während beim Realgymnasium beide Reformen entgegengesetzte Richtungen eingeschlagen haben, so daß der zweite Schritt die durch den ersten erweckten Hoffnungen zerstört und im Wesentlichen die alten Zustände, wie sie bis zum Jahre 1883 gewesen sind, wieder hergestellt.

Die Reform von 1882 hatte die gegenseitige Annäherung von Gymnasium und Realschule an einander auf ihre Fahne geschrieben, offenbar als Vorbereitungsstufe zu einem künftigen Einheitsgymnasium, das beide in sich auffsaugen sollte. Die jetzige Reform dagegen hat diesen Plan fallen lassen; sie läßt den Unterschied beider Schularten in seiner absoluten Größe bestehen, und erweitert ihn in seiner relativen, indem sie den gymnasialen Charakter, den die Realschule erster Ordnung durch bedeutende Vermehrung des Lateinischen i. J. 1882 empfangen hatte, wieder aufhebt und das Realgymnasium unter Belassung seines bloßen Namens zur Realschule mit etwas Latein zurückschraubt. Im Berechtigungswesen drückt sich diese Rückwärtsrevision dadurch aus, daß die Oberrealschule alle bisher nur dem Realgymnasium zustehenden Berechtigungen mit unwesentlichen Ausnahmen erhält, also beide als Realschulen auf gleiche Stufe gestellt werden, und daß die Hoffnungen des Realgymnasiums auf Erweiterung seiner Berechtigungen gründlich und wohl für immer zerstört werden. Die ganze geräuschvolle Bewegung für erhöhte Berechtigungen der Realgymnasien ist damit zum Schweigen gebracht. Die Realgymnasien müssen sich darein finden, künftig wieder bloße Realschulen zu sein und werden kein Interesse mehr daran haben, den Ballast des lateinischen Unterrichts weiter zu führen, der den Schülern nichts Halbes und nichts Ganzes bietet und die zu erlangenden Berechtigungen im Vergleich zu den lateinlosen Oberrealschulen nicht wesentlich erhöht.

Man kann nicht leugnen, daß die Realschule von einem harten Schicksal verfolgt worden ist. Sie hatte sich aus Privatschulen als lateinlose Bürgerschule entwickelt; ohne Unterstützung des Staates, ohne Berechtigungen war sie aus dem natürlichen Bedürfniß heraus erwachsen, und war so als lateinlose Realschule mit oder ohne Oberklassen genau dasjenige geworden, was man jetzt ersehnt und wieder herstellen möchte. Da griff die Schulbureaukratie in diesen natürlichen Entwickelungsgang ein; vom grünen Tische aus wurde den Realschulen das Lateinische aufgezwungen, das für sie keinen Sinn hatte, und das sie gar nicht haben wollten. Aber sie mußten es annehmen und als Entgelt wurden ihnen gewisse Berechtigungen gewährt und die Aussicht auf deren allmähliche Erweiterung nach erfolgter Bewährung eröffnet. So wurde v. J. 1859 ab die Agitation nach erweiterten Berechtigungen künstlich großgezüchtet und jenes unglückliche Zwitterwesen geschaffen: die Realschule erster Ordnung mit Latein, die so, wie sie war, nicht leben und nicht sterben konnte. Es blieb nur die Wahl, dieses Zwitterwesen allmählich zu einem Einheitsgymnasium hinüberzuführen, oder es wieder zur lateinlosen Realschule zurückzudrängen.

Der erstere Weg erschien humaner; kein Wunder, daß man ihn noch i. J. 1882 zu beschreiten gewillt war. Seitdem hat aber die Erfahrung eine derartige Ueberproduction von Gymnasialabiturienten ergeben, daß wir Gefahr laufen, durch Züchtung eines unversorgbaren Studentenproletariats Zuständen von der Art des russischen Nihilismus entgegen zu steuern, wenn auch nur ein größerer Theil der jetzt vorhandenen Realgymnasien in Gymnasien umgewandelt würde. Diese Erwägung war durchschlagend für die Abschneidung aller Hoffnungen der Realgymnasien auf Erlangung von weiteren Universitätsberechtigungen und für ihre Zurückdrängung auf das Niveau von Realschulen. Mögen die Lehrerkollegien, die Eltern der Realgymnasiasten und die Städte, die nur ein Realgymnasium besitzen, davon noch so schmerzlich betroffen werden, — das Wohl des Ganzen steht höher. Es wäre nur zu erwägen gewesen, ob man nicht einzelnen Realgymnasien in Städten ohne Gymnasium die Erlaubniß zur Umwandlung in Gymnasien hätte ertheilen, und dafür eine Anzahl Gymnasien in zu kleinen Orten auf Progymnasien oder Bürgerschulen hätte zurückführen sollen.

Wenn die Verfechter der Realgymnasien von der neuesten Reform niedergeschmettert sind, so trauern die Vertreter des philologischen Gymnasiums, insbesondere die Latinisten, in Sack und Asche über die Zerstörung der alten Lateinschule in Deutschland. Und sie haben allen Grund dazu; denn das frühere

Digitized by Google

Gymnasium ist durch die beiden letzten Reformen thatsächlich in ein Realgymnasium umgewandelt worden. Von den 258 Unterrichtstunden (einschließlich Englisch) sind nur noch 98, also 38 Procent, den alten Sprachen gewidmet, und das Lateinische ist seit 1882 von 86 auf 62 Stunden, also um 28 Procent eingeschränkt worden. Das Latein-Sprechen und -Schreiben sind zu den Todten gelegt, die grammatische Schulung und die häuslichen Arbeiten sehr beschränkt; was übrig bleibt, ist zu wenig, um den Nimbus philologisch-gelehrter Bildung aufrecht zu erhalten, und zu viel für den inneren Werth der Klassiker, auf deren Lectüre der Unterricht jetzt in der Hauptsache reducirt ist. Es muß nach kurzer Zeit auch dem blödesten Auge klar werden, daß für die bloße Freude, Cicero und Horaz im Original gelesen zu haben, auch 62 Stunden noch viel zu viel sind. Der Stein ist in's Rollen gekommen und ist nicht mehr aufzuhalten. Die diesmalige Einschränkung des lateinischen Unterrichts ist der Anfang seines Endes und keineswegs die letzte Concession an den vorwärts drängenden Zeitgeist. Das fühlen die Philologen und darum haben sie von ihrem Standpunkte aus recht, zu trauern und zu wehklagen.

Die Vorkämpfer für die allgemeine Einheitsschule haben wohl selber nicht erwartet, daß ihre erst vor wenigen Jahren inscenirte Agitation schon jetzt praktische Früchte tragen würde. Sie dürfen es als einen unerwartet großen Erfolg betrachter, daß ihnen Versuchsanstalten nach ihrem Plane in allen Provinzen gestattet worden sind, so weit ein nachweisbares Bedürfniß vorliegt, und daß an zwei Anstalten dieser Versuch schon jetzt in Kraft tritt. Man wird die Erfahrungen dieser Versuche abzuwarten haben. Es läßt sich voraussehen, daß die Abiturienten dieser Versuchsanstalten günstigen Falles im Lateinischen nicht mehr leisten können als ein Untersecundaner, im Griechischen nicht mehr als ein Obersecundaner der Gymnasien nach dem neuen Lehrplan; sie werden also mit einer unsicheren Halbbildung in zwei alten Sprachen die Universität beziehen, was ich für weit weniger gut halte als gründliche Bildung in einer einzigen. Die Reformen der Zukunft sehe ich deshalb nicht in dieser Richtung, sondern in einem Lehrplan der mit Einer alten Sprache in möglichst frühem Kindesalter beginnt und in ihr eine möglichst gründliche Schulung verschafft, ohne sich in nennenswerther Weise mit einer zweiten alten Sprache zu belasten. Den Vertretern der allgemeinen Einheitsschule bleibt jedenfalls die Hoffnung auf Verwirklichung ihrer Pläne für die Zukunft offen.

Einen Grund zur vollen Befriedigung schon in der Gegenwart haben eigentlich nur die Anhänger des Einheitsgymnasiums, das in dem neuen Gymnasiallehrplan thatsächlich seine Verwirklichung gefunden hat. Das neue Gymnasium ist eben kein einseitig humanistisches oder gar philologisches Gymnasium mehr, sondern ein Realgymnasium, das allen Zeitbedürfnissen in wohl abgewogenem Maße Rechnung trägt, und für die universitas literarum eine einheitliche und universelle Vorbildung liefert. Ein Ziel, für das ich seit zwei Jahrzehnten in diesen Blättern*) gekämpft habe, ist damit thatsächlich erreicht, und auch der auf abweichendem Standpunkt Stehende wird mir die Genugthuung darüber nicht verdenken. Daß im Einzelnen manches ein wenig anders gekommen ist als ich es gewünscht hatte, kann mich um so weniger stören, als in der Hauptsache, in der Einschränkung des Lateinischen, der jetzige Lehrplan radicaler verfahren ist, als ich es i. J. 1872 zu fordern gewagt hatte.

Nicht nur in der Herstellung des Einheitsgymnasiums für die gelehrten Berufe sind meine Wünsche erfüllt worden, sondern auch in dem zweiten Punkte, in welchem ich für eine Reform gekämpft habe, in der Milderung der Ueberbürdung der Schüler. Die gegenwärtige Reform steht nicht nur unter dem Zeichen einer gleichmäßigen Verschiebung der Lehrpläne nach der realistischen Seite hin, sondern fast noch mehr unter demjenigen der Entlastung. Die Entlastung ist dreifacher Art, erstens eine Verringerung der Schulstunden, zweitens eine Verminderung der häuslichen Arbeiten und drittens eine Veränderung der Prüfungsordnung, durch welche die Vorbereitung zu den Prüfungen sehr erleichtert wird.

Die Verminderung der Schulstunden betrifft eigentlich nur die drei Unterklassen und beträgt in der Sexta drei, in der Quinta fünf, in der Quarta zwei, wogegen dann allerdings eine dritte Turnstunde für sämmtliche Klassen hinzutritt. In den drei Oberklassen kommt die Verminderung um je zwei Stunden nur für diejenigen Anstalten zur Geltung, welche bisher kein facultatives Englisch hatten, da letzteres jetzt überall zur Einführung gelangt. Die Verminderung der häuslichen Arbeiten ist jedenfalls viel wichtiger als die Verringerung der Schulstunden, die eigentlich nur für die Quintaner eine merkliche Erleichterung gewährt. Aber man würde befürchten müssen, daß die bezüglichen Vorschriften wiederum, wie schon öfters, bloß auf dem Papiere stehen blieben, wenn nicht die veränderte Prüfungsordnung den Lehrern ihre Ausführung praktisch ermöglichte. Der Wegfall des lateinischen Aufsatzes und der griechischen und französischen Extemporalien in den Oberklassen, die Zurückverlegung des französischen und griechischen Probeextemporales aus der Obersecunda in die Untersecunda, die damit zusammenhängende Einschränkung des grammatischen Betriebes der Fremdsprachen sind schon große Erleichterungen. Noch mehr fällt die wesentliche Beschränkung des Prüfungsstoffes auf das Klassenpensum des letzten Jahres in's Gewicht. Die entscheidendste Rolle aber wird in der Praxis das Aufhören der mündlichen Prüfungen spielen, denn nur diesen gilt das Einpauken zum Examen. Dem Namen nach bleiben zwar die mündlichen Prüfungen bestehen, aber sie schrumpfen thatsächlich zusammen auf eine Gelegenheit zur Rehabilitirung für Durchgefallene in denjenigen Fächern, in welchen sie durchgefallen sind. Auch die Bedenken gegen die Prüfung der christlichen Schüler in der Religion werden dadurch wesentlich gemildert, daß sie nur noch solche betrifft, deren Leistungen der Klassenlehrer für nicht genügend erklärt, was hoffentlich recht selten vorkommen wird.

Neu ist die Einrichtung, daß der Lehrgang aller neunklassigen Schulen mit Rücksicht auf einen nach dem sechsten Jahre zu machenden Abschnitt gemodelt, und dieser Abschnitt durch eine staatlich überwachte Prüfung besiegelt wird. Die Aenderung des Lehrganges und die staatliche Ueberwachung der Versetzungsprüfung sind bei der Beurtheilung dieser Maßregeln streng zu sondern.

Die erstere entspricht der Billigkeit, sofern die Einjährigfreiwilligenberechtigung an die Reife für Obersecunda geknüpft bleibt, weil doppelt soviel Schüler sich mit dem Einjährigfreiwilligenzeugniß begnügen, als die Abgangsprüfung ablegen. So lange man diese Schüler auf den Gymnasien duldet, wird die Forderung gerechtfertigt bleiben, daß auch ihnen eine möglichst abgeschlossene Bildung in's Leben mitgegeben werde. Daß dadurch die Vertheilung des Lehrstoffes in Geschichte, Mathematik und Physik wunderliche Verschiebungen erleidet und die Untersecunda mit Lehrstoff überlastet wird, sind Unbequemlichkeiten, die um der ausgleichenden Gerechtigkeit willen getragen werden müssen. Anders stellt sich die Sache wenn man fragt, warum diese 40 Procent Schüler, die eigentlich auf die höhere Bürgerschule gehören, auf dem Gymnasium geduldet werden, warum man sie nicht durch Versagung der Einjährigenberechtigung verscheucht. Wenn nur die Abgangsprüfung der obersten Klasse eine Berechtigung verliehe, und jede sonstige Berechtigung durch eine Prüfung vor unbekannten Examinatoren unter Erlegung einer Prüfungsgebühr erworben werden müßte, dann würden die Gymnasien gar bald von dem Schülerballast befreit werden, der sie jetzt drückt, und diese Schüler würden lieber die Bürgerschulen aufsuchen, wo sie Berechtigungen ersitzen können. Auch der Ueberfüllung der Universitäten würde durch diese Maßregel abgeholfen werden, weil jetzt gar viele die Oberklassen besuchen, bloß weil sie einmal zur Erlangung des Einjährigenzeugnisses die Versetzungsreife für Obersecunda erworben haben und sich dann nachträglich entschließen, auch die drei Jahre noch auszuhalten.

*) Die „Gegenwart" 1872 Nr. 18—23; 1883 Nr. 24; 1884 Nr. 26; 1887 Nr. 39; 1889 Nr. 9.

Digitized by Google

Noch weniger gerechtfertigt ist der Abschnitt nach dem sechsten Schuljahr, wenn man von den jetzt einmal bestehenden gesetzlichen Bestimmungen absieht. Für die Qualification zum einjährigen Dienst ist die auf dem Gymnasium erworbene Bildung viel zu hoch, für die Qualification zum Reserveoffizier entschieden zu gering. Die zu hohen Ansprüche an die Einjährigfreiwilligen züchten künstlich ein Bildungsproletariat; die zu niedrig bemessenen Anforderungen an die allgemeine wissenschaftliche Vorbildung der Aspiranten zum Offizierstand der Reserve drücken diesen Stand gegen den des stehenden Heeres ohne Grund herab und nöthigen zu Willkürlichkeiten in der Auswahl der Offizieraspiranten aus den einjährig Freiwilligen. Es wäre durchaus angemessen, vom Offizier der Reserve ebenso wie von dem des stehenden Heeres die Reife für Prima zu fordern, und es würde als eine große Wohlthat von den mittleren Volksschichten empfunden werden, wenn ihnen der einjährige Dienst wieder wie früher durch die Reife für Untersecunda erschlossen würde. Mit diesen Aenderungen fiele aber das Motiv für den Abschnitt des Lehrganges nach Untersecunda hinweg.

Es liegt auf der Hand, daß die Versetzungprüfung nach Obersecunda durch die veränderte Gestaltung des Lehrganges und ganz besonders durch die Zurücklegung des griechischen und französischen Probeextemporalis, von Ober- nach Untersecunda ohnehin schon ein gegen früher erheblich gesteigerte Bedeutung gewinnt. Bedenken gegen die bisherige Form dieser Prüfungen sind nicht laut geworden. Wenn also diese Prüfung nunmehr plötzlich in eine Staatsprüfung umgewandelt werden soll, so kann dafür ausschließlich der ganz verfehlte Gedanke maßgebend gewesen sein, daß durch diese größere Feierlichkeit der äußeren Form die ungeeigneten Elemente von dem Gymnasium abgeschreckt und auf die Bürgerschulen hingewiesen werden sollten. Nun soll aber in der Regel der Gymnasialdirector für diese Prüfung als Staatscommissar bestellt werden und das Urtheil der Lehrer über die Klassenleistungen soll für das Bestehen der Prüfung nach wie vor maßgebend bleiben; ja sogar die mündliche Prüfung soll auch hier nur die Ausnahme zur Rehabilitirung bei ungenügenden Leistungen werden. Der einzige Unterschied bleibt die zwecklose Vermehrung der bureaukratischen Schreiberei für den Director, von welcher die Schüler nichts spüren. Es ist klar, daß diese Aenderung nur Unbequemlichkeiten, aber keinerlei Vortheile mit sich bringt und ihre Zwecke der Abschreckung vom Gymnasium in keiner Weise geeignet ist zu erreichen. Als die erste Nachricht von dem staatlichen Zwischenexamen auftauchte, wurde diese Neuerung so allgemein und so hart als ein grober Mißgriff verurtheilt, daß die Unterrichtsverwaltung sich bewogen fühlte, sie durch die angeführten Abschwächungen erträglicher zu machen. Es wäre jedoch besser gewesen, den Mißgriff ganz zurückzunehmen, als nominell aufrecht zu erhalten, aber in ganz ihr unwirksamer Gestalt. Hoffentlich wird eine verständige Verwaltungspraxis dafür sorgen, daß trotz der scheinbaren Aenderung in dieser Hinsicht thatsächlich alles beim Alten bleibt.

Für die Veränderung der Lehrpläne ist im Einzelnen folgendes zu bemerken. Im Gymnasium gewinnt der deutsche Unterricht, der schon im Jahre 1882 um eine Stunde vermehrt war, drei Stunden, nämlich je eine in Quarta, Unter- und Obersecunda; in Sexta und Quinta ist die Aenderung nur nominell, indem die einstündigen Geschichtserzählungen künftig dem Deutschen angegliedert werden. Das Französische, das im Jahre 1882 um vier Stunden vermehrt war, verliert wieder zwei, so daß es immer noch zwei Stunden mehr behält als es vor 1883 hatte, und zwar jetzt in reiferen Klassen; die Verminderung ist zum Zweck der Entlastung der Quintaner erfolgt. Das Lateinische verliert 15 Stunden, nachdem es im Jahre 1882 schon neun eingebüßt hatte, das Griechische verliert vier, nachdem es im Jahre 1882 schon um zwei vermindert war. In keiner Klasse sind fortan mehr als dreizehn Wochenstunden den alten Sprachen gewidmet. Die Naturbeschreibung, die seit 1882 auf dem Gymnasium entschieden zu reichlich bedacht war, muß die zwei Stunden der Obertertia an Physik und Chemie abgeben, die offenbar viel lehrreicher sind; der Zweck ist, den von Untersecunda abgehenden Schülern eine bessere physikalische Bildung mitzugeben. Im Geschichtsunterricht tritt eine Stoffverschiebung zu Ungunsten der alten und zu Gunsten der neuen Geschichte ein, so daß die bisher bestandenen Unterschiede zwischen den verschiedenen Arten höherer Schulen aufhören. Das Zeichnen in Sexta fällt in allen Schulen künftig fort.

Im Realgymnasium treten folgende Herabsetzungen ein: Latein elf, Französisch drei, Englisch zwei, Rechnen (in Sexta und Quarta) zwei Stunden; in der Oberrealschule wird außer den beiden Rechenstunden hauptsächlich Französisch und Zeichnen um neun, beziehungsweise acht Stunden, herabgesetzt. Hierdurch wird endlich das Mißverhältniß beseitigt, daß die Schüler der Realgymnasien und Oberrealschulen mit Unterrichtsstunden, und in Folge dessen auch mit häuslichen Arbeiten, stärker belastet waren als die Gymnasiasten. Die Realschule oder höhere Bürgerschule fällt künftig mit den sechs unteren Klassen der Oberrealschule oder der sechsklassigen Oberrealschule zusammen, wobei übrigens geringe Abstriche am Rechnen, zu Gunsten des Deutschen gestattet sind. Es wird damit klargestellt, daß die Oberrealschule in der That nichts weiter ist als eine höhere Bürgerschule mit aufgesetzten Oberklassen (dreijähriger Gewerbe- oder Handels-Schule).

Eine unliebsame Folge des hinter der Untersecunda gemachten Abschnitts mit Staatsprüfung hat die Schulbehörde in der Richtung gezogen, daß alle bisher siebenjährigen Voranstalten zu Gymnasien, Realgymnasien und Oberschulen auf sechsjährige Anstalten zurückgeführt werden, also ihre Obersecunda und die Berechtigung zur Ertheilung eines Zeugnisses der Reife für Prima verlieren. Gewiß sind unter dem Progymnasien und Prorealgymnasien viele, die bisher nur mit Mühe und ohne innere Berechtigung eine Obersecunda geführt haben; aber es sind auch manche in aufblühenden Ortschaften darunter, bei denen das Bedürfniß zum Ansatz der Prima nur noch eine Frage der Zeit, vielleicht weniger Jahre ist. Es ist ohne Zweifel eine ungerechtfertigte Härte, daß ohne Prüfung der Bedürfnißfrage bloß der neu decretirten Schablone zu Liebe allen Anstalten auch der letzteren Art mit einem Federstrich die Obersecunda genommen wird, die sie früher oder später doch wieder ansetzen müssen, um zur Prima zu gelangen.

Wenn ich meiner Genugthuung darüber Ausdruck geben durfte, daß zwei Ziele, für die ich mein Leben lang gekämpft habe, das Einheitsgymnasium von realgymnasialem Charakter und die Entlastung der Schüler, durch die neueste Reform erreicht sind, so wird es mir auch gestattet sein, daran zu erinnern, daß hiermit erst die erste Stufe der von mir verlangten Reformen erreicht ist, und daß nunmehr der Kampf um die zweite zu beginnen hat. Diese zweite Reformstufe charakterisirt sich durch den Rollentausch des Griechischen und Lateinischen im Einheitsgymnasium, der sich ohne Schwierigkeit vollziehen läßt. Als dritte Stufe steht dann im Hintergrunde der zweiten die Zukunftsperspektive einer weiteren Beschränkung des Lateinischen bis auf einen Grad, der eben noch ausreicht, zum Verständniß des Corpus juris oder einer Mönchschronik, oder eines Klassikers mit Hülfe einer deutschen Uebersetzung, zu befähigen.*) Mögen meine Wünsche in dieser Richtung ebenso ihrer Erfüllung entgegengehen, wie diejenigen in Betreff der ersten Reformstufen sich über mein Erwarten schnell verwirklicht haben.

Der Ruin des Mittelstandes.

Ein Kapitel von den sozialen Ungerechtigkeiten.

Unzufrieden zu sein und über Ungerechtigkeit zu klagen, dazu glaubt in unseren Tagen alle Welt berechtigt zu sein. Aber die lautesten Schreier sind nicht immer diejenigen, welche

*) Näheres in meiner Schrift „Zur Reform des höheren Schulwesens" (Leipzig, bei W. Friedrich). S. 58—68.

Digitized by Google

am dringendsten der Hülfe bedürfen. Die lautesten Schreier in unserem öffentlichen Leben sind zwei Menschenklassen, die mit einander nur dies gemein haben, daß sie im Augenblicke die maßgebenden Faktoren dieses öffentlichen Lebens sind. Die einen, die Agrarier und Großindustriellen, üben ihren directen Einfluß auf die Regierung; die anderen, die Sozialdemokraten, beherrschen sie gleichsam indirect mittelst des immer mehr sich ausbreitenden Bacillus der Sozialistenfurcht. Denn jedes Gesetz soll ja bei uns darauf angesehen werden, wie es auf die Sozialdemokratie wirke. Also diese beiden feindlichen Brüder, die eine so maßgebende Stellung haben, die schreien am lautesten nach Hülfe, und da sie so ausgezeichnete Kehlen und vor Allem jenen Einfluß haben, so hilft ihnen der Staat, so gut er vermag, das heißt, auf Kosten des Standes, der am allerersten eine Hülfe verdiente, weil auf ihm jeder moderne Staat und vor Allem der preußische Staat beruht, er hilft auf Kosten des Mittelstandes. Ja, das ist heute der gedrückte Stand und nicht jene Junker, die sich den Spruch merken sollten: noblesse oblige, und nicht jene Herren Arbeiter, die den Spruch: l'appetit vient en mangeant illustriren und ihre Ansprüche immer höher steigern.

Unser Mittelstand, vorzugsweise die Beamten und die studirten Klassen, der gebildete Mittelstand, muß schließlich ruinirt werden durch den Druck der Lasten, die auf ihm liegen. Die außerordentliche Gefahr, die in dieser Möglichkeit liegt, sollte die Lenker des Staates doch veranlassen, nach allen Kräften von den Mitteln, die ihnen zur Abwendung derselben zu Gebote stehen, Gebrauch zu machen. Wenigstens kann man der großen Masse der Beamten, die zum gebildeten Mittelstand gehören, helfen. Von diesen soll auch im Folgenden wesentlich die Rede sein.

Es ist viel Elend in der Welt, und trotz aller Hülfe wird auch immer viel Elend in der Welt bleiben. Es ist billig und recht, daß gerade den niederen Klassen zuerst geholfen wird, denn in diesen herrscht unstreitig das meiste Elend. Indessen hat hier doch die Nothwendigkeit der Hülfe eine Grenze. Heutzutage liegt die Sache so, daß der sogenannte vierte Stand, und namentlich die unteren Schichten des sogenannten dritten Standes relativ — dieses „relativ" ist sehr wichtig — besser daran sind als zahlreiche Angehörige der gebildeten Klassen. Ein günstig gestellter Arbeiter oder gar ein Subalternbeamter kann unter Umständen, wenn auch sein Einkommen nicht das gleiche ist, wie das eines studirten Beamten — obgleich nicht selten sie auch darin demselben sehr nahe kommen — ein viel, viel besseres Leben führen, als eben dieser studirte Beamte. Denn an ihn treten nicht die Ansprüche heran, die an diesen gestellt werden.

Das eben ist das Dilemma, in dem sich so viele Unglückliche befinden. Einerseits steigern sich die Ansprüche von Tag zu Tag, andererseits aber vermehren sich die Mittel, sie zu bestreiten, nicht nur nicht, sondern sie vermindern sich durch die immer theurer werdenden Zeiten, während andere Klassen ihre Lage demgemäß verbessern.

Die Ansprüche, die an den gebildeten Beamten und Offizier gestellt werden, sind zunächst in seiner gesellschaftlichen Stellung begründet. Er muß, auch wenn er noch so zurückgezogen lebt, doch in gewisser Hinsicht repäsentiren; er muß anständig wohnen und sich anständig kleiden; er muß seinen Kindern eine Erziehung geben, die seinem Stande angemessen ist, er muß — nun jeder Angehörige dieser Klasse wird die Liste mit schwerem Herzen fortsetzen können. Seine gesellschaftliche Stellung erlaubt ihm ferner nicht, sich durch gewisse Arbeiten oder Beschäftigungen den Nebenverdienst zu schaffen, der anderen Leuten bequeme Subsistenzmittel gibt. Nicht minder wichtig sind ferner die Ansprüche, die an seine Qualification und an seine Vorbildung gemacht werden. In einem Alter, wo Angehörige anderer Klassen längst etwas verdienen, muß er auf Kosten seines Vaters — oft mit Schuldenmachen auf die Zukunft — lange Jahre studiren, dann Examen auf Examen machen, sehr lange Zeit ohne Besoldung dem Staate dienen, ehe ihm das erste Gehalt winkt. Hierzu kommt endlich, daß die größere Bildung, die Herkunft aus guter Familie ebenfalls und berechtigter Weise zu Lebensansprüchen führen, welche den niederen Klassen durchaus fremd sind.

Und wie verhalten sich solchen Ansprüchen gegenüber die Mittel, solchen Aufwendungen gegenüber der Lohn? Während der Staat den veränderten Zeiten gemäß die Gehälter der unteren Beamten, an die nicht diese Ansprüche gestellt werden, vermehrt — man mag im Zweifel sein, ob da nicht die Furcht, daß sonst diese Klassen der so außerordentlich gefürchteten Sozialdemokratie anheimfallen könnten, mitgespielt hat —: geschieht für die gebildeten Beamten — von solchen mit hohem Einkommen ist hier natürlich nicht die Rede — nichts, weniger denn nichts. Die Gehälter stehen meistens auf dem Stande, den sie in den sechziger Jahren hatten. Die Anstellung aber ist gegen frühere Zeiten durch immer strengere Maßregeln, durch neue Examina, neue Wartejahre, höhere Wissensansprüche noch dazu erschwert. Also mehr Lasten und weniger Einkommen.

Wenn hier und da Symptome davon hervortreten, daß ein Theil unserer Beamten schwer verschuldet ist, so ist das wahrhaftig kein Wunder. Daß nicht schlimmere Erscheinungen vorkommen, davor bewahrt uns annoch Gott sei Dank der gesunde Kern, der in unseren höheren Beamten steckt.

Uebrigens sind da noch einzelne Punkte, die das Conto des Staates belasten. Dahin gehört vor allen Dingen das System der Hülfsarbeiter, das in einem ganz unverantwortlichen Maße ausgedehnt ist. Vor einiger Zeit berührte eine öffentliche Besprechung die Verhältnisse beim statistischen Amt; neuerdings heftet sich in Folge der Landtagsdebatten das Interesse an die Zustände in der Justiz, in der eine unverhältnißmäßig hohe Zahl von etatsmäßigen Stellen von diätarisch besoldeten Assessoren verwaltet wird. Im Ressort des Cultusministeriums ist es nicht anders. Ueber die schlechte Lage der Leute, die das höhere Lehrfach erwählt haben, herrscht allgemeine Klage. Es bedarf nicht nur einer längeren Wartezeit, ehe sie eine Remuneration erhalten, es dauert vielmehr auch die Hülfslehrerzeit über Gebühr lange. Ich kenne einen Hülfslehrer mit einem sehr guten Zeugniß, der über acht Jahre vergeblich auf eine definitive Anstellung wartet. Es ist kein Wunder, daß die Neigung zu diesem Beruf, zu dem man gerade Leute aus guten Familien ziehen sollte, sehr abnimmt. Aus Münster wurde vor einiger Zeit berichtet, daß von den zehn Professoren und Docenten der naturwissenschaftlichen und verwandten Fächer kein einziger auch nur einen Zuhörer hat, und daß unter den Abiturienten des dortigen Gymnasiums in diesem Jahre keiner das höhere Lehrfach erwählt hat. Und dabei hält man es für richtig, die Staatsprüfung zu erschweren und zu dem einen Probejahr noch ein Seminarjahr zu fügen. Sehr schlimm liegen auch die Dinge bei dem ebenfalls vom Cultusministerium ressortirenden Bibliotheksfach. Hier sind die Hülfsarbeiterstellen im Verhältniß zu den etatsmäßigen Stellen viel zu zahlreich und erfordern dringend eine Umwandlung in etatsmäßige. Auch hier ist mir ein Hülfsarbeiter bekannt, der über acht Jahre bis zur definitiven Anstellung warten mußte. Ein anderer, der bereits über vier Jahre Hülfsarbeiter ist, außerdem aber durch ein viel genanntes Buch einen hervorragenden wissenschaftlichen Namen sich erworben hat, ist noch nicht definitiv angestellt und bezieht eine Remuneration von 400 (schreibe vierhundert) Thalern. Interessant ist dabei der Vergleich, daß ein junger Handlungsgehülfe, der also aus verhältnißmäßig niederem Stande ist, und keine besondere Vorbildung, als höchstens das Einjährigen-Zeugniß nöthig hat, in Berlin in der Regel ein Gehalt von 500 Thalern bezieht.

Nun ist richtig, daß die Regierung diese Uebelstände nicht verkennt. Herr Miquel hat im Landtage jüngst die „Vermehrung der Zahl der etatsmäßigen Stellen in verschiedenen Dienstzweigen" als nothwendig bezeichnet. „Das allmählich zu erreichende Ziel ist: für dauernde dienstliche Beschäftigung auch dauernde Lebensstellung dem Beamten zu sichern und daß die Diätarien nach einer gewissen Probezeit auf eine etatsmäßige Anstellung und Wohnungsgeldzuschuß rechnen können. Wenn wir dies System durchführen, so wird viel Unsicherheit, Unruhe und Unzufriedenheit verschwinden." Diesen tref-

Digitized by Google

fenden Worten des Ministers ist nichts hinzuzufügen, als der Wunsch, daß man endlich einmal „in der Lage" sei, diesem Ziele näher zu rücken.

Im Vergleich zu früheren Zeiten — z. B. um 1870 herum — ist die Klasse der Beamten, die wir im Auge haben, sehr schlecht daran. Die Gehälter sind meist dieselben geblieben. Damals genügten sie; heute nicht. Damals kam man schnell zu einem Amt (ich kenne einen Gymnasialdirector, der mit 31 Jahren zu dieser Stellung kam). Heute müssen auch hervorragende Talente*) warten, und höchstens geschickten Strebern gelingt eine schnellere Beförderung.

Also Erhöhung der Gehälter und Vermehrung der etatsmäßigen Stellen, das sind dringende Forderungen. Denn man muß auch berücksichtigen, daß man das Heirathen unserer jungen gebildeten Leute heute ungemein erschwert und verzögert. Die gewöhnlichen späten Heirathen sind erstens ein Unglück, und zweitens unnatürlich. Gewisse unliebsame Erscheinungen, die man neuerdings scharf bekämpfen will, haben ihre Quelle zum Theil auch in der gezwungenen Ehelosigkeit unserer jungen Männer.

Der Staat kann aber noch mehr thun als das, was eben als dringend wünschenswerth bezeichnet ist. Er kann — und das betrifft nicht nur, wie das bisher Gesagte, die Beamten, sondern auch die übrigen Glieder des Mittelstandes — die mittleren Einkommen bei der Besteuerung u. s. w. besser berücksichtigen oder wenigstens gewissen Verhältnissen mehr Rechnung tragen. Der § 18 des Einkommensteuergesetzes vom 24. Juni 1891 enthält schon solche Erleichterungen. Er bestimmt: „Für jedes nicht nach § 11 selbständig zu veranlagende Familienglied unter 14 Jahren wird von dem steuerpflichtigen Einkommen des Haushaltungsvorstandes, sofern dasselbe den Betrag von 3000 Mark nicht übersteigt, der Betrag von 50 Mark in Abzug gebracht mit der Maßgabe, daß bei Vorhandensein von drei oder mehr Familiengliedern dieser Art auf jeden Fall eine Ermäßigung um eine Stufe stattfindet." Das genügt nicht. Zunächst müßten in gleicher Weise die Einkommen bis mindestens 6000 Mark berücksichtigt werden. Dem Mittelstande wäre auch gedient gewiesen, wenn die damals von einem Abgeordneten gestellten Anträge, die Abzugssumme mit der Zahl der Kinder progressiv steigen zu lassen und den Steuersatz bei dem Einkommen von mehr als 3000 bis zu 10,500 Mark für je zwei nicht selbständig veranlagte Mitglieder mit Ausnahme der Ehefrau um eine Stufe zu erniedrigen, angenommen worden wären. Es wäre ferner nur gerecht, wenn nicht nur die Kinderzahl, sondern überhaupt die Ehe berücksichtigt und Junggesellen stärker besteuert würden als Verheirathete mit gleichem Einkommen, weitere Wünsche nicht zu erwähnen.

Man glaube nur nicht, sich über alle diese Dinge leichten Herzens hinweg setzen zu können, oder man sehe ja nicht die gedrückte Lage unseres Mittelstandes als eine Uebertreibung an. Ich wiederhole die Eingangs aufgestellte Behauptung, daß ein großer Theil des vierten Standes weniger leidet, als der Mittelstand. Ich habe mich gefreut, neulich in einer Broschüre die Ansicht vertreten gefunden zu haben, daß es mit dem viel beklagten sozialen Elend des vierten Standes doch eine eigene Sache sei. „Die Sünden der Armen von einem auch Armen" (Berlin 1891) ist die Schrift betitelt. Auch in ihr leuchtet der Grundgedanke durch, daß es dem dritten Stande, den „auch Armen", verhältnißmäßig schlechter gehe, als den „armen" Arbeitern. Der Verfasser betont mit Recht, daß das unzweifelhaft vorhandene Elend der niederen Klasse mit Unrecht dem „Ordnungsstaat" zur Last gelegt werde; daß vielmehr dasselbe zum größten Theil durch die Leute selbst verschuldet sei. Der vierte Stand wirthschaftet nicht; er verschwendet. Man braucht nur auf die Genußsucht der niederen Klassen hinzuweisen, auf die Völlerei an Sonntagen, an denen der einzelne Arbeiter oft 20 Mark und mehr ausgibt, auf die Sucht, sich zu „amusiren", auf die Putzsucht der Dienstmädchen, auf die Verwöhntheit vieler kleinen Leute in Bezug auf die Kost u. s. w. Gewiß soll die Genußsucht auch der höheren Klassen nicht beschönigt werden, aber der Mittelstand leidet am wenigsten an diesem Fehler. — In jener Schrift wird auch das verhältnißmäßig hohe Einkommen eines Arbeiters, z. B. eines Maurers, im Vergleiche zu vielen Beamten betont. Und man kann neuerdings auf den Setzerausstand hinweisen, bei dem theilweise unerhörte Ansprüche zu Tage traten. Von weiteren Beispielen will ich nur anführen, daß auf einem großen Eisenwerk ein gewöhnlicher Arbeiter im Jahre 1890/91 1177,09 Mark verdiente (1872/73 nur 621,80 Mark).

Diese Zustände muß man sich, wenn man die Lage des Mittelstandes gerecht beurtheilen will, wohl vergegenwärtigen und dabei immer die Ansprüche, die an ihn gemacht werden, vor Augen haben. In einer Zeit, wo der Kapitalismus alles beherrscht, muß man unserem tüchtigsten Stand auf alle Weise zu Hülfe kommen, damit er nicht ruinirt werde. Mit dem Ruin des Mittelstandes ist auch der Ruin wahrer Tüchtigkeit und wahrer Kraft im Staate besiegelt. Unter den Ursachen, an denen der Römerstaat zu Grunde ging, nennt Friedländer mit Recht die Abnahme des Mittelstandes und die Zunahme des Proletariats. Statt über das heute immer wachsende „gebildete Proletariat" zu spotten, sollte man mit allen Mitteln die Möglichkeit der Entstehung eines solchen verhindern.

*) Mit dem Hervorziehen der Talente ist es überhaupt in dem bureaukratischen Preußen eine eigene Sache. In dieser Beziehung sind wir der unmodernste Staat. Das zeigt sich namentlich in den höheren Stellen, die nun einmal nach unseren Begriffen nur von Juristen besetzt werden können. Nur dem Soldaten gesteht man jüngst auch die Fähigkeit zu, Reichskanzler oder Cultusminister zu werden. Aber ein Fall, wie der im benachbarten Oesterreich, daß man einen ehemaligen Realschullehrer (Czedik) zum Präsidenten der Staatsbahnen macht, wäre bei uns kaum möglich.

Literatur und Kunst.

Die deutschen Stadttheater und ihre Reform.

Von Robert Misch.

Schon seit Lessing's Zeiten, die für uns doch erst den Beginn einer höheren Entwickelung der deutschen Schaubühne bilden, klagt man über den Verfall derselben. Das ist nun allmählich ein Gemeinplatz geworden, der vielleicht noch der unkundigen Menge imponirt, aber nicht mehr denen glaubhaft erscheint, die sich berufsmäßig mit dem Bühnenwesen zu beschäftigen haben. Diese wissen, daß der verklärende Schimmer, der die Vergangenheit mit rosigem Schleier verkleidet, sich besonders gern des „Theaters von ehemals" bemächtigt, weil da eine Gegenüberstellung und Abmessung an der Gegenwart nicht mehr möglich ist. Sie wissen ferner, daß das Theaterwesen im neuen deutschen Reich lustig blüht und grünt, wie kaum je vorher. In Berlin, dem Mittelpunkt der gesammten deutschen Bühnenkunst, sieht fast jedes neue Jahr ein neues Musenhaus emporsteigen, und auch im Reiche selbst werden die alten durch neue, prachtvolle Kunsttempel ersetzt. Halle, Göttingen, Prag, Reichenberg, Eisenach, Worms, Elberfeld, Zürich, Augsburg und viele andere Städte sind hier zu nennen; Tilsit, Plauen, Frankfurt a/M. (neues Schauspielhaus), Wiesbaden, Essen, Salzburg u. A. werden folgen. Auch Wien, das sich gewissermaßen seit Jahren in einer Theaterkrisis befindet und seine führende Stellung im dramatischen Kunstleben an Berlin hat abtreten müssen, Wien erholt sich allmählich. Schon ist das abgebrannte Stadttheater durch das blühende „Deutsche Volkstheater" ersetzt, und ein neues „Raimundtheater" den Manen des großen Volksdichters geweiht, wird eben geplant.

Dennoch steckt in diesen Klagen ein Kern von Wahrheit. Das „Stadttheater", das neben den Hofbühnen das Gros der deutschen Bühnen bildet — die Zahl der Genre- und Vorstadttheater in größeren Städten ist ja nicht sehr erheblich — dies urdeutsche „Stadttheater" ist noch sehr weit entfernt von dem

Digitized by Google

Idealzustande dessen, was es leisten könnte und sollte. Zwar, vergleichen wir die heimischen Zustände mit den ausländischen, so haben wir alle Ursache zu dem biblischen Ausrufe: Herr, ich danke Dir, daß ich nicht bin wie jene. In Italien, in Amerika, in Holland sehen wir größtentheils das „Starsystem" oder das Wanderwesen im Schwange. Das Letztere, aus dem sich ja auch unsere festen Bühnen entwickelt haben, würde sich unter gewissen Umständen auch für uns empfehlen. Ich komme noch darauf zurück. Doch so angewendet, wie es in Italien und Holland, zum Theil auch in Amerika geschieht, verhindert es eine stetige und regelmäßige Entwickelung stabiler und gesunder Verhältnisse.

In diesen Ländern existiren nur sehr wenige „feste" Bühnen. Wandergesellschaften, zum Theil größten und vornehmsten Stils, durchziehen sie, um bald dort, bald da auf kürzere oder länge Zeit ihre Zelte in den oft prächtigen, einen großen Theil des Jahres leerstehenden Theatern aufzuschlagen. Auf den großen italienischen Bühnen wechseln die Opern- und Schauspieltruppen je nach den verschiedenen stagioni mit einander ab. Holland hat feste Bühnen nur in Amsterdam und Rotterdam außer der französischen Hofoper im Haag. Die van Lier'sche Gesellschaft, deren Stammbühne das „Grand Théâtre" in Amsterdam ist, bereist in drei Abtheilungen die Städte des Landes, das übrigens einige prächtige Kunsttempel auch in der Provinz besitzt. Von einer geordneten Kunstpflege, der Bildung eines festen Repertoirs und eines Stammpublikums kann dabei natürlich keine Rede sein. Das Theater ist dort nur ein Geschäft, ein Erwerbszweig wie jeder andere. In Amerika und Italien kommt noch das „Starsystem" hinzu, die Gruppirung des Ensembles und die Auswahl des Repertoirs um und für einen „Stern" der Gesellschaft, sei es eine Primadonna bei der Oper oder ein großer Tragöde im recitirenden Schauspiel.

Dagegen gehalten sind unsere deutschen Bühnenzustände natürlich vorzuziehen. Wir besitzen in unseren Hofbühnen und größten Stadttheatern (Hamburg, Leipzig, Frankfurt a/M., Prag, Graz) die festen Pole in der Erscheinungen Flucht. Hier gibt es ein ständiges Personal, ein festes Repertoir und Publikum, eine stetige, historische Entwickelung, die sich wie ein rother Faden durch diese Bühnen zieht und sie mit ihren Zuschauern fest verkettet. Auch die Stadttheater zweiten Ranges, wie Cöln, Bremen, Breslau, die 8—9 Monate spielen und ihr Ensemble zum Theil Jahre lang intakt erhalten, sind hier zu nennen. Dann kommen allerdings die Saisonbühnen, die das Gros der deutschen Stadttheater bilden, und die nur sechs Monate lang ihre Pforten öffnen. Diese erneuern ihr Personal in jedem Jahr; höchstens, daß ein besonders beliebtes Mitglied für eine oder mehrere Saisons wieder verpflichtet wird. Um Klarheit über die deutschen Theaterverhältnisse zu erlangen, wollen wir deren Führung und Verwaltung genauer betrachten.

Das Stadttheater in Z. ist zu vergeben. Aus diesem oder jenem Grunde wünscht der hochweise Magistrat oder der betreffende Theater-Actienverein einen neuen Director, respective der bisherige Leiter, dessen Vertrag erloschen, tritt selbst zurück. Das Theater wird also „ausgeschrieben", d. h. in den Fachblättern wird eine Annonce erlassen, welche die genaueren Bedingungen mittheilt und zur Bewerbung auffordert. Gewöhnlich erhält der Bewerber das Theater frei, meist muß er aber daneben die Beleuchtung und das Orchester bezahlen; nur wenige Bühnen schwingen sich noch außerdem zu einer baaren Subvention auf, bei einigen hat der Pächter sogar noch eine Miethe zu entrichten. Das müssen allerdings schon Goldgruben sein, wenn der betreffende Bühnenlenker das Institut auf einer gewissen Kunsthöhe erhalten, allen seinen Verpflichtungen prompt nachkommen soll und außerdem, da jeder Mensch den Lohn seiner Arbeit haben möchte, auch noch Geld verdienen will.

Jetzt melden sich nach und nach die Aspiranten: Directoren, die bereits an der Spitze anderer Theater gestanden, oder Neulinge, die bisher nur Regie geführt und gemimt haben, und denen Mittel zu Cautionsstellung und zur Anschaffung eines „Fundus" zur Verfügung stehen. Unter Fundus versteht man hauptsächlich die historische Kostümgarderobe und die Bibliothek, wohl auch Bühnenmöbel und zum Theil Dekorationen, welche letztere aber meist zum Theater gehören. Das Gesetz verlangt außer finanziellen Garantien von einem Theaterdirector noch die nöthigen moralischen und artistischen Qualitäten. Die Behörde, die die Concession zu vergeben hat, ist aber natürlich außer Stande, die künstlerische Qualification beurtheilen zu können, die sie bei einem Schauspieler für selbstverständlich hält. Es kommen jedoch bei kleinen Bühnen oft die unglaublichsten Mißgriffe vor.

Die Bewerber reichen ihre Gesuche und Papiere ein, stellen sich wohl auch persönlich vor, um in der betreffenden Stadt Stimmung für sich zu machen. Endlich senkt sich das Zünglein der Waage für einen Auserwählten, der mit Stimmenmehrheit erkürt wird.

Nun kann der Erkorene daran gehen, seine Vorbereitungen für die nächste Saison, in der er das Scepter aus den Händen seines Vorgängers übernimmt, zu treffen. Zunächst heißt es Mitglieder werben, zu welch' wichtigem Geschäfte sich der Herr Director in Deutschland nach Berlin, in Oesterreich nach Wien begiebt, resp. die Sache schriftlich mit den Theateragenten abmacht. Diese schicken ihm die Photographie der Künstler nebst dem Verzeichniß der von dem Darsteller gespielten und studirten Rollen (Repertoir) ein. Hiernach, nach dem Rufe und nach dem Theater, an welchem der Betreffende zuletzt wirkte, und nach den mehr oder minder großen Anpreisungen der Agenten, die ihm zuweilen alle denselben Künstler für ein Fach empfehlen, wählt der Bühnenleiter sein Personal.

In den seltensten Fällen lernt der Director den Schauspieler persönlich kennen, noch seltener sieht er ihn auf der Bühne. Nur die großen Theater leisten sich und können sich den Luxus leisten, ihre Fachmänner nach dem Wirkungskreis des Empfohlenen zu senden. Der Provinzdirector kann natürlich nicht überall hinreisen, um sich die in Memel oder Petersburg, in Konstanz oder Laibach engagirten Schauspieler anzuschauen. Er muß sich auf die Agenten verlassen, die in der That jährlich große Inspectionsreisen unternehmen. Aber diese Herren gehen auch nur an die besseren Bühnen, wo sie je nach Zufall eine Vorstellung oder zwei sehen. Die „Entdeckung" eines begabten Provinzschauspielers für eine große Bühne ist Zufall und Glück. Wer dies hat, oder wer Geld genug besitzt, in jedem Jahr eine Reise nach Berlin zu machen und sich in empfehlende Erinnerung zu bringen, wer zu „klappern", Reklame zu machen und sich vorzudrängen versteht, kann auf Empfehlung rechnen. Wer diese Eigenschaften, Gaben und Güter nicht hat, kann unter ungünstigen Umständen selbst bei großem Talent sehr lange als Veilchen im Verborgenen blühen, wohl auch verblühen. Es ist in der Provinz schon manches starke Talent zu Grunde gegangen, das nicht vom Glück begünstigt wurde. Denn schließlich läßt die Spannkraft mit den Jahren nach, das Talent versandet und verflacht im Schlendrian, es verkommt in Provinzmanieren, es „verschmiert" sich, wie der terminus technicus lautet. Es gehören neben der Begabung auch noch eine große Portion Willenskraft und Ausdauer, eiserner Fleiß und Beharrlichkeit, Entsagungskraft und Lust und Liebe dazu, um als Schauspieler Carrière zu machen, wenn nicht außerordentliches Talent, glänzende Mittel in physischer und finanzieller Beziehung und gute Verbindungen von vornherein eine schnelle Carrière verbürgen. Matkowski, der erste Liebhaber des Berliner Schauspielhauses, wurde von der Theaterschule und der bekannten Uebungsbühne „Urania" in Berlin sofort als erster jugendlicher Held an die Dresdener Hofbühne berufen. Josephine Wessely, die jetzt schon die kühle Erde deckt, nahm der Director Förster von der Wiener Theaterakademie gleich mit nach Leipzig für ein erstes Fach. Aber das sind Ausnahmen. Eine Charlotte Wolter hat jahrelang im Chor wirken und kleine Rollen spielen müssen, ehe am Berliner Victoriatheater ein Zufall ihr großes Talent an's Licht brachte. Und wenn ich auch nicht glaube, daß sich das tragische Genie einer Wolter, eines Dessoir, der auch jahrelang

Digitized by Google

kämpfte, daß sich komische Genies, wie ein Helmerding, ein Beckmann es waren, auf die Dauer unterdrücken lassen, es gibt dazwischen doch noch Mittelstufen, sehr hervorragende Begabungen, die durch Unglück oder eigene Schuld zu Grunde gehen. Ich selbst habe manchen begabten Schauspieler in der Provinz gesehen, dessen Carrière ich für schneller und bedeutender prognosticirte, als sie sich schließlich gestaltet hat. Bei Damen thut Schönheit sehr viel, bei der manche Directoren über den Grad der Begabung beide Augen zudrücken.

Da der Director also seine Mitglieder nicht kennt, so ist in dem Contrakt, den er mit ihnen abschließt, ein Paragraph enthalten, der ihm das Recht einräumt, den betreffenden Schauspieler während der ersten vier Wochen nach Beginn der Spielzeit zu kündigen, so daß er vierzehn Tage nach erfolgter Kündigung entlassen ist. Der Künstler muß aber zweimal in seinem Fach entsprechenden Rollen aufgetreten sein. Dieser Paragraph hat schon viel Unglück und Thränen verursacht. Man denke: reist so ein armer Komödiant mit dem Aufwand seiner letzten Mittel oder dem Gelde, das ihm der Spediteur auf seine Effecten geliehen hat, vom äußersten Norden nach dem Süden unseres Vaterlandes oder gar in das Ausland, um dann plötzlich mit der Gage für einige Wochen brodlos dazustehen. So lange die Verhältnisse so sind, wie sie sind, bleibt dem Director aber kein anderes Mittel, um sich gegen unfähige, talentlose Darsteller zu schützen, die seine Bühne am Prosperiren verhindern würden. Gewissenlose Leute benutzen diesen Paragraphen zu einem verwerflichen Mißbrauch, der sogenannten „Gagenreduction." Ist ein Mitglied gekündigt, so macht ihm solch ein Director den Vorschlag, gegen eine kleinere Gage einen neuen Vertrag abzuschließen. Der Sperling in der Hand wird der Taube auf dem Dache vorgezogen — ein neues Engagement, wenn es überhaupt erhältlich, verursacht große Uebersiedlungskosten — und der Darsteller, der nur deshalb gekündigt wurde, bleibt für ein bedeutend verkürztes Einkommen. Hat doch kein anderer Stand der Welt so große Unkosten im Verhältniß zu seinem Einkommen wie der Provinzschauspieler.

Endlich sind alle Vorbereitungen getroffen, die Saison beginnt — die Schauspieler treffen am festgesetzten Tage in ihrem neuen Bestimmungsort ein. In Bezug auf die Auswahl der neuen Stücke hat es heutzutage der Provinzdirector leicht. Er erwirbt einfach, was in Berlin einen großen Erfolg hat — Erfolge, die auch von den Provinzblättern ihren Lesern verkündet worden sind. Nun kommen etwa vierzehn Tage Proben, für welche Zeit die Darsteller keine Entschädigung erhalten. Welchem zweiten Stande würde man zwei Wochen Arbeit ohne Lohn zumuthen? Endlich „stehen" einige Stücke — die Eröffnungsvorstellung findet statt. Aber da das Theaterpublikum unserer Mittel- und kleinen Städte wenig zahlreich ist, so tritt ein Stück dem anderen auf die Ferse. Das Personal unserer meisten Saisonbühnen ist in einer Weise überlastet, von der der Laie keine Vorstellung hat. Er hat leicht kritisiren, sich über Gedächtnißfehler, schlechtes Memoriren und überhastete, unvollkommene Aufführungen beklagen. Wie kann ein Stück mit zwei bis drei Proben — und mehr finden an diesen Bühnen kaum statt — gut gehen? Noch dazu, wenn die Inhaber der ersten Fächer wöchentlich zwei, drei und zuweilen noch mehr neue Rollen memoriren und studiren müssen, außerdem täglich probiren und fast jeden Abend eine große Rolle spielen. Es zeugt von sehr großem Fleiß und Pflichteifer, daß die Vorstellungen an den meisten deutschen Stadttheatern noch ein leidlich gutes Gepräge zeigen. Die Künstler anderer Länder bewundern das; aus dem Munde Ernesto Rossi's, des großen italienischen Tragöden, hörte ich ein Lob, das für die deutsche Schauspielkunst höchst erfreulich ist.

Zwei Uebelstände sind es besonders, die unseren Mittelbühnen in Städten wie Halle, Düsseldorf anhaften, oder besser gesagt ein Uebelstand, der sich nach zwei Richtungen hin geltend macht: es ist die Oper.

Ich bin der Meinung, daß Städte unter 100,000 Einwohnern kein Anrecht auf eine ständige Oper für die ganze Saison haben. Sie erfordert einen so kostspieligen Apparat in Bezug auf Decoration, Kostüme, Orchester, Musikalien, sie zahlt so hohe Gagen, daß sie derartige mittelgroße Institute finanziell zu hoch belastet. Das Schauspiel erhält in diesen und noch größeren Städten die Oper mit, d. h. anders ausgedrückt: letztere schädigt das recitirende Drama. Dieses könnte sich viel bedeutender entwickeln, wenn die Mittel, die bei der Oper geopfert werden, für das Schauspiel verwendet würden, das fieberhaft arbeiten muß, um das Defizit der theuren Schwesterkunst zu decken. Mit welchem Rechte kann eine Stadt von 20—100,000 Einwohnern außer der Pflege des Lustspiels, der Posse, des Schauspiels und der Tragödie auch noch eine ständige Operngesellschaft beanspruchen, die sie nicht erhalten kann? Wir haben in Deutschland schon so das buntscheckigste Repertoir der Welt. Wir spielen Shakespeare und unsere Klassiker außer Molière und Calderon; neben unseren einheimischen Modernen geben wir Scribe, Sardou, Augier, aber auch Ibsen, Björnson, den Spanier Echegaray und selbst schlechte englische Sensationsdramen. Für all dies, von „Kyritz-Pyritz" bis zum „König Lear", vom „Glas Wasser" bis zu Ibsen's „Gespenster" soll solch ein armer Provinzdirector die passenden Kräfte haben. Aber damit noch nicht genug: er soll heute die „Weiße Dame" oder „Zar und Zimmermann", morgen „die Hugenotten" oder gar die „Walküre" geben. Außerdem will man doch auch die neusten Operetten von Strauß, Millöcker und Audran sehen.

Ich schlage den Theater-Almanach auf und finde — der Zufall leitet mich dabei — Olmütz mit 21,000 Einwohnern. Die Stadt hat Schauspiel, Oper und Operette. Das Theater erhält jedenfalls eine Subvention, da es sich „Königlich städtisch" nennt. Ich habe es nie gesehen; die Vorstellungen mögen dort sehr gut sein. Aber das Institut würde künstlerisch und finanziell besser gedeihen, wenn man sich nur mit dem Schauspiel begnügte. Deshalb brauchten die Einwohner auf den Genuß einer guten Oper nicht ganz zu verzichten. Ich komme darauf noch zurück.

Noch ein anderer Uebelstand, auf den schon Heinrich Laube warnend hingewiesen, hängt damit zusammen. Mit Rücksicht auf die Oper werden die neuen Bühnenhäuser viel zu groß gebaut. In der Tragödie macht sich das weniger bemerkbar; aber das moderne Schau- und Lustspiel, auf dessen Pflege als ein Bildungsmittel unserer Zeit, dessen Ausdruck es ist, die mittleren und kleinen Bühnen den größten Werth legen sollten, verliert dadurch an Wirkung und Intimität. Ich greife hier als Beispiel das prächtige neue Augsburger Stadttheater heraus, könnte aber noch viele andere nennen. Sobald ein Theater größer ist, als z. B. das Innere des Berliner Schauspielhauses, das wegen seiner guten Akustik berühmt ist, müssen die Darsteller im Lustspiel lauter und schärfer sprechen, als es der Kunststil dieser Gattung verlangt und verträgt.

Der Director muß natürlich schon vor Beginn der Saison seinen monatlichen Etat festgesetzt haben, bei dem er existiren und eventuell auch noch verdienen kann, um danach die Gagen und sonstigen Kosten zu regeln. Und was für Kosten an solch einem complicirten Apparate haften, davon hat das große Publikum wahrlich keine Ahnung! Was außer den Schauspielern noch für technische Hülfskräfte gebraucht werden, weiß natürlich nur der Fachmann. Da gibt es Theater- und Maschinenmeister, die die Coulissenarbeiter unter sich haben, für Aufstellung der Decorationen und das Functioniren der Bühnenmaschinerie, der Versenkungen ꝛc. sorgen müssen. Dann ist ein Beleuchtungsinspector da, der die verschiedenen Lichtgrade regelt, der die Abendröthe, das Zwie- und das Mondlicht dirigirt und mit elektrischen Blitzen dem Hergott in's Handwerk pfuscht. Ein Requisiteur sorgt dafür, daß die kleineren Gegenstände, die der Darsteller im Stück braucht (Weingläser, Pistolen, Börsen, Reitpeitschen, Bouquets und verschiedenes Andere), oder die auf Kaminen und Tischen umherstehen, zur Stelle sind. Sehr wichtig ist der Garderobier, der sich an großen Bühnen in einen Obergarderobier mit vielen Gehilfen verwandelt und natürlich sein weibliches

Digitized by Google

Gegenstück für die Damen hat. Nur für den männlichen Theil des Personals hat die Direction die historischen Costüme zu liefern; und auch die Herren müssen an den Stadttheatern Schuhwerk, Trikots, Handbekleidung, Federn, Schmuck und dergleichen selber stellen, die Damen dagegen ihre gesammte Kostümgarderobe. Nur die größten Hof- und Stadttheater machen hiervon eine Ausnahme und liefern für alle Mitwirkenden die Kostüme von Kopf bis Fuß. Die moderne Garderobe des Conversationsstückes muß sich natürlich auch an diesen Bühnen Jeder selbst halten. Das ist ein vielerörtertes Thema. Die Ansprüche, die das Publikum an die Toiletten der Damen stellt, sind dermaßen gewachsen, daß an den mittleren Bühnen, erst recht an den großen, wo man natürlich noch anspruchsvoller ist, der größte Theil des Gehaltes für diesen Kleiderluxus aufgeht. Eine Fachschauspielerin unserer Stadttheater, der keine privaten Mittel zur Verfügung stehen, ist überhaupt eines der geplagtesten Wesen, die man sich denken kann. Außer den Proben, dem Rollenstudium, dem Spiel nimmt die Instandhaltung ihrer Kostüme und Toiletten ihre freie Zeit gänzlich in Anspruch. Hier ist wirklich nicht alles Gold, was glänzt — weder der Flittertand an den Kleidern, noch das Loos dieser Künstlerinnen.

Nicht im Verhältniß zu dieser großen Arbeit und dem verlangten Können steht im Allgemeinen die Gage, die an Theatern der Städte von 30 — 60,000 Einwohnern im Durchschnitt 150 bis 200 Mark für ein erstes Fach beträgt; höchstens, daß der erste Liebhaber und die erste Heldin mehr erhalten. Man darf die Beamtengehälter hier nicht etwa in Vergleich stellen; sie werden das ganze Jahr gezahlt und sind mit keinerlei besonderen Berufsausgaben verknüpft. Der Schauspieler braucht von seinem Gehalt einen großen Theil für Reisen und Garderobe, die bei den Damen das ganze Einkommen verschlingt. Vor allem wird er nur sechs Monate besoldet und muß sich dann glücklich preisen, bei einer sehr kleinen Gage an irgend einem Sommertheater auf drei bis vier Monate unterzukommen. Da es deren viel weniger gibt als Winterbühnen, so muß er sich oft auf andere Weise durchschlagen und durchhungern, ist auf jeden Fall ein bis zwei Monate ganz ohne Einkommen. Dies richtig verrechnet, stehen sich die höheren Handwerker und Arbeiter entschieden besser, als unsere meisten Schauspieler, deren soziale Stellung ja auch viel zu wünschen übrig läßt. Bedeutend besser in finanzieller und sozialer Beziehung geht es dem Bühnensänger, der freilich stets vor der Gefahr steht, durch Krankheit, Unvorsichtigkeit oder Ueberanstrengung seine Stimme zu verlieren.

Wie ist diesen Uebelständen abzuhelfen? Wie kann man unsere kleinen und mittleren Stadttheater in künstlerischer und materieller Hinsicht auf eine höhere Stufe heben? Viele Vorschläge sind und werden gemacht. Keinesfalls ist ohne eine absolut gesicherte finanzielle Basis eine wirklich künstlerische Leitung und Entwickelung dieser Institute möglich. An eine Besserung der Verhältnisse ist aber nicht zu denken, so lange der Staat und die Communen das Theater als bloße Vergnügungsstätten und Erwerbsinstitute behandeln, als welche sie auch vor dem Gesetze gelten. Nicht Arm in Arm mit dem Circus und anderen „Sehenswürdigkeiten" sollte das Theater gehen, als eine moralische Anstalt, wie es einst Schiller betrachtet hat, als eine Volksschule der Erwachsenen, eine Stätte idealer Erhebung, als einen Guckkasten des Lebens, „die abgekürzte Chronik und den Spiegel der Zeit" sollte man es ansehen und demgemäß Fürsorge treffen. Bei den Hellenen hat die Schaubühne schon einmal eine solche Stellung eingenommen. Wenn auch diese Zeiten niemals wieder kommen werden, emporheben aus der niederen Sphäre des bloßen Amüsements, der Spezialitäten-, Variété- und Operettentheater, könnte man die wahre Schaubühne doch. Zum Theil ist dies ja bei unseren subventionirten Hofbühnen und den großen Stadttheatern der Fall, die nicht auf den bloßen, nackten Erwerb angewiesen sind.

Durch eine Geldsubvention von Seiten der Städte wäre dies auch für die kleinen Bühnen zu erreichen. Man komme mir nicht damit, daß diese Gemeinwesen zuerst das Nützliche unterstützen müßten. Der Mensch lebt nicht vom Brod allein, und es wird viel Geld für weniger wichtige Dinge ausgegeben. Auch könnten sich diese Mittelstädte den Kostenpunkt wesentlich erleichtern, wenn sich je zwei bis drei Städte zu einem Verbande vereinigten, der eine gemeinsame Bühnengesellschaft unterhielte. Es ist das alte Prinzip der Wandertruppen, die in Deutschland bisher nur die kleinsten Städte beglückten, jedoch veredelt und auf größere Bühnen angewendet. Dies würde dazu führen, daß sich die Ensembles nach sechs Monaten nicht mehr aufzulösen brauchten, wie bisher. Jede dieser Städte beherbergt die Gesellschaft in einem regelmäßigen Jahresturnus einige Monate bei sich. In dieser kürzeren Zeit, bei Vorführung des Neuesten und Besten in vollkommener Art würde sie sicherlich nur volle Häuser haben und dadurch, wie durch ein jahrelang festgefügtes Ensemble und eine finanzielle Beihülfe in jeder Beziehung gedeihen, vor allem aber in Ruhe arbeiten können, statt wie jetzt in fieberhafter Hast. Denn dieselben Vorstellungen würden in den verbündeten Schwesterstädten wiederholt werden, wodurch natürlich die Zeit zu mehr Proben erübrigt wird, als jetzt auf die Einstudirung der Stücke verwendet werden kann. Auch die Garderobe, Decorationen und Bibliothek müßten gemeinsam sein. Für Städte bis zu 60,000 Einwohnern wäre dies System zu empfehlen. Der Director müßte nur der artistische Leiter mit festem Gehalt und einer Gewinntantième sein, damit die Subvention nicht etwa in seine Tasche fließt, sondern den künstlerischen Leistungen der Bühne zu gute kommt. Auch auf die Oper brauchten diese Mittelstädte nicht ganz zu verzichten. Eine besondere Operngesellschaft, zu deren Unterhaltung allerdings schon mehr, etwa acht bis zehn Städte der Provinz gehören müßten, könnte in jeder derselben einige Wochen im Jahre gastiren, je nach der Bedeutung und Größe der Stadt länger oder kürzer. Das müßte und könnte auch für das musikalische Publikum genügen. Das ist nichts Neues; es ist das Prinzip der sogenannten „Monatsoper", die aus z. Zt. engagementslosen Sängern gebildet wird und einige Wochen in einer kleineren, sonst opernlosen Stadt Vorstellungen gibt.

Auch hier, wie beim Schauspiel, das ganz unabhängig von der Oper bleiben müßte, wäre dadurch eine Auflösung des Ensembles nach kurzem Bestehen vermieden, wären sorgfältig vorbereitete, oft wiederholte und daher ausgezeichnete, abgerundete Kunstleistungen möglich. Auch hier würde das Interesse des immerhin kleinen Publikums solcher Städte durch eine zu lange Ausdehnung der „Saison" nicht abgestumpft, und es würden volle Häuser, künstlerisches und materielles Gedeihen der Lohn sein.

Es ist anzunehmen, daß die Logik der Thatsachen und die Nothwendigkeit unsere deutschen Mittelstädte schließlich zu dieser Bühnenreform führen. Erst dann werden unsere Stadttheater wirkliche Knnstinstitute sein.

Aus Arnold Böcklin's Atelier.

Von Jacob Mähly.

Basel, Ende März.

Für einen Künstler, wie Böcklin, dessen gewaltiger Phantasie die gewaltigen, über Menschenmaß hinausgehenden Gebilde am meisten zusagten, mußte die Darstellung einer Medusa einen eigenen Reiz haben, und wir dürfen mit dem festen Glauben, daß er sich gerade hier in seinem Element fühlte, vor das Bild treten. Aber ist es denn ein „Bild"? Ja und nein! Dem Künstler genügte diesmal die Fläche und die Farbe nicht; er wollte, um den Eindruck zu verstärken, seiner Darstellung einen sinnlicheren, plastischeren Charakter geben, er wollte etwas durch wirkliche, nicht bloß scheinbare Körperlichkeit Imponirendes schaffen, und glaubte dies durch Verschmelzung zweier Künste — der Malerei und der Skulptur — zu einem Ganzen

Digitized by Google

zu erreichen. Auf dunkelschwarzer, runder Fläche hebt sich in starkem Hautrelief — nur der Hinterkopf fehlt zum Vollbild — das Haupt der Entsetzlichen in schaurig gespensterhafter Blässe hervor. Wohl finden sich in diesem fahlen, kalten, von grauenerregender Schönheit durchgeisteten Gesicht einige Farbennuancen — auf den Lippen und ganz besonders in den Augen, deren gläserner Glanz, man fühlt es, den tödtlichen Blitz in das Herz des von ihr ausersehenen Opfers schleudern mußte — aber gerade das Einheitliche dieser dem Leben gleichsam abgestorbenen, dem Grau des „gleichmachenden" Todes entnommenen Farbe — ein Farbenspiel kann man diesen fürchterlichen, das Blut vereisenden Ernst nicht nennen! — wirkt so unwiderstehlich, so vernichtungssicher und grabesschaurig. Das ist die Medusa, welche die Sache sich dachte: jene schöne Jungfrau, deren üppige Lockenfülle Athene zur Strafe für die Entweihung ihres Heiligthums in Schlangen verwandelte, das ist jenes Haupt mit dem schönen Antlitz, mit dem reichen, von Schlangen durchzogenen (oder auch von Schlangen gebildeten) Lockenschmuck, das den Entsetzen erregenden, versteinernden Ausdruck dadurch hervorbrachte, daß der Künstler es von der Erstarrung des Todes, die es um sich verbreitete, selbst ergriffen sein ließ und so darstellte, und diesen Ausdruck zeigt uns die Maske der sogenannten Rondaninischen Medusa in München, der schönsten aller erhaltenen. Aber es fehlt ihr die Farbe, und gerade die Farbe bildet den Hauptreiz an der Böcklin'schen Medusa; es kommt nicht bloß das Gesicht dabei in Betracht, sondern auch das Haar. Man kennt Böcklin's Virtuosität im Colorit, und zwar zeigt der große Farbenkünstler seine Stärke gerade in der Darstellung des Schillernden, jenes bunten Farbenwechsels, den die Lichtreflexe auf dem Wasser, auf dem funkelnden Meeresspiegel und den schuppigen, struppigen Bewohnern und Ungeheuern der Fluth, den Nereiden, Tritonen mit ihren Schlangenleibern und den sonstigen seefarbenen Phantasiewesen des feuchten Elementes erzeugen — man kennt sie und kann zum Voraus ermessen, daß das Schlangengewimmel auf dem Haupte seiner Medusa von derselben Farbengluth durchleuchtet sein werde. Und so ist es auch; auf der tiefschwarzen Folie des Hintergrundes tritt dieses Farbengefunkel um so wirk- und wundersamer hervor.

Ob freilich ein antiker Künstler sich dieses Vorurtheils, der in der Farbengebung liegt, jemals in dieser Weise bedient habe, ist eine andere Frage. Wir glauben es einstweilen nicht, trotz der jetzt herrschenden, man darf getrost sagen, überschwänglichen Vorstellungen von der antiker Polychromie. Daß Tempelfriese und Tempelgiebel bemalt wurden, und zwar nicht bloß der glatte Untergrund sammt Metopen und Triglyphen, sondern auch die Bildwerke auf denselben, ist jetzt sicher, es beruht nicht auf bloßen Schlüssen oder schriftstellerischen Notizen, sondern wird geradezu durch den Anschein bezeugt, und ebenso sicher ist es, daß die Malerei auch an anderen als Tempelfiguren zur Anwendung kam — aber es handelt sich hier um das Wie und Wie viel. Daß der edlere Marmor mit dicker, wenn auch noch so leuchtender Farbe überstrichen und, als Material, unkenntlich gemacht worden wäre, ist unglaublich und auch, so viel mir bekannt, nicht erwiesen; es ist gewiß nur geschehen im Beiwerk, in Einzelheiten des Kostüms; das Nackte der Menschengestalt ist nur fein abgetönt worden, gleichsam mit Farbe überhaucht, so daß der Marmor mit seinem Glanz und seiner Glätte immer noch unter der zarten Hülle hindurch schimmerte, und wenn dies bei dem kräftigeren Ueberzug der Gewandung nicht geschah und nicht geschehen konnte, so war dies keine Versündigung an dem Marmor, weil es eben Nebensächliches betraf, und der Marmor nicht selten war, daß man mit dem Stoff sparen mußte, auch angenommen, daß die Technik die Wahl eines geringeren Stoffes für die Zuthaten zur Menschengestalt möglich gemacht hätte. Darum glauben wir auch, daß eine Medusa in der Art, wie Böcklin sie jetzt mit Farben behandelt hat, als Werk eines antiken Künstlers undenkbar wäre, und darum ist sie auch nicht von Marmor, sondern von Gyps; sie könte aber eben so gut aus Holz geschnitzt sein. Es ist aber auch gar nicht gesagt, daß Böcklin glaubte oder bezweckte, in seiner Medusa eine Nachbildung antiker Art zu liefern, er ist selbständig und selbstherrlich genug, um eigenem Antriebe zu folgen; ein Künstler will auf die Sinne und die Seele des Beschauers (oder des Hörers) wirken — und eine mächtige Wirkung hat Böcklin erreicht.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Durch die Wand.

Humoreske von Emil Roland.

„Küß' die Hand!" sagte der Kellner, machte einen ungelenken Bückling und ließ den seufzenden Fremden allein. Warum seufzte der Fremde? Weil er mit den Hühnern aufgestanden und einer leichtsinnig eingegangenen Wette halber an einem Tag von Hintersee bis Salzburg gelaufen war. Die Wette hatte er nun zwar gewonnen, aber seine Füße trugen die Folgen seiner Thorheit und verdarben ihm den Tirumph. Er streckte sie weit von sich, als er nun im Sessel lag. Trotz der späten Stunde war er nicht im Stande, sich auf das Lager zu werfen; seine Müdigkeit verbot ihm jede weitere Bewegung. Die Füße brannten ihm, als stünden sie auf Kohlen. Der Kellner hatte ihm zwar die Stiefeln ausgezogen, aber das machte den Schmerz vorerst nur schlimmer. Er wäre in diesem Moment zu jedem Heldentod bereit gewesen, hätte sich — ohne sonderliches Interesse daran — pfählen, köpfen, rädern lassen; der Schmerz, den er litt, machte ihn gleichgültig gegen alles andere. Allmählich erst löste sich das tiefe Touristenweh. Es kam eine träumerische Schlaffheit über ihn, und beruhigend zogen die Bilder seiner heutigen Wandertour an ihm vorbei: die schroffgezackten Klippen des Hochkalter, die schöne Wirthin im Gasthof der Ramsau, Berchtesgaden, von Bergen umstarrt, von silbernen Brünnlein durchplätschert — vor der Kirche die fesche Touristin mit der Lorgnette — dann die endlose Fahrstraße mit prachtvollen Landschaften ringsum und einem jodelnden Bauernmädchen darauf — Schloß Anif, weiß und glänzend zwischen seinen Parkbäumen — auf der Allee die junge Reiterin, die sich flüchtig nach ihm umgeschaut, und endlich die Veste Hohensalzburg mit den weißen Dächern an ihrem Fuß und der grünen plätschernden Salzach, ihrem leichtbewegten Spiegel. Ach wie selig er die Postkarte einwarf, die den zweifelnden Onkel am Hintersee des Neffen Schnellfüßigkeit beweisen und ihn um hundert Thaler bringen sollte!

Dann — ja, dann kam der Rückschlag. Er hatte essen wollen, tüchtig, die ganze Karte des Oesterreichischen Hofes herunter mit all ihren Backhühnern, Nockerln, Linzer Torten und so weiter, dazu tief hineinschauen in den billigen unverzollten Ungarwein, der dem ohnehin paradiesischen Erdstück einen weiteren Himmelsglanz verleiht — aber es ging nicht; er war zu erschöpft! Und jetzt — jetzt wollte er schlafen, zu Bette gehen und konnte auch das nicht; er war müde, viel zu müde —

Plötzlich — was war das? Aus dem Nebenzimmer klangen laute Stimmen — eine Thür wurde geschlagen — „Küß' die Hand!" rief der Kellner — ein Gespräch lachender Lippen schreckte ihn plötzlich aus seiner Traumseligkeit.

„Sehen Sie, Fräulein Geiger —" sagte jemand — „das ist doch der reine Unsinn, einen Menschen zu heirathen, für den man gar nichts, nicht die Spur empfindet, höchstens Entsetzen vor seiner biederen Langweiligkeit, seiner himmelschreienden Pedanterie!"

„Aber Lisa!" fiel eine andere Stimme, natürlich die von Fräulein Geiger ein, „alle jungen Mädchen unserer Stadt halten doch Willibald Promgauer für ein großes Loos, für eine Chance!"

„Unsere Stadt! jawohl!" lachte es lustig zu dem unwillig Horchenden hinüber, — „aber was ist unsere Stadt? ein altes, verschimmeltes Nest mit ein paar ramponirten Alterthümern, einem berühmten Dom allerdings, auch von einem der imposantesten Ströme bespült, aber sonst zurückgeblieben, ein braves Nest — natürlich sehr brav, wenn sein großes

Digitized by Google

Loos Willibald Promgauer heißt; aber die Bravheit, die ist es gerade, die mir so unendlich zuwider ist!"

„Fräulein Lisa! Wenn das Ihre Verwandten hörten!"

„Nun — darum sage ich es denen auch nicht. Sehen Sie, liebes Fräulein Geiger, der Onkel ist zeitlebens gut mit mir gewesen; die Tante hat mich verhätschelt; ohne die beiden säße ich jetzt vielleicht irgendwo als Gouvernante und drillte den Geist von fremder Leute Kindern zurecht — aber wohlgemerkt! sie erzogen mich für ihren Willibald und das ist es, was ich ihnen trotz meiner großen Dankbarkeit nicht vergeben kann."

„Ja — aber was soll denn daraus werden? Er wird doch einmal anhalten mit der Zeit —"

„Das wird er eben nicht!" lachte Lisa. „Ich habe einen Riegel vor das alles geschoben. Voriges Frühjahr — wissen Sie als ich bei meiner Pensionsfreundin in Augsburg war — was hab' ich gemacht? der Freundin einen Bruder angedichtet — und meine Verlobung mit diesem Bruder nach Hause gemeldet! Was half es! als ich zurückkam, waren sie alle ein bischen geknickt, Willibald zumeist — aber selten hat es eine so selige Braut gegeben wie mich!"

Man hörte deutlich, wie Fräulein Geiger ihre Hände zusammenschlug. „Und wie lange denken Sie das durchzuführen?"

„So lange ich will, mein illusorischer Bräutigam ist Marineoffizier und gondelt auf fremden Meeren — Sansibar und so weiter — und das Datum seiner Rückkehr habe ich Gott sei Dank ganz in der Hand. Ich kann ihn in das Innere Afrikas versenden, so bald es mir beliebt, kann ihn dort mit Massais und andern beliebigen Schwarzhäuten kämpfen lassen, und was das beste ist, kann ihn jederzeit mit Leichtigkeit tödten, ertränken, pfeilldurchbohrt in den Wüstensand strecken, sobald ich einmal Grund habe, lieber wieder unverlobt zu sein."

„Aha — jetzt verstehe ich — darum halten Sie Ihr Geheimniß auch so ganz en famille?"

„Allein deshalb! Sehen Sie: es könnte doch mal kommen, daß derjenige, welcher — na, Sie wissen schon, Fräulein Geiger, was ich meine und da wäre es ja furchtbar, wenn er mich für verlobt hielte und sich das Gefühl schleunigst aus der Seele zöge!"

„Aber fürchten Sie denn gar nicht, daß irgend ein Zufall sie entlarven könnte?"

Lisa lachte. „Entlarven? Wie das klingt! Wer sollte es auch thun? Mein Bräutigam schreibt mir alle vierzehn Tage — das heißt: meine Augsburger Freundin unterschreibt sich mit einem Männernamen, und es ist ja wegen der neugierigen Postboten so überaus plausibel, daß die Correspondenz discret geht und dann — selbst die Tante, so neugierig sie für gewöhnlich ist, die Unzartheit, in Brautbriefen zu lesen, würde sie doch nie begehen! Rauskommen kann es ja gar nicht!"

„Liebe Lisa!" sagte Fräulein Geiger, „ich habe schon allerhand Dinge werden und geschehen sehen, Eins lernte ich dabei als unumstößlichen Satz: Dinge, die nicht herauskommeu sollen, zerrt irgend ein böser Zufall doch an das Tageslicht! gleichgültige Sachen verschwinden, aber das Schicksal zeigt sich gern raffinirt und hängt sich dann mit Vorliebe an solche Enthüllungen."

„Dann bliebe mir nichts übrig als Willibald Promgauer doch zu nehmen!" sagte Lisa resignirt. „Ach! ich sage es mir ja oft genug, wenn er so seifig und freundlich auf mich zukommt und mich mit seinen kleinen Aeuglein so liebevoll anblinzelt: der da ist deine Zukunft! und dann finde ich es gar nicht einmal so schlimm von mir, wenn ich bei solchen Aussichten der Gegenwart noch ein paar lustige Tage, ein paar hübsche Spritztouren in die Berge — selbstredend ohne Willibald — abgewinne. Willibald! Wie man nur so heißen kann! Als neunjähriges Mädchen war mir das bereits unfaßlich!"

Der erschöpfte Fremde nebenan hätte, um diesen Dialog zu überhören, erstens aufspringen müssen, was von seinem schmerzenden Piedestal doch nicht zu verlangen war, dann auch den Kopf tief in die Kissen vergraben müssen, was man ihm bei der schwülen Sommernacht ebensowenig zumuthen konnte. Erst zürnte er der Störung, ja, er bückte sich schon nach dem Stiefelknecht, um ihn recht energisch gegen die Wand zu schleudern; auch ein echt ländlicher Fluch, einem Tyroler Bergführer abgelauscht, turnte schon auf seinen jungen Lippen. Da schlug die redende Stimme doch seltsam anschmeichelnd an sein Ohr; er dachte sich sofort mit seiner schnellbereiten Literatenphantasie einen sehr hübschen Mund zu dem Redefluß, einen lustigen Mädchenkopf und so weiter. Da war es um seinen Zorn geschehen. Er horchte nicht, aber was er hörte, spannte seine Aufmerksamkeit und zwang ihm ein Lächeln ab. „Donnerwetter!" dachte er. Das war bei ihm jedesmal das Resumé, wenn irgend etwas ihm Achtung abzwang oder ihn amüsirte.

Alterieren mochte er sich natürlich nicht über die erlauschte Beichte — wie sollte er auch? er, der junge Mode-Autor, der in drei Novellenbänden seine Marionetten viel unberechtigtere Dinge hatte thun und sagen lassen — im Gegentheil: er freute sich, daß es noch Mädchen gab die — — hier verlor er den Faden, entweder verstummte das Gespräch nebenan oder die bleischwere Müdigkeit sank erneut über ihn. „So laut in einem Hotel zu sprechen — wie kann man nur?!" flüsterte er noch für sich — dann stieg der Vorsatz in ihm auf, morgen früh im Corridor Posten zu stehen, bis er Fräulein Geiger und Lisa erblickte — schließlich dachte er nichts mehr, und endlich schlief er ein, so unerbittlich fest und lang, daß die Sonne schon hoch über Salzburg stand, als er erwachte. Natürlich fragte er unten sogleich nach den Nachbarinnen. Namen — unleserlich; Wohnort — unbekannt; mit dem Frühzug abgereist — wohin? Der Portier zuckte die Achseln. Das nächtliche Novellenkapitel war also in der Mitte zerrissen. Das Ergebniß blieb einzig, daß es auf der Welt eine Dame gab, von der er nicht einmal das Gesicht, wohl aber ihre allerdiscretesten Geheimnisse kannte.

— — — Im Winter darauf erinnerte sich Tito Casano — dies war sein wohllautendes Pseudonym — in einer Berliner Chambre garni wieder einmal an sein Salzburger Erlebniß. Lange Monate hatte er nicht daran gedacht. Mit dem Onkel, der ihn damals am Hintersee frei hielt, war er über Politik auseinander gekommen. Selbiger schmollte in seiner kleinen Heimathstadt mit dem Neffen und ließ ihn allein schwimmen — wirklich ein Mißgeschick! denn Tito Casano besaß außer seinem kleinen Schriftstellertalent in höchster Vollkommenheit die Gabe, mit Grazie Geld auszugeben. Andererseits gefiel es ihm dann auch wieder sehr, ein paar Wochen lang aus Volksküchen zu speisen und den armen Literaten zu spielen, eine Figur, die gewöhnlich nur in der Idee romantisch ist. Zu lange zwar liebte er diesen Zustand nicht, und dann konnte er, wenn er vierzehn Tage gedarbt hatte, in einem Austernfrühstück genau so viel verschleudern, als er in zwei Wochen verbrauchte.

Kürzlich hatte er einen großen Schlag gemacht. Sein Lustspiel — »Entweder oder« — an einer ziemlich nennenswerthen Bühne aufgeführt — schlug ein — merkwürdigerweise! denn eigentlich war nichts besonderes daran, nur daß die Helden zufällig in kecken, gut gegriffenen Worten aussprachen, was dank einer herrschenden Zeitströmung gerade auf den Lippen Tausender stand.

Seine Tantièmen verhalfen ihm zu einer sehr hübschen möblirten Chambre garnie; dort verbrachte er — meist ging er zwar spazieren — die Zeit mit zweierlei: entweder schrieb er Romane für Zeitschriften; mit einem Mal war er nämlich begehrt von den Redacteuren; oder er schnitt die Kritiken über sein Stück aus, klebte sie sorgsam — der Onkel war äußerst peinlich auf alles Gepappte — mit einem Kreuzband zusammen und schickte sie ohne weitere Notiz an den hartherzigen Verwandten, als Appell an die Großmuth und für spätere Fälle an den Geldbeutel des braven Mannes.

Tito Casano hatte auch einmal studirt, entgleiste jedoch beim Referendar und klammerte sich in Folge dessen an den Pegasus, ein überfülltes Terrain zwar, aber er ritt mit Glück! Beim Fabriciren eines neuen Romanes nun war es, daß ihm die Salzburger Nachbarschaft wieder einfiel. Sie trat ihm mehr visionartig vor die Seele. Die Gestalten hatten etwas Nebelhaftes für ihn bekommen — natürlich! hatte er sie doch auch nie gesehen! Dabei schrieb er immer sehr skrupellos, von dem halbberechtigten Grundsatz ausgehend, daß dem Autor alles gehört, was er sieht, erlebt und vernimmt. So arbeitete er denn ohne Umstände Lisas ganze Erzählung, soweit sie ihm noch in den Gedanken stand, in seinen neuen Roman, bildete sich auf seine übertriebene Rücksicht sogar noch etwas ein, daß er Willibald Promgauer als Bomgauer auftreten ließ — den Namen Willibald konnte er ihm selbstredend nicht ersparen — und leitete zum

Digitized by Google

Schluß Lisa nach vielen fatalen Conflicten, die das Herauskommen des Chimären-Mariniers beschwor, dennoch reuig in des verzeihenden Willibald biedere Arme. Fräulein Geiger schloß mit einer allgemeinen Lebensbetrachtung die Geschichte ab.

Tito Casano schrieb diesmal für höhere Töchter, sonst hätte er der armen Lisa wohl eine ergötzlichere Zukunft gespendet. Er schrieb auch sehr eilig; er besaß erstens keine Spur von Nachruhmsehrgeiz, und zweitens sollte das Manuscript baldmöglichst in die Redaktion. Der Roman mußte rasch erledigt werden, da er demnächst eine kleine Vortragsreise zu unternehmen dachte, eine einträgliche und zugleich spaßhafte Tournée, wie er sie früher schon zur Tilgung seiner Studentenschulden ausgeführt. Damals las er ein und denselben nicht gerade ganz authentischen Aufsatz über coloniale Dinge in achtzehn kleinen Städtchen ab, und da Niemand ihm Unrichtigkeiten nachweisen konnte, weil Keiner an den Orten gewesen war, die er bereist zu haben vorgab, weil er ferner mit seiner Knopflochrose und dem hübschen, ovalen Schauspielerkopf den größeren weiblichen Hörertheil vom Pult mit dem üblichen verre d'eau herab fascinirte, gelang das Unternehmen vollständig.

Diesmal gedachte er über moderne Literatur zu reden; die Folie des erfolgreichen Autors mußte ausgenutzt werden, so lange sie noch frisch und das übliche Fiasko eines zweiten Versuchs noch nicht von Stapel gelaufen war.

Nein! es war nicht nett von Tito Casano, daß er die unvorsichtige Lisa so ohne Weiteres in Dinte und Papier festlegte und gar nicht an die Folgen dachte, die solch' grausames Verfahren mit sich bringen kann! Und die Folgen blieben nicht aus.

— — — Fräulein Geiger, eine lebenslustige Rentiere, saß in ihrem Ulmer Wohnhaus und blickte in die Donau. Der Strom theilt die Stadt hier in zwei Hälften, eine württembergische und eine bayerische, so daß der Fremde, der noch schnell in Ulm seine letzten bayerischen Postkarten versenden will, erst über die Brücke laufen muß, um sie in den rechten Briefkasten zu stecken. Neben dieser Brücke stand Fräulein Geiger's Haus.

„Oh Lisa!" sagte sie und erhob sich, als ein junges Mädchen hastig von Württemberg herüberkam und mit geängstigten Augen zu dem Hause hinauf spähte. Wenige Minuten und sie stand in dem Zimmer.

„Wer ist Tito Casano?" fragte sie mit hohler Stimme und warf einen Stoß Zeitungen auf den Tisch.

„So viel ich weiß: ein Lustspieldichter, irgend einer von den unzähligen —" erwiderte das zeitungbewanderte Fräulein.

„So! — meine Augsburger Freundin schickt mir da einen Roman, herausgeschnitten aus dem dortigen Tageblatt — es ist, als hätte ich ihn selber geschrieben, so deutlich komme ich darin vor — ich und mein Marinier — auch Sie, Fräulein Geiger, selbst Willibald; nur ein Buchstabe ist an dem Namen geändert. Möglich, daß es gut vorübergeht — wer liest hier Augsburger Blätter? möglich aber auch, daß — — o! Fräulein Geiger!" — sie sank in einen Armstuhl, während sie ihr Taschentuch an die Lippen hielt — „Fräulein Geiger! in dem Roman wird es doch etwas mit Willibald und mir!"

Die alte Dame hatte hastig nach den Zeitungen gegriffen. „Tito Casano —" sagte sie, „solch' ein Mensch ist uns doch nie begegnet! Das ist ja unfaßlich; sollte die Augsburger Freundin —"

Lisa sprang auf. „Das dacht' ich natürlich auch; ich werde selbstredend heut' noch meine Ansicht an sie schreiben, obwohl ich es für unmöglich halte, wenn nicht Jemand sie hypnotisirt hat. Aber das ändert ja Alles nichts. Was mache ich? So lange der Roman nur in der Zeitung steht, thut es ja noch nicht viel, aber Jeder druckt ja heutzutage Alles nachher als Buch. Sie wissen, Willibald ist in allen möglichen Cirkeln; er consumirt ja Romane wie eine Boa Constrictor Kaninchen."

Fräulein Geiger ließ sich die gravirenden Stellen zeigen. „Das ist richtig!" sagte sie, „er muß genau Bescheid wissen, muß Sie kennen. Zermartern Sie sich nur das Gedächtniß! Als Sie im Herbst in Eßlingen tanzten, sollte da nicht vielleicht —"

„Die schrieben alle keine Romane! Himmel, die sahen nicht danach aus!" betheuerte Lisa — „und dann, wenn er mich auch kennt, wie kommt er zu meinen Geheimnissen?"

„So etwas kommt vor," sagte Fräulein Geiger gelassen; „das Beste ist, man schlägt ihn im Literaturkalender nach und setzt sich vielleicht mit der Persönlichkeit in Verbindung — natürlich mit Vorsicht — wer weiß? am Ende spielt uns auch der Zufall irgend eine Anknüpfung in die Hand — der arme Marine-Bräutigam! dafür, daß er gar nicht existirt, bringt er uns wirklich in arge Verlegenheit!"

— — — Einen Monat später hingen blühende Obstbäume von den Donaugärten über den Strom. Der Mai athmete durch die alten Straßen keck und frisch in den mittelalterlichen Hauch hinein, der noch heut' um Giebel und Erker der einstigen Reichsstadt liegt. Die Vögel sangen. Dazwischen aber war es dennoch manchmal, als tönte ein Hufschlag aus versunkener Zeit herauf, als wehte ein blauer Rittermantel um die Ecke oder die Federn vom Barett höfischer Junker, als klänge ein Panzer oder ein Lied des Pfeifers von Hardt — und die alte Lichtensteinherrlichkeit wacht auf, von der Muse Hauff's entzaubert, und wirft einen Schleier von Poesie über das kleine Städtchen, während der schöne Domgigant in seiner gothischen Pracht wie ein steingewordener Glaubenssatz über den Dächern thront. Unten zieht indessen auf schlechtem Pflaster das banale Städteleben seinen Weg. Straßenkinder äugeln in die Ladenscheiben nach dem Ulmer Zuckerbrot, den Donaukieseln und Ulmer Spatzen, den Spezialitäten der Stadt. Die Geschichte verlangt nichts mehr von ihr; längst ist die historische Rolle ausgespielt, und der Ulmer Kuchen gipfelt jetzt in Zuckerwerk und Conditorwaare.

An der Eckſäule sind die neuesten Affichen angeklebt. Ein salopper Gesell mit einem riesigen Kleistertopf heftet gerade die letzte an, und ein junges Mädchen, das unter breitgerändertem Strohhut vorübergeht, bleibt plötzlich aufmerksam stehen. Neben ihr wandelt, lang und dünn, ein Jüngling in strohgelbem Gigerlrock und heftet zwei kleine, farblose Aeuglein entzückt auf die schönen Züge seiner Begleiterin. Es ist Willibald Promgauer, der sich hinterrücks der Cousine angeschlossen hat, als sie geheim durch die Gartenthür zu entwischen hoffte.

„Ein neues Plakat!" bemerkt er jetzt mit ungeschickter Handbewegung — „darf ich vorlesen, liebe Cousine?" und, den Kneifer aufwerfend, docirt er: „Donnerstag, den vierten Mai, Vortrag im Verein »Excelsior«: Ueber moderne Literatur. Doctor Tito Casano."

Lisa's Sonnenschirm fällt zu Boden. Er hebt ihn auf. „Ein kleines Mißgeschick!" bemerkt er kichernd. „Nein, ein großes!" sagt sie kurz und starrt verzweifelnd zu der Kreuzblume des Doms empor.

(Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Seeck contra Langbehn.

Hart hat der Rembrandt-Deutsche Julius Langbehn dem Professoren- und Gelehrtenthum zugesetzt. Der Satz, daß die Kunst über der Wissenschaft stehe, den er in den mannigfachsten Variationen und in einer Art zu beweisen sucht, die von der landläufigen Buchmacherei so grundverschieden ist, mußte, so durfte man annehmen, der herrschenden Wissenschaftsrichtung schwer in den Magen und die Gedärme fahren. Wie wird sich die gelehrte Welt einem solchen Angriffe gegenüber verhalten? Wird sie das „Pamphlet" todtschweigen, oder wird aus ihren mit Wissen gerüsteten Reihen ein starker Kämpe den hingeworfenen Handschuh aufnehmen? Auf diese Fragen waren die Entgegnungen, wie „Höllenbreughel als Erzieher" keine Antwort. Eine solche mußte gewissermaßen ex ipsa cathedra von irgend einem Sitze der Gelehrsamkeit selbst erfolgen; auch durfte dieselbe sich nicht auf Nebendinge beziehen, sondern mußte mit dem ganzen Ernste und der Würde, die dem Talare des Professors eignet, den Kern der Sache selbst erfassen und sich dann das Feld der Vertheidigung, vielleicht auch des Angriffs freilegen. Wenn man fragt, ob der Professor Seeck in Greifswald mit seinen „Zeitphrasen", die, eine Antwort auf die Auslassungen des Deutschen, bei Siemenroth & Worms, Berlin, er-

Digitized by Google

schienen sind, diese Aufgabe erfüllt habe, so muß leider die Antwort verneinend ausfallen.

Zwar die Würde hat der Herr Professor gewahrt, und am nöthigen Ernste fehlt es auch nicht, aber daß er den springenden Punkt der ganzen Angelegenheit auch nur annähernd richtig getroffen habe, kann Niemand behaupten. Zunächst schon muß der erwähnte Titel „Zeitphrasen" stutzig machen. Die Ausführungen Langbehn's, an deren Form man Vieles auszusetzen haben mag, einfach als hohles Wortgeklingel hinzustellen, welches bloß die Mode der Zeit so mit sich bringe, das ist eine Stellungnahme zu der angeregten Frage, die mindestens als eine durchaus unangemessene und schiefe bezeichnet werden muß. Wenn er dann noch als Motto die Scheffel'schen Verse von „der Zeiten Verderbniß" und „der Liasformation" gebraucht, so muß jeder Unbefangene sagen, daß erst mit Umkehrung der Sache der Schuh passend sein möchte. Denn nicht Aerger und persönlicher Verdruß spricht aus dem Buche Langbehn's, sondern ein ernster, sachlicher Unmuth und ein besonnener Hinweis auf die Mittel der Besserung. Wenn irgend Jemand sich ärgert, so ist es der gelehrte Professor, der es, wie die Welt Tag für Tag weiter rollt, höchst vortrefflich findet und nun plötzlich seinen wohlgepflegten Garten den Angriffen eines Unberufenen preisgegeben sieht. Der Gelehrte spricht pro domo, und das ist ihm nicht zu verargen, aber er mußte sich seine Unbefangenheit bewahren, was er nicht gethan hat. Die Objectivität der Betrachtung hätte ihm sagen müssen, daß, wenn sonst Alles in der Welt mit Fehlern behaftet ist, die Angelegenheiten der Wissenschaft und der gelehrten Forschung nicht allein vollkommen sein können. Da nach seiner Meinung an dem Gang, den diese letzteren genommen haben, nichts auszusetzen ist, da, was seine Genossen in allen Richtungen des Wissens thun, mit einem Worte tadelfrei ist, so übernimmt er ein so weites Gebiet zu vertheidigen, daß die Massenhaftigkeit des Stoffes ihm die Brust einklemmt und den Athem benimmt. Indem er sich mitten in die Dinge hineinstellt, anstatt sich über ihnen zu erheben, da er die krönende Höhe nicht zu finden vermag, verliert er die Freiheit des Blickes und das Urtheil über die Stellung des Gegners.

Soll diese genauer gekennzeichnet werden, so sagt Langbehn an keiner Stelle seines inhaltreichen Buches, daß er die Wissenschaft als solche mißachte. Selbst dem Spezialistenthum, obgleich es schlecht genug bei ihm wegkommt, versagt er doch nicht diejenige Anerkennung und Achtung, welche jede vernünftige menschliche Thätigkeit verdient. Nur sollen beide nicht mehr sein wollen, als sie sind, sie sollen sich nicht überheben und ihren Platz über der Kunst einnehmen wollen. Das geschieht aber je länger je mehr, und insofern hat er recht, wenn er in den Eingangsworten seiner Ausführungen von einem Niedergange des geistigen Lebens in Deutschland spricht. Der Rembrandt-Deutsche verlangt, daß die Wissenschaft sich in den Dienst der Kunst stelle. Er thut dies in zweifacher Art. Wenn entweder die Forschung nur auf das Wissen als solches ausgeht, wenn sie ätiologisch nur an den Dingen entlang gehend endlose Reihen an einander knüpft, wenn sie den Blick nur in horizontaler Richtung aussenden und ihn nicht auch vertical in die Tiefe richten kann, mit anderen Worten, wenn sie in der Idee nicht den Punkt finden kann, zu welchem sie alle ihre Resultate in Beziehung stellt, dann hat sie sich zu bescheiden und mit der dienenden Stellung zu begnügen. Vermag sie es aber, die gestellten Bedingungen zu erfüllen, geht sie von der Voraussetzung aus, daß alles Wissen ohne Bedeutung ist, wenn es sich nicht um ein Allgemeines als seinen Mittelpunkt gruppirt, so erfüllt sie in sich selber die gestellte Forderung, weil sie mit der symmetrischen Unterordnung ihrer Ergebnisse zur Kunst wird. Der „Deutsche" behauptet, daß die deutsche Wissenschaft je länger je mehr den Blick auf das Ganze, das Allgemeine verloren habe, und damit hat er unzweifelhaft recht.

Wenn der Herr Professor Seeck dies hätte einsehen können, so würde er vielleicht geschwiegen, jedenfalls aber seine Vertheidigung anders eingerichtet haben. Er hätte dann allerdings das Meiste preisgeben müssen, aber er würde auch Manches haben retten können, was in der Erziehung nach Rembrandt härter beurtheilt wird, als es verdienen mag. So wie er aber die Wissenschaft in Schutz nimmt, sind seine Ausführungen fast von der ersten Seite bis zur letzten eine ununterbrochene Bestätigung dessen, was der Gegner behauptet. Zunächst setzt er damit ein, seinem Motto entsprechend diesen als Philister zu verspotten, der nur in der Vergangenheit das Gute sieht, die gute alte Zeit immer im Munde führt und zu ihr zurückkehren möchte. Man kann keine verkehrtere Vorstellung von Langbehn erwecken wollen, als diese. Es gibt keinen Schriftsteller, der frischer in der Gegenwart steht und tapferer an die Pforten der Zukunft klopft. Wenn er allerdings neben Rembrandt noch viele andere Vorbilder für seine Zwecke aus der Vergangenheit heraufholt, so handelt er wie jeder vernünftige Mensch, der seine Ansicht an dem concreten Falle, und der gehört immer einer gewesenen Zeit an, und nicht an einem Phantasma demonstrirt. Es ist keineswegs seine Absicht, zur Vergangenheit zurückzukehren, denn keiner weiß besser als er, daß weder der Mensch noch ein Volk ihr Leben noch einmal leben können, aber wenn er seiner Nation den Pfad in die dunkle Zukunft zeigen will, so deutet er am sichersten auf die großen Männer der Vergangenheit hin, weil sie die besten Wegweiser durch das Gedränge der Gegenwart in die Ungewißheit einer kommenden Zeit sind. Doch gesetzt den Fall, daß in dem Rembrandtbuche in der Wirklichkeit unverhältnißmäßig viel Licht auf die Vergangenheit falle, während der auf die Gegenwart gebrachte Schatten zu tief sei, so sollten doch die hierdurch geschädigten Männer des Zeitalters sich desto mehr vor dem Scheine hüten, als ob sie von diesem Irrthume tangirt werden könnten. Der Professor Seeck scheint besonders von dem Vorwurf des Epigonenthums getroffen zu sein und bringt in weit ausholender breiter Darstellung den Beweis, daß nicht alle Menschen, die mit der Wissenschaft sich beschäftigen, Bahnbrecher sein könnten. Es läge in der Natur der Sache, daß die allergrößeste Mehrzahl darauf hingewiesen sei, Epigonen oder Nachfolger zu sein, ein Vorwurf könne ihnen unmöglich daraus gemacht werden. Als ob das nicht auch die Meinung seines Gegners wäre! Dieser hat gegen die Epigonen, wenn sie nichts Anderes sein wollen, gar nichts, nehmen sie aber die Meisterschaft für sich in Anspruch, so ist er nicht blöde, ihnen die Wege zu weisen. Es ist unglaublich, freilich wenn man genauer zusieht, auch wieder ganz selbstverständlich, wie wenig der Professor den Deutschen versteht!

Wenn dieser von einem Rückgange des geistigen Lebens spricht, den er ausdrücklich und oft genug als einen augenblicklichen bezeichnet, so imputirt jener ihm die Meinung, daß mit diesem Sinken der Anfang vom Ende unseres ganzen nationalen Daseins gekommen sei. Hat er sich so das Feld zum Kampfe geebnet, so führt er die Darwin'sche Lehre vor, um darzuthun, daß im Kampfe der Menschen um das Dasein das deutsche Volk so stark gerüstet sei, wie nur irgend ein anderes, und daß sein Leben deshalb sich eher auf ansteigender als auf abfallender Linie befinde. Woher anders aber diese freudige Erscheinung, als von der wissenschaftlichen Forschung, die, Resultate auf Resultate häufend, fast Tag um Tag das Leben auf höhere Stufen hebe und es so der Vervollkommnung entgegenführe? Hätten diese Auslassungen vor dem Rembrandtbuche erscheinen können, so dürfte dessen Verfasser, wenn anders er es der Mühe werth erachtete, an ihnen so passend wie an einer Du Bois-Reymond'schen Rede den ganzen Hochmuth der einseitigen Wissenschaft darlegen. Mechanisch vom Wirbel bis zur Sohle! Wenn Andere die Vorbedingung zu blühender nationaler Weiterexistenz vorzugsweise in der Steigerung der sittlichen Potenzen eines Volkes erblicken, so legt der Professor Seeck sie in die rein äußerliche Anhäufung des wissenschaftlichen Stoffes, die doch niemals ein Volk vor dem Untergange bewahrt haben.

Noch augenfälliger als in dem ersten Abschnitte tritt die eigenartige gelehrte Auffassung des Professors in dem Theile seines Buches hervor, wo er die von Langbehn geforderte Individualität und Volksthümlichkeit zur Erörterung bringt. Man sollte meinen, gerade diese Forderung sei ein so unzweifelbares Axiom, daß sie ohne Besinnen von Jedem und Allen als Unterlage der Untersuchung angenommen werde. Nichtsdestoweniger geschieht das Unerhörte, und gerade gegen diesen Satz legt er seine Lanze mit ganz besonderer Kraft ein. Schade nur, daß er auch hier wieder sein Ziel nicht mit der Schärfe in's Auge faßt, die zu seiner Erreichung die Voraussetzung ist. Es muß gleich auffallen, daß Seeck hier unter Individualität etwas ganz Anderes versteht als sein Gegner. Denn jener nimmt den Begriff nur im Gegensatz zu anderen Individuen, während dieser ihn zuerst dem Ganzen gegenüberstellt. Jedem, der die Ausführungen des Rembrandt-Deutschen mit einiger Aufmerksamkeit liest,

Digitized by Google

muß es klar sein, daß er unter Individualität den Mikrokosmos versteht, der in möglichst scharfer und klarer Parallelstellung zum Makrokosmos vorzugsweise befähigt ist, zuerst das Allgemeine in sich aufzunehmen und es dann in der individuellen Färbung, die ihn von anderen Einzelwesen unterscheidet, weiterzugeben. Hat man ihn aber so verstanden und er will nicht anders verstanden sein, so ist es die reine Unmöglichkeit, ihm zu widersprechen. Denn nun leuchtet es ein, daß er in erster Reihe von der Kunst, in zweiter Reihe aber auch von der Wissenschaft jene Anschauensfähigkeit verlangt, die im Besonderen das Allgemeine erkennt und ihm mit diesem den Glanz verleiht. Weiter wird es dann auch männiglich klar, daß nur die Individualität, der dieser Blick für das Ganze gegeben ist, volksthümlich wirken kann.

Nur dem Professor Seeck und seines Gleichen scheint dieses Verständniß zu fehlen. Man muß hören, zu welchen Unglaublichkeiten sich seine Erörterung versteigert. Auf Seite 29 seiner Schrift heißt es, daß der Satz, die Dichter seien die Lehrer ihrer Nation, gründlich falsch sei. Ist es denn in Wirklichkeit möglich? Haben denn die Griechen niemals zu Füßen ihres Homer gesessen, und sitzen wir nicht noch alle Tage zu seinen Füßen und lernen aus ihm? Seeck will beweisen, daß der Kommentar des Gelehrten den Unterricht übernehme und zu diesem Zwecke hat er selbst ein 424 Seiten langes Buch, „Die Quellen der Odyssee", geschrieben. Nun ist aber die Wahrheit die, daß, je mehr Kommentare und gelehrte Abhandlungen geschrieben worden sind, in um so größerem Umfange der Unterricht und das Interesse an der Ilias und der Odyssee abgenommen hat. Wenn jetzt sogar Gefahr vorhanden ist, den griechischen Unterricht an den Gymnasien ganz in den Hintergrund gedrängt zu sehen, so ist nichts Anderes schuld daran, als die eifrigen Bemühungen der Gelehrten um diese Disciplin. Hätten doch die Herren die Geister des Sophokles und Thukydides, des Platon und Domosthenes mehr selbst zu uns sprechen lassen wollen, anstatt für sie das Wort zu nehmen! Die Sache stände dann nicht so schlimm, das sei Gott geklagt.

Um zu beweisen, daß die Dichter nicht die Erzieher der Nation seien, muß Goethe's Faust herhalten. Erst auf der Universität, so heißt es, beginnt das Verständniß dieser großartigen Dichtung den jugendlichen Geistern aufzudämmern. Gewiß, Herr Professor, und zwar ist dies so unzweifelhaft, daß es gar nicht gesagt zu werden brauchte. Aber steckt denn Goethe nur im Faust? Lebt er nicht auch in der „Glocke", im „Erlkönig", in „Hermann und Dorothea", im „Götz von Berlichingen", in „Iphigenie" und werden nicht diese Dichtungen vorsichtig von Stufe zu Stufe aufsteigend nacheinander der deutschen Jugend verabreicht? Man beginnt in der Volksschule nicht mit den „Klageliedern Jeremiä", nichtsdestoweniger bildet die Luther'sche Bibelübersetzung den Mittelpunkt im deutschen Volksschulunterricht in derselben Weise, wie Homer im Alterthum die Grundlage des Griechischen bildete. Es wäre interessant von dem Gegner des Deutschen den Nachweis zu vernehmen, wie Luther weder ein Dichter noch eine Individualität gewesen sei, und daß er deshalb ebensowenig volksthümlich wie ein Lehrer seiner Nation habe sein können.

Wollte er es thun, so würde man ihn wahrscheinlich die gewaltsamste Scheidung machen sehen. Ein Gelehrter wie O. Seeck tritt nicht vor den Menschen, um aus dessen einheitlichem Charakter alle Einzelerscheinungen seines Lebens zu erklären, sondern vor die verschiedenen Schubfächer seiner Studirstube, um aus jedem einzelnen das Besondere herauszunehmen. Es ist nach den Ausführungen, die er sonst gibt, kaum ein Zweifel, daß er in erster und oberster Linie in Luther den gelehrten Kenner des Hebräischen und Griechischen sehen und daß er ihn von diesem Standpunkte aus in seine Erörterung hineinstellen würde. Freilich ist die Gestalt eines Luther dem Spezialisten Seeck doch wohl zu mächtig. Um von allem Anderen abzusehen, so läßt sich die Bibelübersetzung allein schon nicht als bloß gelehrte Arbeit abthun. Auch ihm würde sie doch als die That eines über Alle erhabenen Künstlers erscheinen müssen, dem die reine Anschauung im Besonderen des Hebräischen das Allgemeine zeigt und den eben dieselbe Anschauung befähigt, dieses Allgemeine in starker individueller Kraft zu erfassen und es damit als ganz neues Kunstwerk an seine Nation weiterzugeben. So geht er zwar um den deutschen Reformator stillschweigend herum, wiewohl Anlaß, Stellung zu ihm zu nehmen, genug vorhanden wäre, aber um so tractabeler für seine Zwecke scheint ihm dafür Shakespeare zu sein. Nachdem zuvor ein Unterschied zwischen typischer und individueller Kunstform gemacht, und Homer, Sophokles, Praxiteles als Träger der typischen hingestellt worden sind, heißt es dann von dem größesten englischen Dichter wörtlich, daß man dasselbe auch von Shakespeare sagen könne, nicht was seine Dichtung, wohl aber was seine Person betreffe. Um den Unterschied zwischen „typisch" und „individuell" vorab noch auf sich beruhen zu lassen, so ist die Trennung in Dichter und Person, weil die Art des Professors kennzeichnend, geradezu frappant. Daß die Ausstrahlungen eines Lebens von einem und demselben Grunde ausgehen und daß sie trotz anders scheinender Kundgebung in ihrem Wesen die gleichen sein müssen, das will der Professor nicht sehen oder er kann es nicht. Ist demnach Shakespeare in der Dichtung individuell, so ist er es auch in den Beschäftigungen seines Lebens, die nicht gerade die poetischen sind. Individuell heißt untheilbar, und nur dem Ganzen und anderen Einzelwesen gegenüber tritt die Unterschiedlichkeit hervor, in sich selber ist es völlig eines. Müssen wir hierüber den Herrn Professor belehren und auch darüber, daß, je schärfer die Kanten und Flächen einer Individualität dem Ganzen und der Unendlichkeit gegenüber geschliffen sind, die Lichter um so klarer einfallen und auch um so deutlicher an andere Individuen weiter vermittelt werden? Nur durch eine starke Individualität hindurch gehend nimmt das Angeschaute die Kunstform an.

Verschiedene Individuen, welche derselben Nation und derselben Zeit angehören, können aus dem Charakter dieser beiden heraus das Typische erhalten. So haben ohne allen Zweifel die Marmorfiguren des Praxiteles und die dramatischen Personen des Sophokles dieselbe Grundform und beide haben auch auf ganz natürliche Weise ihr Gemeinsames mit dem Homer, denn er war, wenn Sie gestatten, Herr Professor, ihr Lehrer, und sie nahmen aus seiner Mythologie ihre Vorwürfe. Aber dasselbe kann man von der ganzen Antike und mit demselben Rechte auch von jeder anderen Nationalität alter und neuer Zeit sagen. Wer den Blick dafür hat, der wird in den Schauspielen des Shakespeare und den Romanen Walter Scott's, in der Geschichtschreibung Macaulay's und Carlyle's trotz der größesten Verschiedenheiten ein stets Wiederkehrendes, Gemeinsames finden, eine gewisse concrete, realistische, dralle Art der Behandlung der Dinge. Sie ist eine national-englische und findet sich nicht bloß bei den genannten Schriftstellern. Das ist das, was ich unter typisch verstehe, ob zwar auch in der Meinung des Professors, das ist eine andere Sache. In der Verwendung der Begriffe herrscht bei ihm keine besondere Klarheit. Der Rembrandt-Deutsche macht den Gelehrten des Spezialismus den Vorwurf, daß es ihnen durch die Bank an philosophischer Durchbildung fehle. Es gibt keinen besseren Beweis für diesen Satz als O. Seeck's „Zeitphrasen".

Succentor.

Freier und gebundener Zopf.

(Zum Kapitel von der reichshauptstädtischen Baukunst.)

Wir haben in Berlin eine freisinnige Stadtverwaltung, das heißt eine solche, deren erster Grundsatz die Pflege einer aufgeklärten Selbstverwaltung ist. „Alle Kräfte, welche im Gemeinwesen vorhanden sind, sollen nach liberalen Grundsätzen zur Entfaltung kommen dem Ganzen zu Nutze." So sprach der Berliner Magistrat und ließ von einem einzigen Stadtbaurath 180 Gemeinde- und höhere Schulen, 20 Markthallen u. s. w. entwerfen und ausführen, ohne auch nur ein einziges Mal die Kräfte eines seiner bauverständigen Mitbürger zu verwenden. Der conservative Staat, selbst der wegen autokratischer Neigungen scharf beobachtete Kaiser, die großen und kleinen Städte des Reiches, die Provinzen und Kirchengemeinschaften, sie schreiben alle Wettbewerbungen aus — Berlin allein steht bei seiner altväterischen vor einem halben Jahrhundert eingerichteten und seitdem sorgfältig vor jeder Neuerung bewahrten Bauverwaltung, überläßt einem oder zwei Männern die künstlerische Ausgestaltung aller der riesigen Aufgaben, welche das Anwachsen der Stadt fordert; der fortschrittliche Magistrat ist weit und breit die einzige große Behörde, die mit Absicht dem künstlerischen Fortschritt, dem freien Spiel der Kräfte sich entgegen stellt in der festen Ueberzeugung, die von der Stadt eingesetzten Räthe wissen besser was schön und gut sei, als die wüste Masse aller jener, die nicht im Rathhaus sitzen.

Das ist die Erkenntniß, die ich aus zwei unlängst veröffentlichten Actenstücken entnahm. In Berlin hat sich nämlich nach und nach aus dem alten Architektenverein, in welchem dem Baubeamtenthum die leitende

Digitized by Google

Stelle zufiel, ein neuer Verein herausgeschält, der sich „Vereinigung Berliner Architekten" nennt und die Vertretung baukünstlerischer Interessen zu seiner ersten Aufgabe macht. Diese Vereinigung, zusammengesetzt aus den führenden Männern im Berliner Privatbau und aus dem hoffnungsvollsten Nachwuchs hat in einer sehr gemäßigt gehaltenen Eingabe an den Magistrat unlängst das ausgesprochen, was seit langer Zeit die Spatzen von allen Dächern pfeifen: daß nämlich das städtische Bauwesen in künstlerischer Beziehung tief unter dem stehe, was der Staat, was der Privatbau leiste. „Eine gewisse reizlose Einförmigkeit" hatte er in sehr höflicher Ausdrucksweise das Grundwesen der Gestaltung der städtischen Bauten genannt und gebeten, man solle auch in Berlin, wie anderwärts, von dem Bureaukratismus zur freien Auffassung auch des architektonischen Schaffens übergehen. Traurige Zeugnisse der Verknöcherung treten gerade dort hervor, wo einmal für die Stadt etwas Besonderes geschaffen werden sollte. Das Polizeipräsidium und die Kaiser-Wilhelms-Brücke sind Denksteine der Erkenntniß. So kann es nicht weiter gehen, wollen wir uns nicht als Berliner vor Deutschland, als Deutsche vor der Welt blamiren! Darüber ist man sich überall einig, daß diese Bauten arge Mißgriffe sind, aber nicht solche eines genial in die Weite Schweifenden, sondern eines greisenhaften Klebens am Alten, jenes Conservativismus, der sich gegen Auffrischung sträubt, nicht wie er soll das Veraltete abstößt, sondern gerade im Erhalten des Verlebten sein Leben sucht.

Das Alles ist in der Tagespresse und in der Eingabe der Berliner Architekten frei und klar ausgesprochen worden. Es wäre nicht nöthig, es hier nochmals zusammen zu fassen, wäre nicht ein zweites Aktenstück hinzugekommen, welches zu köstliche Einblicke in den in den Bauateliers der Stadt herrschenden Geist bietet, als daß ich ruhig an ihm vorbei gehen könnte.

Fünfzehn städtische Baubeamte haben sich zusammen gethan, um die Eingabe der „Vereinigung" zu widerlegen. „Künstler sind schlechte Schriftsteller" sagt ein altes Sprüchwort. Nach dem Wortlaut der Eingabe zu urtheilen sind jene Herren vortreffliche Künstler. Wenn sie zum Beispiel sagen, die städtischen Gebäude dienen „der möglichst billigen und gesunden Ernährung der Volksmassen", so weiß ich ganz gut, daß sie von der Beschaffung oder dem Vertriebe billiger Nahrungsmittel dienenden Gebäuden sprechen wollten, nicht von Pfefferkuchenhäusern und Lebzeltenhütten. Auch will ich mit ihnen nicht darüber streiten, ob die städtischen Behörden in Beziehung auf Kosten, Solidität und praktische Verwendbarkeit ihrer Werke Tüchtiges leisten — Niemand hat es meines Wissens geleugnet.

Nur die in künstlerischer Beziehung leitenden Gedanken seien hier heraus gegriffen: Ganz klipp und klar sagen die Herren, die in der städtischen Verwaltung die Baukunst vertreten, daß „bei der größten Mehrzahl der städtischen Bauten .. die mit der Ausführung durch Privatarchitekten zweifellos verbundene Steigerung der Baukosten behufs Verbesserung des ästhetischen Eindruckes durchaus unwirthschaftlich wäre." Es kann gar nicht bezeichnender der Standpunkt der Herren von ihrem ärgsten Gegner dargestellt werden. Sie nehmen es als einen Ruhm in Anspruch, wenn nicht „billig und schlecht", so doch „billig und ästhetisch verbesserungsfähig" zu bauen; sie verwahren sich feierlich gegen den Gedanken, für die Verschönerung der städtischen Bauten, die auch sie vom Eingreifen der Privatarchitekten erwarten, Geld herzugeben; sie haben anscheinend keine Ahnung davon, daß die Reichshauptstadt, zu deren Verschönerung der letzte Bauer in Kassuben oder auf den Vogesen durch seine Steuern mit beitragen muß, gegen das Reich, gegen den Staat, gegen die Provinz ernste ästhetische Verpflichtungen hat; sie scheinen während der letzten zwanzig Jahre zu tief in ihren Ateliers vermauert gesessen zu haben, um den Ruf der Zeit zu hören, daß selbst der niederste Gebrauchsgegenstand in künstlerische Form gebracht werden müsse, daß es Pflicht von Jedermann, namentlich aber einer öffentlichen Behörde sei, gerade den Massen ein Gefühl für künstlerische Schönheit zu geben, die Räume, in welchen das Volk in seiner Menge verkehrt, formvoll zu gestalten. Wäre es eine Versammlung von Schuhmachern oder Reichstagsabgeordneten, welche jenen Satz hervorgebracht hatte, so würde man lächeln, weil man ja weiß, daß diese lieben Leute nicht ganz auf der Höhe der Situation stehen. Aber im Munde der baukünstlerischen Beamten der Reichshauptstadt treibt einem dieser Ausspruch denn doch ein Bischen die Haare zu Berge.

„Nur ausnahmsweise treten an die Stadtgemeinde Berlin", sagen die Herren weiter, „Aufgaben heran, „welche eine öffentliche Concurrenz zur Erlangung neuer Ideen erheischen." Andere Leute glauben, daß jede Aufgabe neue Gedanken fordert. Gerade darin liegt ja der Unterschied in der Auffassung zwischen den städtischen Bauräthen und der übrigen Welt, daß man der Meinung ist, es gebräche dem Berliner Bauwesen an frischen Gedanken und es wäre kein Unglück, wenn ein paar neue in das Rathhaus einzögen. Man sieht, der Vorrath, welcher vorhanden ist, genügt den Herren; sie wollen sich durch Neues in ihrer Behaglichkeit nicht stören lassen. Sie fürchten, daß sie dann „dem schnellen Wechsel des Geschmackes unterworfen" werden könnten, „wie wir ihn in den letzten zwanzig Jahren durch alle Stilrichtungen hindurch, von der strengsten Antike bis zum freiesten Zopf, erlebt haben."

Nun gut, den städtischen Bauten soll der Vorwurf nicht gemacht werden, daß sie sich in der künstlerischen Gestaltung, der fortschreitenden Entwickelung folgend, überhastet hätten. Sie hielten den Stil, welchen die Schüler Schinkel's heraus bildeten, unverwandt fest. Ich wüßte nicht, daß sie ihm ein neues Motiv hinzufügten. Es irrt der Mensch so lang er strebt. Die Herren Unterzeichner der Eingabe sind der Meinung, nicht irren zu dürfen, und daher stehen sie eben still. Das ist der böse Kreislauf, in den ein bureaukratischer Kunstbetrieb immer verfallen wird. Sie stehen still im eigenen Schaffen, wie in der kritischen Auffassung des Fremden. „Zopf" nannte man vor zwanzig Jahren in Berlin alle jene Bauformen, welche vor Schinkel entstanden. Der Name ist längst aus der Sprache der Wissenschaft verschwunden. Man bezeichnete in jener klassicistischen Periode den älteren Klassicismus mit jenem Schimpfnamen, ohne zu merken, wie nahe sich beide Kunstweisen in geistiger Beziehung stehen. Man nannte auch Barock und Rococo Zopf, und gerade die ausgelassenste Kunst mußte es sich gefallen lassen, unter dieser Gesammtbezeichnung mit gepreßt zu werden; damals in gewissem Sinne mit Recht, denn damals war das Tragen des Zopfes eine veraltete Mode und nannte man daher Zopf jede veraltete, angeblich überwundene Kunst. Es gibt aber nichts Komischeres als von „freiestem Zopf" zu sprechen. Denn der Zopf ist immer gebunden. Rococo kann also für uns Moderne, denen Schinkel zu veralten beginnt, nicht Zopf sein, und wenn Knobelsdorff, der Architekt des Rococo, zehn Mal einen Zopf trug. Aber es gibt eine andere Art Zopf. Es hängt jeder Kunstperiode hinten ein Schwänzchen an, welches vom Bande der Schulmeinung und künstlerischen Unselbständigkeit gebunden ist, in der Schleife behäbiger Selbstzufriedenheit endet und keinem Härlein gestattet, aus dem sorgfältig gestriegelten Geflecht eigenwillig hervorzuragen. Dieser keineswegs „freie" Zopf — den braucht man nicht etwa im Alterthums-Museum zu suchen. Nein, er wiegt sich keck auf dem Rücken der Stadt der Intelligenz. Der Bauverwaltung der Stadt Berlin untersteht seiner Pflege — wie es scheint — in ganz hervorragender Weise.

Cornelius Gurlitt.

Notizen.

Die Heilige Schrift des Alten Testaments. Mit mehreren Fachgenossen übersetzt und herausgegeben von Professor Emil Kautzsch (Halle). (Freiburg i. B., J. C. B. Mohr.) Der uns vorliegende erste Halbband gibt davon Zeugniß, daß die Herausgeber ihre Aufgabe, den Inhalt des alten Testaments so, wie es mit den Mitteln der heutigen Schriftforschung geschehen kann, in klarem heutigem Deutsch jeder Art von Lesern zu vermitteln und dadurch das Verständniß des Grundtextes zu fördern, in mustergültiger Weise gelöst haben. Wenn die neue Uebersetzung zunächst Allen, die sich berufsmäßig mit dem Grundtexte beschäftigen, Pfarrern, Docenten, Studirenden der Theologie, ebenso Gymnasiallehrern gute Dienste leisten, ja für sie geradezu der kürzeste Commentar zum Alten Testament wird, so wird sie auch über diese Kreise hinaus Freunde finden unter Laien, welche tiefer in das Verständniß der Bibel eindringen und ein genaues Bild des Urtextes gewinnen wollen. Möge sie in der Gemeinde, wie in der Familie Eingang finden!

Vier Novellen von B. Mercator. (Gotha, F. A. Perthes.) Die Verfasserin hat sich der Lesewelt durch zwei im gleichen Verlage erschienene Erzählungen bekannt gemacht. War es damals ein vorwiegend ernster und tiefer Ton, den sie anschlug, so erscheint sie uns diesmal im Gewande des schelmischen und schalkhaften Humors. Aus kleinen alltäglichen Vorkommnissen gestaltet sie harmlose Genrebilder von oft drastischer Wahrheit. Ueberall schimmert es durch, daß Fritz Reuter hier das Vorbild gewesen ist. Wie bei ihm begegnet man scharf zugeschnittenen charakteristischen Persönlichkeiten, wie bei ihm auch dem Walten einer guten und versöhnlichen Tendenz. Die erste Erzählung, in welcher ein allein zu Hause gebliebenes junges Mädchen sich unter sehr heiteren Verwickelungen verlobt, schließt mit dem Zuruf an eine Mutter mit sitzenbleibenden Töchtern: „Sie müssen verreisen, Frau Doctorchen, Sie und Ihr Mann; ist das allereinfachste, sicherste Mittel. Lassen Sie die Mädel nur mal allein zu Hause — sollen sehen, fort sind sie." Auch die anspruchsvollen, aber gutmüthigen englischen Pensionäre der braven Rectorfamilie sind sehr komische Figuren.

Reinhart Rothfuchs. Von Georg Paysen Petersen. (Leipzig, Spamer.) Der Verfasser macht hier den Versuch, die alte deutsche Thiersage neu zu beleben und schlicht und fesselnd nochmals für Alt und Jung zu erzählen. Wenn er auch den volksthümlichen Derbheiten, die dem niederdeutschen Thierepos eigen sind und ihm ein charakteristisches Gepräge geben, allzu ängstlich ausweicht, so ist sein Wagniß doch im Allgemeinen wohl gelungen und verdient Anerkennung.

Leitfaden für den Tanz-Unterricht von A. Freising. (Berlin, Otto Dreyer.) Der Verfasser ist Königl. Universitäts-Tanzlehrer in

Digitized by Google

Berlin. Der Inhalt gliedert sich in drei Theile, von denen der erste, die ästhetische Gymnastik, sich ausschließlich mit der Stellung und Haltung des Körpers, sowie mit den Bewegungen und Gangarten beschäftigt. Der zweite Theil umfaßt die Kunstschule und der dritte die in den Ballsälen gebräuchlichen Tänze, sowohl die Rundtänze, wie die Figurentänze. Das treffliche Werk, welches zahlreiche Abbildungen erläutern, wird nicht nur den Tanzlehrern einen festen Anhalt bei ihrer Thätigkeit bieten, sondern auch bei allen Uebungen zur Ausbildung des Körpers überhaupt Anleitungen geben.

Die Wiedergefundene. Novelle von Adolf Stern. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Ein feinsinnig durchgeführtes psychologisches Motiv ist hier behandelt. Ein junges Mädchen, das in frühester Kindheit seinen adeligen Eltern geraubt und in einem Circus zur Kunstreiterin erzogen worden ist, kommt wieder in die Arme der inzwischen gealterten Mutter, einer vornehm gesinnten und strengen alten Dame, der sie auf's Neue bittere Sorgen und Schmerzen bereitet. Erschütterungen schmerzlichster Art müssen über das junge Wesen hereinbrechen, bevor die Wiedergefundene sich selbst wiederfindet. Die ansprechend geschriebene Erzählung wird jeden Leser befriedigen, der auch für fein vermittelte Seelenanalysen Sinn hat.

Hertha. Roman von E. Eckstein. (Berlin, Grote.) — Der Verfasser, der sonst gern seine Stoffe aus dem klassischen Alterthum hervorsucht, hat diesmal einen Griff in's modernste Leben gethan; von dem Pulsschlag der Gegenwart freilich spürt man in dem Buche nichts, nur die Scenerie gehört ihr an: der Inhalt könnte in jedem früheren Jahrhundert ebenso gut spielen wie in unserem, oder vielmehr ebenso wenig; denn er ist durch und durch poetisch unwahr. Diese Hertha, die sich als blutjunges Ding Knall und Fall in einen ehrwürdigen alten Herrn, der ihr Großvater sein könnte, verliebt, dieser alte Herr selbst mit seiner Jugendeselei, diese überirdisch glückliche Ehe der beiden — überirdisch glücklich, bis ein gerade hineinschneiender genialer weiberberückender Künstler das ganze Kartenhaus zum Einsturz bringt — wo haben sie in der Wirklichkeit irgend welches Jahrhunderts ihre Stätte? alle diese interessanten Schaustücke fristen in unseren Romanzeitungen ihr kümmerliches Dasein. Ein Dichter, der solchen Stoff behandelt und ernst genommen werden will, muß seine Personen denn doch mit dem Leben der Zeit verwachsen zeigen und die geheimen Gedankengänge der Seele und die seltsamen Sprünge der Empfindung, die er uns einfach als Thatsachen auftischt, auch einigermaßen zergliedern und verständlich machen. Wir haben selten einen so seelenlosen Roman gelesen wie diesen aus der Feder (leider! nur der Feder!) eines sonst talentvollen Schriftstellers. Er kann höchstens sentimentalen jungen Damen zur Lectüre empfohlen werden, damit sie lernen in der Wahl ihrer Gatten recht vorsichtig zu werden. Noch tiefer steht Eckstein's neueste Leistung: Dombrowsky (Dresden, Universum), ein Roman, der mit einem interessanten psychologischen Problem anhebt und wie eine Marlittiade endet. So wenig versteht Eckstein die Gestaltung seiner Figuren, daß sie uns wie Schemen und Puppen anmuthen. Seine Heldin sollte nach seiner Versicherung ein bedeutendes Geschöpf sein, aber sie ist eine Gans. Dazu die philosophisch sein sollenden Phrasen, die der Autor nicht nur in den Mund seiner Personen legt, sondern auch im eigenen Namen ausspricht, und der charakterlose, schlottrige, altmodische, nur so hingehudelte Stil. Es ist ein Familienblätterroman schlimmster Art, langweilig und unwahr, des ersten besten Blaustrumpfs würdig, aber keines ernsthaften, sich selbst achtenden Schriftstellers, der in seinen ersten Werken auf den Ehrennamen eines Dichters Anspruch erheben konnte. b.

Emil Braun's Briefwechsel mit den Brüdern Grimm und Joseph von Laßberg. Herausgegeben von R. Ehwald. (Gotha, F. A. Perthes.) — Nicht nur zur Kenntniß eines trefflichen Gelehrten, dessen germanistische Studien nie im Druck erschienen, der aber als treuer Mitarbeiter der Brüder Grimm und des herrlichen alten Laßberg viel Gutes geleistet hat, auch als ein Beitrag zur Geschichte der Philologie ist diese Veröffentlichung dankenswerth. Wir stehen hier an der Wiege der deutschen Germanistik und freuen uns über den stillen Gelehrtenfleiß und das gemüthvolle Wesen ihrer Begründer. Man kann diese Gelehrtenbriefe nicht ohne inneren Antheil lesen.

Othmer's Vademecum des Literaturfreundes. Bearbeitet von Carl Georg und Leopold Ost. (Hannover, L. Ost.) Wir kennen diese Zusammenstellung der wissenswürdigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der schönwissenschaftlichen Literatur seit ihrer ersten Ausgabe im Jahre 1861, und die zwei Bände der 3. und 4. Auflage, die in unserer redaktionellen Handbibliothek stehen, haben uns schon gute bibliographische Dienste geleistet, so daß wir sie aus Erfahrung bestens empfehlen können. Zunächst zum Nachschlagen für die Sortimentsbuchhändler bestimmt, ist das Buch auch für jeden Literaturfreund, jede öffentliche Bibliothek und jede Redaktion ein wahrer Schatz, der viele Lexika und Kataloge überflüssig macht. Es enthält buchhändlerische und literarische Nachweise über Alles, was heute „gangbar", also neue und ältere, deutsche und fremde Autoren in ihren wichtigsten Ausgaben mit Verlag und Preisangabe, was besonders in Fällen willkommen ist, wo ein Buch in einen anderen Verlag übergegangen ist oder eine Preisherabsetzung stattgefunden hat; auch die antiquarischen Preise der Restauflagen sind vermerkt. Sogar von den seltenen Ausgaben unserer Klassiker gibt Othmer zuverlässige Angaben: Goethe mit an 1600, Lessing mit 300, Schiller mit etwa 600 und Shakespeare mit etwa 330 Titeln. Unter den neu aufgenommenen „gangbaren" Belletristen bemerken wir u. A. Amicis, Kraszewski, La Mara, Paul Lang, Miris, Nordau, Oswald, Pantenius, Passarge, Paulus, Perfall, Peschkau, Saar, Schönthan, Schröer, Schubin, Seidel, Spättgen, Steinhausen, Stolze, Streckfuß, Sturm, Sudermann, Carmen Sylva, Taylor, Tolstoi, Vacano, Vierordt, Waldmüller, Wildenradt, Zolling. Von dem jüngsten Deutschland will Othmer nichts wissen; einzig Karl Bleibtreu hat sich mit seinen überzähligen Romanen, Dramen, Novellen und nicht minder überflüssigen Flug- und Fluchschriften (43 Titel!) unter die „gangbaren" Autoren verirrt. Zu billigen sind die kurzen biographischen Notizen, doch sind aus den früheren Ausgaben noch einige anfechtbare kritische Urtheile, z. B. über F. W. Weber, stehen geblieben. Ueberflüssig sind auch die abgedruckten Verzeichnisse der Collectionen Spemann, Gödecke, Tittmann, Engelhorn; dankenswerth aber das der nicht im Buchhandel vertriebenen Bibliothek des Stuttgarter Literarischen Vereins. Unter den Literaturnachweisen fehlen bei Heinrich von Kleist die größte und vollständigste Gesammtausgabe und die wichtigsten Monographien, und während alle Lindau-Gegenschriften getreulich verzeichnet sind, fehlt just die wichtigste von ihnen, Mehring's bekannte Broschüre.

Die sozialistische Bewegung in Europa, ihre Träger und ihre Ideen. Von T. de Wyzewa. Autorisirte Uebersetzung von Hans Altona. Braunschweig, Otto Salle. — Dieses interessante Buch beschäftigt sich mit dem augenblicklichen Stande der sozialistischen Bewegung in Frankreich, Deutschland, England und Belgien. Wyzewa befaßt sich weniger mit den Theorien des Sozialismus, als vielmehr mit den Arbeiterführern, welche er nach den persönlichen Eindrücken, die er theils in Unterredungen, theils nach deren Vorträgen gewonnen hat, in feuilletonistischer Weise schildert. Für Deutschland gelangen die Gestalten von Bebel, Liebknecht, Vollmar, Wille und Werner zur Darstellung. Manches Urtheil vermögen wir nicht zu unterschreiben, z. B. daß Bebel's führende Rolle stark gefährdet, oder daß Liebknecht ein völlig überwundener und todter Mann sei; auch einige Unrichtigkeiten laufen mit unter, die der Uebersetzer hätte verbessern sollen: Friedenau bei Berlin ist nichts weniger als ein Fabrikdorf und nicht einmal die Rixdorfer Fabrikarbeiter werden sich „Dorfarbeiter" nennen lassen. Der Verfasser glaubt nicht, daß der Sozialismus jemals zu einer praktischen Verwirklichung seiner Theorie gelangen werde, denn die Gesellschaftsordnung scheint ihm gegen jede gewaltsame Umgestaltung gesichert. Die Aufgabe des Sozialismus ist nach ihm, die Gesellschaft zu beunruhigen und in beständiger Aufregung zu erhalten, um sie dadurch vor Versimpelung zu bewahren.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) **an die Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Digitized by Google

Inserate.

Meyers Conversations-Lexikon.
Neuste Auflage (1891), 17 Bände u. Supplementband. Halbfr. Tadellos. (ℳ 180.) Nur ℳ 110.—.

Sanders, Wörterbuch der deutschen Sprache mit Ergänzungswörterbuch. 4 Bde. Halbfr. Neu! (ℳ 130.) Nur ℳ 60.—.

Allg. Historisches Porträtwerk. Nach Auswahl von Dr. W. v. Seidlitz, mit Text von Lier u. Tillmann. **Dichter u. Schriftsteller.** 151 Blatt Phototypien nach den besten gleichzeitigen Originalen. **Künstler u. Musiker.** 101 Blatt. **Gelehrte u. Männer der Kirche.** 100 Bl. 3 Halbkalblederbände, neu (ℳ 160.) Nur ℳ 100.—.

Klein, Geschichte des Dramas. 15 Bände. Erste Ausgabe. (br. ℳ 194.) Schön Halbfr. ℳ 75.—.

Bestellungen gegen Postnachnahme an
C. Rudloff in Berlin W., Culmstraße 8.

Verlag von Otto Wigand in Leipzig.

Die
Tragödie des Menschen.
Dramatisches Gedicht
von
Emmerich von Madách.
Aus dem Ungarischen übersetzt
von
Andor von Sponer.

In allen Buchhandlungen vorräthig.

Soeben erschien:

Otto Weddigen, Gedichte, (Gesammtausgabe mit dem Bildnis des Dichters). 2. verm. Auflage, brosch. ℳ 3.45, geb. ℳ 4.50.

Otto Weddigen, Fabeln, Parabeln und Sprüche, 4. verm. Auflage. brosch. ℳ 2.—, geb. ℳ 2.50.

Otto Weddigen, Märchen. 4. Tausend. brosch. ℳ 3.—, geb. ℳ 3.50.

Otto Weddigen, Epische und Dramatische Dichtungen. 2. Aufl. br. ℳ 3.—, geb. ℳ 3.50.

Weddigens „gesammelte Werke" gehören zu den besten in unserer neuesten Litteratur; als vaterländischer Dichter ist er dem deutschen Volke immer werth.

Verlag von Rud. Bechtold & Co., Wiesbaden.

Der Volksschulgesetzentwurf
vom pädagogischen und sozialpolitischen Standpunkt beleuchtet.
Von Hauptlehrer **J. Greßler.**
25 Ex. 11 ℳ, 50 Ex. 20 ℳ, 100 Ex. 35 ℳ, 1 Ex. f. 55 ₰ franco von
J. Helmich, Bielefeld.

= Soeben beginnen zu erscheinen: =

MEYERS
KLEINER
HAND-ATLAS

mit Benutzung des Kartenmaterials aus Meyers Konversations-Lexikon zusammengestellt in
= *100 Kartenblättern und 8 Textbeilagen* =
in 17 Lieferungen zu je 50 Pfennig = 30 Kreuzer ö. W.

MEYERS
KLEINES
KONVERSATIONS-LEXIKON

Fünfte, neubearbeitete und vermehrte Auflage.
2400 Lexikon-Seiten mit 77,000 Artikeln und vielen hundert Abbildungen, Karten, Chromotafeln u. a.
in 66 Lieferungen zu je 30 Pfennig = 18 Kreuzer ö. W.
Die ersten Lieferungen zur Ansicht. — Prospekte gratis durch jede Buchhandlung.
Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig u. Wien.

Neuer Roman von Theophil Zolling.

Soeben ist bei mir erschienen und nehmen alle Buchhandlungen Bestellungen an:

Coulissengeister
Roman von Theophil Zolling
2 Theile in einem Bande
Preis: Geh. M. 6.—, Gebunden M. 7.—

Der neue Roman des beliebten Erzählers hat bei seinem ersten Erscheinen in einer Reihe großer Tagesblätter (Berliner Nationalzeitung, Wiener Fremdenblatt, Hamburger Correspondent ꝛc.) viel Aufsehen erregt, sodaß die Buchausgabe mit Spannung erwartet wird. Der Roman spielt in Wien, Berlin und auf westpreußischen Rittergütern und enthält eine ganze Gallerie leicht erkennbarer Gestalten aus unseren hocharistokratischen und Theaterkreisen. Ein Berliner Blatt äußerte, daß das deutsche Bühnenleben, welches besonders in Theaterstücken immer gefälscht und geschmeichelt zur Erscheinung gelange, in Zolling's „Coulissengeistern" zum ersten Male ein umfassendes Abbild von packender Wahrheit, köstlichem Humor und künstlerischem Werthe gefunden habe.

Leipzig. **H. Haessel, Verlag.**

---

v. Schlechtendal-Hallier's Flora
von Deutschland, Oesterreich und der Schweiz, siehe Beilage in Nr. 13 dieses Blattes. **Verlag von Fr. Eugen Köhler in Gera-Untermhaus.**

Abonnement
auf das
II. Quartal 1892.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Mit der vorliegenden Nummer (14) beginnt das II. Quartal der **„Gegenwart".** Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement mit voriger Nummer abläuft, bitten wir um **sofortige Erneuerung,** damit die regelmässige Zusendung nicht unterbrochen wird. Bei verspäteter Bestellung können oft nur unvollständige Exemplare nachgeliefert werden. **Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen** und besorgen auch, sowie unsere Expedition, bei Aufenthaltsveränderung während der Reisemonate die Nachsendung unter Kreuzband.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 15. Berlin, den 9. April 1892. Band XLI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Anarchistische Verbrechen. Von Ludwig Fuld-Mainz. — Unser Gesindewesen. Von J. Sabin. — Die Poesie der Sprache. Von Ernst Wasserzieher. — **Literatur und Kunst:** Ein neuer Prophet des Weltuntergangs. Von Leopold Katscher. — Alphonse Daudet's letzter Roman. Von Paul Remer. — Marion Crawford. Von August Weiß. — **Feuilleton:** Durch die Wand. Von Emil Roland. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Eroica. Von Apostata. — Dramatische Aufführungen. Von M. H. — Notizen. — Inserate.

Anarchistische Verbrechen.

Von Ludwig Fuld-Mainz.

Während in Oesterreich und Deutschland die anarchistische Bewegung gänzlich in den Hintergrund getreten ist und seit der Bestrafung der Anarchisten Stellmacher, Kammer und Lieske von anarchistischen Verbrechen kaum mehr etwas verlautete, hat sich die Sumpfpflanze des Anarchismus in anderen Staaten, so insbesondere in Spanien und Italien und in nicht geringerem Maße auch in Frankreich eingenistet und die jüngsten Wochen haben den Beweis geliefert, daß die Propaganda der That die Zeit für gekommen erachtet, die Welt durch neue Verbrechen in Schrecken zu versetzen. In Xerez, der weinreichen Stadt Hispaniens, wie auch in anderen Städten des Landes des Weins und der Gesänge sind schwere Verbrechen von den Anarchisten verübt worden, Paris wird durch Dynamitattentate ernstlich beunruhigt und auch in Italien regt sich die Bande jener wahnumnachteten Menschen, welche jeder Ordnung und Cultur den Krieg auf's Messer erklären und mit vandalischer Wuth gegen Besitz und Eigenthum, Leben und Gut wüthen. Aengstliche Menschen können durch dieses Hervortreten des Anarchismus leicht erschreckt werden und sich dazu verleiten lassen, die Gefahr, welche derselbe für den Staat und die Gesellschaft bedeutet, erheblich zu überschätzen. Wir unterschätzen die Zerstörungskraft dieser Feinde der Cultur und Gesittung keineswegs, glauben aber doch, daß man gut daran thun wird, nicht durch eine übertriebene Furcht den Großmachtsdünkel und Größenwahn, von dem die meisten Anhänger dieser sinnlosen Lehre unrettbar befallen sind, noch zu steigern. Es beruht auf besonderen Verhältnissen, wenn in den romanischen Ländern und in Belgien der Anarchismus eine gewisse Ausbreitung unter den Massen gefunden hat; zunächst kommt hierfür die Unwissenheit und Unbildung der Arbeiterbevölkerung dieser Länder in Betracht, der Anarchismus übt seinen Bann nur da aus, wo Unwissenheit und Mangel jeder Bildung die breiten Schichten der Völker beherrscht, den Agitatoren dieser wüsten Lehre wird es leicht, die der Ueberlegung und des Denkens unfähigen Menschen davon zu überzeugen, daß nur in den anarchistischen Lehren das Heil für die Enterbten und Darbenden zu suchen ist, es wird ihnen leicht, die gänzlich ungebildeten Massen an die Möglichkeit der Verwirklichung der Ideale glauben zu machen, wie sie einem Most und Genossen vorschweben. Unwissenheit ist der beste Nährboden für den Anarchismus. Wo eine Volksverdummungspolitik die Massen in grenzenloser Unwissenheit herangezogen hat, wo fromm „erleuchtete" Staatsmänner in dem Wissen den Tod erblicken, da fällt die Lehre von der Propaganda der That auf günstigen Grund und die anarchistischen Führer haben daher allen Grund, jenen Staatsmännern dankbar zu sein, welche es für ihre Pflicht erachten, die Massen in Unwissenheit zu halten. Sodann neigt der Romane und Südländer von jeher sehr zur Geheimbündelei, er hat an dieser mindestens dasselbe Vergnügen wie der Slave; während bei den deutschen Völkern Geheimbünde noch niemals eine wesentliche Rolle gespielt haben und der offene Charakter der Deutschen geheimen Zettelungen und Umtrieben überhaupt widerstrebt, freut sich der Romane, wenn er einer geheimen Verbindung angehören kann. Der im Verborgenen bleibende Anarchismus, welcher ängstlich bemüht ist, seine Existenz vor den Spüraugen des Gesetzes und der Polizei zu verbergen, übt deshalb auf die Südländer und Romanen eine ganz andere Anziehungskraft aus, wie auf die Deutschen, und es ist mit diesem Umstande zuzuschreiben, daß Spanien und Italien in der anarchistischen Bewegung eine weit bedenklichere Gefahr erblicken müssen als Deutschland und Oesterreich. Man hat aus Anlaß der jüngsten Anarchistenverbrechen wieder einmal den Abschluß einer internationalen Staatenconvention vorgeschlagen, welche den Zweck haben soll, die Verfolgung und Bestrafung der Anarchisten allenthalben zu ermöglichen. Dieser Vorschlag ist schon wiederholt gemacht und erörtert worden, er ist jedoch heute noch ebenso aussichtslos wie vor einem Jahrzehnt und wir glauben auch nicht, daß der Abschluß einer solchen Convention eine nothwendige Voraussetzung für die unerbittliche Verfolgung des Anarchismus in allen Culturstaaten bildet. Der wichtigste Theil einer solchen Convention wäre zweifellos in den Bestimmungen zu erblicken, wodurch sich die contrahirenden Staaten bei anarchistischen Verbrechen gegenseitig Rechtshülfe zusicherten; solcher Bestimmungen bedarf es aber gar nicht, da nach dem gegenwärtigen Stande des Völkerrechtes anarchistische Verbrecher in keinem Culturstaate eine Zuflucht finden. Weder England noch die Schweiz entziehen sich heute der Auslieferungspflicht gegenüber solchen Personen, welche aus anarchistischem Beweggrunde oder zu einem anarchistischen Zwecke ein gemeines Verbrechen verübt haben und von den übrigen Staten ist bekannt, daß sie schon seit längerer Zeit auf diesem Standpunkte stehen. Eine internationale Anarchisten-Convention würde dann aber weiter dahin wirken, daß die contrahirenden Staaten sich über eine sorgfältige Ueberwachung der in ihren Gebieten wohnenden Anarchisten und gegenseitigen Austausch ihrer Beobachtungen einigten. Im Interesse der Vernichtung jenes mord- und brandlustigen Gesindels wäre dies allerdings sehr wünschenswerth und nützlich,

Digitized by Google

es läßt sich aber, wie wir meinen, dieser Erfolg erreichen auch ohne Abschluß einer solchen Convention. Nichts hindert die Polizeibehörden der verschiedenen Staaten, sich solche Mittheilungen zukommen zu lassen und thatsächlich geschieht dies jetzt schon, ohne daß eine Convention abgeschlossen wäre. Endlich wäre es der Zweck einer internationalen Vereinigung darauf hinzuwirken, daß anarchistische Verbrechen in allen Staaten mit gebührender Strenge bestraft werden; auch dies ist in den meisten Staaten schon der Fall und, wo die Gesetzgebung, wie z. B. in Frankreich, in Ansehung dieses Punktes ungenügend oder lückenhaft ist, beeilt man sich, sie schleunigst den Bedürfnissen anzupassen. Wir glauben daher, daß auch ohne internationale Convention für die Verfolgung anarchistischer Verbrecher allenthalben das Erforderliche geschehen kann und erblicken die beste Garantie dafür, daß das Nothwendige auch geschieht, in der mehr und mehr zum Durchbruch gekommenen Ueberzeugung, daß aller Differenzen ungeachtet zwischen den civilisirten Staaten eine Interessengemeinschaft besteht, die sie veranlaßt, Verbrechen gegen die Grundlagen jeder Cultur zu verfolgen und zu bestrafen. Der anarchistische Verbrecher ist aber ein Feind jeder Cultur, der Dynamitard ist ein Verbrecher gegen das Völker- und Menschenrecht, es gilt von ihm das, was die römischen Juristen von dem Seeräuber sagen, er ist ein hostis generis humani und er verdient es nicht besser als daß er wie ein solcher verfolgt und behandelt werde. Nur wenn die Staaten sich auf diesen Standpunkt stellen, kann es gelingen, die Hydra des Anarchismus mit Stumpf und Stiel auszurotten.

Unser Gesindewesen.

Von J. Sabin.

Seit Jahr und Tag vernimmt man auf dem Lande und in der Stadt, von Gutsbesitzern und den in jeder Beziehung außer in Modesachen conservativen Hausfrauen die lebhafte Klage über zunehmende Unsittlichkeit und Luxussucht der Dienstboten, über unziemliches Betragen und unverschämt hohe Anforderungen an Lebenshaltung, Lohn und dergl. Hand in Hand mit diesen Erscheinungen in der Dienstbotenwelt geht die Klage über den Gesindemangel und der bittere Vorwurf, daß die jungen Leutchen in den unteren Ständen in das freie, gewerbliche Leben drängen und die dumpfen, gesundheitswidrigen, zu allerlei unmoralischen Handlungen verführenden Schlafstellen, dem appetitlichen Küchendampf, den hohen, allen Anforderungen der Hygiene entsprechenden Hängeböden vorziehen. Schon in den sechziger Jahren konnte v. d. Goltz in Königsberg darauf hinweisen, daß die gegen die Dienstboten erhobenen Anschuldigungen, z. B. betreffs der Luxussucht, der hohen Ansprüche an die Lebenshaltung, mit demselben guten Grund gegen die „Herrschaften" geltend gemacht werden könnten: Wie der Herr, so der Knecht.

Aber, so hört man wieder von den Kundigsten unter den Kundigen sagen, das Hindrängen zu den Fabrikstätten, in ein Leben voll materieller Unsicherheit ist doch ein Beweis großer Unklugheit der jungen Burschen und Mädchen, die als Dienstboten eine gesicherte, gute Existenz haben. Das Letztere zugegeben, so scheinen doch diese Kundigen einen wichtigen Faktor unseres sozialen Lebens ganz außer Betracht zu lassen: das ideale Moment. Das Gefühl reiner Menschenwürde lebt nicht nur bewußt in dem Herzen derer, die sich Dienstboten halten können, sondern auch instinktiv in dem Herzen derer, die vom Schicksal dazu bestimmt sind, ihren anderen Mitmenschen gegen Geld und gute Worte die Schuhriemen aufzulösen.

Die Gesellschaft hat eine große Unterlassungssünde begangen und wundert sich nun, daß sie diese Sünde büßen muß. Sie hätte es doch aber von ihrem Lieblingsdichter wissen müssen, daß sich alle Schuld schon auf Erden rächt, und sie hätte in ihrer Bibelfestigkeit auch nicht vergessen dürfen, daß für die Schuld der Väter sogar noch das dritte und vierte Glied heimgesucht wird. Den gewerblichen Arbeitern ist, soweit die aus unseren wirthschaftlichen Zuständen sich ergebende Abhängigkeit zuläßt, durch die Einführung der Gewerbeordnung im Jahre 1869 volle persönliche Freiheit verliehen worden. Die Dienstboten sind dabei außer acht gelassen worden. Die sozialpolitische Gesetzgebung hat für den gewerblichen Arbeiter viel gethan, für das Gesinde fast nichts. Und so läßt sich der Rückgang des Gesindeangebots aus zweierlei Gründen erklären, aus rechtlichen und wirthschaftlichen.

Für das Gesinde besteht nicht dasselbe Recht und Gesetz wie für alle anderen gegen Lohn beschäftigten Personen, sondern eine ganz aparte Gesindeordnung ist für dasselbe maßgebend. Aber diese Ordnung — das Wort riecht sehr nach Polizei — stammt etwa nicht aus dem letzten Jahrzehnt, auch nicht aus den letzten zwanzig Jahren, nein, ihre Festsetzung reicht in eine Zeit, die weit, weit hinter uns liegt, also z. B. für den größten Theil Preußens in das Jahr 1810. Das geeinigte Deutschland weist auch nicht bloß eine Gesindeordnung auf, nein, es giebt deren eine, oft sogar mehrere in jedem Staat und Staatchen. Auch die künftige Gesetzgebung wird nichts daran ändern. Die romanistischen Gelehrten des bürgerlichen Gesetzbuches glaubten sich mit derlei kleinlichen Fragen nicht beschäftigen zu dürfen. Wenn wir im Folgenden die preußische Gesindeordnung als Maßstab für unsere Betrachtung anlegen, so geschieht es, weil sie den Typus dieser im Grundcharakter gleichen Gesindeordnungen in ganz Deutschland darstellt. Das hervorstechendste Kennzeichen derselben ist die Statuirung der persönlichen Unfreiheit des Dienstboten. Davon einige Beispiele.

Eine Bestimmung lautet: „Kann der (von dem Dienstboten angerichtete) Schaden weder aus rückständigem Lohn, noch aus anderen Habseligkeiten des Dienstboten ersetzt werden, so muß er denselben durch unentgeltliche Dienstleistung auf eine verhältnißmäßige Zeit vergüten." Von dem Grundsatz, daß der Gläubiger sich nur an das Vermögen, nicht an die Person des Schuldners halten dürfe, weiß also die Gesindeordnung nichts. Und doch ist dieser Grundsatz eine der wichtigsten Errungenschaften auf dem Gebiete des Privatrechtes. Vielfach in die Praxis umgesetzt wird namentlich in der Landwirthschaft die Bestimmung, daß Dienstboten, welche den Dienstantritt verweigern oder ihren Dienst vorzeitig verlassen, von der Polizei durch Zwangsmittel zum Dienstantritt oder zur Rückkehr in den Dienst angehalten werden können. Man mag den Inhalt der beiden angeführten Paragraphen vielleicht als sehr richtig anerkennen, und es gibt ja sogar ganz verständige, humane Leute, die diesen Standpunkt einnehmen. Wenn aber solche Beschränkungen für die gewerblichen Arbeiter nicht bestehen oder fortgeräumt sind, so ist es eine Ungerechtigkeit, daß sie für das Gesinde (und damit für den größten Theil der landwirthschaftlichen Arbeiter) gelten, denn dadurch wird das letztere zu Bürgern zweiter Klasse von Rechts wegen gestempelt. Dieses Gefühl der Ungleichheit muß sich aber auch auf alle Fälle bemerklich machen, wenn das Gesinde von der Dienstherrschaft wegen einer oder mehrerer ihm verabreichter Maulschellen gerichtliche Genugthuung verlangt. Denn diese wird ihm in den seltensten Fällen, da die Herrschaft zu geringen Thätlichkeiten befugt ist, wenn sie durch ungebührliches Betragen der Dienstboten zum Zorn gereizt wird, und eine Entscheidung des Kammergerichts legt dies dahin aus, daß die „Reizung" nicht unmittelbar vorher gegangen zu sein braucht, sondern daß es schon genügt, wenn die Dienstherrschaft durch fortgesetztes ungebührliches Betragen des Gesindes überhaupt vorher gereizt ist. Zwar ist die Geltung dieser Bestimmung von namhaften Gelehrten angezweifelt worden, aber dieser Zweifel hat doch nur theoretische Bedeutung, da Reichs- und Kammergericht sich dafür entschieden haben, daß sie noch in Kraft steht. Aber nicht genug damit, ist es dem Gesinde auch ausdrücklich verboten, sich thätlich zu widersetzen. Welch' ungeheure Kluft wird dadurch zwischen dem Gesinde und jedem anderen Menschen gebildet! Ein Dienstbote, wie alt er auch sein mag, muß sich dieselbe Behandlung gefallen lassen wie der vierzehnjährige Lehrling. Wie dehnbar sind dabei die

Digitized by Google

Begriffe „ungebührliches Betragen“ und „geringe Thätlichkeit.“ Zurückzuführen ist diese Bestimmung auf die Anschauung, daß das Gesinde unter der „Zucht“ der Herrschaft steht. Zu rechtfertigen wäre diese Anschauung vielleicht, wenn das Gesinde als Familienmitglied betrachtet würde. Das geschieht aber nur in den allerwenigsten Fällen, in städtischen Haushaltungen fast niemals. Der Dienstbote ist heute nicht mehr eine Person, die als Sohn oder Tochter eines Bauern oder kleinen Handwerkers einer wohlhabenden Familie zur Ausbildung übergeben wird, und welche die Familie zu diesem Zwecke übernimmt, der Dienstbote wird vielmehr lediglich als ein Mensch angesehen, der zur Hülfeleistung in einem Haushalte — auf dem Lande gehören dazu auch die Feldarbeiten — gegen einen gewissen Lohn angenommen wird. Die Natur seiner Beschäftigung bedingt die Naturallöhnung als Hauptsache. Aber diese Löhnungsweise bedingt nicht auch eine weitergehendere Disciplin, als sie für gewerbliche Arbeiter zur Aufrechterhaltung der Ordnung in den Fabriken gefordert wird. Nahm aber einmal die unter primitiveren wirthschaftlichen Verhältnissen erlassene Gesindeordnung zum Ausgangspunkt für ihren Inhalt die Familienzugehörigkeit, so durfte sie keinesfalls den folgenden Paragraphen aufnehmen: „Auch solche Ausdrücke oder Handlungen, die zwischen anderen Personen als Zeichen der Geringschätzung anerkannt sind, begründen gegen die Herrschaft noch nicht die Vermuthung, daß sie die Ehre des Gesindes dadurch habe kränken wollen.“ Das heißt doch thatsächlich nichts anderes als: Es ist Rechtsgrundsatz, daß Dienstboten dieselbe Feinfühligkeit bezüglich ihrer Ehre nicht haben dürfen wie andere Menschen. Und diese Verletzung des Ehrgefühls ist nicht etwa bloß dem Familienoberhaupte gestattet, nein auch den erwachsenen Kindern. Man male sich die Folgen aus, welche eine derartige Bestimmung auf die Verschärfung des Klassengegensatzes nothwendig haben muß.

Streiks sind unzweifelhaft ein Uebel, und derjenige würde sich um die Menschheit hochverdient machen, der ein humanes Mittel zu ihrer radikalen Beseitigung fände. Wenn aber allgemeine Arbeitseinstellungen den gewerblichen Arbeitern gestattet sind, so kann kein Grund vorhanden sein, sie dem Gesinde zu verbieten. Nicht bloß der Streik auf Grund eines Contractbruches wird bestraft, eine jede Verabredung oder Aufforderung zum gemeinsamen Niederlegen der Arbeit seitens des Gesindes wird mit Gefängniß bis zu einem Jahre bestraft. Wir wissen alle, daß dieses Verbot auf das landwirthschaftliche Gesinde, also im Interesse der Gutsbesitzer, gemünzt ist. Was aber dem kleinen Fabrikanten recht ist, sollte dem großen Majoratsherrn mindestens billig sein.

Und zu allen diesen Beengungen kommt die Vermittlerrolle, welche die Polizei bei jeder Gesindestreitsache spielt. Beschwerden und Klagen dürfen nicht direkt durch den Richter zum Austrag gebracht werden, sondern als erste Instanz muß die Polizeibehörde angerufen werden. Der Abstand des Gesindes in dieser Hinsicht von den gewerblichen Arbeitern tritt nach Erlaß des Gewerbegerichtsgesetzes nur um so unerquicklicher hervor.

Von geringerem Einfluß auf die Abnahme der Dienstbotenzahl ist die wirthschaftliche Seite der Sache. Aber zwei Bemerkungen möchten wir uns hier gestatten.

Angenommen, die Behauptung von der gesicherteren Existenz und der besseren Lebenshaltung des Gesindes auf dem Lande und in der Stadt wäre wahr, so ist doch dabei in Betracht zu ziehen: erstens der Umstand, daß das Gesinde zu jeder Tages- und Nachtzeit der Herrschaft zur Verfügung stehen muß und zweitens die lange Arbeitszeit an sich. Diesen Leistungen muß doch ein entsprechendes Aequivalent gegenüberstehen, und dieses Aequivalent muß eben in einer besseren Bezahlung bestehen — womit wir nicht gesagt haben wollen, daß die Bezahlung immer eine den Leistungen entsprechende ist.

Der gewerbliche Arbeiter hat seit nunmehr acht Jahren eine Geldentschädigung und freie ärztliche Behandlung für mindestens 13 Wochen im Krankheitsfall gesetzlich zu beanspruchen. Die Dienstboten sind in dieser Beziehung mit Ausnahme von einigen Staaten, in welchen das Krankenversicherungsgesetz auf das land- und forstwirthschaftliche Gesinde ausgedehnt worden ist, weit schlechter daran. In Preußen braucht Kur und Verpflegung auf Kosten der Herrschaft, und dann auch nur bis zum Ablauf der Dienstzeit, nur zu erfolgen, wenn die Krankheit durch den Dienst oder bei Gelegenheit desselben entstanden ist. Der gewerbliche Arbeiter hat auf freie ärztliche Behandlung nur dann keinen Anspruch, wenn er sich die Krankheit vorsätzlich oder durch geschlechtliche Ausschweifungen zugezogen hat. Bei der Revision des Krankenversicherungsgesetzes, die ja noch nicht abgeschlossen ist, wäre es doch angebracht gewesen, hier eine Lücke auszufüllen. Anstatt dessen hat man die jungen Kaufleute, die es nicht nöthig haben, mit den Wohlthaten dieses Gesetzes bedacht, die Dienstboten aber wiederum außer Betracht gelassen — weil zu verschiedenartige Bestimmungen in den verschiedenen Einzelstaaten nach dieser Richtung hin in Geltung sind. Wohlgemerkt aber, in keinem Bundesstaate wird dem Gesinde dasjenige Maß an Verpflegung und ärztlicher Behandlung zugestanden, auf das durch das Gesetz vom 15. Juni 1883 jeder gewerbliche Arbeiter Anspruch hat. Weit eher als in die Invaliditäts- und Altersversicherung, von der ein Dienstbote nur in den seltensten Ausnahmefällen Vortheil haben wird, hätte das Gesinde in die gesetzliche Krankenversicherung einbezogen werden müssen.

Wenn trotz der persönlichen, rechtlichen und wirthschaftlichen Unfreiheit des Gesindes die Verhältnisse sich noch nicht in der Weise zugespitzt haben wie im gewerblichen Leben, so liegt das zunächst in dem nur negativen Widerstande der betheiligten Personen. Diejenigen, welche früher unter das Gesinde gingen, gehen jetzt in die Fabriken, sie entziehen sich also jenen drückenden Verhältnissen. Aber dabei wird es nicht bleiben. Die sozialdemokratischen Führer sind eifrig daran, den positiven Widerstand hervorzurufen, und es ist sehr wahrscheinlich, daß sie mit ihren Bemühungen Glück haben werden. Nun vergegenwärtige man sich die schlimmen Folgen, welche das Aufgehen einer neuen Bevölkerungsschicht in die festgefügte sozialdemokratische Organisation haben muß. Indirekt ist damit das platte Land für die Sozialdemokratie gewonnen. Unter diesen Umständen ist es die Pflicht gerade der vaterlandsliebenden Parteien, die im Wege liegenden Steine des Anstoßes fortzuräumen, und das kann nur geschehen durch eine Revision der Gesindeordnung im freiheitlichem Sinne oder aber durch die Unterstellung des Gesindes unter die Bestimmungen der Gewerbeordnung. Damit wäre eine Grund des bestehenden Dienstbotenmangels beseitigt; eine Abnahme des Dienstbotenmangels aber würde auch auf die gewerblichen Verhältnisse, die unter einem Zuviel an Angebot leiden, von heilsamem Einfluß sein.

Die Poesie der Sprache.

Von Ernst Wasserzieher.

In einer Dorfschule der Provinz P., wo sechsjährige pausbackige Flachsköpfe neben hochaufgeschossenen halberwachsenen Lümmeln und angehenden Jungfräuleins den Worten des Lehrers lauschten, erhob dieser einstmals die Frage, was denn Poesie sei? Alles schwieg; denn auf allgemeine ästhetische Definitionen waren unsere Landkinder nicht eingeübt. Verdutzt sahen die Knaben die Mädchen und die Mädchen die Knaben an; über die Poesie des Lebens nachzudenken, hatte noch keins von ihnen das Bedürfniß gefühlt. Endlich meldete sich einer der muthigsten kleinen Studenten und definirte kurz und bündig:

Poesie ist, wenn man sich ausdrückt, wie man sich gewöhnlich nicht ausdrückt.

Was kein Verstand der Verständigen sieht, das übte in Unschuld ein kindlich Gemüth.

In der That; was man auch aussetzen mag an ihrer Form, so gar übel war die Erklärung nicht; es steckt ein wahrer Kern drin. Wir machen sie uns zu eigen, da uns augenblicklich keine bessere zu Gebote steht.

Digitized by Google

Wie fängt man es an, sich so auszudrücken, wie man sich gewöhnlich nicht ausdrückt? Was ist gewöhnliche, was ungewöhnliche, d. h. poetische Ausdrucksweise?

Goethe erzählt im X. Buche seiner Lebensbeschreibung, er habe immer die Neigung gehabt, in Bildern, Metaphern zu reden, und das sei ihm als Merkmal dichterischer Begabung ausgelegt worden.

Goethe's en miniature — man verzeihe die ungewöhnliche, wenn auch nicht poetische Ausdrucksweise — sind wir alle; wir Gebildeten und mehr fast noch die Ungebildeten, alle drücken sich in Metaphern und Uebertragungen aus, freilich, meist ohne es zu wissen, ohne daran zu denken. Sind wir doch überhaupt daran gewöhnt, mit den Augen nicht zu sehen, mit den Ohren nicht zu hören; allüberall von Anmuth und Liebe, von Poesie und Schönheit umgeben, achten wir selten darauf im Hasten und Drängen des täglichen Lebens. Auch unsere Sprache steckt voller Poesie, und je genauer wir sie betrachten, um so deutlicher erkennen wir das. Die Dichtersprache ist unser Aller Gemeingut; wir geben sie erst dem Dichter, er schöpft daraus; was die Gesammtheit still geschaffen hat, das gab ihm ein Gott zu sagen. Was man ist, das blieb man Anderen schuldig; in diesem Sinne steht der Dichter auf den Schultern seines Volkes, ist er ein Volksdichter. Seine Augen sind sehend; unsere sind meist blöde und geblendet.

Kürzlich saß ich in einer Tischgesellschaft neben einer jungen Dame. Wir sprachen von Diesem und Jenem; unser Gedankengang mochte ein verschiedener sein; denn als sie mir etwas — ich weiß nicht mehr was — klar zu machen suchte, verstand ich nicht, was sie meinte, so daß sie endlich ungeduldig ausrief: Aber, mein Herr, begreifen Sie mich denn nicht?

Dieser Ausruf brachte mich aus meinen Gedanken plötzlich wieder zu mir. Gnädiges Fräulein, versetzte ich ernsthaft, ich wage nicht, Sie zu begreifen, obgleich Ihre herrliche Gestalt verführerisch genug ist. — Was wollen Sie denn? rief sie verwirrt und unmuthig zugleich, ich begreife Sie nicht. — Und in der That, wir begriffen uns nicht. Denn was im Tanzsaal erlaubt ist, darf man bei Tische doch nicht thun. —

Genug hiervon. Sollte unter den freundlichen Lesern und schönen Leserinnen Jemand sein — was ich indes nicht glaube — der mich noch nicht begriffen hat, so findet er die Erklärung Hesekiel 23, 3; aber — honny soit qui mal y pense. — Solche Ausdrücke übertragen wir fortwährend vom Körperlichen auf's Geistige, vom Concreten auf's Abstracte, ohne es zu ahnen, ohne wenigstens daran zu denken; und dadurch werden wir unbewußt zu Dichtern. Wir nicht, sondern die Sprache; denn sie schafft und bildet, sie denkt und dichtet für uns und macht uns unthätig, wortreich, aber gedankenarm.

Wo ein Fluß in den anderen mündet, findet ein Einfluß statt. So bei Coblenz, und der Name der Stadt verewigt diesen Zusammenfluß (Confluentia, Coblenz) oder Einfluß (Influentia, Influenza). Was hier beim Wasser geschieht, geschieht auch bei Menschen; wir sagen, Goethe hat Einfluß auf Schiller; der Vater hat Einfluß auf den Sohn. Wer denkt aber daran, welch herrliches Bild er da gebraucht, wie poetisch er sich da ausdrückt? Und doch würde wie mit Blitzesschlage der schwankende, papierne Gedanke erhellt, wenn wir nicht „auf", sondern „in" sagten!

Zwischen den grünen Blättern im Walde und den farblosen Blättern in unseren Büchern und Zeitungen liegt ein himmelweiter Unterschied. Als wir jene noch fleißiger betrachteten, da schufen wir die Poesie der Sprache, die wir nun unverstanden auf diesen fortspinnen, die wir — welche Ironie! — nach jenen lebendigen Blättern so poetisch benennen. Das grüne Laubdach des Waldes — graue Actenbündel — beide bestehen aus Blättern; von jenen fällt leider „Blatt um Blatt."

Die Jugend ist unerfahren, das Alter erfahren. Erfahren ist, wer erfahren hat, was man nicht zu erfahren wünscht. — So reden wir und meinen noch wunder wie geistreich das wäre. Aber die Bedeutung, so nahe sie liegt, sie bleibt uns weltenfern. Wir sehen eben den Wald vor Bäumen nicht. Die Ritter und Spielleute des Mittelalters „ervuoren", d. h. durchreisten, erforschten, erkundeten die Welt; „Lande sahen sie viel", wie Walther, der Größte unter ihnen, singt; viel gereist waren sie, oder, was dasselbe ist — erfahren. Wer viele Länder durchfahren oder erfahren hat, der ist — erfahren. Die Vorsilbe er drückt auch sonst das Eindringen, das genaue Kennen aus.

Wenn der Lehrer einen Schüler, der unaufmerksam ist, neben die Bänke sich stellen läßt, so beabsichtigt er damit, ihn besser zu beobachten; er ist von den anderen geschieden, getrennt. So sagen wir: es stellte sich heraus, daß L. ein Betrüger war, oder die Wahrheit stellte sich heraus. Plastischer kann man sich nicht ausdrücken; aber verdienen wir Lob, wenn wir nicht einmal wissen, was wir sprechen? Abstracter und abstracter wird die Sprache, wie auch das einst so volle Menschenleben; von des Gedankens Blässe sind beide angekränkelt; statt Gedanken hieße es richtiger Worte!

Zwei Freunde saßen zusammen bei einem Glase Wein auf dem Sopha. Als der eine erzählte, wie er neulich bei einem Eisenbahnunglück gewesen und dabei die Schreckensscenen schilderte, rief der andere: Ich bin entsetzt! Der Erste, ein Germanist und Spaßvogel zugleich, antwortete, um dem Gespräch wieder eine heitere Wendung zu geben: Das bist du nicht! — Wie so nicht? erwiderte der Andere überrascht. Wie meinst du das? Findest du den Ausdruck zu stark? Dann will ich sagen: Ich erschrecke! — Auch das nicht! versetzte der Germanist; denn du bleibst ja ruhig sitzen. — Ja, was hat das Sitzenbleiben denn mit dem Entsetzen und dem Schrecken zu thun? — Nun, es ist gerade das Gegentheil davon. Wer sich entsetzt, verläßt seinen Sitz, und wer erschrickt, der springt auf. Das bedeuten die beiden Wörter! — Das deutsche Heuschrecke bewahrt noch die eigentliche Bedeutung, während die Niederländer sprinkhaan, die Engländer grasshopper (angelsächsisch gaers-hoppa) sagen. — Haben wir im Laufe der Jahrhunderte viel von unserem poetischen Gefühl eingebüßt, ohne doch die poetische Redeweise aufgegeben zu haben, so hat sich daneben eine andere Art dichterischer Auffassung ausgebildet, die mit jener ursprünglichen oft in Widerspruch steht. Wir haben uns nämlich gewöhnt, gewisse Wörter für poetisch an sich, gewisse Wörter aber für unpoetisch an sich anzusehen. Roß gilt für edler als Pferd, Krieger für edler als Soldat, Jungfrau für edler als Mädchen oder gar Mädel. Jene behält man der gehobenen Diction vor, diese fallen der Umgangssprache zu. Nicht immer läßt sich eine stichhaltige Begründung geben; so viel ist sicher, daß, je edler und poetischer die Ausdrucksweise, um so mehr die echt deutschen Wörter verwendet, Alles aber, was Fremdwort heißt, abgewiesen wird. Nur ein Goethe konnte es wagen, von einem Becher aus purem Golde zu reden; elegant, brillant, Constitution und dergleichen, offenbar lateinische und französische Wörter, wird man vergeblich in Dichtungen suchen. Beispiele dafür, wie sich das Volksbewußtsein täuscht, bieten die Wörter Adler und Aar, Magd und Maid. Niemand wird im gewöhnlichen Leben Aar sagen; und nur in poetischer Redeweise spricht man von einer holden Maid zur Bezeichnung der edelsten Jungfräulichkeit. Nun ist jedoch, lautlich und sprachlich betrachtet, Adler das poetische, Aar das prosaische Wort; Magd und Maid aber sind identisch. Wenn der Dichter von des „Adelers Fittichen" spricht, so zwingt ihn nicht Versnoth, das Wort in drei Silben zu ziehen; ursprünglich lautet es Adel-ar, das ist edler Aar, niederländisch jetzt noch adelaar. Das mittelhochdeutsche maget dagegen hat die Nebenform meit, die sich zu jener verhält wie sagen zu englisch say, Weg zu way, Regen zu rain; das g erscheint erweicht zum Vocal.

Es gibt auch poetische Modewörter, die plötzlich auftauchen, durch eine bedeutende Dichterpersönlichkeit gestützt, später aber ihren Nimbus wieder verlieren. Ich erinnere an Hain und Aether; ersteres, eine Nebenform von Hagen, bedeutet ursprünglich Dornbusch, Verhau, eingezäunter Ort und hat durch Klopstock und seine Jünger poetische Weihe erhalten; letzteres, ein griechisches Lehnwort, verdankt Bodmer seine Aufnahme in die Dichtersprache. Beide kamen bald wieder aus der Mode.

Digitized by Google

Bisweilen werden einfache Wörter durch Composition poetisch: gedoppelt statt doppelt; bisweilen geschieht das Umgekehrte: Kömmling für Ankömmling (bei Goethe).

Ein ganz wunderbares Stück Poesie steckt in dem Geschlechtswort, dem Artikel. Daß es der Mann, der Hirsch, die Frau, die Henne heißt, erscheint uns natürlich; aber wenn neben das Buch, das Haus, der Ofen, der Wald tritt, so müßte uns das, wenn wir bei unseren Worten auch dächten, billig in Erstaunen setzen. Wem diese Beispiele nicht genügen, der vergleiche Fluß, Quelle, Wasser, die Grimm zusammenstellt, ein Mann, der tiefer in die Geheimnisse der Sprache geschaut hat, als irgend ein anderer. Warum ist der Fluß männlich, die Quelle weiblich? Warum legen wir aber dem Wasser gar kein Geschlecht bei? Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen! könnte man denjenigen zurufen, die bei einem so schlagenden Beispiel noch fragen. Dem richtigen Gefühle scheint in diesem Falle die Wissenschaft zur Seite zu stehen. Der Mensch, besonders der naive, einfache Mensch älterer Culturstufen faßte alles in der Natur anthropomorphisch auf; den Baum, den Bach, den Berg beseelte er. Am glänzendsten und vollständigsten bildete sich diese Personificirung bei den Griechen aus; andere Völker fühlten ähnlich, wenn ihnen auch die hellenische Gestaltungskraft mehr oder weniger abging. Sachen gab es kaum für den Gesichtskreis der Naturmenschen: Alles theilte sich in jene beiden Gruppen, in die die Menschen selber zerfielen: eine männliche und eine weibliche. Der mächtig dahinrauschende majestätische Strom oder Fluß konnte nur einen Mann, einen Gott in sich bergen; in der zarten, rieselnden Quelle verhüllte sich eine Jungfrau, eine Göttin oder Nymphe; das Wasser aber als Element, als Gesammtheit gefaßt, erschien gestaltlos und geschlechtslos. Darum ist es auch widersinnig, von drei Geschlechtern in der Sprache zu reden, einem männlichen, weiblichen und sächlichen; das lateinische Wort Neutrum charakterisirt das sächliche eben als „keins von beiden". Im Laufe der Jahrtausende hat sich die zu Grunde liegende poetische Betrachtungsweise verloren, aber in den meisten Sprachen hat sich die Geschlechtigkeit der geschlechtslosen Gegenstände immer noch erhalten, wenngleich nicht immer in ursprünglicher Reinheit. Praktische Leute wie die Engländer setzten dem vor der Vernunft nicht Stand haltenden Gebrauch bald ein Ende; wird doch sogar die Sonne, die man bis vor Kurzem noch „he", und der Mond, den man „she" titulirte, als Sache behandelt und einfach „it" genannt. Nur den Schiffen läßt man noch ihre Frauen- und Mädchenwürde, selbst wenn sie „Agamemnon" oder „Nelson" heißen. Einfacher und leichter erlernbar wird die englische Sprache dadurch; aber eines wirkungsvollen Mittels der Poesie hat sie sich dadurch begeben.

„Den Stoff sieht Jedermann vor sich", sagt Goethe; „den Gehalt findet nur der, der etwas dazu zu thun hat, und die Form ist ein Geheimniß der Meisten." Großen Dichtern gelingt es, aus scheinbar prosaischen Worten eine poetische Sprache herzustellen, und zwar nur durch Anordnung und Gruppirung. Man vergleiche Naturschilderungen des Hamburger Rathsherrn Brockes mit denen Goethe's! Ein Beispiel, wie derselbe Dichter denselben Stoff mit fast denselben Worten einmal prosaisch, einmal dichterisch behandelt hat, liegt in Goethe's Iphigenie vor. „Der Frauen Zustand ist der schlimmste von allen Menschen" heißt es 1781, und 1787 in der Versbearbeitung:

„Der Frauen Zustand ist beklagenswerth!"

„Der hat's am besten, König oder Geringer, dem es zu Hause wohl geht". Poetisch dagegen:

„— Der ist am glücklichsten, er sei
„Ein König oder ein Geringer, dem
„In seinem Hause wohl bereitet ist."

Prosaisch: „Ich bin aus Tantals merkwürdigem Geschlecht. — Du sprichst ein großes Wort." Poetisch:

„Vernimm! Ich bin aus Tantalus' Geschlecht.
„Du sprichst ein großes Wort gelassen aus."

Wir müssen abbrechen, da die weitere Verfolgung dieses Gedankens die Grenzen unseres Themas überschreiten würde. Nicht von der Sprache der Poesie wollten wir handeln, sondern von der Poesie der Sprache.

Literatur und Kunst.

Ein neuer Prophet des Weltuntergangs.

(Pastor Baxter.)

Von **Leopold Katscher.**

Was darf man drucken und was nicht? Liest man in den Zeitungen, dieses Buch oder jenes Blatt sei wegen dieser oder jener harmlosen Anspielung auf eine fürstliche Persönlichkeit oder wegen „Beleidigung" — d. h. Tadel — eines Staatsmannes oder wegen irgendwelcher radikalen Theorien beschlagnahmt oder angeklagt worden, und hält man dagegen, was die Druckerschwärze ohne Scheu und Strafe sündigen darf, alltäglich sündigt, so möchte man sich an den Kopf greifen, um sich zu vergewissern, ob man nicht träumt, und zwar träumt, im Mittelalter zu leben. Manchmal bekommt man etwas bei helllichtem Tage Gedrucktes und gänzlich unbehindert Verbreitetes in die Hände, das nicht nur schädlich, sondern dabei auch noch von einer so außerordentlichen Blödsinnigkeit ist, daß man, statt sich zu ärgern, wie es Pflicht wäre, amüsirt lachen muß und den Ausdruck der doch nicht ganz zu unterdrückenden Entrüstung auf die unwillkürlich ausgestoßenen Worte beschränkt: „Zu dumm!" oder: „Da hört doch Alles auf!"

Ein solches hirnverbranntes Schriftchen hat uns jüngst ein freundlicher Zufall in die Hände gespielt. Das erstaunliche Meisterwerk umfaßt 32 Seiten, kostet 5 Pfennige (ein verhältnißmäßig hoher Preis!) und führt den Titel:

„**Das Ende unseres Geschlechtes**" am 11. April 1901 und fünfzehn große Ereignisse von 1892 bis 1901. Von Pastor M. Baxter, Herausgeber des „Christlichen Heralds". Das Thier mit 10 Hörnern in Daniel VII. 24, oder der Bund der zehn Königreiche i. J. 1892 und das elfte kleine Horn Napoleon i. J. 1893. Zu beziehen durch ..... in Leipzig, ... in Berlin, ... in Dresden."

Wie schon aus dem Titelblatt hervorgeht, tritt der seltsame Pastor als Prophet auf, aber nicht als Wetter-, sondern als Zukunftsprophet. Nachdem er ein recht merkwürdiges Kalendarium aufgestellt hat, das da beweisen soll, daß alle seine „prophetischen Perioden in der Passahwoche (Nisan) 1901 zusammentreffen" und daß dann „hinfort keine Zeit mehr sein wird", begründet er den Weltuntergang damit, daß am 11. April 1901 „seit Erschaffung des Menschen 6000 Jahre verlaufen sein werden" und entwickelt sodann seine „15 Ereignisse", um später zum „tausendjährigen Reich oder Millennium von April 1901—2901" überzugehen. Daran fügt er eine ausführliche Begründung des erwähnten Kalendariums der „in der Passahwoche 1901 zusammentreffenden sechs prophetischen Zeitbestimmungen" und den Schluß macht ein frommes Gebet um Vergebung der Sünden, das einigermaßen an den Gebetstil der Heilsarmee erinnert; es heißt darin z. B.: „Entsündige mich mit Ysop, daß ich rein werde; wasche mich, daß ich schneeweiß werde. Laß mich hören Freude und Wonne, daß die Gebeine fröhlich werden, die du zerschlagen hast!"

Die Hauptsache sind aber die „fünfzehn Ereignisse", und den Weissagungen Baxter's fehlt es auch nicht an hoher politischer Bedeutung, denn er kündigt verschiedene große Kriege an, und zwar schon für 1892 und dann für „Januar bis August 1897", für damals sogar einen „allgemeinen Krieg". O Du arme Bertha v. Suttner, wie kurzsichtig bist Du doch mit Deinen Friedenshoffnungen! Es wird Dir gewiß nicht

Digitized by Google

gelingen, die von unserem frommen Seher unter Aufwand zahlreicher Bibelstellen „erhärteten" Feldzüge zu hintertreiben! Mit den Kriegen von 1892 werden „große Revolutionen" Hand in Hand gehen und das Ergebniß wird sein, daß die bereits genannten zehn Länder sich „in einen Staatenbund von zehn Königreichen umgestalten werden, regiert von 10 Herrschern, wie es sowohl die 10 Hörner des Danielischen Thieres als auch die 10 Zehen des Danielischen Menschenbildes darstellen (Dan. II. 33, VII. 24)." Man höre weiter: „Irland und Indien werden wenigstens ihre eigenen Parlamente haben." (So bald schon! freut Euch, Ihr Homeruler!)..... „Spanien mit Portugal und dem nördlichen Marokko... Griechenland mit Thessalien, Epirus, Mazedonien und Albanien... Die Türkei wird nur aus dem alten Thracien nebst Bithynien bestehen...." Es wird 5 westliche und 5 östliche Königreiche geben, eine Art vereinigter Staaten."

Was Deutschland betrifft, so wird es „seine Unabhängigkeit bewahren und so dem Schicksal entgehen, zu dem Staatenbund der 10 Reiche zu gehören, die „Eine Meinung haben und ihre Kraft und Macht dem Antichrist geben werden" (Offenb. XVII. 13) während der letzten $3^1/_2$ Jahre: von 1897 bis 1901." Wie freundlich von dem Herrn Pastor! Nicht so gut kommt Oesterreich weg, „welches einigen Aenderungen unterworfen sein wird."

In Rußland gibt es Leute, die allen Ernstes Napoleon Bonaparte als Heiland anbeten. Ein Theil der Sekte der „Weißen Tauben" verehrt in dem kaiserlichen Korsen den wiedergekehrten Christus, der das „Reich des Antichrist" — hierunter ist Rußland zu verstehen — unterjochen wird. Man glaubt, er sei von St. Helena entflohen und verberge sich irgendwo am Baikalsee, um im geeigneten Augenblick zu erscheinen, „das Reich des Satans zu vernichten und die Herrschaft des Friedens und der Gerechtigkeit aufzurichten". Die sonderbaren Schwärmer beten zu Abbildungen, in denen Napoleon I. mit seinen Marschällen auf den Wolken schwebend, dargestellt ist.

Der wunderliche Heilige, der uns heute beschäftigt, hat vielleicht von dieser kleinen Schwäche der „Weißen Tauben" vernommen. Wir vermuthen dies, weil auch er die Verehrung eines Napoleon im Auge hat, nur ist es nicht der geniale Abenteurer Bonaparte, sondern Louis, der Sohn des im März 1891 verstorbenen „Prinzen Plon-Plon"; auch soll er nicht den Antichrist bekämpfen, sondern selber mit dieser gefürchteten Persönlichkeit identisch sein. Man lese und staune mächtig:

„Das Kommen eines Napoleon, nicht später als 1893.... als ein elfter kleiner König inmitten der zehn Herrscher — das kleine Horn in Daniel VII. 24 und VIII. 8—25 —, welcher zuerst über etwelches kleines Königreich (wie Mazedonien oder Montenegro) herrschen soll, das abgetrennt werden wird von einem der vier Königreiche der Hörner Alexander's des Großen: von Griechenland, Syrien, Türkei oder Egypten. Es wird sein „ein frecher und tückischer König".... Er wird „die Starken sammt dem heiligen Volk verstören". (Dan. VIII. 23—25.) Zwischen 1893 und 1896 wird dieses kleine Horn 3 von den 10 Königen unterwerfen (wahrscheinlich die von Griechenland und der Türkei und entweder Syrien oder Egypten), wie vorhergesagt ist..." Nun folgen lange Bibelstellen als „Beweise" für die großartigen politischen Vorhersagungen unseres Gewährsmannes, der dann aus anderen Bibelstellen folgert, der Eroberer werde „mit einer Anzahl Juden einen Bund schließen auf sieben jüdische Jahre" (beginnend Samstag den 21. April 1894). Zweck dieses „Bundes" sei, „wahrscheinlich um diesen Juden bürgerliche Rechte zu garantiren und religiöse Freiheit, ihre Opfer in Jerusalem zu erneuern". Aber er wird sie theilweise foppen, denn „gegen die Mitte der sieben Jahre wird er, so ist vorausgesagt (!), den Bund brechen, indem er die täglichen Opfer und Speisopfer aufhören machen wird, die von den Juden in ihrem wiedererbauten Tempel eingerichtet sein werden."

Wie so der köstliche Kassandrus darauf kommt, der Antichrist müsse ein Napoleon sein? Der „Beweis" den er liefert, ist sehr interessant und selbstverständlich sonnenklar, wir lassen denselben wörtlich folgen:

„Der Name des Antichrist muß in griechischer Sprache Apollyon sein und in der Form des griechischen Aorists Apoleon (Offenb. IX. 11); seine Zahl muß 666 sein — in anderen Worten: der Zahlenwerth der Buchstaben seines Namens muß sich auf 666 belaufen. (Offenb. XII. 13.) Nun hat bekanntlich jeder Buchstabe der griechischen Widmungsinschrift des Dativs Napoleonti den folgenden Zahlenwerth im griechischen Alphabet:

N	A	P	O	L	E	O	N	T	I	
50	1	80	70	30	5	70	50	300	10	= 666."

Gegenwärtig existiren zwei Napoleons, welche im Stande wären, große militärische Lenker zu werden (!), Prinz Victor .... und Prinz Louis Jérôme, der Oberst eines russischen Regiments im Kaukasus im Norden von Syrien ist und der am 16. Juli 1864 — genau 1260 prophetische Jahre zu 360 Tagen seit dem 16. Juli 622, dem Datum der mohamedanischen Hedschira — geboren wurde. Der Name Louis, im Lateinischen Ludovicus, enthält genau 666, nämlich:

L	U	D	O	V	I	C	U	S	
50	5	500	0	5	1	100	5	0	= 666.

Wie sehr der erleuchtete Geist, dem die Welt diese ebenso wichtigen wie scharfsinnigen Enthüllungen verdankt, der Konjekturalpolitik zugethan sein muß, geht aus Folgendem hervor:

„Der Antichrist wird der Vertreter der Dynastie der Napoleons sein, geheilt von ihrer tödtlichen Wunde, die ihr in den Schlachten von Waterloo und Sedan mit dem Schwerte geschlagen war, so daß der ganze Erdboden sich verwundern wird, angesichts des Reiches der Napoleons, welches gewesen ist und nicht ist, wiewohl es doch ist. (Offenb. XIII. 3—14 u. XVIII. 8.) Er wird die Herrschaft der Napoleoniden über Europa i. J. 1897 erneuern, inzwischen aber König von Syrien sein, und vermuthlich wird er auch der Mahdi der Mohamedaner sein(!!!)"

Hoffentlich bekommt Prinz Louis die Baxter'sche Schrift nicht zu Gesicht; sonst könnte er sich von den energischen Weissagungen vielleicht „prophetisch begeistern" lassen und die ihm zugedachte Anstellung als Antichrist annehmen. Der Posten dürfte nicht uneinträglich werden; freilich ist es dabei betrübend, daß mit demselben eine erkleckliche Portion Grausamkeit verknüpft zu sein scheint. Der Großneffe des ersten Franzosenkaisers wird nämlich über die 10 Könige „1260 Tage lang, vom 14. bis 15. August 1797 bis zum 26. Januar 1901 ... große Trübsal und Verfolgung" verhängen. Auch müssen „Millionen Christen in allen Theilen der Welt enthauptet werden, weil sie sich weigern, ihn oder sein Bildniß zu verehren oder sein Malzeichen (666) auf ihrer Stirn oder rechten Hand zu tragen."

Auch diese Entdeckungen sind sehr freigebig mit Bibelstellen belegt. Noch urkomischer als die biblischen „Beweise" ist die ganzseitige Illustration, die den feschen jungen Napoleoniden mit Säbel und Epauletten auf einem hohen Sockel stehend darstellt, mit verschränkten Armen auf das Heer seiner Anbeter niederblickend, auf deren Stirnen und Händen die unerläßliche Ziffer 666 erscheint. Dieses und die übrigen Bilder, die den Text würdig und ebenbürtig „zieren", sind geeignet, die schönsten Lachkrämpfe hervorzurufen. Da haben wir z. B. „Die neue Karte von Europa i. J. 1893 nach Dan. VII. 24, oder der Zehnkönigsreichs-Staatenbund", ferner die „getreue" Abbildung des „Wiederbeginns der täglichen Opfer im Tempel zu Jerusalem am 8. November 1894" sodann „Das mit der Sonne bekleidete Weib — darstellend die Schaar oder gesammte Körperschaft wahrer Christen — gebärt einen Sohn (die Schaar der 144,000 lebendigen Christen), der am Donnerstag den 5. März 1896 zum Himmel entrückt wird." Ueberaus ergötzlich sind noch die folgenden Illustrationen: „Die Flucht des mit der Sonne bekleideten Weibes*) in die Wüste des Sinai, um während der 1260 Tage verborgen zu sein", „Der Tod auf dem fahlen Pferde und ihm folgend das Grab, die Hölle (vom Januar 1899 bis Mai 1900), mit der Macht, den vierten Theil auf der Erde zu tödten nach Offenb. VI, 6", „Die Plagen der Dämonen, welche Heuschrecken mit Skorpionenschwänzen ähnlich sein werden, sollen während 2 mal 5 Monaten wüthen: vom 11. October 1897 bis zum 17. August

*) Glücklicherweise bildet die Sonne nicht das einzige Kleidungsstück dieser Dame, sie ist vielmehr — trotz der Wärme der Sonne — vom Hals bis zu den Knöcheln in Gewänder gehüllt.

Digitized by Google

1898, und Pferde mit Löwenköpfen werden während der dreizehn Monate vom 23. December 1898 an den dritten Theil der Menschen tödten", „Das vierte Erdbeben am 11. April 1901" — mit anerkennenswerther Naturwahrheit dargestellt, als ob der Zeichner, dessen Name der Welt leider in übermäßiger Bescheidenheit vorenthalten wird, dabei gewesen wäre —, „Die vier Pferde der vier ersten Siegel. Die Siege des Evangeliums 1896, allgemeiner Krieg 1897, allgemeine Hungersnoth 1898, Pestilenz 1899". Sehr rührend sind zwei andere Holzschnitte: „Ein Kind führt einen Löwen, und der Wolf und das Lamm weiden zusammen, und der Leopard mit der Ziege, und die Kuh und der Bär, während des tausendjährigen Reiches, nach Jesajah XI" und „Himmelfahrt von 144,000 lebenden Christen und von solchen, die in Christo gestorben sind und auferstehen werden: 5. März 1896."

Das letztere Datum bedarf, damit Niemand über etwas im Zweifel sei oder Herrn Baxter sträflicher Ungenauigkeit zeihe, begreiflicherweise einer Vervollständigung; diese finden wir im Texte: „Das Entrücktwerden in den Wolken dem Herrn entgegen in der Luft in der ersten Periode des Kommens als der Bräutigam wird sich ereignen am Donnerstag den 5. März 1896 ungefähr um 3 Uhr, die Zeit des Abendopfers zu Jerusalem, was der Zeit um 1 Uhr 33 Minuten in Berlin gleichkommen wird, und 2,40 in Petersburg, 1,45 in Wien" und so geht es mit merkwürdiger Sorgfalt weiter durch alle Hauptstädte; selbst die Newyorker werden sagen können: „So, jetzt wissen wir genau, wann's losgeht, — der aufmerksame Pastor verdient unsern Dank!" Was geschieht jedoch mit den „Millionenvon wirklichen Christen, die nicht an das bevorstehende Kommen Christi geglaubt"? Sehr einfach: „diese Unklugen werden auf der Erde zurückbleiben, ihr Glaube und ihre Frömmigkeit aber werden alsdann erwachen .... Von der Zeit an, so ausgeht der Befehl, daß Jerusalem soll wieder gebaut werden (8. November 1894), bis auf Christum den Fürsten (sein Kommen am 5. März 1896) sind 7 Wachen und 62 Wochen." Will der Leser auch wissen, welches Schicksal den „thörichten Jungfrauen" bestimmt ist, die zwar „wahre, aber wenig wachsame Christen sind"? Nun denn, „sie werden in die Wüste flüchten ... und im April 1901 zum Himmel entrückt werden, ohne zu sterben; sollten sie vorher" (also doch?) „sterben, so werden sie ebenfalls selig werden." Das beruhigt uns und wälzt uns einen Stein vom Herzen!

Recht beängstigend ist dagegen der Umstand, daß, wie es in Offenb. VIII. 5—12 vorherhergesagt wird (?!), „vom August 1896 bis zum September 1897 staunenerregende Naturerscheinungen in Land, Meer, Flüssen und Gestirnen hereinbrechen werden, wenn die vier ersten Posaunen ertönen". Wir wollen aufrichtig wünschen, daß diese nicht ertönen mögen, — dann kann vielleicht noch alles gut werden. Andernfalls müsse es wohl dabei bleiben, daß „im August 1896 außergewöhnliche Donner und Blitze bevorstehen und ein Erdbeben zwischen dem 17. und 30. September. Ein schrecklicher Hagel mit Feuer gemischt, welches „das dritte Theil der Bäume und alles grüne Gras" verbrennt, wird fallen zwischen dem 2. und 20. October. Im Laufe des Februar, März und April 1897 sodann wird ein Drittheil des Meeres sich in Blut wandeln und ein Dritttheil der Schiffe untergehen. Im Laufe des April, Mai, Juni und Juli wird ein Dritttheil des trinkbaren Wassers bitter werden wie Wermuth und den Tod vieler Menschen herbeiführen. Im Laufe des August und September wird ein Dritttheil von Sonne, Mond und Sternen sich verfinstern."

Aber auch vor dem Satan hat Herr Baxter keinen Respect; vielmehr läßt er ihn, den „Fürst, der in der Luft herrscht", unbarmherzig „nebst seinen Engeln am 15. December 1896 aus den atmosphärischen Himmeln, wo er jetzt ist, auf die Erde herabstürzen." Diese grausame Strafe bildet die Folge eines „Krieges im Himmel zwischen Michael und seinen Engeln und Satan mit seinen Engeln"; aber auch die Himmelfahrt jener wohlgezählten „144,000 Christen" trägt zur Verdrängung des Teufels und seiner Schaaren bei, — wieso, wird nicht enthüllt, wahrscheinlich wegen des Raummangels, den der Zuzug so ungeheuer vieler Seelen auf einmal verursachen dürfte. Der Zuzug ist umso größer, als auch die wegen Nichtanbetung Ludwig Napoleons enthaupteten „Millionen Christen aus allen Theilen der Welt", wie wir bereits gesehen haben, „zum Himmel emporsteigen", und zwar werden sie nur „$3^1/_2$ Tage todt bleiben und dann auferstehen", worüber natürlich „die Bewohner der Erde sich freuen" müssen.

Sehr interessant ist auch die Baxter'sche Offenbarung, daß „zwei Zeugen, angethan mit Säcken, vermuthlich Elias und ein anderer Prophet, das Heil durch Jesum verkünden werden. Die Zeugen werden durch das Feuer, welches aus ihrem Munde geht, ihre Widersacher tödten und den Regen aufhalten können während der 1260 Tage der Schreckensherrschaft und Gotteslästerung, und die Erde mit Plagen schlagen ... Die zweite Periode des Kommens Christi — in seinem Zorn als Rächer und Richter — und sein Hinabsteigen zur Schlacht von Harmageddon, um den Antichrist sammt ... zu vernichten und das Millennium zu beginnen, wird stattfinden am 11. April 1901. An diesem Tage wird auch ein so starkes Erdbeben sein, wie solches nicht gewesen ist seit der Zeit, da Menschen sind auf Erden. (Offenb. XVI. 18—20.) Aber drei große Erdbeben werden sich vorher ereignen: 1. zwischen 17. und 30. September 1896 (Offenb. VIII. 5), 2. zwischen 20. und 23. Dezember 1900 (Offenb. VI. 12), 3. am 30. Januar 1901 (Offenb. XI. 3) ... Fast alle Einwohner der Erde werden ausgerottet sein; einige indessen werden überleben, besonders unter Juden und Heiden. Diese werden sich dann zu aufrichtigem Glauben an Christus bekehren, der sein Gerechtigkeitsreich aufrichten wird für 1000 Jahre, während deren Satan mit einer großen Kette gebunden und im Abgrund eingeschlossen sein wird."

Doch genug der Blüthenlese. Der gewiß sehr leichtsinnige Leser kennt nun den Abgrund, an dessen Rand er steht und der sich schon in neun Jahren öffnen wird, um ihn zu verschlingen, wenn er nicht rechtzeitig in sich geht. Und unser Pastor ist um einen guten Rath nicht verlegen; vielmehr läßt er nach Beendigung seiner traurig-lustigen Schreckensdrohungen den Pferdefuß durchblicken und empfiehlt in seiner Milde denen, die „selig werden wollen", recht fromm zu sein, zu glauben und „von Herzen zu beten."

Man weiß aber nicht nur, daß unser Geschlecht bald untergehen wird, sondern auch, wann, und zwar auf das Genaueste: am 11. April 1901. Das Baxter'sche Werkchen weist überhaupt kaum einen erstaunlicheren Zug auf als seine fabelhaft sicheren Datumsbestimmungen. Bei jedem vorhergesagten Ereigniß ist mindestens das Jahr angegeben, fast stets auch der Monat und meist selbst der Tag; nur selten finden wir Schwankungen „zwischen ... und" à la Falb's „kritische Tage", dafür erfahren wir zuweilen sogar die Stunde, in der etwas geschehen wird. Wir glauben nicht, daß jemals irgend ein anderer Prophet mit einem so ausgeprägten Zahlensinn begabt gewesen ist; ein so pedantisches Zifferngewissen muß als ganz unerhört bezeichnet werden.

Diese erheiternde Genauigkeit im Vorausdatiren könnte den Verdacht erwecken, der Herr Pastor sei ein Spaßvogel, der sich über den Messias- und Teufelsglauben, über die Bibel und das Christenthum, über die Politik und die Religion lustig machen wolle. In Wirklichkeit aber ist es ihm mit allem, was er sagt, zweifellos heiliger Ernst. Erstens nennt er seinen Namen ungescheut, was er nicht thäte, wenn er ein Schwindler wäre. Zweitens lesen wir am Schlusse des Traktätleins: „Jeder hat das Recht, irgendwo und in irgendwelchem Lande diese Broschüre abzudrucken und zu veröffentlichen; das Druckrecht ist frei." Drittens gibt er ja, wie das Titelblatt lehrt, ein eigenes christliches Blatt heraus, das sicherlich in demselben „Geist" geschrieben wird, wie das uns beschäftigende Büchlein. Der Mann ist also ein zelotischer Eiferer, ein übergeschnappter Bibelausleger. Gut, das kann man ihm nicht verwehren; aber das dürfen wir verlangen, daß er und Seinesgleichen an der Veröffentlichung solcher Schriften verhindert werden. In Ländern, deren Gesetze die Ministerbeleidigung verpönen, sollten

Digitized by Google

auch derartige Attentate auf den gesunden Menschenverstand unterdrückt werden. Alles muß seine Grenzen haben, auch die Freiheit — der Verdummungsbestrebungen.

Alphonse Daudet's letzter Roman.

Von Paul Remer.

Im letzten Pariser Salon hatte Carrière ein Portrait Daudet's ausgestellt. Ein eigenartig ergreifendes Bild: von bleichen Lichtreflexen umspielt, lächelte dem Beschauer müde und gezwungen ein aschfahles Antlitz entgegen. Daudet sollte krank sein; man munkelte davon in der Gesellschaft und stellte es als Thatsache hin in der Presse. Er hatte das Leben allzu sehr genossen; der überschäumende Becher sollte leer geworden sein bis auf eine schale Neige. Und in der That, Carrière gab das Bild eines kranken, müden Mannes, der keine andere Genesung mehr erwartet als die des Sterbens.

Daudet war nicht allein auf dem Bilde dargestellt. Ihm im Arme lehnte sein Töchterchen, ein Kind von vielleicht zwölf Jahren. Der Maler hatte diesem das gleiche aschfahle Aussehen gegeben wie dem Vater; das war unnatürlich und störend auf dem Bilde. Gewiß hatte der Künstler so die Einheit der Stimmung wahren wollen; aber er vergaß, daß der Contrast nur den Eindruck verstärkt hätte, daß die Stimmung lebensmüder Blasirtheit greller hervorgetreten wäre, wenn er dem blassen Daudet ein frisches, blühendes Wesen in die Arme gelegt hätte. Ja, bei einer größeren Vertiefung des Widerspruchs hätte der Funke des Humors aufleuchten können aus dem Zusammenprall der Gegensätze.

Daudet's neuer Roman „Rose et Ninette" (Paris, Librairie Flammarion)*) liest sich im Großen und Ganzen wie der erläuternde Text zu diesem Bilde. Doch hat der Dichter den am Maler gerügten Fehler vermieden. Régis de Fagan, der männliche Hauptcharakter des Romans, deckt sich mit dem Daudet auf dem Bilde Carrière's. Er ist körperlich und seelisch krank bis in's Mark. Blasirtheit und Willensschwäche bilden die causa movens für all sein Thun und Lassen, vornehmlich sein Lassen. Seine zwei Töchter dagegen, die Titelträgerinnen Rose und Ninette, sind frisch, gesund, voll Leben und Lebenslust. Und mit der Gegenüberstellung dieser Contraste, des aufknospenden und des absterbenden Lebens, hat der Dichter die schönsten und wirkungsvollsten Scenen seines Romans geschaffen.

Régis de Fagan ist von seiner Frau geschieden, die Töchter leben bei der Mutter, und nur zweimal im Monat besuchen sie ihren Vater. Das Gesetz schreibt es so vor, und Madame Lavaut, wie Frau von Fagan sich nach ihrer Scheidung nennt, hält sich strenge an's Gesetz. Der Roman beginnt mit der Schilderung eines dieser seltenen Besuche. Das Kapitel ist als Exposition geradezu meisterhaft und verräth den Schriftsteller, der mit den Geheimnissen der dramatischen Technik vertraut ist. Schon nach wenigen Seiten stehen wir mitten in der Handlung, mitten im Kampf der Gegensätze, der den Roman füllen wird. Einerseits der arme schiffbrüchige Vater, der in sich nicht mehr den festen Ankergrund für die Hoffnung findet, der sich daher an seine Töchter klammert als an seine letzte Rettung. Andererseits Rose und Ninette selbst, zwei fesche lebenslustige Pariserinnen, die das ernste Wesen ihres Vaters nicht verstehen. Sie haben ihn wohl lieb in ihrer Weise, aber sie fühlen sich doch wohler daheim bei ihrer Mutter, wo es Bälle und Gesellschaften gibt. Und wenn sie zärtlich sind zu ihrem „petit père", so spricht dabei auch die Klugheit mit; sie wollen ihm Geld abschmeicheln für neue Toiletten. Dem Trostverlangen des Alters steht der naive Egoismus jugendlicher Lebensfreude gegenüber.

An der Verschärfung und Zuspitzung dieser natürlichen Gegensätze arbeitet nun Madame Lavaut nach bestem Vermögen und mit Aufbietung all der Bosheit, die der Dichter ihr unvorsichtiger Weise zur Verfügung gestellt. Sie haßt ihren Ex-Gatten, sie kann es ihm nicht verzeihen, daß er in ihr einen Mißgriff gethan, und sie weiß, sie wird ihn nicht tödtlicher treffen, als indem sie ihm die Kinder entfremdet. Mit Ninette hat sie leichtes Spiel; die ist Geist von ihrem Geist. Aber in Rose wurzelt ein tieferes Gefühl für den Vater, und auch er hängt vor allem an ihr. An sie schreibt er anläßlich ihrer Verlobung jenen rührenden Brief, in dem er ihr seine Vereinsamung schildert und sie bittet, ihm ein Heim zu gewähren in ihrem künftigen Heim. Doch Madame Lavaut ist eine vorzügliche Giftmischerin und weiß auch hier den Trank zu brauen, der die Liebe tödtet.

Régis de Fagan hat zur Nachbarin eine Frau Hulin. Sie lebt gleichfalls von ihrem Manne getrennt; zur Ehescheidung ist es nicht gekommen, da ihr frommkatholischer Glaube sich dagegen aufgelehnt hat. Sie ist in Allem das gerade Gegentheil von Madame Lavaut; malt der Dichter sie ganz schwarz in schwarz, so ist bei jener alles Licht und Güte. Haß und Liebe sind gefärbte Gläser, durch die ein Künstler seine Gestalten nicht betrachten darf. Régis verkehrt oft und viel bei seiner Hausgenossin; sie ist neben seinen Töchtern das einzige menschliche Wesen, das ihm Halt und Trost gewährt. Madame Lavaut aber weiß diesen reinen Verkehr zu ihren Zwecken zu benutzen. Sie bringt es ihren Töchtern bei, daß der Vater ein Liebesverhältniß mit der Frau unterhalte; einige Zufälligkeiten kommen ihr zu Hülfe und geben scheinbare Beweise für die Verleumdung. Das Gift wirkt, zumal bei Rose; das Bild des Vaters ist in ihren Augen beschmutzt. Zugleich wird ein aus Eifersucht und Haß gemischter Widerwille in ihr großgezogen gegen eine Frau, die schuldlos ist wie die Unschuld selbst, und für die im Herzen ihres Vaters ein Gefühl zu reifen beginnt, das dem der Liebe nahekommt. Aus diesem Conflict wächst die Schlußkatastrophe heraus.

Régis de Fagan ist krank geworden. Die Aufregung über einen neuen Streich von seiner Frau (sie hat eine Notiz in die Presse geschmuggelt, nach der er wahnsinnig geworden sein sollte!) hat ihn auf das Fieberbett geworfen. Die Töchter weilen mit ihrer Mutter, die sich wieder verheirathet hat und Madame la Poßnolle heißt, in Corsika. Briefe und Depeschen, die die Töchter an das Krankenlager des Vaters rufen, fruchten zu nichts; Rose steckt in Vorbereitungen für ihre Heirath und Ninette begleitet ihren Stiefvater, den Präfekten von Corsica, auf einer Huldigungsreise. Frau Hulin ist die einzige Pflegerin in seiner Krankheit. Erst da die drohenden Schatten des Todes gewichen sind und der Kranke zu genesen beginnt, sind die Töchter nach Paris zurückgekehrt und suchen ihren „petit père" auf. Lächelnd, sorglos, als sei nichts geschehen, als laste keine Schuld ihrem Vater gegenüber auf ihrem Gewissen, betreten sie das Krankenzimmer, und beim Anblick ihrer genußfrohen Jugend ist aller Groll aus dem Herzen Régis' geschwunden. Er richtet sich auf im Bett und streckt die Arme nach ihnen aus. Da erblickt Rose Frau Hulin, die zu Häupten des Bettes sitzt. Sie hemmt ihren Schritt. — „Vater!" ruft sie. „Erst wenn die da fort ist —!" Ein schmerzvoller Aufschrei des Kranken; doch Rose beharrt. Frau Hulin will sich zurückziehen; ein gebieterisches Nein hält sie zurück. Und nun bricht's hervor aus dem gequälten Vaterherzen, all der Schmerz, all die Verzweiflung, und mit dem Fluche ihres „petit père" verlassen Rose und Ninette das Krankenzimmer . . .

Dem Dichter schwebte bei Abfassung dieses Romans offenbar so etwas wie eine sittlich-soziale Idee vor. Er wollte zeigen, daß eine Ehe, in der Kinder vorhanden, eigentlich unlösbar sei. „Ach die Ehescheidung!" ruft Régis am Schlusse des Romans aus. „Diese Lösung des Knotens, in der ich einst die Freiheit begrüßte — aber, wenn man Kinder hat, ist

*) Gleichzeitig ist eine treffliche Uebersetzung in Joseph Kürschner's Halbmonatschrift „Aus fremden Zungen" (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) erschienen, einer sehr empfehlenswerthen Zeitschrift, die in wahrhaft modernem und künstlerischem Geiste geleitet wird und weit über den engen Familienblätter-Horizont hinaus reicht. Die Buchausgabe: „Rosa und Ninette" ist gleichfalls soeben von der Deutschen Verlags-Anstalt in geschmackvoller Ausstattung herausgegeben worden.

Digitized by Google

das nicht die Freiheit!" Daudet mag Recht haben mit seiner Weisheit; aber er hat nicht vermocht, sie in eine beweiskräftige Handlung zu kleiden. Das geschilderte Unglück entwickelt sich nicht natürlich aus den natürlichen Verhältnissen heraus; die hauptsächliche Quelle allen Uebels ist die Bosheit der Madame Lavaut. An diesem Charakter krankt der Roman; er stellt alles Geschehen auf den unsicheren Boden des Zufalls. Madame Lavaut erinnert bedenklich an die verflossenen Bösewichter der alten Schule.

Weit mehr unsere Beachtung und Würdigung verdient der Charakter Régis de Fagan's. Das ist eine Schöpfung, wie sie Daudet in den guten Tagen sieggewisser Schaffenskraft nicht besser gegeben hat. Er hat hier ein Vorbild gehabt, das sich noch immer in seinem Dichten bewährt hatte: — sich selbst! Gleichwie er einst im „kleinen Dingsda" den Knaben schilderte, der nach Paris kommt, keinen Sou in der Tasche, aber den Kopf voller Pläne und das Herz voller Ideale, und der in jugendlichem Zukunftglauben wähnt, mit dieser so wenig gangbaren Münze sich ganz Paris kaufen zu können, — so schildert er hier den alternden Mann, der zum größten Theil verwirklicht hat, was der Knabe gehofft und gewollt, der dennoch keine Befriedigung gefunden und sich arm und einsam fühlt trotz all' seines Ruhms. Seligkeit des Wunsches war der Kern vom Glück des kleinen Jacques; Schalheit des Besitzes ist die Erkenntniß, aus der Régis' Unglück entspringt.

„Ich bin fünfundvierzig Jahre alt," schreibt Fagan in dem erwähnten Briefe an seine Tochter Rose, „ich habe das Alter erreicht, wo physisch der Mensch beginnt, sein Kapital an Leben und Gesundheit anzugreifen. Die Kräfte werden nicht mehr erneut, jeder Kummer gräbt eine Furche, mit jeder Gemüthsbewegung bröckelt ein Stück ab von der Lebenskraft. Das ist traurig, mein Liebling; aber die bessere Hälfte meines Daseins hab' ich gelebt, und meine schönsten Erfolge liegen in der Vergangenheit. Was jetzt kommt, ist nur noch der langsame Verfall von Körper und Geist, und hinter mir höre ich schon die hastigen Verfolgerschritte der nachdrängenden Jugend. O, wie schnell wird man heutzutage zum alten Eisen geworfen!"

Das ist der Daudet vom Bilde Carrière's, ein wegmüder Lebenswanderer, der zur Nacht die Herberge herbeisehnt. Und er hört recht, die Jugend ist ihm auf den Fersen und eilt, ihn zu überrennen. Denn die Jugend denkt wie Rose und Ninette, sie hat den Egoismus der Kraft und schreitet hinweg über das Alte und Schwache. „Rose et Ninette" ist Daudet's letzter Roman; wir glauben nicht, daß er nach ihm noch etwas von Bedeutung geben wird. Es gibt eine Höhe im Leben wie in der Kunst, von der aus für den Einzelnen kein Aufstieg mehr möglich ist!

Marion Crawford.

Von August Weiß.

Marion Crawford ist einer jener naiven Erzähler, welche einen unwiderstehlichen Trieb in sich haben, zu schauen, was in der Welt vorgeht, und das Geschaute mit lebhaftem Eifer wieder zu erzählen, ohne die Empfindungen des eigenen Ich viel hinein zu mengen. Unberührt von der gegenwärtig nach Ausdruck ringenden fin-de-siècle Stimmung wäre er von der Krankheit jedes Zeitalters freigeblieben; immer hätte er sich in aller Herren Ländern umgethan und mit gleicher Fruchtbarkeit geschildert, was er dort geschaut. Seiner Natur widerstrebt es offenbar, die Schäden eines mehr oder minder engen Kreises von Menschen und von deren noch engeren Anschauungen mit möglichst vergrößernder Lupe zu durchforschen, sein gesunder Sinn zerfasert nicht die Motive seiner Helden, bis er eine egoistische Triebfeder derselben entdeckt hat, sondern er dringt nicht weiter in ihr Inneres als bis zu jenen Beweggründen, welche für ihre Handlungen wahrhaft entscheidend sind. Daß er da in der Weise des alten Romans manchmal zu wenig zu geben scheint, läßt sich nicht in Abrede stellen und Marion Crawford wird dies gewiß selbst nicht thun wollen, da er in seinen Werken deutlich genug zeigt, worin er die Stärke seiner Begabung sucht und worin sie auch wirklich besteht.

William Sharp sagt in einer Besprechung von Crawford's The Witch of Prague: „Kein lebender englischer Schriftsteller kann sich mit Marion Crawford in Bezug auf Reichthum und Mannigfaltigkeit des Stoffes messen; das ist freilich nicht Alles und vom Standpunkt der Kunst nicht einmal die Hauptsache, allein er erzählt immer in einem höchst anmuthenden Ton, der selten genug ist, um willkommen zu sein und uns einen Genuß zu bereiten." Das Lob, das in dieser freudigen Anerkennung liegt, ist keineswegs übertrieben. Der Erstlingsroman Crawford's „Mr. Isaacs" spielt in Indien, „Dr. Claudius" in Deutschland, „A Roman Singer" in Italien, „An American Politician" in Boston, „Paul Patoff" in Constantinopel, „Marzio's Cruzifix" und „Sant' Ilario" in Italien, „Greiffenstein" in Deutschland, „Khaled" in Arabien und endlich „The Witch of Prague" in dem „goldenen Prag". Das sind Kreuz- und Querzüge, zu welchen nur ein wirklich Auserwählter seine Muse zwingen darf, insbesondere, wenn man bedenkt, in welch' kurzer Zeit sie dieselben mit Crawford zurückgelegt hat. Zwischen dem ersten Roman in unserer Reihe „Mr. Isaacs" und dem letzten „der Hexe von Prag" sind kaum neun Jahre verflossen, und dennoch merkt man kaum eine Ermüdung oder Verwirrung in all' dem Wechsel von Scenen und Bildern, die der Dichter vor unser geistiges Auge hinzaubert, und wenn wir uns irgendwo in dieser Hinsicht unbefriedigt fühlen, so finden wir daselbst noch andere, viel ärgere Mißgriffe, die wohl in der Art seines Talentes, nicht aber in einem Versagen desselben ihren Ursprung haben.

Marion Crawford's Leben bietet die einzige und beste Erklärung für seine so eigenartige literarische Thätigkeit. Sein Vater ist ein amerikanischer Bildhauer und als solcher fast gänzlich italianisirt und seine Mutter ist eine Schwester Julia Ward Howes, die man als amerikanische Elisabeth Barrett Browning gefeiert hat. Es rollt also in Crawford's Adern richtiges Künstlerblut. Nach Absolvirung seiner Studien am Trinity College in Cambridge brachte er mehrere Jahre in Karlsruhe, Heidelberg und Rom zu; dann hat er sich längere Zeit in Indien aufgehalten und dort eine Zeitung herausgegeben. Es wird von ihm erzählt, daß er der deutschen, französischen und italienischen Sprache vollkommen mächtig sei, und daß er sich auch in der russischen und türkischen Sprache zu verständigen vermöge, ferner soll er lateinisch, griechisch, Sanskrit, persisch und arabisch lesen können. Diese ungewöhnlich reiche Sprachenkenntniß erscheint selbstverständlich als unerläßliche Vorbedingung für die gute Kenntniß von Land und Leuten, welche sich Crawford allüberall erworben hat. Als er von dem Mysticismus des Orientes erfüllt nach Newyork kam, sagte sein sowohl durch seinen Reichthum an Dollars, als durch einen prächtigen, urwüchsigen Humor dort gar wohlbekannter Onkel Sam Ward zu ihm: „Warum verarbeitest du das nicht zu einem Roman?" Diese Anregung des Oheims, der klug genug war einzusehen, daß sein Neffe kaum zu etwas Anderem als zum Romanschreiben tauge, verdankt Crawford's Erstlingsroman „Mr. Isaacs" seine Entstehung, und von dessen Erscheinen im Jahre 1882 an datirt Marion Crawford's Ruhm als Romanschriftsteller.

„Mr. Isaacs. Eine Erzählung aus dem heutigen Indien" ist vor Kurzem durch eine ansprechende Uebersetzung von Therese Höpfner*) auch einem größeren deutschen Publikum zugänglich geworden. Da mag es denn die Vorzüge und Schwächen von Crawford's dichterischem Schaffen am deutlichsten kennen lernen. Hier tritt uns seine naive Erzählungskunst am ungeschminktesten entgegen, hier offenbart sich uns sein frischer, liebenswürdiger Humor, seine reiche wenngleich nicht allzu tiefe Beobachtungsgabe, sein lebhaftes Schilderungstalent am ungezwungensten. Es kann gewiß kein bloßer Zufall

*) Berlin, Georg Reimer.

Digitized by Google

sein, daß Mr. Griggs, den Crawford als den Erzähler der Schicksale des Mr. Isaac einführt, ein Zeitungsmann und gleichfalls so vieler Sprachen kundig ist. Wenn sich jemals einem Schriftsteller die an sich unbequeme Ichform der Erzählung aufgedrängt hat, so muß dies hier von Crawford gelten. Er wollte zeigen, daß er die Dinge beim rechten Namen zu nennen vermöge, und daß er Mann genug sei, um die edlen Regungen einer starken Seele, die auf ihn einen so tiefen Eindruck gemacht hatten, in ihrer ganzen herrlichen Fülle zu erfassen, und darum griff er selbst zum Wort, um uns die Erlebnisse eines interessanten Menschen zu schildern, wie er sich ihm selbst offenbarte und wie er ihn erkannt hatte. „Mr. Isaacs" gibt sich uns wie das Probemeisterstück eines Jüngers, der erst Meister werden will, nicht als das Werk eines reifen Künstlers, und es ist denn auch dieser Erstlingsroman nur als eine höchst anmuthende Lectüre zu begrüßen. Ihn als Kunstwerk zu verurtheilen wäre freilich leicht genug. Zwei Handlungen erscheinen mit einander gar lose verbunden und beide zusammen sind nicht so reich, um einen richtigen Romanstoff zu liefern. Der Tod Miß Westonhaugh's, welcher den Schluß des Romans und das Ende der Liebesgeschichte des Mr. Isaacs bildet, mag im wirklichen Leben gewiß unbeschreiblich erschütternd gewirkt haben; in dem Buche kommt er viel zu unerwartet, ja er erscheint geradezu als eine plumpe Lösung. Wir glauben aber doch nicht, daß diese an sich so schweren Mißgriffe irgend einem Leser den Genuß des Romans verleiden werden.

Mit besonderer Vorliebe wählt Crawford Italien, wo er am 2. August 1854 das Licht der Welt erblickt hat, zum Schauplatz seiner Romane. „Saracinesca" und „Sant' Ilario" sollen durch einen dritten Roman zu einer Trilogie ergänzt werden, in welcher uns der Dichter das Leben des römischen Adels, in der Zeit des Falles der weltlichen Macht des Papstes vorführt. In diesen beiden Werken macht sich ein gewisses Absprechen über andere Schilderer italienischen Volkslebens einigermaßen unangenehm bemerkbar. Uebrigens durfte ihm das in einem Roman nicht einmal Hauptsache sein und in „Sant' Ilario" ist es ihm auch wirklich weniger Hauptsache als in „Saracinesca." Dies kommt denn auch dem Roman „Sant' Ilario" sehr zu statten, indem derselbe in Folge dessen besser componirt und auch interessanter ist. Volleres Lob verdient „Marzio's Crucifix," welche Novelle gleichfalls in einer deutschen Uebersetzung von Therese Höpfner*) erschienen ist. Crawford ist es hier gelungen, einen psychologischen Proceß derart in Handlung aufzulösen, daß wir nicht ein lehrhaftes Seelengemälde vor uns haben, sondern Zeugen einer sehr bewegten Handlung werden. Der Inhalt von „Marzio's Crucifix" läßt sich folgendermaßen kurz wiedergeben: Marzio war einer jener Meister in der Kunst Benvenuto Cellini's, welche die Erfindungsgabe des Künstlers mit der ausführenden Geschicklichkeit des Handwerkers verbinden. Dieser Mensch, halb Genie, halb wildes Thier, vermag die geistige Ueberlegenheit seines Bruders Paolo nicht zu ertragen. Paolo ist ihm ein Dorn im Auge, weil er sogar seine eigene Familie, Frau und Tochter beherrscht, er, der Priester, der ihm, dem ausgemachten Freigeist, schon um seines Kleides willen verhaßt ist. Diese feindselige Gesinnung gegen den Bruder artet bis zu den grimmigsten Mordgedanken aus. Die Art, wie nun Marzio von dem Fieberwahne seines Hasses geheilt wird, ist mit bewunderungswürdiger Kühnheit durchgeführt. Die Darstellung ist vom Anfang bis zum Ende von der Gluthhitze des italienischen Temperamentes erfüllt und auch alle Nebenfiguren zeigen wie Marzio selbst echt italienischen Nationalcharakter. Daß dem Dichter hier auch die Localfärbung in besonderem Maße gelungen ist, brauchen wir nicht erst zu sagen.

Hohes Lob ist Crawford's vorletztem Roman: Khaled, a Tale of Arabia nachgesagt worden. Insbesondere wird auch an diesem Werke die ungemein lebhafte Localfarbe gerühmt und ein Kritiker versteigt sich sogar zu dem Ausspruche, daß der Dichter in diesem Werke „die Gelehrsamkeit und Frömmigkeit eines Ulema mit der Anmuth Sheherezadens in sich zu vereinigen" scheine, wie denn dieser Roman in jeder Beziehung Crawford's Erzählungskunst in ihrem glänzenden Lichte zeige. Ein gleiches Lob läßt sich leider von des Dichters letzter Arbeit „Die Hexe von Prag" nicht sagen, welche gleichwie fast alle Vorgänger in Macmillan's trefflicher Zeitschrift: „The English Illustrated Magazine" erschienen ist. Crawford will uns diesmal in die Geheimnisse des Hypnotismus einweihen und in einer Fußnote behauptet er, „daß die wichtigsten Situationen des Romans Fällen entnommen sind, welche in den letzten Jahren von der medizinischen Wissenschaft beobachtet wurden." Das macht sie nicht im mindesten interessanter und den Roman ebensowenig unterhaltender. Ungerecht wäre es, wenn wir Crawford nicht einräumen wollten, daß die „Hexe von Prag" an geistvollen Dialogen und anmuthenden philosophischen Betrachtungen sehr reich ist und daß uns solche Stellen für manches Ungemach, das wir bei der Lectüre des Buches erfahren, zu entschädigen vermögen. Der Hypnotismus ist ihm so sehr Hauptsache, daß er sich auch mit der Localfärbung nicht sonderliche Mühe genommen hat: wir haben keinen Prager Roman vor uns, sondern der Name der Stadt Prag dient nur zum Aushängschild. Denselben Tadel verdient auch „A Cigarrette-Maker's Romance", dessen Handlung in München spielt, allein ebenso gut in Buxtehude oder einem andern viel weniger genannten Orte der Welt vor sich gehen könnte, da es sich hier nicht um die Leiden und Freuden der Isar-Athener handelt, sondern um die Wahnvorstellungen eines verrückten russischen Grafensohnes, dessen trauriges Schicksal in dem Kreise einer kleinen russischen Colonie, die sich um den Cigarettenhändler Fischelowitz geschaart hat, zu günstiger Wandlung gelangt. Die Deutschen haben natürlich in dieser Gesellschaft gar keinen Platz und werden nur durch einige Polizeimänner und eine einen „Wiener Gigerl" darstellende Puppe repräsentirt, von welcher Gestalt der Dichter behauptet, „daß sie so sehr den Stempel der Unverschämtheit und Frechheit trage, daß dem jungen Manne in den meisten westamerikanischen Dörfern, die etwas auf sich halten, die Gefahr drohen würde, einfach über den Haufen geschossen zu werden."

Wir haben diesen Münchener Roman angeführt, um an ihm wie an der „Hexe von Prag" zu zeigen, welche Gefahr einem Talente gleich dem Crawford's droht, und daß er derselben nicht überall entgangen ist. Die Sucht, seinen Lesern immer neue Ueberraschungen zu bereiten, muß ihn auf solche Abwege bringen. Freilich macht sich sein starkes Erzählertalent auch in diesen seinen schwächeren Arbeiten geltend und dieses wird ihn auch immer, wenn er sich noch so weit verirrt hat, auf den richtigen Pfad wieder zurückführen. Immerhin hat dies bereits den Nachtheil, daß seine Leser unter seinen Werken eine Auswahl treffen müssen.

*) Berlin, Georg Reimer.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Durch die Wand.

Humoreske von Emil Roland.

(Schluß.)

Tito Casanos Vortrag über moderne Literatur war ein sehr geschickter Mischmasch, der auf besondere Tiefe zwar keinen Anspruch machen konnte, aber dafür frisch und anmuthig von des Redners Lippen klang. Leicht an der Oberfläche hingaukelnd, bot seine Abhandlung einen Ueberblick der modernen Erscheinungen, hielt sich wie üblich lange bei den scandinavischen Dichtern auf, gab Herrn von Wildenbruch die gebräuchlichen Klapse und erkannte gerechterweise C. F. Meyer die Palme der modernen Dichtung zu. Hier und da flocht er geschickt einen leichten Scherz ein, wobei jedesmal ein gewinnend lustiger Ausdruck über seine

Digitized by Google

Züge glitt. Sein Auge schweifte bei diesen Gelegenheiten stets von dem Concept über die Menge, suchte sich einen „Knopf" unter den jüngsten Zuhörerinnen und eroberte in aller Schleunigkeit ein Herz, eine Beschäftigung, die ihm im Grunde viel lieber war als Schönrednerei und Gelehrtenschwindel. Im Ganzen dachte er sehr lax über sein jeweiliges Auditorium, vielleicht deshalb, weil es so kritiklos gläubig hinnahm, was er mit arroganter Unfehlbarkeit ihm auftischte, ja, wenn er schloß und lebhafter Beifall seiner Rede oder vielleicht mehr seinem Adoniskopf oder dem Chic seines Fracks gezollt wurde, lachte er in sich hinein und dachte wohl: „So! da hättet Ihr für Eure Mark Humbug genug gehabt!"

An dem Abende als er in Ulm sein diesjähriges Schema zum neunten Mal abarbeitete, hatte er zu diesem stillen Gedanken gar keine Zeit, denn kaum war der letzte Schlußwitz seinen Lippen entflohen, als ein braun und gelb carrirter Gegenstand aus dem Hörerkreis heraus auf ihn zustürzte und ihm mit fast schmerzhafter Energie die Hände schüttelte.

„Dank! tausend Dank!" ächzte dabei ein salbungsvolles Organ — „endlich also ist es mir vergönnt, dem großen Autor von »Entweder oder« in das Auge zu schauen!"

Tito war derartige unzurechnungsfähige Ausfälle gewohnt und fertigte den Enthusiasten mit dem kühlen Lächeln berühmter Männer ab, als ihm plötzlich ein bekannter Name an das Ohr schlug.

Der Ulmer Gigerl stellte sich nämlich vor: „Willibald Promgauer."

Tito durchfuhr eine Erinnerung — nicht etwa an seinen Roman; er hatte dies schnelle Product einiger fleißigen Abende bereits ziemlich vergessen; aber an Salzburg — Oesterreichischer Hof — Nebenzimmer —

„Ah!" rief er und von plötzlicher Lust erfaßt, zu erfahren, ob hier ein Zufall oder die Wirklichkeit ihr Spiel trieb, fragte er schnell: „Sehr verbunden, Herr Promgauer; haben Sie vielleicht eine Cousine, die mit einem Marine-Offizier verlobt ist?"

„Allerdings!" entgegnete mit melancholischem Anflug der Gigerl, „aber woher wissen Sie?"

Die Bejahung der Frage hatte Tito auf einen Holzweg gezerrt, einen Moment besann er sich; dann blieb ihm nicht viel anderes übrig als zu behaupten, daß jener Marinier ein Freund von ihm und er daher über die Promgauer'sche Familie ziemlich orientirt sei.

„Ist Ihre Cousine vielleicht hier?" fragte er, neugierig, der bekannten Unbekannten doch endlich in das gewiß recht ergötzende Gesicht zu sehen.

„Nein, sonst geht sie immer in Vorträge", entschuldigte Willibald, „aber diesmal — sie sagte, für moderne Literatur habe sie nicht das geringste Interesse, und dann, die letzten Nachrichten ihres Verlobten lauteten nicht sehr günstig — er hat am Cap der guten Hoffnung einen füchterlichen Sturm mitgemacht."

Tito lächelte. Wie sonderbar ihm das alles vorkam! Mit einem Mal stand er mitten in lebenden Verhältnissen, die er bisher für eine Art Phantasie gehalten, für die Traumideen eines müden, abgehetzten Alpenwanderers! Das kleine Nest also mit den ramponirten Alterthümern — war Ulm! natürlich! der Dom, der große Strom, von dem sie gesprochen! und der hellbraune Gigerl vor ihm war jener Willibald, den sie für ihre Zukunft hielt, den zu heirathen für sie eine Abmachung ohne jede Pointe war!

„Schade!" sagte er. „Ich hätte Fräulein Lisa sehr gern kennen lernen; mein Freund hat mir natürlich endlos viel von ihr erzählt."

„Das wäre ja aber sehr einfach!" triumphirte Willibald. „Wenn Sie bei uns den Thee trinken wollten — meine Eltern würden glücklich sein."

Tito sagte zu. Von der anderen Seite preßten ihn zwar ein paar Lehrer, Zeitungsredacteure und kneiplustige Junggesellen zu einem Faß Bier im „rothen Ochsen". Tito wehrte höflich ab; zumal den Redacteuren, mit denen er es, seinem Ruf zuliebe, nie gern verdarb, preßte er freundschaftlichst die Hand, verabredete sich mit ihnen für den nächsten Mittag und wanderte dann mit Willibald durch die abendlich todten Straßen dem Promgauer'schen Patrizierhause zu.

Der Weg war kurz, aber doch lang genug, wenn man ihn mit Willibald ging. —

Die alten Promgauers machten gerade ein Spielchen zusammen und Lisa bereitete arglos den Thee. Sie war den ganzen Tag im Haus geblieben aus Angst vor Tito Casano, den sie für einen Gedankenleser, für einen Hypnotiseur hielt, weil sie keine andere Erklärung wußte. Nebenbei grollte sie ihm aus tiefster Seele wegen möglicher Dinge, die da kommen konnten. Plötzlich ging die Thür auf. Sie pflegte sich nie nach Willibald umzuschauen, wenn dieser eintrat, ja, sie vermied oft ganze Abende lang, ihrer tristen Zukunft in das Gesicht zu sehen. Da vernahm sie neben seinem schlürfenden einen leichten, elastischen Schritt auf der geweißten Diele, sah, wie Vater Promgauer emporfuhr, wie die Tante die Brille aufwärts schob, drehte sich erstaunt um — und stand vor einem fremdäugigen Fant, der einen hochpatenten Frack und eine Marschall-Niel im Knopfloch trug.

„Tito Casano!" sagte Willibald und erläuterte als Impresario die Erscheinung des späten Gastes. „Er ist ein guter Freund Deines Bräutigams!" schloß er.

„Allerdings!" wandte sich Tito an Lisa und über sein leichtgebräuntes Gesicht flammte es wie ein großer Uebermuth und eine mühsam in Schranken gehaltene Lachlust.

Frau Promgauer war selig über das Zusammentreffen. Der Hausherr hatte noch nie einen erfolgreichen Lustspieldichter so in der Nähe gesehen, Willibald sonn e sich im Gefühl, ihn herbeigeschafft zu haben und Lisa sah schaudernd, wie der unheimliche Fremde sich als Gast an den Theetisch setzte, ihr verbindlich und galant die Tassen aus der Hand nahm und mit seiner jugendlichen Liebenswürdigkeit ihre drei Anverwandten sämmtlich zu bezaubern anfing.

„Aber wo haben Sie denn Lisa's Bräutigam kennen gelernt?" fragte Frau Promgauer. „Sie sind sehr mit ihm befreundet, nicht wahr?"

„Allerdings! ich war fast meine ganze Kindheit durch unzertrennlicher Papagei mit ihm. Ich stamme aus derselben Stadt wie er, aus" — er stockte absichtlich, lag es doch nicht in seiner Absicht, Lisa vor allen Promgauers zu entlarven.

„Aus Augsburg also" — hauchte diese.

„Moritz und ich"

„Aber er heißt ja Ferdinand!"

„Natürlich — wie ich mich nur so versprechen kann! — also Ferdinand und ich besuchten dieselbe Schule; ach! er war von jeher ein so hübscher, lustiger Junge!"

Willibald seufzte.

„Ich sagte damals schon oft zu ihm: »Paß auf Ferdinand! Du kommst noch einmal zu einem ganz eigenartigen Heirathsroman;« und wirklich! etwas Aparteres als Fräulein Lisa hätte er ja auch in Ulm, um Ulm und um Ulm herum gar nicht finden können!"

Dabei verneigte er sich gegen seine schöne Nachbarin, die ihn aus ihren angstvollen Augen scheu und erschrocken ansah.

„Dann trafen wir uns noch einmal vor seiner Abreise, kurz nach seiner Verlobung. Natürlich war er sehr ungehalten über das weitschweifige Commando, aber hübsch sah er aus mit seinem kecken Schnurrbart!"

„Vollbart!" corrigirte Tante Promgauer.

„Bitte, Schnurrbart! Er hatte ihn sich eben vor seiner Abreise abschneiden lassen. Schrieb er das nicht, Fräulein Lisa?"

„Doch — ich vergaß es nur zu erzählen —"

Tito konnte sein Lachen kaum verbeißen. Es amüsirte ihn so sehr, mit gänzlicher Machtvollkommenheit über die Bartverhältnisse eines nicht vorhandenen Wesens zu gebieten, eines Wesens, das in den Ideen seiner Umgebung als gefestigte Existenz dastand.

„Haben Sie vielleicht ein Bild von ihm?"

„Allerdings!" sagte Willibald, „soll ich es holen?" Er sprang auf, warf dabei, wie fast immer, einen Stuhl hin, trat seiner Mutter einen Volant ab und benahm sich möglichst tapsig.

„Es steht nebenan," bemerkte Lisa.

„Könnten wir es nicht dort besehen?" fragte Tito leise. „Wenn die Prälminarien, es zu holen, bereits so umständlich sind, wäre das ja das einfachste —"

Lisa schritt ihm voran, nahm in dem kleinen Boudoir ein elegantes Cabinetbild vom Schreibtisch und zeigte es ihm resignirt.

Digitized by Google

„Das ist ja der Ferdinand; wie er leibt und lebt!“ rief Tito — „ah! und da hat er den Vollbart ja noch! Wissen Sie, daß ich ihn beneide, Fräulein Lisa! um alles, nur um eins nicht: der Arme genießt aus triftigen Gründen so wenig von dem Glück, das ihm winkt!“

Lisa verbiß sich die Lippen; sie wußte nicht aus noch ein. „Bitte!“ sagte sie schließlich; „lassen Sie mich doch endlich mit meinem Bräutigam in Frieden!“

„Verzeihung!“ rief er. „Ich war unzart; es muß auch zu schmerzlich für Sie sein, das theure Wesen in steter Gefahr zu wissen, in fremden Stürmen, wie noch vor Kurzem in dem fürchterlichen Orkan am Cap der guten Hoffnung.“

„Woher in aller Welt wissen Sie nur die Geschichte meiner Verlobung?“

Er lachte. „Ja, das ist mein Geheimniß, das ich mir ohne großartige Belohnung jedenfalls nicht entreißen lasse. Was übrigens das Bild da anbetrifft, so sein Sie etwas vorsichtig damit! es könnte leicht jemand eine frappante Aehnlichkeit finden zwischen Ihrem Verlobten und dem Bonvivant des Augsburger Stadttheaters, der doch vermuthlich zu der Type gesessen hat — Herr Meißner in „Er muß auf's Land“; die Augsburger Freundin hat nicht sehr genial ausgesucht. Aber zürnen Sie nicht! von jetzt ab thue ich meinen Busenfreund, Ihren Verlobten, zu den Todten, zu denen er ja ohnehin gehört.“

„Ich wäre Ihnen für das Begräbniß sehr verbunden!“ versetzte Lisa und trat in das Wohnzimmer zurück.

Tito war bei bester Laune. Er liebte jedes Scharmützel, besonders wenn die Gegnerin so exemplarisch hübsch aussah. Dabei war er nicht unempfindlich gegen den Vorzug, als literarischer Stern behandelt zu werden. Er erzählte die Geschichte von „Entweder oder“, die Proben, die kleinen, amüsanten Coulissendetails, das Lampenfieber, die Première — sein gefaßtes Lächeln, mit dem er stoisch zusah, nachdem er seine Lebensgeister vorher unter Sect gesetzt; das furchtbare Schweigen des Publikums am Anfang, sein seliges Zittern nach jedem Gelächter — o! er hätte jedem Lacher einzeln und kniefällig danken, hätte ihnen das Lachen förmlich gewaltsam von den Lippen ziehen mögen! und endlich der Erfolg, der berauschende, selig betäubende, der Director, vortretend an die Rampe, den Namen Tito Casano dem entzückten, neugierigen Publikum verkündend —!

„Ihnen freilich, Fräulein Lisa,“ schloß er, „hätte allerdings mein Stück wohl mißfallen, da sie eine Gegnerin der modernen Literatur sind. Modernität ist nämlich sein einziger Vorzug. Es war für mich eben nur, wie man es bei uns so unschön ausdrückt, ein literarischer Schlump, weiter nichts; aber einen Schlump zu machen, das ist es eben. Wer das Glück hat, führt die Braut heim.“

„Wenn ich Literat wäre, würde mir mit dem Eintagsruhm schwerlich gedient sein!“ versetzte sie etwas sarkastisch.

Er lachte gutmüthig. „Na ja! wer die Sache aus der Ferne ansieht, macht allemal die Anmerkung. Wir aber, die wir im Metier drinsitzen, haben längst keine Rosinen mehr im Kopf!“

„Sondern fassen die Kunst handwerksmäßig auf!“ ergänzte sie schneidend.

Tito sah sie erstaunt an; er war gewohnt, von Damen verhätschelt zu werden; hier trat ihm plötzlich etwas entgegen wie eine Antipathie. Er wollte ihr gern unheimlich erscheinen, aber nicht antipathisch.

„Ihre Abneigung gegen die Zeitrichtung scheint mir aber reichlich hart.“

„Doch nicht!“ sagte sie. „Sie erstreckt sich im Grunde auch nur auf Feuilletonromane, auf die Dutzendgeschichten unter dem Strich.“

„Wann erscheint denn Ihr nächstes Buch?“ fragte Willibald, der die schlechte Laune seiner Cousine vertuschen wollte.

„Es ist oder kommt demnächst in den Druck“; versetzte Tito. „Er erschien vor kurzer Zeit in der Augsburger —“ plötzlich trat etwas in seine Gedanken, gleichsam die Persönlichkeit seines letzten Romanes, und mit einem Mal fiel ihm ein, wie unverschleiert er sein Salzburger Erlebniß darin verarbeitet, wie gewissenlos er Lisa's Geheimnisse einem unbekannten Publikum preisgegeben hatte.

Lisa sah ihm scharf in das Auge. „Jawohl, in der Augsburger Zeitung — den Roman kenne ich,“ flüsterte sie, „und darum konnte ich heut Abend auch das Interesse für des Autors Vortrag nicht aufbringen.“

Tito schlug sich vor die Stirn.

„Lebt Fräulein Geiger etwa auch hier?“ fragte er.

„Allerdings! und gewisse Dinge sind ihr ebenso räthselhaft wie mir. Sie werden jenen Roman nicht als Buch erscheinen lassen, Herr Doctor!“

„Roman,“ rief Willibald, der bisweilen ein Wort aufschnappte; „wann kann man denn Ihren neuesten Roman lesen?“

„Wenn er gedruckt ist, versetzte er unbewußt schnippisch“; dann, während er des alten Promgauer Theetasse herholte und Lisa gab — der Alte wollte gar nicht mehr trinken, aber das kümmerte ihn nicht — raunte er ihr zu: „Morgen um zehn Uhr mache ich eine Entschuldigungsvisite bei Fräulein Geiger und hoffe, Sie dort zu treffen.“

„Glauben Sie, daß Ihre bisherige Bekanntschaft mir so große Lust nach mehr macht?“

Er lachte wieder, sein gutmüthiges, gewinnendes Lachen — „Oh, Sie werden kommen! sonst erscheint mein Roman binnen einem Monat und ich schicke das erste Exemplar Herrn Willibald Promgauer in sein Haus. Andernfalls lasse ich das Manuscript vielleicht einstampfen.“

Sie warf ihm einen Blick ohnmächtigen Grolles zu.

Er erzählte noch einige seiner kleinen, unbedeutenden Geschichten, die in seinem Munde alle etwas ursprüngliches, graziöses bekamen, und als er sich schließlich empfahl, saß die Familie Promgauer noch ein Stündchen in staunender Bewunderung zusammen, von dem Reflex eines fremden Geistes bestrahlt, der ihnen in seiner momentanen Aureole des Erfolges wie ein sämmtliche Klassiker übertrumpfender Meister erschien.

— — — Als Tito Casano am nächsten Morgen in Fräulein Geiger's Stube trat, stand Lisa am Fenster, das nach der Donau ging, und blickte dem Ankommenden still und gefaßt entgegen.

„Ich hoffe, Sie bringen uns eine Aufklärung!“ begann Fräulein Geiger nach ein paar Einleitungsphrasen. „Sie sehen vermuthlich ein, daß Sie uns solche schuldig sind“ — und sie deutete auf die Exemplare der Augsburger Zeitung, die ihm als unanfechtbares Beweismaterial vom Tisch entgegenstarrten.

Fräulein Geiger war von der Persönlichkeit des Sünders recht erbaut, doppelt, weil Lisa eben vorher alle menschlichen Vorzüge von ihm abgeleugnet hatte.

„Aufklärung? bedingungsweise —“ versetzte er. „Bitte, bringen Sie erst Ihre Beschuldigungen vor!“

„Irgend ein unglücklicher Zufall hat sie zum Mitwisser fremder Geheimnisse gemacht —“

„Ein unglücklicher? das kann ich nicht beipflichten!“ und er strich wohlgefällig über seinen langen, spitzen Schnurrbart. „Ein dankenswerther Zufall im Gegentheil, der mich hier in ein so angenehmes Abenteuer verwickelt hat.“

„Aber, junger Mann! Empfinden Sie denn gar keine Gewissensbisse?“ fragte Fräulein Geiger. „Denken Sie an die Consequenzen Ihres Schrittes für uns!“

„Nein! ich habe noch durchaus keine Bisse verspürt!“

Da rief Lisa vom Fenster entrüstet in das Gespräch: „Wie sollte er auch? Literarische Gewissen sind ja abnorm weit!

„Gnädiges Fräulein!“ sagte Tito — „Sie stehen gegen die Sonne, sodaß ich nichts von Ihnen sehe, Sie nur höre. Könnte das nicht geändert werden? Wenn Sie so spitzige Dinge sagen wollen, würde mir das Sehen entschieden mehr Spaß machen.“

„Herr Doctor!“ rief sie. „Meiner Ansicht nach könnten wir Ihnen mit Erfolg einen Prozeß machen! Uns so unverhüllt zu verwenden! Wenn Sie wenigstens die Namen verändert hätten! aber nein — am Ende kommen Sie sich gar übermenschlich diskret und rücksichtsvoll vor, daß Sie so gnädig waren, bloß Bomgauer zu schreiben!“

„Sie thaten nicht recht, Herr Doctor!“ pflichtete Fräulein Geiger bei.

„Nun gut!“ sagte Tito. „Setzen wir den Fall, Sie verklagten mich. Selbst, wenn Sie gewinnen sollten — was übrigens auch noch nicht sicher ist — was wäre meine Strafe? circa fünfzig Mark — Ehrverlust für keine Minute — fünfzig Mark? Ich brauchte nur in einem beliebigen

Digitized by Google

kleinen Rest meinen Senf von gestern noch einmal abzulesen und hätte gleich das vierfache — sehen Sie! die Strafe brauche ich also nicht zu fürchten. Nun aber will ich den Damen sagen, was selbst bei einem Erfolg Ihnen blühen könnte. Das Gericht würde sie vermuthlich mit der Ermahnung entlassen, ein ander Mal, wenn der Weg Sie über Salzburg führt, in den Zimmern des Oesterreichischen Hofs, zweite Etage, Abends, nicht wieder so laut Confidenzen auszutauschen, daß der Stubennachbar jede Silbe vernimmt, was zuweilen nämlich auch für den Stubennachbarn nicht sehr angenehm ist, da man doch meist zum Schlafen in das Hotel geht und nicht zum Anhören fremder Dialoge!"

„Gütiger Himmel, jetzt ist mir Alles klar!" rief Fräulein Geiger — „aber wie konnten Sie! warum klopften Sie nicht?"

„Literaten mit dem weiten Gewissen sind nicht unnatürlich discret!" versetzte er mit einem Seitenblick auf Lisa. „Nebenbei brannten mir die Füße von einer langen Wanderung und dann — ja, dann war es auch wirklich recht amüsant, zuzuhören!"

„Das ist ja fürchterlich!" stöhnte Lisa. „Wie kann man nur so unvorsichtig sein! Und Sie — dachten Sie denn gar nicht, daß ihr Roman uns in die Hände fallen könnte?"

„Bewahre! die Welt ist ja so groß. — An so etwas denkt ja kein Autor beim Schreiben. Die Mitmenschen sind eben zum Studium da. Etwas geistiger Vampyr wird man nun einmal beim Handwerk, um Ihr geistiges Wort zu gebrauchen. Werden Sie mich verklagen, Fräulein Lisa?"

„Ich werde mich hüten!" sagte sie kurz.

„Das wäre also erledigt — nun die zweite Frage: soll ich den bewußten Roman drucken lassen oder nicht?"

„Herr Doctor! besitzen Sie denn gar kein Zartgefühl?" rief Fräulein Geiger.

„Nicht die Spur; ein dickes Fell gehört bei uns auch zum Handwerk."

Jetzt entschloß sich Lisa zu reden. „Thun Sie, was Sie wollen, Herr Doctor; wenn das Buch erscheint, bedeutet es für mich eben nichts als eine Ankündigung des Zeitpunktes, wann ich meinem Vetter den Sachverhalt mitzutheilen habe."

„Dann kommt plötzlich ein großer Orkan," fiel er ein, „treibt Ferdinand's Schiff gegen eine gefällige Klippe, und durch ein Kabeltelegramm, das Sie bekommen, aber zufällig immer verlegt haben, sobald jemand es sehen will, dringt die Kunde seines Todes nach Ulm. Sie sind wieder frei und gerührt schließt Willibald —" hier stockte er — „nein, nein!" rief er dann, „das war für meinen Roman gut, aber nicht für die Wirklichkeit. Sehen Sie, Fräulein Lisa! sehr gescheit wäre es ja nicht, aber etwas gescheiter doch, wenn Sie statt Willibald lieber mich nehmen wollten! Das ist die Bedingung, daß ich die ganze Sache todtschweige! Vor Allem aber, gehen Sie, bitte, von der Sonne weg! Ich kann ja absolut nichts von Ihnen sehen!"

„Herr Doctor!" sagte sie nach einem erstaunten Schweigen; „ich habe vor der Hand wirklich mehr Grund, Sie zu hassen, als zu lieben!"

„Ach was! das thut ja gar nichts zur Sache! Lieben werden Sie mich schon, wenn Sie hören, wie genial ich Sie Ihren Verwandten gegenüber aus dem ganzen Dilemma herausphantasire — Freilich! ein großes Loos ziehen Sie nicht mit mir, und eine etwas wechselnde Versorgung bin ich wohl — zehn Tage Volksküche, einen Tag Austern und Sect — reell ist es nicht, aber macht das Leben lustig, — und wenn Sie mich hassen wollen, so liebe ich Sie eben für zwei!"

Er machte kurzen Prozeß und zog sie aus der Sonne weg einfach in seine Arme.

„Nein! Sie sind viel zu schade für einen Willibald! solche Leute sind da, um das Nachsehen zu haben; mein Genre, das macht den Schlump — und nicht nur auf literarischem Gebiet! Nun sagen Sie aber doch wenigstens ein Wort, und wenn es auch ein Nein ist — ich kann es ja ignoriren!"

„Glauben Sie nur nicht, Herr Doctor, daß ich es aus großer Liebe thue!" entgegnete sie lächelnd; „aber das will ich zugeben: da ich nur die Wahl zwischen Ihnen und Willibald habe, sind Sie wenigstens das bessere Theil!"

Fräulein Geiger hatte sich discret erhoben und starrte vom Fenster in die Donau. Wie immer hatte sie auch jetzt einen Gemeinplatz bei der Hand und sagte vor sich hin:

„Ja, ja — so geht es!"

Aus der Hauptstadt.

Eroica.

Allegro con brio.

Nach dem Bismarcktage, ganz früh am Morgen, scheuchte mich eine Visitenkarte in die Kleider, auf der ich die Worte las:

Dr. Hans von Bülow
Hofkapellmeister und Hauspianist
Seiner Majestät des deutschen Volkes.

Am Tage vorher hatte er in Hamburg eine Probe und ein großes Beethovenconcert dirigirt, inzwischen in Friedrichsruh seinen Glückwunsch abgestattet, die Nacht im Bahnzuge verbracht, und nun stand er da, frisch und leidenschaftlich und interessirt, jeder Zoll ein Künstler. Hastig sprang das Gespräch umher, im Suchen und Finden gemeinsamer Neigung, doch immer wieder kehrte es zu der Rede zurück und zum Staubabschütteln vom 28. März. Warum denn die biederen Berliner gar so aufgeregt thäten, wollte der verwegene Musikant wissen, und ob man nun an der Spree nicht mehr der Verehrung für den alten Kanzler Ausdruck geben dürfe. Ganz altväterlich weise kam ich mir vor, als ich dem sehnigen Jüngling mit dem sprühenden Blick nun zu erklären versuchte, daß die vereinigte Intelligenz der Reichshauptstadt von seiner lange überdachten Rede auch nicht ein Wörtlein verstanden hatte. Den Militarismus sollte er verherrlicht, das Andenken Beethoven's gekränkt und närrisch gar sich benommen haben. Er wurde himmlisch nervös, fuhr mit pantomimischen Ausrufungzeichen im Zimmer umher und blitzschnell, wie er gekommen, war er verschwunden. Ich aber gedachte der geistreichen und darum eigenwilligen Analyse, die Richard Wagner uns von der heroischen Symphonie des Großmeisters Beethoven gegeben hat: „Der erste Satz umfaßt, wie in einem glühenden Brennpunkte, alle Empfindungen einer reichen menschlichen Natur im rastlosesten, jugendlich thätigsten Affecte."

Ein heiß sprudelndes Temperament, daß auf jeden Eindruck hitzig reagirt, das jäh seinen Stimmungen nachgibt, das sein zuckendes Leben im Kampfe mit der Masse verzehrt, dem gedunsenen Feinde jeder hoch aufgeschossenen Persönlichkeit. Das ist der Stoff, aus dem man die Helden knetet, die Märtyrer und die Narren. Das ist der Stoff, aus dem unser Hans von Bülow de la Mancha gezeugt ist, den in glitzernder Rüstung nun die Berliner Barbiere zu Boden geschlagen haben. Dulcinea, die schönste aller Frauen, pries vor dem tödtlichen Streiche der spanische Ritter; der borussische Musikant schied mit dem grimmig lächelnden Rufe: „Hängen Sie Eugen Richter, dann komme ich wieder!" Nur gerecht ist es daher und billig, daß Herr Richter den wilden Hans dem urkomischen Bendix verglich und daß die sorgfältiger gekämmten freisinnigen Tribunen in feierlicher Erhabenheit verkündeten, man dürfe Bülow nicht ernst nehmen.

Marcia funebre.

Niemals thue ich beim Hochrufen mit und niemals sollte ein starker Mensch die Masse zum Hochrufen reizen. Hans von Bülow nun vollends, der den Schatten des einsamen Max Stirner beschwor, mußte vor banaler Toaststimmung ängstlich sich hüten. Da liegt seine tragische Schuld: den Bismarck, den wir meinen, den ehrt man nicht mit Orchestertusch und Massengeschrei; der ist uns schon entgöttert, wenn er in patriotischer Kirchweihstimmung die feindlichen Völker mit verhallenden Worten in die Pfanne haut. Dürfen wir von Bülow aber, dem im Nachschaffen größten musikalischen Künstler der Zeit, so kritische Regungen fordern? Seine weibliche Anschmiegsamkeit, die bei Beethoven und Brahms und beim heiteren Mozart sich festsaugt, weist ihm den Rang, und an den gewal-

Digitized by Google

tigen Zauberer im Sachsenwalde sollte sein enthusiastischer Drang sich nicht verlieren? Auf ein wundervoll weibliches Talent, das, dem geliebten Ideal zu dienen, eifrig stets die Hüllen wechselt, ward die Last einer stolzen Herrennatur gelegt: so entstand das Problem Bülow, das den Philistern jetzt so viel zu schaffen macht.

Wie ein Held erliegt, wie eine Kraft, die uns mit entzücktem Grauen erfüllte, zur tragischen Katastrophe geschleift wird: das malt uns Beethoven im zweiten Satze seines heroischen Gedichtes. Dem Consul Bonaparte war es gedacht, dem korsischen Parvenu, doch dem heilig gelobten Cäsaren verweigerte der Meister sein Werk, denn sein verstiegener Menschheitglaube begriff nicht, daß im verschnittenen Culturpark der große Brecher alter Tafeln immer zum wüthenden Tyrannen werden muß. Gewalt üben oder Gewalt leiden: vor diese Wahl stellt das Schicksal in jeder Stunde den kräftig entwickelten Menschen; siegt er, dann heißt ihn die Ueberlieferung einen gewaltthätigen Unterdrücker; gibt er der Mehrheit sich gefangen, dann ward er ein Opfer des Rechtes. Denn vor dem Einzigen und seinem Eigenthum, dessen Evangelist der verschollene Stirner war, ist nimmermehr die Rede und Recht ist, was der zufällig herrschenden Klassenmoral das Rechte, das Nützliche, scheint. Darum ist Bonaparte dem liberalen Bürgerthum ein Scheusal und Sokrates, der vor der schweißigen Majestät des Volkes sich beugte und in den Vielzuvielen seine berufenen Richter erkannte, Sokrates gilt a's der tugendhafteste Athener. Auf der anderen Seite des moralischen Aequators, wo eine sengende Sonne die blassen Gassenweisheiten von Gut und Böse wetterhart bräunt, wird das Urtheil wohl anders lauten.

An die Oberfläche so steil abfallender Fragen hat Herr von Bülow gerührt, und als er eben an den gefährlichsten Gipfel gerieth und den umdunsteten Begriff des Heroischen fast schon mit kecken Fäusten packen konnte, da machte er verschüchtert Kehrt und bog in die breite Toaststraße ab. Gewiß hatte er Recht und gewiß hatte auch Bismarck Recht, als er die festlich bekneipten Fackelträger mit einer tönenden Phrase entließ. Denn am Schlehenbusch werden noch eher Weintrauben wachsen, als daß in der niedergehenden deutschen Cultur für ernste Gedanken nachdenkliches Verständniß aufsprießen wird.

Nicht mit getragenen Trauerklängen geleitet bei uns man die Helden zu Grabe. Wachtparademusik ertönt von früh bis spät und die gut gesinnten Mannesseelen marschiren in Reih und Glied zur Controlversammlung. Und wenn irgendwo gelacht wird und triumphirt über den Fall eines Einzelnen, dann nur darf man gewiß sein, daß die Barbiere einem Helden die Bahre rüsten. Der revolutionäre Künstler, der nicht Fürstendiener sein kann und doch die Majestät des deutschen Volkes auf seine Karte druckt, er spottet seiner selbst und weiß nicht wie.

Scherzo.

Eugen Richter wollen wir doch lieber nicht aufhängen. Neben den staatsmännischen Gesichterschneidereien seiner Genossen wirkt seine breite demagogische Beredtsamkeit fast jetzt schon wie ein Labsal. Ein beschränkter Fachmensch kann immerhin, wenn die breitspurige Tribunenrolle seinem Ehrgeiz genügt, noch mehr Gutes stiften als die superkluge Geberdenspäherkunst der allergetreuesten Opponenten. Herr von Bülow vergriff sich da im Symbol, denn Richter ist durchaus nicht der Typus der neuen Berlinerei.

Aber ich vergaß ganz, daß Bülow ja nicht ernst zu nehmen ist, daß er als guter Musikant zwar bestehen kann, sonst aber gefälligst den Mund zu halten hat. Das Publikum bezahlt ihn, das Publikum hat ihm sein Benehmen vorzuschreiben, das Publikum zischt ihn aus, wenn er sich erdreistet, außer dem Gelde etwa gar auch noch Achtung zu verlangen. Und weil er immer wieder seinen Zorn über den unmusikalischen Protzenpöbel nicht meistern kann, deshalb möchten die unterthänigsten Diener des Berlinischen Kunstgeschmackes ihn am liebsten gleich steinigen. Krankhaft eitel nennen sie ihn und skandalsüchtig und die schellenlauten Thoren, die in parlamentarischer Schaumschlägerei ihr armseliges Leben verzetteln, rümpfen verächtlich hochpolitische Nasen.

Das Genie eines Menschen aber, ihr lieben Leute von der Kapitalistenmoral, will bezahlt sein, und nicht nur in klingender Münze. Wer euch geniale Politik oder Musik vormacht, der wird zu Zeiten auch wohl etwas ungeberdig, und wenn er ausschlägt, dann ist es zu spät, ihm lammfromme Droschkengaulsitte zu predigen. Ein Graf Caprivi verliert seine gemessene Haltung nie, mit ruhiger Würde trägt er der Zeiten Gunst und Laune; aber unter solchen Dirigenten treibt im Orchester auch jeder was er mag, und anstatt der heroischen Symphonie fiedelt man den Gaffern ein billiges Bierconcert vor. Dem genialen Menschen gegenüber muß die Mittelmäßigkeit immer ein Bischen die schweren Pflichten üben, die der tyrannische Carlyle seiner klugen und geistig hochstehenden Frau auf die zarten Schultern zwang; während die Aermste Brot backen und Botendienst thun mußte, schrieb der leidenschaftliche Egoist seine hero-worship.

Finale.

Von weithin sichtbarer Stelle einer anmaßenden Menge bittere Wahrheit zu sagen: Das ist eine Lust, der ein leidenschaftlicher Sinn nur schwer widersteht. Diese Lust, glaube ich, und nicht der Wunsch, mit den politischen Kannegießern die Kräfte zu messen, hat Herrn von Bülow verlockt. Durch das ganze Leben des merkwürdigen Mannes zieht sich das Verlangen, über die künstlerische Wirkung hinaus auch noch einen direkten erzieherischen Einfluß zu üben. Nicht viele Deutsche von seiner Bildung, seinem begeisterten Hang zu universeller Betrachtung leben uns heute noch, nicht viele auch sicherlich, die immer der siegenden Sache den Rücken kehren. Wenn der verwegene Musikant jetzt den Berlinischen Staub von den Schuhen schüttelt und als Tambourmajor in den Zug der Nörgler sich einreiht, dann beweist das nur, daß im stickigen Klima der Großstadtluft die guten Europäer nicht mehr athmen können und daß unsere Geschichte beim letzten Satze der Eroica angelangt ist: Allegro molto!

Apostata.

Dramatische Aufführungen.

„Wahrheit?" Schauspiel in drei Acten von Paul Heyse. (Lessing-Theater.) — „Der kleine Schwerenöther." (Ferdinand le noceur.) Schwank in vier Acten von Léon Gandillot. Deutsch von Max Schönau. (Residenz-Theater.) — „Cromwell." Drama in fünf Aufzügen von Eduard Tempelteу. (Königliches Schauspielhaus.) „Fräulein Julie." Ein naturalistisches Trauerspiel von August Strindberg. (Verein Freie Bühne.)

Tempelteу, Gandillot, Heyse, Strindberg —: der Kammerdiener, der Narr, der liberale Menschenfreund in Lackstiefeln, der unabhängige Sozialist —: wie bringe ich sie nur Alle unter einen Hut? In wüste Fieberträume haben sie mich schon gehetzt, zwei höllenbange Wochen hindurch, und meinen armen Kopf mit tollen Schreckbildern geängstet. Und endlich, als durch viel Geduld und mehr Chinin das Fieber zum Weichen gebracht war, soweit wenigstens, daß anerzogenes Pflichtgefühl wieder den alten Marterweg entlang sich tasten konnte, endlich beschloß ich, auch einmal nach der Schnur zu reden, ohne Zusammenhang, doch mit Gedankenstrichen.

Also: Tempelteу, Eduard Tempelteу. Das ist der Name eines in Koburg zuständigen Mannes. In Koburg wird viel gedichtet: für die Opernbühne bemühen sich Se. Hoheit selbst, das Trauerdrama übernahm Herr Tempelteу, dem deshalb von seinem allergnädigsten Landesherrn sogar ein Charakter verliehen worden ist, der eines Geheimen Kabinetsrathes. Im geheimen Kabinet werden die schwierigsten Entscheidungen getroffen, denn wer ein Koburger Kunstgewächs, Oper oder Trauerdrama, auf eine ausländische Bühne verpflanzt, der wird seinem sächsisch-ernestinischen Orden oder Ehrenzeichen nicht entgehen. Mit den gleichen Auszeichnungen sind Bühnenleiter und sogar Künstler bedroht, die sich honorarlosen Theaterspielens halber in der Nähe des Koburger Hofes aufhalten sollten. So jagt dort ein Regierungsact den Andern und der Geheime Kabinetsrath muß sich die Viertelstunden zu ordentlichem Dichten am Munde absparen.

Eigentlich wollte er uns mit einer mehractigen Welfengeschichte erfreuen und von Heinrich dem Löwen etwas erzählen, aber da machte der Herzog von Cumberland ihm einen Strich durch die Rechnung, schrieb den berühmten Brief an den Kaiser und ließ sich den Welfenhort zurückgeben, an dessen Stelle das sittlich erleichterte deutsche Gemüth eiligst einen neuen Geheimschatz von 500,000 Mark bewilligte. Mit den Welfen war nun vorläufig auf der Hofbühne nichts zu machen, und weil Herr Grube doch auf die große Herzog Ernst-Medaille nicht gern verzichten mochte, ward schleunigst der Cromwell einstudirt. Ich muß mich mit der eidesstattlichen Versicherung begnügen, daß ich ein unbedeutenderes und kläglicheres Stück Historienarbeit niemals gesehen habe. Von Einzelheiten sind mir nur zwei im Gedächtniß geblieben: Karl Stuart war ein guter König und die Anzüge des Fräulein Lindner und des Herrn Purschian sahen nach vier Jahren noch beinahe neu aus. Auch sagte Cromwell einmal: „Gott ist allenthalben." Und dann las ich von der vornehmen poetischen Sprache des Schauspieles.

Der grobe Oliver hat nie zu meinen Lieblingen in der Geschichte

Digitized by Google

gehört; im Grunde war er doch ein frommer Knote. Den Gothen aber und den Knoten spart die Weltgeschichte oft genug das Weltgericht auf und Knote Oliver war wirklich groß, als er mit derben Brauerfäusten den morschen Königssprossen knickte. Und wenn ich nun so einen poesieverlassenen Tempeltey daherkommen sehe und höchst loyal den Lümmel im Purpur „retten", dann packt mich heilige Wuth und dem brutal beschränkten Cromwell möchte ich geschwind allerlei abbitten. Aber ist denn der schreckhaft geistersichtige Herr da oben wirklich Cromwell, der biedere Papa, der stets, ehe die Entscheidung fällt, mit seinem holden Lieschen erst zu Kabinetsrathe geht? In Koburg mag's so sein. Um den guten Blutruf dieses Kleinstädters Cromwell aber ist es rasch geschehen, wenn er unter europäische Menschen kommt, die hinter der grimmen Maske geschwind Schnock erkennen, den Schreiner, oder Zettel, den Geheimen Kabinetsrath.

Umgekehrt ist das Schicksal des kleinen Schwerenöthers: in Paris ein sanfter Ferdinand, in der Provinz ein umworbener Herzenbrecher, dem die appetitliche Apothekerfrau gleich einer reifen Frucht in den verletzend keuschen Schoß sinkt. Die Geschichte ist vorhanden und in lustigem Französisch von Léon Gandillot geschrieben, einem blutjungen und von Sarcey angepriesenen Possenreißer, der seinem Meister kürzlich den Schmerz bereitet hat, in „Le pardon" sich zu einem Labiche des galligsten Pessimismus auszuwachsen. Ferdinand le noceur — der geschickte und witzige Uebersetzer Max Schönau war nur beim Titel unglücklich — ist noch ziemlich physiognomielos; nur ein dumpfer Groll gegen die bourgeoise Wohlanständigkeit unterscheidet da Gandillot von anderen Vaudevillisten, und wo er in ihren abgegrasten Wegen wandelt, da wird er mitunter etwas langweilig. Warum mußte aber auch die tugendreiche Censur an dem netten Dienstmädchen Anstoß nehmen, das nach Paris kommt, um Cocotte zu studiren, und in den verfänglichsten Prüfungen nun mit Unehren besteht? Uebrigens wird die satirische Hetzjagd von den Herren Pagay, Alexander, Pansa ganz ausgezeichnet gespielt.

Der sanfte Ferdinand kann nicht ein josephinisch Nein sagen, als die Apothekergattin ihn um intimsten Dienst bedrängt. Er wäre deshalb ein Mann nach dem Herzen Paul Heyse's und dessen frommer Großmama, die nur den lieben Gott läßt walten, auf daß in Bankierhäusern nicht gar zu oft die Wahrheit gesprochen wird.

Wenn die beiden Weltkinder in der Tonne noch lebten, denen möchte ich das Schauspiel „Wahrheit?"*) wohl einmal vorlesen; ich glaube, sogar der arme Balder würde sich daran gesund lachen. Aber die Tonne ist gesperrt, Balder ist tot, Edwin, wer weiß, wo, als Ordinarius untergekrochen, und Paul Heyse, dem's einst im Blute lag, der für Natur und Freiheit im hellenischen Gewande, mit Weinlaub im Haar, muthig in den Kampf zog, Paul Heyse ist mit seiner Großmama in's Kloster gegangen und hat die Heiligenfabrik wieder eingerichtet, die Professor Jansen — „im Paradiese" — in zorniger Wallung einst zu Scherben schlug.

Dem ängstlichen, von kleinlichen Rücksichten und Gewohnheiten eingeengten Mittelschlag der Philister stellte Heyse einstmals die „heroischen Seelen" gegenüber, die ein höheres Gewissensrecht haben sollten und einen kühneren Lebensanspruch. Jetzt spottet er mit Großmama über das „sogenannte Recht der Leidenschaft" und predigt der Culturmenschheit das Evangelium der conventionellen Verlogenheit. In einem leidlich lichten Augenblick habe ich unseren verzärtelten Dichter deshalb vorhin einen Liberalen genannt: er war jung mit dem Liberalismus und mit ihm ist er nun alt geworden, fromm und beschaulich, tantenhaft opportunistisch. Der ganz moderne Geist verspann sich in den Roman der Stiftsdame, und wenn nun das Kaminfeuer rauscht, erzählt er Wunderdinge vom Guten, Wahren, Schönen, daß es bald einen Gensichen jammern könnte. Was Großmama wohl zu den moralischen Novellen sagen würde? Der Verwandtschaft würde sie beinahe sich schämen und vor den radicalen Leichen, wie Rickert vor Jacoby, seitab weichen.

Mich schmerzt der Anblick, denn ich habe Heyse sehr geliebt. Er schien mir, gleich dem Helden seiner stärksten Novelle, der letzte Centaur, der mit prachtvollem Sprunge über die Köpfe blöde gaffender Bauern hinwegsetzte, dem Morgenroth entgegen, dem hellen, feinen Dunst phantastischer Freiheit. Und nun steht, der das Land der Griechen mit der Seele suchte, mitten unter den Bauern, zur Rechten ihm Lindau, zur Linken Lubliner, und barmt und keift, da ein Neues werden will. Der Centaur ist ein Philister geworden, das Kind der Welt läßt von Großmutter sich einbeten mit Eiapopeia und himmlischem Trost, und nur die gesättigte Fülle einer schönen, allzu schönen Sprache gemahnt noch an die alte Herrlichkeit. Weil dumme Jungen ihn zu den Alten geworfen haben, fühlt Heyse jetzt wirklich sich als ein Alter und mit furchtbar weiser Miene erzählt er der maulsperrenden Menge, daß Raphael ein talentvoller Maler war und daß Grobheit allein noch nicht selig macht. Aus dem höchst kindischen Spiel, auf das ich nicht gern hier eingehen möchte, gähnt müde ein trauriger Ernst uns an, und wenn Heyse über die selbst gefundene, die reine und große Kunst Fritzens von Uhde spottbillige Witze reißt, dann blicken wir wehmüthig in die vergreiste Weltanschauung des sogenannten entschiedenen Liberalismus hinein, der jedes Verständniß für den Anspruch der Zeit verloren hat und jede Achtung vor der ausgewachsenen Persönlichkeit.

Um die Erbschaft dieses Geschlechtes, dem nimmer ein Nachwuchs erblüht, tobt aller Streit, im Leben wie in der Kunst. Das gibt unserer Zeit die Stimmung, dieses Suchen und Sehnen, dieses Hoffen und Bangen, des Wünschens und Entsagens schmerzliche Lust. Darum entsetzen wir fast schon uns vor den Kerngesunden und lieben die Kranken, — wenn sie nicht gerade ein ganz gemeines Wechselfieber haben, wie ich heute, und auf einen lüderlichen Gedankenstrich gehen.

Zwei Worte nur noch von Fräulein Julie, die in dummer, dumpfer Migraine nicht abgethan werden darf. Das merkwürdige Trauerspiel, in dem zwei Symbole einander begatten, hat auf der Bühne nicht die geringste Wirkung geübt; es hat nicht erschüttert und nicht empört, es hat einfach gelangweilt. Das lag nicht allein an der in den drei Rollen ganz ungenügenden Darstellung, die unverständig nur an der Oberfläche klebte; auch nicht der taktisch schlaue, doch mit arger Salbung in die Irre führende Vortrag des Herrn Paul Schlenther, so schwer er an Strindberg sich auch versündigte, trug den Haupttheil der Schuld. Eine bedeutende, doch unlebendige und mit lastender Doctrin bepackte Dichtung stieß auf eine Anschauung, zu der nicht ein schmalster Brückensteg sie geleitete. Die Begegnenden verstanden einander nicht, und der die Bekanntschaft vermitteln sollte, las aus welk raschelnden Blättern fromme Murmelsprüche ab. Von einer Büßerin erzählte er uns, die wir, im Herzinnersten tief erschüttert, beklagen sollten; und das war genau so grundfalsch wie die Aufforderung des Herrn Tempelteу, um Karl Stuart zu klagen, den Cromwell im Aufstieg zertrat.

M. H.

*) Berlin, Wilhelm Hertz.

Notizen.

Geschichte Oesterreichs. Von Alfons Huber. (Gotha, Friedr. Andr. Perthes.) Huber's Geschichte Oesterreichs ist mit dem nunmehr vorliegenden vierten Bande so weit vorgeschritten, daß der nächste Band die Darstellung des Dreißigjährigen Krieges bringen wird. Der gegenwärtige vierte Band behandelt die Kriege mit den Türken und die Vorgänge in Ungarn, bei denen es sich um die Frage handelt, ob Oesterreich im Stande war, Ungarn gegen die Türken zu behaupten und in eine engere Verbindung mit den deutschen und böhmischen Ländern zu bringen; sodann die verhängnißvollen Kämpfe zwischen Katholicismus und Protestantismus. Daß der Verfasser nicht nur eine Staatengeschichte, sondern auch wesentliche Beiträge zur Culturgeschichte liefert, ist von den früheren Bänden her bekannt; ebenso, daß er möglichst nach den Originalquellen arbeitet und in seinen Angaben zuverlässig ist. Seine Darstellungsform ist ganz geeignet, den weiteren Kreis der Gebildeten, die sich für Geschichte interessiren, ebenso wie die gelehrten Fachmänner zu befriedigen.

Die Brot-, Noth- und Zollfrage und die Lage der Landwirthe. Von A. Seifert (Leipzig, Serig'sche Buchhandlung.) — Diese kleine, nur 64 Seiten umfassende, reichhaltige, viel landwirthschaftsstatistisches, überhaupt thatsächliches Material gebende Broschüre verdient die Aufmerksamkeit aller Gebildeten, ohne Unterschied der volkswirthschaftlichen und politischen Richtung. Der Verfasser zieht in 12 Thesen das Ergebniß seiner Schrift. Die letzte These lautet: „Der Zoll in heutiger Höhe ist für die Landwirthe nicht nöthig, für die Mehrzahl der Brotkäufer aber eine Belastung, welche zu Entbehrungen auf Kosten der Gesundheit zwingt und unvermeidlich Erbitterung hervorruft."

Zeitgenossen. Eine Erzählung aus unseren Tagen von Karl Freiherrn von Beust. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Wir sind keine Freunde dieser modernen Geschichten in Versen und halten sie nur dann für genießbar, wenn sie uns mit Byron's Witz, Heyses Grazie und in Platens spielender Formvollendung geboten werden. Davon hat aber dies Epos nur sehr wenig, so hübsch auch manches ist, wie die Theorie vom jüdischen Adel. Die ungereimten Blankverse machen die Sache gar zu leicht und so verliert sich der Verfasser nur zu oft in Geschwätz und Banalität, die bei strafferer Form unmöglich oder wenigstens künstlerisch geadelt würden.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Digitized by Google

Inserate.

Soeben erschien:

Othmer's Vademecum des Litteraturfreundes.

Zusammenstellung
der wissenswürdigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der schönwissenschaftlichen Litteratur.

Vierte Auflage,
ergänzt bis 1891.

Preis geheftet Mk. 10.50, gebunden Mk. 12.
Verlag von **Leopold Ost** in Hannover.

Meyers Conversations-Lexikon.
Neuste Auflage (1891), 17 Bände u. Supplementband. Halbfr. **Tadellos.** (*M* 180.) Nur *M* 110.—.

Sanders, Wörterbuch der deutschen Sprache mit Ergänzungswörterbuch. 4 Bde. Halbfr. **Neu!** (*M* 130.) Nur *M* 60.—.

Allg. Historisches Porträtwerk. Nach Auswahl von Dr. W. v. Seidlitz, mit Text von Lier u. Tillmann. **Dichter u. Schriftsteller.** 151 Blatt Phototypien nach den besten gleichzeitigen Originalen. **Künstler u. Musiker.** 101 Blatt. **Gelehrte u. Männer der Kirche.** 100 Bl. 3 Halbkalblederbände, neu (*M* 160.) Nur *M* 100.—.

Klein, Geschichte des Dramas. 15 Bände. Erste Ausgabe. (br. *M* 194.) Schön Halbfr. *M* 75.—.

Bestellungen gegen Postnachnahme an
C. Rudloff in **Berlin** W., Culmstraße 8.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

Robert Schumann.
Gesammelte Schriften über Musik und Musiker.
4. Aufl. Neue kritische Ausgabe.
(Erste vollständige Ausgabe.)
Von **F. Gustav Jansen.**
2 Bde. gr. 8° geh. *M* 12.—, fein geb. *M* 15.—.

Rich. Kahle's Verlag in Dessau.

Soeben erschien:

Göthe als Socialpolitiker
Ein Beitrag zur
Beurtheilung der socialen Frage.
Von
Professor Dr. **Gerlach.**
Preis: 50 Pfge.

Im Verlage von **J. A. Stargardt** in **Berlin** ist erschienen:

Der Intendant in tausend Nöthen.
Posse in 4 Akten
von
Karl Bilk.
Preis eleg. brosch. 2 *M*.
Eine geistvolle Verspottung moderner Bühnenerzeugnisse und Bühnenzustände, welche überall des fröhlichsten Erfolges sicher ist.

= Soeben beginnen zu erscheinen: =

MEYERS KLEINER HAND-ATLAS

mit Benutzung des Kartenmaterials aus Meyers Konversations-Lexikon zusammengestellt in
= *100 Kartenblättern und 8 Textbeilagen* =
in 17 Lieferungen zu je 50 Pfennig = 30 Kreuzer ö. W.

MEYERS KLEINES KONVERSATIONS-LEXIKON

Fünfte, neubearbeitete und vermehrte Auflage.
2400 Lexikon-Seiten mit 77,000 Artikeln und vielen hundert Abbildungen, Karten, Chromotafeln u. a.
in 66 Lieferungen zu je 30 Pfennig = 18 Kreuzer ö. W.
Die ersten Lieferungen zur Ansicht — Prospekte gratis durch jede Buchhandlung.
Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig u. Wien.

Bei **S. Hirzel** in **Leipzig** ist soeben erschienen:

Ein
hannoversch-englischer Offizier
vor hundert Jahren.
Christian Friedrich Wilhelm Freiherr von Ompteda,
Oberst und Brigadier in der Königlich Deutschen Legion.
26. November 1765 bis 18. Juni 1815.
Von
Ludwig Freiherr von Ompteda.
Mit einem Bildnis in Heliogravure und einer Karte.
Preis geheftet Mark 6.—, in Halbfranz gebunden Mark 8.50.

Die Gegenwart 1872—1888.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Einbanddecken zu obigen Jahrgängen oder Bänden à 1 M. Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart
in Berlin W, 57.

---

v. Schlechtendal-Hallier's Flora
von Deutschland, Oesterreich und der Schweiz, siehe Beilage in Nr. 13 dieses Blattes.
Verlag von Fr. Eugen Köhler in Gera-Untermhaus.

Hierzu eine Beilage: Brockhaus' Konversations-Lexikon.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 16. Berlin, den 16. April 1892. Band XLI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Großpreußen oder Deutschland? Von R. Funk. — Festlegung des Oster- und Pfingstfestes. Von A. Buchau. — Neue Hypothese über das Wesen der Elektricität. — **Literatur und Kunst:** Moltke's militärische Correspondenz. Von Immanuel Rosenstein. — Steuern wir einer Epoche der Mystik zu? Von Curt Grottewitz. — **Feuilleton:** Eine Schulrevision. — **Aus der Hauptstadt:** Der ewige Barabbas. Von Apostata. — Dramatische Aufführungen. Von M. H. — Die Ausstellung der „XI". Von Cornelius Gurlitt. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Großpreußen oder Deutschland?

Von R. Funk.

Der jüngst verstorbene Lagarde entfernte sich in seinen Schriften zwar manchmal etwas zu sehr vom Boden der gegebenen Thatsachen und Verhältnisse, und er ließ gar zu gern seiner Phantasie die Zügel schießen, aber er äußerte doch auch manchen treffenden, kernigen Gedanken. Zu diesen rechnet die Aeußerung, daß unsere deutschen Könige (Bayern, Sachsen, Württemberg) in ihrem eigenen Interesse und zum Wohle Deutschlands eine Standeserhöhung für sich beantragen müßten, eine Erhebung von der Königswürde zur — Herzogswürde. Er begründet den Vorschlag damit, daß z. B. ein Herzog von Bayern, der als Stellvertreter des Kaisers von Deutschland und im Namen des Kaisers handle, offenbar zehn Mal mehr gelte und auch sei als ein bloßer König. Sobald man sich die Sache wirklich überlegt, erkennt man die Richtigkeit sofort, man denke nur z. B. an den „König" von Serbien, um nicht zu erinnern an King Bell in Afrika oder — Königreich Stumm. Bayern wiegt nur mit als ein Glied des mächtigen deutschen Reiches, für sich allein ist es eine „quantité négligeable" im „europäischen Gleichgewicht." Im Rath der deutschen Stämme zählt Bayerns Stimme, da sie etwa ein Zehntel des Ganzen beträgt. Deutschlands Wort kann nicht ungehört verhallen in Europa, da es ein Sechstel des Ganzen vertritt. So ist Bayern mittelbar eine europäische Großmacht! Selbst ist der Mann, und der Starke ist am mächtigsten allein, doch der Schwache kann nur wirken, wenn er sich mit Mehreren vereint, die ein einig Volk von Brüdern bilden, und in keiner Noth sich trennen und Gefahr.

Das klingt vielleicht wie eine Rede gegen den „Particularismus", und für einen freiwilligen Selbstmord der Kleinstaaten zu Gunsten Preußens. Das liegt aber durchaus nicht in unserer Absicht. Wir sind vielmehr der Ansicht, daß jedes unerfreuliche Auftauchen particularistischer Bestrebungen (z. B. die hessische „Rechtspartei" in Kassel im vorigen Jahre) nur eine wohl begründete Reaction ist gegen Mißgriffe und Uebergriffe zu Gunsten einer übermäßigen Centralisation. Wir sind ferner der Ansicht, daß Bismarck ganz Recht hatte, als er sagte, daß zwar jeder Particularismus gefährlich sei, daß aber die schlimmste und gefährlichste Sorte von allen der borussische Particularismus sei. Im ganzen nichtpreußischen Deutschland fürchtet man sich, wenn auch zum Theil sehr mit Unrecht, vor dem Gespenst eines Großpreußens. Ja man kann stellenweise sogar beobachten, wie diese Preußenfurcht sich zur Berlinerfurcht verdichtet. Weshalb gerade der preußische Particularist am verderblichsten ist, ist leicht zu errathen. Erstens hat er wirklich die Macht, die anderen zu unterdrücken und zu zwingen, während ein bayerscher Sonderling (= Particularist) im schlimmsten Falle innerhalb der eigenen Grenzpfähle mit seinen Sondergelüsten hausen kann. Zweitens ist der preußische Sondergeist, eben weil er die Macht hat, auch gefürchtet, und kann so tiefgehende Verstimmungen und folgenschwere Erbitterung herbeiführen.

Kein Kenner der Geschichte kann leugnen, daß durch Preußen erst Deutschland groß gemacht ist. Aber Preußen sollte niemals vergessen, daß es heute als Preußen (d. h. ohne das übrige Deutschland) doch herzlich wenig zu sagen haben würde. Man kann es geradezu behaupten, daß ohne die „Kleinstaaten" Preußen selbst fast ein Kleinstaat wäre, oder wenigstens im heutigen europäischen Kanonen-Concert zur Ohnmacht, zum willenlosen Gehorsam gegen Winke von der Newa verurtheilt wäre. Die Rechnung ist nach der letzten Volkszählung ziemlich einfach: Preußen zählt 30 Millionen, die anderen Staaten zusammen 20, das ganze Deutschland also 50. — 20 Millionen an sich mag wenig sein, aber als Differenz sind diese 20 ein großer, ein gewaltiger Unterschied. Mit seinen 30 Millionen erreicht Preußen kaum die Einwohnerzahl Italiens, der letzten, sechsten, volkärmsten Großmacht.

Niemand wird wünschen, daß Deutschland ein bunter Staatenbund von 100 winzigen Kleinstaaten wäre. Es ist vielmehr gut und segensreich, daß ein mächtiger Wille da ist, der in jedem Augenblick das nöthige Schwergewicht besitzt, um das Ganze vor dem Auseinanderfallen kräftig zu bewahren. Es fragt sich aber, ob Preußens Wille so übermächtig ist, um den anderen Staaten muthwillig seine Gesetze aufzwingen zu können. Das ist nicht der Fall! Denn in Preußen selbst ist eine beträchtliche Menge von Particularisten, und zwar antipreußischer Particularisten, namentlich die Polen Posens, die Welfen Hannovers, auch die Rechtshessen u. s. w. Diese würden sicherlich gegen alle großpreußischen Bestrebungen entschieden Front machen. Dadurch aber verlöre Preußen noch 5 Millionen, und die Wagschalen ständen dann völlig gleich, 25 gegen 25 Millionen! Dazu kommt noch, daß eine der stärksten Parteien, das Centrum, eine große Neigung hat, den Particularismus zu beschützen, eher etwas zu viel als etwas zu wenig. Also an ein Großpreußen ist vorläufig wenigstens nicht zu denken. Das einzige Mittel, um für Großpreußen Stimmung zu machen, wäre — eine scheinbare Unterstützung des extremsten, unsinnigsten Particularismus, wie er z. B. vor wenigen Monaten einmal bei einem süddeutschen ultramontanen Blättchen zum allgemeinen Entsetzen ausbrach. In dem Streite

Digitized by Google

zwischen Centralismus und Decentralisation führt jedes Theoretisiren in das Verderben, man muß Maß halten und die praktischen Bedürfnisse berücksichtigen. Jedes Extrem würde sofort das entgegengesetzte herausfordern.

Nichts ist schwerer, als allgemeine Volksstimmungen aus zufälligen Erlebnissen, seien sie auch noch so zahlreich, abzuleiten. Auch einer, der fortwährend in ganz Deutschland herumreist, könnte niemals einen Vergleich zwischen den politischen Neigungen der Preußen und Nichtpreußen zu ziehen wagen. Da hilft nur die Statistik, und wenn die fehlt, so muß man eben schweigen. Die Wahlstatistik lehrt, daß die Gesinnungen in den verschiedenen Gegenden unseres Vaterlandes ungeheuer verschieden sind. Jede Partei hat ihre „Hochburgen", z. B. das Centrum in der Rheinprovinz und Bayern, die Nationalliberalen in der Pfalz, der Freisinn in Niederschlesien, die Sozialdemokratie in den Hansestädten ꝛc. Aber ein politischer Gegensatz zwischen Preußen und Deutschland ist nicht vorhanden! D. h. die Landestheile Preußens vereinigen schon in sich alle Schattirungen, und zwar annähernd in demselben Verhältnisse wie es ganz Deutschland zeigt. So besitzen von den nennenswerthen Parteien die Conservativen in Preußen 15, in Deutschland 12 Procent, die Reichspartei in Preußen 8, in Deutschland 8, die Nationalliberalen in Preußen 11, in Deutschland 16, der Freisinn in Preußen 19, in Deutschland 16, das Centrum in Preußen 19, in Deutschland 19, die Sozialdemokratie in Preußen 17, in Deutschland 20 Procent.

Irgendwie erhebliche Abweichungen sind also nicht zu finden, sie bewegen sich innerhalb der Grenzen, die dem sogenannten Zufall eingeräumt werden müssen. Daraus ergibt sich aber, daß Deutschland über alle wichtigeren öffentlichen Lebensfragen genau ebenso denkt wie Preußen. Da müßte doch einer wahrhaftig vom Teufel besessen sein, wenn er auf den Gedanken käme, Zwietracht zu säen, und einen unnatürlichen Gegensatz durch künstliches Hetzen zu erzeugen. Es ist nicht das geringste Verdienst unseres aus allgemeinen Volkswahlen hervorgegangenen Reichstages, daß er uns bewiesen hat, daß Preußen und Deutschland eines Sinnes sind, so lange des Volkes Willen etwas gilt! Möge das immer so bleiben! Schon einige Doppelwahlen können uns lehren, daß kein Gegensatz zwischen Nord und Süd, zwischen Groß und Klein ist. So wurde ein Candidat gleichzeitig in Berlin und in Sachsen-Meiningen gewählt, ein zweiter in Berlin und in Oldenburg, ein dritter in Magdeburg und München. Ja einzelne Parteigrößen wurden als „Zählcandidaten" zugleich an hundert verschiedenen Orten an allen Ecken und Enden aufgestellt. Das wäre doch aber unmöglich in einem Volke, dessen Dörfer mit Vorliebe Kirchthurmpolitik treiben. Man darf sich da nicht irre machen lassen durch die großen Reden, die der Philister auf der Bierbank vom Stapel läßt. Da thut manchmal der Dresdner, als möchte er am liebsten ganz Berlin in die Luft springen sehen. Er renommirt gewissermaßen mit seiner Preußenverachtung, aber dieses Pathos ist kaum echter als das eines Schauspielers, der gerade den Othello spielt mit heißem Bemühen.

Gegenwärtig gewinnt die Frage, ob Großpreußen oder Deutschland, ein erhöhtes Interesse durch die so plötzlich erfolgte Trennung der obersten Spitzen von beiden Staatswesen, des Reichskanzleramtes und des Ministerpräsidiums in Preußen. Wir erklären, daß wir diese Trennung mit großer Freude begrüßen. Denn erstens sind üble Folgen davon nur in dem (seltenen) Falle überhaupt denkbar, wo die Interessen Preußens sich nicht mit denen Deutschlands decken. Aber gerade für diesen Fall scheint es uns besonders gut, daß die Interessen zunächst nach dem Grundsatz „schiedlich — friedlich" auseinander gehalten werden. Ein wirklicher Kampf ist ja schon dadurch ausgeschlossen, daß der Träger der Kaiserkrone in Preußen wie in Deutschland höchster Gebieter ist. Den klarsten Vergleich für diese Lage findet man im Rechtsstreit. Jede Partei hat zunächst ihren Anwalt, der mit allen erlaubten Mitteln Meinung und Willen des einen Theiles zu verfechten hat. So ist offenbar Preußens Anwalt der Ministerpräsident, des Reiches Sprecher der Kanzler. Ueber beiden Parteien steht als oberster Schiedsrichter der Kaiser und König. Sind die beiderseitigen Ansprüche wirklich unvereinbar, so hoffen wir als alte, gute Preußen, daß der Kaiser stets zu unseren Ungunsten und zu Deutschlands Gunsten entscheide. Nie hat Preußen sein Gut und Blut geschont, wo es galt, Opfer zu bringen für die heilige deutsche Sache. Mag das anerkannt werden oder nicht, wir werden unserer Geschichte und unserem Berufe treu bleiben — das einzige Gefühl, das einem Preußen gegenüber bellenden Particularisten ziemt, ist das der Großmuth, der opferfreudigen Selbstverleugnung. Am schlagendsten zeigt sich das im Bundesrathe, wo Preußen, trotzdem es allein schon 60 Procent zählen müßte, so tief in der Minorität sitzt, daß Kleinstaaten, die zusammen noch nicht ein Drittel Deutschlands ausmachen, die anderen überstimmen können.

Man redet viel von der „historischen Berechtigung", die jede bestehende Ordnung in sich und für sich habe, heiße sie auch Spielhölle in Monte Carlo, türkisches Räuberwesen, chinesisches Seeräuberwesen u. s. w. Wir geben das alles gern zu, wir erkennen alle möglichen und unmöglichen Räuberbanden als berechtigte Landeseigenthümlichkeiten an, so lange die Eingeborenen zufrieden sind mit ihren Zuständen. Unter Umständen aber wird man doch nicht umhin können, solche Zustände mehr als ein Werk des bloßen Zufalls zu betrachten. Es würde dem geschicktesten Advokaten und Opportunitätsschwätzer nicht gelingen, einen tieferen historischen Grund anzugeben, warum z. B. bei den Annexionen von 1866 einige Landstriche preußisch wurden, andere aber nicht, die es viel nöthiger gehabt hätten, wie z. B. Mecklenburg und die Hansestädte. Ja man kann sogar mit einem Landesfürsten, der kühn das Schwert gegen Preußen zog, noch eher Sympathie haben als mit ständischen Parlamenten, denen vielleicht nichts fehlte, um dasselbe zu thun, als derselbe Muth. Ob aber annectirt oder nicht, ist Nebensache. Hauptsache bleibt, daß man heute vor einem kaiserlich deutschen Lieutenant in ganz Europa mehr Respect hat als ehemals vor einem regierenden Reichsfürsten. Wie sprang denn Napoleon I. um mit unseren deutschen Königen! Und wie mißachtet war denn unser eigener deutscher Kaiser im eigenen Vaterland, wenn nicht eine ansehnliche „Hausmacht" hinter ihm stand!

Preußen wird sich sehr hüten, den mindesten Druck auf die anderen Staaten auszuüben, der den Anschein erwecken könnte, als wolle Preußen für sich einen Vortheil herausschlagen. Glaubt Bayern, von seinen „Reservatrechten" einen Vortheil zu haben, so irrt es sich zwar sehr, aber es mag dann selbst den Schaden des vermeintlichen Vorteiles tragen — denn guter Rath und zum Lohn dafür Mißtrauen, das wäre zu viel verlangt von Preußen. Aber Niemand könnte es Preußen verdenken, wenn es seinen eigenen Provinzen möglichst große Selbständigkeit gibt, so daß sie sich von den „souveränen" Staaten nur unterscheiden durch den Namen der „Souveränetät"! Was Bayern und Württemberg recht ist, das ist Schlesien, Pommern und Westfalen billig. Daher ist es sehr zu tadeln, daß die Oberpräsidentenstellen so sehr wechseln und nach Zufälligkeiten vergeben werden, als eine Art Schmerzensgeld für Leute, die Unglück gehabt haben, und denen man eine Ehre erweisen möchte. Die Zukunft ist zukunftsvoll. Vielleicht ist die stattliche Zahl der hohenzollernschen Prinzen vom Schicksal bestimmt, eine neue, den neuen Verhältnissen angepaßte Art von Stammes-Herzögen für Preußens Provinzen abzugeben. Selbstredend, ganz selbstredend unter festester Oberhoheit des Kaisers, nicht um zu lockern oder gar zu trennen, sondern um die Freude am Reich zu mehren und dadurch alle Theile mit dem festesten Bande zu umschlingen — auf ewig ungetheilt.

Natürlich, der Menschen Wille bleibt immer ihr Himmelreich. Nichts wäre alberner, als künstlich Besonderheiten zu züchten, oder auch nur von oben herab zu begünstigen. Besonderheiten schont man, aber man heuchelt sie nicht! Es mag ja für eine poetisch besaitete Seele ein idyllischer Zustand sein, wo jede Landschaft, jedes Dörfchen seine besondere Tracht, seine besondere Verwaltung, Bauart, Militär u. s. w. hat, glücklich

Digitized by Google

ist in seinen vier Quadratkilometern und um die Außenwelt sich weder kümmert, noch etwas von ihr erfährt, es sei denn ausnahmsweise, wenn hinten einmal weit in der Türkei u. s. w. Aber diese beschauliche Ruhe ist heute schwer durchführbar, sie kostet zu viel, nämlich den Kopf. Denn ein solches Land der Individualitäten wird die Beute der ländergierigen Nachbarn. Schade! Aber jedes Individuum hat eben nur einen Kopf zu verlieren. Daher müssen wir uns schon, wollend oder nicht, ein wenig in einander fügen, uns uniformiren (einförmig machen), für unsere Eisenbahnen eine gemeinsame Normalspurweite einführen u. s. w.

In vielen, sehr vielen Dingen ist aber die landschaftliche (provinzielle) Selbständigkeit nicht nur unschädlich, sondern geradezu wünschenswerth durch den regen Wetteifer, den sie entwickeln könnte. Man lasse doch hier Simultanschulen, dort confessionelle, hier Gymnasien, dort Realschulen entstehen, man lasse doch die eine Provinz nationalliberal verwalten, eine zweite klerikal, eine dritte conservativ, und eine vierte vielleicht auch von sozialdemokratischen Provinzialbehörden — die Bestätigung von oben kann ja jederzeit versagt werden, und die Erfahrung hat gelehrt, daß Sozialdemokraten durch Mitarbeit in Körperschaften die beste Gelegenheit zur Selbsterziehung finden und sich manche schöne Theorie gründlich abgewöhnen!

Nur gewähre man keiner Landschaft besondere „Rerservatrechte" oder Vorrechte, die den anderen versagt bleiben. Kein Theil Deutschlands kann mehr Rechte für sich beanspruchen als alle anderen.

In vielen Fällen sind die sog. Sonderrechte nur ein schöner Schein, von dem die Mehrzahl der Bewohner des Landes nichts wissen will, der aber trotzdem aufrecht erhalten wird von Landesparlamenten, die nicht vom Volke, sondern von privilegirten Kasten gewählt sind. Schon wiederholt ist von nationalliberaler und freisinniger Seite mit Recht gefordert, daß z. B. Mecklenburg von Reichswegen eine Verfassung erhalten solle. Die Mecklenburger wollen eine Verfassung, wie aus ihren Reichstagswahlen hervorgeht, und Deutschland will dasselbe, nur eine kleine Minorität in Mecklenburg will nicht, und darum sollte man dieser den Willen thun? Ebenso ist es offenbar, daß den „Hanseaten" an ihrer freien Reichsherrlichkeit sehr wenig gelegen ist. Denn sie wählen nur noch Sozialdemokraten.

Wir halten den Parlamentarismus nur dann für segensreich, wenn eine sehr starke Monarchie ihm das Gegengewicht hält und das traurige Wechselspiel schwankender Majoritäten vereitelt. Aber wenn man einmal Parlamente hat, so ist doch offenbar die Hauptsache, daß man den wirklichen Willen des ganzen Volkes erfährt, nicht den von bevorrechteten Klassen. Sollen die Verfassungen der deutschen Einzelstaaten vom Gesammtreich respectirt werden, so muß man wissen, ob die den Einzelstaat bildenden Menschen ihre eigene Verfassung überhaupt behalten wollen. Sonst ist die beliebte Warnung, „nicht an der alten Verfassung zu rütteln", nur ein wohlfeiler Vorwand, um alte Privilegien damit zu decken.

In jedem deutschen Staate (auch in Preußen!) sollte ein Plebiscit stattfinden mit allgemeiner, geheimer Abstimmung, ob die alte Verfassung bleiben soll, oder ob für die Landtage das Reichstagswahlrecht eingeführt werden soll. Gegen das Plebiscit als solches darf nur der reden, der dem Absolutismus huldigt, aber niemals ein Anhänger von Parlamenten, da er sonst verrathen würde, daß er nicht für das Volk kämpft, sondern gegen Volk und Fürst und für parlamentarische Oligarchie. Das sehen wir jetzt vortrefflich an Belgien, wo man sich mit allen Mitteln gegen das sog. Königs-Referendum sträubt — man will den König machtlos machen, um selbst das Volk nach Willkür beherrschen zu können!

Die Wahlen zum Reichstag und zu den Landtagen wären dann gesondert vorzunehmen, da derselbe Wähler möglicherweise in Reichsangelegenheiten einen ganz anderen Vertreter wünscht, als in Sachen seiner engeren Heimath. Es ist höchst wahrscheinlich, daß dann auch die Einsetzung besonderer Reichsministerien allgemeine Zustimmung findet, nicht nur im Reichstage, sondern auch in allen Landtagen. Gerade die Reichsminister sind ja die besten Schützer gegen preußischen Particularismus, wobei wir als selbstredend voraussetzen, daß jene Aemter von den entsprechenden preußischen getrennt werden. Die Trennung mag manche Unbequemlichkeiten mit sich führen, aber das Prinzip ist doch zu viel werth, daß Deutschland nicht nur nach dem Belieben Preußens regiert wird oder zu werden scheint.

Jeder deutsche Soldat muß heute sowohl dem Kaiser als auch seinem besonderen Landesherrn Treue schwören. Offenbar enthält dieser Schwur für alle nichtpreußischen Landeskinder eine reine Unmöglichkeit, die hervortreten müßte, sobald der Landesfürst gegen das Wohl des Reiches handelt. Man kann ja immerhin das beste hoffen, aber erfreulich ist dieser Zustand in keiner Beziehung. Heute sind die deutschen Fürsten streng reichstreu. Sollte der Fall eintreten, daß einer reichsfeindlich handelt, so würde er schwerlich 24 Stunden länger im Lande bleiben, da sein eigenes Volk seinen Thron hinwegfegen würde.

Als vor einigen Jahren der bayersche Raupenhelm verschwinden mußte, da weissagten traurige Propheten viel Unglück. Eingetroffen ist davon bis heute nichts. Auch der württembergische Waffenrock wurde vom Strome der Zeit ergriffen. Dieses Aufgeben unhaltbarer Besonderheiten beruht übrigens völlig auf Gegenseitigkeit, und es wäre sehr zu wünschen, daß diese Gegenseitigkeit durch die That, wo irgend möglich, erwiesen wird, indem umgekehrt auch Preußen einiges Gute von Bayern annimmt. Denn Preußen hat ebenso viel Reservatrecht gegen Bayern als dieses gegen Preußen. Die preußische Pickelhaube war gerade so gut ein „Reservatrecht" wie der Raupenhelm.

Eine Regel aber sollte nie durchbrochen werden: dem Ausland gegenüber müßten wir stets als eine einzige geschlossene Masse dastehen. Daher nur deutsche Gesandte an fremden Höfen, nicht preußische und bayersche! Daher auch keine bayerschen und württembergischen Briefmarken, sondern eine wirkliche Reichspost für das ganze Reich. Was sollen die Franzosen von uns sagen, wenn sie aus Deutschland Briefe erhalten mit bayerschen Freimarken! Und warum das? Nur um der elenden paar Millionen willen, die Bayern verlieren könnte durch den Anschluß seiner Post! Das ist geradezu schmachvoll — man entschädige doch Bayern reichlich, damit es in die Reichspost hinein kann. In München wird ein Brief mit deutschen Marken, den man dort zur Post trägt, als unfrankirt behandelt! Ist das nicht eine Schande? Wenigstens stelle man doch frei, im ganzen Reichsgebiete alle Markenarten als gleich zu behandeln, so daß man z. B. auch in Berlin bayersche Marken verwenden darf. Ist es denn so sehr gefährlich, wenn lumpige zehn Pfennig in eine andere Kasse fließen, während sie doch in der großen Familie Deutschlands bleiben?

Es wäre sehr traurig, wenn wir auf unseren Lorbeeren von 1870 und 1871 ausruhen wollten, um bei festlichen Gelegenheiten den Mund recht voll zu nehmen, wie wir es doch so herrlich weit gebracht hätten. Wer nicht vorwärts geht, sinkt zurück. Es wäre ebenso traurig, wenn wir erst durch neuen Schaden klug werden wollten. Wir haben schon genug Schaden zu besehen, wenn wir in der Geschichte unserer Vergangenheit blättern. Laßt uns treu zu Kaiser und Reich halten nicht in bloßen Worten, sondern in Thaten, laßt uns erwerben und mehren in Einigkeit, was wir von den Vätern ererbten. Zu allen Thaten aber gehört Geld. Die Reichsschulden sind ein herzlich schlechtes Band für Bürger einer Weltmacht. Nicht Schulden, sondern ein Reichsvermögen, Reichskapital thut uns noth, daß das Reich nicht mehr von der Hand in den Mund zu leben braucht wie ein Tagelöhner. Dazu aber gehört Geld, dazu gehört eine Reichseinkommensteuer. Oder wollen wir nicht einmal Geld und Gut wagen, wo unsere Väter ihr Blut und Leben opferten! Sie bluteten gemeinsam Mann an Mann, Bayer und Preuß', und wir sollten heute Bedenken tragen, gemeinsam zu zahlen in eine deutsche Reichskasse! Selbständigkeit jedes freien deutschen Mannes im Innern, aber gegen das Ausland hin alle für

Digitized by Google

einen, einer für alle. Wenn Preußen sein eigenes Interesse wohl versteht, so stellt es seine Staatskunst nicht in den Dienst eines Großpreußens, sondern Alldeutschlands.

Festlegung des Oster- und Pfingstfestes.

Von A. Buchau.

„Die Uhr geht wohl nach dem Monde", sagt der Volksmund mit spöttischem Witze, um dadurch auszudrücken, daß man nicht klug aus ihr werden kann, daß eine Schraube darin locker geworden sein muß. Nach dem Monde kann man keine Uhr stellen, weil er täglich fast eine ganze Stunde nachgeht, und weil seine Bewegung zu der (scheinbaren) der Sonne in einem völlig „incommensurabeln" Verhältniß steht. Entweder wir müßten alle Zeitmessungen nach dem Lauf des Mondes einrichten, oder alle nach der Sonne. Beides durch einander geht beim besten Willen nicht, es stimmt nicht, es disharmonirt, es muß eine heillose Confusion geben.

Wie man trotzdem zum ersten Male auf einen so urkomischen Gedanken verfallen ist, hat ein rein historisches Interesse. Wenn ich nicht irre, stützte man sich auf eine Stelle in der Bibel, wo eine Zeitangabe zufällig nach dem Vollmonde angedeutet war. Uns darf das in dieser Weise nicht beeinflussen. Denn man feiert große Feste wohl, aber man richtet doch keine Verwirrung zu Ehren eines Tages an. Oder will man Unordnung stiften zur höheren Ehre des Gottes, der Ordnung und Gesetz will? Besonders da das dritte hohe Fest der Christenheit, das Weihnachtsfest, auf einen bestimmten Jahrestag gelegt ist, so kann auch das frömmste Gemüth ohne Entsetzen an eine Festigung der beiden anderen Feste denken. Beinahe möchte man sagen: was nützt ein Fest, wenn es nicht fest ist? Sicher bringt uns die Schwankung eine große volkswirthschaftliche Schädigung.

Am deutlichsten tritt dies hervor im Schulwesen. Unser Schuljahr beginnt und schließt mit dem Osterfest. Das Osterfest schwankt durch fünf Wochen. Daher kann das Schuljahr, das nach Abrechnung von 11 Wochen Ferien 41 Schulwochen zählt, in einem Falle auf 36 Wochen sinken, wenn nämlich auf ein sehr spätes Osterfest ein sehr frühes folgt. Im umgekehrten Falle erhöht sich die Zahl offenbar auf 46 Schulwochen. Diese Unsicherheit von 10 Wochen bringt natürlich große Benachtheiligungen mit sich, da das Pensum für jede Klasse ein fest bestimmtes ist und sein muß. Besonders ein spät fallendes Osterfest übt einen sehr ungünstigen Einfluß. Das neue Schuljahr beginnt dann Anfang Mai. Nach sechs Wochen fallen die Pfingstferien, und zwei Wochen nach diesen kommen die vierwöchentlichen Sommerferien, wo die Schüler alles neu Gelernte wieder recht gründlich vergessen. Zum Arbeiten sind gerade die Juliferien am allerwenigsten geeignet, so daß auch alle „Ferienarbeiten", bei denen überhaupt nicht viel herauszukommen pflegt, unnütz sein würden. Die Lehrer haben daher das Vergnügen, nach den großen Ferien wieder von vorn anzufangen, wenn sie nicht auf unsicheren Grundlagen weiter bauen wollen.

Für alle abgehenden Schüler erleidet der Antritt ihrer neuen Lebensstellung eine unerfreuliche Verschiebung. Der Beginn aller Berufsthätigkeiten rechnet natürlich nach dem Vierteljahre, also vom 1. April an. Entläßt nun die Anstalt alle diese Schüler schon am 31. März, so ergibt sich daraus wider der schlimme Uebelstand, daß die letzten Schulwochen sich ganz „verkrümeln", weil die Schüler sich allmählich in alle vier Winde zerstreuen. Außerdem findet am 1. April der Hauptwohnungswechsel im ganzen Jahre statt. Eine nicht geringe Zahl verzieht sogar nach anderen Orten. Wer aber die paar Wochen noch aushalten will, muß die Miethe für das ganze Vierteljahr zahlen. Dazu haben aber nur Wenige das Geld übrig.

Als im Jahre 1886 das Osterfest sehr spät lag, hatte man schon in maßgebenden Kreisen beschlossen, die Ferien davon unabhängig zu machen, also nur die Festtage, die mitten in die Schulzeit hineinfielen, frei zu geben. Die Schüler hätten dadurch offenbar einige freie Tage gewonnen, von ihrer Seite war also kein Widerspruch zu fürchten. In letzter Stunde besann man sich anders. Man verschob aber doch an einigen Schulen die Ferien um eine Woche frühzeitiger, so daß das Fest an das Ende der Ferien fiel, während in anderen Städten das Fest in der Mitte derselben liegen blieb. Dadurch bekamen Lehrer und Schüler, die gerade die Anstalt wechselten, zum Theil drei, zum Theil nur eine Woche Ferien.

Würde man den durch das bürgerliche Osterfest verursachten Schaden in Geldeswerth ausdrücken, so käme man sicherlich auf eine stattliche Summe von mehreren Millionen jährlich. Und was haben wir für diese Ausgabe? — Man soll nicht rütteln am Alten, Hergebrachten, Festgewurzelten, gewiß — wenn es nur unnütz und unvernünftig ist, das Alte, so mag es stehen bleiben, es lohnt vielleicht die Mühe des Abbruches gar nicht. Aber wenn es nachweislich schadet und dabei tief eingreift in unser ganzes Leben? Denn an Schulangelegenheiten ist das ganze Volk ebenso betheiligt wie an militärischen. Und wenn es nicht einmal „festgewurzelt" ist! Das Osterfest schwebt ja jetzt in der Luft, es soll eben erst feste Wurzel erhalten.

An Versuchen hat es nicht gefehlt, aber man scheint nicht an die richtige Quelle gegangen zu sein. Der Kaiser als „Summepiscopus" der evangelischen Kirche Deutschlands könnte hier ein entscheidendes Wort sprechen. Noch besser wäre es, wenn er sich zu diesem Zwecke mit dem Papst in Verbindung setzte. Bismarck wandte sich auch ohne Scheu an den Papst, wenn er seines Ansehens bedurfte. Der Papst ist seit einiger Zeit „unfehlbar" geworden. Hier wäre eine Angelegenheit, in der die päpstliche Unfehlbarkeit uns von großem Segen werden könnte. Sein Machtspruch genügt, und wir können die langen Verhandlungen eines Conciles sparen.

Der himmlische (d. i. astronomische) Frühling ist etwas Festes. Der irdische Beginn des Lenzes hängt sehr von den Zufälligkeiten des Wetters ab. Daran können wir nichts ändern, wir müssen das Wehen der ersten Frühlingsstürme hinnehmen, wann sie kommen. Aber offenbar thöricht ist es, wenn wir die schwankenden Elemente noch vermehren und verschärfen.

Mit dem Worte „Weihnachten" können wir eine bestimmte jahreszeitliche Vorstellung verbinden, mit Ostern und Pfingsten aber nicht. Ostern schwankt zwischen winterlicher und frühlingsartiger Witterung, Pfingsten zwischen frühlingsmäßiger und sommerlicher. Wenn Goethe in seinem Reinecke Fuchs das Pfingstfest besingt, so muß er den Standpunkt des Grünenden und Blühenden erst näher andeuten, sonst fehlt uns der Maßstab. Ein spätes Pfingsten kann bei frühem Beginn der warmen Jahreszeit schon mitten in den Sommer zu liegen kommen. Umgekehrt kann ein frühes Osterfest verbunden mit langwährender Winterszeit uns noch mitten in Schnee und Eis überraschen, so daß der Dichter des Faust schwerlich von den Menschen sagen könnte: denn sie sind selber auferstanden.

Wir wollen nicht hoffen, daß sich hier noch länger die Gesetze wie eine ewige Krankheit forterben, nach dem bloßen barbarischen — Gesetz der Trägheit. Wie soll es denn in Zukunft werden? Sehr einfach. Ostern wird der erste Sonntag im April, oder auch der letzte des Märzmonats, darüber soll wahrhaftig kein trennender Streit entbrennen. Das Pfingstfest, welches bekanntlich „am 50. Tage" nach Ostern stattfindet, fällt dann regelmäßig in die Mitte des Mai. Ostern liegt am ersten Beginne des Frühjahres, Pfingsten etwa inmitten desselben. Wenn man einmal beim Aendern ist, so kann auch beim Weihnachtsfest eine kleine Verbesserung eintreten. Weihnachten liegt gar zu fest, da es an ein Datum gebunden ist. Dadurch häufen sich mit den daneben liegenden Sonntagen die Festtage zu sehr. Es sind nämlich von 15 auf einander folgenden Tagen 6—7 Festtage und 8—9 Werktage: drei Sonntage, der Neujahrstag und die beiden Weihnachtsfeiertage, zu denen stellenweise noch der „dritte Weihnachtstag" und gar der Tag des „heiligen Abends", des Vorabends zum Feste, hinzu-

Digitized by Google

kommt. Da nun Ostern und Pfingsten stets nur an Sonntagen gefeiert werden, so läßt sich beim Weihnachtsfest mit Leichtigkeit dieselbe Bestimmung treffen. Es kann auf den letzten oder vorletzten Sonntag des Kalenderjahres verlegt werden. Dulce est desipere in loco, singt der alte Dichter, aber man soll es nicht zu bunt treiben.

Neue Hypothese über das Wesen der Elektricität.

„Die Mechanik des Unbewußten" kann man mit Recht die moderne Elektricitätslehre nennen; so überraschende Erfindungen und verschiedenartige Anwendungen der Elektricität uns die neueste Zeit auf praktischem Gebiete gebracht hat, immer seltsamere Widersprüche zeigen sich in den Erklärungsversuchen; alle Lobredner des hohen Aufschwunges der Elektrotechnik müssen mit einem Schlußstoßseufzer eingestehen, daß trotzdem das eigentliche Wesen der Elektricität noch in völliges Dunkel gehüllt ist.

Eine uns vorliegende Schrift des Hauptmanns a. D. L. Mann*) versucht Erklärung des Wesens und der Erscheinungen der Elektricität, wobei sämmtliche jetzt supponirte mystischen und unerklärbaren Eigenschaften, Energieformen und Fernewirkungen verbannt sind und keine einzige Kraft angenommen wird, für deren Grund und Träger nicht eine bestimmte Substanz ermittelt wäre, sodaß stets die einzelnen Factoren der Bewegungsgröße — Masse und Geschwindigkeit — in Rechnung zu ziehen sind.

Zunächst will der Verfasser nachweisen, daß der zur Fortpflanzung der Lichtschwingungen dienende Aether je nach seiner Dichte und der Geschwindigkeit seiner Theilchen eine gewisse Spannkraft besitzen und daher auf alle für ihn undurchdringlichen Oberflächen eine permanente Pressung ausüben muß; bei mittlerer Dichte, Geschwindigkeit und Höhe der Aethersäule ergibt sich an der Erdoberfläche ein Aetherdruck von über hunderttausend Atmosphären. Die chemischen, schon vor zwei Decennien begonnenen Untersuchungen des Verfassers über Gestalt, Größe und räumliche Lagerung der dreidimensionalen Körperatome zeigen, daß diese lediglich als Bausteine in allen chemischen Verbindungen und Körpergebilden dienen, daß deren Zusammenhang in den Ecken und Kanten hauptsächlich durch den äußeren Aetherdruck bewirkt wird und daß dann der stabile Atomaufbau die Form der Gefäße bedingt, die von den feineren Substanzen gefüllt und durchströmt werden. Endlich wird aus den verschiedensten Beobachtungsthatsachen, namentlich den später zu erwähnenden Erscheinungen auf das Dasein einer der Dichte nach zwischen Körpermaterie und freiem Aether stehenden Weltsubstanz geschlossen, die unter der enormen, dem atmosphärischen Druck analog wirkenden Aetherpressung zum flüssigen Feuerstoff condensirt, die tieferen Buchten und engeren Hohlräume in den Körpern füllt und als sogenanntes Elektricitätsfluidum die feineren Capillaren durchströmt.

Vergleicht man die starren Elementaratome mit festen Körpern und den freien Aether mit einem Gase, so kann man das Feuerfluidum mit einer Flüssigkeit im sphäroïdalen Zustande in Parallele stellen, nur besitzt dasselbe natürlich eine der Aetherpressung entsprechende bedeutend höhere Spannkraft und muß sich daher bei Nachlaß des äußeren Drucks oder beim Eindringen von Aether weit leichter und heftiger auflösen und als trockener Dunst (secco vapor) verdampfen. Dieser Feuerstoff wird stets sichtbar, sobald er den Aetherdruck überwindet und aus den Körperspalten heraustritt: so als goldgelbe Kuppe auf der Anode im Vacuum, als Feuertropfen im elektrischen Funken, als Feuerstrahl im Bogenlicht, beim Freiwerden in allen Licht- und Feuererscheinungen, sogar in großen Massen als Blitz und Feuerkugel, sowie in unserer Sonne, dem mächtigen, im Aether schwimmenden und durch Aetherbande gehaltenen Feuerball.

Das eigentliche Fundament der neuen Lehre bildet die Annahme verschiedener Aggregatzustände bei den feineren Substanzen und damit erst wird auch das Wesen der Elektricität klar; so unmöglich eine Hydraulik ohne Supposition einer Flüssigkeit und des Luftdrucks erscheint, so undenkbar ist eine Elektricitätslehre ohne Annahme einer flüssigen Feuersubstanz und des permanenten Aetherdrucks. Selbstverständlich ist mit diesen Lehren nur die sogenannte unitarische Hypothese vereinbar, wonach eine Ueberfüllung der Becken und Canäle mit Feuerstoff die positiven und eine Ebbe die negativen elektrischen Erscheinungen erzeugt, bei neutralen Körpern aber ein mittlerer Niveaustand existirt.

Bei unserer Aufgabe, das wirkliche Dasein eines Feuerfluidums zu beweisen, betrachten wir zunächst das Verhalten des elektrischen Stromes, namentlich in einem guten Vacuum, wie es in Geißler'schen Röhren, Radiometern und jetzt vielfach in Beleuchtungsapparaten hergestellt wird. Nach den bisherigen atomistischen Hypothesen mußte es schon Verwunderung erregen, daß im lufterfüllten Raume der elektrische Strom durch Trennung der Pole gleich unterbrochen wird, noch räthselhafter aber erschien den Physikern die Wahrnehmung, daß sogar im Vacuum der Strom bei sehr geringem Elektrodenabstand gehemmt wird und weit leichter den Widerstand in einem langen Leitungsdrahte überwindet. Nach der von Fachmännern gegebenen Erklärung sollte das Vacuum selbst ein Leiter sein, aber eine dielektrische Schicht auf den Elektroden das Ueberströmen hindern; alle Fragen jedoch, woraus diese Schicht bestehe und welche Höhe sie besitze, woher sie bei Trennung der Pole komme und wo sie bei ihrer Verbindung bleibe, vor allen Dingen aber, worauf diese dielektrische Wirkung beruhe, blieben stets unbeantwortet.

Nach obigem Vergleich des Elektricitätsfluidums mit einer Flüssigkeit und der Aetherpressung mit dem Luftdruck liegt die Erklärung dieser Erscheinungen auf der Hand. Wie das Wasser in communicirenden Röhren fließt und stets den bestimmten Niveaustand einnimmt, durch eine eingedrungene Luftblase aber abgesperrt wird, so strömt das Elektricitätsfluidum durch die Molecularcanäle guter metallischer Leiter, wird bei der geringsten Druckänderung als zusammenhängende Masse verschoben, an dem Herausquellen aber nur gehindert durch den umgebenden Aether, welcher wie eine undurchdringliche, doch sehr elastische Hülle wirkt. Auch im durchsichtigen, also äthergefüllten Vacuum lastet der oben angegebene enorme Aetherdruck auf den Elektroden und hindert natürlich das Ueberströmen des Feuerfluidums; nur bei sehr starkem Strom kann dieser Aetherwiderstand überwunden werden, in welchem Falle wir den flüssigen Feuerstoff aus den Anodenporen herausquellen und am Pol als goldgelbe Kuppe haften sehen. Durch Verbindung der Pole wird der Aether verdrängt und damit sofort der Widerstand, das eigentliche Stromwehr, beseitigt. Bei vorsichtigem Entfernen der Kathode kann sogar das Ueberströmen fortdauern, weil die feuerstoffleeren Kathodenkanäle wie Saugheber wirken und die Bildung eines im Bogenlicht wahrzunehmenden Feuerstrahls verursachen, welcher unter dem Aetherdruck einen festen Zusammenhang besitzt, bei Stromnachlaß, entstehenden Oscillationen oder zu großem Polabstand aber auch gesprengt wird.

Da das Feuerfluidum überall vom freien Aether eingedämmt ist, so muß an dessen Oberfläche stets Gleichgewicht zwischen innerer und äußerer Spannkraft herrschen und jede Bewegung in dem einen Medium sich sofort auf das andere übertragen. Genau wie durch den Wind Meereswogen erregt, Niveauschwankungen und Ueberfluthungen herbeigeführt werden, erzeugen Aetherdruckänderungen, Aetherwehen und Aetherwellen im Feuerfluidum Oscillationen, Verschiebungen und bei heftigem Wellenschlag auch das Heraustreten und Verspritzen, wie wir an Potentialänderungen, elektrischen Strömen, Funken und sonstigen Entladungsarten wahrnehmen.

Völlige Bestätigung dieser Erklärung der letzteren Erscheinungen haben erst neuerdings wieder die bekannten Ver-

*) Der Feuerstoff. Sein Wesen, seine bewegende Kraft und seine Erscheinungen in der unorganischen und organischen Welt. Berlin, bei H. Steinitz.

Digitized by Google

suche des Professor Hertz über Beziehungen zwischen Licht und Elektricität geliefert. Hier erzeugt das Ausströmen des elektrischen Fluidums aus der Hauptleitung im umgebenden Lichtäther Wellen von bestimmter Größe und Form und an offenen Stellen der Nebenleitung, wo sich eben tiefe Wellenthäler bilden, der Aetherdruck mithin sehr geschwächt wird, quillt das Feuerfluidum leicht heraus; durch die Analogie mit dem Herausdringen des Blutes aus Ohr, Nase und feinen Poren anderer Organe beim Eintritt in luftverdünnte Räume, dem Herausdrücken der Stubenfenster beim Passiren starker Schallwellen und mit zahlreichen ähnlichen Vorgängen ließen sich diese elektrischen Phänomene schön veranschaulichen.

Während nun diese Experimente gerade das Vorkommen verschiedener Aggregatzustände bei den feineren Substanzen deutlich beweisen, verwerthet man sie jetzt zur Stütze der längst durch Rechnung und Erfahrungsthatsachen widerlegten Hypothese von Clerk Maxwell, wonach der Lichtäther selbst zur Elektricitätsleitung dienen soll, ja Prof. Hertz behauptet sogar, daß die Metalle, welche natürlich die Aetherwellen nicht hindurchlassen, Nichtleiter seien und zerstört damit die sichersten Grundlagen der Elektricitätslehre. Unseren Lesern liegt aber die Erklärung der Undurchsichtigkeit der Leiter, der Durchsichtigkeit des Glases und anderer guter Isolatoren, der Proportionalität der Leitungsfähigkeit mit dem Querschnitt der Leitungsdrähte und sonstigen elektrischen Eigenschaften offen vor Augen; bei gut leitenden Metallen besitzen die Molecularcanäle überall gleiche Weite und sind völlig mit dem Elektricitätsfluidum ausgefüllt, die Anzahl der Canäle oder der Querschnitt bedingt dann die Leitungsfähigkeit genau so, wie die Röhrenweite bei Wasserleitungen die Abflußmenge; auch müssen die Leiter undurchsichtig sein, weil ja das Feuerfluidum für den Aether ebenso undurchdringlich ist, wie eine Flüssigkeitsschicht für die Luft. Das Eindringen von freiem Aether in Körperspalten macht, wie wir oben an den Erscheinungen im Vacuum gesehen haben, die Substanzen dielektrisch und je nach Weite der Poren und Regelmäßigkeit des Atomaufbaues auch mehr oder minder durchsichtig. Sind die Feuerstoffcanäle eines Leiters zu eng zur Aufnahme einer größeren zuströmenden Fluidummenge, so gleitet diese, wie wir bei dünnen Queckfilberbelegungen und oft an Blitzableitern beobachten, an deren Oberfläche fort, an die sie vom Aether angepreßt wird, wie ein an der Fensterscheibe herabrieselnder Regentropfen durch den Luftdruck.

Aus der gegenseitigen Uebertragung aller im Aether und im Feuerfluidum stattfindenden Druckänderungen und Bewegungen lassen sich ohne Schwierigkeit alle Erscheinungen der Induction, Influenz, Polarisation, der Stromentstehungen und Schwankungen, auch die Anziehung und Abstoßung und sonstige wahrgenommene ponderomotorische Wirkungen erklären; wegen des Zusammenhanges zwischen den Bewegungen der feineren Substanzen und denen der Körpertheilchen müssen wir jedoch nochmals auf den im Eingang erwähnten Einfluß des Atomaufbaues auf die Erscheinungen zurückkommen und wenigstens das Schlußresultat dieser stereochemischen Untersuchungen mittheilen.

Das ganze Getriebe von Verbindungen, Zersetzungen und Sättigungen, welche man jetzt auf Affinität, Wahlverwandtschaft, elektrochemischen Charakter und ähnliche unerklärbare Kräfte zurückzuführen sucht, besteht nur im Umlagern der starren Elementartheilchen, im Ausfüllen von Lücken, Herausdrängen von Keilen, Austausch von Einsätzen und Füllstücken und im Eingreifen von Atomecken und Vorsprüngen. Jeder dieser Vorgänge kann natürlich die Größe der Molecularhohlräume und damit die Capacität für den Feuerstoff verändern und verursacht dann entweder einen elektrischen Strom oder das Herauspressen und Verdampfen oder das Einsaugen und Condensiren des Feuerstoffes. Wie das Eintauchen eines Fingers in Wasser den Niveaustand in allen durch Röhren verbundenen Behältern verändert, so bewirkt das Einpressen der Sauerstoffmoleküle in das schwammige Blei des Accumulators das Abfließen des darin aufgespeicherten Feuerfluidums im elektrischen Strom; durch Ausscheiden von Einsatzstücken im Extricator dagegen entsteht eine Niveauerniedrigung und so ein Zufluß des Feuerfluidums. Ist das Abströmen der flüssigen Substanz durch freien Aether oder, wie bei der Kathoden-Polarisation, durch eingeklemmte Elementartheilchen gehemmt, so entsteht eine Stauung oder ein hohes Potential, bei Ueberwindung des Aetherwiderstandes aber werden die oben erwähnten optischen, thermischen und mechanischen Wirkungen erzeugt. Gerade die Plötzlichkeit des Ausbruches bei dem Platzen der Aetherhülle, wie bei Explosionen und katalytischen Prozessen, läßt sich nimmermehr aus den bisherigen Anziehungshypothesen, leicht aber aus diesen Annahmen erklären und durch den Vergleich mit der plötzlichen Auflösung einer im sphäroidalen Zustande befindlichen Flüssigkeitsmenge veranschaulichen, die Wirkungsgröße auch aus Masse und Spannkraft des in jedem Feuerwerkskörper angesammelten Feuerfluidums genau berechnen.

Die Analogie der Aggregatzustände der feineren Substanzen mit denen der Körpermaterie führt uns nun zur Erkenntniß noch einer bisher ungeahnten Wirkungsweise des unter dem Aetherdruck stehenden flüssigen Feuerstoffes.

Dieselbe Substanz, welche als Elektricitätsfluidum durch die Leitungen strömt, die Trägerin aller latenten Kräfte bildet und deren Ausbruch die gewaltigsten Umwälzungen erzeugt, dient nämlich auch als Kitt der Körpermaterie, durch den sowohl die chemische Bindung und die moleculare Cohäsion, wie der Zusammenhang in der galvanischen Kette hergestellt wird, weil nach obigen Erläuterungen das die feinsten Poren und Spalten ausfüllende Feuerfluidum das Eindringen des freien Aethers hindert und demnach der äußere Aetherdruck zur überwiegenden Wirkung gelangt. War die Hypothese von geheimen, den Körpertheilchen selbst immanenten Anziehungskräften für Gravitation, chemische Affinität, Cohäsion und Adhäsion schon unbegreiflich, so offenbarte sich deren Hinfälligkeit am klarsten, als man den Zusammenhang in der Volta'schen Säule uud galvanischen Kette darauf zurückzuführen versuchte. Nach der neuen Annahme Mann's dagegen preßt hier der äußere Aether die einzelnen Kettenglieder und Schichten fest aneinander, sobald das durchrieselnde Elektricitätsfluidum den Aether aus den Zwischenräumen verdrängt hat; danach beruht auch das Anhaften der galvanoplastisch hergestellten Belegungen auf der Ausfüllung der Poren mit Feuerfluidum; das deutlichste Beispiel aber liefert uns die neuerdings eingeführte Methode des Zusammenschweißens der Metalle mittelst des elektrischen Stromes, wobei das aus der Anode quellende Feuerfluidum ganz eigentlich als Feuerkitt benutzt wird. Nur nebenbei mag auf die Zähigkeit guter, mit dem flüssigen Feuerstoff gefüllter Elektricitätsleiter und die Sprödigkeit der durchsichtigen, in den Poren freien Aether enthaltenden Dielektricas hingewiesen werden. Auch hier tritt die Analogie mit dem Wasser, welches spröde Stoffe weich und biegsam macht, die Adhäsion benetzter Glasplatten und das Dichten der Ränder der Luftpumpenglocke bewirkt, sowie lose Staubtheile zu einer plastischen Masse ballt, deutlich hervor.

Leicht ließen sich noch zahlreiche Beispiele für die analoge Wirkungsweise von Aetherpressung und Feuerfluidum mit der von Luftdruck und Wasser anführen und Endosmose, Capillarität, Porenventilatoren, Saug- und Druckpumpen mit gewissen elektrischen und magnetischen Erscheinungen und Apparaten in Vergleich stellen. In der Praxis ist ja bereits eine dieser Erklärung der Elektricität völlig entsprechende Terminologie eingeführt und sind Aufspeicherung einer bestimmten Elektricitätsmenge im Accumulator, Herstellung genügenden Gefälles oder Zuges, zweckmäßigste Einrichtung des Leitungs- oder Canalisationssystems und Erzielung eines raschen Feuerstromwechsels jetzt die Aufgabe einer rationellen Elektrotechnik.

Nochmals muß hier die aus Mann's Untersuchungen und auch aus den Hertz'schen Experimenten sich ergebende Thatsache hervorgehoben werden, daß das vom Aether eingedämmte Feuerfluidum durch Aetherwellen hervorgelockt und herausgesaugt wird, weil dadurch über alle meterologischen, klimatischen, kosmischen und hygienischen Verhältnisse Licht verbreitet wird. Auch durch die Sonnenbestrahlung muß die permanente Aetherpressung an der Erdoberfläche stark modificirt werden und diese

Digitized by Google

Wirkung erst macht die Entfesselung der latenten Kräfte, die Niveauverschiebungen und Stromschwankungen in allen Gefäßen und Canälen des Feuerfluidums, sowie die Auflockerung und Zersetzung der durch Feuerkitt zusammengehaltenen Gebilde erklärlich. Als einziges, zugleich das Dasein eines besonderen Feuerelements deutlich beweisendes Beispiel mag zum Schluß die Entstehung der lokalen Gewitter angeführt werden.

Der Erdkörper selbst muß als mächtiger Elektricitäts-Accumulator betrachtet werden, aus dem ja durch Verbindung der Anode mit leitenden Erdschichten der flüssige Feuerstoff geschöpft werden kann, wie das Wasser aus einem Ziehbrunnen. Wie der Wind die Körper austrocknet, so entzieht anhaltende starke Sonnenbestrahlung der Erde das Feuerfluidum; der Feuerdampf steigt empor, wird durch Luftfeuchtigkeit im Abströmen gehemmt, sammelt sich daher in bestimmter Höhe an, condensirt hier und ballt die Wasserbläschen zur dunklen Gewitterwolke; bei hohem Potential wird dann das Feuerfluidum in Tropfen und Strahlen wieder herausgepreßt. Wir sehen die elektrische Substanz im Blitz niederfahren; wir hören das Passiren der Feuermasse beim Zerreißen der Luftschichten und beim Aufstoßen auf feste Körper; wir können die Bewegungsgröße aus den Wirkungsäußerungen berechnen und den Spuren des Feuerfluidums an den geschmolzenen und zertrümmerten Gegenständen und in der Blitzröhre verfolgen, bis es sich in feuchten, also gut leitenden Erdboden ergossen hat. Noch nie hat ein Chemiker eine Körpersubstanz als Träger dieser Kreislaufbewegung nachweisen können und noch nie ist ein gleichzeitiges Strömen in zwei entgegengesetzten Richtungen derselben Bahn, wie es nach der dualistischen Hypothese stattfinden müßte, beobachtet worden. Auch das Aufgehen der dunklen Wolke und die Entstehung des nachfolgenden Regenschauers findet in dem Verlust des Feuerkittes eine natürliche Erklärung.

Dasselbe Feuerelement aber, welches in Fackeln aus der Sonne bricht, in Hüllen und Schweifen den Kometen entströmt und als Feuerkugel aus der Erde quillt, als trockener Dunst zum Himmel steigt und im Blitz und Feuerregen wieder nieder zur Erde muß, dringt auch in die Erdprodukte, bildet die Triebkraft in der Pflanzenwelt und gelangt mit den Nahrungsstoffen als eigentlicher Lebenssaft in die lebenden Geschöpfe. Sobald man sich nicht länger der Thatsache ververschließt, daß auch in der organischen Materie die starren Elementartheilchen nur als Bausteine dienen, wird man die Wirksamkeit der schon vom alten Heraklit als Urquelle der Bewegung betrachteten Feuersubstanz in allen Lebensprozessen leicht erkennen. Durch die Annahme der Kraft aber, welche das Feuerfluidum an die Körper fesselt, nämlich des permanenten Aetherdrucks, erhalten wir Aufschluß über den Zusammenhang aller Erscheinungen und dann erst werden alle für anziehende und hemmende Wirkungen erfundenen Bezeichnungen ebenso überflüssig, wie nach Erkenntniß des atmosphärischen Drucks der „horror vacui“.

Literatur und Kunst.

Moltke's militärische Correspondenz.

Von Immanuel Rosenstein.

Als mit dem Erscheinen der populären Geschichte des deutsch-französischen Krieges die Herausgabe der gesammelten Schriften und Denkwürdigkeiten Moltke's veröffentlicht wurde, war ausdrücklich darauf hingewiesen, daß jene Ausgabe sich die Aufgabe setzte, das Charakterbild des Feldmarschalls aus den verschiedenartigsten Zeugnissen, aus seinen Schriften, seinen Briefen, seinem Lebensgange den Erinnerungen der Freunde zuverlässig und allseitig zu überliefern, von seiner militärischen Thätigkeit aber ganz absehen werde, die Darstellung und Würdigung derselben sollte vielmehr dem großen Generalstabe überlassen werden. Durch die Herausgabe der militärischen Correspondenz*) ist nun auch die Reihe dieser Schriften eröffnet worden.

Es sind nicht ganz drei Jahrzehnte, daß der deutsch-dänische Krieg, der erste von den drei glorreichen Kriegen, aus denen die Einheit Deutschlands hervorging, geführt wurde, und schon beginnt sich die Erinnerung und Ueberlieferung in weiten Kreisen zu verwischen oder unzutreffend zu färben. Aus dem Buche Sybel's über die Begründung des Deutschen Reichs hatte man gelernt, wie groß die Schwierigkeiten und Gefahren waren, welche die damalige politische Situation darbot, und wie es nur der genialen diplomatischen Action Bismarck's gelungen war, diese zu überwinden. Was die militärische Action anging, so hatte man sich gewöhnt, die Niederwerfung des kleinen Dänemark durch die vereinten Kräfte Preußens und Oesterreichs als ein Kinderspiel zu betrachten. Wir erfahren nun hier im Einzelnen, daß auch diese Seite der Sache ihre sehr ernsten Sorgen bereitete. Es war sehr schwierig, den Krieg einem definitiven Abschluß zuzuführen, da die dänische Hauptstadt und der Sitz der Regierung unerreichbar blieb. Das eigentliche Kriegsobject war unter diesen Umständen das dänische Landheer, mit dem man in kürzester Frist fertig werden mußte, um fremder Einmischung eine vollendete Thatsache entgegen zu stellen. Das war der Kernpunkt des von Moltke aufgestellten Operationsentwurfs, den er schon im December 1862 auf Verlangen des Kriegsministers eingereicht hatte. Wir finden denselben zusammen mit sehr eingehenden Bemerkungen des Prinzen Friedrich Karl in den ersten beiden Nummern unserer Sammlung. Die Grundzüge des Entwurfs kennen wir bereits aus dem Generalstabswerk und dem Buche von Sybel; seinem ganzen Inhalte nach lernen wir ihn hier zum ersten Male kennen. Es ist bekannt, daß der Ministerpräsident von Bismarck bald nach seinem Amtsantritt schon im December 1862 darüber völlig im Klaren war, die ganze dänische Angelegenheit könne nur durch den Krieg in einer für Preußen erwünschten Weise gelöst werden. Von diesem Zeitpunkt an beginnen in Preußen die Vorbereitungen für diesen erst ein Jahr später zu führenden Feldzug, an dessen Führung Moltke's Rath einen sehr hervorragenden, bisher in weiteren Kreisen nicht bekannten Antheil hatte. Das vorliegende Buch enthält im Ganzen 146 Nummern, durchweg Briefe, Telegramme, Berichte und Gutachten Moltke's, zum überwiegenden Theil richten sich dieselben an den König, dann an den Kriegsminister, an den Ministerpräsidenten u. A.; von hervorragendem Interesse sind die bald in amtlichem, bald in vertraulich-persönlichem Ton gehaltenen Briefe an den Obersten Blumenthal, denselben, der 1866 und 1870/1871 als Generalstabschef einer Armee eine so hervorragende Rolle zu spielen berufen war. Von anderen bemerkenswerthen Schriftstücken, die bei diesem Anlaß veröffentlicht werden, ist neben mehreren Schreiben des Prinzen Friedrich Karl ein Brief des Königs Wilhelm an den Prinzen vom 16. März 1864 hervorzuheben, welcher ein Gutachten Moltke's über ein Unternehmen gegen Alsen begleitete. Es ist charakteristisch, wie auch hier der Zug des Königs hervortritt, der verantwortlich selbständigen Bethätigung eines Mannes in leitender Stellung möglichst freie Bahn zu lassen. „Weder ich noch Roon denken daran, Hofkriegsrath spielen zu wollen; wenn wir also Dir auch keine Befehle geben, wie Du operiren sollst, so müssen wir Dir doch unsere Ansichten aussprechen, die Eingang bei Dir finden werden, wenn sie nach den Umständen angängig sind.“ Für die Würdigung und genauere Erkenntniß der damaligen politischen Situation enthalten die Briefe manchen bemerkenswerthen Beitrag; vielfach tritt die Rücksichtnahme auf eine mögliche Einmischung der fremden Mächte, namentlich Englands, als maßgebend für die militärischen Operationen hervor. Ein Zusammenwirken österreichischer und preußischer Kriegsschiffe, um sich der dä-

*) Erster Theil: Krieg 1864. Herausgegeben vom Großen Generalstabe, Abtheilung für Kriegsgeschichte. Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn.

Digitized by Google

nischen Inseln zu bemächtigen, stieß in Wien auf Schwierigkeiten, weil man fürchtete, England zu sehr zu reizen. Auch die Verhältnisse in Deutschland selbst bereiteten mancherlei Bedenken und Schwierigkeiten. Das ganze Elend der Bundestagsverhältnisse, die Unmöglichkeit der Bundes-Kriegsverfassung, die Widerwärtigkeit der absoluten Kleinstaaterei — Alles dies tritt uns nochmals scharf vor Augen, um so eindringlicher, da Moltke nicht kritisirt, sondern einfach die Thatsachen reden läßt. Wir verweisen auf die an den König gerichteten Berichte Moltke's über die Verhandlungen der Militärconferenz in Frankfurt a. M. Es wird durch einen Bericht Moltke's an den König vom 17. Januar 1864 zum ersten Male genauer bekannt, daß man um jene Zeit noch mit der Möglichkeit eines bewaffneten Widerstandes Hannovers gegen den Durchzug preußischer Truppen zu rechnen hatte, den man natürlich ganz einfach niederzuschlagen entschlossen war. Auch die allerdings als kaum glaublich bezeichnete Eventualität, daß die sächsisch-hannöversche Division gemeinsame Sache mit Dänemark machen könnte, wurde in Betracht gezogen. „Dann", so führt Moltke aus, „liegt die Entscheidung auf anderen Kriegstheatern und würde die Mobilmachung der gesammten Armee bedingen." Der von Moltke entworfene Feldzugsplan gelangte nicht zur Ausführung. Nach diesem Plan sollte das Danewerk, das Hauptbollwerk der Dänen, nicht durch unmittelbaren Ansturm in der Front genommen, es sollte, unter Festhaltung der dänischen Hauptmacht durch umsichtige Demonstrationen, in der östlichen Flanke umgangen werden, so daß dem dänischen Heere der Rückzug nach Norden und Osten verlegt wurde und dasselbe gegen Westen gedrängt werden könnte und so der unausbleiblichen Vernichtung anheim fiel. „Es sind", schrieb damals Oberst von Blumenthal an Moltke, „wohl nur wenige Menschen im Stande, einen einfachen Gedanken ebenso einfach auszuführen." Der preußische Obercommandirende, Feldmarschall von Wrangel, gehörte nicht zu diesen Menschen, seine wenig geschickten Dispositionen ermöglichten es den Dänen, zu entkommen, die Preußen kamen mit ihrer Umgehung zwei Tage zu spät und fanden das Danewerk verlassen. Mit Recht hat Sybel (III, S. 238) hervorgehoben, daß mit der reinen Durchführung des Moltke'schen Planes der ganze Krieg höchst wahrscheinlich zu Ende oder die Besetzung Düppels und Alsens, Jütlands und Fünens nur ein militärischer Spaziergang gewesen wäre. Dennoch hatte man die Hoffnung nicht aufgegeben, um den Sturm der Düppeler Schanzen herum zu kommen. Prinz Friedrich Karl brachte den, wie es scheint, von Blumenthal angeregten Plan zur Sprache, die schwierige Belagerung der Düppel-Stellung durch eine Landung auf Alsen zu umgehen. Moltke bezeichnete diesen Gedanken in seinem Bericht an den König vom 15. März 1864 als der reiflichsten Erwägung werth. Neben diesen Plan trat der vom Prinzen-Admiral Adalbert ausgehende Vorschlag, sich der Insel Fünen zu bemächtigen. Hierbei war allerdings die Mithülfe maritimer Streitkräfte erforderlich. Reichten die wenigen preußischen Kriegsschiffe dazu aus? Konnten sie überhaupt angesichts der weit überlegenen dänischen Flotte bis in die Belte gelangen? Man war kühn genug, dies anzunehmen, nur König Wilhelm äußerte lebhafte Zweifel gegen die Betheiligung der Flotte, die ihm zu schwach für ein solches Unternehmen erschien. Moltke hat sich in zahlreichen Schriftstücken über diese Unternehmungen ausgesprochen. Zum Gelingen des Planes gehörte in erster Linie, daß er streng geheim gehalten wurde und die Vorbereitungen unbemerkt blieben, ferner aber bedurfte es, um die preußischen Kanonenboote heran zu bringen, günstigen Wetters. Beide Voraussetzungen trafen nicht zu; am 3. April gab man die Sache endgültig auf. Moltke war auch jetzt noch nicht dafür, von diesen Plänen ein für alle Mal abzustehen. So sprach er sich in zwei Briefen an den Obersten von Blumenthal am 6. April 1864 aus. Er schrieb damals: „Lassen Sie sich durch die augenblickliche Vereitelung Ihres kühnen Planes nicht niederbeugen. Es konnte besser, aber auch schlimmer kommen. Wie Philipp II. seine Armada konnten Sie Ihre Pontons nicht gegen die Elemente, sondern nur gegen den Feind aussenden."

Es würde zu weit führen, auf die zahlreichen Einzelheiten einzugehen, die in unserer Sammlung enthalten sind und ein helles Licht auf die militärisch-politische Situation jener Zeit werfen. Nur auf den Privatbrief v. 3. Juli 1864, der den Uebergang nach Alsen schildert, sei noch hingewiesen. Er ist ein Muster von einfacher und doch hinreißender Erzählung und sollte, wenigstens auszugsweise, in keinem deutschen Schul-Lesebuch fehlen. Es war neulich in den Zeitungen zu lesen, daß dänische Blätter aus diesem Brief, dessen Adressat nicht genannt ist, den Vorwurf entnommen haben, Moltke habe die Besiegten gehöhnt. Das Einzige, was bei sehr weiter Interpretation vielleicht so gedeutet werden kann, ist, daß Moltke den Dänen die damals in den Herzogthümern geläufige Bezeichnung „Hannemann" gibt und die Ueberzeugung der preußischen Soldaten ausspricht, daß die Dänen ihnen nicht mehr Stand halten könnten. Stellen wir daneben ein anderes Zeugniß, das Moltke den Dänen ertheilt. Am 23. April 1864 schrieb er seinem Bruder Ludwig: „Der Enthusiasmus, mit welchem dies kleine Volk für seine Sache kämpfte, die Ausdauer und Hingebung, mit der die Armee sich in der Düppelstellung behauptet hat, findet auch bei ihren Gegnern volle Anerkennung. Die Truppen haben dort unbeschreiblich ausgestanden, weit mehr noch als unsere, welche die Initiative des Angriffs hatten und bei größerer Zahl sich in den schweren Leistungen desselben ablösen konnten. Aber waren die dänischen Machthaber gerechtfertigt, aus ihrer insularen Sicherheit solche Opfer zu fordern? war die Sache selbst, für welche sie gefordert wurde, gerecht?" Konnte man edler, schonender und anerkennender von einem besiegten Feinde reden! — Wir entnehmen der vorliegenden Sammlung die Ueberzeugung, daß der Krieg von 1864 nichts weniger als ein leichtes Stück Arbeit war, und daß die Art und Weise, in welcher Truppen wie Führer sich nach langer Friedenszeit hier bewährten, König Wilhelm wohl bestimmen konnten, wenn auch nicht leichten Herzens, so doch ruhigen Muthes es auf die große Entscheidung, um die es sich zwei Jahre später handelte, ankommen zu lassen.

Steuern wir einer Epoche der Mystik zu?

Von Curt Grottewitz.

Es geht jetzt wieder ein anderer Zug durch die Literaturen der civilisirten Völker. Der Naturalismus war auch gar zu öde und frostig, er konnte ein paar Künstlern gefallen, die, mehr Gelehrte als Dichter, an dem bloßen Aufzählen und Referiren dessen, was sie sahen, sich genügen ließen. Befriedigt hat er wohl Niemanden, aber trotzalledem machten Viele es sich zur Aufgabe, ihn als die einzig mögliche moderne Kunstrichtung hinzustellen.

Freilich, die jetzige Entwickelung der Literatur mag wohl auch die orthodoxesten Naturalisten ein wenig stutzig machen. Was hat das zu bedeuten? Da gründet in Frankreich ein Joseph Péladan einen mystischen Künstlerorden, in dessen Programm die Worte Wahrheit, Natur, Document gar nicht vorkommen. Da schreibt selbst Guy de Maupassant occultistische Geschichten, die den alten Gespenstererzählungen an Unheimlichkeit nichts nachgeben. Und Ola Hansson, der kritische Vertreter des jungen Skandinavien, flieht alle deutliche Natürlichkeit und greifbare Wahrheit der Dinge und forscht nach unbekannten, räthselhaften Momenten der Menschenseele und des Menschenlebens. Ja, in England ist Annie Besant, die Frau, die in Gemeinschaft mit dem jüngst verstorbenen Bradlaugh am eifrigsten für Aufklärung und nüchterne Auffassung der Geschehnisse eingetreten ist, zu den Spiritisten übergegangen. Was hat das zu bedeuten?

Es gibt ängstliche Gemüther, die nun meinen, es werde eine große Periode der Mystik und des Spiritismus kommen, es werde eine große Reaction eintreten gegen alle modernen Bestrebungen, eine gegenwartfeindliche Flucht in das Dunkel des Mittelalters und das räthselhafte Nebelreich der Träume.

Digitized by Google

Aber ist es denkbar, daß Menschen, die mit einander auf meilenweite Entfernungen durch Telephon sich unterhalten, die jede beliebige Kraft in eine andere umzusetzen verstehen und durch Bogenlicht die Nacht zum Tag zu erhellen wissen, ist es denkbar, daß diese selben Menschen zu dem Aberglauben der Schwarzkunst und Alchymie zurückkehren? Wie ist also die seltsame Thatsache, daß der Mysticismus so große Fortschritte macht, zu erklären?

Man kann sagen, die Mystik ist der directe Gegensatz vom Naturalismus. Daß die Welt sich in Gegensätzen bewege und Extrem auf Extrem folge, ist oft gesagt worden. Der Satz mag oft zutreffen, aber nicht immer. Es gibt auch Entwickelungen, die senkrecht aufsteigen, z. B. Goethe's Leben. Jedoch wird eine schroffe Contrastreaction immer da eintreten, wo eine gar zu einseitige, zu mangelhafte, zu unhaltbare Richtung herrscht.

Und der Naturalismus war eine solche einseitige, unhaltbare Richtung. In drei verschiedenen Beziehungen zeigte sich seine Mangelhaftigkeit, und gerade in diesen drei Punkten scheint die Mystik wirksame Abhülfe schaffen zu können.

Zunächst ging der Naturalismus allein auf die deutliche Außenseite der Dinge, ohne sich um das Wesen derselben im Geringsten zu kümmern. Eine Zeit lang freilich war es ganz nothwendig, sich einen jeden Gegenstand von Neuem anzusehen. Denn durch die naturwissenschaftliche Betrachtungsweise erschien ein Mensch, eine Landschaft, eine Handlung ganz anders, als sie frühere Dichter, die Alles mit antik, klassisch oder romantisch gewöhnten Augen betrachten mußten, geschildert hatten. Dazu kam, daß gewisse Fehler beim Sehen und weiterhin beim Schildern von Dingen sich gewissermaßen von Dichter auf Dichter vererbt hatten und so conventionell geworden waren. Solche Fehler aber konnten nur dadurch beseitigt werden, daß man von Neuem jeden Gegenstand haarscharf mit allen Details beobachtete und ebenso schilderte. Diese haarscharfe Beobachtung und Detailschilderung wurde zur Hauptsache und zum Kennzeichen des Naturalismus.

Wie nothwendig aber dieses Streben des Naturalismus anfangs sein mochte, so mußte es doch bald als krasse Einseitigkeit und leere Aeußerlichkeit wirken, und gerade hier konnte die Mystik als schärfstes Gegenmittel mit Erfolg eingreifen.

Sodann aber war der Naturalismus im Grunde nichts Anderes als der Zweig einer Wissenschaft. Der ungeheuere Aufschwung aller Disciplinen hatte es vermocht, sogar die Kunst in sein Bereich zu ziehen. Auch die Dichtung war zur Wissenschaft geworden. Puisque la médecine, qui était un art, sagt Zola in seinem „Roman expérimental" (S. 30), devient une science, pourquoi la littérature elle-même ne deviendrait-elle pas une science, grâce à la méthode expérimentale? Die Dichtung wurde eine Art Physiologie. Wir müssen, sagt Zola in dem angeführten Werke (S. 16), mit den Charakteren, mit den Leidenschaften, mit den menschlichen und sozialen Thatsachen operiren, wie der Chemiker und der Physiker operiren mit den anorganischen Körpern, wie der Physiologe operirt mit den organischen Körpern.

Nun ist aber die Kunst ein für allemal von der Wissenschaft streng verschieden, dadurch, daß diese uns belehrt und jene uns in Stimmungen versetzt oder, wissenschaftlicher ausgedrückt, daß diese uns Erkenntnißwerthe gibt, während jene Gefühlswerthe erzeugt.

Aus einem naturalistischen Werke kann man allerlei interessante Dinge lernen, das Innere einer Destillation, die Zustände in einer Fabrik und den Geruch in einem Pferdestalle. Indessen man wird nicht erschüttert und nicht erhoben, nicht erfreut und nicht betrübt, kurzum das Gefühl bleibt indifferent. Man empfindet ein wissenschaftliches Interesse an einem solchen Werke, aber einen künstlerischen Gefühlsgenuß hat man davon nicht. All die lodernde Begeisterung, den vibrirenden Rausch, in den uns unsere früheren Dichter versetzten, den kennen wir jetzt gar nicht mehr. Das kann uns eine Dichtung, die nichts Anderes als Wissenschaft ist, eben nicht geben. Und hier ist der zweite Punkt, wo die Mystik am sichersten Heil zu bringen scheint.

Sodann aber ist der Naturalismus eine negative Kunst. Es ist sein Streben, alte Irrthümer zu zerstören, alte Anschauungen, Gebräuche, Einrichtungen, die er für nicht mehr haltbar ansieht, zu beseitigen. Er will anklagen und kritisiren, reformiren und noch mehr revolutioniren. Aus allen naturalistischen Werken tönt es uns nihilistisch entgegen: es ist Alles faul auf der Welt, Alles werth, daß es zu Grunde geht, aller Glaube lügt, alle Ideale trügen!

Formell aber lehnt sich der Naturalismus speziell gegen das Epigonenthum auf. Aehnlich wie im vorigen Jahrhundert die Stürmer und Dränger gegen das Franzosenthum sich auflehnten, wie sie durch ihre ungeschlachte, regelhassende Sprache und Manier den feierlichen hochtrabenden Pomp und den auf Stelzen laufenden Stil Louis quatorze der Gottschedianer und zugleich die leichte, zierliche Frivolität der Wieland'schen Richtung zu zertrümmern suchten, ähnlich wie später Heine die romantische Ueberschwenglichkeit durch bitteren Spott zu vernichten suchte, in gleicher Weise beabsichtigen die Naturalisten von heutzutage, die marklose Weichlichkeit, die engherzige Zimperlichkeit, die virtuose Kunstspielerei des Epigonenthums zu zerstören.

Das Zerstören aber ist etwas Trostloses, Beängstigendes und Abstoßendes. Die brutale, kalte Zerstörungssucht, die zersetzende Nörgelei vermag keine Kunst zu erzeugen, die jemals allgemein werden könnte. Aber eine solche Kunst kann auch für die Wenigen, die ihr anhangen, keine allzu große Anziehungskraft haben, sie kann auch für jene nicht von allzu langer Dauer sein. Der Mensch kann sich nicht lange an dem Zerstörungswerk erfreuen, er reißt sein Haus ja doch nur zu dem Zwecke nieder, um ein neues aufzubauen. Der Naturalismus aber reißt nur nieder, das Aufbauen ist nicht seine Art und nicht seine Aufgabe. Aber gerade das Aufbauen ist dasjenige, wonach man sich jetzt zu sehnen beginnt. Und man schaut sich um nach einer Macht, die diese Sehnsucht stillen, die diese Aufgabe erfüllen kann, deren Amt es ist, ein großes, schönes Gebäude aufzuführen, hoffnungsvolle Keime aufgehen zu lassen.

Und in dieser Sehnsucht, in diesem glühenden Träumen von neuen schönen Zielen und Werthen stürzt man sich auf die Mystik. Vielleicht ist sie die Retterin aus der Noth?

Und in der That, keine Geistesrichtung ist wohl so geeignet, die gewaltigen Mängel des Naturalismus so radical zu beseitigen wie die Mystik. Indessen ich glaube, sie beseitigt jene Mängel genau so wie die Amputation eines Armes den Rheumatismus beseitigt, an dem jener leidet, genau so wie der Blitz, der einen Baum zerschmettert, denselben von allen den schädlichen Insekten befreit, die seine Rinde zernagen. Das will sagen, die Mystik ist ebenso einseitig wie der Naturalismus, sie ist nur das andere Extrem.

Was zunächst den ersten Mangel des Naturalismus betrifft, seine Aeußerlichkeit und pedantische Deutlichkeit, so bildet die Mystik den directen Gegensatz dazu. Hier ist Alles innerlich, dunkel, geheimnißvoll, hier gibt es keine festen, sicheren Grenzen, an die man sich halten, keine deutlichen Farben, die man sehen kann, hier gibt es kein Wort, das einen klaren Begriff umschließt, hier ist Alles verschwommen, unsichtbar, Ahnung, hier gibt es kein lichtes Wissen, hier herrscht ein dunkles, vages Glauben.

Es ist nicht denkbar, daß eine Herrschaft lichtscheuer Verschwommenheit lange anhalten wird. Die Menschheit ist gerade vermöge immer größerer Ausbildung ihrer Vernunft auf die hohe Entwickelungsstufe gelangt, auf der sie jetzt steht, und es wird ihr niemals einfallen, lange auf die Vortheile klarer, vernunftgemäßer Wissenschaft Verzicht zu leisten. Sie wird zwischen Mystik und Naturalismus einen Ausgleich zu treffen wissen, sie wird sich eine Kunst schaffen, deren Klarheit frei von Aeußerlichkeit und Pedanterie, und deren innere Tiefe frei von verschwommener Geheimnißkrämerei ist.

Wenn ferner der Naturalismus aus der Kunst eine trockene Wissenschaft machte, so wird im Gegensatz dazu ein jeder in den mystischen Werken der Maeterlinck, Huysmans, in den mystischen Gemälden der Puvis de Chavanne, Klinger, Stuck

Digitized by Google

und so weiter eine intensive Kunst erblicken. Denn während der Naturalismus nur Erkenntniß und Kenntnisse vermittelte, können mystische Kunstrichtungen wie z. B. die romantische der Schicksalstragödien oder die jetzige, sehr stark auf das Gefühl wirken. Trotzdem wird man bald erkennen, daß diese mystische Kunst krank, senil, nervös ist und daß sie in Folge dessen im höchsten Grade schädlich ist. Denn am Ende kommt es nicht darauf an, daß die Kunst Gefühlswerthe gibt, sondern was für Gefühle sie erregt. Und wenn die Gefühle, die eine Kunst anschlägt, krankhafte, schädliche sind, so wird sich die Menschheit bald von einer solchen Kunst abwenden. Wie sehr aber eine Kunst der Mystik entbehren kann, das sehen wir an Shakespeare und den Meisterwerken Goethe's und Schiller's zur Genüge.

Der Naturalismus ist sodann seiner ganzen Tendenz nach negativ, kritisirend und zerstörend. Ganz im Gegensatz dazu liegt in aller Mystik etwas Anerkennendes, Hingebendes, Hoffnungsvolles. Es liegt darin ein froher Glaube, und jeder Gläubige vergißt alle Kritik, alles Nörgeln, jeder Glaube hat an sich etwas Positives und Stabiles, etwas Berauschendes und Hinreißendes. Es ist daher wohl begreiflich, wie die Zeit von dem kalten bilderstürmenden Naturalismus zu dem warmen, gemüthvollen Mystizismus umschlagen kann. Doch wie sollen wir dieses vereinen mit den Fortschritten unserer Wissenschaft? Wir gerathen hier in ein schwieriges Dilemma, bei dem entweder unsere ganze moderne Cultur oder unsere ganze Gefühlswelt zu Grunde gehen muß.

Indessen auch hier ist man von einem Extrem in das andere gefallen. Angewidert von der kalten Zerstörungswuth des Naturalismus, sagte man plötzlich allen Errungenschaften unserer Zeit Lebewohl und klammerte sich blindlings an die verstandesberauschende, herzbethörende Mystik. An einen Mittelweg dachte man auch hier nicht, oder man vermochte ihn nicht zu finden. Der Naturalismus hatte Alles, woran man früher gehangen, in Stücke geschlagen, und etwas Neues hatte er nicht geschaffen. In dem zehrenden Bedürfniß etwas zu haben, wandte man sich an das Urälteste, Unbestimmteste, Unfaßbarste, um Verstand und Sinne im tollsten Gefühlstaumel zu betäuben.

Das aber ist die gefährlichste Seite der Mystik, und hier liegen die Ursachen ihrer unheimlichen Macht für die Gegenwart. Der Mensch will etwas haben, für das er sich begeistern und nach dem er streben kann. Wer bietet ihm aber dieses Neue, wer baut ihm ein neues wohnliches Haus?

So viel aber ist klar, daß alle Herrschaft der Mystik sofort gebrochen ist, wenn es gelingt, aus der Gegenwart heraus, aus den Cultur- und Wissensmomenten unserer Zeit, eine neue positive Geistesrichtung zu erzeugen. Und man kann wohl überzeugt sein, daß diese sich nach und nach bilden wird. Auch wir werden unsere festen Ziele, unsere eigenartigen Kunstschönheiten, unsere Begeisterung und Erhebung haben, wie sie die vorhergehenden Epochen in ihrer Weise gehabt haben. Schon beginnt ein Streben, diese Keime zu suchen, schon müht sich mancher, die Ideale unserer Zeit zu finden. Hier und da leuchtet verheißungsvoll aus manchem neueren Werke ein sonniger Strahl der Hoffnung. Oder ist es verfrüht zu hoffen? Wer weiß, vielleicht täuschen wir uns Alle. Aber ist das nicht seltsam: ringsum liegt die ganze Welt in Trauer über den Verfall ihrer alten Größen, ringsum herrscht Vernichtung und Pessimismus — ist es da nicht gerade ein hoffnunggebendes Zeichen, Hoffnung zu haben?

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Eine Schulrevision.

Mein Beruf als Schulinspector führte mich nach Siedlau. Ich hielt es für angemessen, dem Gutsherrn, mit dem ich von früher her etwas bekannt war, meinen Besuch zu machen. Er empfing mich mit größter Liebenswürdigkeit und lud mich sogleich zum Frühstück ein. Sein Rothwein, der Caviar, die Rebhühner-Pastete, alles war vorzüglich. Es stellte sich mir ein behagliches Empfinden ein: so muß es sein, so muß es bleiben! Ich fühlte mich durch und durch conservativ.

Die Unterhaltung lenkte sich natürlich sehr bald auf die Schule.

„Das hiesige Schulgebäude", sagte ich, „scheint, so viel ich im Vorüberfahren sehen konnte, etwas mangelhaft zu sein."

„Ach nein," sagte der Gutsherr zögernd, „es reicht schon aus. Ja freilich," fuhr er nach kurzem Bedenken fort, „es ist eigentlich ein elendes Loch; aber glauben Sie wohl, daß ich die Bauern dazu bringen kann, etwas in der Sache zu thun? Was habe ich um das Gebäude schon für Aerger gehabt!"

„Und das Dominium hat keine Verpflichtung?" fragte ich.

„O, Gott bewahre," fiel mir der Herr eifrig in das Wort. „Die Bauern, ja die Bauern, die berufen sich immerfort auf Gesetze. Aber, wie ihre Kinder untergebracht sind, das ist doch zunächst Sache der Bauern. Und ehe sie das nicht einsehen, gebe ich keinen Pfennig her, Was liegt nicht alles auf mir! Der Gutsherr möchte immer für Alles einstehen. Und was werden jetzt für Neuerungen aufgestellt mit Unterrichtsmitteln und dergleichen. Was soll den Bauerjungen die Naturgeschichte, die Geographie und andere Dinge. Gebt den Kindern Religion. Alles Andere ist überflüssig."

„Nun allerdings," wandte ich ein, „macht die fortgeschrittene Cultur auch an die Schule erhöhte Ansprüche."

„Ach die Cultur!" rief der Herr. „Die Bauernjungen laufen in die Stadt und gehen in die Fabriken und die Landwirthschaft und das Handwerk gehen zu Grunde. Eins thut Noth! Das religiöse Leben muß wieder erweckt werden. Dazu ist die Schule da!"

„Das ist," sagte ich, „gewiß eine weit und tief greifende Aufgabe, an der Schule und Haus, an der Jedermann mitzuarbeiten berufen ist. Ob man indessen dabei die Leistungsfähigkeit der Schule nicht überschätzt" — —

„O," rief der Gutsherr, „die Grundlage macht Alles. Die Cultur macht keine Ansprüche; die von der Cultur beleckten Menschen machen Ansprüche. Sie suchen ihr Glück nicht mehr in der Erhebung zu Gott sondern im Versinken in die Genüsse dieser Welt. Darum haltet die Kunde von der Welt von den Kindern ab und flößt ihnen Religion ein." Ich sah wohl, der Conservatismus hatte hier einen Felsengrund.

Ich ging nun zur Schule. Der Lehrer war ein recht dürrer Mann. Sein Gesicht zeigte eine gewisse Trockenheit und Starrheit. Er erinnerte mich an die Exemplare eines Herbariums. Er richtete an die Schüler festgeformte Fragen, denen man den Anschluß an das Buch deutlich anhörte. Die Kinder gaben eben so fest geformte Antworten und nur selten kam es vor, daß eine Antwort erfolgte, ehe die Frage gestellt war. Bibelsprüche und Liederverse sagten sie her mit der Sicherheit und Kraft eines Ausrufers. Der eigenthümliche Rythmus, in welchem die Kinder sprachen, hatte etwas sanft Bewältigendes... Ich hörte Worte, ich hörte Rythmen, ich blickte träumerisch auf den Lehrer hin... Sein dürftiges Röckchen erschien mir mehr und mehr wie ein Priestergewand.

Da trat ein Mann an ihn heran und fragte: „Was soll ich thun, um das ewige Leben zu gewinnen?"

Mit einem Blicke voll strahlender Hoheit sprach der Priester: „Verkaufe Alles was Du hast und gib es den Armen, so wirst Du einen Schatz im Himmel haben."

Und alsobald entledigte sich der Mann seines Rockes und gab ihn einem der keinen hatte und vertheilte den Inhalt seines Geldbeutels an die herandrängenden Armen. Viele Andere aber folgten seinem Beispiele und umschlangen sich als Brüder und schlossen sich zusammen als eine Gemeinde einer neuen Kirche.

Da umringten aber den Priester andere drohende Priestergestalten und Kriegshauptleute und riefen: „Du verbreitest Irrglauben, du verbreitest Ketzerei. Kehre zurück von deinen Irrwegen, schwöre ab deine Ketzerei oder dein Leben endet auf jenem Scheiterhaufen." Der Priester aber erhob seine Hände; auf seinem Antlitz glänzte ein Licht, vor welchem die Flammen des Scheiterhaufens wie dunkler Qualm erschienen.

Digitized by Google

„Mein Leben," rief er, „das ist mein Glaube, ihn halte ich fest; meinen Leib aber nehmet hin, daß er das Zeugniß meines Glaubens werde. Ihr aber, meine Getreuen, haltet fest am Glauben ohne Menschenfurcht!"

Und indem die Getreuen voll todesmuthiger Begeisterung ein Gotteslied anstimmten, stürzte sich der Priester in die Flammen, daß die Holzscheite krachend zusammenschlugen. — —

Ein Mädchen aber warf sich vor mir nieder und — überreichte mir ein Gesangbuch, das meiner Hand entfallen war. Ich war eingenickt.

Noch voll der Erregung meines Traumes blickte ich auf die ein Kirchenlied singenden Schulkinder, deren Blicke nach allen Windrichtungen gingen, und auf den dürftigen Lehrer, auf dessen trockenem Antlitz sich ein Zug stiller Befriedigung zeigte. Es war ja Alles so gut gegangen.

Ja, Wiederweckung des Glaubens! sann ich still für mich.

Aus der Hauptstadt.

Der ewige Barabbas.

Zum Feste der ungesäuerten Brote, am sechsten Tage nach dem Sonntag der Palmen, da auf einer Eselin Jesus von Nazareth in die Haupt- und Residenzstadt Sr. Hoheit des Landpflegers Pilatus eingezogen war, brachte die jerusalemitische Presse im Sperrdruck hochgestimmte Leitartikel. Die Osterglocke konnte sie dazumal noch nicht läuten, denn, der übermorgen auferstehen sollte, der mußte doch heute erst gekreuziget werden, und niemals, wenn ihnen ihr Ansehen lieb war, durften die Schwarzkünstler wagen, auch nur um Fußesbreite dem Pöbel voraus zu sein. Wohl aber galt auch schon damals die schöne Sitte, an Sonn- und Feiertagen die Waffen ruhen zu lassen und des Krieges Stürme schweigen, weder den moabitischen Finanzminister anzugreifen noch auch nach Mesopotamien kalte Wasserstrahlen zu spritzen, sondern von innerer Politik, staatsmännisch gelassen, zu sprechen und den sozialen Frieden zu predigen, unentwegt. Solches that denn die jerusalemitische Presse und es freute sich dessen das schon dazumal liberale Bürgerthum in Stadt und Land.

War da nämlich der fromme Brauch, daß zu Ostern stets ein Verbrecher los gegeben wurde, und hatte längst schon man sich darüber bestritten, wen die Krone wohl diesmal begnadigen würde. Zwei Anwärter kamen in Betracht: Jesus, den sie höhnend, in militärischen Antisemitenversammlungen sogar, den König der Juden nannten, und Barabbas, der wegen Landfriedensbruches und Erregung von Aufruhr verhaftet worden war. An die Krone aber hatten sich unverantwortliche Rathgeber gedrängt und Ohrenbläser, die den Platzhalter des Kaisers zu verführen trachteten, auf daß er Jesum frei gäbe, den sie den Gesalbten hießen und Gottes eingeborenen Sohn. Darob entbrannten in Zorn die verantwortlichen Rathgeber, aus dem Staatsrathe die, aus den Synoden und Parlamenten, und was sonst noch durch die Weihen der öffentlichen Wahl gegangen war und deshalb Alles wußte und in Zungen zu reden vermochte, und der Parteiführer Caiphas, Hofprediger zwar und doch liberal wie nur Einer in Stadt und Land, beschloß, seinen ganzen Einfluß und den seiner Presse dazu einzusetzen für Barabbam. Und so kam es, daß irgend ein Höchstgelehrter, Ebers vielleicht oder auch Brugsch Pascha, einen sehr merkwürdigen Papyrus fand, die papierene Mumie eines jerusalemitischen Tageblattes vom Feste der ungesäuerten Brote. Nach den landesüblichen Tropen der Einleitung las man da:

„. . . Auf das ursprünglich so sonnig heitere Fest, das gerade uns mit dem Frühling auch neue Abonnenten in reicher Fülle zu bringen pflegt, fallen diesmal ernste und düstere Schatten. In politisch bewegter Zeit treten wir in das neue Quartal und wie ein lastender Alb liegt es auf dem liberalen Bürgerthum in Stadt und Land. Aengstlich sind die Blicke der breiten Massen des Volkes auf den Träger der Krone gerichtet und zweifelnd fragt sich die aufgeschreckte Volksseele, ob der gesteuerte Kurs auch wirklich der richtige ist. Unsere gesammte Haltung entrückt uns wohl dem Verdacht einer unzufrieden nörgelnden Gesinnung, aber gerade weil wir in unverbrüchlicher Treue zur Krone stehen, müssen wir in bewährter Ehrerbietung doch der Frage Raum geben, ob es nicht schlechterdings gemeingefährlich erscheint, einer Bewegung Concessionen zu machen, die an den wurzelfesten Säulen der Staats- und Gesellschaftordnung zu rütteln sich vermißt. Wohin gerathen wir, wenn ein Agitator, der gegen die geheiligten Interessen der Bürgerschaft und der wahrhaft königtreuen Klassen die wüsten Schaaren der Besitzlosen aufruft, straflos bleibt, wenn Besitz und Bildung von schamlosen Demagogen mit dem beschimpfenden Namen eines öden und geistlosen Naturalismus gebrandmarkt werden dürfen? Erst gestern konnten wir — vor allen anderen jerusalemitischen Blättern — über die imposante Kundgebung berichten, die im Hause unseres allverehrten Hofpredigers Caiphas stattfand. Die wahrhaft liberale Gesinnung, die hier zum Ausdruck kam, hat in den weitesten Kreisen der Bevölkerung rasch ein gewaltig nachhallendes Echo gefunden und immer dringender schallt der Ruf nach einer unzweideutigen Klärung der Situation zum Träger der Krone empor. Nicht mit der kleinen Münze einer kärglichen Abschlagszahlung kann hier geholfen werden, nicht eine Verkleisterung, vielmehr eine entschiedene Aenderung des Kurses fordert das Volk und selbst wir, die wir das humane Banner stets mit besonderem Stolz unseren zahlreichen Lesern vorangetragen haben, selbst wir müssen uns, da es das Wohl des Gemeinwesens verlangt, in den unserer führenden Stellung entsprechenden vornehmen Formen jenem Schrei anschließen, der heute, den österlichen Frieden durchbrechend, zum Königsschlosse hinauftönt: Kreuzige, kreuzige ihn! Im Kampfe um den Bestand unserer heiligsten Güter muß jede Klinge heraus und die leitenden Männer wären übel berathen, wenn sie versuchen wollten, gegen den starken Strom der öffentlichen Meinung zu schwimmen, als deren berufene Vertreterin eine nach oben und unten gleichmäßig unabhängige Presse in jedem aufrichtig constitutionellen Staate . . ."

Pontius Pilatus war ein streng constitutioneller Monarch, und da er vernahm, wie die Schriftgelehrten und die Wechsler, wie Bildung und Besitz ihre Stimme erhoben, in der Presse, in Petitionen und Resolutionen, that er, wie er immer zu thun pflegte, ehe er eine Unsauberkeit angriff: er wusch die Hände und reichte sie dann dem liberalen Bürgerthum in Stadt und Land. Denn er war ein römischer Aristokrat und scheute den schweißigen Druck der öffentlichen Meinung, deren Ursprung er auch allzu gut kannte, der Besitzer eines auskömmlichen Reptilienfonds. Und mit reinen Händen lieferte er den Nazarener an das Kreuz, den sozialen Reformator, und ließ den politischen Verbrecher Barabbas laufen.

In den Straßen von Jerusalem aber, die nach ungesäuerten Broten rochen und entvölkert waren, weil es die Massen der Römer und Juden zum Spektakel von Golgatha zog, streiften zwei Männer einander und schielten sich in die verstörten Blicke: der bleiche Schuster Ahasverus und der rothe Radicale Barabbas, unsterblich beide und beide ewig, weil der Eine in schwerster Stunde den Gesandten beschimpft hatte, weil der Andere klug genug gewesen war, neben dem Großen ein Kleiner zu sein und neben dem sozialen Erwecker ein gut bürgerlicher Fanatiker.

Das liberale Bürgerthum in Stadt und Land feierte schönsten Sieg und auf den Befehl der culturfreundlichen Verleger kündete die Presse den Triumph der freiheitlichen Idee, denn so hieß die Losung der Hierarchie, der Gedankenherrschaft, die ideologisch alle Dinge zu betrachten vorgab. Als aber die Abendblätter erschienen, mit zweckentsprechenden Leitartikeln, höchst schmeichelhaften natürlich für die kraftvolle Regung der Volksseele, da ward, genau um die sechste Stunde, eine Finsterniß über das ganze Land und die Sonne verlor ihren Schein und der Vorhang des Tempels riß mitten entzwei. Die öffentliche Meinung hatte glänzend gesiegt: Jesus von Nazareth war todt, aber Barabbas war gerettet.

* * *

Der tiefsinnigen Lehre dieses ersten Charfreitages denkt man in keiner Kirche nach, wo buchstäblich nur, was Matthäus und Marcus, was Lucas und Johannes aufgezeichnet haben, und meist auch stumpfsinnig, wiederholt wird, als ob die Apostel zu allen Zeiten nicht in die Irre getappt hätten, so oft sie des Meisters Wort verbreiten wollten und also vergröbern mußten. Der einzige Paulus macht eine Ausnahme, vielleicht, weil seine Hyperästhesie eine im Schmerz ihn heiligende Bekehrung erlebt hatte, wahrscheinlich aber, weil er es nicht mit Barabbas hielt, sondern mit

Digitized by Google

Christus, nicht mit der politischen Idee, sondern mit der sozialen That, die er aus den engen Banden jüdischer Sektirerei entbinden und allen Völkern gemein machen durfte. Das Gegenstück zu seinem internationalen Christenthum sucht heute, mit ernstem Wollen und taumelndem Blick, Herr von Egidy: ein sozusagen germanisch-monarchisches Christenthum, für das er, in einem unglückseligen Aufruf, auch Juden und „Zugehörige sonstiger Glaubens-Gemeinschaften" zu werben sich redlich bemüht. Liberale Professoren haben den Aufruf unterzeichnet, dessen Charakteristik damit wohl erschöpft ist; denn ein wirklichen Juden, die der rituellen Verstümmelung darum doch entgangen sein können, und wirklichen Liberalen, die nicht weit von den Helldörfern deshalb zu wohnen brauchen, gefälliges Christenthum ist höchstens noch ein mit ideologischen Lappen verbrämtes Gespenst, dem unter den Füßen der Boden entweicht. Der rechte Jude und der rechte Liberale in Stadt und Land muß, wenn er inzwischen des Heuchelns gar nicht so schwere Kunst nicht erlernt hat, auch heute noch für Barabbas votiren und gegen den Galiläer.

Aber da sind zwei Hindernisse: die sogenannte Erfüllung des alten Testaments und die sogenannte Humanität oder auch Philantropie des Liberalismus. Zwei steinalte Sätze, die der klopfende Finger, hat er die eingesogene Ehrfurcht einmal nur erst überwunden, hohl findet, beim Wiederklang. Brüchige Töpferwaare, der ein moosiger Steinfirniß aufgepinselt ist. Kein Steg führt vom alten zum neuen Testament, von der satten zur lechzenden Moral, keiner auch von Golgatha zur freisinnigen Zeitung, und wenn sie noch zehnmal radicaler auch sich geberdete. Es ist wahr, Herr Virchow, neuerdings ja ein ragender Thurm im Kampf um die — ach, du grundgütiger Goßler! — freie Schule, hat vor fünfzehn Jahren schon sich gegen den Verdacht gewehrt, er wolle „die Kirche depossediren", damals, als er durch seine Spiegelfechterei gegen den Darwinismus unsterblich, nicht zum ersten übrigens und gewiß nicht zum letzten Male, bei allem verdienten Ruhm sich blamirte. Aber die Kirche ist nicht das Christenthum und gerade das Beispiel ist gut, weil einen wissenschaftlich nach einer Seite hoch entwickelten Geist es im erstickenden Gestrüpp sozialer Beschränktheit zeigt. Was wissen die guten Bürger vom Christenthum, für die, nach ihres angenehmsten Plauderers mir unvergeßlichem Ausspruch, die Gesellschaft immer Recht hat und die achselzuckend durch das Leben streifen, auf gekräuselter Lippe den skeptischen Trost, daß die Güter uun einmal ungleich vertheilt sind, daß aber — laissez faire, laissez aller — mit Zeit und Weile das freie Spiel der Kräfte allem Uebel schon abhelfen werde, mit einmüthiger Hülfe der Bezirksvereine natürlich? Christen mögen sie sein im Kirchenvatersinne des Sanct Irenäus, der reizend opportunistisch gesagt hat: Omnes ii Christiani fuerunt, qui secundum rectam rationem vixerunt, quamvis Christiani non fuerint; sehr schlecht aber würden sie vor Paulus bestehen, der an die Galater schrieb: „Alle Gesetze werden in einem Worte erfüllet, in dem: liebe Deinen Nächsten als Dich selbst." Ob ihr Rationalismus noch bei dem höchsten Wesen der wilden Männer vom Berge in nüchterner Tugendlichkeit sich aufhält, ob ihr Radicalismus bei dem heiligen Cobden bereits und seiner entgötterten Eisregion angelangt ist: ein Kameel wird eher noch durch ein Nadelöhr gehen, als daß ihrer Einer nur in den Himmel des Zimmermannssohnes kommt. Vor einem Halbjahrhundert schon hat Bruno Bauer, der an der engsten Krümmung des Weges von Hegel zu Marx sozialkritische Wacht hält, das erkannt, da er schrieb: „Jene Bürgerklasse, die für die neuere Geschichte ein so furchtbares Gewicht erhalten sollte, ist keiner aufopfernden Handlung, keiner Begeisterung für eine Idee, keiner Erhebung fähig; sie gibt sich für nichts hin als für das Interesse ihrer Mittelmäßigkeit und siegt endlich nur durch ihre Massenhaftigkeit, mit welcher sie die Anstrengungen der Leidenschaft, der Begeisterung, der Consequenz zu ermüden wußte, durch ihre Oberfläche, in welche sie einen Theil der neuen Ideen einsaugt. Sie hat die revolutionären Ideen, für welche nicht sie, sondern uneigennützige oder leidenschaftliche Männer sich aufopferten, sich allein zu Gute kommen lassen, den Geist in Geld verwandelt. Freilich, nachdem sie jenen Ideen die Spitze, die Consequenz, den zerstörenden und gegen allen Egoismus fanatischen Ernst genommen hatte."

So klug war, nicht umsonst zählte sie noch ausschließlich zu Jacob's talentvollen Söhnen, vor fast zweitausend Jahren schon die Bourgeoisie von Jerusalem. Sie repräsentirte die Bildung und die gute Sitte dazu, denn mit ihr stritten Pharisäer und Schriftgelehrte; sie war liberal, denn sie wollte das „Zeitgemäße", die Ordnung, die — nach Renan — von früheren Räubern und späteren Gensdarmen eingesetzte, sie wollte die Vernunfterkenntniß auf die bestehenden Verhältnisse anwenden; sie war sogar radical, weil das billig ist, und die Befreiung eines politischen Verbrechers wie Barabbas genirte sie gar nicht, denn durch politisches Bumbum und Trara läßt die Menge am bequemesten von verdrießlicheren und kostspieligeren Ansprüchen sich fortscheuchen. Ihre Blindheit aber war eine bewußte; scharf und schlau sah sie über die bestehenden Verhältnisse hinaus und erkannte, recht lange vor der marxistischen Geschichteauffassung, in der scheinbar gänzlich vergeistigten und ideologischen Bewegung von Nazareth frühzeitig den wirthschaftlich revolutionirenden Charakter, die Gefahr für den Besitz und den freche Feste feiernden Egoismus, die gemeinsam, wie sich von selbst versteht, unter die schöner klingende Rubrik: Cultur eingereiht wurden. Die an dieser römisch-jüdischen Cultur kein Interesse hatten: die Schwachen nur, die Unterdrückten und also die Frauen, gingen zum Galiläer über, — unter 430 Märtyrerleichen fand man in den Katakomben die Körper von 232 Frauen, ersten Blutzeuginnen christlicher Leidenschaft. Willig warfen sie im Rausch für das neue Heil ein Leben hin, das nach dem orientalisch eilenden Uebergang vom Kind zur Matrone erbärmlich zu welken bestimmt war und von der gepriesenen Cultur nichts zu hoffen hatte. Doch die im Besitze wohnten und also im Recht, die setzten mit Nägeln und Zähnen sich zur Wehr gegen einen Mann, der seine missionarische Thätigkeit äußerst dreist mit einer Börsenreform im Tempel begann und über Friedländer und Sommerfeld gar wohl Moral predigen wollte. Der echt bourgeoise Haß gegen den Ausgewachsenen brauchte kaum noch hinzuzukommen: die Fraktion Caiphas war nur klug und programmgetreu, da sie für Eugen Barabbas, den rothen Freiheitkämpen, die Amnestie erbat und dem vagabondirenden Feinde der scharrenden und jobbernden Gesellschaft die Dornenkrone auf das Haupt stülpte.

La théologie m'amuse, la folie de l'esprit humain y est dans toute sa plénitude —: heute darf man das Wort des Voltaire zeitgemäß ändern: Die Ideologie zeigt jetzt die menschliche Dummheit in unerschöpflicher Fülle. Wenn Herr Virchow oder, noch viel schlimmer, Herr Rickert gegen die Pfaffen tost und die goldene Zeit friedericianischer Herrlichkeit, loyal säufelnd, zurücksehnt, dann glaubst du, geliebte Mehrheit, noch immer, für Friedrich und Virchow und Rickert handle sich's dabei um eine Idee, eine freiheitliche, oder wie Du sie sonst nennst. Doch aus Gemeinem ist auch der liberale Mensch gemacht und das Interesse nennt er seine Religion. Grabe der pompösesten Idee bis auf den Grund, und über dem Meeresspiegel wirst Du eine wirthschaftliche Interessenschicht finden, der sie entkeimt ist. Wer intelligente Arbeiter braucht, fordert im Staatsladen Bildung, billig seinetwegen und schlecht; wer geduldige Knechte sucht, gibt zu Schleuderpreisen die Bildung für demüthige Hörigkeit dran, und Marquis Posa selbst würde nicht kniefällig um Gedankenfreiheit bitten, wenn er, anstatt auf Malta ein Ordensritter mit festem Gehalt zu sein, in Hinterpommern etwa Wruken züchten müßte.

Deshalb mag ich die rechten Junker, weil die offen meist eingestehen, daß sie für ihre Tasche sinnen und trachten und daß ihnen die beiden Anwärter auf des Pilatus Gnade gleich unsympathisch sind, womit ja dem hübsch staatlich und eigenthumförderlich gezähmten Christglauben keinerlei Abbruch geschieht. Und deshalb mag ich die rechten Liberalen nicht, weil die am liebsten sich stellen, als trüge ihr Lammesrückgrat uneigennützig das Leid einer Welt, und weil sie vor Jesus und Barabbas, ohne Unterschied der Confession, zugleich sich neigen möchten, auf daß nur ja mit dem Gott auch der Lump ihnen seine süße Stimme geben möge, zum Redekampf für wohltemperirte Freiheit und vernünftige Religiosität, die auch Handel und Wandel nicht hindert.

* * *

Als wir gemeinsam hier den heiligen Rock beschauten, da sprach ich schon von der ersten Lotterie. Sie beschloß den ersten Charfreitag und ich möchte fast wetten, daß Barabbas, der ganz gewiß unter den Kriegsknechten nach Rekrutenmißhandlungen forschte, einen Haupttreffer gemacht hat. Die soziale Revolution war an's Kreuz geschlagen, Besitz war wieder Ehre und die wüthige Jagd nach dem Glück begann mit gedoppeltem

Digitized by Google

Eifer. Drinnen in der Stadt hieß man's sittiglich freie Concurrenz ohne Bevormundung durch den arg listigen Staat und mit möglichster Sicherheit für den einmal erlangten Besitz, den geruchlos vom Vater zum Sohn sich vererbenden. Vor den Thoren draußen rissen, Geldmangel und die fehlende Gelegenheit zu umfassender Speculation trugen die Schuld, auch die letzten Bande frommer Scheu und in schamloser Nacktheit trat das zeitgemäße Prinzip hervor, als Hazardspiel, das die Söldner des constitutionellen Landpflegers mit den reinen Händen den Offiziercasinos vermacht haben und den Bürgerressourcen in Stadt und Land. Es war ein schöner, ein denkwürdig geweihter Abend, den die Förderer der kommenden Schloßlotterie beschaulicher Weltweisheit stets widmen sollten.

Am dritten Tage aber nach dem Fest der ungesäuerten Brote, da die Getreuen das Grabmal des Gekreuzigten leer fanden und von unirdischen Abgeordneten das Wunder der Auferstehung vernahmen, eben da erschien auch in der jerusalemitischen Presse ein Leitartikel, recht nach dem Herzen der festlich erregten Bildungphilister und recht nach dem Bedürfniß ihrer verdorbenen Magen, denn in ethisch hochgestimmter Tonart wurde darin die bewährte öffentliche Meinung auf die Schanzen gerufen, gegen die schranken- und skrupellose Ausbeutung des Spieltriebes, die des Aermsten sauer erworbenen Groschen dem Collecteur zuführt oder gar dem Staat, anstatt ihn dem ehrlichen Handelsmanne zu gönnen. Eine herrliche Ostern ummer, hinten der Kurszettel und als Beilage der Bericht über die Prämienziehungen. Verantwortlich zeichnete, in erprobter Gesinnungstüchtigkeit, der Auserwählte des zu freier Selbstbestimmung erweckten Volkes, der ewige Barabbas. Apostata.

Dramatische Aufführungen.

„Fräulein Julie." Naturalistisches Trauerspiel von August Strindberg. (Freie Bühne.) — „Das Recht der Frau." Lustspiel in drei Akten von Ludwig Fulda. (Lessing-Theater.)

Auf dem Goldstickwerk der Tischdecke brüstete sich der sozialdemokratische „Vorwärts" und den weichlichen Luxus des Zimmers, in dem wir saßen — zwei Damen und ihr ergebener Diener — durchschwirrten gesellschaftlästerliche Reden. Ganzberliner Normalstimmung, Radikalismus zwischen strotzenden Prunktapeten. Aber es waren keine Normaldamen, keine Marien Antoinetten aus der Thiergartenstraße, denen ich gegenüber saß; ganz beherzt vielmehr schalt namentlich die ältere über den neuen Brauch, immer die Besitzlosen als die besseren Menschen zu preisen und vor dem proletarischen Thron alltäglich ein kapitalistisches Kalb zu schlachten. Alle Rohheiten, meinte sie damenhaft, geschehen doch im Proletariat und es ist unbillig von den Sozialisten, unsere feinere Sitte so kurzweg abzuleugnen.

Da ein heftiges Bestreiten fraulicher Ansichten ja wohl nicht dem Anspruch des guten Tons genügt, bog ich der verfänglichen Debatte aus und brachte, nicht ohne Bosheit, ich muß es gestehen, das Gespräch auf den Schweden August Strindberg und sein Fräulein Julie. Doch vom Regen war ich da unter die Traufe gerathen: aus tausend Nadelstichen blutend, ein Opfer holder Empörung, sank Julie dahin, und als ich zur Vertheidigung meiner traurigen Heldin aufgerufen ward und offen bekennen sollte, was an ihrem Dichter mir denn so rühmenswerth schiene, da saß ich stumm, mit beklommenem Lächeln den Grund der Theetasse suchend, im Banne höflicher Sitte, rettunglos blamirt, unbehaglich und blöde.

Nicht viel besser ist es mir jetzt zu Muthe, da ich von Fräulein Julie hier erzählen soll, vor Frauen und Männern, vor Damen und Herren. Empfindlichen Ohren wird es nicht lieblich klingen, was zu berichten ist, und entrüstete Damenbriefe darf ich der geduldigen Redaction wohl bestimmt versprechen. Den Damen aber, den durch die scheidende weibische Kunst arg Verzärtelten, wird die nächste Zeit manches bittere Wort noch zu sagen haben; und dann —: dieses hier geschieht in Schweden, nicht weit von Malmö, und nicht von unseren besseren Hälften wird die Fabel erzählt.

Einer Kreuzung des alten Militäradels mit dem aufgeklärt liberalen Bürgerthum dankt Fräulein Julie das arme Leben. Der Vater ist ein Cavalier und Soldat, die Mutter eine Emanzipirte, deren gebrechliches Geistesräderwerk Stuart Mill und Henrik Ibsen verdreht haben. Dem Grafen sitzt der Damenrespekt im Blut, die Gräfin hat den Mann verachten gelernt und den Bändiger. Warum sie ihn nahm? Vielleicht, weil er stattlich war und weil die Natur, der stolzen Lehre zum Trotz, nach Sättigung schrie; vielleicht, weil er eine „gute Partie" war und dem Versorger sich schnell die Pforte aufthat. So verkränkelt aber war doch in der Mutter das natürliche Gefühl, daß in der Tochter sie nur die lebendige Probe auf das Exempel ihrer anmaßenden Theorie aufziehen wollte. An der kleinen Julie sollte sich zeigen, daß die Gleichheit von Mann und Weib nicht ein schöner Wahn nur ist, der mit dem ersten Paar Hosen zerreißt. Wie ein Junge wuchs das Mädchen auf, lernte jagen und reiten, mußte die Pferde striegeln und bei harter Feldarbeit mühsam sich plagen. Lange sah der verliebte Graf dem modischen Unfug zu, endlich aber, als die Weiberherrschaft fast schon sein Anwesen zerrüttet hatte, griff er mit starker Hand nach dem Zügel und bezwang die sich sträubende Frau. Mama Gräfin wurde hysterisch, nahm einen Liebhaber, zündete dem Gatten das Haus über dem Kopfe an und nöthigte ihn in schimpfliche Abhängigkeit von dem Dritten im ehelichen Bunde. Dann vertraute sie ihr complicirtes Geheimniß der Tochter, hieß sie schwören, niemals eines Mannes Sklavin zu werden, segnete das Zeitliche auf ihre besondere Art und ließ den Wittwer in gebrochener Trauer.

Da stand nun Julie, die den Vater nicht fürchten, die Mutter nicht ehren gelernt hatte, ein verkrüppeltes, aus seiner Bahn geworfenes Geschöpf ohne natürliche Regung, ohne eigene Kraft, weichlich und widerstandlos jedem äußeren Eindruck, zwischen dem Vatererbe, dem Cavalierstolz und anempfundenen Ehrbegriff, und der von der Mutter gepredigten Männerverachtung rathlos irrlichtelirend hin und her. Die Letzte ihres Stammes ist sie und das alte Grafengeschlecht stirbt aus, deshalb drängt der Vater zur Vermählung; die Ehe aber, die Mutter ruft es aus der Gruft, ist Sklaverei und Hörigkeit und glücklich allein ist das Weib, das den Mann beherrscht, anstatt ihm zu dienen. Fast scheint es, als sollte dem schönen Fräulein ein Gimpel in das Garn laufen: ein höchst aufgeklärter Beamter, der von der Menschengleichheit schwatzt und eine Ehe in Freiheit verheißt. Die Freiheit aber, die Julie meint, ist Herrschaft über den Mann, und als der Bräutigam nicht mehr über den Stock springen und die Trainirkur geduldig durchmachen mag, läuft er der Zuchtmeisterin im Unterrock spornstreichs davon. Die aufgelöste Verlobung gibt einen gesellschaftlichen Skandal und die ländliche Aristokratie beginnt über die tolle Comtesse schändlich zu munkeln. Das ist der erste große Schmerz in Juliens Leben, denn auf äußerliche Respektabilität hat sie ihre Sache gestellt.

Vierzehn Tage nach dem Verschwinden des Bräutigams lernen wir Julie kennen, sehen wir Julie sterben. In schwüler Johannisnacht, nach heißem Tanz in der Scheune, unter starken geschlechtlichen Eindrücken, die der erste intime Verkehr mit einem Manne, die reibenden und reizenden Erregungen der Brautzeit ihr gemacht haben, berauscht halb und halb von prickelnder Neugier verlockt, wird sie eines Lakaien leichte Beute. Als Herrin und als Weib wollte sie ihre Macht dem Diener Jean beweisen, ihn kitzeln und knuten, dem Knecht und dem gierigen Burschen zugleich ihre Ueberlegenheit zeigen und an den Zuckungen seines Stolzes und seiner Lust sich angenehm weiden. Aber sie kommt an den Mann, wie der Volksmund wohl spricht, und die dem gesellschaftlich Gleichgestellten das Mannesrecht in Ehren und Sitten selbst weigerte, sieht sich nun vom Lakaien entehrt und gedemüthigt. An der Herrentochter hat Jean, in einer schmierigen Bedientenkammer, seine Lust gebüßt, und als die Gnädige mit Thränen und Klagen nun ihm lästig fällt, schickt er sie achselzuckend in den Tod. Fräulein Julie hat gar so gern mit dem Revolver gespielt; nun ist das Rasirmesser des Lakaien ihr letzter Trost, denn ihr Väterliches empört sich vor dem Gedanken, einem Dienersprossen das Leben zu schenken und im letzten Gliede noch das alte Grafengeschlecht zu entehren.

Sollen wir Fräulein Julie unser Mitleid schenken? Herr Paul Schlenther, ein in der Kunst auch zu Compromissen geneigter Geist, sagt laut und vernehmlich: Ja, denn darin eben liegt der moralische Erfolg dieses Werkes, daß es uns einer Sünderin verzeihen lehrt. Aber Herr Schlenther hat mit Sünderinnen Unglück: mit verächtlich gerümpfter Lippe sprach er neulich in Tantchen Vossens confessionell gelüfteter Putzstube von der Kameliendame, die den ragenden Grenzstein doch an der Literaturscheide von Romantik und Realismus bedeutet, und jetzt muß ich gegen Julie und ihren Sanct Paul den Dichter in das Treffen führen, der also sich vernehmen läßt: „Daß die Heldin Mitleid erweckt, beruht nur auf unserer Schwäche, da wir dem Gefühl der Furcht nicht widerstehen können, dasselbe Schicksal möchte auch uns treffen. Ein sehr gefühlvoller Zuschauer indessen wird vielleicht nicht durch dieses Mitleid befriedigt sein und der Zukunftsmensch wird vielleicht einige positive Vorschläge, dem Uebel abzuhelfen, mit anderen Worten eine Art Programm, fordern. Aber erstens gibt es kein absolutes Uebel, denn daß ein Geschlecht untergeht, ist ja etwas Gutes für ein anderes Geschlecht, das dadurch emporkommen kann, und der Wechsel von Steigen und Fallen bildet gerade eine der größten Annehmlichkeiten des Lebens, da das Glück nur im Vergleich liegt. Und dem Programmmenschen, der dem peinlichen Umstande, daß der Raubvogel die Taube frißt und die Laus wieder den Raubvogel, abhelfen möchte, den will ich fragen: Warum soll dem abgeholfen werden? Das Leben ist nicht so mathematisch-idiotisch, daß nur die Großen die Kleinen auffressen, sondern es kommt oft genug vor, daß die Biene den Löwen tödtet oder ihn wenigstens toll macht. Es ist der Fehler der Zuschauer, daß mein Trauerspiel auf sie traurig wirkt. Wenn wir stark werden wie die ersten Revolutionsmänner von 1789, wird es unbedingt einen guten und frohen Eindruck machen, der Ausrottung eines Parkes von morschen, überjährigen Bäumen zuzusehen, die jüngeren Gewächsen von gleich berechtigtem Daseinsanspruch zu lange im Wege standen — einen guten Eindruck, wie wenn man einen unheilbar Kranken sieht, der endlich sterben kann." *)

Daß seine Weisheit von Nietzsche stammt, hat Strindberg hier deutlich verrathen; denn also spricht Zarathustra: „An Unheilbaren soll man nicht Arzt sein wollen — so sollt ihr dahin fahren. Aber es gehört mehr Muth dazu, ein Ende zu machen, als einen neuen Vers: das wissen alle Aerzte und Dichter." Dieser Muth fehlt der Grafentochter, deshalb gibt der Arzt-Dichter sie in die Behandlung seines Kollegen aus der hypnotischen Schule; der soll sie heilen, nicht von Schmerz oder Schuld, nein, vom Leben. Und wenn wir in der Klinik dem Schauspiel zusehen,

*) Vorwort zu „Fräulein Julie." Deutsch von E. Brausewetter. Reclam's Universal-Bibl. Nr. 2666.

Digitized by Google

dann sollen wir die Patientin nicht entschuldigen und nicht beklagen, sondern sie verdammen und lachend der Gebäruntüchtigen das Rasirmesser überreichen.

Der Irrthum des Herrn Schlenther — ein Irrthum, der sich auf die Darstellung übertrug und das friedliche Ende des Trauerspieles nachdrücklich beförderte — rührt davon her, daß die Pflegeväter der freien Bühne, die ich mit dem alten Moor mein unzärtliches Kind, aber doch mein Kind, nennen muß, den Worten des Fräuleins Julie Glauben schenkten und an den Thaten des aristokratischen Rackers mildherzig vorbeisahen. Nach ihren Thaten aber soll ihr gethan werden, und weil die Comtesse dreien Männern nun: dem Papa, dem Bräutigam und dem Verführer, das Leben verwinselt hat und verstört, deshalb muß sie, es ist die höchste Zeit, an das Rasirmesser.

Fräulein Julie hat einen Vogel. Einen richtigen Vogel, den sie auf ihre Weise liebt, den sie keinem sterblichen Menschen sonst anvertrauen mag und dessen Köpfchen deshalb abgehackt werden muß, ehe Julie auf die große Reise geht. Denn das Fräulein ist eine Sadistin und spürt Wollust nur, wenn sie dem Gegenstand ihrer gefährlichen Neigung Schmerz bereiten kann. Und, ganz wie Krafft-Ebing, nur freilich etwas radicaler noch, kurirt auch der Diener Jean den Sadismus durch die Hypnose. Auch des Fräuleins Hündin soll sterben oder verderben, denn sie hat sich mit einem Hofhund einge lassen und das schickt sich nicht für eine Stubengenossin der Grafentochter. Und als die Comtesse selbst im Gesindegelaß sich vergangen hat, da bleibt ihr keine Wahl: sie hat an ihrem Adel gefrevelt, wie die Hündin Diana, sie muß mit dem Kopf bezahlen, wie Sennchen, der Vogel. Mit hektischer Röthe aber auf brennenden Backenknochen steht der Dichter daneben, klatscht in die Hände, lacht krankhaft und schrill tönt sein Schrei: „Ich sage: was fällt, das soll man auch noch stoßen! Und wen ihr nicht fliegen lehrt, den lehrt mir schneller — fallen!“

Strindberg hat sein Drama ein naturalistisches Trauerspiel genannt; nicht so sehr — wie Herr Schlenther annimmt —, weil „er jenes Naturale meint, das niemals turpe ist,“ sondern aus einer Feindseligkeit gegen den Theismus heraus. Der göttlichen Weltordnung, die für Europa doch heute die christliche ist, stellt er die natürliche oder auch die naturwissenschaftliche Anschauung entgegen, der evangelischen Sanftmuth die Grausamkeit der unerbittlichen Natur, dem Schwächecultus die Brutalität. Er rächt das Verbrechen der Paradiesesscene: wieder lockt Eva, doch so wissend ist Adam nun, daß auf den kitzlichen Unfug jetzt er mit verächtlichem Fußtritt antwortet: tota mulier in utero. Und während die Herren der freien Bühne Julie als Opfer schmücken und mit altruistischen Murmelsprüchen ihren Sarg umschluchzen, hat der Dichter weit dringlichere Geschäfte zu versehen. An der offenen Gruft zerbricht er das Wappen des alten Adelsgeschlechtes, das längst schon, trotz der Auffrischung durch liberales Bürgerblut, abgewirthschaftet hat und nun zum Rasirmesser verurtheilt ward, wie die Aristokratie von 1792 zur Guillotine — le rasoir hieß auch sie damals beim Volk; dann drückte er dem Diener Jean, fast in neidischer Herzlichkeit, die harte Hand, dem muskelstarken Vater einer lebensfähigen Generation.

Der junge und sehr angenehm begabte Herr Rittner, der sich fleißig und in Einzelheiten erfolgreich bemühte, die Lümmelmanieren des Dieners in das Schwerenötherthum des Herrn Kadelburg umzusetzen, würde vor meiner Behauptung erstaunt wohl und vielleicht entrüstet stehen. Ihm war offenbar eingeschärft worden, der Lakai Jean sei „die unsympathische Figur im Stück“, und nun muß er vernehmen, daß derselbe Jean der beneidete Ideenträger des schwedischen Dichters sein soll. Es wäre eben besser gewesen, wenn anstatt des Vortragenden, der noch dazu ein Vorlesender war, der poetische Sonderling selbst das Wort erhalten hätte, um den rathlosen Hörern zu verkünden: „Jean steht über dem Fräulein, weil er ein Steigender und weil er ein Mann ist. Geschlechtlich ist er Aristokrat durch seine männliche Stärke, seine feiner entwickelten Sinne und seine Fähigkeit zur Initiative. Seine Unterlegenheit besteht nur in dem zufälligen sozialen Milieu, in dem er lebt und das er wahrscheinlich mit dem Bedientenrock ablegen kann.“ Jean wird ein Herr sein, sobald er die Stiefel des Grafen nicht mehr vor Augen hat, und mit dem Tressenrock wird er auch den Kirchenglauben wegwerfen, — denn bei Strindberg ist nur das Gesinde noch fromm und allenfalls die Beamtenschaft des lieben Herrgottes.

Die Herren von der freien Bühne, denen ich auch den schweren Vorwurf machen muß, daß sie unseren modernen Meisterspieler Reicher nicht für den famosen Lakaien warben, die haben Fräulein Julie genau so damenhaft betrachtet, wie es meine fragenden Frauen in der Luxusstube gethan hatten. Sie suchten die Comtesse zu entschuldigen und „sympathisch“ zu machen, sie verwarfen Jean um seiner proletarischen Rohheit willen. Die guten Manieren aber und das „feine Benehmen“ sind denn doch recht viel leichter zu erwerben als die strotzende Kraft einer unverbrauchten Natur. Und deshalb bleibt der Lümmel der Sieger, der robuste und rauhbeinige Knote, und die entnervte Aristokratin, das Product verkehrter Erziehung und erblicher Willensschwäche, sinkt nach flüchtiger Sinnenlust unbeklagt und schemenhaft in's frühe Grab.

Friedrich Nietzsche hat einmal behauptet, wir würden nicht eher wieder des Lebens froh werden, als bis wir in der Behandlung der Frauen zu der ungeheueren Vernunft des alten Asiens zurückgekehrt wären. So urtheilt Einer, den die umgebende Allzuweiblichkeit mählich zerrieben hat, und sein sehnender Schrei mußte bei dem Schweden ein Echo wecken, dem ein persönliches Erleben heißen Haß gegen das Weib und grollende Liebe zum Weibe aufgeregt hatte. Für Strindberg war dieser Satz Zarathustras ein glücklichster Fund: geschwind schuf er sich einen Experimentirmenschen, zog ihm die Dienerjacke an und ließ ihn die stolzeste Dame unter die Füße treten. Jean ist der Repräsentant der ungeheuren Vernunft des alten Asiens: er nimmt vom Weibe, was es zu bieten hat, und wenn es ihm winselnd und flennend den Weg versperren will —: bitte, gnädigste Comtesse, das Rasirmesser! Und der Dichter, der seine Schwäche künstlich zur Brutalität erhitzt, beneidet den rüden Gesellen aus dem allerletzten Boot, den dreisten Bengel mit den straffen Muskeln, der mit der Dame so wenig wie mit der Köchin Umstände macht. Nicht fortpflanzen nur will sich dieser Jean, er will sich hinaufpflanzen, und wer ihm eine knappe Nothehe mit Christine, der Köchin, zumuthen kann, der hat ihn eben nur durch die Schlentherbrille gesehen.

Ein Drama, das die Vernichtung der besitzenden Klassen durch die Leute der nouvelles couches zeigt, das eine brutale Männermoral verherrlicht und dem Weibe die passive Rolle geschlechtlicher Dienstbarkeit zuweist, ein solches Drama muß jedes Publikum der Welt skandaliren und zum Widerspruch, zum heftigsten, aufrütteln. Daß Fräulein Julie auf der freien Bühne in einer gemäßigten Temperatur, ohne Donnerwetter und Sturm, leben und sterben konnte, beweist, daß nicht Strindberg bei dieser Aufführung Gevatter stand, sondern irgend ein Compromißler, der den Pelz waschen wollte, ohne sich naß zu machen, der einen — jetzt kommt ein fürchterliches Wort — aristokratischen Sozialismus predigen und doch die sehr Liberalen im Hause, die vorläufig doch immer noch über den Futtertrog verfügen, nicht vor den humanen Kopf stoßen wollte. Den tolldreisten Superlativ: dem niedrigsten Kraftmanne die Zukunft, der anämischen Adelsdame den Tod: den hat man dem zärtlichen Makronenmagen der „literarischen Gemeinde“ von Ganzberlin allergnädigst erspart.

Fräulein Julie kann, die zürnende Leserin darf sich beruhigen, auf der Bühne nie heimisch werden. Eine schmerzhaft persönliche, eine überreizte und überbeizte Bekenntnißschrift, die ein juckendes Verlangen in dramatische Formen gepreßt hat. Auf einem mühsam zurechtgekünstelten Schauplatze bewegen sich, schnurrend und surrend, feine mechanische Figuren, denen der Verfertiger alle Augenblicke erklärend und commentirend beispringen muß. Nur die Köchin, die sich ein dumpfes Glück in knechtschaffener Beschränktheit erobern will, spricht aus eigener Geistlosigkeit sicherem Besitz; die Comtesse und der Lakai sagen zumeist nur, was der Dichter über sie denkt, was er über ihr Wesen und Trachten ad spectatores gebracht wissen will. Für müde Feinschmecker, die im Frühjahr gern essen, was im Herbst reif sein wird, ein geistreiches Vergnügen; ein gesunder Magen zieht ein Stück Rindfleisches so erkünstelter Speise vor. Hedda Gabler wird übermorgen modern sein und Allen bekannt; ihr Embryo aber, Fräulein Julie, bleibt in alle — absehbare! — Ewigkeit eine Ausnahme und, ihr Herren vermeintlichen Naturalisten, schon Lessing hat es gesagt: „Wer eine Ausnahme schildert, schildert ohnstreitig das minder Natürliche.“

August Strindberg hat schlimme Weiber, vielleicht nur ein schlimmes Weib, kennen gelernt und gleich war seine kränkelnd superlativische Verallgemeinerungsucht bei der Arbeit, nach diesem einen Weibe eine ganze Reihe von Frauengestalten zu bilden und die neue Tafel über uns zu stellen, daß der Mann die Frau knebeln muß, wenn er der Zwangsjacke entgehen will, die dem Simson selbst feine Weiberfinger bereiteten. Der Schwede glaubt nicht an das Weib, aber — drum seid ihm milde, ihr Holden! — er liebt es brünstig und mit der Peitsche sogar geht er nur auf die Freiwerbung aus. Und weil „die Frau“ nirgend, als ein abstrakter Begriff, existirt, weil unerschöpflich sich und unermüdet die Natur auch im weicheren Thon differencirt, deshalb kann es geschehen, daß unser wunder Poet doch noch einmal der Frau begegnet, die seine Laura und Julie mit dem Satze der Lady Milford schlägt: „Wir Frauenzimmer können nur zwischen Herrschen und Dienen wählen, aber die höchste Wonne der Gewalt ist doch nur ein elender Behelf, wenn uns die größere Wonne versagt wird, Sklavinnen eines Mannes zu sein, den wir lieben!“

Wie eine Parodie auf Strindberg's Schaffen sieht „Das Recht der Frau“ uns an, eine dreiactige Lustigmacherei des Herrn Ludwig Fulda. Er war noch jung, als er diese banale Spießbürgerlichkeit beging, aber er hatte schon flüssigen Witz, amusirende Gaben und eine spielerische Geschicklichkeit. Damals wies er die Frau an den Herd und in die Kinderstube, jetzt befreit er mit Ibsen arme Sklavinnen und rennt verstörten Blickes, ein wild gewordener Bourgeois, schnurstracks in die freie Liebe, begeistert auch wohl sich für Frau von Suttner, die geschäftige Lina Morgenstern der Weltfriedensidee. In der Mode stets möchte Herr Fulda sein, und wenn wider Erwarten morgen Strindberg auf den Schild erhoben wird, dann wird das talentvolle Männchen auf das Titelblatt seines nächsten Stückes schreiben: Der Sklave. Das wird dann dasselbe sein wie die Sklavin, — nur umgekehrt.

M. H.

Die Ausstellung der „XI“.

Wir trafen uns zur Besichtigung der von der „Vereinigung der IX“ geschaffenen Gemälde in Schulte's Ausstellungsraum, der Kritiker einer offiziellen Zeitung und ich — beide unserem Lebensunterhalt nachgehend: der Beknabberung fremden Kunstschaffens. Ich treibe das Handwerk nicht mit dem stolzen Selbstgefühl meines Freundes, der von seinem Beruf eine hohe Meinung hat und es sehr ernst damit nimmt, seine durch das Studium der Aesthetik und der alten Meister festbegründeten Ansichten nicht von Anderen umstimmen zu lassen, am wenigsten von den Künstlern. Er war „gestern nicht fertig geworden“ und kam daher heute wieder. Aber er hatte die Sachen alle schon gesehen, hatte mit seinem allgemeinen Urtheil abgeschlossen.

„Was sagen Sie zu dieser Ausstellung?“ frug er mich. Ich sagte nichts, denn unter Kollegen ist es Sitte, mit den paar Einfällen, die man vor den Bildern hat, Haus zu halten. Er aber hatte sein Manuscript schon eingesendet, seine Ideen schon in Druckerschwärze zinsbar angelegt und konnte nun mit ihnen wuchern.

Digitized by Google

„L. von Hofmann geht entschieden zu weit. Das ist nicht mehr Natur, das ist der reine Farben-Hexensabbath. Ich bin sehr modern... Die Schwenkung, welche mein Blatt unlängst zur neuen Schule machte, ist sehr bemerkt worden — aber Alles was recht ist . . . Ich lasse mir von den Malern auch nicht auf der Nase herum tanzen . . . Sehen Sie einmal hier: „Sonnuntergang auf Rügen" . . . Interessant als Farben-composition, das gebe ich zu, aber ist das Natur? Ich bitte Sie, sagen Sie selbst, ist das Natur?!"

Ich sagte sehr bescheiden und ängstlich: „Ja!"

Mein Kollege sah mich von oben bis unten an, erst mit einem Blick des Zornes, der sich aber bald in ein gemüthliches Mitleid verflog. „Sie irren sich, lieber Gurlitt, diese Mischungen von Blau, Gelb, Roth und Grün kommen nicht vor. Und wenn sie auch vorkämen, sind sie denn schön? Sie scheinen sich verschworen zu haben, mit jedem Sonderling unter den Malern durch Dick und Dünn zu laufen. „Vereinigung der XI", der Name ist ja schon eine Verirrung. Ich liebe es nicht, wenn die Leute sich absichtlich durch Sonderbarkeiten von ihren Mitmenschen zu trennen suchen. Das ist aufdringlich, das wirkt reklamenhaft, das haben die alten Meister auch nicht gethan. Die Koketterie, die schrankenlose Willkür kommt in der Kunst auf! So geht das nicht fort . . .!"

Und er zückte unheimlich den Stift und bohrte ihn blutgierig in das Notizbuch.

Mich ließ er stehen. Aber zu mir gesellte sich der Herr Assessor, den ich in der Gesellschaft kennen gelernt hatte und der, ein bildungseifriger Mann, seitdem glaubt, daß ich die eigens für ihn eingerichtete Abladestelle seiner kritischen Anschauungen sei. Er war noch nicht ganz in den Saal getreten, als er mir schon zurief:

„Nicht wahr! Einfach scheußlich, verrückt, die Tapete des Saales ist mir lieber, als die Bilder . . . Wie man nur so etwas machen kann . . . Ich verstehe die Maler einfach nicht: sie wollen Naturalisten sein und kümmern sich nicht um die Natur. Haben Sie vielleicht schon so grüne Wiesen gesehen? . . . Finden Sie nicht auch, daß die „XI" alle mit einander nach Dalldorf gehören?"

Meine Schüchternheit nahm zu. „Verzeihen Sie," sagte ich, „so schnell wie Sie kann ich nicht urtheilen — ich bin erst eine halbe Stunde hier — Sie werden ja wohl Recht haben — aber ich muß mir die Sache doch erst ansehen . . ."

„Gar nicht nöthig. Das sieht man auf den ersten Blick: der Hofmann macht sich lustig über die Beschauer seiner Bilder. Das Ganze ist ein Witz zum 1. April . . . Ich besitze ein sehr sicheres Kriterium Bildern gegenüber! Ich frage mich, möchtest Du das Gemälde besitzen oder nicht? Na — nicht geschenkt möchte ich den Hofmann — da haben Sie mein Urtheil!"

„Je länger ich mir ihn ansehe, desto mehr scheint mir der Mann Recht zu haben: Ich sah Abends-Stimmungen — ich erinnere mich im Scheiden der Sonne eines Tones — hier finde ich ihn wieder. Ich glaube, Hofmann beobachtet sehr fein und ist ein sehr scharfer Kopf. Und Balzac sagt einmal irgendwo, das Beobachten allein mache die Künstler. — Er wird wohl Recht haben mit seinen Bildern, die Natur wird wohl so aussehen und seine Bilder werden wohl für den, der sie verstehen gelernt hat, nach und nach auch schön werden. Was Du ererbt von Deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen. Gott Vater gab uns die Natur als geistigen Besitz; aber erst indem wir sie erkennen wird sie unser eigen. Vielleicht lehrt mich Hofmann meinen Besitzstand erweitern. Dann will ich ihm danken und ihn als echten Künstler rühmen, als Mehrer des Reichs des Schönen!"

* * *

Ich mußte noch am selben Tage mit der Straßen-Dampfbahn nach Steglitz fahren. Die Sonne ging eben unter, als ich zwischen Schöneberg und Friedenau durch trostloses Gelände hinfuhr, das keineswegs geeignet schien für künstlerische Schauversuche, wie ich sie gerne mache, wenn ich durch einen neuen malerischen Eindruck angeregt werde. Es war ein heller, warmer Frühlingstag gewesen. Die paar Saatfelder, so spärlich sie aufgegangen waren, leuchteten in jenem herrlichen Grün, welches die Kritik, wenn es zu ihrem Schrecken gemalt in Bildern erscheint, Spinat zu nennen pflegt. Man sah nicht einzelne Halme, nicht einzelne Furchen: das ganze Feld war eine gleichmäßige Fläche — von der Natur „hingestrichen", wie es eine idealistische Weltanschauung dem Maler nie verzeihen würde. In der grünen Fläche funkelte aber noch ein merkwürdiger Schimmer. Es schillerte nach leuchtendem Roth hinüber. Jedes grüne Blatt, so erklärte ich mir die Sache, muß bei genauer Hinsicht den rothen Reflex der scheidenden Sonne haben. Daher die wunderbare Mischung, die eigenartige Wirkung, als glühe das Grün von innen heraus. Ich hatte oft in der Natur diesen Ton gesehen, aber noch nie war er mir so klar zum Bewußtsein gekommen, als jetzt, unmittelbar nachdem ich Hofmann's Bilder gesehen hatte. Zwar war mir der Ton auch gemalt nicht neu. Norweger, Polen, Schotten hatte ich ähnliche Versuche machen sehen. Hier bot sich mir nur unmittelbar die Bestätigung seiner Richtigkeit.

Die Sonne streifte jetzt nur noch die Ebene, alle von ihr beschienenen Gegenstände lebhaft röthend. Im gleichen Maße, wie das Roth sich steigerte, verfeinerten und verdusteten alle Schatten zu lichtem Kobaltblau. Der Eisenbahndamm machte einen blauen Strich durch das ganze Bild. Hätte ich meinen kritischen Genossen nur da gehabt um ihm zu zeigen, wie blau die Schatten thatsächlich werden können. Ueber den Straßendamm zogen sich die Lichtstreifen. Jede Erhöhung warf lange blaue Flecke hinter sich. Die Straße schien wie aufgelockert, körperlos, ein Spiel unter sich ringender Töne. Ueber der Ferne lag schon der Duft des Abends, ein durchsonntes Violet. Endlich verschwand der Glutball im Westen, hinter der Kuppel der Wasserstation zu Westend. Nur die Baumgipfel und einige hohe Häusergiebel des sich nähernden Steglitz leuchteten noch in rothem Gold. Unten aber mischten sich die Farben zu einem wunderbaren Tone. Man hätte glauben können, die Erde strahle noch einen Rest des feurigen Glanzes aus von dem sie eben erst erfüllt war und durchleuchte von innen heraus die breiter und grauer werdenden Schatten.

„Schöner Abend!" sagte der Conducteur neben mir.

„Ja, schöner Abend" — antwortete ich, „aber wenn Sie Maler werden sollten — malen Sie ihn um Gotteswillen nicht. Denn dann sagen alle gescheidten Leute von Berlin, er sei häßlich und Sie seien ein Narr! Rafael und Titian haben ja auch einen solchen Sonnenuntergang nicht gemalt!"

Ich stieg ab. Es war Ruhe geworden in der Natur. Grau und blau hatten gesiegt. Das Roth starb hin. Nur in der Luft schwebte es noch und auf breiteren Flächen, welche die Reflexe von ihr aufnahmen.

Der Conducteur half mir beim Absteigen und sah mir kopfschüttelnd nach.

* * *

Die „XI" haben ein gutes Werk gethan mit ihrer Ausstellung. Es gibt zwei Arten Kunstbetrieb, die jede ihre Berechtigung hat. Die eine ist für die Zeit vor dem Diner, die andere für die Verdauungszeit da. Die „XI" sind für's Erste nüchtern zu genießen, der Zweck ihres Schaffens ist nicht, satten Leuten eine hübsche kleine Freude zu machen, Sorgenbedrängte ein wenig zu zerstreuen, Schwerlebige etwas zu erheitern, Vorbeigehenden zu gefallen. Gewiß haben die Menschen volles Recht, welche von der Kunst verlangen, daß sie sie erfreue. Aber sie sollen nicht ungerecht sein und von allen Künstlern verlangen, daß sie Gesegnete-Mahlzeit-Kunst machen. Ein Witz ist gewiß zum Dessert eine sehr gute und nützliche Sache. Lachen erschüttert das Zwerchfell und weckt die Muskelthätigkeit des Bauches. Aber bei allen Medicamenten wird die Wirkung leicht durch allzu häufige Anwendung geschwächt. Derselbe Witz wirkt, öfter angewendet, nicht mehr gleich heilsam.

Es muß nun, will man auf die Dauer gut verdauen, auch Leute geben, die neue Witze machen. Nun ist es ja oft ärgerlich, daß man neue Witze nicht gleich versteht. Müssen sie einem erst erläutert werden, so zwingt man sich vergeblich über sie zu lachen. Die Rolle des Witzedeuters, die dem Kritiker zufällt, ist eine sehr undankbare. Solche unverstandene, erklärungsbedürftige Witze erscheinen einem zunächst als schlechte. Hat man sie aber erst verstehen gelernt, so lösen sie die alten prächtig ab. Sie erhöhen den Besitzstand an Lachstoff und steigern die Wahrscheinlichkeit geregelter Gesundheit.

Man sei also auf die „XI" nicht so sehr böse, weil sie nicht für das Kunstbehagen von heute, sondern für das von morgen arbeiten. Manche von ihnen sind ja schon dem Geschmack der „Jetztzeit" mundgerecht. Hätte Herrmann seinen Fischmarkt in Antwerpen vor zehn Jahren ausgestellt, so würde er nicht Lob, sondern die Grobheiten geerndtet haben, die jetzt auf Hofmann niederprasseln. Selbst Liebermann erschreckt die Welt nicht mehr. Starbinas gewaltigen Drang nach koloristischer Wahrheit, den man nur mit der aufrichtigsten Bewunderung in seinen Aeußerungen verfolgen kann, wird den kühn Strebenden noch zum Ziel und zur inneren Ruhe führen. Daß Vogel, der ein Meister der älteren Schule war, sich selbst zum Schüler der neuen machte, das erfüllt mich mit der tiefsten Achtung vor dem Ernste seines Wollens. Er wird es wohl wissen, daß er aus der „verkäuflichen" Kunst in die „unverkäufliche" hinübergesprungen ist, er schwenkte um, nicht weil ihm ein Laune ankam, sondern weil er sah, daß es noch unerfüllte malerische Aufgaben in der Welt gibt, nach deren Bewältigung sich ein kühner Geist sehnt, wie der Recke nach Abenteuern. Und die anderen Mitglieder der „XI", jeder für sich — sie streben nach Darstellung des Selbstgesehenen, Selbsterlebten, Selbsterträumten.

Ist es da ein Wunder, daß alle jene, denen die Individualität als eine gesellschaftliche Unbeholfenheit oder gar als eine Unverschämtheit erscheint, sich über diese Kunst noch nicht zu freuen wissen!

* * *

Früher sagten die Künstler den Aufgaben gegenüber, welche die Jüngeren sich stellen: „Das kann man nicht malen!" Heute malt man das — und mir scheint: Es geht. Cornelius Gurlitt.

Offene Briefe und Antworten.

Berichtigung.

Sehr geehrter Herr!

In Nr. 15 der „Gegenwart" befindet sich ein Artikel: „Ein neuer Prophet des Weltuntergangs". Dem Herrn Verfasser ist ein kleiner Irrthum aus der Feder gekommen, denn nicht von Herrn Pastor Baxter stammen die Worte: „Entsündige mich mit Ysop, daß ich rein werde; wasche mich, daß ich schneeweiß werde. Laß mich hören Freude und Wonne, daß die Gebeine fröhlich werden, die du zerschlagen hast", sondern sie sind der 9. und 10. Vers des 51. Buß-psalmen von David.

Mit größter Hochachtung

Klara Kant,
Schulvorsteherin in Züllichau.

Digitized by Google

Inserate.

Vom Verfasser des **„Rembrandt als Erzieher“** erschien:

40 Lieder

von

einem Deutschen.

Direkte Zusendung erfolgt, nach Einsendung von 2 Reichsmark in beliebigen gültigen Briefmarken, durch die Buchhandlung von **E. L. Thaarup, Kopenhagen.**

× Es will uns bedünken, als ob einzelne dieser Gedichte noch höher stehen, als manche gleiche Gegenstände behandelnde Gedichte Goethe's.

Leipziger Zeitung.

Wie soll ein deutsches Mädchen sein, **um geliebt zu werden?**

Für die besten Beantwortungen dieser Frage setzt die Redaction **zehn** Preise aus. Näheres im Blatte selbst.

Illustrirter Figaro

mit der Beilage **„Das Deutsche Heim“**, das origineliste und interessanteste Blatt der Gegenwart, erscheint seit **1. Februar 1892** in Berlin. Jede Woche ca. 20 Seiten. Aussergewöhnliche Romane, geistvolle Plaudereien, bildliche Darstellungen aller zeitgeschichtlichen Ereignisse, allerlei Amüsantes aus der Theaterwelt u. Gesellschaft, fesselnder Gerichtstheil etc. Motto: Wahrheit und Klarheit.

Gratis erhalten Sie alle seit 1. Februar erschienenen Nummern, wenn Sie uns den Abonnements-Betrag von **1,25 Mk.** für April, Mai, Juni, oder die Quittung der Postanstalt resp. Buchhandlung einsenden, bei der Sie das Vierteljahr April bis Juli bestellt haben. Jeder Briefträger, jede Postanstalt und jede Buchhandlung nehmen Bestellungen an. (Postzeitungspreisliste 3107 a.)

J. Harrwitz Nachf. Verlag,
BERLIN SW., Lindenstr. 43.

Tücht. Agenten und Colporteure an allen Orten gesucht.
Jeder Leser der uns 10 Abonnenten verschafft, erhält 5 Mark Prämie.

Soeben ist bei mir erschienen und nehmen alle Buchhandlungen Bestellungen an:

Coulissengeister

Roman von Theophil Zolling

2 Theile in einem Bande

Preis: Geh. M. 6.—, Gebunden M. 7.—

Leipzig. H. Haessel, Verlag.

Die Gegenwart 1872—1888.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Einbanddecken zu obigen Jahrgängen oder Bänden à 1 M. Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart
in Berlin W, 57.

Neueste Romane
aus der
Deutschen Verlags-Anstalt
in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Gerdas Heirat.
Roman von
Martin Bauer.
Zwei Bände.
Preis geheftet M 5.—; fein gebunden M 6.—

Hangen und Bangen.
Roman von
Gregor Samarow (G. Meding).
Zwei Bände.
Preis geheftet M 6.—; fein gebunden M 7.—

Antonie.
Roman von
Ludwig Thaden.
Preis geheftet M 3.—; fein gebunden M 4.—

Der Spielprofessor.
Roman von
Johannes van Dewall.
Dritte Auflage.
Mit 176 Illustrationen von G. Brandt.
Preis kartonirt in Farbendruckumschlag M 4.—; fein in Leinwand gebunden M 5.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Die Uebersetzung erscheint zur Zeit in:

Aus fremden Zungen,
herausgegeben von Joseph Kürschner

die noch veröffentlicht: belletristische Werke von **Alphonse Daudet, Mark Twain, Pierre Loti, R. Kipling, G. Ohnet, Maupassant** u. a., ebenso das neueste hochinteressante Werk von **P. Mantegazza: „Die Kunst zu heiraten“.**

Jährlich 24 Hefte à 50 Pfg.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Wilhelm II.,
Romantiker
oder
Sozialist?

Preis 60 Pf.
Verlagsmagazin: **J. Schabelitz**
in Zürich.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 17. Berlin, den 23. April 1892. Band XLI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Zur kommenden Militärvorlage. Von v. K. — Familienleben und Sittlichkeit. Von Albert Bandtke. — Literatur und Kunst: Zur Comenius-Feier. Preisgekröntes Festgedicht von Karl Mämpel. — Die Methode der Zukunft im neusprachlichen Unterricht. Von Karl Roeth. — Neue Novellen. Besprochen von Adolf Wilhelm Ernst. — Feuilleton: Die Verstorbene. Von F. de Roberto. — Aus der Hauptstadt: Der Schnupfenbacillus. Von Medicus. — Offene Briefe und Antworten: Der Bismarck-Fackelzug. — Notizen. — Inserate.

Zur kommenden Militärvorlage.

Die bei Beginn ihres Auftretens mehrfach dementirten Gerüchte über die Vorbereitung einer neuen umfassenden Militärvorlage haben in jüngster Zeit mit der mit aller Bestimmtheit auftretenden Nachricht von Berathungen, welche über diese Vorlage in den maßgebenden Regierungs- und Militärkreisen stattgefunden haben, eine derartig bestimmte Gestalt angenommen, daß es angesichts dieser Thatsache angezeigt erscheint, auf die Resolutionen der linken Seite des Reichstages, sowie des Centrums und der Nationalliberalen hinzuweisen, welche im Sommer 1890 in dieser Beziehung vom Reichstage angenommen wurden, und welche die bestimmte Erwartung aussprachen, daß die verbündeten Regierungen Abstand nehmen würden von der Verfolgung von Plänen, welche die Heranziehung aller wehrfähigen Mannschaften zur Wehrpflicht durchführen solle, indem dadurch dem Reiche geradezu unerschwingliche Kosten erwachsen würden; welche ferner dahin gingen, die verbündeten Regierungen zu ersuchen, eine baldige Herabminderung der thatsächlichen Präsenzzeit bei der activen Armee, sei es durch die Verlängerung der Rekrutenvakanz, sei es durch Vermehrung der Dispositions-Urlauber eintreten zu lassen, und endlich die verbündeten Regierungen zu ersuchen, die Einführung der gesetzlichen zweijährigen Dienstzeit für die Fußtruppen in ernstliche Erwägung zu ziehen. —

Seitdem diese Resolutionen gefaßt wurden, hat sich in der That in der Sachlage Nichts geändert, als daß die Militärlasten sich noch unerschwinglicher darstellen und die Finanzen des Reichs und der Einzelstaaten sich, abgesehen von dem im Verhältniß zum Gesammtbudget immerhin unbedeutenden Mehrertrage der Einkommensteuer in Preußen erheblich verschlechtert haben.

Wie verlautet, besteht die beabsichtigte Heeresvermehrung im Sinne der Verdy'schen Pläne in einer Vermehrung der Cadres des stehenden Heeres; von der Einführung der zweijährigen Dienstzeit, welche allerdings als der Grundgedanke der geplanten Reform bezeichnet wird und welche als Compensation für deren Mehrkosten gelten könnte, vernimmt man dagegen nichts Bestimmtes, und die Mittheilung, daß der Reichskanzler Graf Caprivi für dieselbe, der Kaiser in dieser Hinsicht noch unentschlossen sei, dürfte mit Reserve aufzunehmen sein. —

In Anbetracht der in fast jeder Richtung ausgesprochenen und anerkannten Ueberlegenheit des deutschen Heerwesens über dasjenige aller übrigen Staaten, in Anbetracht seines von den übrigen Mächten an Tüchtigkeit anerkannt unerreichten Offiziercorps, in Anbetracht der hohen kriegerischen Eigenschaften der Nation, ihrer hervorragenden Tapferkeit, Hingebung und Ausdauer im Ertragen von Beschwerden und Strapazen, willigen Fügsamkeit unter den Befehl des Vorgesetzten, vortrefflichen körperlichen Brauchbarkeit, bedeutenden Intelligenz und des wärmsten Patriotismus, Eigenschaften, welche den übrigen Nationen größtentheils nicht in diesem hohen Maße eigen sind, dürfte Deutschland jedoch in der That mit einer verhältnißmäßig geringeren Friedenspräsenzstärke und einer kürzeren Dienstzeit, wie die übrigen Militärmächte auskommen können. Die Qualität der deutschen Truppen ist, wie man ohne Selbstlob behaupten kann, faktisch eine so hervorragende, daß es derart enormer und große Kostenaufwendungen bedingender Heeresmassen, wie sie einige andere Militärmächte, wie z. B. Frankreich, gestützt auf seine bessere Finanzlage, und Rußland vermöge seiner großen Bevölkerungsziffer, im Kriegsfalle aufzustellen beabsichtigen, deutscherseits nicht bedarf. Was die Friedensstärke des französischen Heeres betrifft, welche besonders in das Auge zu fassen sein dürfte, so übertrifft dieselbe die deutsche um nur circa 31,000 Mann (incl. Offiziere) eine Ziffer, welche nicht als von wesentlichem Belang erachtet werden kann.

Die Kriegsgeschichte älterer und neuerer Zeit lehrt zur Genüge, daß es nicht sowohl der Masse eines Heeres, wie dieselbe der Theorie nach auch sein mag, sondern besonders der Tüchtigkeit derselben zum Siege bedarf. Was vermochte die Gambetta'sche levée en masse der französischen Streitkräfte gegen den von Zahl geringeren, aber tüchtigeren Kern des deutschen Heeres im Feldzuge von 1870/71 auszurichten!? Friedrich der Große besiegte bei Leuthen die fast dreifache Ueberlegenheit der Oesterreicher mit seinem kleinen, aber tüchtigen Heere vollständig und kämpfte stets gegen die beträchtliche Ueberzahl seiner Feinde.

Die centrale Position der Streitkräfte der Dreibundsmächte in Europa ist überdies eine derart günstige im Vergleich zu den räumlich durch immense Strecken getrennten Streitkräften Rußlands und Frankreichs, daß die etwas bedeutendere numerische Stärke der letzteren, welche überdies durch ihre Vertheilung auf die Gebiete Rußlands, von denen im Falle eines großen continentalen Krieges ein Theil besetzt bleiben muß, compensirt wird, als vollkommen ausgeglichen betrachtet werden kann. Die Streitkräfte des Dreibundes befinden sich zwischen den räumlich getrennten Heeren des Zweibundes, in vereinigter, wenigstens verhältnißmäßig rasch herbeizuführender concentrirter Position, sie besitzen die jederzeit gesicherte Verbindung und Eisenbahncommunication unter einander, während die

Digitized by Google

französischen und russischen Streitkräfte durch hunderte von Meilen von einander getrennt, getrennt gegen sie operiren müssen, daher nach einander mit numerischer Ueberlegenheit angegriffen und besiegt werden können.

Die Heere der Dreibundsmächte können und müssen aus dieser günstigen Lage Vortheil ziehen, um, während sie sich — wenigstens das Deutsche — auf dem östlichen Kriegstheater, zuerst mit schwächeren Kräften offensiv, selbst unter Umständen defensiv verhalten, dem Gegner auf dem westlichen mit numerischer Ueberlegenheit entgegen zu treten. Die russische Mobilmachung erfordert auch heute noch mit Ausnahme des größten Theils der in Polen dislocirten Truppen, einen derartigen Zeitaufwand, daß derselbe ebenfalls einen Vortheil zu Gunsten der Dreibundsmächte bedeutet. Obgleich in Rußland in neuester Zeit ungemein viel für den Ausbau des Eisenbahnnetzes geschehen ist, so stehen Rußland dennoch heute nur sechs aus dem Innern des Reiches von Osten nach der Westgrenze durchgehende, zusammenhängende Bahnlinien für den Transport seiner Truppen, von denen überdies nur zwei, die Linie Moskau - Minsk - Warschau - Myslowitz excl. der Strecke Moskau-Wjasma und die Linie Petersburg-Warschau excl. der Strecke: Bjalystock-Warschau durchgehends zweigeleisig ist, zur Verfügung, so daß die Versammlung des Gros der russischen Streitkräfte in Polen und Volhynien mindestens zwei Monate beansprucht. Deutschland besitzt dagegen im Verein mit Oesterreich-Ungarn circa sechzehn von Westen nach Osten bezw. Südwesten nach Nordosten zur russischen Grenze durchgehende zusammenhängende Eisenbahnlinien, von denen in Oesterreich-Ungarn eine, in Deutschland vier doppelgeleisige Vollbahnen sind. Dieser fast nur ein Drittel der deutsch-österreichisch-ungarischen Bahnlinien betragenden Anzahl der russischen fällt überdies die Aufgabe zu, die russischen Streitkräfte aus einem etwa fünf mal größeren Ländergebiet, excl. des asiatischen Rußlands, wie das deutsch-österreichisch-ungarische nach dem voraussichtlichen Kriegsschauplatz an der Westgrenze zu transportiren.

Aus dieser Darlegung der Heeresversammlungsverhältnisse des östlichen Europas dürfte hervorgehen, in welch' wesentlichem Vortheil sich die Streitkräfte des Dreibundes auch hinsichtlich ihrer, im besonderen Hinblick auf Rußland, rascheren Mobilisirung und Versammlung an den bedrohten Grenzen den Streitkräften des Zweibundes gegenüber befinden.

Was nun die Situation bei der westlichen Gruppe der betheiligten Mächte betrifft, so erscheint Frankreich allerdings in einer ganz außerordentlich starken Rüstung, sowohl hinsichtlich der Anzahl der von ihm im Kriegsfall aufzustellenden Streitkräfte, wie auch hinsichtlich des äußerst starken Befestigungsgürtels seiner Ostgrenze. Allein gerade die gewaltige Anzahl und Ausdehnung seiner Befestigungen erfordert auch eine entsprechende große Anzahl von Vertheidigern, und man rechnet in Frankreich selbst etwa auf eine halbe Million Streiter, welche im Falle eines großen continentalen Krieges zur Besatzung der verschanzten Lager und der Sperrbefestigungen der Ostgrenze erforderlich, und daher von den im freien Felde verfügbaren Truppen in Abrechnung zu bringen sind. Deutscherseits erfordert dagegen die Besatzung von Metz und Straßburg und Breisach, sowie die vorläufige von Wesel, Köln, Koblenz und Mainz und Germersheim zusammen vielleicht noch nicht viel über 100,000 Mann, sodaß, wenn man eine etwa ähnliche Anzahl für die Besatzungen der Festungen an der deutschen Ostgrenze: Königsberg, Pillau, Danzig, Graudenz, Thorn, Posen und Glogau rechnet, sich immer noch eine Differenz von gegen 300,000 Mann zum Vortheil der Dreibundmächte ergibt.

Was Italien belangt, so leistet dasselbe zur Zeit aus Rücksicht auf seine Finanzlage bekanntlich in mannigfacher Hinsicht, wie z. B. der Stärke der bei der Fahne befindlichen Mannschaft, der geringeren Präsenzstärke seiner Infanteriecompagnien, seiner schwachen Cavallerie, seiner nur zum Theil berittenen Infanteriehauptleute ꝛc. weniger als die übrigen Mächte des Dreibundes, betrachtet man jedoch die Gesammtsituation Italiens, besonders seinem wahrscheinlichen Gegner, Frankreich, gegenüber näher, so ergibt sich, daß Italien in den Westalpen eine mit verhältnißmäßig wenig Truppen leicht zu vertheidigende Landgrenze besitzt, und daß die Gefahr einer feindlichen Landung, wenn auch an vielen Punkten seines ausgedehnten und zugänglichen Küstengebiets vorhanden, sich aus dem Grunde weniger bedrohlich darstellt, da die Landung bedeutender feindlicher Streitkräfte, d. h. eines starken Landexpeditionscorps einerseits zuvor mit der italienischen Flotte abzurechnen hat, und andererseits derartige außerordentliche Transportmittel beansprucht, daß die Truppenmacht, welche auf einmal gelandet zu werden vermag, gegenüber den von der Mobilmiliz gebildeten, rasch zu versammelnden starken Streitkräften der italienischen Landesvertheidigung immerhin eine verhältnißmäßig nur unbedeutende, von 1, allerhöchstens $1^1/_2$ Armeecorps zu sein vermag. Die allerdings zur Zeit leicht und mit Erfolg auszuführende Beschießung der italienischen offenen Hafenstädte, wie Livorno, Neapel, Palermo ꝛc. durch die Schiffe einer feindlichen Flotte, gegen welche sich Italien jedoch durch zweckmäßig angelegte Küstenbatterien zu schützen vermöchte, ist, so empfindlich sie auch sein mag, für die Entscheidung des Krieges ohne Bedeutung.

Von einer Bedrohung Italiens mit einer die Entscheidung herbeizuführen genügend starken feindlichen Landungsoperation kann jedoch heute kaum die Rede sein, und Italien ist daher in der Lage, den Schutz seiner Küsten im Wesentlichen seiner Flotte und seiner Mobilmiliz und den seiner westlichen Alpengrenze einigen Armeecorps, welchen überdies die vorhandenen zahlreichen und starken Festungen und der starke Po-Abschnitt eventuell zur Aufnahme zu dienen vermögen, anzuvertrauen und den bedeutenden Rest seiner Streitkräfte für die Unterstützung der Operationen der übrigen Dreibundmächte, und zwar, als die nächst benachbarte, zunächst Deutschlands, verfügbar zu machen.

Die Verhältnisse liegen daher auch auf der westlichen Front des Dreibundes keineswegs so ungünstig, daß sie eine Verstärkung des deutschen Heeres zur Zeit erheischten.

Es wird allerdings nicht schwer sein, unter Hinweis auf die Organisation der 144 französischen Régiments mixtes und die Regimenter der französischen Territorial-Armee, von welcher die Cadres schon im Frieden präsent sind, sowie unter Bezugnahme auf die russischen Reserve-Infanterie-Cadre-Bataillone und Regimenter und derartige Artillerieformationen, eine nicht unbeträchtliche numerische Inferiorität des deutschen Heeres sowohl Frankreich, wie Rußland gegenüber, der Ziffer, d. h. dem Buchstaben nach, nachzuweisen; allein das Verhältniß der Streitkräfte des Dreibundes zu denen Rußlands und Frankreichs ist als ein für längere Zeit maßgebender Faktor für die Bemessung der Stärke des deutschen Heeres unter weiteren Gesichtspunkten und zwar den oben dargelegten und ihnen ähnlichen zu betrachten. Eine derartige Betrachtung aber ergibt, wie wir darzulegen versuchten, daß eine Verstärkung des deutschen Heeres zur Zeit, wo wir den Dreibund auf sechs weitere Jahre verlängert und durch die Handelsverträge voraussichtlich noch eine gleiche Anzahl von Jahren darüber hinaus garantirt sehen, nicht erforderlich ist, und dies um so weniger, als die Handelsverträge Oesterreich-Ungarns und Italiens diesen Mächten die Mittel bieten werden und sollen, für den ferneren Ausbau ihres Heerwesens gebührend Sorge zu tragen.

Was die finanziellen Gründe, welche gegen eine abermalige bedeutende Verstärkung des Heeres, die vierte seit dem Kriege von 1870, sprechen, betrifft, so ist auf dieselbe bereits so häufig hingewiesen worden, daß es nur der Betonung bedarf, daß dieselben nach wie vor fortbestehen, und daß auch die modificirte Einkommensteuer eine, wenn auch gerechte, so doch immer erhöhte Belastung eines Theils der Steuerzahler repräsentirt, sowie andererseits auch durch die Handelsverträge mancher pecuniäre Vortheil einzelnen Klassen derselben entgeht.

Die allgemeine Lage scheint daher in keiner Weise dazu angethan, dem Lande neue Militärlasten aufzuerlegen; die Regierung wird sich mit dem Einbringen einer neuen dahin zielenden Militärvorlage, mag dieselbe nun im Jahre 1893 oder 1894, in Anbetracht der derzeitigen Gruppirung und Stim-

Digitized by Google

mung der Parteien, wenn die mit derselben verknüpften Mehrkosten nicht im Verhältniß zu dem ev. Compensationsobject der zweijährigen Dienstzeit stehen, wahrscheinlich einer Niederlage aussetzen und daher in diesem Falle besser daran thun, auf die Einbringung zu verzichten. v. K.

Familienleben und Sittlichkeit.

Von Albert Bandtke.

Seit durch die Heinzesche Prozeßsache so viele Schäden des großstädtischen Lebens enthüllt wurden, haben sich weite Kreise der Gesellschaft mit der Frage beschäftigt, wie jenen abzuhelfen, ja wie überhaupt das sittliche Niveau der großen Städte zu heben sei. Vereine zur Bekämpfung der Unsittlichkeit sind begründet, die Verführung durch Wort und Bild soll unmöglich gemacht, den Dirnen die Straße verboten werden; ja Frauen in Westfalen haben den Antrag gestellt, die Männer gesetzlich einer Sittencontrole zu unterziehen. Alle diese Bestrebungen treffen immer nur die Symptome, nicht die inneren Ursachen der oben angedeuteten Erscheinungen: diese liegen viel tiefer und beruhen zum Theil auf gesellschaftlichen Mißständen, denen abzuhelfen jene rigorosen Frauen mit am ersten im Stande sind. Denn die großen sittlichen Kräfte, welche in der deutschen Familie ruhen, sind für die Hebung der allgemeinen Moral noch viel zu wenig erwartet worden. Das muß aber geschehen und kann nur von Seiten der deutschen Frauen geschehen, die hier viel mehr als sie es bisher gethan, positiv wirken könnten, anstatt negative Abwehrmaßregeln zu empfehlen. Allerdings erfordert das einige Selbstverleugnung und vor Allem eine völlige Umgestaltung unseres jetzigen, viel zu beschränkten und engherzigen, gesellschaftlichen Lebens.

Die vielen Veränderungen, welche die mächtig aufstrebende Entwickelung unserer Zeit unserem Volksleben schon beigebracht hat, sind auch an der Familie nicht spurlos vorübergegangen. Vor fünfzig Jahren noch, als die Freizügigkeit nicht vorhanden und die langsame Postchaise die Verbindung zwischen den Städten vermittelte, waren die Gesellschaftskreise aus wesentlich anderen Elementen zusammengesetzt als heutzutage. Viel seltener wechselte eine Familie ihren Wohnsitz und blieb auch dann meist in der Nähe, kam wenigstens selten über die Heimathprovinz hinaus; der junge Mann, wenn er in's Leben trat, machte seine Studien- und Lehrjahre wohl auch auswärts, kehrte aber meist wieder in die alte Heimath zurück oder blieb ihr doch nicht fern; hier fand er dann die alten Kreise vor, die ihm von Kindheit auf vertraut waren oder doch solche, die mit jenen in naher Beziehung standen: blieb er noch eine Zeit lang Junggeselle, so hatte er an diesen Familien den selbstverständlichen Anschluß, wollte er heirathen, so fand sich unter den Mädchen der heimathlichen Kreise bald eine, die ihm eine glückliche Häuslichkeit versprach. So blieben denn die meisten Familien zeitlebens miteinander verbunden, und die wenigen neu hinzutretenden schlossen sich ihnen leicht an; die jüngere Generation aber hatte nur die Fäden weiterzuspinnen, welche schon die Eltern miteinander verbunden.

Alles das ist heute wesentlich anders geworden. Selbst in kleinen Städten finden wir ein fortwährendes Fluctuiren der Bevölkerung gerade in dem gebildeten Mittelstande. Die Beamten werden oft in weite Entfernungen versetzt, Kaufleute glauben anderswo bessere Geschäfte zu machen als daheim, und meistens sind in wenigen Jahren zahlreiche neue Elemente in das gesellige Leben der Stadt eingetreten. Bleibt eine Familie doch seßhaft, so wird ihr Umgang fortwährend wechseln: alte, liebgewordene Freunde ziehen fort, und andere müssen ihre Stelle ausfüllen. Besonders sind es die großen Städte, welche ihre Anziehungskraft ausüben und daher immer neue Bevölkerungselemente in sich aufnehmen.

Die natürliche Folge dieses häufigeren Wechsels ist eine geringere Intimität des gesellschaftlichen Verkehrs. Man hat nicht mehr das Bedürfniß, so oft zusammen zu kommen, als wenn man noch Kindererinnerungen miteinander theilt. Die ungezwungenen Besuche auf ein „Stündchen", welche sich unsere Großeltern machten, ließen sich bei fremderen Personen nicht mehr aufrecht erhalten. Denn ein Besuch zu ungelegener Zeit ist unter nahen Freunden bedeutungslos; kommt man da wirklich einmal nicht recht, so geht man eben, ohne es übel zu nehmen wieder fort und kommt ein ander Mal wieder. Sobald dagegen fremdere Elemente in die Gesellschaft eintreten, hört ein derartig ungezwungener Verkehr gewöhnlich auf. Die Neuangekommenen werden „eingeladen" oder lassen sich später auch einmal vorher „anmelden"; in beiden Fällen kann man ihnen doch nicht zumuthen „verlieb zu nehmen", sondern muß sie ordentlich bewirthen. Der Gegenbesuch, der dann später erfolgt, darf natürlich nicht dürftiger aufgenommen werden. Dazu kommen der im Allgemeinen größere Luxus, die höheren materiellen Ansprüche, die von Vielen gemacht werden, und vor Allem eine gewisse Eitelkeit und der Wunsch der Wirthe, den Gästen gegenüber nur nicht arm oder knauserig zu erscheinen. In manchen Kreisen wetteifern die Hausfrauen geradezu miteinander in Ueppigkeit der Bewirthung ihrer Gäste: sie halten das für unumgänglich nothwendig und schränken sich oft nachher wochenlang auf's Dürftigste ein, nur um die erhöhten Ausgaben der einen „Gesellschaft" durch eine, die ganze Familie in Mitleidenschaft ziehende Sparsamkeit wieder einzubringen.

Die selbstverständliche Folge dieses Umständemachens ist, daß die meisten Familien nur selten in der Lage sein werden, ihre Freunde bei sich aufzunehmen. Wer nicht gerade sehr reich mit irdischen Gütern gesegnet ist — und wir sprechen hier überhaupt nur von dem mittleren Bürgerstande — kann sich den Luxus einer solchen „Gesellschaft" nicht öfters gestatten. Sobald aber ein Verkehr seltener wird, wird er auch förmlicher, und die frühere Herzlichkeit der Beziehungen, die gegenseitige Antheilnahme an Freud und Leid muß sich nothwendig verringern.

In großen Städten kommen noch die weiten Entfernungen, die Kleinheit der Wohnungen und manche anderen Uebelstände hinzu, um einen regen gesellschaftlichen Verkehr nicht zu Stande kommen zu lassen. In einigen Kreisen hat man dafür die Auskunft gefunden, sich, besonders Sonntags, in einem öffentlichen Bierlocale zusammen zu finden. Man geht dadurch allerdings den geschilderten Uebelständen aus dem Wege, aber nur auf Kosten der Innerlichkeit des ganzen Familienlebens, und wir können es nicht erfreulich finden, daß diese Sitte immer mehr um sich greift. Am meisten leiden die Kinder darunter; denn entweder bleiben sie unter Dienstbotenaufsicht zu Hause oder sie werden mitgenommen und gewöhnen sich so schon frühzeitig an das Leben im Wirthshause. Nichts gewährt einen trübseligeren Anblick als die Kinder am Sonntagabend in einem Berliner Local: anfangs erregen wohl die Bilder der illustrirten Blätter oder die Billardspieler ihr Interesse, aber bald erlischt dieses, müde schleichen sie in den Gängen umher und reiben sich die vom Rauche getrübten Augen, die zu einer solchen Stunde längst geschlossen sein sollten. Und doch müssen sie am nächsten Morgen in der Schule sein und werden vielleicht wegen Unaufmerksamkeit bestraft. Ist das nicht geradezu eine Sünde der Eltern gegen ihre Kinder? Sind diese erwachsen, so werden sie natürlich der frühen Gewohnheit treu bleiben und die Bierhäuser höher schätzen als den heimischen Herd und das nur daheim völlig erblühende Glück eines eigenen Familienlebens.

Weitaus den größten Schaden an der geringeren Gastlichkeit — so möchte ich es nennen — des heutigen Bürgerhauses haben aber unzweifelhaft alle die Glieder der Gesellschaft, die noch nicht zur Gründung einer eigenen Familie gekommen sind. Und damit komme ich auf die im Eingange erwähnte Hauptfrage zurück. Betrachten wir einmal die Lage der meisten jungen Männer von heutzutage. So lange sie an dem Orte bleiben, wo die Eltern oder die Mehrzahl der Verwandten leben, sind sie selbstverständlich Mitglieder dieser Familie und behalten dieselben geselligen Verbindungen, welche jene geknüpft hatten. In der weitaus größeren Mehrzahl der

Digitized by Google

Fälle kommt jedoch heute der Jüngling, sobald er in's Leben hinaustritt, in durchaus fremde Verhältnisse, wo ihm zunächst intimere Verbindungen vollständig fehlen. Der Student besucht die fremde Universität, der Kaufmann geht nach den großen Handelsstädten, nur wenige bleiben daheim. Und es ist gut so: denn für Geistes- und Charakterbildung des künftigen Mannes ist es durchaus nöthig, daß er zeitig auf eigenen Füßen stehen lernt; aber die Bildung des Gemüths leidet darunter, sie kann sich nur innerhalb der Familie entwickeln. Den kameradschaftlichen Verkehr mit Altersgenossen wollen wir gewiß in seiner erziehlichen Bedeutung nicht herabsetzen; ist er aber der einzige, so wirkt er nothwendig verrohend auf Anschauungen und Sitten, wenn ihm nicht durch die feinere Art der Geselligkeit, die der Einfluß der Frau in der Familie hervorruft, das Gegengewicht gehalten wird. Dieses Gegengewicht fehlt aber in den meisten Fällen und gerade in den wichtigsten Jahren des Lebens. Der veredelnde Einfluß der Mutter, der harmlose Verkehr mit den Schwestern, sie hören für den noch unentwickelten Jüngling oft mit einem Male auf, ohne einen Ersatz zu finden; wenige Fälle ausgenommen bleibt er bis zu seiner Verheirathung, für 10, ja 15 Jahre fast ganz ausgeschlossen aus dem inneren Verband einer Familie. Natürlich findet jeder hier und da eine Familie, in der er wohl gelegentlich einen Abend zubringt: der Student wird zu einem Professor, der junge Kaufmann oder angehende Beamte zu seinem Chef eingeladen; er empfindet tief die hohe Ehre, die ihm damit widerfährt, und dankt bei der Verabschiedung tiefgerührt für den „genußreichen Abend". Aber derartige Einladungen entwickeln sich nur in seltenen Fällen zu einem wirklichen Umgang. Wohl wird man aufgefordert, auch einmal „freundschaftlich" wieder zu kommen; aber was es damit meist auf sich hat, weiß jeder, der sich öfter zu solchen „freundschaftlichen" Besuchen entschlossen hat. Thatsächlich ist es, in großen Städten wenigstens, nur in wenigen Familien üblich, bekannte junge Männer öfters bei sich zu sehen, zum Theil mit aus den bereits oben angeführten Gründen der Bewirthung, die man auch hier für nöthig erachtet.

So sind denn die meisten jungen Leute während eines ganz besonders wichtigen Abschnittes ihres Lebens fast allein auf den geselligen Verkehr in der Kneipe angewiesen. Der Hauptnachtheil, den dieses Wirthshausleben mit sich führt, ist eben das Fehlen weiblichen Einflusses. Die sittliche Gewalt, welche ein reines Frauengemüth auf den leicht überschäumenden Jüngling ausübt, die Zucht und Ordnung in Haltung und Rede, der er sich in weiblicher Gesellschaft unterwerfen muß, wird während der Junggesellenjahre von Vielen fast völlig verlernt. Dem an die oft sehr massiven Erzählungen und derben Späße der Kneiptafel Gewöhnten kommt die Unterhaltung mit Damen — wofern sie nicht ein Courmachen bezweckt — langweilig und fade vor. Woher kommt es denn, daß es auf Bällen immer an Tänzern mangelt und auch diese sich oft gern in einer Kneipecke absondern? Einfach weil ihnen der Verkehr mit Frauen ungewohnt und daher unbequem ist, und die selten eintretende Gelegenheit eines Balles diesen Mangel an alltäglicher Gewöhnung nicht zu ersetzen vermag. Es ist wirklich nicht so verwunderlich, wenn viele Männer auch in späteren Jahren den Bier- und Scattisch dem heimischen Herde vorziehen und die meisten Abende außerhalb zubringen: es ist nur die lange Gewöhnung daran aus den 10, 15 Jahren ihres Lebens, als ihnen eine andere Geselligkeit überhaupt nicht zu Gebot stand. Der Mangel an häufigem Familienverkehr züchtet bei unseren jungen Männern geradezu den Sinn für das Wirthshausleben.

Er bringt aber noch eine andere, viel schlimmere Gefahr mit sich. Denn ganz mag der junge Mann den Verkehr mit dem weiblichen Geschlecht doch nicht entbehren, wobei durchaus nicht immer nur der rein sinnliche Trieb in's Spiel zu kommen braucht. Gerade der in sittlicher Beziehung reine Jüngling hat auch einmal das Bedürfniß, mit jüngeren Personen des anderen Geschlechts sich zu unterhalten, zu scherzen und zu lachen. Die immerhin selten eintretende Gelegenheit eines Balles oder Tanzkränzchens oder sommerlichen Ausflugs genügen jenem Bedürfniß nicht im Entferntesten. Außerhalb einer verwandten oder durch besondere Umstände ganz nahe befreundeten Familie ist ein zwangloser Verkehr zwischen jungen Leuten beider Geschlechter heutzutage eine Unmöglichkeit. Sobald sich ein junger Mann — der irgendwie nur gute Zukunftsaussichten hat — in einer mit Töchtern gesegneten Familie behaglich fühlt und öfters einmal uneingeladen hinkommt, wird sofort auf Heirathsabsichten geschlossen, und die Gastfreundschaft ihm eigentlich nur mit Aussicht hierauf gewährt. Es ist uns der Fall bekannt, daß ein junger Mann von befreundeter Seite direct aufgefordert wurde, sich nun aber „bald zu erklären". Da er das nicht wollte, mußte er sich natürlich zurückziehen und seine Besuche seltener werden lassen. Aber, so frage ich, warum sollen junge Leute, unter der Aufsicht der Familie, nicht ein paar Jahre lang miteinander verkehren, ohne sich gleich heirathen zu müssen? Hat ein solcher Verkehr nicht auch schon einen Werth an sich selbst ohne jenes Endziel, das übrigens bei größerer Umgangsfreiheit gerade viel leichter erreicht werden dürfte? Ist die erzieherische Wirkung, die junge Mädchen und Männer im gegenseitigen Verkehr auf einander ausüben, so gering zu veranschlagen? So manche Klage über Formen und Tactlosigkeit des jungen Mannes, über Bildungsdünkel der „höheren Tochter" würden verstummen, wenn beide mehr als bisher Gelegenheit hätten, gegenseitig auf einander einzuwirken. Natürlich dürfte ein solcher mehr ungezwungener Verkehr, wie wir ihn wünschen, nur unter einer gewissen Controle der älteren Familienglieder erfolgen, die aber nicht zu steif und pedantisch gehandhabt werden darf. Wir finden einen solchen freieren Verkehr zwischen jungen Leuten thatsächlich bereits in Nordamerika, und wir haben nicht gehört, daß es dort eine besondere Gefahr für die Sittlichkeit mit sich geführt hat. Außereheliche „Verhältnisse" sind dort sogar viel seltener als bei uns, was allerdings auch in den strengeren Gesetzen über Eheversprechen seinen Grund hat.

Ein harmloser, häufigerer Verkehr mit gebildeten Frauen und Mädchen ist also für die meisten jungen Männer, in unseren großen Städten wenigstens, unmöglich. Was thun diese nun, um auch den Wunsch nach einer derartigen Geselligkeit zu befriedigen? Sie steigen eben eine Gesellschaftsstufe herab, in der man in dieser Beziehung nicht so zurückhaltend ist: die hübsche Kellnerin in dem Stammlocal, die Verkäuferin im benachbarten Handschuhgeschäft, das Bürgermädchen, das ein öffentliches Ballocal besuchte, — sie sind alle weit zugänglicher als die jungen Mädchen des eigenen Standes und freuen sich der Unterhaltung mit dem gebildeten Manne. Und dieser wird durch Mangel an anderem Umgange oft gerade erst auf diese Fährte gebracht. Denn was thut er z. B. an einem Sonntagabend in Berlin, wo es zu Hause trostlos öde ist, alle Bierlocale überfüllt sind und ein Familienkreis, in dem er sich am liebsten aufhielte, ihm unzugänglich ist? Einfach aus innerer Unbefriedigtheit macht er eine „Bekanntschaft" oder trifft mit einer schon gemachten zusammen, um den für beide Theile so einsamen Abend in gemeinsamer Unterhaltung angenehm zu verbringen. Gerade an Sonntagen sieht man in Berliner Theatern und Bierlocalen viele Hunderte solcher Paare. Natürlich trifft man sich häufiger, die Beziehungen werden bald intimer, und es entwickelt sich daraus das „Verhältniß", eines der Krebsschäden unserer großen Städte.

Gehört der junge Mann demselben Stande an wie das Mädchen, so kann aus dem „Verhältniß" ganz wohl eine glückliche Heirath werden, und wird es auch häufig genug. Ist dagegen der Stand ein verschiedener, so wird entweder das Mädchen nach einiger Zeit verabschiedet oder es wird auch in diesem Falle — geheirathet. Das Erste führt für das Mädchen meistens ein weiteres Herabsinken mit sich, bis sie der Prostitution in die Arme fällt und ist somit traurig genug. Das Andere dagegen führt zu einer „Mesalliance", bei der das gesellschaftliche Niveau des Mannes herabgedrückt wird.

Uns sind mehrere Fälle dieser Art bekannt, wo gebildete junge Männer ihre „Verhältnisse" heiratheten; aber nie zogen sie diese zu ihrer Gesellschaftsstufe empor, sondern stiegen zu

Digitized by Google

ihnen hinab. Nicht selten kommt es auch vor, daß sich Studenten mit Kellnerinnen verloben — wir kennen drei solcher Fälle — und sie dann auch wirklich heirathen. Andere wieder heirathen die einfache Tochter ihrer Wirthsleute, bei denen sie einige Jahre gewohnt haben. Der mangelnde Verkehr in gebildeten Familien hat für diese einen Vergleich mit anderen Mädchen niemals herbeigeführt: sie lernten eben keine anderen näher kennen als die Mädchen dieser Kreise, und heiratheten sie, die vielleicht mit einem einfacheren Manne auch selbst glücklicher geworden wären. Derartige „Mesalliancen" sind ja wohl Ausnahmen, aber sie kommen in großen Städten doch viel häufiger vor, als man glaubt; der „Gesellschaft" bleiben sie eben meist unbekannt. Und sollte nicht die Thatsache, daß ein so ungeheurer Bruchtheil gerade der gebildeten Mädchen heute unverheirathet bleibt — was bei den tieferen Ständen nicht der Fall ist — mit hierin seine Erklärung finden?

Natürlich bin ich weit entfernt zu behaupten, daß in dem mangelnden Familienanschluß der einzige Grund der Sittenlosigkeit vieler jungen Leute liege, oder daß „Mesalliancen" nicht auch ohne das vorkommen könnten. Aber das steht unbedingt fest, daß ein junger Mann, der eben in einer guten Familie in Gesellschaft gebildeter Damen den Abend zubrachte, viel weniger geneigt sein wird, nun noch eine Kellnerin zu „poussiren" oder gar sich mit einer Prostituirten abzugeben. Da ihm aber das Erste fehlt, da die gute Familie — von seltenen Einladungen abgesehen — sich ihm verschließt, so kommt er ganz unwillkürlich in solche Gesellschaft. Zöge die Familie die alleinstehenden Männer mehr als bisher in ihren Bereich — es würde gewiß manches besser werden.

Noch viel mehr als die Männer entbehren die Mädchen, welche in großen Städten allein auf sich angewiesen sind, des Familienverkehrs: sie sind meist einfacheren Standes und geben das Hauptmaterial für die oben erwähnten „Verhältnisse". Hunderte von jungen Mädchen sind es, die im Alter von 18—22 Jahren aus der Provinz in jedem Jahre nach Berlin kommen, um hier irgendwie ihren Lebensunterhalt zu erwerben und das großstädtische Leben kennen zu lernen, von dem ihnen vielleicht eine Freundin geschrieben. Eine bodenlose Fahrlässigkeit der Eltern solcher Mädchen ist es, sie ziehen zu lassen, falls sie sie nicht einer sicheren Obhut anzuvertrauen vermögen. Haben sie in der Stadt Verwandte oder näheren Familienanschluß, so ist's nicht so schlimm, falls das Mädchen anspruchslos bleibt und nicht zu leichtsinnigen Vergnügungen hinneigt. Im anderen Falle — und in diesem steht die Mehrzahl — sind sie fast immer verloren. Durchaus nicht nur wegen des kargen Auskommens; fleißige Mädchen verdienen sich in sehr viel Berufen ganz gut so viel, daß sie bei geringen Ansprüchen leben können. Aber selbstverständlich haben auch sie das Bedürfniß, sich von des Tages Arbeit am Abende zu erholen, besonders wo das Leben der Großstadt so viel des Schönen bietet. Zu Hause bei der Wirthin im einsamen Hinterzimmer ist es natürlich entsetzlich für ein junges, lebensfrohes Geschöpf. Sie geht also aus, zuerst vielleicht mit einer Freundin; aber diese Freundin hat auch einen Bekannten und — bald wird aus der Freundin ein Freund. Nun hat das Mädchen was es wünscht, heitere, gemüthliche Abende, die es vorher bei der düsteren Lampe und der Lectüre des „Lokal-Anzeigers" vertrauerte; kann man es ihr verdenken, daß sie jenes vorzieht? Aber ganz anders hätte es gelegen, wenn sich ihr einige Familien aufgethan hätten, wo sie namentlich die Sonntage zubringen konnte und vielleicht einen tüchtigen Menschen kennen lernte, der für's Leben um sie warb.

Das Bekanntschaftenmachen der jungen Leute außerhalb der Familie greift übrigens auch in die höheren, gebildeten Kreise hinauf. Da die gesellschaftlichen Anschauungen und die steifen Umgangsformen einen harmlosen, häufigeren Verkehr beider Geschlechter eben nicht zulassen, so werden auch hier zahllose Bekanntschaften angeknüpft und eingegangen ohne die Controle der Familie. Wo die Umstände eine andere Anknüpfung unmöglich machen, geschieht diese einfach auf der Straße: keine halbwegs hübsche junge Dame ist z. B. in Berlin davor sicher, nicht einmal in einer unbelebteren Straße angesprochen zu werden. Daher kommt die Unsicherheit auf den Straßen, über die sich so viele Damen beschweren und die durchaus nicht etwa erst nach 10 Uhr Abends beginnt; sie ist geradezu skandalös und würfe ein überaus trauriges Licht auf die mangelnde Ritterlichkeit unserer Männerwelt, wenn sie nicht, wie wir glauben, in unsern steifen gesellschaftlichen Verhältnissen, die die Sehnsucht nach einem gelegentlichen zwangloseren Verkehr entfachen, ihre Erklärung fände.

Aber noch ein anderes scheint uns damit in unmittelbarer Beziehung zu stehen: die wachsende Unlust der jungen Leute sich zu verheirathen. Natürlich sind hier die gesteigerten Lebensansprüche, denen sich der Einzelne nur schwer entziehen kann, der Hauptgrund; aber wie wir glauben, doch nicht der einzige. Sehr Viele würden sich verheirathen, wenn ihnen überhaupt die vielen Vorzüge, die eine eigene Häuslichkeit vor dem Junggesellenleben bietet, bekannt wären oder sie unter einer größeren Anzahl junger Mädchen auch nur eine Auswahl zu treffen vermöchten. Aber entweder bewirkt die jahrelange Entwöhnung von der Familiengeselligkeit, daß ihnen die Freiheiten des Junggesellenstandes als unentbehrlich erscheinen, oder die oberflächliche Berührung, in die sie nur gelegentlich mit Mädchen ihres Standes gekommen sind, hat nicht genügt, um irgend eine stärkere Neigung hervorzurufen. Oft fehlen selbst solche oberflächlichen Beziehungen. Man lese nur die Heirathsgesuche in unsern Blättern; durchaus nicht alle sind aus der Suche nach reichen Partieen entstanden. Vor mir liegt der Inseratentheil eines größeren Berliner Blattes; in demselben steht wörtlich folgendes: „Gänzlicher Bekanntschaftsmangel an jungen Damen veranlassen mich, auf diesem Wege eine Frau zu suchen. Bin Geschäftsmann in guter Lebenslage und ersuche junge Damen oder Wittwen, die bald heirathen wollen, mir ihre Adresse ꝛc." Eine Frage nach Vermögen wird überhaupt nicht gestellt. Bemerkungen wie „auf liebenswürdiges Wesen und häuslichen Sinn wird mehr Werth gelegt als auf Vermögen" erinnern wir uns schon öfter in solchen Gesuchen gelesen zu haben. Kann es richtig mit der Form unserer Geselligkeit stehen, wenn solche Annoncen überhaupt nöthig sind? Und unter vielen wird sich auch nur selten einer zu „diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege" entschließen. Die Nachfrage nach tüchtigen Hausfrauen ist unter jungen Leuten viel größer, als man gemeinhin glaubt, aber das Angebot fehlt. Denn man sage ja nicht, daß Bälle und Soireen oder ähnliche Veranstaltungen, die meist als Heirathsmarkt dienen, diesen Zweck auch wirklich erfüllten. Erstens ist es nicht Jedermanns Sache, im dreißigsten Lebensjahre — und früher tritt die Frage der Verheirathung heutzutage selten an Jemand heran, meist sogar später — zum Zwecke der Brautschau viele derartige Lustbarkeiten mitzumachen und, wenn die Tage anstrengender Berufsarbeit gewidmet sind, noch die Nächte zu durchtanzen. Dann aber bringt der Ballsaal wohl schwerlich die Eigenschaften eines Mädchens zur Geltung, die einem ernsten Mann an seiner zukünftigen Gattin besonders wünschenswerth erscheinen werden. Nur innerhalb der Familie wird sich der wahre Werth des Mädchens zeigen; auf Bällen nach oberflächlicher Bekanntschaft geschlossene Verlobungen haben schon oft zu sehr unglücklichen Ehen geführt. Aber die Familie ist dem Bewerber gewöhnlich erst nach erfolgter Wahl ohne Zwang zugänglich und doch kann er erst dann die Erwählte wirklich kennen lernen. Bisweilen erfolgt dann nach gegenseitiger Enttäuschung auch eine Entlobung; doch entschließt sich wohl ein Mann nur in besonders schwerwiegenden Fällen dazu, schon um das Mädchen nicht zu compromittiren.

Thatsächlich bleiben aus den angegebenen Gründen zahllose junge Männer den „Vergnügungsvereinen", Tanzkränzchen, Bällen und wie all' die vielen Heirathsinstitute, in die besorgte Mütter ihre Töchter führen, heißen mögen, dauernd fern oder sie werden in dem lichterglänzenden Saale unter den Klängen des Walzer wenigstens nicht für das Glück einer eigenen Häuslichkeit gewonnen. So werden sie dann alte Junggesellen, während sie bei rechtzeitiger Einwirkung guter Familienkreise, in denen ihnen zwangloser Verkehr freistand, vielleicht doch ihre Wahl getroffen hätten.

Digitized by Google

Wäre der gesellige Verkehr in den Familien für die unverheiratheten Männer ein freierer, so brauchten auch jene, die genöthigt sind, bei der Auswahl ihrer Gattin auf Vermögen zu sehen, nicht so wie bisher auf Inserate und Vermittelungsbüreaus angewiesen zu sein. Thatsächlich giebt es eine ganze Anzahl junger Mädchen, die ein Vermögen besitzen, das vielen Männern als Zuschuß zum eigenen Einkommen genügen würde. Uns ist so manches liebenswürdige, prächtige Mädchen bekannt, die ganz bemittelt ist und doch alte Jungfer wurde. Wenn man sie darüber befragt, antwortet sie, der „rechte" sei nicht gekommen; fragt man weiter, wie viele Männer sie überhaupt näher kennen gelernt habe, so ergiebt sich eine ganz verschwindende Anzahl. Daß unter ihnen der „rechte" nicht war, ist doch im Grunde nicht so auffallend; ja es wäre sogar ein besonderer Glückszufall, wenn er wirklich darunter sein sollte. Bei umfangreicherer Verkehrsmöglichkeit ist die Wahrscheinlichkeit dafür aber ungleich größer; und sicherlich würde eine ganze Anzahl Mädchen, die heute ohne rechte Lebensbefriedigung dahinleben, dann noch ihrem natürlichen Berufe als Gefährtin des Mannes, zugeführt worden sein. Die in diesem Blatte bereits mehrfach behandelte „Jungfernfrage" würde so vielleicht auch einer Lösung näher geführt werden können.

Um es kurz noch einmal zusammenzufassen, so befürworten wir eine zwanglosere Form unserer Geselligkeit. Die Gastfreundschaft möge vereinfacht, aber erweitert werden. Ein geringerer Aufwand ermögliche eine größere Häufigkeit des Verkehrs. Die geselligen Zusammenkünfte werden aus der Wirthsstube wieder mehr in das Haus zurückverlegt. Die Familie öffne sich namentlich in großen Städten leichter als bisher den tausenden außerhalb stehenden jungen Leuten beiderlei Geschlechts und vermindere durch ihre innere sittliche Kraft die Wirkung anderer niedrig-sinnlicher Einflüsse. Die Hausfrau gebe den ihr bekannten jungen Männern recht häufig in zwangloser Form Gelegenheit, die Vorzüge einer eigenen Häuslichkeit vor dem Wirthshausleben kennen zu lernen. Die Töchter mögen seltener im Ballsaal und häufiger im engeren Familienkreise mit jungen Männern in Berührung gebracht werden, wo das oberflächliche Ballgespräch einer ernsteren Unterhaltung Platz machen kann. Die Mutter sehe nicht gleich in jedem jungen Manne den etwaigen Freier ihrer Tochter, sondern bedenke, daß ein Verkehr der jungen Leute, wenn gehörig beaufsichtigt, auch seine rein erzieherische Bedeutung hat. Eine zwanglose Geselligkeit ermögliche beiden Geschlechtern ein näheres Sichkennenlernen und gewähre den Heirathsfähigen eine größere Auswahl.

Es liegt uns natürlich fern, von einer Reform der Geselligkeit eine vollständige Heilung der großstädtischen Uebel zu erwarten; dazu gibt es noch zu viele andere soziale und ökonomische Gründe, die sie mit veranlassen. Aber wir meinen doch, daß einmal der Versuch gemacht werden könnte, ob es nicht möglich sei, durch Hereinziehung aller draußen stehenden Elemente in den Familienkreis viele derartigen Uebelstände zu bessern. Wohl würde es ja für manche Familie ein Opfer sein, so aus sich selbst herauszutreten und fremderen Personen mehr als bisher die gastliche Pforte zu öffnen. Aber ist eine Besserung sozialer und sittlicher Uebelstände überhaupt ohne Opfer möglich? Denn das werden doch wohl nur Wenige glauben, daß Polizeivorschriften und Gesetzesbestimmungen jene in tiefen sozialen Ursachen fußenden Mißstände zu beseitigen vermögen. Ebenso wie Armuth und Noth, so würden auch Unsittlichkeit und Prostitution nicht verschwinden. Aber wie jene durch edelmüthige Hülfe bedeutend gelindert, so könnte auch hier durch Aufnahme der Familienlosen an den häuslichen Herd manches gebessert werden. Nicht minder wichtig als die soziale ist die ethische Frage für unser Volk; nur durch Eintreten unserer höchsten sittlichen Gemeinschaft, der Familie, wird sie ihrer Lösung näher geführt werden.

Literatur und Kunst.

Zur Comenius-Feier.

Preisgekröntes Festgedicht von Karl Mämpel.*)

Am weißen Berge war's, da lag im Staube
Des Pfälzers Böhmenkrone, die zu Prag
Sein Haupt noch jüngst umstrahlt. Der neue Glaube
Im Staube bald, in alten Fesseln lag.
Dem Kaiser wird das Böhmerland zum Raube,
Dem Volke stirbt der Freiheit kurzer Tag,
Die Söhne Böhmens, Mährens Söhne eilen
Vor Kaisers Acht und vor des Henkers Beilen.

Und soll der Kriegsbrand allzerstörend flammen?
Sollst, deutsches Volk, du nimmer Frieden schau'n?
Schon sank der Länder Glück und Kraft zusammen,
Wer wird aus Trümmern neues Heil erbau'n?
Von wannen deiner Zukunft Retter stammen?
Einst, wenn kein Schwert mehr nährt des Krieges Grau'n,
Wer wird in den ersehnten Friedenszeiten
Dich neue Bahn zu neuen Höh'n geleiten? —

Ein Mähre greift zum Stab, des Lands verwiesen,
Kein Rastort winkt dem Flüchtling, auszuruh'n,
Ein Dulder ist's, und Dornen nur umsprießen
Die wilde Fahrt dem Mann in Wanderschuh'n.
Den Heimathlosen wird die Welt noch grüßen
Mit Lohn und Dank und segnen einst sein Thun —
Verjüngen wird er kommende Geschlechter,
Der Glaubenstreue wie der Lehrkunst Wächter.

Er hält den Glauben fest und unverloren,
Daß noch das Licht vom Himmel siegen muß;
Dem Reich des Lichtes hat er zugeschworen,
Dies Reich ist seiner Weisheit letzter Schluß.
Mit diesem Reich hat er sein Leid erkoren,
Für dieses Reich zum Flammenstoß mit Huß
Froh ging' auch er, der Glaubensheld der Mähren —
Er weiß: dies Reich allein wird ewig währen.

Aus Fulneks Pfarrhaus muß er elend fliehen,
Ihm bleibt als Waffe nur der Federkiel;
Und wo sich Mährens Felsenwände ziehen,
Wird Zuflucht ihm ein trutzig Bergasyl.
Doch kaum ist ihm des Burgherrn Schutz verliehen,
Fort treibt der Späher blut'ges Ränkespiel
Durch Schnee und Eis ihn in der Polen Mitte,
Und bald meerüber ladet ihn der Britte.

Papistenwuth verfolgt ihn unverdrossen,
Wohin er seine Flüchtlingsschritte kehrt;
Er aber sinnt und sendet den Genossen
Des freien Glaubens, was sein Gott ihn lehrt.
In nächt'ger Weile, im Verstecke sprossen
Des Geistes Schwingen ihm, und tapfer wehrt
Sein Glaubensmuth den Feinden, die ihn drängen,
Und all' sein Leid löst sich in Trostgesängen.

*) Diese zur Comeniusfeier (28. März d. J.) verfaßte und von der Comenius-Gesellschaft preisgekrönte Dichtung ist in einer von dem Originalwortlaut vielfach abweichenden Gestalt in die Oeffentlichkeit und an verschiedenen Orten in dieser veränderten Gestalt zum Vortrag gelangt, da der Ausschuß der genannten Gesellschaft aus bestimmten Gründen Einzelheiten des ursprünglichen Wortlautes geändert wissen wollte. Es sind für den Verfasser jedoch ebenso schwerwiegende ästhetische wie inhaltliche Gründe vorhanden, die ihm den Wunsch nahe legen, nachträglich den Originalwortlaut bekannt zu geben.

Digitized by Google

Vom Labyrinth der Welt, vom Paradiese,
Das nicht von dieser Welt, ertönt sein Mund.
Daß er die Königliche Straße wiese
Den Seinen, macht er Schrift um Schriften kund;
Daß Fried' und Wahrheit in die Seelen fließe,
Nie rastet seine Feder Stund' um Stund', —
Wie ein Prophet hat er zum Volk gesprochen
Und freie Bahn dem Licht aus Gott gebrochen.

Ein Stern hat ihn geführt, ein helles Zeichen
Vorleuchtend ihm im düstern Drangsalsthal;
Der eine Schein, wenn alle Lichter bleichen,
Der eine Trost für alle Menschenqual,
Der eine Schatz, dem alle Schätze weichen,
Das Eine, was uns Noth ist allzumal, —
Ein Bischof wie aus alten Christentagen
Kam er, den Kelch des Lichts voranzutragen.

Er selbst, ein Kind in seines Wesens Tiefen,
Ein echter Mensch von reiner Herzensgluth,
War's ihm, als ob ihn Kinderstimmen riefen:
O bring der Schule neue Lebensfluth!
Drum wachet! mahnt die Geister er, die schliefen,
O wacht, o sorgt für euer bestes Gut!
Und segnend legt Comenius die Hände
Auf's Kinderhaupt, daß er's zum Himmel wende.

Im ird'schen Gleichniß lehrt er Ew'ges ahnen,
Er faßt die Welt im engen Bilderbuch,
Und seines Orbis pictus Blätter bahnen
Dem Kindesgeist den ersten jungen Flug
Zu Flur und Wald und zu der Menschen Planen
Ein treuer Eckart führt mit heitrem Spruch
Die Kleinen früh er ein in farb'ge Fülle
Glanzreicher Welt und löst dem Aug' die Hülle.

In fremder Zungen Wunderland die Pforten
Entriegelt er und bald im Schulhaus gibt
Er erste Heimath heimathlichen Worten
Des Mutterlauts. — Er hat sie all' geliebt,
Er ruft herbei die Kinder aller Orten:
Drin Herrensohn und Bauernknab' sich übt,
Drin auch des Mägdleins Geisteskraft sich weitet,
Für's Volk die Schule hat er uns bereitet.

Du wolltest wölben weite Tempelhalle
Und einen Friedensbogen sahst du steh'n,
Du hörtest nieder zu dem Erdenballe
Des Gottesgeistes linden Odem wehn.
Und in die Lande mit Messiasschalle
Vom Menschheitbund die frohe Kunde geh'n —
Die Kirchen haderten, die Völker stritten,
Du triebst ein Friedenswerk in ihrer Mitten.

Du Mann der Wünsche, glaubenskühner Mähre,
Du Mann der Sehnsucht goldner Friedenszeit.
Noch lebt dein Wunsch, daß sich der Himmel kläre,
Im Erdenthal noch tobt der alte Streit,
Noch fließt dem Bruderhaß manch' trübe Zähre,
Fern ist dein Frieden und die Kluft so weit —
Drum führ' die Fackel, die ein Wunsch entzündet,
Der du der Menschheit uralt Heil verkündet.

Doch dem Jahrhundert bliebst du halb vergessen,
Kein Held in Liederklang und Schwerterstreich!
So sei dein Loos dem schönen Loose dessen
Der über'm eignen Grabe siegte, gleich!
Die Welt hast du geächtet einst durchmessen,
Von Mährens Bergen zu des Nordens Reich, —
Heut' will die Welt an deinem Werke bauen
Und Nord und Süd soll deine Siege schauen!

Die Methode der Zukunft im neusprachlichen Unterricht.

Von Karl Roeth.

Wir möchten hier die Aufmerksamkeit eines größeren Publikums auf ein Gebiet des Unterrichts hinlenken, auf welchem sich im letzten Jahrzehnt große Umwälzungen vollzogen haben und die Reformideen hoffentlich zum Siege gelangen werden, wir meinen den neusprachlichen Unterricht. Wie lernte man früher neuere Sprachen? Eine ganze Generation verdankt den Büchern von Ploetz, Ollendorff, Ahn, Plate, Knebel-Probst und ähnlichen ihre Kenntnisse im Französischen und Englischen. Da lernten die Schüler zunächst das Alphabet, dann Lesen verschiedener Buchstabengruppen und einzelner Wörter, wobei man das Gedächtniß durch gewisse „Leseregeln" unterstützte und zum leichteren Verständniß Umschreibungen der Laute durch „ähnliche" deutsche hinzufügte. Dann folgten die bekannten schönen Sätzchen in buntem Durcheinander, eine wahre Musterkarte der Trivialität und öfters auch des blühenden Unsinns, wie: „Haben Sie die Flinte, welche ich habe oder die, welche der Nachbar hat?" oder „Der Franzose hat mehr Fliegen als der Engländer," einst humorvoll illustriert durch die Fliegenden Blätter. Die Grammatik wurde portionsweise in Lectionen gegeben und durch diese Sätze und Extemporalien, die mit den erforderlichen grammatischen Fußangeln versehen waren, eingeübt. Lectüre wurde in den ersten beiden Unterrichtsjahren kaum betrieben, und mit großer Mühe fand der Schüler sich auch später nach der einseitigen Sätzchendessur in dem Gewirr der idiomatischen Wendungen, unbekannten Wörter und Satzgebilde der Originallesestücke zurecht. Eine schwierige, unter diesen Umständen fast unlösbare Aufgabe boten die freien Stilübungen in Bezug auf den einigermaßen correcten und fließenden Gedankenausdruck in der fremden Sprache dar, und was den mündlichen Gebrauch derselben betrifft — wer lacht da? Hört er etwa den Sachsen sprechen: Ma filch, futtercheh fu pieng me tir? (Ma fille, voudriez-vous bien me dire?) oder den Westfalen: Kö sjersjeh wu? Sjö sjersje mong sjapo. (Que cherchez-vous? Je cherche mon chapeau.)? Nun, das wäre doch immerhin ein Versuch zum mündlichen Gebrauch gewesen, wo man solche Lautgebilde in sächsischen oder westfälischen Schulen bei der „Conversation" zu Tage förderte. Aber viele Lehrer verbannten das „Parlieren" gänzlich aus dem Unterricht oder verwandten nur dann und wann einige Minuten darauf, wenn sie mit der Lection gerade zu Ende waren. Der neusprachliche Unterricht wurde endlich vielfach von Lehrern ertheilt, welche denselben nur als Anhängsel zu ihrem altklassischen, historischen oder mathematischen Fach betrachteten und Fachstudien auf diesem Gebiete nie gemacht hatten, oder er wurde auch Elementar- und Mittelschullehrern zugewiesen, deren Kenntnisse über den „großen Ploetz" nicht hinausgingen. Wenn dieser Unterricht auch nur wenigen der betreffenden Lehrer angenehm sein mochte, unbequem war er nicht, denn sie brauchten dem Wissen des Schülers ja immer nur um einige Lectionen voraus zu sein.

Was bei alledem herauskam, ist bekannt genug: nicht die wirkliche französische oder englische Aussprache, sondern eine sächsische, bairische, schwäbische, westfälische Schulaussprache, die kein Ausländer, vorkommenden Falls, verstanden hätte. Die drolligsten Geschichten ließen sich hiervon erzählen. Das Lesen zusammenhängender Stücke war (namentlich in dem in Bezug auf die neueren Sprachen so dürftig ausgestatteten Gymnasialunterricht) mehr ein Stammeln und Stottern und bedurfte beständiger Correctur des unterrichtenden Lehrers. Das war eine Folge der Sätzchenmethode, und nicht weniger entsprang derselben unter dem Einfluß der beständigen Grammatik-Paukerei die oben erwähnte Unfähigkeit des freien Gedankenausdrucks und des idiomatischen Gebrauchs der Sprache. So waren die Resultate (namentlich auf dem Gymnasium) wenig befriedigend, und Lehrer wie Schüler erlahmten in dem Interesse für ein Fach, daß so wenig die darauf verwendete Mühe zu lohnen schien.

Wenn es auch heute noch Anstalten genug geben mag,

Digitized by Google

deren Unterrichtsbetrieb von dem geschilderten wenig abweicht, so ist es doch in den letzten zwanzig Jahren vor allem mit dem auf diesem Gebiet thätigen Lehrermaterial erheblich besser geworden. Als die deutschen Universitäten den Studierenden Gelegenheit zu gründlichen Fachstudien boten, dauerte es nicht lange, besonders nach Zulassung der Realgymnasialabiturienten zu diesem Studium, so füllten sich die Hörsäle dermaßen mit neueren Philologen, daß zeitweise eine Ueberfüllung eintrat. Letzterer hätte wohl recht bald abgeholfen werden können, wenn die Regierung die Besetzung der Lehrstellen für den neusprachlichen Unterricht durch neuere Philologen überall gefordert hätte. Aber man ging nur allmählich mit dieser Neuerung vor, und noch heute mögen an einer Anzahl Anstalten die alten Kräfte weiter wirken, wie man aus den Schulprogrammen entnehmen kann. Kaum aber fühlten diese „neueren Philologen" Boden unter den Füßen, so erkannten sie, daß mit der grammatisirenden Methode, welche man von dem altklassischen Unterricht auf den neusprachlichen einfach übertragen hatte, (Erlernung nicht der lebendigen Sprache, sondern der Grammatik durch zahllose künstlich ad hoc präparirte Einzelsätze und vor allem des Uebersetzens aus der deutschen in die fremde Sprache) gründlich gebrochen werden müsse, wenn man ein höheres und idealeres Ziel: Aneignung einer correcten Aussprache, innige Vertrautheit mit der lebendigen, idiomatischen Ausdrucksweise der fremden Sprache, Erweckung eines sicheren Sprachgefühls, Befähigung zur eingehenden Bekanntschaft mit der fremden Geistescultur, soweit dieselbe in der Literatur niedergelegt ist, erreichen wollte. Aber nur wenige erhoben anfangs ihre Stimme als die Propheten einer neuen Lehre. Es waren vor allen Felix Franke in seiner Schrift: „Die praktische Spracherlernung auf Grund der Psychologie und der Physiologie der Sprache dargestellt" und Quousque Tandem (Prof. Vietor) in: „Der Sprachunterricht muß umkehren!" Doch hatten sie schon einen Vorgänger in Perthes, der eine ähnliche Methode für die Erlernung des Latein nutzbar zu machen suchte. Den Bestrebungen dieser und anderer Männer kam nun in Bezug auf die Erzielung einer besseren Aussprache die gleichzeitig aufblühende Wissenschaft der Phonetik oder Lautphysiologie zugute. Dieselbe erforscht die Entstehung und Natur der menschlichen Sprachlaute überhaupt, sowie der einzelnen Sprachen aufs genaueste und bringt dieselben auf Grund dieser wissenschaftlichen Erkenntniß in bestimmte Systeme. Weiterhin verfolgt sie die Entwickelung der Sprachlaute in ihren verschiedenen Combinationen innerhalb der lebendigen Sprache und bildet für den Sprachgelehrten ein wichtiges Mittel zur Erklärung der Lautveränderungen auf älterer Sprachstufe. Man ist jetzt dahin gelangt, daß man auch die feineren dialektischen oder individuellen Eigenthümlichkeiten in der Aussprache durch eine ausgebildete Lautschrift fixiren kann.

Die Resultate dieser Wissenschaft werden nun praktisch im Anfangsunterricht so verwerthet, daß man die Schüler mit dem Lautsystem der fremden Sprache durch Benutzung von Lauttafeln vertraut macht, ihnen das unbedingt Nothwendige über die correcte Hervorbringung der Sprachlaute mittheilt, durch zahlreiche Uebungen (Artikulationsgymnastik) befestigt und namentlich der Uebertragung von dialektischen Eigenthümlichkeiten der Muttersprache auf die fremde entgegenwirkt. Hat man dies früher durch möglichst häufiges Vorsprechen des Richtigen zu erreichen gesucht, aber nur bei wenigen, besonders Beanlagten, Erfolg erzielt, so kann man jetzt oft mit einem Schlage falsche Artikulation beseitigen, indem man dem Schüler dieselbe klar zum Bewußtsein bringt und ihn veranlaßt, durch richtige Stellung der Sprachwerkzeuge die richtige zu bilden. Wir wollen zugeben, daß mancher dabei über das Ziel hinausgeschossen ist und in der Phonetik die Heilung aller möglichen Gebrechen des Sprachunterrichts erblickte, aber wir dürfen doch behaupten, daß die meisten, welche sich dieser Methode in verständiger Weise bedienten, überraschende Erfolge erzielt haben, und es gilt bei den Professoren für das Fach der neueren Sprachen wohl als selbstverständlich, daß der künftige Lehrer derselben eine auf wissenschaftlicher Erkenntniß beruhende Bekanntschaft mit dem Lautstand derselben darlegen muß. Man müßte indessen die Deutschen wenig kennen und von der Rechthaberei und Streitlust auf pädagogischem Gebiete wenig wissen, wenn man sich darüber wundert, daß bei dieser Lage der Dinge sich zahlreiche Gegner der phonetischen Methode erhoben und klipp und klar bewiesen haben, daß dieselbe nur von Uebel sein könne, da sie die Schüler überbürde, neue Schriftbilder vor die Augen führe und dadurch Verwirrung in der Orthographie anrichte u. s. w. Man hatte zum Theil wunderliche Vorstellungen auf Seiten der Gegner von der Verwendung der Phonetik im Unterricht und fand es unbegreiflich, daß die Phonetiker die phonetische Unterweisung der Schüler in zwei Stunden, und die Bekanntschaft mit dem Lautsystem der fremden Sprache in weiteren zwei Stunden erledigen wollen. Aber für jeden praktisch geschulten Lehrer, der diese Methode in verständiger Weise verwendet, ist dies wohl begreiflich, sowie, daß die dadurch erzielten Erfolge ganz hervorragend schnell und vorzüglich sind. Alle theoretischen Erörterungen über diesen Gegenstand waren und sind völlig überflüssig, hier entscheidet, wie wir auch weiter unten sehen werden, allein der praktische Erfolg, und wer noch ein ungläubiger Thomas ist, der mag hingehen und erfahren, wenn er nicht selbst die Sache praktisch erproben kann, wie viel schneller und sicherer man auf diese Weise zum Ziele kommt, als mit der alten Leseregel- und Vorsprechmethode. Ob man beim ersten Unterricht nur phonetische Texte verwenden oder sogleich mit Texten in der gewöhnlichen Orthographie beginnen soll, ist freilich noch eine offene Frage, aber wir hoffen, daß auch diese durch fortgesetzte Versuche auf diesem Gebiet ihre Erledigung finden wird. Mag man sich nun phonetischer Texte bedienen oder nicht, so viel steht für jeden, welcher der Sache praktisch näher getreten ist, fest:

Nachdem die Schüler in wenigen Stunden das Nöthigste aus der Theorie der Lautlehre sich haben aneignen können, gelangen sie durch weitere Uebung und reichliche Benutzung der Lauttafeln in verhältnißmäßig kurzer Zeit dahin, das gesammte Lautsystem der fremden Sprache zu beherrschen, feinere Lautnuancen scharf zu unterscheiden, fehlerhafte Einflüsse der Muttersprache zu vermeiden und verfügen allmählich über eine Aussprache, welche die oben gerügten Mängel nicht zeigt und allen Ansprüchen an idiomatische Correctheit genügen dürfte. Wir wollen indessen nicht leugnen, daß ein tüchtiger Lehrer auch ohne Phonetik dies Ziel erreichen kann und früher erreicht hat, aber das dürfte nur bei wenigen, für die Auffassung feiner Lautunterschiede und Reproduction derselben besonders begabten Schülern gelungen sein. Der Phonetiker aber will dies bei den meisten seiner Schüler erreichen.

Die Kenntniß der Sprachlaute wird nun zunächst an einem zusammenhängenden Originallesestückchen oder Gedichtchen auf analytischem Wege gewonnen und damit der Schüler mitten hinein in die lebendige Sprache versetzt, ohne Rücksicht darauf, daß Formen und Sprachgesetze vorkommen, die er in ihrem logisch-systematischen Zusammenhang erst später begreifen kann. Durch unausgesetzte Uebungen, die namentlich in Umformungen der Stücke nach gewissen Gesichtspunkten, in Fragen und Antworten über dieselben in der fremden Sprache bestehen, wobei zunächst das Ohr der Schüler viel mehr in Anspruch genommen wird, als das Auge desselben, prägt sich der Inhalt derselben dem Gedächtniß unauslöschlich ein. Aber damit ist natürlich die Aufgabe des Sprachlehrers keineswegs erledigt, sondern er verfolgt bei der Durchnahme und Bearbeitung der Stücke einen bestimmten Plan, nämlich die Einübung der Formenlehre und der unentbehrlichsten Sprachregeln. Erst wenn die zu einem gewissen Kapitel gehörenden sprachlichen Erscheinungen so auf analytischem Wege gewonnen und als unverlierbarer Besitz in das Sprachbewußtsein der Schüler übergegangen sind, werden letztere mit der möglichst knapp gehaltenen systematischen Uebersicht, wie sie die Grammatik bietet, bekannt gemacht. Von Uebersetzungen aus dem Deutschen in die fremde Sprache ist dabei zunächst keine Rede. Das Ergebniß eines solchen Unterrichts ist, daß die Schüler schon in zwei bis drei Jahren, oder noch kürzerer Zeit, geläufig lesen und sprechen, einmal vorgetragene fremdsprachliche Stücke sofort nacherzählen

Digitized by Google

und zwar keineswegs in sklavischem Anschluß an das Original, sondern vielfach mit idiomatischen Wendungen und Ausdrucksweisen, welche dem eigenen reichen Schatz an Sprachstoff entstammen. Dasselbe zeigt sich in den freien schriftlichen Arbeiten, welche schon zahlreich auf dieser Stufe angefertigt werden können. Obwohl die Grammatik nicht systematisch erlernt und an deutschen Einzelsätzen eingeübt wurde, sind doch die erworbenen Kenntnisse völlig ausreichend, um eine im Ganzen grammatisch correcte und vor allem in idiomatischem Französisch oder Englisch geschriebene Arbeit zu liefern. Das sind wiederum Thatsachen, welche die nörgelnde Kritik der pädagogischen Besser- und Alleswisser trotz aller Gegenbeweise aus der Psychologie, der eigenen Erfahrung ꝛc. wird bestehen lassen müssen. Die Bahnbrecher dieser Methode haben sich weiterer Streitschriften enthalten, im Stillen weitergearbeitet und die praktische Ausführung derselben eingehend dargelegt. So viel wir wissen, hat auch die Oberschulbehörde einer Provinz die Entwickelung dieser „natürlichen" Methode verfolgt und nicht gezögert, als die günstigsten Resultate vorlagen, den gesammten neusprachlichen Unterricht in diesem Sinne an bestimmten Anstalten leiten zu lassen. Auch die meisten Fachzeitschriften hat dieselbe für sich erobert.

Eine ganz hervorragende Leistung auf diesem Gebiete scheint uns das französische Lehrbuch von Schmidt und Roßmann zu sein, welches vor kurzem bei Velhagen & Klasing (Bielefeld-Leipzig) erschienen ist. Die Verfasser gehen hier ganz von der Anschauung aus und legen ihrem Unterricht Anschauungsbilder zu Grunde, welche in sehr geschickter Weise beim Unterricht verarbeitet werden und namentlich das Sprechen schon von der ersten Stunde ab fleißig zu üben gestatten. Mit den sonst vorhandenen Erzählungen, Beschreibungen, Gesprächen, Gedichten enthält das Buch ungefähr Alles, was in den Gesichtskreis von Schülern des Alters tritt, für welche das Buch bestimmt ist, sogar Lieder mit Noten finden sich, ein treffliches Mittel zur Befestigung der Aussprache. Das Buch macht besonders deshalb einen guten Eindruck, weil es unmittelbar aus dem lebendigen Unterricht herausgewachsen ist.

Aber wo bleibt die „formale Bildung", wo das eingehende Studium der Grammatik, ohne deren Kenntniß alles Sprachwissen doch nur Stückwerk ist? Nur Geduld! Was die erstere betrifft, so halten die Vertreter der neuen Methode die oben erwähnten Uebungen zu diesem Zweck für vollkommen ausreichend in den ersten Unterrichtsjahren, aber etwa von Tertia ab soll die Grammatik in ihr Recht treten und dem nun gereifteren und der Abstraktion fähigeren Verstand die früher unbefangen erlernten Constructionen in ihrem logisch-systematischen Zusammenhang zeigen und erläutern. Jetzt erst soll auch die Kunst des Uebersetzens geübt werden, die dem Schüler bis dahin fremd war, denn er war schließlich dahin gebracht worden, in der fremden Sprachen zu denken und bedurfte jener künstlichen Brücke nicht, natürlich nur bis zu einem gewissen Grade, was jedem Psychologen verständlich sein wird und weiterer Ausführung nicht bedarf.

Gleichzeitig mit der Methode der extremen Reformer, wie man sie wohl bezeichnete, hat sich nun eine andere Richtung entwickelt, welche mehr eine vermittelnde Stellung zwischen der alten und neuen einnimmt, indem sie auch von zusammenhängenden Stücken ausgeht, die dem Gesichtskreis der Kinder entsprechen und einen gefälligen interessanten Inhalt bieten, neben den oben genannten Bearbeitungen derselben aber auch das Uebersetzen pflegen, jedoch nur im Anschluß an die durchgearbeiteten Stücke. Vor allen Dingen aber schließt sich bei ihr an das durchgenommene Stück sofort die Erlernung eines entsprechenden Kapitels der Grammatik an, das man nach vorhergegangener inductiver Behandlung dem Schüler in vollständigem System darbietet. Nun, wir sind überzeugt, daß auch auf diesem Wege sich bedeutende Erfolge erzielen lassen, soviel aber wird dem Leser klar geworden sein: Ein so oder so betriebener neusprachlicher Unterricht erfordert eine solche Umsicht, Arbeitskraft und pädagogische Tüchtigkeit des Lehrers, an welche bei der Ploetzmethode nicht im Entferntesten zu denken war. Aber wozu haben wir die neu errichteten Seminare? Hier ist der Ort, wo die vortreffliche Methode der Reformer ausgebildet und überliefert werden kann. Sie muß aus der lebendigen Praxis hervorgehen, sie will zunächst auch nur von diesem Gesichtspunkte aus beurtheilt werden. Alle theoretischen Tüfteleien sind hier vom Uebel, die praktische Probe nach vorheriger praktischer Anleitung ist das einzig Richtige.

Neue Novellen.

Theodor Fontane. Marie von Ebner-Eschenbach. C. F. Meyer.

Besprochen von Adolf Wilhelm Ernst.

Es sind drei bewährte Erzähler, deren Namen an der Spitze dieses Essays stehen. Da ist zunächst der balladeske märkische Wanderer, der „junge" zweiundsiebzigjährige Theodor Fontane. Von dem, was man im vulgären Sinne des Wortes mit Handlung im Romane zu bezeichnen pflegt, findet man in den Fontane'schen Schöpfungen nicht allzu viel. Er liebt keine spitzfindigen Verwickelungen, haßt sensationell wirkende Effecthascherein. Ruhig und sicher baut er nach wohlerwogenem Plane die Handlung in seinen Werken auf, die Gruppirung ist lichtvoll und anmuthend. Mit einer wahrhaft plastischen Ruhe schafft er. Man fühlt es bei der Lectüre seiner Romane heraus, daß sein künstlerischer Genius über dem Stoffe schwebt. Niemals hat man die unangenehme Empfindung, die in uns beim Lesen eines minderwerthigen Romanes häufig aufsteigt, daß der Verfasser sich mit dem zu beseelenden Stoff abquält und abringt, um schließlich doch nichts Werthvolles zu gestalten. Bei Fontane ist Alles so natürlich, so wahr, so folgerichtig. Da ertappen wir den Dichter auf keinem Anachronismus des Gefühls, auf keiner flüchtigen oder lückenhaften Motivirung, aber auch auf keinem jähen Ausbruch heißflammender Leidenschaft, die fortreißt und blendet. Und gerade in dem Mangel elementarer Leidenschaft, die nicht im Blute der Fontane'schen Muse liegt, scheint uns ein fernerer Grund dafür zu liegen, daß die Fontane'schen Romane bei dem größeren Theile unseres Lesepublikums kein tieferes Interesse erwecken. Der Berliner Romancier legt stets den Hauptnachdruck auf die Herausgestaltung und Verinnerlichung der Charaktere, arbeitet subtil an der Werthung des Milieus. Seine Romane sind eine wahre Fundgrube für den Psychologen. Diese tiefgründige Seelenmalerei bewirkt auch den geheimnißvoll lockenden Reiz, mit dem uns Schöpfungen wie „Irrungen, Wirrungen", „Stine", „Quitt", „Cécile" ꝛc. gefangen nehmen. Deshalb ist auch die Diction bei Fontane natürlich schön und herzergreifend. Da stören keine conventionellen Floskeln, keine hohlen Phrasen, keine blendenden Antithesen, kein künstlich aufgebauschter rhetorischer Pomp. Schlicht und — was wir besonders betonen möchten — natürlich reden die Fontane'schen Menschen. Wenn wir nun endlich noch des Dichters Welt- und Lebensanschauung gedenken, so dürften einige der Hauptzüge seiner künstlerischen Individualität gegeben sein. Schon durch seine „Gedichte" zieht sich ganz leise eine gewisse Ironie und zwar Selbstironie. Daß Fontane aber kein Schwarzseher oder unverbesserlicher Pessimist ist, weiß jeder, der Fontane'sche Dichtungen gelesen hat. Sagt er doch selbst in einem herrlichen Gedicht:

„Laß ab von diesem Zweifeln, Klauben,
Vor dem das Beste selbst zerfällt,
Und wahre Dir den vollen Glauben
An diese Welt trotz dieser Welt."

Daß er aber mit dem himmelstürmenden Verlangen und den feurigen Wünschen einer unerfahrenen Jugend abgeschlossen hat — wer wollte es einem 72jährigen Manne, der die Welt und das Leben kennt, verargen?! Was ein Kritiker einmal über Fontane sagte, scheint uns ganz zutreffend: er müsse bei der Lectüre dieser Romane stets an sonnige Frühherbsttage denken; wir sehen Alles klar und bestimmt und scharf, aber zugleich scheine uns ein unendlich feiner Schleier über

Digitized by Google

der hellen und stillen Landschaft zu liegen; Entsagung im Gewande der Ironie sei die Grundstimmung aller Romane Fontane's.

Alle diese Darlegungen finden Anwendung auf den neuen Roman des rüstig schaffenden Dichters; „Unwiederbringlich“*) hat er ihn genannt. Im Gegensatz zu seinen früheren Schöpfungen auf diesem Gebiete spielt die Handlung nicht in Berlin, sondern in Schleswig-Holstein und Kopenhagen Ende der fünfziger Jahre. Eine Meile südlich von Glücksburg, auf einer dicht an die See herantretenden Düne, liegt das Schloß Holkenäs. Die beiden Gatten, der Graf und die Gräfin von Holkenäs, sind zwei grundverschiedene Naturen. Holk, so gut und vortrefflich er ist, ist doch nur ein Durchschnittsmensch und steht hinter seiner von Herrnhutern erzogenen, geistig bedeutsamen Frau um ein Beträchtliches zurück. Der Graf hat liebenswürdige Eigenschaften und wäre das Ideal von einem Manne, wenn er überhaupt Ideale hätte. Er lebt nur dem Augenblick. Gräfin Christine's streng religiöses Gemüth neigt zur Melancholie und huldigt in metaphysischen (religiösen) Dingen einem gewissen Mysticismus. Sie ist „ganz schöne Seele, nachgeborene Jean Paul'sche Figur, die sich mit dem Ernst des Lebens den Kopf zerbricht“, während ihr leichtlebiger Gatte das Dasein von der heiteren Seite betrachtet. Die Gräfin zu erheitern, gibt es eigentlich nur ein Mittel, und das sind kleine Liebesgeschichten aus dem Kreise der Irrgläubigen. Irrgläubig ist ihr so ziemlich Alles, was nicht altlutherisch oder pietistisch oder herrnhutisch ist. Wie dem Grafen früher ihre Schönheit, dann ihre Klugheit imponirt hat, so frappirt ihn neuerdings ihre Frömmigkeit. Wohl ist er gewohnt, sich seiner Frau gegenüber immer in die zweite Linie zu stellen, aber es kamen letzthin Momente, wo er unter den Tugenden Christine's geradezu litt und sich eine weniger vorzügliche Frau wünschte. Früher war dies Alles nur ein stiller Wunsch gewesen, aber jetzt beginnt dieser Wunsch zu reden. In rasch wachsendem Grade breitet sich ein Umschwung in Holk vor; er ist ungeduldig, anzüglich, ironisirt die allzu frommen Anwandlungen Christine's. So wird die Kluft zwischen den beiden Gatten immer größer. Eine unheilvolle Entfremdung tritt ein, als Holk in seiner Eigenschaft als dänischer Kammerherr nach Kopenhagen an den Hof der Prinzessin Maria Eleonore, der Tante des Königs, berufen wird. Diese Veränderung ist zu gewaltig, als daß sie nicht umgestaltend auf das sanguinisch-cholerische Temperament Holk's einwirken sollte. Hier großstädtische Vergnügungssucht, „Tanzsaal, Musik, Feuerwerk“, rauschende Lebenslust; dort feierlicher Lebensernst, langweilige Einförmigkeit, Schafe und Schweine. Auf Holkenäs hat Holk eine „furchtbar vorzügliche Frau, die ihn bedrückt“, eine Frau, deren ernste puritanische Frömmigkeit einer fast verletzenden Selbstgerechtigkeit und Charakterstarre gleichkommt; in Kopenhagen eine geistvolle, von aller religiösen Engherzigkeit und dogmatischen Verknöcherung entfernte Prinzessin und eine Reihe lebensprühender pikanter Damen, die Alles eher als Einsamkeit liebende Quäkerseelen sind. „Die Kopenhagener sind ein feines Volk, sehr klug und sehr begabt und ausgerüstet mit vielen Talenten. Aber es sind lauter Lebeleute; sie haben sich nicht recht quälen und mühen müssen, und das Glück und der Reichthum sind ihnen in den Schoß gefallen, Alles in Kopenhagen ist Taverne, Vergnügungslocal“, und nicht selten versteckt sich die Kopenhagener Vergnügungssucht hinter einem großen Worte und läßt sich mit der viel mißbrauchten Inschrift „Patriotismus“ etikettiren.

In äußerst feinsinniger Weise hat Fontane in das Gewebe der Handlung ein Stück nordischer Culturgeschichte hineingeflochten, wodurch der ästhetische und der stoffliche Werth des Romans um ein gutes Stück gewonnen hat. Aesthetisch insofern, als diese Sittenschilderung des Kopenhagener high life mit dem inneren Gange der Handlung in kausalem Zusammenhange steht, zur schärferen Beleuchtung und Werthung des Milieus dient und von jeglicher vorlauten Tendenzmacherei frei ist; sie ergibt sich mit Naturnothwendigkeit. Stofflich hat der Roman insofern gewonnen, als der Leser dadurch ein getreues Bild von dem großstädtischen Leben und Treiben Dänemarks in den fünfziger Jahren empfängt, und wenn unsere heißspornigen Naturalisten vom Romancier Sittenschilderung verlangen und danach den Werth eines Romans abzuschätzen pflegen, so wollen wir ihre Forderung und ihr Urtheil für „Unwiderbringlich“ acceptiren und Fontane's Werk um so höher stellen, obgleich das Wort Sittenbild neuerdings einen etwas verstimmenden Klang erhalten hat, eben gerade durch die Naturalisten.

Graf Holk ist also mit einem Schlage in eine ganz neue Welt versetzt, in eine Atmosphäre, die für seine leichtlebige Natur verhängnißvoll werden soll. Die Handlung drängt von jetzt an auf Entscheidung hin, die Conflicte verschärfen sich. Holk, in seiner streng genommen ehrlichen Natur, in seiner vertrauenden Naivetät läßt sich von der Tochter seiner Wirthin, von einer bildschönen und raffinirt coquetten Circe blenden, und es kostet ihm manche Stunde Schlaf, als ihn die schöne Kapitänsfrau, welcher der König von Siam gehuldigt haben soll, eines Abends bei seiner Heimkunft in einem schlau berechneten Gewande an der Treppe mit der Lampe empfängt und dabei wie von ungefähr den weiten Aermel von dem schneeweißen, herrlich gebauten Arm zurückfallen läßt. Neben Brigitte, „dieser merkwürdigen Mischung von Froufrou und Lady Macbeth“, läßt Holk sich von der süspecten Hofdame Ebba von Rosenberg übertölpeln, obgleich er, der auf seine Abstammung stolze Aristokrat, in dessen Adern nur pur sang rollt, keinen schlechten Schreck bekommt, als Ebba ihm spöttisch gesteht: „Ich bin nämlich eine Meyer-Rosenberg, Enkeltochter des in der schwedischen Geschichte wohl bekannten Meyer-Rosenberg, Lieblings- und Leibjuden König Gustavs III.“ Dieser „Sprühteufel“, der stets mehrere Eisen im Feuer hat, umstrickt den schleswig-holsteinischen grandezzen Edelmann mit ihren Reizen, lockt ihn in mehreren arg pikanten Scenen an sich und setzt dadurch die leicht entzündbare Natur Holk's in helle Flammen. Es reift in ihm der Entschluß, sich von seiner Gattin, mit der er in einem oberflächlichen, lockeren Briefwechsel steht, zu trennen. Eine Feuersbrunst, bei der sich Ebba von Rosenberg und Holk gegenseitig retten, wirkt bestimmend auf den Edelmann, seiner Frau die Scheidung vorzuschlagen. Mit allerlei Wortdeuteleien und sophistischen Spitzfindigkeiten weiß er stets sein besseres Ich in sich zu ertödten. So meint er: „Christine hat mich von sich weg erkältet. Ja, das ist das rechte Wort, und solche sich mehrende Kälte, das ist schlimmer als Streiten und Heftigsein. Eine Frau soll eine Temperatur haben, ein Temperament und Leben und Sinn. Aber was soll ich mit einem Eisberg? Und wenn er das klarste Eis hat, das klarste ist gerade das kälteste, und ich will nicht erfrieren . . . Ach, wie sehne ich mich nach Wärme, Leben und Freude. Meine Tage sind vergangen, als ob Unterweltsschatten neben mir hinschwebten . . .“ Die Trennung erfolgt dann; leichter und schneller, als Holk es vielleicht selbst geahnt hat. Aber nun, wo der freigewordene Gatte glaubt, sein erträumtes Glück mit Händen greifen zu können, zeigt es sich, daß Ebba von Rosenberg ein „Sprühteufel“ par excellence ist: sie flicht ihm den niedlichsten, appetitlichsten Korb von der Welt. Pour passer le temps und the rest is silence. Holk, von Gewissensqualen gefoltert, von Sehnsucht nach seinem verlorenen Heim verzehrt, wandert ruhelos durch Italien und England. Endlich finden sich die geprüften Gatten nach mancherlei Schicksalsschlägen wieder. Friede herrscht nun zwar auf Holkenäs, aber das Glück von früher ist dahin — unwiederbringlich. Christine scheidet eines Tages freiwillig aus dem Leben und hinterläßt nur die schwermüthige Strophe des schwermüthigen Waiblinger:

„Die Ruh ist wohl das Beste
Von allem Glück der Welt;
Was bleibt vom Erdenfeste,
Was bleibt uns unvergällt?
Die Rose welkt in Schauern,
Die uns der Frühling gibt;
Wer haßt, ist zu bedauern,
Und mehr noch fast, wer liebt.“

*) Berlin, Wilhelm Hertz.

Digitized by Google

Die letzte Zeile war leis und kaum sichtbar unterstrichen. Eine ganze Geschichte lag in diesen verschämten Strichelchen.

In dem Vorhergehenden haben wir nun zwar einige Hauptzüge der Handlung in dem Roman angeführt. Diese Darlegungen dürften aber eher einem leblosen Skelette gleichen, dem Fleisch und Blut fehlt. Denn den wundersamen Seelenduft, der über dem Werk selbst liegt und in dem der köstliche Reiz des Romans wurzelt, wieder zu geben, ist im Rahmen dieser Würdigung nur schwer möglich. Wer die Schönheiten des Fontane'schen Romans genießen will, der muß „Unwiderbringlich" lesen.

Der zweite Name lautet Marie Ebner von Eschenbach. Auch diese Dichterin ist — gleich Fontane — bekannt als eine geistvolle und künstlerisch hervorragende Schriftstellerin. Allein ihr neuestes Opus „Magarethe"*) will uns nicht so unbedingt gefallen, wie „Unwiederbringlich". Zwar ist es eine Erzählung von poetischer Kraft, seelischer Tiefe und reizvollem Phantasiereichthum. Ob die Dichterin aber den Charakter der Margarethe so folgerichtig und mit solch überzeugender Klarheit und Lebenswahrheit gezeichnet hat, daß nach keiner Seite hin ein ihre Handlungen verdunkelnder Schatten fällt und sich dem Leser nolens volens die Ueberzeugung aufdrängt, so und nur so, wie die Erzählung vorgibt, mußte Margarethe handeln — dieses Lob kann nicht uneingeschränkt ertheilt werden. Zum Mindesten ist Margarethe eine ganz eigenartige Erscheinung, eine Ausnahme-Erscheinung, wie sie die Natur und das Leben nur in seltenen Fällen hervorbringt. Die Erzählung selbst ist, wenn wir recht unterrichtet sind, die Umarbeitung eines Jugendwerkes, einer „genialischen Kraftnovelle". Es fehlt ihr nicht an schönem, lebensvollem Realismus, der mit decenter Feinheit und künstlerischer Virtuosität über manche gewagte Scene hinwegleitet, dennoch macht sie den Eindruck einer nicht völlig ausgereiften Arbeit. Ein Weib aus dem untersten Volke (Margarethe) steht einem Manne aus der hohen Aristokratie, dem Grafen Robert von Vohburg, gegenüber. In letzterem sieht die junge, blühende Stickerin den Mörder ihres einzigen (illegitimen) Kindes, an dem sie mit fanatischer Liebe gehangen. Der Knabe ist nämlich am Hochzeitstage Roberts unter die Räder des gräflichen Wagens gerathen und trotz der aufopferndsten Pflege an den Folgen dieses Unglücks gestorben. Margarethe haßt deshalb aus tiefster Seele Robert. Dieser, dem das Wort „noblesse oblige" nicht nur ein Wort, eine Phrase ist, sorgt für sie, sucht sie, trotzdem sie sich anfangs mit eigensinnigem Trotz gegen seine Hülfe aufbäumt, aus untergeordneter Existenz in sonnigere Lebenssphären zu ziehen. Margarethens anfänglicher Haß verwandelt sich allmählich in heiße Liebe; denn sie ist immerhin noch Evatochter genug, ihre weibliche Natur nicht zu verleugnen. Robert von Vohburg ist aber verheirathet, glücklich verheirathet und scheint den Umschwung in dem Seelenleben seines Schützlings gar nicht zu ahnen. Margarethens Herz jedoch hat sich im Laufe der Zeit mit der Liebe Zündstoff so sehr angefüllt, daß es auf eine Explosion hindrängt. Gewaltsam bricht ihre Liebe sich Bahn und gibt sich dem Grafen Steinau, einem hocharistokratischen Diplomaten, der sonst den Gefühlsluxus als den kostspieligsten zu betrachten pflegt, in bacchantischer Verzückung hin. Wie Margarethe zu diesem korybantischen Taumel kommt, ist nicht recht faßbar, wenngleich diese tolle, zügellose Liebesfeier, dies üppig quellende Leben durch sinnlich-berückende Schilderungen, die nur einem tiefgründigen Poetengemüthe entströmt sein können, über manches Unbegreifliche hinwegtäuscht. Streng genommen reducirt sich die hier treibende Grundidee auf eine Befriedigung elementarer Naturtriebe, die in Margarethe besonders lebensstark und lustverlangend geschlummert haben und nun, angereizt und angefeuert einmal durch die Reservirtheit Roberts, zum anderen durch die Einsamkeit, die seit dem Tode des Kindes ihr liebesehnendes Herz bedrückt hat, zum gewaltsamen Durchbruch gelangen. Immerhin manifestirt sich in diesen Schilderungen, die für züchtige Backfische und verschämte Tugendjungfern allerdings wenig zur Lectüre passen, der Dichterin starkes Schilderungstalent.

Eine geradezu vollkommene künstlerische Sättigung wird man aber bei der Lectüre von Meyer's neuester Novelle „Angela Borgia"*) empfinden. Diese Erzählung, in der auch das kleinste Theilchen auf die Gesammtwirkung angelegt ist, wird jene Harmonie in den Herzen des Lesers entstehen lassen, die der Dichter italienischen Kunstwerken nachrühmt. Es ist ein düsteres Blatt aus der ferraresischen Geschichte, diese „Angela Borgia"! Aber gerade bei diesem verfänglichen Kunststück zeigt sich Meyer's reizvolle Vornehmheit und sein feinfühliger Kunstsinn. Der Literaturbegeisterte wird es Meyer nachfühlen, daß die Geschichte des berühmten und berüchtigten Adelsgeschlechtes der Borgia sein Poetentalent locken und reizen mußte, aus diesem vielfach dunkeln, von tendenziösen Erfindungen durchsetzten und von der Sage verschleierten Stoff ein Kunstwerk zu schaffen, das die Concentrirung und Messung seines gesammten poetischen Wollens und Könnens bedeutet. Diese Aufgabe hat der Poet glänzend gelöst und ein Werk entstehen lassen, das nicht sobald dem Orcus der Vergessenheit überliefert werden kann. An dieser Novelle kann man so recht deutlich erkennen, was ein Meister der Kunst aus einem noch so regellosen und heiklen Stoff bilden kann. Wo Meyer aus historischen oder psychologischen Motiven begründen muß, da thut er es mit beneidenswerther Delicatesse. Allerdings: was er sagen muß, das sagt er ohne Prüderie, ohne spießbürgerliche Zimperlichkeit. Wie der Arzt sich nicht scheuen darf, sein Messer in ekle Geschwüre und fäulnißerregte Wunden zu versenken, um zum Sitz des Uebels zu gelangen, so zeichnet uns Meyer auch den sittenverderbten Untergrund, auf dem sich wie eine keusche, räthselhafte Wunderblume die ätherische und doch sinnenfreudige Angela Borgia abhebt. Und mit welch spielender Leichtigkeit meistert er diesen Stoff! Mit welch flüchtiger Eleganz deutet er blitzgleich eine Welt des Ekels und Sinnenrausches an! Papst Alexander VI., dieser ländergierige, sittenverrohte, heilige Priap, von dem die Römer — auf seine Mordpläne deutend — sagten: „Alexander ist der würdigste Nachfolger Petri; denn er fischt aus der Tiber sogar Kinder"; dieser Musterpapst, von dem das demuthvolle Wort stammt: „Der Papst steht so hoch über dem König, als der Mensch über dem Vieh"; dieser Alexander, der das große Wort gelassen aussprach: „Jede Religion ist gut, die beste aber die dümmste", und der dementsprechend mit heiliger Unverschämtheit praktisch und theoretisch verdummend wirkte, so z. B. um der freien Presse den Mund zu verbinden, damit die Schandthaten der „Statthalter Christi auf Erden" nicht unter das Volk gelangten, das noch heute üppig blühende segensvolle Institut der Büchercensur einführte, dieser ekle Wollüstling ist der Vater Lucrezia's. Wenn er auch nicht „vor den Coulissen" agirt, so macht sich sein Einfluß durch seine Tochter doch sehr bemerkbar. Denn Lucrezia ist Sr. Heiligkeit durchaus nicht unwürdig, wenngleich sie nach neueren Forschungen — wir erinnern an Gregorovius' „Lucrezia Borgia" — sich auch nicht derartigen Ausschweifungen hingegeben hat, wie sie der Volksmund ihr nachsagt. Muß vielleicht die Blutschande von ihrem Sündenconto gestrichen werden, so bleibt dieses immerhin noch groß und entsetzlich genug. Diesen Eindruck empfängt man auch aus Meyer's Novelle, wo man die Verbrechen und tollen Orgien dieses räthselhaften, dämonischen Weibes zwischen den Zeilen lesen kann. Das ist gerade das Künstlerische an der Novelle, daß Meyer das Historisch-Schaurige — soweit er es berücksichtigen muß**) — durch den Schleier der Schönheit dämpft. Wer in „Angela Borgia" Sensationelles wittert und in dieser Erwartung zu dem Buche greift, der wird gründlich getäuscht!

Die Heldin der Novelle ist Angela Borgia, die einer

*) Stuttgart, Cotta.

*) H. Haessel, Leipzig.

**) Uebrigens hat der Dichter die Geschichte mit künstlerischer Freiheit behandelt, und es fehlt nicht an starken Licenzen und Widersprüchen, z. B. wenn er S. 66 den Papst Julius II. mit Leo X. verwechselt. Auch das „rührende Fürwort" für Giullo haben wir vergeblich in einer „bekränzten Pforte" des „Rasenden Rolands" gesucht; sie steht aber nicht zu Anfang, sondern fast am Ende von Gesang III Vers 62.

Digitized by Google

Seitenlinie des berühmten spanischen Geschlechts entstammt und kraft einer edlen Natur zu einem widerstandsfähigen und selbstbewußten Mädchen herangewachsen ist, zu dem, was das Jahrhundert in lobendem Sinne eine Virago nennt. Aeußerlich macht die sie bemutternde Lucrezia ihr allerdings gefährliche Concurrenz. Aber sieht man genauer zu, so ist diese Art der Composition, die übrigens in straffer Haltung auf ihr Ziel losschreitet, wie auch die Diction eine concise ist, eben nur äußerlich, scheinbar. Denn die treibende Kraft der Handlung entspringt aus Angela Borgia's Wesen und ihrer Stellung, die sie in dieser Welt gemeiner Leidenschaft und wirrer Sinnlichkeit einnimmt. Um ihretwillen wird Giulio geblendet; um ihretwillen vergiftet sich Ferrante; um ihretwillen wird die gottselige Canaille, der Cardinal Ippolito zum Mordbuben; um ihretwillen geht Herzog Alphons' diplomatische Berechnungskunst aus Rand und Band; um ihretwillen wird selbst die schlaue Lucrezia aus dem Häuschen gebracht und überlistet; um ihretwillen endigt der Streit um die flavianischen Güter — kurzum: auf Angela ruht die Handlung, von hier aus strömt das eigentliche Leben in die Novelle, von hier aus empfängt die Erzählung aber auch ihren berauschenden Farbenschmelz. Was geschieht, geschieht im letzten Grunde um Angela's willen. Hinsichtlich der „deutschen Tiefe" und „welschen Eleganz" scheint uns Meyer mit dieser Novelle alle seine früher publizirten Dichtungen übertroffen zu haben, die „Versuchung des Pescara" etwa ausgenommen. Und mit welcher plastischen Anschaulichkeit, mit welcher kühnen Einfachheit weiß er diese räthselhaften Menschen zu schildern! Da ist die dämonische Lucrezia, dieses sündenberauschte und sündenberauschende Weib, fremd wie ein Märchen, anmuthend und abschreckend, hingebend und hinterlistig, einschmeichelnd und grausenerregend, zartsinnig und cynisch, bald ein Weib, das bestimmt ist, das Wort von der Eheschließung im Himmel zu erfüllen, bald ein Weib „wie auserlesen zum Kuppler- und Zigeunerwesen", jetzt eine dem Meeresschaum entsteigende Aphrodite, dann eine schreckendurchgrausende Medusa. Da ist Giulio, der götterschöne Jüngling mit den wundersamen zauberischen Augen, die ihm verhängnißvoll werden; da ist der mephistophelische, komödienhafte, vor beständiger Furcht klappernde Don Ferrante, ein wunderlicher Zwitter, gemengt aus geistiger Armuth und unerschöpflichem Erfindungstrieb. Da ist ferner der Cardinal Ippolito, eine Ausgeburt der Gemeinheit und Gefühlsrohheit, der treffliche Meister der „göttlichen Mathematik", dem des Nazareners Thaten und Reden unrichtig und unglaublich sind, der ihn überhaupt nicht kennt, sondern nur von dem durch die Kirche in den Himmel erhöhten König, von dem durch die Theologie geschaffenen zweiten Gott der Dreifaltigkeit weiß. Da ist der Herzog Alphons, eine diplomatische Rechenmaschine, die aber in entscheidenden Momenten manchmal versagt; da ist der schachspielende Geck, der Graf Contrario, der zäheste Widersprecher und Rechthaber in ganz Italien; da ist endlich die reine, keusche Angela, die Lichtgestalt in dieser sittenverfaulten Menschenwelt, die verkörperte Versöhnung inmitten dieser entsetzlichen Greuelthaten.

„Angela Borgia" ist eine literarische That. Von ihr gilt in erhöhtem Grade das Wort, das Friedrich Vischer von Meyer's Idyll „Engelberg" sagte: „Scheinlegende in unerbittliche Lebenswahrheit aufgelöst und wieder in schönsten Goldschein der Legende aufsteigend. Ihr altes Thema: Kraft ist die Parole des Lebens, denn es ist herb, es ist grausam. Ich nenne Sie den Tacitus der Novelle."

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Die Verstorbene.

Von F. de Roberto.

Autorisirte Uebersetzung von M. v. K.

Den Kopf leicht nach vorn geneigt, saß Roberto Berni vor seinem Schreibtisch und blickte, in Gedanken versunken, auf den Inhalt einer mit Briefschaften gefüllten Kassette. Seit einer Stunde fragte er sich, was er mit diesen Briefen beginnen sollte. Da lagen sie vor ihm, in kleinen Packeten zierlich zusammen gebunden, und der zarte Wohlgeruch, der ihnen entströmte, zauberte das Bild eines Weibes so lebensvoll und wahr vor seine Seele, als ob weder Zeit noch Tod sich jemals dazwischen gedrängt hätten.

Unwillkürlich streckte er seine Hand nach den Briefen aus: doch hielt ihn eine gewisse Scheu wieder davon zurück, denn vor ihm, in dem antiken Broncerahmen, hing das Bild seiner jungen Gattin und schaute mit ihren schönen, klaren Augen auf ihn nieder. Die Briefe aber mußten in seinem Herzen die Erinnerung an einen Schmerz erwecken, dessen einzige Beweise er vor sich liegen hatte. Freilich nicht die einzigen, denn unter ihnen, auf dem Boden der Kassette, lag ein Bild, das er seit Jahren nicht angeschaut, und welches ihn jetzt mit aller Gewalt an sich zog. Warum sollte er diesem Zuge nicht folgen? . . . Weil er fühlte, daß er damit ein Unrecht begehen würde: in seinen Ohren hallte noch die liebliche Stimme seiner Gattin wieder, die ihm erst vor wenigen Stunden in Worten treuer Liebe die Erfüllung seiner Hoffnungen verrathen und ihm das Glück empfinden ließ, in Kurzem ihre Ehe durch ein neues Band noch inniger befestigt zu sehen. Er fühlte noch die ganze Wonne des Kusses, den er als einen Beweis seiner Freude, seiner Dankbarkeit auf ihre reine Stirn gedrückt. Er erinnerte sich noch lebhaft der Worte, womit sie die ernste Frage des Taufnamens behandelt hatte, und zu deren Lösung sie nun den Rath der Mutter einzuholen gedachte. — Unmerklich, und ohne daß er selbst sich über die Ursache Rechenschaft ablegen konnte, waren seine Gedanken plötzlich aus der ihm so freundlich lächelnden Wirklichkeit in eine stürmische und schmerzvolle Vergangenheit zurück versetzt. Zum ersten Male seit einer Reihe von Jahren hatte er es gewagt, die Reliquien seiner Jugendliebe wieder zu sehen und an den Erinnerungen einer längst abgeschlossenen Begebenheit zu rütteln, die ihr Ende in der stummen Tiefe eines Grabes gefunden hatte.

Während er nun seine Blicke noch immer auf das Bild seiner Gattin gerichtet hielt, schien es ihm matter zu werden, unbestimmter, dann ganz zu erlöschen, um einem anderen Raum zu geben, das immer klarer und deutlicher hervortrat: dem Bilde der Verstorbenen . . . Jetzt hatte er nicht mehr nöthig, es aus der Kassette hervor zu suchen: er hatte es vor sich! Der vorwurfsvolle Blick seiner Gattin traf ihn nicht mehr, und entschlossen etwaige Gewissensbisse beschwichtigend, griff er in die Kassette und löste eins der Packete.

Sein Auge fiel auf ein Zeitungsblatt inmitten der Briefe — eine Nummer des Gil Blas — das ihm die fürchterliche Nachricht gebracht hatte: Nous venons d'apprendre . . .", und als er dann ihren Namen las, den Namen Bianca, den Namen seiner angebeteten, todten Bianca, brach er in Thränen aus. Mit zitternden Lippen rief er verzweiflungsvoll: „Bianca! Bianca! —" und küßte die von seinen Thränen benetzten Briefe . . .

Als er dann wieder zu dem Bilde hinüber sah, hatte es schon wieder die Züge seiner Gattin angenommen und blickte mit ihren klaren Augen auf ihn. Was konnte sie wollen? Was beanspruchte sie? . . . Wußte sie etwa nicht, daß sie seine erste, große Liebe gewesen war? Oder war sie vielleicht eifersüchtig auf die Todte? . . . Dazu hatte sie kein Recht, denn er war doch ihr Gatte! Viel eher hätte die Verstorbene ein Recht zur Eifersucht, die arme Verlassene, an deren Grab er nicht einmal niederknien, auf das er nicht einmal eine Blume legen konnte! . . . Aber vergessen hatte er sie nicht! . . . Wohl hatte die Zeit die Wunde vernarbt, doch in diesem Augenblick öffnete sie sich von Neuem! . . . Und wenn er auch zum Leben und dessen Freuden zurückgekehrt war, so lag doch sein besseres Selbst neben ihr im Grabe! . . . Ein anderes Weib hatte ihm zugelächelt, ihn lieben und sich von ihm geliebt machen können, aber die Erinnerung an Bianca, an seine Bianca, lebte fort in seinem Herzen, und würde ewig darin fortleben, rein und unsterblich, wie das Bild einer Heiligen . . .

Das Rauschen eines Kleides wurde hörbar. Signora Berni war eingetreten und näherte sich ihrem Gatten.

„Roberto! Roberto! hast Du schon einen Namen gefunden?"

Er blieb stumm und theilnahmlos.

Digitized by Google

„Nein?! . . . Aber es ist doch eine so wichtige Sache! Mama will nicht, daß er Deinen Namen führen soll! Lucia oder Renzo!“ Und sie lachte, um dann heiter fort zu fahren: „Aber sei es, wie es wolle, wenn es ein Knabe ist, so wird er Roberto heißen, wie der liebste Heilige meines Kalenders!“ Und sie legte ihre kleine Hand auf sein Haupt.

„Und Du? was thust Du denn? Bist Du so beschäftigt?“

Bei diesen Worten fiel ihr Auge auf den Tisch, auf die Briefe, auf das Bild in der Schatulle . . . Sie sah, daß seine Lippen zitterten, und verwirrt stieß sie die Worte hervor: „O, verzeih . . .“ und schritt zur Thür.

Er rief sie nicht zurück und ließ sie gehen.

— — — Sie wußte Alles. Sie wußte wohl, daß sie, als sie ihm ihr jungfräuliches Herz überlassen, nicht seine volle Hingabe zu erwarten hatte. Sie wußte, daß er schon einmal geliebt und daß die Falten auf seiner Stirn den Kampf seiner Seele bedeuteten. Aber das hatte sie nicht entmuthigt. Gerade wegen seines großen Schmerzes, der ihn zu erdrücken drohte, hatte sie ihn um so inniger geliebt und sich glücklich gepriesen, daß es ihr vergönnt war, ihm denselben zu lindern, und — wenn möglich — ihn vergessen zu machen. Sie hatte sich ihm ganz hingegeben und gehofft, daß ihre Liebe, ihre Sorgfalt, ihre Hingebung, ihre Demuth und Theilnahme genügen würden, ihn zu heilen. Und es hatte ja den Anschein gehabt, als ob ihre Hoffnungen sich erfüllen sollten: hatte er ihr nicht Beweise seiner aufrichtigen und innigen Liebe gegeben? hatte er nicht angefangen, bei ihrem Anblick wieder zu lächeln? Und heute noch, vor wenigen Stunden erst, als sie ihm die frohe Nachricht gebracht, hatte er sie da nicht mit Worten der Liebe und Dankbarkeit zärtlich in seine Arme geschlossen? Wer hätte geglaubt, daß wenige Augenblicke später . . .!

In ihrem Lehnstuhl zusammen gesunken, mit über dem Haupte gefalteten Händen, schloß sie die Augen bei dem Gedanken an den Zusammenbruch ihrer Hoffnungen und Träume. Sein Herz gehörte noch immer der Verstorbenen! . . . Er hatte sie nicht vergessen! . . . Ihre Briefe, ihr Bild erfüllten seine Gedanken! . . . Er hatte nicht geantwortet, als sie zuletzt von ihrer Hoffnung sprach! . . . Er hatte geweint . . . um sie, um die Verstorbene! . . . statt sich zu freuen über das Unterpfand ihrer Liebe! . . . So war denn Alles umsonst gewesen! All' ihre Liebe, ihre Mühe und Sorge! . . . Und während er Worte der Zuneigung zu ihr gesprochen, hatte er an die Verstorbene gedacht! . . . Welche Macht mußte sie besitzen, daß er sie noch in der Tiefe des Grabes so innig lieben konnte! . . . Ihre Gedanken wurden unklar und verwirrt, sie konnte keine andere Erklärung finden, als in den Worten: Liebe — Leidenschaft! Was wußte sie aber von der Liebe, von der Leidenschaft? Was kannte sie von dem Leben? Wer hatte jemals vorher an sie gedacht oder Interesse für sie gezeigt? . . . In ihrer Vergangenheit sah sie sich als sorgloses Kind, fest im Glauben an ihren Gott, sich der Pflege ihrer Blumen widmend. Da kam er, und die Sonne war ihr erschienen! . . . Aber welches Recht hatte sie, ein Urtheil über ihn zu fällen? Darf man denn urtheilen über die Luft, die uns das Leben erhält? Lebte sie nicht für ihn, war sie nicht sein Geschöpf, seine Sklavin? Liebe — Leidenschaft! Es war ja ihr nicht möglich, diese inhaltschweren Worte zu fassen. Er war ja doch geschaffen, um zu herrschen und Ruhm und Ehre zu ernten, und sie — zur Entsagung. Er hatte sich erniedrigt, um sie aus dem Staube zu erheben, und ihre Pflicht war es jetzt, jene Hand zu küssen, die sie empor gezogen hatte. Die Todte! ach, sie war nicht zu beklagen; wie gerne wäre sie gestorben, um so geliebt zu sein! . . . Nicht ihr, der Verstorbenen galt das Mitleid, sondern ihm, der gezwungen war, Alles zu bekämpfen, was ihm das theure Angedenken zu entreißen drohte . . . War es dann aber ein Unrecht, daß die arme Todte noch einen Platz in seinem Herzen hatte! . . . Wie konnte sie nur eifersüchtig sein auf Jemand, der nicht mehr dem Leben angehörte? Wenn sie nur Muth finden könnte, wie gerne würde sie mit ihm von ihr sprechen, geduldig würde sie seinen Erzählungen von ihr lauschen, und wer weiß! — vielleicht würde sie doch noch ein Mittel gegen diesen unnennbaren Schmerz gefunden haben.

Plötzlich öffnete sich die Thür. In dem Halbdunkel, das im Zimmer herrschte, erkannte sie die Gestalt Roberto's, und ehe sie noch Zeit fand, sich zu sammeln, lag er zu ihren Füßen, und mit gebeugtem Haupte stammelte er:

„Emma! Verzeihung . . .“

Sie zog ihn zu sich empor, küßte ihn auf die Stirn und legte ihre Hand auf seine Locken.

„O gewiß! wie gern verzeihe ich Dir, mein Roberto — mein armer Roberto!“

Nach kurzem Schweigen sagte sie weiter:

„Höre mich, mein Roberto, ich möchte Dir etwas sagen.“

Und während eine Thräne in ihrem Auge schimmerte, sprach sie leise: „Und wenn es ein Mädchen ist, dann geben wir unserer Tochter den Namen . . . Bianca!“

Aus der Hauptstadt.

Der Schnupfenbacillus.

Von der bisher allgemein verbreiteten Annahme, daß der Schnupfen eine Erkältungskrankheit sei, ist man trotz des in der letzten Zeit betonten Zusammenhanges mit dem Haarschneiden in den Kreisen ernster klinischer Forscher längst zurückgekommen. Denn die einfache tägliche Beobachtung lehrt, daß derselbe sich von Mensch zu Mensch überträgt, und daß der sogenannte „Familienschnupfen“ sich nur durch den gemeinschaftlichen Gebrauch eines Taschentuches seitens mehrerer Individuen erklären läßt.

Diese Thatsache aus dem täglichen Leben brachte mich auf den Gedanken, die Taschentücher zum Ausgangspunkte einer Reihe von Untersuchungen zu machen. Bei Gelegenheit einer Schnupfeninfection — wenn ich die Entwickelung der Krankheit aprioristisch so nennen darf — in meiner Familie, wobei meine Frau, meine drei Knaben im Alter von sechs, sieben und acht Jahren, meine fünf Mädchen, die im neunten, zehnten, resp. elften und zwölften Lebensjahre standen, insgesammt hochgradig verschnupft waren, extrahirte ich aus den zahlreichen Taschentüchern, die von meinen Kleinen wiederholt und ohne strenge Individualisirung benutzt worden waren, in Seifenwasser eine graugefärbte zähe Flüssigkeit, von welcher ich eine kleine Menge entnahm, dieselbe tropfenweise unter das Mikroskop brachte, dann das Präparat zehn Mal durch die Flamme zog und es mit alkoholischer Aurorinlösung färbte.

Das Aurorin ist ein neuer Anilinfarbstoff aus der Benzolgruppe, den ich eine Stunde nach dessen Entdeckung noch vollständig warm vom letzten Verfahren aus der weltberühmten Farbenfabrik von Spurius & Comp. durch die Liebenswürdigkeit meines dort angestellten Corpsbruders Dr. De Tittreur in kleiner, kaum mit bloßem Auge erkennbarer Menge erhalten habe. Es genügt vom Aurorin — und das ist das Merkwürdige an diesem neuen Farbstoff — nur mit der Lupe als solche sichtbare Minimalsubstanzen in tausend Theilen Alkohol zu lösen. Man erhält dann ein mikrochemisches Reagens, welches wahrscheinlich viele Mikroorganismen, aber in erster Linie diejenigen zur Erscheinung bringt, auf die ich gleich zurückkommen werde.

Unter dem Mikroskope gewahrte ich sehr bald, daß es sich um ein Bakteriengemisch handelte; drei Arten von Stäbchen und kokkenförmigen Bakterien fielen mir sofort wegen ihrer mehr oder minder hochrothen Aurorinfärbung auf. Da war ein wie ein Fragezeichen sich ansehendes, mehr spirillenförmiges Gebilde, dann einige mehr längliche Exemplare, welche Ausrufungszeichen glichen, und endlich eine dritte Mikrobenart, umgekehrt wie die letzteren gestaltet: man könnte diese, um bei den Interpunctionsausdrücken zu bleiben, auch den Semikolon-Typus nennen. Ich stellte nunmehr aus Gelatine und Serum-Serum eine Plattencultur dar. Letzteres ist ein neu aus dem Blute der Kaltblüter gewonnenes Nährbodenmaterial, welches alle bisherigen durch Widerstandsfähigkeit gegen die Bakterien übertrifft und über welches demnächst Herr Dr. Ta Pri Cher aus Tokio seine deutsche Doctor-Dissertation schreiben wird. Die schon oben genannte schleimige graue Untersuchungsflüssigkeit wurde strichförmig auf die Platten aufgetragen, nachdem sie gehörig verdünnt worden war. Es wuchsen auf ihr die drei schon genannten Mikroben-

Digitized by Google

arten, die ich durch fortgesetzte Reinculturen zur gedeihlichen Weiterentwickelung brachte. Die Fragezeichen-Spirillen — als solche hatte ich eine Art sehr bald erkannt — boten unter dem Mikroskop einen sonderbaren Anblick. Wenn ich die Culturen hatte trocken werden und im Aurorin-Bade hatte zehn Stunden schwimmen lassen, dann in kleinen Mengen in Canada-Balsam einlegte, sah dies ganze Gesichtsfeld wie mit rosarothen Fragezeichen besät aus. — Die Vermuthung, daß der gesuchte Schnupfenerreger in dieser Mikrobenart gefunden sei, sollte sich sehr bald auf das Glänzendste bestätigen.

Ich impfte mit der Fragezeichen-Reincultur am 26. Mai 1890 Nachmittags 6 Uhr 17 Minuten sieben weiße Mäuse in der Weise, daß ich den Thierchen erst eine $1^1/_2$ procentige Cocainlösung, die ich keimfrei gemacht hatte, unter die Schleimhaut am Eingang des linken Nasenflügels brachte. Ich wollte sie in erster Reihe für weitere Injectionen unempfindlich machen und den berechtigten Thierschutzbestrebungen der jüngsten Zeit in gewissem Sinne Rechnung tragen. Einige Minuten später spritzte ich gleich daneben etwa $^1/_2$ Gramm der oben genannten, mit Wasser verdünnten Reincultur unter die Nasenschleimhaut. Schon am zweiten Tage fühlten sich fünf der so behandelten Mäuse in gleicher Weise unbehaglich; sie ließen die Köpfchen hängen, fieberten zwei Tage bis 40°, blinzelten mit den Augen, sperrten das Maul und die deutlich congestiv gerötheten Nasenlöcher weit auf, wie wenn sie niesen wollten — weiße Mäuse niesen aber bekanntlich niemals. Ihre Näschen liefen unaufhörlich. Es war kein Zweifel — die Thiere waren verschnupft! — Ich sammelte das Secret, um es für weitere Versuchsreihen zu verwenden. Am neunten Tage nach den ersten katarrhalischen Erscheinungen hörte fast wie mit einem Schlage (Krise?) der Schnupfen auf. — Die Impfungen mit der Ausrufungszeichen- und Semikolon-Cultur hatten gar keinen Erfolg, wenn ich dieselben mit besonderen Cautelen vornahm und jede Reincultur auf die einzelnen Thiere immer in einem besonderen Käfig überimpfte. Wurden die Mäuschen zusammen gebracht, so daß sie sich gegenseitig beschnuppern konnten, dann bekamen gut 80% aller Versuchsthiere den Schnupfen, doch bemerkte man sehr bald, daß die Bakterien mit der Zeit an Gewalt vorloren; nach vier Wochen, auch wenn den Thieren die Infection immer wieder möglich gemacht wurde, hatte der weitere Verkehr von Thieren unter einander keinen infectiösen Einfluß. Ich nenne das eine Immunitas aequivoca seu spontanea. Trat die Infection in voller Stärke auf, wie jedes Mal nach directen Impfungen mit Reinculturen, dann geschah es immer erst nach einer Latenz von $1^1/_2$ — $2^1/_2$ Tagen. Aus den den Nasen der Mäuse entnommenen Secreten, die ich trocknen ließ, bereitete ich ein fein vertheiltes Schnupfpulver, daß ich einem gesunden Versuchsthiere, auch einem sauberen kleinen Knaben in die Choanen blies. Maus und Knabe bekamen aber keinen Schnupfen. Zu sonstigen Versuchen an Menschen konnte ich mich nicht entschließen aus Gründen, welche aus den späteren Mittheilungen erhellen werden.

Somit war die Frage nach der Natur der Infectionsträger des Schnupfens gelöst: Es fragte sich nun weiter, ob die schon öfters genannte Spirille: „Das Fragezeichen" — um mich eines kurzen wissenschaftlichen Ausdrucks zu bedienen, direct die eigentliche Ursache des Schnupfens sei, oder ob nicht wie bei anderen Mikroben, auch diese Spirille ein chemisches Gift producirte, das als ursächliches Zwischenglied weniger die Reizerscheinungen in loco morbi, als die schweren Allgemeinerscheinungen des Schnupfens, das Fieber, die Unbehaglichkeit, welche Thiere und Menschen zeigen, hervorruft. Daß wirklich Vergiftungserscheinungen den Schnupfen begleiten, ist Jedem klar, der beim Menschen an dem gewöhnlichen Schnupfen nicht schon öfters vorüber gegangen ohne die tiefe Depression, die schwere Neurasthenie, die enorme Willensschwäche des Patienten zu beachten, die einzig und allein als Großhirnrinden-Molekular-Schwingungen aufzufassen sind, wie sie auch bei der bekannten Alkohol-Intoxication („Misère grise" nach französischen Autoren) vorkommen.

Einer weißen Maus, die sich eine catarrhalische Lungenentzündung nach ihrem durch die Fragezeichen-Spirille direct erzeugten Schnupfen zugezogen hatte und etwa siebzehn Tage nach der Impfung dem Leiden erlegen war, entnahm ich Hirn und Rückenmark, Lunge und Luftröhre, sowie Stücke der Nasenschleimhaut, zerquetschte Alles zu einem Brei: aus demselben gelang es mir ein basisches Bakterienproduct, ein Toxin darzustellen von der empirischen Zusammensetzung $C_{11}.H_{11}.N_{11}$: ein flüchtiges Amin, das Tricerevisiovinäthylamin, wobei allerdings die dreimal sich wiederholende Atomenzahl Elf auffällig erscheinen muß: es würde mich zu weit führen, wenn ich auf diese mit der reinen Chemie der Isomeren im Zusammenhang stehende analysisch-synthetische Frage, die schon viele Berufschemiker bis in die Nacht hinein beschäftigt hat, des Näheren hier eingehen wollte. In Bouillon- und Fleischculturen der als Schnupfen-Erreger erkannten Fragezeichen-Bakterien habe ich jenes Toxin ebenfalls gewinnen können und zwar in einer chemischen Reinheit, die mich veranlaßte, dasselbe in saurer Lösung, in welcher sich das Product am haltbarsten erwies, drei Hunden in die große Halsvene zu spritzen. — Schon etwa sechs Stunden nach der Operation fingen die Hunde unaufhörlich zu niesen an und hatten sich binnen neunzehn Minuten zu Tode geniest. Ich legte in Folge dessen und wegen seiner ätiologischen Beziehungen zum Schnupfen dem geschilderten Ptomain den Namen „Prostin" bei.

Zum Schlusse möchte ich noch auf einige therapeutische Folgerungen eingehen. Da sich durch meine Untersuchungen heraus gestellt hat, daß die Fragezeichen-Spirille ein chemisches Product, das Prostin, hervorbringt, welches die Gefährlichkeit jener Microbe für den Gesammtorganismus von Mensch und Thieren bedingt, so war es für den Chemiker leicht, ein spezifisch gegen den eigenartigen Feind gerichtetes therapeutisches Agens zu suchen und zu finden. Die Spirille gedeiht nur unter sauerstoffarmen Lebensbedingungen, sie gehört zu den Anaerobien — so viel ging aus meinen Untersuchungsreihen hervor. Darauf gründet die synthetische Chemie ihren Plan: Sie fügte für die elf Stickstoffe sieben Sauerstoffatome ein, sodaß sich als empirische Formel $C_{11}.H_{11}.NO_7$ ergab, und damit war auf synthetischem Wege ein Körper gefunden, welcher den nöthigen Sauerstoff enthielt, um die Fragezeichen-Spirille zu tödten und gleichzeitig die dem Prostin anhaftende und sehr wahrscheinlich an die Stickstoff-Moleküle gebundene Ptomain-Wirkung möglichst unschädlich zu machen.

Mein Freund Dr. De Tittreur, dem es gelang diese Septahydrooxyichinospirillincarbonsäure mit Leichtigkeit in größeren Mengen darzustellen, nannte den neuentdeckten Stoff: „Antiprostin". Ich hatte endlich die Freude, dieses Antiprostin bei meinen pharmakologischen Experimenten an Fröschen und Kaninchen als wirkungslos auf Circulations-Apparat und Nervencentren zu finden. Dagegen war die anticatarrhalische Wirkung des neuen Heilmittels am Menschen eine sehr bedeutende.

Das Antiprostin stellt farblose in 12 Theilen Wasser und zwei Theilen 97prozentigen Alkohol lösliche bei 113 $^1/_2$° C. schmelzende Krystalle dar, von mildem, leicht adstringirenden Geschmack. Man gibt es am besten in Form des Schnupfpulvers, läßt es schnupfen mit Coffea tosta und Sachia alb aa: 1:10 oder bläst es vermittelst eines besonderen Inflators in die mittlere Nasen-Muschel ein: Da es leicht löslich ist, läßt es sich auch zu Inhalationen 2:10 verwenden. Die Farbfabrik Spurius liefert dasselbe in jedem Quantum, doch spricht gegen die allgemeine Verwendbarkeit noch der hohe Preis. Das Kilo kostet 15 Mark. Innerlich genommen wirkt es schwächer. Per Klystier ist die Wirkung des Antiprostin wegen der weiten Entfernung zwischen der Localaffection (Angriffspunkt der Infection) und dem Orte dieser Application gleich Null. Das Antiprostin ist nicht zu verwechseln mit dem Prostol, einem minderwerthigen Neben-Producte, welches ein von der Fabrik Spurius entlassener Chemiker Dr. Spray in den Handel bringt und das eine unbekannte Zusammensetzung hat.

In dem von mir geleiteten kleinen Landkrankenhause zu Kokkenhofen brachen in kurzen Zwischenräumen zwei Schnupfen-Haus-Epidemieen hinter einander aus: die drei Wärterinnen, der Hausbursche, die Köchin, das Spülmädchen, dreizehn von dreiundzwanzig Kranken und ich selber erkrankten im Herbst, September bezw. November vorigen Jahres an einem heftigen Schnupfen. Allen diesen neunzehn Kranken gab ich Antiprostin in den mannigfaltigen Formen, die ich oben genannt habe: zwölf Personen davon genasen in drei Tagen vollständig; zwei brauchten fünf Tage zu ihrer vollen Heilung. Alle aber rühmten die wunderbar erleichternde Wirkung auf Kopf, Nase und Hals; sie hätten niemals geistig und körperlich so wenig unter dem Schnupfen zu leiden gehabt, wie in diesem Herbst. Bei fünf Kranken blieb das Antiprostin ohne jede Wirkung — es war das

Digitized by Google

bei denjenigen Spitalkranken, die den Stockschnupfen hatten. — Das hat mich nicht in Erstaunen gesetzt — ich erstaune überhaupt nicht so leicht — und spricht auch nicht gegen die Brauchbarkeit des neuen Mittels! —

Ich habe, damit mir Keiner von den Akademikern zuvorkomme oder gar das neue Institut für Infectionskrankheiten Prioritäts-Ansprüche geltend mache, absichtlich ein schnell erscheinendes nicht medizinisches Journal — und die Form der kurzen vorläufigen Mittheilung für meine Publikation gewählt.

Ich behalte mir vor, in einer Monographie, die ich unter Umständen als Habilitationsschrift zu verwenden gedenke, auf meine Entdeckungen ausführlicher einzugehen. Das was ich bisher geschildert habe, sollte der wissenschaftlichen Medizin nur den Weg andeuten, auf welchem mit leichter Mühe Infections-Träger, Infections-Ursachen und Desinfections-Mittel im weitesten und wahrsten Sinne des Wortes gesucht und gefunden werden können — und zwar fernab von dem akademischen Getriebe in der stillen Klause des selbstforschenden einfachen Landarztes.

Medicus.

Offene Briefe und Antworten.

Der Bismarck-Fackelzug.

Geehrter Herr Chefredacteur!

In Nr. 15 der „Gegenwart" finde ich in dem Artikel „Eroica" die Bemerkung „bekneipte Fackelträger." Bei einem großen Leserkreise Ihres geschätzten Blattes, welcher den Verhältnissen fern steht, dürfte aber dieser Passus eine Auslegung erfahren, welche den Thatsachen durchaus nicht entspricht. Wenn 4000 Theilnehmer, die nur der besseren Gesellschaft angehören (etwa $^7/_8$ waren Hamburger Kaufleute) sich dazu verstanden, dem großen Manne in Friedrichsruh zu seinem Geburtstage eine Aufmerksamkeit zu erzeigen, so geschah dies aus nationalem Dankgefühl. Schreiber dieser Zeilen war selbst mit in dem Fackelzuge und darf versichern, daß jedes einzelne Mitglied sich in respectvollster Weise betheiligt hat. — Von dieser Thatsache ist Ihr Mitarbeiter „Apostata" wohl nicht unterrichtet gewesen, denn sonst würde er die gerügte Bemerkung schwerlich gemacht haben. Muß man nicht glauben, wenn man den Ausdruck „bekneipte" Fackelträger liest, es hätten sich eine Anzahl von Leuten einen freien Tag gemacht, sich tüchtig bezecht und dann in nur halb zurechnungsfähigem Zustande nach Friedrichsruh begeben. Das wäre ebenso unrichtig als unwahr! Ich erachte daher die betreffende Bemerkung für Ihr hochgeschätztes Blatt als unwürdig und möchte gern einen Widerruf in einer Ihrer nächsten Nummern lesen. Dieser Wiederruf dürfte um so mehr am Platze sein als es der Tendenz Ihres Blattes nur zur Ehre gereichen kann, dem wahren Ausdruck der stattgehabten Ovation Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Mit ausgezeichneter Hochachtung F. R.

Notizen.

Mörike-Storm-Briefwechsel. Herausgegeben von Jakob Bächtold. (Stuttgart, Göschen.) Der nicht sehr geschmackvolle Titel ist einem Büchlein vorangesetzt, das uns die Dichter des Malers Nolten und von „Immensee" in ihrem innigen Freundschaftsbunde zeigt. Der schweigsame und zurückhaltende Schwabe und der junge leicht begeisterte Holsteiner, den die Politik eben aus seiner Heimat verbannt — zwei liebwerthe prächtige Poetenprofile, die uns hell und warm aus diesen schönen Briefen entgegenschauen. Obwohl sie meist nur literarische Interessen behandeln, so kommt doch auch das rein Menschliche dabei in gewinnendster Weise zum Ausdruck, und wenn wir das Buch schließen, haben wir beide Briefschreiber lieb gewonnen.

Heinz Wolfram. Roman von Frida Stork. (Berlin, Otto Janke.) — Wäre dieser Roman in der Zeit, zu welcher Freytag's „Soll und Haben" die Welt eroberte, erschienen, gar Mancher hätte der Verfasserin ein Loblied gesungen, der vielleicht heute schweigen wird, weil diese Art von Geschichten nicht mehr recht in der Mode sind. Wenn wir auch das Gefühl hegen, Menschen aus Großvaters Zeiten vor uns zu haben, so zweifeln wir dennoch nicht, daß auch heutzutage noch so liebe Leutchen, vom reinsten Idealismus beseelt, zu finden sein dürften, besonders in kleinstädtischen Verhältnissen, in welche Frida Stork uns führt. Und wie gern lassen wir uns ihre Leistung gefallen, denn sie beschreibt so schlichte, einfache Menschen mit so schlichten, einfachen Worten, daß, bevor wir uns es noch recht klar machen, die Helden und Heldinnen ihrer Geschichte unsere Sympathie besitzen. Vor Allem sind die beiden alten Mädchen, Malchen und Finchen, mit lobenswerther Detailmalerei geschildert. Ernst wechselt mit angenehmem Humor, bei allem Idealismus werden wir doch vor falscher Sentimentalität bewahrt. In Heinz Wolfram lernen wir einen deutschen Gelehrten kennen, bei dem Herz und Verstand die Wagschale halten. Keine einzige der vor uns auftretenden Gestalten hat etwas Schablonenhaftes an sich, alle sind mit gleichem Eifer und Liebe gezeichnet. o. v.

Ein Aufschrei mißhandelter Soldaten. Von Edmund Miller. Neue Auflage mit zahlreichen Nachträgen. (Stuttgart, Lutz.) Ein herzbeklemmendes Büchlein für jeden Vaterlandsfreund. Die Wahrheit dieser und ähnlicher Fälle von Soldatenschinderei ist durch den bekannten Erlaß von hoher Seite anerkannt worden, und damit entfällt der beliebte Vorwurf, als beabsichtige jeder, der tief eingewurzelte Mißstände im Heere aufdeckt, die Unzufriedenheit zu schüren, weil die Armee aus lauter Respect und Disciplin die Krebsschäden an ihrem Marke schweigend fortwuchern lassen solle. Der Verfasser weist nach, daß trotz der Erklärung des Ministers von Kaltenborn die „Sache" damit, daß der Mißhandelte zum Feldwebel geht, keineswegs erledigt ist, weil die „Compagniemutter" zu den gemeldeten Mißhandlungen meist neue fügt. Es ist ferner nicht wahr, daß alle Fälle, die zur Kenntniß der höheren Vorgesetzten kommen, „voll nach der Strenge des Gesetzes untersucht und geahndet werden." Der Verfasser kennt sehr schwere Fälle, die in Zeitungen oder Broschüren erwähnt wurden, aber niemals untersucht worden sind, weil die höheren Vorgesetzten es mit der Würde des Militärs nicht vereinbar fanden, auf Beschwerden zu reagiren, die ihnen nicht ordnungsgemäß auf dem Dienstwege zukamen. Die Würde der Nation und der Menschheit fordert gebieterisch die Abhülfe des alten und festgewurzelten Mißstandes.

Das Kaiserthum. Von Albert Hänel. (Kiel, Paul Toeche). Der Kieler Staatsrechtlehrer hat diese tief durchdachte und formschöne Rede zum Antritt seines Rectorates gehalten. Sie charakterisirt die Idee und Gestalt des deutschen Kaiserthums durch den Wandel der Jahrhunderte und kommt u. a. zu dem überraschenden Ergebniß, daß die Grundzüge der heutigen Reichsverfassung die Grundzüge der vom Erfurter Parlament angenommenen Reichsverfassung von 1849 ist. Das gilt vorbehaltlos von der für den Bundesstaat entscheidenden Frage, von der Ausstattung nämlich der Reichsgewalt mit ihren Befugnissen im Verhältniß zu den Einzelstaaten, sowie im Wesentlichen von der Organisation der Centralgewalt. Das Kaiserthum ist nur Titel, Rang und Würde des Bundespräsidiums.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Digitized by Google

Inserate.

Vom Verfasser des „**Rembrandt als Erzieher**“ erschien:

40 Lieder

von

einem Deutschen.

Direkte Zusendung erfolgt, nach Einsendung von 2 Reichsmark in beliebigen gültigen Briefmarken, durch die Buchhandlung von **E. L. Thaarup, Kopenhagen.**

× Es will uns bedünken, als ob einzelne dieser Gedichte noch höher stehen, als manche gleiche Gegenstände behandelnde Gedichte Goethe's.

Leipzig'er Zeitung.

Wie soll ein deutsches Mädchen sein, **um geliebt zu werden?**
Für die besten Beantwortungen dieser Frage setzt die Redaction **zehn** Preise aus. Näheres im Blatte selbst.

Illustrirter Figaro

mit der Beilage „**Das Deutsche Heim**“, das originellste und interessanteste Blatt der Gegenwart, erscheint seit **1. Februar 1892** in Berlin. Jede Woche ca. **20 Seiten.** Aussergewöhnliche Romane, geistvolle Plaudereien, bildliche Darstellungen aller zeitgeschichtlichen Ereignisse, allerlei Amüsantes aus der Theaterwelt u. Gesellschaft, fesselnder Gerichtstheil etc. Motto: Wahrheit und Klarheit.

Gratis erhalten Sie alle seit 1. Februar erschienenen Nummern, wenn Sie uns den Abonnements-Betrag von **1,25 Mk.** für April, Mai, Juni, oder die Quittung der Postanstalt resp. Buchhandlung einsenden, bei der Sie das Vierteljahr April bis Juli bestellt haben. Jeder Briefträger, jede Postanstalt und jede Buchhandlung nehmen Bestellungen an. (Postzeitungspreisliste 3107 a.)

J. Harrwitz Nachf. Verlag,
BERLIN SW., Lindenstr. 43.

Tücht. Agenten und Colporteure an allen Orten gesucht.
Jeder Leser der uns 10 Abonnenten verschafft, erhält 5 Mark Prämie.

Im Verlage von **Hermann Costenoble** in **Jena** erschien soeben und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Entwicklungslehre und Darwinismus.

Eine kritische Darstellung der modernen Entwicklungslehre und ihrer Erklärungsversuche, mit besonderer Berücksichtigung der Stellung des Menschen in der Natur.

Gemeinfasslich geschildert von

Otto Hamann,

Dr., Privatdozenten der Zoologie an der Universität Göttingen.

Mit 16 Abbildungen.

Ein Band 8. Geh. 8 Mk., geb. in Halbfranz 10 Mk.

Die Gegenwart 1872—1888.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Einbanddecken zu obigen Jahrgängen oder Bänden à 1 M. Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart
in Berlin W, 57.

Verlag von **Gustav Körner, Leipzig.**

Das Dilettantenconcert

des Vaterländ. Frauenvereins zu Köln.

Offener Brief von

Philomusos Excussus.

(Preis Mk. 1.—)

Eine Satyre, welche durch ihre launige Behandlung wichtiger Kunstfragen allen Freunden des Humors auf's Wärmste sich empfiehlt.

Weibliche Aerzte. Neu!

Von S. Binder.

M. 1.20.

G. J. Göschen, Stuttgart.
Durch jede Buchhandlung.

Im Verlage von **Georg Reimer** in **Berlin** ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Am Tiber.

Novelle

von

Grazia Pierantoni-Mancini.

Autorisirte Uebersetzung

von

Therese Höpfner.

Preis brosch. Mk. 1.60, geb. Mk. 2.20.

Emile Zola's neuester Roman „La Débâcle“ behandelt eminent anschaulich und packend den **Krieg** von 1870/71.

Die Uebersetzung erscheint zur Zeit in:

Aus fremden Zungen,
herausgegeben von **Joseph Kürschner**

die noch veröffentlicht: belletristische Werke von **Alphonse Daudet, Mark Twain, Pierre Loti, R. Kipling, G. Ohnet, Maupassant** u. a., ebenso das neueste hochinteressante Werk von **P. Mantegazza: „Die Kunst zu heiraten“.**

Jährlich 24 Hefte à 50 Pfg.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Im Verlage der **Hahn'schen** Verlagsbuchhandlung in **Leipzig** ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Das

Deutsche Reichswahlgesetz

und seine Umgestaltung.

Von

Dr. Heinrich Bening.

gr. 8. Preis 60 Pf.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 18. Berlin, den 30. April 1892. Band XLI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Der russische Wechselkurs. Von N. Syrkin. — Der Spiritismus der Naturvölker. Von Otto Gaupp. — **Literatur und Kunst:** Ein Kämpfer wider Sprachverrohung und Deutschthümelei. Von Max Schneidewin. — Die Schloßlotterie. Von Cornelius Gurlitt. — **Feuilleton:** Das Herz der Schwester. Von Manuel Schnitzer. — **Aus der Hauptstadt:** Sem. Von Apostata. — Dramatische Aufführungen. Von M. H. — Opern und Concerte. — Offene Briefe und Antworten: Berichtigung. Von Dr. Ivo Striedinger. — Notizen. — Inserate.

Der russische Wechselkurs.

Von N. Syrkin.

Vergleicht man den russischen Wechselkurs in der Gegenwart mit demjenigen im Jahre 1888, so verwundert uns nicht wenig der Umstand, daß derselbe bei der gegenwärtigen ökonomischen und finanziellen Krise des Landes nicht so tief sinkt, als im genannten Jahre, welches eine überaus reiche Ernte aufzuweisen hatte und mit einer Handelsbilanz von 403 Mill. Rubeln zu Gunsten des Exports abschloß. Es ist aus dieser Thatsache schon zu ersehen, daß das gegenwärtige Sinken des russischen Wechselkurses nicht allein der ökonomischen Krise zugeschrieben werden kann und daß hier noch andere Umstände in Betracht gezogen werden müssen. Die Ursachen, auf welche das Sinken zurückzuführen ist, zerfallen im Großen und Ganzen in zwei, von denen die eine eine constant wirkende, die andere eine momentane ist. Es sind dies die Entwerthung der russischen Valuta, welche nicht durch einen Metallfonds genügend gesichert ist, und die jedesmaligen Beziehungen Rußlands zu Deutschland. Es soll damit nicht gesagt werden, daß ökonomische Krisen, wie die gegenwärtige z. B., auf die Höhe des russischen Rubels keinen Einfluß ausüben, man darf aber nicht diesem Faktor einen zu großen Werth beimessen. Die unten angeführten Thatsachen beweisen am Besten, wie wenig der russische Wechselkurs von der ökonomischen Lage und der Handelsbilanz abhängig ist, wie stark dagegen er von den Beziehungen des Zarenreiches zu Deutschland beeinflußt wird.

Die Geschichte des russischen Wechselkurses im letzten Jahrzehnt beweist, daß es nicht der Handel und somit das ökonomische Gedeihen Rußlands ist, welches seinen Wechselkurs bestimmt. Im Jahre 1880 schloß die russische Handelsbilanz mit einem Deficit von 107 Mill. Rubel ab, und der Wechselkurs fiel in der That von 218 Mark auf 202 Mark, aber seit Ende October fing er an zu steigen und erreichte bald die Höhe von 204 Mark. Das Jahr 1881 wies in seiner Handelsbilanz einen Ueberschuß von 47 Mill. Rubel auf und der russische Wechselkurs schwankte zwischen 207 und 217 Mark. Im Jahre 1882 war die Differenz zwischen Ausfuhr und Einfuhr eine noch größere und erreichte die Summe von 121 Mill. Rubel, indessen fiel der Wechselkurs von 210 auf 196 Mark. Im Jahre 1883 überstieg ebenso die Ausfuhr die Einfuhr um 78 Mill. Rubel und der russische Wechselkurs begann sich zu erholen. Nachdem er von 196 auf 203 Mark gestiegen war, fiel er aber bald darauf und stand am Ende des Jahres auf 195 Mark. Die Handelsbilanz des Jahres 1884 weist schon eine kleinere Differenz zu Gunsten Rußlands, und zwar von nur 51 Mill. Rubel auf, der russische Wechselkurs zeigte trotzdem das Bestreben zum Steigen und erreichte eine Höhe von 212 Mark. Im Anfang des Jahres 1885 stieg der russische Wechselkurs bis auf 213 Mark, doch war diese Ziffer nicht lange andauernd, denn er sank bald darauf auf 198 Mark trotz der günstigen Handelsbilanz, welche in diesem Jahre eine Differenz von 104 Mill. Rubel aufzuweisen hatte. Das Sinken des Wechselkurses erstreckte sich auch auf das Jahr 1886, obwohl auch in diesem Jahre die Ausfuhr die Einfuhr um 50 Mill. Rubel überstiegen hatte. Das Jahr 1887 schloß in seiner Handelsbilanz mit einer markanten Differenz von 229 Mill. Rubel ab, der Wechselkurs sank aber von 188 auf 170 Mark, und im Jahre 1888, wo die Ausfuhr die Einfuhr um 403 Mill. Rubel überstiegen hatte, fiel trotzdem der Wechselkurs auf 167 Mark. Die nächsten Jahre hatten eine minder günstige Handelsbilanz zu verzeichnen, doch zeigte der russische Wechselkurs seit April 1888 das Bestreben, fortwährend zu steigen und erreichte im September 1890 die noch nie dagewesene Ziffer von 273 Mark, was einem Steigen von 30 % gleich kommt. Im Jahre 1891 fällt zwar das Sinken des russischen Wechselkurses mit einer großen ökonomischen Krise zusammen, indessen ist es nicht die Hauptursache seines Sinkens, denn wäre dieser Faktor für den russischen Wechselkurs bestimmend, so würde der Wechselkurs bei der jetzigen Krise noch viel tiefer sinken als im Jahre 1888.

Durch den Umstand, daß nur ein Fünftel des russischen Papiergeldes durch Metallfonds gesichert ist, ist die russische Valuta von vornherein entwerthet und der russische Wechselkurs den verschiedenen Schwankungen unterworfen, je nach der politischen Constellation. Indessen ist besonders hervorzuheben, daß es nicht jede politische Constellation ist, welche den russischen Wechselkurs in Schwankungen versetzt und daß die Bezeichnung für denselben „der Fühlungsnerv Europas" eine ganz willkürliche ist, denn nur politische Ereignisse auf dem Gebiete der deutsch-russischen Beziehungen üben auf den russischen Wechselkurs eine Wirkung aus. Solche politische Ereignisse wie die Ermordung des Zaren Alexander II., der russisch-englische Conflict wegen Afghanistans, die Vorgänge in Bulgarien ließen den russischen Wechselkurs fast unberührt; dagegen geben die Beziehungen zwischen Rußland und Deutschland den Ausschlag, wie aus folgenden Thatsachen leicht zu ersehen ist.

Im Jahre 1882 und besonders 1883 hatte der russische Wechselkurs die Tendenz zum Sinken, was mit dem Umstande in Beziehung zu bringen ist, daß in diesem Jahre die Gerüchte von dem bevorstehenden Abschlusse des Dreibundes immer häufiger und bestimmter auftauchten und daß Ende 1883 in Berlin

Digitized by Google

auch die Könige von Rumänien, Spanien und Serbien erschienen, deren Ankunft in der deutschen Hauptstadt die gesammte Presse als ein mit der Abschließung des Dreibundes zusammen hängendes Ereigniß deutete. Zudem fand damals nach dem längeren Aufenthalt des Zaren in Fredensborg keine Zusammenkunft mit dem Kaiser Wilhelm I. statt. Der im nächstfolgenden Jahre erfolgte Conflict zwischen Rußland und England, welcher mit der Kaiserzusammenkunft in Skiernowice zusammenfiel, rief in Deutschland allgemein die Meinung hervor, daß der russische „Thatendrang" sich nach Asien richten und daß der unvermeidliche Krieg Rußlands gegen England die freundschaftlichen Beziehungen zu Deutschland noch fester machen werde. Der russische Wechselkurs begann daher zu jener Zeit zu steigen, dagegen fing er an merklich zu sinken, nachdem ein Uebereinkommen zwischen Rußland und England erzielt worden war. Noch in demselben Jahre 1885 geschah die bekannte politische Umwälzung in Bulgarien und es wurde klar, daß sich zwischen der Friedensliga und Rußland, welch' letzterem sich nun Frankreich enger anzuschließen begann, ein merklicher Interessengegensatz gebildet hatte. Die Entführung des Fürsten Alexander von Bulgarien, die bekannte Rede des Fürsten Bismarck bei den Verhandlungen über das Septenatsgesetz und der Fall Schnäbele, welcher einen Zusammenstoß zwischen Frankreich und Deutschland in Aussicht stellte und so die Beziehungen zwischen Rußland und Deutschland trübte, verursachten ein Sinken des russischen Wechselkurses auf 177 Mark. Als am 6. Februar 1888 Fürst Bismarck im Reichstage eine gegen Rußland gerichtete Rede gehalten hatte, fiel der russische Wechselkurs auf 171 Mark und wurde kurz vor dem Tode Kaiser Wilhelms I. mit nur 166 Mark notirt. Mit dem Regierungsantritt Kaiser Wilhelms II. beginnt der russische Wechselkurs zu steigen, denn kaum war ein Monat nach seiner Thronbesteigung verstrichen, als der Kaiser bereits dem russischen Zaren in Peterhof einen Besuch abstattete. Der russische Wechselkurs stieg sofort bis zur Höhe, auf welcher er am Anfang der achtziger Jahre gestanden hat, und blieb während des ganzen Jahres 1889 auf demselben Stand. Nach dem bekannten Toast des Zaren auf den Fürsten von Montenegro am 22. Mai sank der russische Wechselkurs, stand aber am Ende des Jahres wieder auf 220 Mark. Nach dem Rücktritt des Fürsten Bismarck, welcher bei den russischen Preßorganen einen großen Jubel hervorrief, ging der russische Wechselkurs noch mehr in die Höhe, und als der deutsche Kaiser seine zweite Reise nach Rußland unternahm, erreichte er die noch nie dagewesene Ziffer von 263 Mark. Von jener Zeit ab stand er auf der Höhe von 230—250 Mark und erst im Jahre 1891 begann er wieder zu sinken.

Wiewohl das Sinken des russischen Wechselkurses in der zweiten Hälfte des Jahres 1891 nicht unabhängig von der ökonomischen Krise des Landes geschah, ist es doch leicht zu ersehen, daß die politischen Ereignisse hier mehr den Ausschlag gegeben haben, als die ökonomische Lage. Trotzdem im Monat Juni bereits vorauszusehen war, daß Rußland in diesem Jahre eine Mißernte zu verzeichnen haben würde, blieb der russische Wechselkurs auf 240—230 Mark, und erst nach der formellen Erklärung des Dreibundes sank derselbe auf 230 bis 220 Mark. Nach der Ankunft des französischen Geschwaders in Kronstadt, noch vor dem ersten Ausfuhrverbot, schwankte er zwischen 220—210 Mark.

Dieser Ueberblick auf die Geschichte des russischen Wechselkurses im verflossenen Decennium beweist, daß derselbe hauptsächlich von den politischen Beziehungen Rußlands zu Deutschland abhängig ist. Die meisten Inhaber der russischen Werthpapiere sind nämlich deutsche Kapitalisten, welche, sobald Befürchtungen eines Krieges mit Rußland aufkommen, die Börse mit entwertheten russischen Papieren überschwemmen. Dieses hat das russische Finanzministerium seit einigen Jahren bereits eingesehen und ist fortwährend bestrebt, mittelst Conversionsanleihen die russischen Papiere nach Belgien, Holland und besonders nach dem freundschaftlichen Frankreich umzuplaciren, ebenso wie es im Jahre 1885 zur Zeit des Conflicts mit England in Afghanistan die russischen Papiere von englischen in deutsche Hände zu bringen suchte. Indessen weisen diese Versuche des russischen Finanzministeriums keinen namhaften Erfolg auf, da es an Fällen nicht fehlte, wo das Sinken des Wechselkurses durch ein überaus großes Angebot auf der Pariser Börse erfolgt war. Immer aber wird Rußlands Wechselkurs von Deutschland abhängig bleiben, da einerseits Rußland in Bezug auf seinen Export hauptsächlich auf Deuschland angewiesen ist und sein Handel mit Frankreich im Vergleich zu Deutschland ein minimaler ist, andererseits die Inhaber russischer Obligationen und Werthpapiere doch vornehmlich deutsche Kapitalisten sind. Umsomehr wird der russische Wechselkurs von den Beziehungen Rußlands zu Deutschland abhängig sein, als an die Einführung der Metallvaluta in Rußland gegenwärtig nicht gedacht werden kann. Der Notenumlauf Rußlands ist vielmehr durch die weiteren Emissionen von Kreditscheinen noch vermehrt worden. Wenn gegenwärtig angesichts der feindlichen Gegenüberstellung Rußlands zu Deutschland der russische Wechselkurs nicht so tief sinkt, als im Jahre 1888, so hat es seine Ursache darin, daß die ökonomische Krise das Land jetzt kriegsunfähig macht und Befürchtungen wegen eines in der nächsten Zukunft noch möglichen Zusammenstoßes zwischen Deutschland und Rußland nicht aufkommen können. Sobald aber Rußland sich von seiner jetzigen Krise erholen wird, kann man auf ein bedeutendes Sinken des russischen Wechselkurses mit Sicherheit gefaßt sein, und der russische Rubel kann leicht unter 200 Mark sinken und auf derselben Höhe stehen, auf welcher er im letzten Jahrzehnt so oft gestanden hat.

Der Spiritismus der Naturvölker.

Von Otto Gaupp.

Was ist die Seele des Menschen? Woher kommt sie? Wo geht sie hin? Ist sie nur eine Function des Leibes und theilt sie dessen Schicksale? Oder ist der Leib nur ihr Behälter, nur ihr Gefängniß, daß sie im Tode verläßt, um dann ein unsterbliches, körperloses Leben zu führen? Diese Fragen bilden gewiß den wesentlichsten Theil des Lebensräthsels, jenes „qualvollen uralten Räthsels, worüber schon manche Häupter gegrübelt,

Häupter in Hieroglyphenmützen,
Häupter in Turban und schwarzem Barett,
Perückenhäupter und tausend andere
Arme schwitzende Menschenhäupter."

Welch ein Uebermaß spitzfindiger Metaphysik und tiefgrübelnder Mystik hat sich an diesem Problem entwickelt! Gewiß die moderne Wissenschaft thut gut daran, diese Fragen als unlösbare, die Kraft menschlichen Begreifens übersteigende zurück zu weisen; sie wird aber nicht umhin können, anzuerkennen, daß das bloße Aufwerfen dieses Seelenproblems, die bloße Fragestellung auf eine hohe Entwickelung des menschlichen Geistes hindeutet. Erst dann wenn die Menschen über das ausschließliche Haften am Sinnlichen hinausgekommen sind, erst wenn sie allmählich gelernt haben, ihre Aufmerksamkeit auf verwickelte und abstracte Gegenstände zu richten, erst wenn ein Aufdämmern des Begriffs natürlicher Verursachung den gröbsten Aberglauben zerstreut hat, ist die Bildung des Begriffs der Seele als eines vom Körper verschiedenen, ihn belebenden Prinzips möglich. Der Mensch muß anfangen über sich selbst zu reflectiren, er muß nicht bloß wahrnehmen, fühlen und denken, sondern er muß beobachten, daß er dies thut; er muß die Frage erheben, wie diese Vorgänge vor sich gehen und was es denn ist, das da wahrnimmt, fühlt und denkt. Kurz er muß zwischen objectiven und subjectiven Elementen in seinem geistigen Leben unterscheiden lernen. Natürlich muß auch die Sprache, um solch feine Nuancen bezeichnen zu können, weit über ihr erstes Stadium, in dem sie nur für concrete, sinnlich wahrnehmbare Dinge und Handlungen Worte hat, hinausgekommen sein. — Sollte uns diese Betrachtung nicht davon abhalten, bei wilden, uncivilisirten Völkern eine

Digitized by Google

Psychologie zu suchen? Allem Anschein nach ja. Denn vergegenwärtigen wir uns den intellectuellen Charakter des primitiven Menschen, so sehen wir alle jene geistigen Züge fehlen, deren Vorhandensein wir als nothwendige Voraussetzung für die Aufstellung eines so abstracten und complicirten Begriffes wie den der Seele ansahen. Der Wilde ist am besten einem Kinde zu vergleichen, das nach Kinderart jeder dauernden geistigen Anstrengung abhold und unfähig ist. Er gebraucht den Dingen gegenüber nur seine Sinne, nicht seinen Verstand. Er unterscheidet daher auch nicht zwischen dem geistigen Act des Wahrnehmens und dem Wahrgenommenen. Er empfindet und denkt, ohne zu beobachten, daß er empfindet und denkt. Seine Sprache, die aller abstracten Ausdrücke baar, ihm oft nicht weiter als bis fünf zu zählen erlaubt, weiß nichts von „Empfindungen", „Vorstellungen und Begriffen."

Doch wie? werden nicht diese aprioriſchen Reflexionen, die aus der Natur des primitiven Intellects seine Unfähigkeit zur Psychologie folgern, von dem was die Erfahrung und Beobachtung uns durch den Mund aller Reisenden lehrt, arg zu Schanden gemacht? In der That, nichts berichten die Erforscher uncivilisirter Länder einstimmiger, als daß sie bei allen, auch den niedrigsten Stämmen, den Glauben an eine Seele, an ein anderes Selbst, das, wenn auch nicht unsterblich, doch den Tod des Leibes überlebt, fanden. Wie ist dies möglich? Sind unsere Bemerkungen über den Intellect des Wilden falsch? Thaten wir ihm Unrecht? Oder sollte vielleicht jener überall verbreitete Glaube ein uraltes Erbstück aller Völker sein, das aus einer gemeinsamen Quelle stammend, an bessere Zeiten erinnert und den Beweis liefert, daß auch die Wilden einst eine Civilisation besaßen, und daß sie nur durch Verderbniß der Sitten oder aus äußeren Gründen auf die jetzige niedere Stufe herabgesunken sind?

Gewiß nicht! Diese letztere, modernen Ideen so feindliche Anschauung kann vor dem Richterstuhl wissenschaftlicher Kritik nicht bestehen, und auch unser Urtheil über die geistige Befähigung des Wilden brauchen wir nicht zurück zu nehmen. — Wir können den scheinbaren Widerspruch lösen, wir können beweisen, daß gerade der niedrige geistige Standpunkt des Wilden, gerade seine Unfähigkeit zwischen subjectiven und objectiven Phänomenen zu unterscheiden, ihm naturnothwendig seinen Seelenglauben aufdrängen. Nur liegt für ihn die Quelle jenes Glaubens nicht in der Selbstbetrachtung und Reflexion, sondern in gewissen natürlichen Ereignissen, mit denen er auf das engste vertraut ist, nämlich im Schlaf mit seinen Träumen und im Tode. Wie soll der Wilde die Traumerfahrungen sich deuten? Er weiß nichts von subjectiven Prozessen des Geistes, er ist also nicht im Stande, seine Träume und Visionen als solche zu erkennen und sie von den Objecten, mit denen verknüpft sie auftreten, zu trennen. — Er nimmt die Thatsachen, wie sie ihm begegnen, und legt an das Zeugniß des Gedächtnisses keine Kritik. Ist es deshalb nicht ganz natürlich, daß er in den Erfahrungen des Traumes wirkliche Geschehnisse sieht, ganz ebenso wirklich als die Erlebnisse des hellen, lichten Tages? Und muß nicht aus dieser Interpretation für ihn der Glaube herauswachsen, daß er keineswegs ein einfaches Wesen ist, sondern, daß in ihm etwas steckt, das den im Schlafe ruhig daliegenden Körper verlassen und jene Erfahrungen machen kann?

Diese Traumdeutung des Wilden ist nothwendig, ja sie ist bei seinen Kenntnissen von der Natur der Dinge und des Menschen die einzig vernünftige, — so unsinnig sie uns vorkommen mag, die wir eben zur Erklärung aller dieser Erscheinungen den fertigen Begriff eines Geistes mitbringen, als dessen von keiner äußeren Wahrnehmung controlirte, spontane Thätigkeit wir die Träume erklären. Stellen wir uns die Sache einmal concret vor. Wir wissen, daß die Wilden äußerst lebhaft träumen; ihr Leben, das zwischen äußersten Entbehrungen und maßlosem Genuß hin und her schwankt, bringt das mit sich. Der Wilde wirft sich ermattet auf sein rauhes Lager, er schließt die Augen, und die Welt bunter Träume thut sich ihm auf. Er befindet sich vielleicht auf der Jagd, er erspäht ein Wild, er verfolgt es, er erlegt es, und empfindet dabei alle Schauer der Aufregung, die die wirkliche Jagd begleiten. Oder er sieht sich auf dem Kriegspfade, ein Feind, dessen Stärke er nicht gewachsen, fällt ihn an, er sieht den Moment gänzlichen Unterliegens voraus, bereits spürt er das Messer zwischen den Rippen, im Augenblick höchster Angst stößt er einen Schrei aus — und erwacht. Er erinnert sich auf das deutlichste des Geschehenen, er spürt noch den Schrecken in allen Gliedern; wie sollte er an der Realität des Vorgefallenen zweifeln? Andererseits hat aber sein Weib neben ihm nichts von dem Feinde und dem Kampfe gesehen; sie erzählt ihm, er sei die ganze Nacht ruhig dagelegen und keineswegs abwesend gewesen. Er findet ihre Aussage dadurch bestätigt, daß er sich selbst auf seinem alten Platze findet, und daß er dieselbe seltsame Erfahrung an anderen machen kann, die er ruhig schlafen sieht und die ihm dann nach dem Erwachen erzählen, daß sie das und das gethan und gesehen haben; wobei der Erzähler nicht etwa sagt, „ich träumte, daß ich einen Bären sah", sondern, „ich sah ihn." Selbst wenn ihm ein Unterschied dämmerte, erlaubte seine unvollkommene Sprache nicht, ihn auszudrücken. Wie soll der Wilde sich dies alles zusammen reimen? Die einzige Auskunft bietet ihm ganz von selbst die Theorie eines zweiten Ichs. — Es muß etwas in ihm sein, das die Erfahrungen des Traumes machen konnte, das jagte und kämpfte, während der Leib ruhig im Schlummer da lag. So wächst dann für den Wilden aus den Traumerfahrungen der Begriff eines anderen Selbst heraus, das eine vom Körper getrennte Existenz führen kann.

In der That finden wir nun eine solche Seelentheorie bei den wilden Völkern aller Länder und Zonen. So glauben — um aus der Unmasse der möglichen Beispiele nur ein paar heraus zu greifen — die Neu-Seeländer fest, daß während des Schlafs die Seele den Körper verlassen kann, und daß die Träume das sind, was sie während ihrer Wanderungen sieht. Die Grönländer, erzählt uns ein Reisender, sind der Ansicht, „daß die Seele den Körper bei Nacht verläßt und jagt, tanzt oder Besuche abstattet." Denselben Glauben schreiben andere Berichte den alten Peruanern zu. Die Seele, meinten sie, könne überhaupt nicht schlafen, und was wir Träume nennen, sind die Dinge, die sie in der Welt sieht, während der Körper schläft. Drastisch äußerte sich dieser Glaube an die Realität der Traumerfahrung bei einem Wilden Guyanas. Er prügelte, berichtet ein Forscher, des Morgens nach dem Erwachen einen seiner Sklaven kräftig durch. Warum? Er hatte geträumt, daß dieser sich unehrerbietig gegen ihn benahm. Fühlt sich der Westafrikaner des Morgens müde und abgeschlagen, so findet er dies ganz begreiflich. Es ist eine Folge der langen Wanderung, die seine Seele während des Schlafes gemacht, oder auch der Prügel, die sie in einem Streit erhalten hat. Die grausamen Fidschianer glauben, daß die herumvagirende Seele mancherlei Unfug anrichten und andere quälen und schlagen kann. Der Schläfer wird durch Anrufen geweckt, ganz natürlich, man ruft dadurch die abwesende Seele zurück. Aber Vorsicht ist geboten! Man darf nach Ansicht der Japaner den Schläfer nicht zu schnell und zu plötzlich wecken; er kann es sonst mit dem Tode büßen, weil die ferne Seele keine Zeit hat zurück zu kehren, bevor er geweckt wird. Die Malayen lieben es überhaupt nicht, einen Schläfer zu wecken, aus Furcht, ihm ein Leid zuzufügen, wenn sie seinen Körper während der Abwesenheit der Seele stören. Natürlich knüpfen sich bei den verschiedenen Stämmen die verschiedensten Mythen an diese Seele und ihre Wanderungen an. Nach einem weit verbreiteten Glauben kleidet sich die Seele in die Gestalt eines Thieres; insbesondere eines Vogels oder einer Maus. Am häufigsten aber wird ihre Gestalt als etwas Schattenartiges, fein Körperliches beschrieben. Die Identification des Schattens mit der Seele liegt für den Wilden sehr nahe. In Ermangelung jeder physikalischen Erklärung hat der Schatten für ihn etwas Geheimnißvolles und Räthselhaftes. Er sieht in ihm ein Etwas, das mit dem Körper in sehr enger Beziehung steht, aber doch auch fähig ist, sich von ihm zu trennen. Genau die Merkmale, die er seiner Seele zuschreibt. Und so wird wirklich z. B. von den Beninnegern bezeugt, daß sie in ihrem Schatten

Digitized by Google

ihre Seele sehen. Den Grönländern gilt der Schatten als diejenige ihrer zwei Seelen die den Körper bei Nacht verläßt. Die Fidschianer nennen den Schatten sogar direct den „schwarzen Geist" und die Zulus sollen sich hüten so an einem Fluß entlang zu gehen, daß ihr Schatten in denselben fällt. Ein Krokodil könnte nach ihm schnappen, und sie mit hinabziehen.

Nicht nur verläßt die Seele des Träumenden den Körper und kehrt mit Erinnerungen an das Gesehene zurück; nein sie erhält auch Besuche anderer Seelen, es erscheinen ihr Gestalten, die vollkommen real sind, die sie theils quälen und beunruhigen, theils ihr werthvolle Rathschläge und wichtige Auskunft geben. Das ist der zweite Hauptbestandtheil der Traumtheorie der Wilden. — Der Wilde, der wenn er etwas zu essen hat, sich leicht vollstopft, leidet natürlich oft am Alpdruck. Diesen erklären die Karenen verursacht durch einen unfreundlichen Geist, der ihnen auf dem Magen sitzt, und auch die Australier pflegen ihn der Thätigkeit eines Gespenstes zuzuschreiben. Weiter glauben, um nur ein Beispiel anzuführen, die Tongas, daß die Seelen ihrer verstorbenen Häuptlinge — denn nach ihrer aristokratischen Seelentheorie überleben nur diese — häufig ihren Priestern erscheinen, und ihnen alles mögliche mittheilen. Aehnliche Ansichten erklären die große Bedeutung, die alle uncivilisirten Völker den Träumen beilegen. Diese überaus weit verbreitete Anschauung, die naiv die im Traum gesehene Person für eine Realität hält, ist uns übrigens aus manchen Stellen des Homer und des alten Testaments vertraut. Sie liegt einer Menge Aberglauben, der bis auf unsere Tage herabreicht, zu Grunde; für den primitiven Menschen gewinnt sie aber eine ganz besondere Bedeutung dadurch, daß an sie sein Glaube an eine den Tod des Körpers überlebende Seele anknüpft. Ganz natürlich; bereits Verstorbene erscheinen ihm im Traum, sie sind real, wie andere Traumerscheinungen, der Schluß, den er zieht, liegt nahe. Sehr charakteristisch ist in dieser Beziehung der Glaube der Zulus. Sie sagen, die Seelen ihrer todten Väter und Brüder leben noch fort; denn sie erscheinen ihnen im Schlaf, mit denen ihrer Großväter aber sei es ganz aus; denn sie sehen sie in ihren Träumen nicht mehr. Dieselben Zulus pflegen daher auch, wenn sie von verstorbenen Verwandten träumen, an das Grab derselben zu gehen und zu opfern, um die Unruhe der Todten zu stillen. Dieser ganze Gespensterglaube der Wilden wird uns verständlicher, wenn wir uns klar machen, wie schwer für den ungeübten Verstand des Wilden die Unterscheidung zwischen gewöhnlichem Schlaf und dem Todesschlaf sein muß. Der Tod ist ein Schlaf, sagen die Buschmänner. Zwischen Schlaf und Tod schieben sich ferner eine Reihe ähnlicher Zustände, wie Ohnmacht, Katalepsie, Epilepsie ꝛc. ein. Auch sie erklärt sich der Wilde durch die Annahme, daß die Seele den empfindungslos und leblos daliegenden Körper verlassen hat; wobei der verlassene Körper im Fall der Epilepsie von einem fremden Geist in Besitz genommen wird, er ist „besessen." Alle diese Zustände sieht der Wilde ein Ende nehmen, die Seele kehrt beinahe immer nach längerer oder kürzerer Abwesenheit zurück, der Mann „kommt wieder zu sich." Und nun der Todte? Kann nicht auch dessen Seele doch noch zurückkehren? Wann können wir sagen, daß sie endgültig wegbleiben wird? Von hier aus wird man die Wichtigkeit, die die Behandlung des todten Körpers für den Wilden hat, leicht verstehen. Hier liegt der Schlüssel für eine Reihe der anscheinend sinnlosesten und seltsamsten Gebräuche, die wir bei den Wilden finden, auf die ich hier aber nicht näher eingehen kann. —

Zum Schluß nur noch ein Wort über den Titel dieses Aufsatzes. Ich habe diese ganze Seelentheorie Spiritismus genannt und sie damit in Zusammenhang gebracht mit einer modernen Form des Aberglaubens, mit der sie in der That die größte Verwandtschaft besitzt. Die Quelle des alten und des neuen Spiritismus ist die Unfähigkeit seiner Gläubigen, zwischen objectiven und subjectiven Elementen der Wahrnehmung zu unterscheiden; beide nehmen die Ausgeburten ihres Gehirns für Wirklichkeiten. Der Wilde, wie der moderne Spiritist, beschreibt seinen Geist als unsubstantielles menschliches Abbild, eine Art Schatten, für gewöhnlich unsichtbar und ungreifbar, aber nicht ohne die Fähigkeit auf die Dinge dieser Welt kraftvoll einzuwirken. Beide glauben, daß die Seele nach dem leiblichen Tod ihres Besitzers anderen erscheinen und Auskunft über eine andere Welt geben könne, die in Wirklichkeit nur ein Spiegel- oder Zerrbild dieser unserer Welt ist. Der Spiritismus ist die uralte naive Seelentheorie des Menschen — in einem modernen Gewand.

Literatur und Kunst.

Ein Kämpfer wider Sprachverrohung und Deutschthümelei.

Von Max Schneidewin.

Es ist ganz undenkbar, daß nur gerade ich allein es wäre, dem es so geht, daß es nicht einer großen Zahl von Lesern so gehen sollte: daß man sehr oft über dem, was in den letzten Jahren geschrieben und gedruckt wurde, einen gewissen Hauch des Fremdartigen gelagert empfindet, daß man, auf dem Wege, das Gedachte zu erfassen, über gewisse heimliche Zwirnsfäden stolpert und in der reinen Hingebung an die Sache gestört wird. Es ist die weit ausgebreitete und tief eingedrungene Wirkung des Allgemeinen deutschen Sprachvereins, deren man inne wird.

Wer sollte dem Verein nicht das Verdienst nachrühmen, daß er unser sprachliches und nationales Gewissen geschärft hat gegen den Gebrauch entbehrlicher Fremdwörter? Aber das ist ihm ja so vielfach anerkannt und mit entgegenkommendem Danke maßgebender Persönlichkeiten und Behörden vergolten worden, daß es wahrlich an der Zeit ist, auch einmal die Kehrseite der Sache in's Auge zu fassen: für jetzt hat er, wie gesagt, uns unsere eigene Sprache, die Art, wie wir Deutschen uns zu einander auszudrücken pflegten, mit einem gewissen fremdartigen Tropfen durchsäuert, und es ist die Frage, ob dieses Fremdartige durch Gewöhnung in ein paar Jahren das allgemein übliche Neue werden soll, oder ob wir auf einem Abwege sind und gut daran thun, uns unter Bewahrung des Gesunden in den von dem Allgemeinen deutschen Sprachverein gegebenen Anregungen rückwärts zu concentriren.

Auf das Allerentschiedenste beantwortet diese Frage in dem letzteren Sinne ein kleines Schriftchen von Hermann Friedrich: „95 Thesen wider Sprachverrohung und Deutschthümelei" (Waren in Mecklenburg, Max Sergel), welches schon vor einiger Zeit erschienen, aber in der Fluth der Neuigkeiten unbeachtet geblieben und mir jetzt nur zufällig in die Hände gekommen ist. Ich bin in der Lage, zu verrathen, daß der auf dem Titel genannte Verfasser ein Pseudonym ist, daß er ein sehr gebildeter Mann ist und als Oberlehrer ein Lehramt bekleidet und daß er seinen Patriotismus, worauf es sogleich sehr ankommt, einmal auf das Schönste durch die That bewiesen hat. Ein preußischer Soldat der Mainarmee im Jahre 1866 und Mitkämpfer in vielen Gefechten war er 1870 als Landwehrmann zu einem militärischen Bureau in der Heimath eingezogen, um mit der Feder dem Vaterlande seinen Dienst zu widmen. Es hielt ihn aber nicht: wennschon als Verlobter ernstlich mit dem Leben engagirt, ruhte er doch nicht, bis ihm seine Bitte erfüllt war, mit der Flinte gegen den Landesfeind kämpfen zu dürfen. Er hat sich dann in der berühmten Division Kummer weidlich mit den Franzosen herumgeschossen. — Die Gedanken seiner 95 Thesen wider übertriebene Sprachreinigung, die er eine Sprachverrohung nennt, scheinen mir überaus beherzigenswerth, weshalb ich noch jetzt kräftigst auf das Heftchen hinweisen und die wichtigsten der zahlreichen Gesichtspunkte, denen er die Sache unterwirft, mittheilen möchte.

Zunächst erkennt er als vernünftiger Mann natürlich an, daß wir uns überflüssiger Fremdwörter enthalten sollen. Uebrigens ist ein Fremdwort, wenn es hier einmal entbehrlich ist, deshalb nicht ein- für allemal überflüssig und durch immer

Digitized by Google

gleichbleibende mechanische Uebersetzung zu verdrängen. Ueberhaupt hat der Allgemeine deutsche Sprachverein bis jetzt seine löbliche Aufgabe, für Richtigkeit, Reinheit, Klarheit, Angemessenheit, Schönheit und Kraft unserer Sprache einzutreten, viel zu einseitig aufgefaßt, nämlich fast nur durch Ausmerzung von Fremdwörtern verfolgt. Diese Ausmerzung quand même ist, wie Jacob Grimm irgendwo sagt, so recht ein Herumreuten im oberflächlichen Boden der Sprache, ohne feines Gefühl für ihre höchsten Zwecke. „Ein übermäßiger Gebrauch fremdländischer Worte tritt jetzt so wie so selten hervor", und Jeder ist gegen solche kopfscheu geworden, sogar in einem Maße, wie es für das unbefangene Bemühen, seinen Gedanken den besten Ausdruck zu geben, störend wirkt.

Der Patriotismus findet in dem Verhalten der Sprachreiniger eine sehr billige Bewährung, er findet sie am meisten dort, wo man von deutscher Einheit und Deutschthum recht laut zu reden und zu prahlen liebt, er könnte durch jene billige Bewährung auch leicht verdunkelt werden gegen die Gebiete, wo es ihn ernstlich und mit Opfern zu bethätigen gilt; diese Art des Patriotismus schlägt leicht in jene nationale Eitelkeit um, die wir an den Franzosen so lächerlich finden. Den Gegensatz der Nationen durch künstliche Mittel zu erhöhen und zu chauvinistischem Hasse gegen das Ausland verschärfen zu wollen, ist eine Verkehrtheit. Von anderen Nationen alles Gute anzunehmen ist echt deutsche Art; der Goethe'sche Gedanke, daß „die Epoche der Weltliteratur an der Zeit ist und Jeder dazu mitzuwirken habe, sie zu beschleunigen", sollte doch nicht durch die berechtigte nationale Reaction gegen denselben als das Kind mit dem Bade ausgeschüttet werden. „Unsere Altvorderen waren viel zu verständig, als daß sie daran Anstoß genommen hätten, mit einer ausländischen Sache auch die entsprechende Benennung anzunehmen". Will man denn einmal, dem Geist unseres Zeitalters zuwider, welches unter dem Zeichen des Verkehres steht, sich mit chinesischen Mauern gegen das Eindringen alles Fremden umgeben, so wäre es ein viel höheres wirkliches Verdienst, sich gegen den Genuß fremdländischer Naturproducte abzuschließen, für welche unser gutes Geld in das Ausland abfließt, und das deutsche Wesen gegen fremde Art (z. B. französische Mode, Galanterie, Einkinderehe) zu bewahren.

Es ist jetzt eigentlich lange nicht von der Fremdwörterfrage die Rede gewesen außer in dem Einen Sinn, daß man selbstverständlich die Bewegung gegen die Fremdwörter gut heißt; es scheint fast überall die Voraussetzung zu herrschen, daß das so patriotische Pflicht sei, und ich habe durchaus das Gefühl, als ob ich in ein Wespennest stieße, wenn ich einmal in unbefangenerem Sinn von jener Bewegung spreche. Aber die obigen entgegengesetzten Erwägungen eines gebildeten und jedenfalls auch patriotischen Mannes sind doch so vernünftig, daß man sie auch einmal ernstlich bedenken sollte.

Von den meisten Vereinsmitgliedern aus wüthet die Fremdwörtervertilgungslust viel zu rücksichtslos und hat weite Schichten unseres Volkes ergriffen. Es ist eine geflissentliche Fabrikation neuer, früher ungehörter Wörter im Gange, deren Einmengung bei dem Lesen einem manchmal anmuthet, als ob man im Traum wäre. Unser Thesenaufsteller thut eine reiche Fülle von Gesichtspunkten auf, um diese Neuerungssucht zu bekämpfen. Die Sprachreiniger verrennen sich in die Leidenschaft für deutsche Ersatzwörter für eingebürgerte Fremdlinge, auch wenn die Ersatzwörter einmal „geschmacklose Mißbildungen" (ich würde sagen: „unzutreffend") sind (Beispiel: Briefumschlag: man schlägt ihn ja nicht herum, sondern schließt den Brief ein), wenn sie „unbeholfen und schwerfällig" sind (z. B. „Bahn untergeordneter Bedeutung", was, wie ich hinzusetzen möchte, auch der bloßen Benennung ein viel zu schwer wiegendes Urtheil hinzufügt, das für die betreffende Gegend oft auch wahrlich nicht zutrifft), wenn sie „unlogisch werden können" (z. B. „Empfänger", auch wenn der Adressat gar nicht zu finden ist), wenn sie „der feinen Nüancirungen der früher üblichen Fremdwörter entbehren", wenn sie „widerlich klingen" (z. B. Tunke u. s. w.; man taucht ja auch nicht in die Sauce, sondern stippt nur hinein), wenn „ihr Gebrauch eine Rücksichtslosigkeit gegen Ausländer involvirt" (Ausländer im Restaurant sollten sich doch wie früher auf der Speisekarte mittelst der in ganz Europa üblichen Benennung der Speisen zurecht finden können), wenn „sie bei dem Lesen unangenehm störend wirken".

Ganz besonders will er in der Armee die herkömmlichen Fremdwörter geschont wissen. In ihren Armeecorps, Divisionen, Brigaden u. s. w. hat sie unter ihren Generalen und Offizieren ihre glorreichen Thaten vollbracht, die Ersetzung ihrer Fremdausdrücke durch neu gebildete deutsche Wörter würde Mangel an historischem Sinn und Pietät verrathen. Das fremdsprachliche Commando ist geeignet, mit scharfem Klange die Aufmerksamkeit des Soldaten zu wecken, „Heerhaufen", „Heerwart" u. dgl. würden der straffen militärischen Disciplin sehr wenig entsprechen.

Die Eiferer für die Vertilgung der Fremdwörter vergessen umgekehrt sehr häufig, was für eine vernünftige und maßvolle Anwendung von Fremdwörtern spricht: daß sie eine Bereicherung des Wortschatzes der Sprache darstellen, daß sie die stilistisch wünschenswerthe Abwechselung des Ausdrucks erleichtern, daß sie oft höheren Wohlklang besitzen als die gemachten deutschen Ersatzwörter, daß sie der Darstellung Lebhaftigkeit und Reiz verleihen, daß sie vielfach weit verständlicher sind, vor Allem natürlich, daß sie oft klarer und treffender den Gedanken ausdrücken. Den beliebten Einwand der Sprachreiniger, daß man sich an die neuen deutschen Wörter schon gewöhnen werde, weist Friedrich schlagend mit dem Gegengedanken zurück, daß man bei der Leichtigkeit, sich an das Schlechtere zu gewöhnen, um so mehr auf der Hut sein sollte, es einzuführen.

Ein weiterer Hauptgedanke ist, daß die schöpferische Thätigkeit der Sprache unbewußt vor sich gehe, das Gebahren der si Deo placet Sprachreiniger aber mit Absichtlichkeit geschlagen sei. Friedrich beruft sich darin auf den großen Columbus des Unbewußten, E. v. Hartmann, anderweitig auf die Autorität eines Steinmeyer, Rümelin, sogar Goethe's und Schiller's, auf das Beispiel der Engländer, deren „Nationalstolz absolut nicht darunter leide, daß ihre Sprache ihren Besitz an Wörtern den verschiedensten Sprachen (dem Keltischen, Angelsächsischen, Lateinischen, Normannischen) verdanke."

Friedrich ist unzweifelhaft sehr animos gegen — nicht sowohl den Allgemeinen deutschen Sprachverein, als gegen die zahlreichen übereifrigen Jünger desselben, deren Ansicht und Gebahren er nicht nur ungeschichtlich, sondern auch albern, lächerlich anmaßend und aufdringlich nennt und denen er sogar theilweise egoistische Motive unterschiebt, wie er dann die gewiß richtige Bemerkung macht: „Gastwirthe bezwecken auch ihren Vortheil, indem sie das Publikum durch eine neue Speisekarte voller seltsamer Ausdrücke anzulocken und den Gästen durch solchen Mumpitz Spaß und Unterhaltung zu machen suchen." Friedrich hat sicherlich nicht nur aus tactischen Gründen, um sein Ziel desto besser zu erreichen, einer gewissen Grobheit der Befehdung die Zügel schießen lassen, sondern man fühlt ihm überall die tiefste Abneigung des Herzens gegen diese Neuerungssucht an. Man wird nicht fehl gehen, wenn man guterletzt in seiner Denkweise die Aufbäumung des Altpreußenthums, durch welches auch ohne Fremdwörterhetze das Land zum Heil Deutschlands groß und stark geworden ist, gegen eine Form aufdringlicher Verdeutschung Preußens erblickt. Er hat dadurch dem psychologischen „Gesetze" — das im Grunde genommen nur eine psychologische Gefahr ist — daß eine übertriebene Bewegung in der einen Richtung einen übertriebenen Gegenstoß in der entgegengesetzten hervorruft, einen Tribut dargebracht.

Einige Ausfälle von ihm sind sogar entschieden irrig. Er meint, folgerichtiger Weise müßte man dann auch die Lehnwörter (wie Prediger, Ziegel u. s. w.) ausmerzen, weil zwischen ihnen und den Fremdwörtern kein angebbarer prinzipieller Unterschied bestehe. Aber die Lehnwörter sind doch auch ihrer Form nach derartig deutsch geworden, daß der größte Theil

Digitized by Google

des Volkes, der keine sprachgeschichtlichen Kenntnisse besitzt, ihren fremdsprachlichen Ursprung gar nicht mehr bemerkt. Er sagt, die Fahrkarte sei nicht billiger als das Billet. Das ist ein für die Frage der besten, womöglich deutschen sprachlichen Bezeichnung der Sache ganz willkürlicher und ungehöriger Gesichtspunkt. Er beruft sich auf den bekannten Ausspruch des Horaz, daß „das eroberte Griechenland den wilden Sieger erobert habe": als ob nicht die Römer in der besten Zeit ihrer Sprache den griechischen Fremdwörtern in bewußtem nationalen Stolze (allerdings auch bornirtem Haß gegen die höhere Bildung) einen höchst beschränkten Zutritt in den sermo latinus gegönnt hätten, sie, die auch einen solchen, welcher sie gern im Munde führt, verächtlich einen homo Graeculus (Hans ....) nannten. Endlich täuscht sich Friedrich darin, daß er die Gesuche (um Beförderung seiner Bestrebungen) des Allgemeinen deutschen Sprachvereins an die Behörden eine „Bettelei um Staatshülfe" nennt und daß er dem deutschen Volke geringe Sympathie mit den Bestrebungen jenes Vereins zuschreibt: als ob nicht die Behörden jenen Gesuchen sehr gern und willig entgegen kämen, ja ihnen zum Theil zuvorgekommen wären, und als ob nicht sie und eine Mehrheit der Gebildeten in dem guten Glauben lebten, daß die Bestrebungen, die deutsche Sprache möglichst von Fremdwörtern zu befreien, schon aus patriotischen Gründen ein gutes Werk seien.

Daß jene Bestrebungen allmählich zu weit gegangen sind und noch immer weiter zu gehen drohen, daß das unbefangene Bemühen, seinen Gedanken in mündlicher und schriftlicher Rede den treffendsten und besten Ausdruck zu geben, oft genug durch eine aufgenöthigte Sorge um reindeutschen Ausdruck zu unliebsamen und unerfreulichen Compromissen gedrängt wird, welche das wichtigste Erforderniß an die sprachliche Gedankeneinkleidung schädigen, das ist auch meine Ueberzeugung. Ich halte deshalb die Friedrich'schen Thesen gerade in ihrer rücksichtslosen Entschiedenheit und Uebertreibung für ein verdienstliches und sehr geeignetes Mittel, die gleich rücksichtslosen und übertriebenen entgegengesetzten Bemühungen etwas einzudämmen und in ein Strombett zu leiten, welches sich in der richtigen Mitte zwischen zwei Extremen dahin zieht.

Die Schloßlotterie.

Von **Cornelius Gurlitt.**

In der Zeitung, welche mir täglich den Morgenkaffee versauert, lese ich seit zwei Wochen von dem dumpfen Grollen, welches in der Nation sich gegen die Schloßlotterie ertönen macht. Der moralische Zorn unseres Volkes scheint einmal wieder auf seinem Höhepunkt angekommen zu sein. Und wirklich — man sehe nur die Tagespresse — von der Sozialdemokratie bis tief in die Reihen der Conservativen klingt das Ach und Weh wieder, heimtückische Bankiers seien am Werke, durch Stärkung der Spielwuth des Volkes Deutschland moralisch zu vernichten. Ich muß gestehen, daß auch mir die Haut schauderte, als ich von der tiefen Versunkenheit las, der wir entgegensteuern.

Als ein Mann, der mindestens so lange als der Morgenkaffee dauert, für das Heil seines Vaterlandes ernstlich besorgt ist, legte ich mir alsbald die Frage zurecht um zu prüfen, ob es denn keinen Ausweg aus unserem sittlichen Niedergang gebe. Da ist, sagte ich mir, zunächst der Wunsch der Nation ein recht großes Kaiserdenkmal zu schaffen: Groß muß es werden, koste es was es wolle, und schön auch! Es soll das Beste geleistet werden, was die Nation aus sich heraus zu gebären vermag.

Da ist ferner eine Reichsverfassung: Wir haben eine Organisation, welche die Nation darstellt, drei Gewalten, welche zusammen die Entscheidung auch über das Denkmal haben.

Eine davon ist der Reichstag. Er ist aus der Nation gewählt, stellt also den Willen der Nation dar. Der Reichstag sagte, für die Nation sprechend: Ich verstehe grundsätzlich nichts von Kunst, der Kaiser entscheide!

Der zweite ist der Bundesrath, gewählt von den Fürsten. Als Männer von Kraft und gesundem Willen wahren diese sich das schlichte Menschenrecht, selbst einen Geschmack zu haben; aber sie fassen Berlin nicht als Volksmittelpunkt, sondern als Wohnsitz eines verbündeten Fürsten auf und reden ihm schon deshalb so wenig als möglich in Berliner Angelegenheiten hinein.

Der dritte ist der Kaiser. Da nun zwei der Vertretungsformen der Nation, seine Fürsten und seine Abgeordneten, der dritten erklären, er sei allein die rechte Stelle, von der die Entscheidung ausgehen müsse, und da nun an dieser Stelle ein wirklicher Wille herrscht, so entscheidet eben zu vollem Recht und mit der Zustimmung der durch den Reichstag ihrer verfassungsmäßigen Rechte beraubten Nation, der Kaiser.

Meine Ansicht war es nicht, daß das Denkmal in der Nähe des Schlosses stehen solle. Ich habe mir auch erlaubt, dies öffentlich auszusprechen. Aber es fanden sich auch Fachleute genug, die dem gewählten Platz den Vorzug geben. Nachdem unsere Abgeordneten feierlich der Nation das Recht des Mitredens absprachen, nachdem die Nation ihrem Reichstage wegen Preisgabe idealer Rechte nicht den Dienst aufkündigte, sich mit dem Vorgehen seiner Vertreter also stillschweigend einverstanden erklärte, ist es meiner Ansicht nach einfach eine Dummheit zu erwarten, daß der einzig bestehende, begründete Wille durch Zeitungsartikel und Parlamentsreden werde umgestürzt werden können.

Der Kaiser entschloß sich also nach dem Gesetz, welches der Reichstag angerufen und feierlich eingesetzt hatte, nämlich nach seinem Geschmacke „car tel est notre bon plaisir" für die Aufstellung des Denkmals auf der Schloßfreiheit. Dagegen ist nichts, gar nichts von unseren Politikern einzuwenden. Nun aber, nachdem der von ihnen angerufene Wille sich geäußert, trat plötzlich die Weisheit der Willenlosen hervor.

Die „Führer" der Nation sagten zum Kaiser: Leiten darfst Du wohl die Denkmalangelegenheit. Aber unser heiliges, durch die Verfassung bestätigtes Volksrecht ist, an dieser Leitung so viel wie möglich zu tadeln und zu hindern. Das nennt man nämlich feine Politik: Fällt das Denkmal gut aus — dann hat der Reichstag es bewilligt —; fällt es schlecht aus — dann hat der Reichstag es ja bekämpft. Er drückt sich schmählich von der Mitverantwortung, um aus dem Winkel mit faulen Aepfeln werfen zu können.

Als es galt den vom Reichstag zum Gesetz erhobenen kaiserlichen Willen durch die Regierung zur Ausführung zu bringen — da erkannte man in der Regierung, daß vom Reichstag für künstlerische Dinge Geld nicht zu haben sei. Man kann ja darüber streiten, ob es künstlerisch wünschenswerth sei, alle kleineren Bauten aus der Umgebung des Schlosses zu entfernen. Man zerstört damit den Maßstab seiner Größe; es wird plumper, kleiner, unbedeutender aussehen, das Schloß inmitten eines riesigen Platzes. Das ist meine persönliche Ansicht. Viele Künstler werden anders denken. Der Kaiser scheint auch anderer Meinung zu sein — also habe ich mich zu bescheiden. Wenn es aber der Kaiser für gut hält, die Häuser der Schloßfreiheit zu beseitigen, um das Kaiser Wilhelm-Denkmal dort aufzustellen, so war der richtige Weg für die Regierung meiner Ansicht nach der, vom Reichstag die betreffenden Millionen sich bewilligen zu lassen. Aber es scheint, als habe sie schon damals erkannt, daß das Gold schwerlich für diesen Zweck flüssig geworden sei. Das ist ja gerade der fein „politische" Zug im Vorgehen des Reichstages: Nachdem er großgesinnt sich seiner Rechte begab, d. h. richtiger kleingesinnt die Verantwortung von sich wies, ist er nun in der Lage, durch Sparsamkeit seine Tugend zu beweisen, das heißt zu eigener Verherrlichung die Regierung wegen „Vergeudung" von Millionen anzuklagen.

Diese war muthlos genug, sich den Korb beim Reichstag nicht zu holen, wie es wohl Bismarck gethan hätte, und veranstaltete eine Lotterie. Ich spiele grundsätzlich nicht, liebe auch sonst das Lotteriewesen nicht. Der Gedanke scheint mir nicht glücklich, obgleich es wohl der einzig mögliche ist, um das Geld zu beschaffen.

Nun kam der zweite Wettbewerb für das Kaiserdenkmal. Im ersten hatte der Kaiser den Bildhauer Reinhold Begas als den rechten Mann bezeichnet, beim zweiten hat er die nach meiner Ansicht ungleich reifere Arbeit desselben Künstlers mit den anderen abgelehnt. Unter dem Druck der Verantwortung hatte sich das Urtheil des Kaisers unverkennbar erweitert und vertieft. Ich muß immer wieder betonen, um mich des Vorwurfes des Servilismus zu erwehren, daß ich anderer künstlerischer Mei-

Digitized by Google

nung bin als die höchste Instanz, daß es aber sehr viel kunstverständige Menschen gibt, welche mit jener übereinstimmen und daß ja nicht jeder Deutsche das Recht hat, vom Kaiser zu verlangen, daß er so denke, wie er. Also — wie es bei öffentlichen von hochwohlweisen Fach-Commissionen ausgeschriebenen Wettbewerbungen schon hundertmal gegangen ist: das Ergebniß des zweiten Wettbewerb war die Erkenntniß, daß es so wie man Anfangs wollte, nicht gehe. Der Platz ist zu beschränkt, zu winkelig, es fehlen die rechten Zugänge, das Wasserbecken wird durch Einbauten zu sehr verschmält u. s. w.

Was nun thun? Nach meiner Ansicht wäre das Richtige an den Reichstag zu gehen und zu sagen:

„Hier liegt eine ideale künstlerische Aufgabe vor. Ihr selbst, Ihr Reichsboten, habt sie angeregt und schöne Reden über sie gehalten, solange es sich um platonische Erklärungen handelte. Wir brauchen Geld, um das Denkmal vorzubereiten, das wißt Ihr sogut wie wir. Es soll in Berlin einmal etwas geschaffen werden, was ungefähr der hundertste Theil von dem ist, was Napoleon III. in Paris schuf und etwa der zehnte Theil von dem, was in Rom zu Ehren Victor Emanuels geschieht. Also los: Bewilligt die nöthigen Millionen!"

Die Regierung muß ja wissen woran sie ist. Sie würde gewiß so vorgehen, wie sie sollte, wüßte sie nicht genau, daß der Reichstag dazu sagen würde: hierfür sei nämlich jetzt kein Geld da. Handelte es sich um einen rein praktischen Bedürfnissen dienenden Bau, um eine Bahn, eine Straße, einen Kanal, so würde es wenig Mühe kosten, den Regierungsantrag durchzubringen. Aber hier handelt es sich um ideale, künstlerische Forderungen. Für diese hat die Vertretung der ideal gesinnten Nation kein Geld, nicht einmal Zeit. Welch' schöne Bocksprünge würde der große Volksmann Virchow machen, um Deutschland zu beweisen, daß er für die Ideale, ja selbst für das Angedenken Wilhelms I. Alles, in diesem Falle aber nicht einen Pfennig bewillige.

Also wird wohl wieder eine Lotterie dran müssen. Mich ärgert nur mein Morgenkaffee-Blatt, das nun zetert und schreit über Entsittlichung des Volkes. Wirklich angenommen, daß der Zusammenbruch Deutschlands bevorstehe, wenn zu den Milliarden, die an der Börse verspielt werden, noch ein paar Lotteriemillionen hinzu kommen — ich als Nichtbankier kann ja nicht wissen, ob das Faß der Sünde durch die Börse schon so gefüllt ist, daß durch die Lotterie der Boden nothwendig gesprengt werden muß! Aber wirklich angenommen, es sei so, dann würde ich als Reichstagsabgeordneter alsbald den Antrag stellen: „Weiser Kaiser, nimm doch das Geld lieber von uns an, durch das unser Volk verderbt werden soll. Die Moral Deutschlands bezahlen wir gern mit ein paar lumpigen Milliönchen!"

Ich glaube, der Kaiser würde sich erweichen lassen, selbst wenn seine Minister, ebenso von der großen Moraltrompete betäubt wie die übrige Welt, sich anfangs sträuben und fürchten, es könne Jemand sie im Verdacht haben, große künstlerische Fragen groß erfaßt zu haben.

Sie mögen sich beruhigen: kein Mensch hat ihnen bisher den Vorwurf gemacht. Ihr ganzes Vorleben sichert sie vor solch' ungerechten Anwürfen!

Inzwischen geht der brüllende Löwe der Entrüstung um. „Wie kommt da", sagt selbst der hochconservative „Reichsbote", „die Denkmalcommission — gemeint ist der Kaiser — dazu, sich auf Pläne einzulassen, welche ohne das Lotterieproject nicht verwirklicht werden können und also zur Lotterie hintreiben würden? Man spottet darüber und fragt, weshalb man nicht im ganzen Lande Scatabende veranstaltet? Und das Alles in einer Sache, die sich um das Königsschloß und um das Andenken Kaiser Wilhelms I. dreht. Die Zeit ist wahrlich zu ernst für solche Spielereien, wie die Anlegung eines Teiches mitten in Berlin, so etwas mochte für die Zeit Ludwigs XIV. passen, aber nicht für die unserige."

Ein Teich mitten in Berlin! Diese Redewendung bezieht sich auf den Plan, die Bauakademie zu beseitigen und das Flußbecken zu erweitern, um dem Schloß und dem neuen Denkmale einen Vordergrund zu schaffen. Nun bringt die „Post" noch eine andere Erklärung: der Kaiser wolle ein Gärtchen vor dem Schloß haben, wie jede wohlhabende Bürgerfamilie, etwas weniger Straßenlärm hören und Staub schlucken, darum müsse Platz geschaffen werden. Wäre ich in der „Denkmalcommission", so würde ich mir andere Entschuldigungsgründe dafür gesucht haben, um die Welt mit dem Verbrechen künstlerischer Absichten zu versöhnen. Denn was der wild gewordene Spießbürger auf diese spießbürgerlichen Gründe zu sagen hat, das hat die „Voss. Ztg." sofort mit überraschender Sicherheit gefunden: „Der nervenbetäubende Lärm der Straße", sagt sie, „läßt sich durch die Asphaltirung dämpfen. Gegen den Staub gibt es Sprengwagen. Es gibt außerordentlich viele wohlhabende Bürgerfamilien in Berlin, welche kein Gärtchen zur Bewegung im Freien und als Ersatz für den Garten auch kein Landschloß mit Park haben. Wenn die neue Terrasse ein Garten für die Prinzen werden soll, so bleibt sie der Bürgerschaft wieder verschlossen, wie schon seit dem Regierungsantritte des heutigen Kaisers die früher offenen Schloßhöfe."

Mir scheint, es hätte sich eine andere Begründung für den Abbruch jener Häuser finden lassen. Man müßte sich nur zwei Baurâthe kommen lassen, einen vom Hochbau mit weißen Locken und Vollbart und einen vom Wasserbau mit langer Nase, der über die Brille weg die Welt ansieht. Und dann noch einen Anthropologen und ein Mitglied des Vereins für die Geschichte Berlins. Der erste Baurath hätte ein Gutachten dahin abgegeben, daß die Studirenden der Architektur der technischen Hochschule in Charlottenburg eine bedauerliche Neigung hätten, von der bewährten Berliner Schule Schinkel'scher Nachkommenschaft zu allerhand Modekünsten abzufallen. Dies habe seinen Grund darin, daß sie nicht mehr in unmittelbarer geistiger Verbindung zu Schinkel's Hauptwerk, der Bauakademie, ständen. Der Schwerpunkt dieser Perle moderner Kunst liegt aber nicht in der Gesammtcomposition. Als solche habe sie freilich etwas Erhabenes, aber doch auch Kastenartiges. Sie sei etwas stark im cubischen Stil entworfen. Nun sei es unbedingt nöthig zur Unterweisung der künstlerischen Jugend, daß sie die geistvolle Durchbildung des Backsteinbaues, wie sie der Genius Schinkel's hier aus sich gebar, immer vor Augen habe. Aus Bildungszwecken muß also wenigstens ein Achsensystem des kostbaren Werkes nach Charlottenburg übertragen werden. Nach dem Gutachten der Techniker würde dann nichts übrig bleiben, als das ganze, in seiner inneren Einrichtung dem Zeitgeist nicht mehr entsprechende und durch Umbauten entwerthete Bauwerk zu beseitigen.

Auf diese Weise würde es endlich möglich, einen alten Wunsch der Wissenschaft zu erfüllen. Nun kommen der Anthropologe und Geschichtler vereint zum Wort! Der ganze jetzige Schinkelplatz ist nämlich altes Stromgebiet, aufgeschüttetes Land. Es steht zu erwarten, daß in dem Schutt sich einestheils Baureste des alten, dem 16. Jahrhundert und früheren Zeiten entstammenden Schlosses oder gar einige prähistorische Töpfe befinden. Jedenfalls ist es an der Zeit, die Ruinen- und Topfgräberei, welche in den entlegensten Dörfern schon in vollstem Gange ist, endlich auch in der Reichshauptstadt aufzunehmen. Es gilt hier eine Ehrenpflicht zu erfüllen. Man bedenke ferner, wie viel in der Kapitale des befreundeten Königreichs Italien nach Alterthümern gegraben wurde. Und in Berlin?!

Wir würden aber, müßte nun der Wasserfachmann erklären, zu solchen unlucrativen Ausgaben nie rathen, wenn nicht schon längst bei den Wasserbautechnikern die Beseitigung der Bauakademie und des sog. Rothen Schlosses eine ausgemachte Sache wäre. In den weitesten Kreisen der Flußschifffahrtsinteressenten, unter den Wasserpolacken der Oder, wie den Bomätschern der Elbe, hat sich eine lebhafte Entrüstung gegen die Enge des Kanales gerade in der Nähe des Schlosses geltend gemacht, zumal diese schon wiederholt zu ernstlichen Kollisionen zwischen Apfelkähnen führte. Diese Entrüstung wurde acut, als man las, daß durch das neu zu errichtende Kaiserdenkmal die Spree noch mehr eingeengt werden solle. Was soll das auch heißen, durch gänzlich unwirthschaftliche Anlagen die wichtigsten Berufszweige in ihrem Erwerb zu schädigen und der Sozialdemokratie in die Arme zu jagen! Macht es nicht den Eindruck, als schäme sich der König, als schäme sich die nationale Kunst des vor den Fenstern des Schlosses vorüberziehenden, im Schweiße des Angesichts die Steuern erwerbenden Volkes! Wir rufen jeden Mann auf, der noch ein Rückgrat im Leibe hat! Unsere Flußschiffer, die täglich stundenlang gegen die Staken stemmen müssen, haben ein solches! In ihrem Interesse muß hier Wandel

Digitized by Google

geschaffen werden. Die Arbeit muß zu Ehren gebracht werden. Gerade am Schloß muß der Fluß und sein Handelstreiben breit und mächtig sich entfalten. Prächtige Quais müssen dem regierenden Herrn beweisen, daß das Volk sich und seiner Hände Fleiß zu ehren versteht, ein großes Denkmal muß am Ufer des Schifffahrtsbeckens aufgestellt werden, denn die Kunst ist nicht bloß für die großen Herren da, die sich Bilder und Statuen für ihre Villen und Schlösser kaufen können, sondern vorzugsweise für den kleinen Mann soll sie der Staat pflegen. Der Geschmack muß durch gute Vorbilder in die Tiefe getragen werden.

Also fort mit den theuren und nur für Reiche existirenden Bauten rings um das Schloß! Schafft dafür dem deutschen und besonders dem Berliner Volk zu Wasser und Land einen reich geschmückten Festplatz, auf welchem es sich um den Fürsten schaaren kann — denn, wie lautet die Nationalhymne? „Nicht Roß noch Reisige ꝛc.“

Dies ist die ethische Seite der Frage! Nun aber zur unendlich wichtigeren, praktischen. Bekanntlich nehmen die Nordspitze der Insel, auf welcher das Schloß und Mausoleum stehen, die volkswirthschaftlich so hoch bedeutenden Speicher ein. Ihrer Entwickelung stehen zunächst zwar noch die Museen im Wege. Aber Jeder, der die wahren Lebensinteressen des Volkes kennt, weiß auch, daß diese lediglich als Kunstspeicher sich nicht lang mehr werden halten können. Wohin soll das auch führen, wenn man der Börse, dem Lebensquell der Nation, die wichtigsten Handelsobjecte räumlich fern hält. Wenn erst einmal die Museumsbauten auch für andere Gebiete des Handels als bloß für den mit Antiquitäten nutzbar gemacht sind, wird eine Erweiterung der Spree zur Bewältigung des Verkehrs dringend nöthig werden. Manchester wird jetzt durch einen Kanal mit dem Meer verbunden. Wer weiß, wie bald in Berlin Aehnliches erreicht wird. Weit blickender Geist wird also dafür sorgen, daß schon jetzt Alles geschehe, um Dreimastern das Aus- und Einladen inmitten der Reichshauptstadt zu ermöglichen. Also muß vor dem Schloß nicht etwa ein Teich, sondern ein von anmuthigen Ufern umgebener, einstweilen noch flach zu belassender Hafen geschaffen werden! In gleich weitsichtiger Weise schuf im 17. Jahrhundert Ludwig XIV. seine künstlerisch und wirthschaftlich gleich werthvollen Anlagen; Frankreich dankt ihnen seinen heutigen Reichthum und die Blüthe seiner Hauptstadt. Unsere Staatsmänner haben freilich für die wichtigsten und tief einschneidendsten Fragen keinen Blick. Leider hat der große Volksmann Eugen Richter sich zum Grundsatz gemacht, Anregungen positiver Art dieser Regierung nie zu unterbreiten. Es wäre einfach Thorheit, ihr seine volkserlösenden Gedanken gratis zu liefern. Dafür wurde aber in Finanzkreisen beschlossen, eine Lotterie zu veranstalten, um auf diesem bequemen Wege Jedem aus dem Volke Gelegenheit zu geben, sein Scherflein zur Lösung der nationalen Angelegenheit zu bieten. Sollte die Regierung Schwierigkeiten machen, diese Lotterie zu genehmigen, sollte sie in der Mißachtung der vitalsten Volksinteressen somit das Unerhörteste zu leisten wagen, so dürfte sie im Parlament der schwerwiegendsten Angriffe gewärtig sein. Für diesen Fall hat Herr Richter seine Mitwirkung an dem Ringen der Volksseele gegen ihre Bedrücker zugesagt.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Das Herz der Schwester.

Von Manuel Schnitzer.

„. . . Mein' schon, liebe Schwester, daß Du leicht fragen hast und leicht predigen. Will Dir aber nur Eines sagen: Wärst Du nicht mein leiblich Geschwister, sondern eine Fremde, der ich von ungefähr begegnet, dann, ja dann möcht's leicht anders gekommen sein. Denn in Deinem Blick, Schwester, ist das Unsägliche eines treuen Herzens; das sanfte, rehbraune Aug' aber, das hast Du von unserer Mutter, und die war ein gutes Weib . . . Und just so eine hab' ich haben wollen, siehst Du.

Weißt ja, ich bin nicht geschickt zum Worte, weder mit der Zunge, noch mit der Feder, wiewohl man daheim im Städtel mein Geschäft »Schreiberei« heißen mag, aber heut', mein' ich, da ein Groll aus meinem Herzen sich löste und für immer entwich, heut' könnt' ich Dir wohl überlang erzählen und beichten.

Will's Dir gleich sagen; um die Lotte war's — um die Lotte! Unser Schmerzenskind! Weißt Du noch, wie ich sie brachte — mitten in der Nacht — aus unseres Nachbars Hause, das in hellen Flammen stand? Sie schlief so ruhig in ihrem versengten Polster, darin ich sie durch die Gluth getragen. Da Du sie aber nahmst und in Dein Bett legtest, reckte sie sich und lächelte im Schlummer, als spielten Englein mit ihr, so süß und friedsam, daß Du sie küssen mußtest. Wie sie dann die Augen aufschlug an jenem fahlen Morgen, da die verkohlten, glimmenden Trümmer des Nachbarhauses uns in das Fenster sahen — war sie eine Waise und hatte weder Vater mehr, weder Mutter auf dieser Welt, noch Einen, der sich des Wurmes erbarmt hätte. Nur Dich hatte sie, und Du bist ihr Alles geworden: Vater und Mutter und Magd und Gespielin. Ich selbst habe fort gemußt in die Fremde nach jenem Tage und bin just nicht oft heimgekommen, um nach Dir zu sehen und nach Lotte — das erste Mal nach fünf, das andere Mal nach zehn Jahren, wiewohl mich es alljährlich um die Maienzeit heimzog mit brennendem Verlangen: wie Einen, der Drillichauer Luft athmen müsse um nicht zu ersticken und von Drillichauer Schwänken und Narretheien hören, um das Lachen nicht zu verlernen.

Hab's wohl nicht weit geb acht, Liebste, in meinem Leben. Bin stehen geblieben beim zweiten Buchhalter von Pfeffermann und Söhne — ein Dienender immer, und immer ein Treuer, der seinen geraden Weg geht, ohne zu murren. Verlang's mir nun auch, mit fast Vierzig, nicht höher und nicht besser.

Du hast daheim das Deine gethan, das Bischen Armuth zusammen zu halten, das unser Theil war seit jeher. Aber Lotte war bei mir, und Du hast sie gedeihen sehen unter Deinen Augen, hast an ihr gemeistert und sie so lieblich vom Herzen zu machen gesucht, wie sie von Angesicht es war. Denn Dir selbst sollte sie gleich werden, die Lotte, Dir, mit Deinem stillen Lächeln, mit Deinem heiteren Frauenwesen, Dir gleich — für Deinen Bruder Konrad, dem Du nach dem Alter schier Mutter sein könntest, und dem Du es gewesen bist von dem Tage an, da Die uns verließ, der Du gleichst. Was, Du Gute, hättest auch längst Enkelkinder wiegen können, wenn Du ihn damals genommen hättest, der traurig von dannen gehen mußte, weil eine Schwester vom Bruder nicht lassen mochte.

Daß ich der Lotte immer gut gewesen, das hast Du ja gewußt. Als ich aber das zweite Mal heim kam, und sie mir entgegen trat in der herben Anmuth ihrer siebzehn Jahre und mich ansah mit Blicken, aus denen ein Seltsames sprach, da überkam es mich zum ersten Male in meinem Leben mit aller Gewalt. Du hast wohl gelächelt, wie Du es merktest; und als Du mir in der Dämmerstunde beichtetest, daß Du ihr einen Samenkern Deiner Liebe zu mir in das Herz gelegt, der dort erblüht sei — da war meines Glückes kein Ende.

Kein Ende — nein. Denn es hatte erst begonnen. Es war wie ein Zauber, in dessen Bann ich lebte. Es war süß und hold. Es war das Niegeahnte, das Große, das Unaussprechliche. Dir sprach ich nicht davon, denn ich fürchtete, Du möchtest mich ein Kind schelten, trotz meiner Achtunddreißig. Und dann aus einem anderen Grunde noch. Ich war eigennützig geworden, schlecht, eifersüchtig. Ich gönnte sie Dir nicht mehr, die Lotte. Niemand mehr sollte sie lachen hören, auch Du nicht, Schwester — nur ich, dem sie jetzt scheu aus dem Wege ging, nachdem sie ihm einmal wie eine Wilde um den Hals gefallen war und an seiner Brust geweint hatte, geschluchzt, wie in tiefer Erschütterung. Als ich sie dann mit mir nahm, machtest Du mir in Deiner Güte keinen Vorwurf. Wir Drei wußten, daß sie meine Braut sei, wenn das Wort auch nicht war ausgesprochen worden.

In Wien gab ich sie zu guten Leuten und ließ sie ein Bischen Schneidern lernen, damit ihre Zeit mit Nützlichem ausgefüllt werde. Es kamen schöne Tage für mich, Abend für Abend saß ich dort, bei Lotten. Sie sprach so lieb und verständig wie Du.

Immer wieder erzählte sie mir, wie wir uns einrichten müßten, wie viel Deckchen sie schon gestickt zum Aufputz des Zimmers, wie sie das Geld eintheilen und Alles zusammen halten wolle. So sehr glich sie dann Dir und war doch sehr anders: sie war Du und doch mein Ge-

Digitized by Google

schwister nicht, so daß ich sie an mich pressen durfte und küssen, auf diesen rothen Mund, dessen Athem war mir der Duft von Reseden. Und dies ist ja wohl nicht Brauchs unter Bruder und Schwester. Und sie sagte dann oft, daß sie dann weinen müsse vor Glück und Seligkeit: so vom Herzen sei sie mir gut.

So ging es eine Zeit. Dann kam ein Tag, da sie neben mir saß, karg an Worten, zerstreut . . . Dann ein zweiter: da erschien ihr lieb' Gesicht hart, bitter, vergrämt. Sagte ich etwas, sie hatte es nicht gehört, ward unwirsch, wenn ich ihr sanft zusprach, ungeduldig, wenn ich bat und mahnte. Ihre Augen blickten, als suchten sie ein Verlorenes, das sie doch nicht finden konnten . . . Wollte ich sie küssen, dann preßte sie die Lippen so auf einander, daß ihr Roth verschwand.

Des anderen Abends war sie wieder schier ausgelassen, voller Schwänke und Narretheien. Zuletzt geleitete sie mich — was sie nie gethan — aus ihrem Stüblein zur Treppe. Dort blieb sie stehen und hielt meine Hand fest. Seltsam sah sie mich an. Etwas glimmte und zitterte in ihrem Blick. Plötzlich hatte sie ihren Arm um meinen Nacken geschlungen und den Kopf auf meine Schulter gelehnt. Und sie schluchzte so sehr, daß ihr Leib zuckte — wie damals, daheim — das erste Mal.

Erschreckt fragte ich, was ihr sei. Und nun kam es stoßweise hervor: »Konrad, hättest Du mich nicht fort genommen von der Schwester — oder hättest Du mich doch umkommen lassen im Feuer, Konrad.«

»Um Gotteswillen, Kind,« fragte ich, »bist Du krank? Hast Heimweh?«

»Nein, krank nicht — hab' auch kein Heimweh, Konrad,« flüsterte sie, »aber bei Marianne war ich so ganz anders, so gut — ich wollt', ich wär' todt.«

»Lotte! Soll ich Dich der Schwester zurückbringen, Lotte?«

Sie richtete sich auf. Auf ihrem bleichen Antlitz war jetzt ein Lächeln — ganz eigen war es, als wollte es mir in's Herz schneiden —

»Lotte!« schrie ich auf.

»Leb' wohl,« sagte sie weich, küßte mich hastig auf den Mund und riß sich von mir los.

Kommenden Tages hieß es, sie sei verschwunden, weggereist mit einem jungen, modisch gekleideten Manne — kein Mensch wußte, wohin.

Weißt Du, Marianne, wie mir war, als ich das anhören mußte? Nein. Du kannst es nicht denken. Erst stand ich da, so, als wäre der Blitz durch mich gefahren, einen starken Ruck verspürte ich durch den ganzen Leib. Dachte an nichts, an gar nichts — als müßte es um mich leer geworden sein, einsam, finster. Wollte sprechen und hörte eine fremde, kreischende Stimme aus meinem Munde kommen, und Alles war so, wie wenn ich träumte, ich müsse einer Gefahr entrinnen und könne nicht, könne mich nicht rühren. Und dann ging ich doch, nach Hause — aber es war öde in mir. Weißt Du das Märchen, wo die Zauberin winkt und die Menschen erstarren zu seltsamem Felsgestein? So war ich, verzaubert . . .

Dann begann ich zu fühlen, wie mir etwas durch den Sinn husche, etwas, das ich noch nicht recht zu fassen vermochte — es schwebte so vor mir her, wesenlos, unbestimmt, ängstisch . . . Und mit einem Male sah ich sie, Lotte, wie Du sie in's Bett legtest, und sie lächelte — damals, in derselben Minute vielleicht, da Vater und Mutter ihr umkamen in den Flammen . . . und dann, wie sie gestern lächelte, ehe sie mich geküßt — als hätte es mich gemahnen sollen an ein Entsetzliches.

Ich habe nicht geweint, dessen bin ich mir bewußt. Ich brütete vor mich hin die Nacht und den Tag und die kommende Nacht — mir war es, müßt' ich es ergründen, wie das gekommen. Denn sie hat mich doch lieb gehabt, Marianne. Ich erwog Alles, sie hatte mich lieb . . . Ich sann darüber. Ich kramte Deine alten Briefe hervor und las sie, einen nach dem anderen. Immer schriebst Du von Lotte, immer nur von ihr. Später kritzelte sie dazu ein paar ungelenke Zeichen ohne Sinn, dann konnte sie schon schreiben . . . So sah ich sie wachsen; jeder Tag ihres Lebens ward mir lebendig. Und ich sah, wie sie im Abenddämmer auf Deinem Schoß saß und Du ihr flüstertest von Konrad, Deinem Bruder . . . w e e r Dir eins sei und Alles . . . ich glaubte zu hören, wie sie immer wieder verlangte, bettelte, Du möchtest erzählen von ihm . . . wie er ihre Märchenwelt wurde, wie sie ihn mit Allem in Verbindung setzte, was gut und schön . . . wie sie, in schwerer Krankheit, nach ihm die Aermchen ausstreckte, als müsse er kommen . . . Da Du sie für mich aufzogst, machtest Du mich zu ihrem Gott, und als ich dann kam, sah sie mich mit Deinen Augen, liebte sie mich mit Deinem Herzen, Marianne. Und sie war jung, Marianne, ein Kind . . .

Deine Liebe zu mir war auf sie übergegangen — denn Du, Herrliche, hattest Gewalt über sie mit Deiner unsäglichen Güte . . . sie war Dein, ein Theil von Dir, bis — bis ein Stärkeres sie unterthan machte und von uns riß. Sie wollte mich lieben, und da sie es nicht mehr vermochte, schluchzte sie: »Hättest Du mich bei Marianne gelassen, Konrad!«

Ich verstand es jetzt, ja, ich verstand es. Aber war ich drum minder unglücklich? Ich habe Lotte tief gegrollt und auch Dir, Marianne. Du weißt es wohl. Damals berichtete ich Dir die trockene Thatsache. Du hattest seitdem kein Wort für Lotte, erwähntest ihrer nicht, als wäre sie nie gewesen. Sie war Dir nichts mehr, da sie Deinem Bruder nichts mehr sein konnte. Für sie selbst hattest Du vielleicht kein Herz. Bald darauf begannest Du mir zu schreiben, ich möge ein Weib nehmen . . . Und ich, Marianne, hatte Lotte geliebt . . .

Nun, die Zeit verging. Man wird ja ruhiger, und das ist gut so.

Da geschah vor einer Woche etwas Wunderliches. Ich kam nach Hause wie sonst. Draußen fegte der Sturm die Straßen und schlug den Leuten scharfen Schneestaub in das Gesicht. Es war Abend.

Ich trete in meine Stube, sie ist beleuchtet. Im Ofen prasselt es, eine weiche, wohlige Luft umfängt mich. Ein wenig riecht es nach Weihrauch. Auf dem Tische steht ein Korb. Verwundert trete ich näher und weiche entsetzt zurück. Ein Kind, Marianne!

Es schläft still und friedsam . . . Da fällt mein Blick auf Eine, die dasteht, bleich, abgehärmt, mit heißem, unsicherem Blick in den tiefliegenden Augen. Lotte!

Seltsam, wir stehen einander gegenüber, blicken uns an und schweigen. Mir ist es, als träume ich, als könne ein Wort das Bild verscheuchen — ein tiefes Mitleid faßt mich an.

»Bist Du krank, Lotte?« fragte ich sanft.

Sie antwortet nicht.

»Willst Du nicht zu Bett, Lotte?«

In diesem Augenblicke sehe ich, daß sie schwankt, eile auf sie zu und stütze sie. Ich fühle, wie sie zittert, höre, wie ihre Zähne leise aufeinanderschlagen.

»Soll ich Dich zu Bette bringen, Lotte?«

»Ja, Konrad,« haucht sie mühsam, dann schluchzt sie auf: »Hättest Du mich gelassen bei Marianne, Konrad!«

Schwester, was soll ich Dir sagen? Was soll ich sinnen und grübeln? Eines weiß ich, Eines faff' ich: Lotte ist da, siech und elend.

Sie liegt in meinem Bette — ihr Kopf glüht, ihre Pulse jagen. Sie liegt in meinem Bette und weiß es nicht. Manchmal schreit sie auf und nennt den Namen Eines, der todt ist, manchmal ruft sie — wie damals, als sie ein Kind war, nach mir und streckt die Arme aus nach dem, der an ihrem Lager steht und ihrer wartet, der sie ansieht und den Schrei in seiner Kehle erstickt bei dem Gedanken, sie könne aufhören zu athmen.

Und im Korbe liegt ein Kind, das lächelt, wenn es nur die blauen Augen aufschlägt. Und doch hat es keinen Vater: der starb, und keine Mutter: die spinnt an seltsamen Träumen.

»Marianne,« flüstert sie, »warum ließest Du mich ziehen?«

Und ich will nicht, daß sie stirbt, Marianne. Hörst Du? Ich will es nicht. Noch einmal sollst Du sie mir retten, noch einmal ihr Deine Liebe geben, und mit Deinem Herzen soll siemich lieben — —

Marianne, Du wirst kommen."

Aus der Hauptstadt.

Sem.

Vom Lande Gosen bis zur Provinz Posen ist der alte Jahwe, auch Jehovah genannt, seinen Kindern ein liebender Gottvater geblieben, für

Digitized by Google

und für, oder wie man heute druckt: voll und ganz. Nach dem verpestenden Aussatze, an dem einst der Sizilier Diodorus, Strabo, Tacitus und später Schiller sich entsetzten, sandte er ihnen den Antiochus Epiphanes, den wider Willen größten Wohlthäter an Israel, nach Moses Maimonides, einer schlimmen Leuchte der Rabbinerpresse, den Moses Mendelssohn, nach Sommerfelds und Wolff die nimmermüden Dioskuren Paasch und Ahlwardt. Der bei Abrahams Kalbsbraten sich beschied, wird's auch nicht übel nehmen, wenn sein gottväterliches Mühen derb darwinistisch hier bezeichnet wird: als Selektionsfactor für die Spezies hat den verstreuten Stämmen er immer den geeignetsten Verfolger auf die Spur zu hetzen gewußt und eine stete Aussonderung ward so geübt, bei der Untüchtiges verfiel und Tüchtiges nur tüchtiger noch wurde. Daß nebenher die drei Moses alle erreichbaren Bildungselemente hinüberretteten in die Judenheit — der im Schilf Gefundene die egyptische, Maimonides die aristotelisch-griechische und Mendelssohn die dämmernd aufgeklärt germanische Cultur —: das steht auf einem anderen Blatt in Darwin's Buch und bezeichnet deutlich die mimicry der Hebräer, ihr Bestreben und Vermögen, der Umgebung nach Art und Farbe klug sich anzupassen. Weil er am eignen Leibe dies Bestreben verspürt hatte, gab der Erleuchtete vom Sinai dem Volke ein Gesetz, das es von anderen Völkern, treu befolgt, auf ewig trennen mußte; und weil ein Souverän fast immer milder ist als sein Minister, sorgte Jahwe dafür, daß seine Kinder durch früh beginnende Verfolgung für tausendjährigen Kampf gestählt auch würden. So half über den Aussatz denn der böse Antiochus hinweg und über Sommerfelds der Ahlwardt und der Paasch. Was rechte Juden sind, die sollten ihnen besondere Gebete zahlen, auf daß die Selektion nur munter fort gedeihe. Aber was sind rechte Juden? Am besten sagt es immer noch der alte Paulus, der einstens an die Römer schrieb: „Denn das ist nicht ein Jude, der auswendig ein Jude ist, auch das ist nicht eine Beschneidung, die auswendig im Fleisch geschieht; sondern das ist ein Jude, der inwendig verborgen ist, und die Beschneidung des Herzens ist eine Beschneidung, die im Geist und nicht im Buchstaben geschieht."

Nun ist aber Paulus in der Redaktion antisemitischer Blätter nicht beschäftigt und deshalb wird sein Convertitenhaß noch überboten und bei Ahlwardt und bei Paasch heißt der Feind nur noch ganz einfach: Sem, und dieser u. s. w. Sem hat in der Kreuzzeitung bereits auch Unterstatt gefunden. Zu diesem Collektivum Sem wird nun ein Jeder gezählt, dem in den Stammbaum irgendwo und irgendwie ein Tröpfchen Judenblutes geflossen ist, und läßt ihm gar ein Denunziatiönchen rasch an's Zeug sich flicken, dann wird das Tröpfchen gleich zum Ocean. Was hilft da noch die mimicry? Mag einer auch die höhere Culturstufe der Christenheit erklommen und mit Haut und Haar sich europäisirt haben —: er ist ein Jude und er wird verbrannt. Cordelia hat das Wort gesprochen, das sie so lange scheu verbarg, allein ihr wunderlicher Vater achtet noch immer sie dem rohen Scythen gleich.

Gegen diesen Götzendienst hat in sehr wirkungsvoller Rede neulich Professor Adolf Wagner sich gekehrt und den Rektor Ahlwardt hat auch der Freiherr aller Junker, der Tyrann der Kreuzzeitung, höchst unwirsch jüngst sich abgeschüttelt. Das war von beiden Herren klug gehandelt, denn Sem kann nur frohlocken, wenn Ahlwardt der Rektor des Antisemitismus bleibt. Die sittlichen Qualitäten dieses confiszirtesten Mannes habe ich nicht zu beurtheilen, ganz einfach, weil ich sie nicht kenne und nach den Erfahrungen der Stoecker-Hetze mit einigem Mißtrauen auf die Zeitungcharakteristiker blicken muß; der angebliche Falscheid des Herrn Stoecker ist noch heute ein beliebter Paradegaul, während die ebenso denkwürdigen wie freisinnigen Gedächtnißschwächen der Helden des Prozesses Marx mit dem Mantel einer Nächstenliebe bedeckt werden, die diesmal gar nicht christlich ist. Aus den Schriften Ahlwardt's, die ich sämmtlich gelesen habe, kam mir der Eindruck, daß er es ehrlich meint, genau so ehrlich wie jeder Delirant, der Mäuse tanzen sieht, und daß ihn Gründer mindestens und Gründergenossen doch nicht so geradewegs beschimpfen dürften. Der Aberglaube nimmt täglich neue Formen an und nun soll's ein Verbrechen sein, wenn Herr Paasch selbst Bismarck schon als Judenknecht erblickt und wenn Herr Ahlwardt einen Judenbund vor Augen sieht, der Deutschland mit unbrauchbaren Flinten überschwemmt? Eine schlimme Erfahrung mit einem schwarzen Manne hat hier den Wahn gezeugt, daß alles Unheil nur von den schwarzen Männern stammt. Das ist ein Superlativ und jeder Superlativ grenzt an den Wahnsinn und das Geknatter der Judenflinten wird deshalb seine Brüder eher verwunden als Sem, den Unverwundbaren.

* * *

Die Unverwundbarkeit dankt er nur den Bütteln von Verfolgern, den Titus und Antiochus und Ahlwardt; die haben mit plumpen Fäusten immer wieder die Auseinanderstrebenden geeint und alle Rührigkeit und Schlauheit gefördert, die durch scheinbares Elend zu segnendem Gewinn kam. In der Diaspora konnte kühne Tapferkeit der ehemals so kräftigen Rasse gegen brutale Uebermacht nicht nützen und nach dem Gesetz der Transformation traten zu den im Keime schon vorhandenen noch neue Eigenschaften, die nicht allzu angenehm das Erbe Jacob's dann ergänzten. Der Jude, der auf dem Rialto angeschrieen wurde und noch zu Boerne's Zeiten auf Verlangen Mores machen mußte, gewöhnte sich an heuchlerische Demuth und lernte im Besitz, im beweglichen, der leicht von Land zu Land sich retten ließ, der Güter höchstes schätzen, das einzige, das zwischen den vier Pfählen wenigstens ein Wohlbehagen schuf. Was mein verehrter Pathe, Herr Julianus, für das Christenthum gethan, das thun und thaten für den Rest der Stämme Juda's die vom Geschlechte des Antiochus: aus der bequemen Anerkanntheit und trägem Beharren trieben sie die schon Entartenden hinaus in neuen Kampf um's Dasein. Die Unterdrückung depravirt stets, ganz gewiß doch für den Geist ist keine bessere Hygiene noch erfunden als der Druck von feindlichen Gewalten.

So lange das alte Testament mit seiner — ich will vorsichtig sein und sagen —: verspäteten Moral in allen Schulen noch gelehrt wird, läßt über den jüdischen Geist nur schwer sich's offen reden. Lessing ha sich die Sache leicht gemacht, da er seinen Klosterbruder sich beklagen ließ, weil Christen gar so oft vergessen wollten, daß unser Heiland auch ein Jude war. Nun war Jesus ganz sicher ein entschlossener Antisemit; für Juden, gegen Juden sprach er ein Gesetz, das gegen orientalische Genußsucht in seinem tiefsten Kern sich kehrt, und sein seltener Zorn entbrannte, so oft die Pharisäer ihm begegneten, die gegen alles Fremde stolz sich abschließen und ganz und gar nur Juden sein mochten. Und wie er, so haben alle besten Söhne Sem's gedacht: Acosta und Spinoza, Boerne, Heine, Lasalle und Karl Marx. Ob sie der Weltweisheit, der Politik oder der Volkswirthschaft sich nun beflissen, sie blieben dem lyrischen Ueberschwang der Rasse treu, aber sie kehrten auch von dem anderen Erbtheil Jacobs rücksichtslos sich ab, von dem merkantilen Geist, der Esau erst und Laban dann betölpelt hatte. „Der Widerwille gegen Handelsleute und Juden als solche ist bei mir auf den höchsten Grad gestiegen", schrieb Boerne 1822 und später: „Rothschild wird bestehen bis zum jüngsten Tage — das heißt dem der Könige. Welches Ultimo! wie wird das da krachen!"

Noch ist das Ultimo nicht da und auf der ganzen Linie siegen Separatisten und Pharisäer, weil immer wieder die ernsthaften und ehrlichen Entjuder von den Antisemiten zurückgedrängt wurden und weil das Ghetto niemals fiel. War einst das Gitter eisern, ist es nun von Gold; der alte Ritus gilt, das alte Speisegesetz, die für den Orient doch nur taugen, und in arabischem Stil, der Architekt nennt's, glaub' ich, maurisch, sieht weit und breit man Synagogen ragen. Die Juden, die ganz deutsch gern werden möchten, die müssen drunter leiden und seufzen oft dem Ahasverus nach; die israelitische Aristokratie aber ist heute noch ganz pharisäisch, treibt Inzucht, künstelt sich adlige Vorurtheile zurecht und verpönt, wer anders betet, anders freit und anders ißt.

Altvater Jahwe freut sich dran. Die Mosessöhne sieht er unverfälscht drum gern erhalten, weil sie so früh vor anderen Göttern ihn — im Dekalog — bevorzugt haben. Deshalb beschwerte er den Wanderranzen ihnen nicht mit einem Staat, den keuchend sie durch die Jahrtausende zu schleppen hätten, deshalb gab er den Kreuzverächtern ein Kreuz mit auf den Weg: nimmer müden Haß und nimmer rastende Verfolgung.

Einer der judenfreundlichen Notabeln von 1880, Theodor Mommsen, hat doch die Juden einst die Träger der Decomposition genannt. Sie sind es wohl kaum mehr als jeder proletarisirte Feudaladel — ich bitte,

Digitized by Google

nicht zu lächeln, es gibt auch orientalischen Adel, und sein Stammbaum ist der ältere; verarmte Junker sind stets die gefährlichsten Revolutionäre und darum auch hat Bismarck den Ungeduldigen in Preußens Osten reichlich den Mund gestopft. Die aristokratische — die Bibel sagt: pharisäische — Abschließung hat den Juden die Freundschaft, ja, die Bewunderung der radicalsten Individualisten erworben, die gegen den staatlichen Zaum beißen und schäumen und von nationaler Entwickelung nicht gern viel hören. Die Politik vom freien Spiel der Kräfte, die jedem Börsenmakler mehr Vertrauen als dem Ungeheuer Staat schenkt — wo dieser Racker nicht etwa als freisinnige Commune sich vermummt —, die muß mit dem Judaismus sich zusammenfinden in der Losung: So wenig Staat wie möglich! Und Beide müssen einen Todfeind haben: den Sozialismus, den christlichen vom Katheder und den von Marx, Lassalle und Singer, Sem's verlornen Söhnen.

Verarmten Hochmuth liebt man nicht, und doch kann solch Empfinden allein den Haß noch nicht erklären, der fressend weiter wühlt und den man mit dem weisen Nathan nicht nur nicht mit toleranten Sprüchlein aus der Rickertei beschwören wird, die stets das Gute will, doch stets das Böse schafft. Tolerant und human waren auch die verstorbenen Herren Giordano Bruno, Luther, Kant, Schiller und Fichte und haben dennoch dem jüdischen Geist oft grausam mitgespielt. Wo liegt der Grund begraben? Luther führt auf die Spur, der sagt: „Wisse, daß du nächst dem Teufel keinen bittereren Feind habest, denn einen rechten Juden ..... Sie halten uns Christen in unserem eigenen Lande gefangen, lassen uns arbeiten, sitzen derweil hinter dem Ofen und faullenzen ....." Das Wort hat fortgewirkt und heute gilt die Hatz nicht Sem recht eigentlich, sondern dem Zwischenhändler, der scheinbar oder wirklich mühelos reichliches Geld erwirbt. Der proletarisirte Adel hat, da man andere Gewerbe zu lange ihm verschloß, doch noch ein lohnendes Geschäft ergattert, im Zwischenhandel mit Getreide und Kunst, mit Spiritus und öffentlicher Meinung, mit Recht und Bankeffekten nährt er sich redlich — und auch anders — und schleunigst hat er eine Geldmoral sich ausgeprägt, die nun den alten Adelsbrief ersetzen muß. Dem oberflächlich Zuklickenden heißt das jetzt jüdischer Geist und ist im Grunde doch nur Zwischenhändlergeist, der arische Bankiers und christliche Annoncenpächter — sprich: Verleger — längst schon beleckt hat. Gewiß haben die Juden für Zwischenhandel — Joseph, Meyerbeer und Rothschild! — entschiedenes Talent und die Epoche, die von dem Zwischenhandel sich zu befreien und dem Anbieter den Verbraucher selbst zu nähern sucht, konnte ihnen kritische Tage nicht ersparen. Auch die aber wird ihre Zähigkeit geruhig überdauern, denn — wofür haben sie nicht Talent? Sie sind in China Kulis, in Bombay stramme Bauern und Soldaten, in manchem Theil Arabiens Schmiede, Zimmerleute, conservativ mit Beaconsfield in England, mit Lasker liberal in Deutschland, weil höchst thöricht sie die Conservativen von den ersehnten Pforten weisen. Kommt einmal die Nuance Helldorf auf, dann werden sie in Schaaren nach rechts sich wenden und glücklich sein, nur endlich bei den Krafterhaltern vom Stamm des Juden Stahl sitzen zu dürfen. Mimicry: Um jeden Preis der Umwelt ähnlich werden, sie überbieten lieber noch an Echtheit und Correctheit!

* * *

Durch die Zeitungen marschirte dieser Tage ein Notizchen, darin bewiesen werden sollte, der Schwede Strindberg habe den Briten Shakespeare ganz lästerlich bestohlen, weil er nämlich gegen ein böses Weib dem Manne die Worte Shylock's gegen schlimme Christen auf die Lippe legt. Mit seiner Absicht natürlich, wie selbst ein journalistischer Commis verstehen sollte; die Entlehnung ist so handgreiflich, daß man nicht mit bebrillter Nase erst drauf gestoßen zu sein brauchte. Die kleinlich hinterlistige Rachgier des lange Unterdrückten sollte gezeigt werden, und war dem Briten aus der Renaissance der lechzende Paria ein Jude, so schien er dem Weiberhasser von Malmö der zum Madonnendienst geknechtete Mann. Der Vergleich ist auch von Tolstoi in der Kreutzersonate schon angedeutet worden, wo Posdnyschew spricht: „Wie die Juden mit ihrer Geldmacht uns ihre Unterdrückung entgelten lassen, so die Frauen. »Ihr wollt, wir sollen nur Handel treiben? Gut, wir treiben Handel und werden eure Herrn«, sagen die Juden. »Ihr wollt, wir sollen nur ein Gegenstand der Lust sein? Gut, wir sind ein Gegenstand der Lust und machen euch so zu Leibeigenen«, sagen die Frauen."

Das klingt mehr paradox als es in Wahrheit ist. Denn Sem, wie er nun einmal heißt, ist wirklich beinahe weiblichen Geschlechtes, anschmiegsam und der Befruchtung stets gewärtig und sprudelnden Extremen eher als kühler Objectivität geneigt, von heißer Liebe stets geleitet und von heißem Haß und der Person mehr als der Sache zugethan. Den Frauen wird der Strindberg nicht, den Juden nicht der Ahlwardt ihre Macht verkürzen, denn gegen deren blinde Uebertreibung führen sieghaft sie ihre Vorzüge in das Treffen. Wer in der Ehe zuerst sich als den Schwächeren bekennt, ist schon verloren: auch daran sollten die Befehder Sem's sich doch erinnern und die Bezwingung Deutschlands nicht durch alle Gassen tuten. Jede Ehe ist schwer und ganz besonders die, in der homöopathisch sich die Aehnlichkeiten fanden — und Deutsche sind wie Juden fast im Ausland unbeliebt, weil sie, an kärglichen Verdienst gewöhnt, den Eingeborenen gern unterbieten und ihre Nationalität oft um drei Heller geben. Wo aber eine Scheidung doch unmöglich ist — und an die Austreibung der Leviten denkt ja nicht Paasch einmal —, da muß wohl oder übel Eines sich zum Anderen fügen und, wenn der Lärm verstummt ist und die Hetze, dann erst kann in aller Ruhe Michel den Sem befragen, ob er nicht am Ende vom todten Buche lieber und von morgenländischer Satzung scheiden will und in des Gatten Wesen allgemach sich schicken.

Apostata.

Dramatische Aufführungen.

Faust im Schauspielhause. — „Unter Palmen." Lustspiel in drei Aufzügen von Paul Blumenreich. (Berliner Theater). — „Agrippina" Komödie in vier Aufzügen von Paul Lorenz. (Königl. Schauspielhaus.)

Ein kluger und seiner Klugheit stolz sich bewußter Mann vertraute mir neulich seine Faustgedanken. Er war, wie das der Mode wohl entspricht, ein skeptisch Bewundernder, hatte den Urfaust durchaus studirt und sonst auch schrecklich viel gelesen, kannte die Entlehnung aus dem Buche Hiob und fand zwischen den Stilarten der sechzigjährigen Arbeit Goethe's wie der bravste Knabe sich zurecht. Manchem seiner anempfundenen Zweifel konnte ich zustimmen; über die Widersprüche, die klaffenden Lücken der ersten Monologe einigten wir uns rasch, und willig geleitete ihn meine Pietätlosigkeit, da er die greisen und grauen Allegorien des zweiten Theiles verwarf, das Purzelmännchen Euphorion — das ja wohl die Romantik im Allgemeinen und Byron im Besonderen und was weiß ich sonst noch bedeuten soll — mit dem berühmten Vischerlächeln abdankte und vor der kirchenväterlichen Gereimtheit des katholischen Himmels aufgeklärte Augen machte. Dann aber, nach einer Pause befriedigten Einverständnisses, holte er zum Hauptschlag aus und meinte, im Grunde sei der alte Goethe doch ein Philister gewesen und hätte ein stürmendes Vorhaben zu seniler Spießbürgerlichkeit umgeknickt. Denn —: ist das der Abschluß für ein faustisch Leben, daß Einer, der des Alls geheimsten Räthseln nachgespürt, nun Brücken baut, dem Meer Land abgewinnt und als der Weisheit letzten Schluß verkündet:

Nur Der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß?

Mich überlief's. Mein kluger Plauderer hatte den tiefen Sinn des Gedichtes nicht verstanden oder, um bescheidener zu sprechen, nicht so ihn verstanden, wie ich ihn verstehe, und das gibt immer eine Erkältung. Herr Professor du Bois-Reymond, der mit Fausten schmollt, weil er nicht Ordinarius geworden und als großer Hans die kleine Grete geheirathet hat, ist heute für diese Spezialistenschrulle längst in Acht und Bann gethan und in die finstre Jammerecken that ihn der Rembrandtdeutsche stecken. Die Neo-Mystiker aber, die an Nietzsche auch geschnüffelt haben und in der Eisregion des wilden Weisen sich den Schnupfen holten, die gehen nicht besser heute als die Professoren von vorgestern mit dem armen Doctor um, möchten ihn in das Prokrustesbette ihres Uebermenschen strecken und richten den geplagten Kadaver doch durch ihr Baccalaureus-Bemühen nur für den Paradesarg zu, der in der bis zur Entseelung kommentirten Goethe-Ausgabe der Firma Wagner und Co. in Weimar festlich schon der Grab-

Digitized by Google

legung entgegengähnt. Den Wickelfrauen aber und den Leichenträgern wird es ergehen wie dem Chor der Weiber aus dem Ostergesang, der um die Morgenfrühe in Faustens Zelle dringt:

Mit Spezereien
Hatten wir ihn gepflegt,
Wir, seine Treuen,
Hatten ihn hingelegt;
Tücher und Binden
Reinlich umwanden wir,
Ach! und wir finden
Christ nicht mehr hier.

Nicht die den glücklich aufgegrabenen Regenwurm als Schatz laut preisende Goethe-Philologie nur, auch das ganz besondere Faustgeschick hat Goethe vorausgeahnt; denn wie des Auferstandenen höhere Geistigkeit, so ist auch Faustens Unsterbliches dem mikroskopischen Blick der Pfleger entschwunden und nur die Theile des kosmischen Gedichtes behielten sie in der Hand. Friedrich Vischers rein menschliche Anschauung, die universelle Betrachtung des prachtvoll eigensinnigen Herman Grimm, da und dort ein findiges Wort Scherers, haben — noch ließe Der und Jener hier sich anreihen — das klüftige Gebiet erhellt; zumeist aber bemühten doch sich schlotternde Lemuren und nicht vom Graben hört man, nur vom Grab. So konnte es geschehen, daß um das Faust-Problem noch immer die Menge zaudernd schweift, daß von den Mandarinen die Jungen einen Uebermenschen sich erwünschen und die Alten — Chorführer: Karl Frenzel — in Faustens Wesen den Grundzug auf „schwermüthige Beschaulichkeit" uns deuten.

Nach Goethe hat bekanntlich auch sein staatsmännischer Kollege Wildenbruch uns einen Himmel gezeigt, einen Königlich Preußischen Himmel, wo man Ordre pariren und des beschränkten Unterthanenverstandes lächelnd sich bewußt bleiben soll. Der große Prinzipal der Apotheke zur Lachmuskel liebt sich bequem dämmernde Spießbürger, Bürger nach dem Herzen des Johann Spieß, und der Drang nach Wahrheit erscheint ihm als schlimmes pessimistisches Teufelszeug. Hatte Paul de Lagarde gehofft, nie einen zufriedenen Deutschen sehen zu müssen, so ärgerte Herr von Wildenbruch sich an den Nörglern und wies mit herrischer Geberde sie aus dem lachegöttlichen Reich. Goethes Herr der Heerschaaren ist ein milderer Mann und besserer Menschenkenner; weder dem dümmlichen Optimus noch andern Ohrenbläsern schenkt er Gehör, denn sein Optimismus braucht auf die Dummheit und auf die Richtet-Euch-Stimmung nicht zu spekuliren, da er der immanenten Gutart bei den Menschensöhnen gläubig vertraut. Er weiß: des Menschen Thätigkeit kann allzu leicht erschlaffen, drum gibt er gern ihm den Gesellen zu, der reizt und wirkt und muß, als Teufel, schaffen. So ungefähr denkt er wirklich wie Lagarde, der einmal schrieb: „Daß wir klagen, ist der sicherste Erweis, daß wir leben, wenn anders Leben darin besteht, aus Unzufriedenheit mit der Gegenwart in die Zukunft hineinzuwachsen. Faust verfällt dem Teufel nur dann, wenn er zum Augenblicke sagt: Verweile doch, du bist so schön. Unzufriedenheit ist der erste Schritt zum Streben, und wer immer — das heißt jeder, der — strebend sich bemüht, der ist nicht erlöst, den können wir, die himmlischen Mächte, erlösen." Das ist kein reaktionärer Gott, der also denkt, und gleich beweist er denn auch seine Vorurtheillosigkeit, da er mit dem Führer der äußersten Linken sich in eine Wette einläßt.

Wenn ein Gott wettet, dann muß der Einsatz schon beträchtlich sein. Nicht irgend ein Dutzendwürmchen bietet der Herr deshalb dem bösen Schalk als Versuchsobjekt, sondern den Faust, der ihm auf so besondere Weise dient. Nun weiß ich wohl: der Prolog im Himmel ist spät erst erdacht; daß er aber geschrieben, daß die biblische Wette in das Gedicht herübergenommen werden konnte, zeigt bündig, wie immer die Gestalt des Helden symbolisch angeschaut war, als ein lebendig concretes Beispiel von allgemeiner Bedeutung. Nicht die schwermüthige Beschaulichkeit eines mit Schopenhauer aufgepäppelten Hinz oder Kunz, die seit dem siebenziger Kriege anstatt des Weltschmerzes das Sedanlächeln aufgesteckt hat, sollte zur Klarheit geführt werden, Herr Frenzel, vielmehr galt es, dem ungestümen Drang nach metaphysischer Erhabenheit das Fenster weit zu öffnen, das auf den hellen Tag ihn weist, die nach ihrer Art begeisterte Ideologie vom Wachs, Leder, Pergament, Papier dorthin zu führen, wo die Botschaft tönt: Im Anfang war die That. Die Tendenz des Gedichtes ist modern und leuchtend optimistisch; wer an das heilige Lachen denken mag oder an die Menschentragödie des gespreizten Ungarn Madách, der muß des Unterschiedes inne werden zwischen dem verdummenden und dem vertrauenden Optimismus. Der Erste will um jeden Preis den Menschen vor Erkenntniß schützen, die seiner Dumpfsinnigkeit doch nimmer frommen kann, und rühmt ihm laut die Freuden der Beschränktheit; der Zweite weiß, daß keine Kraft verloren geht, daß in sich selbst auch irrend stets das Streben seinen Lohn trägt, daß früh genug und zwingend sich Beschränkung aufdrängt.

Modern habe ich die Tendenz der Dichtung genannt; ich könnte sie auch sozialistisch nennen, eignete dem Worte nicht ein übler Parteigeschmack, ein leise pfäffischer, der uns die Faust-Atmosphäre arg verweihräuchert. Man hat Goethe bitterlich getadelt, weil er, indessen so Großes über'm Rhein vollendet ward, im Bürgergeneral, im Großkophta, die vorschreitende Revolution mit possenhaftem Spiel begleitete und in der Löwenhaut auch Zettel, den Philister, gleich erkannte. Die revolutionäre Phrase war ihm immer ein Gräuel, aber der Dichter des Prometheus blieb auch immer doch ein großer Empörer, ob er bei Goetz und Werther kraftgenialisch sich vermaß oder in Weimar Zopf und Zöpfchen löste. Um das liberalisirende Geschwätz hat er sich nie gekümmert und alle aufrichtigen Humanitätsduseler müßten ihn programmgemäß gut boernisch hassen; die einzig bleibende Idee der Revolution aber nahm er in sich auf: die Sozialisirung der Gesellschaft. Die einzig bleibende Idee, denn Könige und Priester hat es auch seither stets gegeben und nach hundert Jahren sehen sie noch gar nicht hippokratisch drein und gegen die übertreibende Hoffnung auf Legitimität und Autorität mußte noch jüngst ein deutscher Bundesfürst sich wenden. Unverloren nur blieb die Einsicht in die Pflicht des Nächsten und die Aechtung des Egoismus, den heute höchstens noch die Heiligen von Sanct Manchester stolz bekennen, Homunkel ohne Jugend noch Natur. Wenn Faust von den Büchern zu den Menschen sich kehrt, wenn des begrenzten Strebens selbst er schon sich freut und in der Arbeit Glück empfindet, die nicht ihm, die Andern nützen soll: dann ist der graue Scholast ein sozialer Kämpfer geworden und ich glaube fast, auch Bebel würde seinen Himmel nicht mehr ihm verschließen.

Ein Seil über einem Abgrund, ein Seil zwischen dem Uebermenschen und dem Thier nennt Zarathustra den Menschen. An diesem Seil zerrt Faust und zerrt sein höllischer Geselle: der Doctor will als Uebermenschen sich, der Teufel ihn als Thier erblicken und nur der Herrgott bleibt als Unparteiischer dem Zweikampf fern, den er mit Wundern doch, wie oft des alten Homers sportlustige Götter gepflegt, sehr billig zu Gunsten seiner Wette wenden könnte. Er weiß: der Geist, der jetzt ihm noch verworren dient, der wird sich selbst schon in die Klarheit tasten, wenn ihm des Nörgelns heilige Gabe der Böse nur stets wach erhält. Und so unausstehlich die an Schüttelreimspiele gemahnende Katholisirerei am Schluß, so frei und groß und ewig ist doch die Weltanschauung, die da im Puppenstand zum Wort gelangt: Mag Einer noch so freventlich sich auch vermessen haben, Mädchen verführt und mit Gespenstern gebrutet, schlimme Finanzoperationen gemacht und Blutschuld aufgeladen, — den Schaffenden, das Ewig-Männliche, zieht es hinan. Nicht Gretchen bittet hier zur Ohnegleichen: das Ewig-Weibliche der nach Empfängniß stets sich sehnenden Schöpfung ruft den Befruchter.

Den fruchtbar Schaffenden preist Goethe, hier wie überall. Ihn führt er von der Zelle in die Welt, vom formalistischen Bemühn und Magierkünsten zu praktischer Bethätigung der Kraft, von schwindelhaft verstiegenem Planen zu freier, froher Thätigkeit in der Beschränkung. Es bezeichnet deutlich zwei Individualitäten nicht nur, nein, zwei Epochen germanischen Geistes, daß Goethe den vollendeten Typus des männlich selbst im Irren Zeugenden uns gab, während Ibsen nur das Schreckbild weibisch überflüssiger Unfruchtbarkeit vermochte . . .

Auf unseren deutschen Bühnen probirt ein Jeder, was er mag. So hat Herr Grube auch, der neidenswerth unumschränkte Herr des Königlichen Schauspielhauses, wieder probirt, das Faustfragment nun, ohne den Prolog im Himmel und mit absonderlichen Strichen, uns zu geben. Was der naive Betrachter zu dem bunten Wirrwarr wohl sagen mag? Einen wüsten Herrn erblickt er, den, weil er sein Liebchen in schweren Fehl ver-

Digitized by Google

strickte, am Ende, so bald nach elf, der Teufel holt. Diesen Faust für Kadetten sollten wir uns allgemach doch abgewöhnen und ich möchte mir den Vorschlag erlauben: ein muthiger Dramaturg sollte einmal hinter das immer mißverstandene „Her zu mir!“ als Abschluß die Ariel-Scene aus dem zweiten Theile setzen. Gewiß erschöpft der holde Elfenzauber nicht, was da in Faustens Seele sich bewegt; um Alles in der Welt aber lasse man die guten Leute aus dem Theater nicht mit der moralischen Novelle zum Strafgesetzbuch scheiden: So geht's, wenn man dem Standesamt und gar den Alimenten schnöde sich entzieht! Das wollte Goethe doch wohl eigentlich nicht sagen.

Die Mysterienbücher Otto Devrient's, der 1876 anstatt der Gretchentragödie uns den Faust gab, ist arg verspottet worden und als ein Ideal möchte ich sie nicht besingen. Ohne eine scenische Vereinfachung aber, die meinetwegen an die Müchener Versuche mit der Shakespeare-Bühne anknüpfen mag, wird man dem Faustkoloß nicht beikommen; der Decorateur muß schweigen, auf daß der Dichter reden darf. Herr Grube hat Prospekte nicht und nicht Maschinen geschont, er ließ den Tisch des schlummernden Magisters von üppigster Balletherrlichkeit umtollen und schuf im Dom ein mächtig ergreifendes Bild. Mit dem todten Dichter machte er nicht viel Umstände; da wurde gestrichen, wurden Auftritte umgestellt und ausgemerzt, daß immer dunkler nur das Dunkel ward und eine Abhandlung man schreiben müßte, um nur das Grausamste vom Grausamen hier anzuführen. Und doch habe ich eine bessere Faust-Aufführung nie gesehen, nie eine, die dem Lebendigsten der Dichtung so nahe kam.

Denn Herr Matkowsky war Faust. Wie dieser verschwenderisch begabte Schauspieler aus dem Schönmännlichen zu kraftvoller Menschendarstellung sich entwickelt hat, das haben wir bewundernd erlebt; noch heute ist er oft weichlich, wenn er girren muß, und erst, wo eine Seele sich enthüllen darf, da findet er sich selbst. An den Faust ist er wohl ganz naiv gegangen, und was kein Verstand der Verständigen sah, das hat sein Genie in Einfalt geübt. Man braucht keinen einzigen Commentar gelesen zu haben, um hier zu empfinden, wo Faust menschlich fühlt, wo er doctrinäre Weisheit kündet; die Bibelübersetzung und einzelne Reden beim Osterspaziergang wird der nächste Darsteller, Herr Ludwig, vielleicht feiner zergliedern und hoffentlich wird er uns Betonungen ersparen wie diese: „Ich muß es anders übersetzen“ — statt: anders übersetzen — und: „Mir hilft der Geist“ — mit einer ganz unglaublichen Beziehung auf den Erdgeist. Das Reinmenschliche im Faust aber bringt kein anderer lebender Schauspieler mit der intuitiven Macht und Fülle Matkowsky's zum Ausdruck, auch der feine und kokette Herr von Sonnenthal nicht, an dessen Künsten die Tribaden der Berliner Presse jetzt sich so erregen.

Sonst behauptet ein graubärtiger Herr wohl, er sei Faust und wohne seit manchem Jahr im gothischen Gemach; aber wir glauben ihm nicht, denn der Bart ist angeklebt und erst um sieben Uhr lernte der Mann die Zelle kennen. Matkowsky war zwischen Büchern und Papier zu Hause und kein verschnörkeltes Geräth berührte seine Hand, das nicht mit der Erinnerung schwerem Duft ihn schwül bald und bald wohlig angeweht hätte. Da war Alles erlebt, kam Alles aus dem Herzen, was sonst nur in der Rolle steht: das Zweifeln und Verzweifeln, titanisches Aufrecken und zages Niedersinken, zehrende Sehnsucht nach frommem Glauben und bohrender Schmerz am Unvermögen jeder Art. Wie ihn mit kindlichem Gefühle Erinnerung zur Erde zieht, wie er mit einem derben Wanderstock rüstig zum Thor hinausschreitet, des Pudels Metamorphose mit enttäuschtem Gelächter empfängt und unter der einlullenden Geisterweise mählich entschlummert: so ganz und gar nur Mensch war nie ein Faust, so weit blieb nie der Doctor noch zurück und der fürchterlich „denkende“ Schauspieler. Auf Schritt und Tritt möchte ich diesen Faust begleiten: zu der öden Lustigkeit der kneipenden Studenten, auf deren plattes Treiben angewidert sein großes Auge starrt, in das Brimborium der Hexenküche, wo ungekannte Sinnlichkeit erwacht, in Gretchens Kammer, drinnen ein heißes Toben im Blut so wundervoll sich läutert, zu dem Religionsgespräch, da Faust das süße Kindlein zu sich kommen läßt, in den Kerker endlich und zum wühlenden Entsetzen an dem toll schwärmenden Liebchen. Den Künstler, dem solche Geniewunder gelangen, muß es zu höheren Gipfeln noch treiben und am Ende einer Bahn, die an Macbeth, Coriolan, Antonius und Holofernes zunächst vorüberführen sollte, winkte bereits, sehnlichst des Erlösers wartend, Wallenstein und Lear.

Ach, daß dem Menschen nichts Vollkommenes ward! Eine schöne Dame hatte des holden Gretchens keinen Hauch verspürt, stolzirte in lächerlichen Prunktoiletten einher und führte von Goethe tief unter Gounod noch hinab. Warum hat man sich nicht entschlossen, dem Fräulein Conrad das Gretchen anzuvertrauen? Das in seinem Umfang längst noch nicht erschöpfte Talent dieser Künstlerin sucht eigene Wege und aus ihren hülflosen Kinderaugen hätte der kümmerliche Jammer der Verlassenen mit ergreifender Einfalt geblickt. Mephistopheles ist in den Aeußerlichkeiten nicht zu verfehlen; Herr Grube spielte ihn trocken erst, dann possenhaft und immer ohne Individualität; er dürfte seiner Neigung zum Grotesken getrost die Zügel lockern, denn Goethe's schlimmer Schalk ist nicht der stilisirte Teufel Klopstock's oder Milton's. Die kitzelnde Begier des Schülers traf Herr Hertzer weit besser als den correcten Bildungstrieb des kleinen Strebers.

Unter Goethe's Patronat darf auf einer Hofbühne sogar gekuppelt werden und verführt, gelästert und die Trinität verspottet. Den Neuesten sieht man dergleichen niemals nach, und weil sie gar zu gerne doch aufgeführt sein möchten, biegen sie ihre Conflicte und Conflictchen dem Anspruch zahmer Thespiskärrner gefällig entgegen. Da wollte Herr Paul Blumenreich in einem Lustspiel, das er, ich weiß nicht, warum, „Unter Palmen“ nennt, auf das schlüpfrige Gebiet der Künstlerehen sich wagen und er gerieth in frostigen Ulk; wäre das Lustspiel weniger requisitenkomisch gewesen, wer weiß, ob es das Licht der Bretterwelt erblickt hätte? Mich stimmt es immer melancholisch, wenn ich so krampfhaftes Bemühen sehe, nur ja die rechte Seichtheit zu erreichen, nur ja vor einem hohen Publico und seinen Wünschen Staub zu fressen, und mit Lust. Auch der neue Herr Paul Lorenz hat in seinem sehr freundlich aufgenommenen Lustspiel „Agrippina“ tief vor den Penaten des Schauspielhauses sich verneigt; die Entfernung von Mutter und Tochter wollte er zeigen und deutlich machen, wie die sogenannte natürliche Liebe ohne zärtlich wärmende Pflege verdorrt und stirbt. Aber wo bliebe alsdann das vierte Gebot und, noch wichtiger, der „versöhnliche Schluß“, bei dessen Fehlen wie Schnee vor der Sonne die Tantièmen dahin schmelzen? So wurde Agrippinchen denn dem Kind des Glücks und anderen Birchpfeiffereien möglichst ähnlich gemacht und neben der Theatergeschicklichkeit des Verfassers mußte ich die fürchterliche Stillosigkeit bestaunen, die zwischen feine Beobachtungen und ehrliche Töne die gröblichsten und verbrauchtesten Possenwitze streut. Die Erfindung ist armselig, aber wie über ein Stoppelfeld gemähter Motive geht man durch das bis zur Leblosigkeit „gereinigte“ Stück, gespannt erwartend, was unter derbem Blödsinn beim nächsten Schritt man wohl gemordet finden mag. Anstatt zweier Paraderollen, für die „Naive“ eine und eine für den „Naturburschen“, mußte Herr Lorenz uns die moderne Tragödie von dem armen Kinde geben, das eine Mutter sucht und eine geputzte Dame findet. Aber — täuschen wir uns darüber doch gefälligst nicht! — Publikus hätte dann nicht solche Herzensfreude gefühlt wie nun, da Fräulein Conrad neckisch und Herr Vollmer witzig sein durfte. Auch kommt ein angejahrter Husarenoffizier in's Spiel, den Herr Keßler wirklich ausgezeichnet schwerenöthert, und ganz unmodern ist die Geschichte nicht, denn ein netter Lieutenant erzittert, weil wie Schreckgespenst in den Verlobungswehen die Furcht vor Alarmirung ihn beschleicht.

M. H.

Opern und Concerte.

„Boabdil, der letzte Maurenkönig.“ Oper in drei Acten von Moritz Moszkowski. Text von Carl Wittkowski. (Kgl. Opernhaus.)

In meiner Bücherei steht ein nützlicher Band. Bescheiden nennt er sich Riemann's Opern-Handbuch, aber er ist viel mehr als ein bloßes Repertorium der dramatisch-musikalischen Literatur. Eine ganze Geschichtsbibliothek steckt darin. Während auch das beste Conversationslexikon nur

Digitized by Google

von den ragenden Spitzen der Weltgeschichte weiß, meldet mein Riemann auch von den vergessensten Haupt- und Staatsactionen und den entlegensten Helden. Sie brauchen nämlich weder passirt zu sein, noch gelebt zu haben, wenn sie nur je einmal auf der Opernbühne neuer und alter Zeit ihr Lampendasein fristeten. Umsonst fragt man den kleinen und großen Meyer und Brockhaus nach Bellerophon, Decebalus, Idomeneus, König Sebastian, Protesilaus, Biblis, Hydaspes, Hypsipyle, nur der allwissende Riemann gibt uns Auskunft über diese nachgedunkelten Historienbilder, erzählt uns ihr Heldenthum und nennt uns die Maestri, die sie „vertonten". Denn sie haben alle ihren Meister gefunden. Wem nur halbwegs in seinem Leben oder auch bloß in der Legende etwas Heroisches oder auch nur Trauriges begegnet ist, wurde von stoffhungrigen Textschreibern aus seinem Moder an's Rampenfeuer gezerrt, und zu diesen Unglücklichen zählt auch der elegisch-romantische Maurenfürst Boabdil, den Moszkowski jetzt zu einer Oper verwendet hat. Aber er ist der erste nicht. Schon 1846 hat Saldoni, wie Riemann meldet, einen „Boabdil, ultimo re dei Mori di Granata" geleistet; auch die „Presa di Granata" von Niccolini (1821), die „Prise de Grenade" von Rochefort (1800) und Schlosser's „Granada" (1835) behandeln denselben Stoff. Aber der Librettist Karl Wittkowski hat jedenfalls nicht nach seinen Vorgängern und ihrem gleichfalls verschollenen „Boabdil" gefragt. Er ließ sich lieber von einem zugänglicheren Dichter inspiriren. Vielleicht von Herder, der als Stilübung für den Cid in den „Stimmen der Völker" des Maurenkönigs Klage um Aljama übersetzte; vielleicht von Byron, der sie ebenfalls übertragen hat; ganz gewiß aber von Heine's Romanzero, wo die rührende Heldengestalt des letzten Maurenkönigs für ewig im Reich der Dichtung lebt.

Der Librettist hat den überlieferten dürftigen Stoff mit den allbewährtesten Schauerstückmotiven versehen und dann durch Hinzuthat einer großen Zahl überflüssiger Personen für die Lebendigkeit des Bühnenbildes gesorgt. Vom „Troubadour" nahm er das gestohlene Grafenkind, vom „Glöckner von Notre-Dame" die wiedergefundene Tochter, aus der „Jüdin" den Kampf zwischen Vater- und Gattenliebe, und an lärmenden, bunten Aufzügen, Kriegsmärschen, Hochzeitklängen, Vermummungen, Verräthern und lauernden Meuchelmördern, an Actschlußeffecten und den üblichen schönen Leichen am Ende ist auch kein Mangel. Ueber diesen Aeußerlichkeiten vergaß er freilich die innere Beseelung seiner Theaterpuppen, oder er dachte und nicht ganz mit Unrecht, daß dies die Sache des in Tönen malenden Mitarbeiters sei.

Dem kastilianischen Feldherrn Grafen Cabra ist vor Zeiten ein Kind gestohlen worden. Tückische Mauren haben bei einem Ueberfalle sein kleines Töchterchen entführt, und der siegreiche Wiedereroberer Cordovas und untröstliche Vater findet die Verlorene als Sklavin seines unglücklichen Gegners, des gefangenen Königs Boabdil, wieder. Das bewußte Medaillon mit dem Bilde der Mutter spielt auch in dieser Erkennungsscene eine wichtige Rolle. Aber sein Finderglück wird beeinträchtigt, denn er macht die unliebsame Entdeckung, daß seine Zoraja-Elvira ihr Herz einem König zwar, aber nur einem verhaßten Mauren geschenkt hat. Dies zeigt sich klar, als Boabdil des Königs Ferdinand Gnadenbeweis, ihm Leben und Krone zu schenken, wenn er sein Vasall werde, erst mit Entrüstung zurückweist, dann auf Zoraja's Bitten und trotz der Warnung seiner alten Mutter annimmt. Zähneknirschend segnet Graf Cabra auf des hinterlistigen Königs Zureden den Herzensbund, und im zweiten Acte soll die Hochzeit in der Alhambra gefeiert werden. Der Librettist ist hier zur Actfüllung auf ein retardirendes Moment bedacht. Zoraja ist aus ihres Vaters Huth aus Cordova entflohen, weil man sie dort dem Heiden abspänstig machen wollte. Mitten im Hochzeitjubel stürzt auch richtig der angenehme Vater mit seinem Gefolge herein, um die Vereinigung der Liebenden zu verhindern, aber Boabdil zeigt sich endlich als Mann, tritt ihm drohend entgegen und kündigt Ferdinand dem Katholischen den Gehorsam. Im dritten Act macht der biedere König seine Absicht wahr, Boabdil hinterlistig aus dem Wege zu räumen. Die Mordbuben sind schon zur Stelle und umschleichen ihr Opfer. Und wie Rigoletto's Tochter sich für den Geliebten opfert, so nimmt Zoraja schmeichelnd dem Gatten den ihn kenntlich machenden weißen Mantel von der Schulter und fällt in dieser Vermummung als vermeintlicher Boabdil unter der Hand ihres Vaters —

„Wenn ihr euch todtschlagt, ist es ein Versehen,"

wie es in einer deutschen Schicksalstragödie heißt, deren Verkleidungsscene hier jedenfalls als Muster gedient hat. Den hereinstürmenden Hispaniern wirft sich Boabdil entgegen und fällt an der Seite der Geliebten zum Tode getroffen nieder:

„Zoraja, ach, nun haben wir uns wieder!"

Aus dieser kurzen Skizze des Inhaltes geht schon deutlich hervor, daß der Text, wenn auch nicht dramatisch, doch theatralisch ist und die innere Erregung durch eine geschickte Steigerung des scenischen Interesses ersetzt. Nach dem Pomp und Pathos des ersten Actes bringt die intimere Liebesidylle der Hochzeit einen angenehmen Gegensatz, und die unheimliche Mordstimmung des letzten Aufzugs mit der Katastrophe und dem Kampfgetümmel zuletzt schließt das Bühnenbild wirksam ab. Die Frage aber, ob Wittkowsky dem Componisten viel Anregung und den Sängern gute Rollen geliefert habe, ist entschieden zu verneinen. Mit dem Kartenkönig Boabdil, der zu Allem ja sagt, ist wahrlich kein Staat zu machen, seine Mutter ist eine Bühnenschlange, die stets in denselben grauen Farben schillert, die maurischen Verräther Jussuf und Zagal hätten füglich in eine Person verschmolzen oder noch besser ganz gestrichen werden können, der unglückliche Vater Graf Cabra und Ferdinand stehen sich gegenseitig im Wege, und einzig die Hauptperson, Zoraja, ist in jedem Betracht eine gute Parthie. Indem der Dichter, einzig auf das Theatralische bedacht, das für die Oper erst in zweiter Reihe kommt, seine Figuren häufte statt verdichtete, zersplittert er die Handlung, lähmt er das Interesse und erschwert er des Componisten Arbeit. Auch im Operntext ist das Einfachste immer das Beste. Das Muster der Scribe'schen Haupt- und Staatsactionen, der spektakelsüchtigen „großen Oper", ist für nicht ganz bühnensichere Anfänger immer verderbenbringend.

Besser als der Textdichter hat der Componist seine ausgestaltende Aufgabe gelöst. Galt uns Moszkowski bisher als ein fein begabter Instrumentalcomponist, so müssen wir ihn von nun auch als zukunftreichen Operncompositeur schätzen. Sein Erstling ist eine achtenswerthe Leistung, das Werk eines feingebildeten, erfindungsreichen und empfindungsvollen Tondichters, der, wo ihn der Stoff packt und keine Bonbonverse ernüchtern, über ganz dramatische Accente gebietet. An der Scylla Wagner, die fast noch jedem Nachfahren verderblich wurde, segelt sein Schiff mit vollen Segeln ungefährdet dahin. Er hält sich von Anklängen an fremde Art merkwürdig frei, und nur das prachtvolle Vorspiel gemahnt einmal flüchtig an Wotanssöhne und Alberichskinder. Der Strom der Melodien quillt nicht übermäßig reich und voll, wird aber niemals seicht, doch hätte man manchem ansprechenden Satz mehr Athem und Entwicklung gewünscht. Moszkowski ist zu jugendlich ungeduldig und modern nervös; er jagt noch zu hastig nach neuen, überraschenden Themen, treibt zu vielerlei, experimentirt zu oft, so daß er sich um die besten Stimmungen bringt, die er ab und zu mit einem einzigen Tacte meisterhaft anschlägt. Er geistreichelt, witzelt zu sehr. Besonders in der Instrumentation waltet ein fortwährendes Suchen nach überraschenden Klangmischungen, kühnen harmonischen Wendungen und packender Rhythmik, das ein heilsames Maß überschreitet. Ruhiger und harmonischer gehalten ist der vocale Theil. Es ist erstaunlich, wie sicher der bisherige Orchester- und Klaviercomponist sich in der Stimmführung bewandert zeigt. Die Arien Cabra's und Boabdils ergreifendes: „Wie harrt' ich sehnsuchtsreich", die Duette zwischen dem König und Cabra, zwischen Boabdil und Ferdinand, vor allem das wirksame Erkennungsduett im ersten Act und das mit besonderem Beifall aufgenommene letzte Duett zwischen Boabdil und Zoraja mit seiner schwelgerisch schönen Sinnlichkeit, dann das melodisch geführte Quartett der gefangenen Mauren, die Chöre im ersten Act und die echt dramatisch gesetzten, ganz im Dienste der Charaktere und Melodie stehenden Ensemblestücke und Finale, — sie lassen bei größerer Sicherheit und Erfahrung des Componisten und einer dankbaren Textunterlage das Beste von Moszkowski's Bühnen-Zukunft erwarten. Ueber allem Tadel ist der junge Tonmeister dort, wo er sich auf dem gewohnten Felde der Conzertmusik bewegt. Der klangvolle Marsch, das reizende Ballett und die nirgend bloß begleitende Orchestration mit ihren Feinheiten und „Unterschönheiten", wie Hebbel sagen würde, gereichen dem Musiker zur Ehre, wenn sie auch aus dem landläufigen Theaterstil herausfallen und das intimere Milieu des Conzert-

Digitized by Google

saales mit seinen keuscheren Mitteln verlangen. Vom Drama auch losgelöst, werden diese Stücke musikalisch werthvoll bleiben. Die Maurische Phantasie dürfte ein Liebling aller Orchester und unserer Klavierspieler werden; es ist ein durch und durch originelles und anmuthiges Tonwerk, überdies fast die einzige Nummer der Oper, die morgenländischen Stil zeigt. Ich bin der altmodischen Meinung, daß auch die Opernmusik ganz Empfindung sein und sich von culturhistorischen und ethnographischen Schildereien frei halten soll, aber gleichwohl hätten einige spanische und maurische Anklänge da und dort der charakteristischen Färbung genützt. Dafür trifft Moszkowski das tonliche Colorit der jeweiligen Situation, die poetische Stimmung und bleibt immer wahr und musikalisch, was allerdings viel mehr werth ist.

Für die Opernbühne, die endlich wieder einmal einer wirklichen Repertoirebereicherung bedarf, wird „Boabdil" leider kein Gewinn sein. An dem schönen Achtungserfolg des Werkes hatte die Darstellung übrigens geringen Antheil. Die Besetzung zeigte fast nur Kräfte zweiten und dritten Ranges, schätzbare utilités, die nichts verderben, aber auch niemand hinreißen. Nur Herr Rothmühl (Boabdil) war annehmbar, Frln. Hiedler (Zoraja) tremolirte und der Graf Cabra sang „schön aber falsch", mit Nestroy zu reden. Ausgezeichnet waren Orchester und Ballett, und Meister Tetzlaff hatte das spanisch-maurische Bühnenbild, das uns Witt- und Moszkowski schuldig blieben, in tadelloser Scenirungskunst vor die Augen gestellt. Die Aufzüge und namentlich die Decorationen waren prunkvoll, gleichsam pompöse Illustrationen zu Herder's ledernem Preislied von der Alhambra:

„Dies, Sennor, ist die Alhambra,
Und die andre die Masquita;
Jenes sind die Alijares,
Wundernswürdig aufgeführet.
... Jenes ist der Gen'ralife,
Ist ein Garten sonder Gleichen.
Diese Thürme sind Bermejas,
Sind ein Schloß von großer Feste."

Das Uebrige kann man ebenso schön im Bädeker aufgezählt finden!

Offene Briefe und Antworten.

Berichtigung.

Geehrte Redaction!

In einem Aufsatze über Hans Thoma („Gegenwart" Nr. 13) sagt Cornelius Gurlitt, daß seines Wissens noch keine Galerie ein Werk dieses Künstlers erworben habe. Dem Herrn Verfasser wird es erfreulich sein, zu hören, daß die bayrische Staatsregierung schon im Sommer vorigen Jahres das von ihm besonders gerühmte Bild Thoma's: „In einem kühlen Grunde" für die Münchener Pinakothek angekauft hat.

Ergebenst

Dr. Ivo Striedinger.

Notizen.

Eine Gesammtausgabe von Arndt's Werken beginnt im Verlage von Karl Friedrich Pfau in Leipzig zu erscheinen, veranstaltet von Herrn Hugo Rösch. Sie wird alle Schriften des verdienten Patrioten und Volksmannes enthalten, ausgenommen seine mehrbändigen Reisebeschreibungen, die für das Interesse der Gegenwart schon etwas veraltet sein dürften und auch die Ausgabe unnöthig theuer machen würden. Jede einzelne Schrift Arndt's ist mit einer kurzen Einleitung, sowie mit Erläuterungen und Kommentaren des Herausgebers versehen. Wenn man bedenkt, welche weitgehende Einwirkung die Schriften und die Persönlichkeit Arndt's auf ihre Zeit ausübten, und daß diese Bücher — Memoiren, Flugschriften und Dichtungen aus bewegter Zeit, Geschichte und Culturgeschichte, Politik und Völkerkunde — ein lebendigeres, eigenartigeres Bild jener Periode der vaterländischen Geschichte geben, als ein Dutzend dickbändiger Geschichtswerke, so muß man die neue Ausgabe willkommen heißen. Von jedem Durchschnittsschriftsteller veranstaltet man jetzt Gesammtausgaben — den alten Arndt, dessen Werke heute genau so wichtig und lesenswerth sind wie einst, die Probleme behandeln, an deren Lösung wir noch jetzt weiter arbeiten, schien man ganz vergessen zu haben. Möchten alle Vereine und Bibliotheken, vor Allem aber die Schulen und das deutsche Bürgerhaus die Anschaffung dieser Geisteswerke eines unserer besten und treuesten Patrioten nicht versäumen.

Auskunftsbuch im öffentlichen Leben und Verkehr. (München, Oldenbourg). Dieses praktische Büchlein enthält eine Menge nützlicher Winke und Belehrungen über Münzen, Maße, Gewichte und Geldumlauf in den wichtigsten Ländern, Silberpreise und Werthrelation der Edelmetalle, Bestimmungen über den Verkehr mit der Reichsbank, Vorschriften der deutschen Wechselordnung, über Kranken- und Unfallversicherung, den Reichstag und dessen Mitglieder und politische Parteien, den Zolltarif und regelmäßigen Dampfschiff-, Post-, Telegraphen- und Telephonverkehr mit Preistabellen; dann viele willkommene Notizen über Eisenbahnsignale und Fahrzeiten, die politische Richtung hervorragender Zeitungen und ihre Verbreitungen (letztere mit Vorsicht zu gebrauchen!), den Stand der Handels- und Kriegsmarinen, Heeresstärke der wichtigsten Länder, Production und Consum auf der Erde und über den Welthandel, die Bevölkerung und öffentliche Verwaltung, Universitäten und höhere Schulanstalten, Jagdzeiten, Lebensversicherungen, Astronomie, Geographie, Statistik u. s. w. Die angefügte Eisenbahn-Uebersichtskarte ist zu klein, um einen Nutzen zu bieten, und die auf das Reichskursbuch verweisenden Zahlen sind für den Leser gleichfalls ohne Werth.

Die Kriegswaffen in ihren geschichtlichen Entwicklungen. Von August Demmin. (Gera, Koehler.) Wir haben der dritten Auflage dieser ausgezeichneten Encyklopädie der Waffenkunde, die früher in Seemann's Verlag erschien, empfehlende Worte auf den Weg gegeben und können auch dieser reich vermehrten neuen Ausgabe ebensolches Lob spenden. Es ist ein streng wissenschaftliches und doch allgemein interessantes und gut geschriebenes Buch in glänzender Ausstattung, mit einem halben Tausend Waffen- und Costümbildern und vielen hundet Waffenschmiedmarken. Trotz der Textvermehrung auf über 700 Seiten ist der billige Preis der früheren Auflagen beibehalten. Das schöne Buch wird allen Waffenfreunden ein unentbehrliches Nachschlagebuch sein und auch für den Kunst- und Culturgeschichtskenner großen Werth besitzen.

Aus Florenz sendet uns Julius Schmidt's Kunstverlag eine köstliche Farbenwiedergabe des berühmten Gemäldes von Giulio Romano: Der Tanz Apollos und der Musen, Chromoholzschnitt von H. und R. Knösler in Wien. Die Reproduction auch der feinsten Tönungen, der Fleischfarbe, der schattigen Parthien, die Charakteristik der Köpfe und die ganze Farbenharmonie, die sich vom Goldgrund wirksam abhebt, sind vorzüglich gelungen.

Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft. Redigirt von Carl Glossy. (Wien, Konegen). Außer dem lichtvollen Essay des Herausgebers über Grillparzer's jammervolle Beamtenlaufbahn und einigen interessanten Tagebuchblättern und Briefen des Dichters enthält dieser zweite Jahrgang eine überreichliche Auswahl von Actenstücken, Rescripten ꝛc. die nur kleine Kreise interessiren können. Will das Jahrbuch das große Publikum gewinnen, so muß es entweder wichtigere Inedita und Studien veröffentlichen oder aber seine Publicationen auch auf andere österreichische Dichter ausdehnen, so wie es die Gesellschaft ursprünglich geplant hatte.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von **M. Heinsius** Nachfolger in Bremen.

Gottfried Keller
nach
seinem Leben und Dichten.
Ein Versuch von
Emil Brenning.
200 Seiten in 8°. Geh. ℳ 2.40, geb. ℳ 3.20.
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Im Verlage von **E. Pierson** in Dresden erscheint soeben:
Friede und Abrüstung.
Ein praktischer Vorschlag.
Preis 1 Mark.
Der Verfasser, ein praktischer Politiker, zeigt einen originellen aber gangbaren Weg, zu dauerndem Frieden zu gelangen.

Emile Zola's
neuester Roman
„La Débâcle" behandelt
eminent anschaulich
und packend den
Krieg
von
1870/71.
Die Uebersetzung erscheint zur Zeit in:
Aus fremden Zungen,
herausgegeben von Joseph Kürschner
die noch veröffentlicht: belletristische Werke von **Alphonse Daudet, Mark Twain, Pierre Loti, R. Kipling, G. Ohnet, Maupassant** u. a., ebenso das neueste hochinteressante Werk von **P. Mantegazza: „Die Kunst zu heiraten".**
Jährlich 24 Hefte à 50 Pfg.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Meyers Conversations-Lexikon.
Neuste Auflage (1891), 17 Bände u. Supplementband. Halbfr. **Tadellos.** (ℳ 180.) Nur ℳ 110.—.

Sanders, Wörterbuch der deutschen Sprache mit Ergänzungswörterbuch. 4 Bde. Halbfr. **Neu!** (ℳ 130.) Nur ℳ 60.—.

Allg. Historisches Porträtwerk. Nach Auswahl von Dr. W. v. Seidlitz, mit Text von Lier u. Tillmann. **Dichter u. Schriftsteller.** 151 Blatt Phototypien nach den besten gleichzeitigen Originalen. **Künstler u. Musiker.** 101 Blatt. **Gelehrte u. Männer der Kirche.** 100 Bl. 3 Halbfalbledерbände, neu (ℳ 160.) Nur ℳ 100.—.

Klein, Geschichte des Dramas. 15 Bände. Erste Ausgabe. (br. ℳ 194.) Schön Halbfr. ℳ 75.—.

Bestellungen gegen Postnachnahme an
C. Rudloff in **Berlin** W., Culmstraße 8.

Im Verlage von **Hermann Costenoble** in **Jena** erschien soeben und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:
Entwicklungslehre und Darwinismus.
Eine kritische Darstellung der modernen Entwicklungslehre und ihrer Erklärungsversuche, mit besonderer Berücksichtigung der Stellung des Menschen in der Natur.
Gemeinfasslich geschildert von
Otto Hamann,
Dr., Privatdozenten der Zoologie an der Universität Göttingen.
Mit 16 Abbildungen.
Ein Band 8. Geh. 8 Mk., geb. in Halbfranz 10 Mk.

Wie soll ein deutsches Mädchen sein, **um geliebt zu werden?**
Für die besten Beantwortungen dieser Frage setzt die Redaction **zehn** Preise aus. Näheres im Blatte selbst.
Illustrirter Figaro

Neu frei tosend witzig spitzig intim billig!
mit der Beilage **„Das Deutsche Heim"**, das originellste und interessanteste Blatt der Gegenwart, erscheint seit **1. Februar 1892** in Berlin. Jede Woche ca. 20 Seiten. Aussergewöhnliche Romane, geistvolle Plaudereien, bildliche Darstellungen aller zeitgeschichtlichen Ereignisse, allerlei Amüsantes aus der Theaterwelt u. Gesellschaft, fesselnder Gerichtstheil etc. Motto: Wahrheit und Klarheit.
Gratis erhalten Sie alle seit 1. Februar erschienenen Nummern, wenn Sie uns den Abonnements-Betrag von **1,25 Mk.** für April, Mai, Juni, oder die Quittung der Postanstalt resp. Buchhandlung einsenden, bei der Sie das Vierteljahr April bis Juli bestellt haben. Jeder Briefträger, jede Postanstalt und jede Buchhandlung nehmen Bestellungen an. (Postzeitungspreisliste 3107 a.)
J. Harrwitz Nachf. Verlag,
BERLIN SW., Lindenstr. 43.
Tücht. Agenten und Colporteure an allen Orten gesucht.
Jeder Leser der uns 10 Abonnenten verschafft, erhält 5 Mark Prämie.

Neuer Roman von Theophil Zolling.
Soeben ist in zweiter Auflage erschienen:
Coulissengeister
Roman von Theophil Zolling
2 Theile in einem Bande.
Preis: Geh. M. 6.—, Gebunden M. 7.—
Der neue Roman des beliebten Erzählers hat bei seinem ersten Erscheinen in einer Reihe großer Tagesblätter (Berliner Nationalzeitung, Wiener Fremdenblatt, Hamburger Correspondent 2c.) viel Aufsehen erregt, sodaß die Buchausgabe mit Spannung erwartet wird. Der Roman spielt in Wien, Berlin und auf westpreußischen Rittergütern und enthält eine ganze Gallerie leicht erkennbarer Gestalten aus unseren hocharistokratischen und Theaterkreisen. Ein Berliner Blatt äußerte, daß das deutsche Bühnenleben, welches besonders in Theaterstücken immer gefälscht und geschmeichelt zur Erscheinung gelange, in Zolling's „Coulissengeistern" zum ersten Male ein umfassendes Abbild von packender Wahrheit, köstlichem Humor und künstlerischem Werthe gefunden habe.
Leipzig. **H. Haessel, Verlag.**

Die Gegenwart 1872—1888.
Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Einbanddecken zu obigen Jahrgängen oder Bänden à 1 M. Gebundene Jahrgänge à 8 M.
Verlag der Gegenwart
in Berlin W, 57.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 19. Berlin, den 7. Mai 1892. Band XLI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die allgemeine Rechtswissenschaft. Von Adolf Fleischmann. — **Literatur und Kunst:** Die Vollendung der Vernunftkritik. Von Wilh. Bolin. — Die erste englische Realistin. Von Alexander Lauenstein. — **Feuilleton:** Eine Studie. Von Adalbert Meinhardt. — **Aus der Hauptstadt:** Dynamystik. Von Apostata. — Dramatische Aufführungen. Von M. H. — Eine Weltausstellung in Berlin? Von Cornelius Gurlitt. — Notizen. — Inserate.

Die allgemeine Rechtswissenschaft.

Von Adolf Fleischmann.

Das Ziel der allgemeinen Rechtswissenschaft, einer seit kurzer Zeit lebendig gewordenen Richtung rechtswissenschaftlicher Forschungen, ist die Erkenntniß der Rechtszustände und Rechtsanschauungen aller Völker der Erde. Die Veranlassung, uns hierüber in diesen Blättern auszusprechen, liegt in dem Erscheinen des in der Note bezeichneten Buches.*) Der Verfasser desselben hat im Vorwort und schon in einer seiner früheren Schriften Klage darüber erhoben, daß die allgemeine Rechtswissenschaft, die ethnologische Jurisprudenz, der jüngste Zweig der unter Benutzung aller möglichen wissenschaftlichen Methoden auf's Reichste angebauten Rechtswissenschaft, zur Zeit sogar noch um ihre Existenzberechtigung zu kämpfen habe. Weite Kreise der juristischen Gelehrtenwelt ignorirten sie noch und ständen ihr feindlich oder doch wenigstens rein skeptisch gegenüber; sowohl von rechtshistorischer, als auch von rechtsphilosophischer Seite werde ihr eine wissenschaftliche Berechtigung überhaupt noch abgesprochen oder es werde die Haltbarkeit der Fundamente, auf denen sie beruhe, als eine durchaus zweifelhafte bezeichnet; selbst in akademischen Kreisen schienen die bisherigen Errungenschaften noch nicht zu einem Gemeingut geworden zu ſ in. Je mehr man die thatsächliche Wahrheit dieser Vorwürfe namentlich in Deutschland anerkennen muß, desto mehr verlangt es die Gerechtigkeit, sie einer ernsten Prüfung zu unterziehen, was aber voraussetzt, daß wir uns erst mit den Aufgaben, welche sich die neue Wissenschaft stellen zu müssen glaubt, etwas näher bekannt gemacht haben. Dies soll an der Hand des Verfassers des oben erwähnten Buches geschehen. Wir schicken aber die allgemeine Bemerkung voraus, daß, da das Recht ein geschichtlich-nationales Erzeugniß ist, nur die Kenntniß der Rechtszustände möglichst vieler Völker einen Einblick in die Entstehung und Entwickelung des Rechts überhaupt und in die dieselben beherrschenden Gesetze geben kann, wie auch erst die vergleichende Sprachwissenschaft ein tieferes Eindringen in das Wesen der Sprachen ermöglicht hat. Zugleich werden wir aber auch eine andere Richtung der zu lösenden Aufgabe zu kennzeichnen versuchen.

Nach der Auffassung Post's zerlegt sich die Aufgabe der allgemeinen Rechtswissenschaft in drei Theile: 1. in eine Untersuchung des individuellen Rechtsbewußtseins, 2. in eine Untersuchung des Rechts, als eines sozialen Lebensgebietes, 3. in eine Untersuchung des Zusammenhanges zwischen dem individuellen Rechtsbewußtsein und dem Recht als sozialem Lebensgebiet. Diesen dritten Punkt stellt er einstweilen zurück, weil eine solche Untersuchung erst dann erfolgreich sein könne, wenn die causale Analyse des Rechts als eines sozialen Lebensgebietes im Wesentlichen zu Ende geführt, während die Wissenschaft von diesem Ziel noch weit entfernt sei. Dagegen stellt er in den Vordergrund der Aufgaben den zweiten Punkt, mit anderen Worten: die Untersuchung der Rechtsgebräuche, welche bei den verschiedenen Völkern der Erde vorkommen. Wenn er jenen dritten Punkt nur einstweilen aus dem Rahmen der allgemeinen Rechtswissenschaft herausnimmt, so führt doch nach seiner Auffassung die causale Analyse einerseits der psychologischen, andererseits der soziologischen Erscheinungen des Rechtslebens schließlich an einem Punkt zusammen, indem diese letzteren am letzten Ende auf Aeußerungen des Rechtsbewußtseins von Individuen zurückgeführt werden können und andererseits das individuelle Rechtsbewußtsein seinem Inhalte nach wieder auf soziale Ursachen zurückgeht. Als letztes, einer späteren Zukunft zur Lösung vorbehaltenes Problem erscheint ihm daher doch das individuelle Rechtsbewußtsein. Wenn aber hiernach die Aufgabe dieser neuen Wissenschaft in ihrer höchsten Vollendung nach vielen Seiten hin mit den Aufgaben der Rechtsphilosophie zusammenfalle, so habe sie doch insofern nichts mit ihr gemein, als die Rechtsphilosophie sich bemühe, ein dem Wesen und der Bestimmung des Menschen und der menschlichen Gesellschaft entsprechendes Idealrecht zu construiren, an welchem alle wirklich bestehenden Rechte auf ihre ideale Rechtmäßigkeit oder Unrechtmäßigkeit gemessen werden könnten. Die allgemeine Rechtswissenschaft aber stehe der Idee eines solchen Rechtes ganz fern.

Wir haben diese Darstellung des Verfassers großentheils wortgetreu wiedergegeben und ersehen daraus, daß er zwischen der gegenwärtigen und einer künftigen Aufgabe unterscheidet. Die gegenwärtige wird die Lösung der künftigen vorbereiten. In dieser Unterscheidung liegt der Nachweis ihrer wissenschaftlichen Berechtigung nach zwei Seiten hin, nach der sogenannten idealistischen und nach der positivistischen Anschauung derselben. Mag man sich der einen mehr, der anderen weniger, vielleicht gar nicht zugethan fühlen, berechtigt sind sie beide, so lange sie nicht in Extreme verfallen.

Pythagoras verglich die Welt mit einem Markt. Dort kaufen die Einen, es verkaufen die Anderen. Die Dritten sehen diesem Treiben zu, ohne weiteres Interesse daran zu nehmen, als sich ihren Betrachtungen über das Wahrgenommene

*) Die Aufgaben einer allgemeinen Rechtswissenschaft. Von Alb. Herm. Post. — Studium der ethnologischen Jurisprudenz. Von Alb. Herm. Post. Beide im Verlag der Schulze'schen Hofbuchhandlung in Oldenburg.

Digitized by Google

hinzugeben, eine Beschäftigung, die in seinen Augen die edelste ist. Die jenigen, die sich ihr widmen, sind ihm die „Wissensfreunde", d. h. nach heutiger Redeweise die Gelehrten. Diese Aeußerung des alten Philosophen ist eigentlich die Quelle der Auffassung der Wissenschaft und ihrer Berechtigung, wie sie dem ganzen Alterthum eigen war, im Mittelalter sich fortpflanzte, wo der geistliche Gelehrte in der Klosterzelle seinen Forschungen oblag, eine gelehrte Aristokratie aufkam und wie sie noch heute sich in dem ausgebildeteren Begriffe der „geistigen Aristokratie" abspiegelt. Ihr ist die Wissenschaft Selbstzweck; in diesem und nur in ihm findet der gelehrte Forscher seine Befriedigung und sein Verdienst. Die Leute, die da kaufen und verkaufen, gehen ihn nichts an. Für ihn beruht das Ziel der wissenschaftlichen Arbeit nur auf dem Interesse an der Wahrheit ihrer Ergebnisse, er läßt sich durch keinerlei Rücksicht auf irgend einen greifbaren Nutzen leiten und bestimmen. Gerade das Letztere betont dagegen die positivistische Anschauung. Für sie ist ein rein geistiges Leben eine Unmöglichkeit, denn der Mensch braucht den Menschen, der Einzelne steht und fällt mit der Menschheit; was er arbeitet und erforscht, ist die Tilgung einer Schuld an diese, in welcher alle Fasern seines materiellen und geistigen Lebens wurzeln und wie wir der Erde wieder geben müssen, was wir von ihr, so müssen wir der Menschheit wieder geben, was wir von dieser empfangen haben. Das Wissen an sich ist todt, wie der Glaube ohne Werke. Aber in das Extrem würden beide Anschauungen ausarten, wenn die erstere in der letzteren eine Herabwürdigung ihrer hohen Ziele, ein Hand in Hand gehen mit dem materialistischen Sinn unseres Zeitalters erblicken, wenn sie der Stoffanhäufung, an der wir bereits leiden, immer neue Massen zuführen und deshalb in der immer unvermeidlicher werdenden Arbeitstheilung ihr Heil suchen und wenn andererseits man von der Wissenschaft verlangen wollte, immer nur so weit thätig werden zu sollen, als ihr praktischer Zweck im Einzelnen und unmittelbar nachweisbar sei, wenn man ihr mangels eines solchen Nachweises ihre Existenzberechtigung bestreiten wollte, statt zu erwägen, daß aus scheinbar unfruchtbaren Forschungsergebnissen sich thatsächlich oft erst nach geraumer Zeit Blüthen und Früchte entwickelt haben. Es läßt sich nicht verkennen, daß beide Auffassungen sogar national abgegrenzt sind. Während die idealistische in Deutschland bisher vorherrschte, hat die positivistische seit langer Zeit in Frankreich und namentlich in England, dort durch Comte's „positive Philosophie", hier durch Locke's „Versuche über den menschlichen Verstand", ihre Vertreter gefunden und an Boden gewonnen.

Wenn nun die allgemeine Rechtswissenschaft wirklich weiter nichts erstrebte und wenn kein anderes Ziel ihrer Arbeit denkbar wäre, als den Wissensdurst danach zu befriedigen, wie die verschiedenen cultivirten und uncultivirten Völker der Erde über das Recht denken, ob sie überhaupt darüber denken, ob und wie es bei ihnen geübt wird und zur Geltung gelangt, welche Rechtssitten und Gebräuche bestehen und wie dies Alles psychologisch, individualistisch und soziologisch zu erklären sei, so würde sogar jene idealistische Anschauung ihr gewiß einen Platz im Reiche der Wissenschaften, gleichsam als eine Unterabtheilung der Völkerkunde, nicht streitig machen können. Denn ihr Wahlspruch ist der Goethe'sche Vers:

„Forschung strebt und ringt, ermüdend nie,
Nach dem Gesetz, dem Grund, warum und wie."

Wenn die Letztere das Leben der Völker in jeder anderen Beziehung als in Bezug auf das Recht, wenn es das von ihnen bewohnte Land, ihre Religion, die äußere Gestaltung der Leute erforscht und darüber berichtet; wenn andere wissenschaftliche Forschungen uns belehren, daß dieser oder jener Berg 100 Meter höher sei, als man bisher geglaubt, daß die römische Kaiserzeit nicht einmal von Tacitus, sondern erst von neueren Forschern in das helle Licht historischer Wahrheit gesetzt worden sei, so ist es ebenso und noch mehr Sache der Wissenschaft, das Recht der Völker zu erkunden. Aber die allgemeine Rechtswissenschaft hat viel praktischere, viel höhere Ziele, als das bloße Wissen.

Ihre Vorgängerin, die vergleichende Rechtswissenschaft, ist bis jetzt zwar fruchtbar an Forschungsergebnissen, aber nicht reich an praktischen Erfolgen gewesen. Die allgemeine Rechtswissenschaft will nicht in erster Linie vergleichen, sondern rein intuitiv verfahren und das bestehende Recht der Völker thatsächlich feststellen. In unserer Zeit gibt es kaum einen Punkt der Erde, der nicht in den großen Kreis des Verkehrs, in das Netz, das sich über die ganze Erde bald mit engeren, bald mit weiteren Maschen verbreitet, hinein fiele und dessen Bewohner nicht durch unsere Verkehrsmittel zu erreichen wären. Handelsbeziehungen selbst mit culturlosen Stämmen anzuknüpfen, liegt im Zug der Bestrebungen aller europäischen Völker. Diese Verkehrsarbeiten und Handelsanbahnungen setzen eine gewisse Kenntniß der Cultur-, also auch der Rechtsverhältnisse fremder Völker voraus, welche uns über ihren Charakter aufklären und diese Kenntniß bedingt jene. Man wird behaupten dürfen, daß in Deutschland das Interesse für Völkerkunde und für die Aufgaben einer allgemeinen Rechtswissenschaft erheblich an Wärmegrad zugenommen hat, seitdem wir Colonien besitzen; zudem ist die deutsche Colonialpolitik keine erobernde und auf Ausbeutung abzielende, sondern sie hat einen friedlichen und culturellen Charakter. Der Handel, die Handelspolitik, Handelsverträge werden auf sichereren Wegen sich entwickeln, wenn ihnen Kenntniß der Rechtsauffassungen und des bestehenden Rechts der Völker zur Seite stehen. Diese Seite der Völkerkunde und der Rechtswissenschaft ist bis jetzt nur stiefmütterlich behandelt worden. Berichte der Reisenden und Missionare können hier nicht bahnbrechend sein, wenn nicht sachkundige, d. h. rechtsverständige und besonders zu ihrem Zwecke vorbereitete und für ihre Aufgabe ausgestattete Forscher (siehe unten) auf diesem Arbeitsfeld thätig werden und dem Welthandel neue Brücken bauen.

Dieses Arbeitsfeld bedarf aber noch besonderer Würdigung insofern, als seine Ziele dem Wohl der ganzen Menschheit gelten. Denn die neue Richtung schafft Stoffwechsel und haucht hierdurch der ganzen Rechtswissenschaft selbst neues Leben ein. Der Stoffwechsel bedingt im körperlichen Leben ebenso wie im geistigen die eigentliche Lebensmöglichkeit. Je mehr der Einzelne Gedanken abgibt und wieder aufnimmt, desto energischer pulsirt sein geistiges Leben und in Folge dessen das Völkerleben. Sache der Wissenschaft ist es, diesen Stoff organisch zu verarbeiten, wenn keine unfruchtbare Stoffüberladung eintreten soll, welche sogar Krankheit erzeugt. Denn der Mensch und ebenso die Wissenschaft leben beide nicht von dem, was sie essen, sondern von dem, was sie verdauen. In unserer Rechtswissenschaft ist jener Fall der Ueberladung beinahe schon eingetreten gewesen, als in der letzten Stunde der soziale Gedanke in sie hineinströmte und ihr neue Lebenskeime zuführte. Statt fortzuschreiten, war sie nahe daran, dem Rückschritt zu verfallen und es hat Stimmen genug gegeben, welche ihr dies im Einzelnen haarklein nachgewiesen haben, indem sie den Maßstab des Volksbewußtseins und des Lebensbedürfnisses an sie legten. Der Gedanke der allgemeinen Rechtswissenschaft führt ihr zwar nicht, in dem Sinn wie der sozialistische, neue Lebensströmung zu. Die noch unerforschten Rechtsgebiete liefern hierzu nicht immer Stoff; sie empfängt also direct aus ihnen keine oder nur wenig neue Gedankenwerthe. Aber der Stoff, mit dem sie zu arbeiten und aus dem sie zu formen hat, ist ein neuer, von ihr noch unbenutzter und in diesem Sinne ist der Stoffwechsel für sie nicht minder heilsam; sie gewinnt doch Anschauungen, aus deren individualistischer und soziologischer Erklärung ihr indirect neue Gedankenwerthe zu Gute kommen. In einem Punkt berührt sogar der sozialistische Gedanke denjenigen der allgemeinen Rechtswissenschaft, denn das erste Ergebniß ihrer Forschung wird sein, daß sie finden wird, wie allenthalben das Recht in demselben Verhältniß sich um so mehr in den Dienst des Lebens stellt, als die Cultur des Volkes noch auf niedriger Stufe steht, daß also dieser Dienst des Rechtes der ursprüngliche und naturgemäße ist und das Recht gleichsam als der Niederschlag individualistischer und sozialer Anschauungen erscheint, deshalb selten sich gleicht und niemals über Wechsel und Wandel erhaben ist. Ein lehrreiches Beispiel liefern die bereits vorhandenen Ergebnisse über die

Digitized by Google

verschiedenen Gestaltungen des sogenannten Mutterrechts, Vaterrechts, Elternrechts und ihrer Nüancirungen. Unsere Rechtswissenschaft war seelenarm geworden, sie operirte nur noch mit dem Verstand und übertrug diesen Fehler auf die Gesetzgebung. Sie hatte verlernt, nach der Seele des Volkes zu suchen und deshalb ist die seelische Seite der Rechtsbildung ebenso verkümmert und verkrüppelt worden, wie dies als Folge der Nichtbenutzung beim körperlichen Organismus wahrzunehmen ist. Im sozialen Gedanken des Rechts tritt diese Seele wieder hervor und wer dies im Einzelnen verfolgen will, wird kaum ein Kapitel unseres öffentlichen und Privatrechts entdecken, in welchem nicht leere Stellen sich fänden, welche der Seele harren, die hineingelegt werden muß. Mit dem Felde, welches die allgemeine Rechtswissenschaft betreten hat und welches sie ausbauen will, bietet sich ein neuer Stoffwechsel dar, den wir im Interesse der alten Rechtswissenschaft als einen Lebensfactor für sie begrüßen müssen und der einen heilsamen Fortschritt derselben ankündigt. Er befähigt uns zugleich, unsere Cultur in Gebieten zu verbreiten, die ihr bis jetzt ganz fern gestanden haben und bei culturlosen Völkern als Missionare der Rechtsidee aufzutreten, wie es die bisherigen Missionare für die Idee des Christenthums gethan haben.

Dies Alles sind greifbare, praktische Früchte der allgemeinen Rechtswissenschaft, die der gesammten Menschheit zu Gute kommen und so angesehen, muß sie auch dem positivistischen Standpunkt der wissenschaftlichen Kritik Achtung und Anerkennung abgewinnen, wenn auch von jenem dritten Punkte, von einer Untersuchung des Zusammenhanges zwischen dem individuellen Rechtsbewußtsein eines Volkes und seinem Recht, als sozialem Rechtsgebiet der Ansatz solcher Früchte an die Blüthen der Forschungsergebnisse für unser Auge noch nicht erkennbar sein mag.

Jener Vorwurf, gegen den wir die neue Wissenschaft soeben in Schutz zu nehmen versucht haben, hat noch eine andere Seite, wenn er die Haltbarkeit der Fundamente, auf welcher sie beruhen soll, in Frage stellt, womit er auf die Schwierigkeit der Ausführung, auf den Mangel geeigneter Quellen und namentlich auf den Mangel von Arbeitskräften hinzuweisen scheint, welche geeignet wären, bestehende Rechtsverhältnisse bei cultur- und geschichtslosen Völkern aufzuspüren.

Es sei erlaubt, hierauf zunächst mit einem Bilde zu antworten. Die alte Rechtswissenschaft, d. h. diejenige, welcher auch die in sie jetzt bereits eingedrungenen sozialen Gesichtspunkte noch ebenso fern lagen, wie die gegenwärtigen Bestrebungen der ethnologischen Jurisprudenz, mag einer fest geschlossenen Stadt gleichen, welche erweitert werden soll, weil ihr in ihren Mauern die Lebensfähigkeit auszugehen droht. Man entwirft einen Plan zu dieser Erweiterung, aber man baut nicht gleich ganze Straßen, sondern es setzen sich an verschiedenen, noch zerstreuten Punkten einzelne Häuser an. An diese zerstreuten Gebäude schließen sich nach und nach immer mehr an, so daß allmählich die Straßen entstehen und der Anblick des Sporadischen sich in ein geschlossenes Bild verwandelt. Zu diesen Straßen gesellen sich alle sonstigen Erfordernisse der Stadt und es strömt aus den Mauern der Altstadt, die bald niedersinken, der Geist städtischen Bürgersinnes bis in die fernsten Straßen. Aehnlich wird es der ethnologischen Jurisprudenz ergehen. An die wissenschaftlich bereits erforschten und bereits feststehenden ethnologisch-juristischen Thatsachen der schriftkundigen Völker, gleichsam die erstgebauten einzelnen Häuser, werden sich neue Forschungen wie neue Häuser anreihen und mit der wachsenden Zahl der Ergebnisse werden sich die Einzelheiten verbinden, an einander schließen und einen Zusammenhang darstellen. Mit der Nachweisung solcher schon bestehender Thatsachen hat sich der Verfasser des oben genannten Buches ebenso wie mit der Besprechung der Quellen beschäftigt, aus denen geschöpft worden ist und künftig geschöpft werden muß. Es sind entweder auf mündlicher Ueberlieferung beruhende oder schriftlich aufgezeichnete und gesammelte Rechtssprüche, bestehende Gewohnheitsrechte oder mündlich verkündete Rechtsnormen; endlich wirkliche Rechts- und Gesetzbücher — je nachdem sie bei mehr oder weniger cultivirten Völkerschaften sich vorfinden. Ein Beispiel der letzteren ist der Koran, das chinesische Gesetzbuch u. a. m. Aber auch bei Völkern, von denen man es kaum erwarten sollte, finden sich dergleichen. Es gibt in Abyssinien ein Gesetzbuch unter dem Namen Feta Negast, welches in mehreren Ausgaben im äthiopischen Urtext mit lateinischer Uebersetzung vorhanden ist, verfaßt von einem abyssinischen Geistlichen. Wie Post (S. 209) mittheilt, soll die italienische Regierung beabsichtigen, eine italienische Uebersetzung des Buches zu veranstalten. Statt näher auf diese Quellen einzugehen, ziehen wir aber vor, uns von der Art und Weise ein Bild zu machen, wie sie aufzufinden und zu erforschen sein dürften. Der richtigste Weg wird wohl von Gesellschaften, die sich für die Pflege der allgemeinen Rechtswissenschaft interessiren, vorgezeichnet werden müssen. Gerade so wie es bekanntlich eine Gesellschaft für Völkerrecht gibt, welche alljährlich ihre Congresse hält, können sich auch für die allgemeine Rechtswissenschaft eine oder mehrere Gesellschaften in allen Culturländern bilden. Ferner werden die Regierungen der Culturstaaten ihre Beihülfe um so weniger versagen können, als es wohl unter den culturlosen und minder cultivirten Völkern der Erde kaum eines geben dürfte, welches nicht als Colonie mit einem jener Staaten in Verbindung steht. Für die einem Mutterstaate obliegende Regelung der Gerichtsbarkeit über die Eingeborenen ist aber die Kenntniß ihrer Rechtszustände und Rechtsanschauungen unerläßlich und deren Ermittelung eine der nöthigsten Vorbereitungsarbeiten. Beide, sowohl Gesellschaften, wie Regierungen, werden die geeigneten Männer für die Arbeit finden und Sorge tragen können, daß die Ergebnisse derselben in einer oder in mehreren allgemein verständlichen europäischen Sprachen der ganzen juristischen Welt zugänglich werden, um eine wissenschaftliche Bearbeitung des vorgefundenen Rohmaterials herbeizuführen und dabei die Gruppen derjenigen Rechtsinstitute zuerst heraus zu finden, welche sich bei allen bezw. bei vielen Völkern der Erde antreffen lassen; sodann zu untersuchen, welche dieser Rechtsinstitute dem Volke eigen und welche von außen recipirt worden sind, wie z. B. das islamitische Recht in weite Volksgebiete Afrikas eingedrungen ist. Für diese wissenschaftliche Behandlung sind die Religion, sowie die gesellschaftlichen und politischen Gliederungen eines Volkes von der größten Wichtigkeit. Oft finden sich Recht und Religion zu einem geschlossenen System vereinigt. Neben diesen Gesichtspunkten weist der Verfasser des Buches auf Parallelerscheinungen im Rechtsleben der Völker hin, auf die Geschlechterverfassung und das Geschlechterrecht, auf das Institut der Blutsfreunde und der Mundschaft, auf markgenossen- und territorialgenossenschaftliche Verfassungen, die herrschaftlichen Organisationen, auf die Gliederung der Bevölkerungen in Klassen, Stände und Kasten und auf die Rechtsnormen über die Behandlung von Fremden. In einer Uebersicht über die einzelnen Rechtsgebiete der Erde führt er jene Parallelen weiter aus mit Rücksicht auf die europäischen, die asiatischen, die oceanischen, die amerikanischen, die afrikanischen Rechtsgebiete und auf die Rechte der arktischen Völker.

Jene Gesellschaften würden zunächst einen constituirenden Congreß zusammenrufen und öffentliche Aufforderungen an alle Diejenigen erlassen, welche Lust haben und sich befähigt fühlen, der neuen Wissenschaft ihre Kräfte zu widmen. Sie würden sich zugleich bemühen, Geldmittel zu den nöthigen Reisen aufzubringen. Wenn sich eine Anzahl von Männern gemeldet hat, welche in den Dienst dieser Wissenschaft treten wollen, würden sie, um eingehende Verhandlungen pflegen zu können, zu einem erweiterten Congreß der Gesellschaften einladen. Die Aufgaben dieses erweiterten Congresses würde es sein, ein grundlegendes Programm für die Arbeit überhaupt und für die Arbeitsvertheilung insbesondere aufzustellen. Erwägt man nun, daß die allgemeine Rechtswissenschaft noch im Stadium der ersten Entwickelung sich befindet, wo die rein intuitive Methode geboten ist, so würde das Programm sich an diese Erwägung anschließen und betonen müssen, daß zunächst alle historischen Forschungen und rechtsphilosophischen Untersuchungen von der Arbeit fern zu halten seien. Der negativen Seite des Programms würde auch noch in anderer

Digitized by Google

Beziehung die größte Aufmerksamkeit zu schenken sein. Es gibt nämlich uncultivirte Völkerstämme, bei denen sich von Rechtsanschauungen, von einem Sinn für Recht und Unrecht und vollends von einer Bethätigung des Rechts gar keine Spuren finden, bei denen das Leben des Individuums und der gesellschaftlichen Gruppen gleichsam hierfür keinen Raum hat. Das Leben des männlichen Individuums erschöpft sich in Raub und Krieg; dasjenige des weiblichen in der Hervorbringung von Kindern und zwar recht vieler, weil sie zum Raub und Krieg als mitwirkende Kräfte dienen und in der Pflege des Viehstandes u. dgl. Zu solchen Volksstämmen Forscher zu entsenden, würde für das gegenwärtige Stadium der Wissenschaft zu unterlassen sein. Ferner dürften für dieses Stadium der Forschung zunächst noch solche Rechtsinstitute ausgeschlossen erscheinen, welche mit dem Verkehr zwischen Volk und Volk nichts zu thun haben, z. B. gewisse strafrechtliche Gebräuche über Blutrache, Compositionswesen u. dgl. und welche einer künftigen auf dem Wege der Colonisation in solche Völker hineinzutragenden Gesetzgebung ohnehin unterliegen müssen. Der Mord z. B. der bei ihnen in vielen Fällen legalisirt erscheint, wird nie von einer colonisatorischen Gesetzgebung legalisirt werden können, selbst wenn sie sich bemühen würde, den bestehenden Rechtsanschauungen der wilden Völker möglichste Rechnung zu tragen.

Post hat in dem Buche, von welchem wir hier sprechen, in dem Kapitel über die Bearbeitung der Rechtsquellen S. 12 ff. wie uns scheint die nächste intuitive Aufgabe doch nicht scharf genug betont, nicht eng genug begrenzt und der reflectirenden Thätigkeit noch zu viel Raum gelassen. Erwägt man, daß die Gesellschaften und Congresse, die zur Förderung der Aufgabe geschaffen werden müssen, sich nicht auf Deutschland zu beschränken, sondern einen internationalen Charakter haben sollen, daß aber der oben angedeutete Unterschied zwischen idealistischer und positivistischer Anschauung wissenschaftlichen Werthes und wissenschaftlicher Forschung ein nationaler ist, so wird man im Anfang den positivistischen Standpunkt in den Vordergrund stellen, ihm den idealistischen unterordnen müssen und namentlich bei der Aufstellung eines Programms zur Organisation der gemeinsamen Arbeit den mitwirkenden Kräften der Engländer und Franzosen nicht Ziele vorstecken dürfen, von deren Erreichung sie auch in weitester Ferne keine Frucht für das Wohl der Menschheit und für den Drang unserer Zeit, die Wissenschaft dem Leben dienstbar zu machen, zu erkennen vermögen.

Literatur und Kunst.

Die Vollendung der Vernunftkritik.

Von Wilh. Bolin.

Jedem Gebildeten ist der Name Kant und dessen allgemeine Bedeutung geläufig, ohne daß dieserhalb eine eigentliche Kenntniß seiner Schriften verlangt würde. Hat ja doch schon Goethe gegen Eckermann geäußert, von den neuen Philosophen sei Kant ohne Zweifel der vorzüglichste und auch Derjenige, dessen Lehre sich fortwirkend erwiesen, die in unsere deutsche Cultur am tiefsten eingedrungen und auch da gewirkt habe, wo keine unmittelbare Kenntniß derselben vorhanden sei. Will aber Jemand hierüber sich genauer orientiren, als etwa durch Nachlesen im Conversations-Lexikon, wird er, die verschiedenen solchenfalls zugänglichen Handbücher zu Rathe ziehend, in keine geringe Verlegenheit bei der keineswegs übereinstimmenden Würdigung des immerhin vorwiegend als der „große Königsberger" bezeichneten Denkers gerathen. Neben einer streng historischen Auffassungsweise, wobei Kant zumeist als Exponent der Bildung seines Zeitalters behandelt wird, trifft man einerseits auf eine eben so begeisterte Anhängerschaft, für welche Kant's Thätigkeit eine alle Zeiten überragende Bedeutung haben soll, wie andererseits auf ein entschieden gegentheiliges Verhalten, dem zufolge der Vernunftkritiker bestenfalls als gar zu überschätzt gilt, wenn er nicht etwa als Urheber einer heillosen Verwirrung schnöde abgethan wird. Ein solches Gemenge widerstreitender Ansichten läßt den Belehrung suchenden Leser so klug wie zuvor; vielleicht tröstet er sich mit Schillers bekannten Distichon vom bauenden König und den durch diesen beschäftigten Kärrnern und betrachtet seinerseits die Frage nach der Bedeutung der Kritik der reinen Vernunft als eine offene.

Sie war es auch bis vor Kurzem. Seit einigen Jahren hat sich aber in der philosophischen Forschung eine wesentliche Aenderung der Sachlage vollzogen, wovon jedoch einstweilen nur die wenigsten unserer Zeitgenossen Kenntniß haben, so tiefbedeutend auch die hierher gehörende Leistung ist, über die wir im Vorliegenden eine allgemeine orientirende Rechenschaft abgeben möchten, ausreichend für jeden, dem das Bescheidwissen um thatsächliche Ergebnisse genügt, anregend für den eine genauere Einsicht verlangenden, der uns, wissenschaftliche Empfänglichkeit vorausgesetzt, für unseren Hinweis danken wird.

Mit der Kritik der reinen Vernunft wollte Kant dem beständigen Wechsel philosophischer Systeme, wie ihn schon Gellert's bekannte Hutfabel mit Recht verspottet, ein Ende machen Als Ursache dieses Mißstandes erwies sich ihm die Pflege der Metaphysik, nämlich eines über die Erfahrung hinaus reichenden Wissens, wodurch die bisherige Philosophie im Besitz einer höheren, gleichsam wahreren Wahrheit, als sie den übrigen Wissenschaften erreichbar, zu sein wähnte, ohne damit aus einem unablässigen Wiederbeginn ihrer Arbeit hinausgekommen zu sein. Nur durch Verzicht auf die Metaphysik, lehrte Kant, würde die Philosophie zum Range echter Wissenschaft und dadurch zum Vortheil eines stetigen Fortschreitens auf der Unterlage völlig feststehender Ergebnisse gelangen. Wohl hatte er die Befriedigung, mit seinem Werk großen Anklang zu finden. Seit dessen Veröffentlichung 1781, da er selbst an der Grenze des Greisenalters stand, bis zum Ende des Jahrhunderts, das er nur um wenige Jahre überlebte, waren nicht weniger als fünf Auflagen davon erschienen. Gleichzeitig jedoch hatte sich, und zwar durch die Vernunftkritik selbst angeregt, eine gegenläufige Richtung hervorgethan. Mit Fichte beginnend, von Schelling weitergeführt und durch Hegel zu einem gewissen Abschluß gebracht, daneben aber in anderer Weise an Kant anknüpfend durch Herbart und noch etliche Kathedergrößen gefördert, ward die Metaphysik abermals zur Geltung erhoben, wobei verschiedene ältere von der Vernunftkritik in ihrer Nichtigkeit aufgewiesene Systeme, je nach dem Standpunkt des gegen Kant eingehaltenen Verfahrens, reichlich besteuert wurden. Es gab wiederum jene von Kant mit Recht angefochtene Menge von Systemen, nur zahlreicher und rascher auf einander folgend, bis sie um die Mitte unseres Jahrhunderts zunächst der schneidigen Kritik Arthur Schopenhauers und seiner Lehre weichen mußten, die allerdings selbst einen ganzen Rattenkönig metaphysischen Nachwuchses in's Leben rief. Immerhin gebührt ihm das Verdienst auf den echten Kant hingewiesen zu haben, und als etwa ein Jahrhundert seit dem Erscheinen der Vernunftkritik verstrichen, war auch dies Werk, im Gegensatz zu dem noch andauernden Systemgewirr, aufs Neue als dasjenige erkannt, von dem aus eine gedeihliche Förderung der Philosophie zu erlangen sei.

Unzweifelhaft ist es bedeutsam, daß die philosophische Entwickelung innerhalb eines Jahrhunderts sich als Kreislauf erweist. Wenn aber dieser Prozeß auf die Vernunftkritik, von welcher er ausgegangen, wiederum zurückführt, ist damit auch gesagt, daß sie selbst zu einem unabweichlichen Kanon erhoben werden und fortan alle philosophische Forschung in einem bloßen Umherklauben mit ihren Theoremen bestehen müsse? Eine solche Gläubigkeit für die Vernunftkritik hat thatsächlich im sogenannten Neukantianismus einen Ausdruck gefunden. Die als nothwendig eingesehene Rückkehr zu Kant kann jedoch angesichts der gleichzeitigen wissenschaftlichen Entwickelung eines

Digitized by Google

ganzen Jahrhunderts nur die Verpflichtung enthalten, sich über das, was Kant mit jenem Werk bezweckte, besser als die unmittelbar auf ihn folgenden Denker zu belehren, deren fehlgeschlagene Bemühungen schließlich wiederum auf ihn zurückgeführt.

Die Vernunftkritik hatte zu ermitteln, ob das Wissen vom Ueberwirklichen, über die sinnliche Erfahrung hinausragenden, womit die Metaphysik als ein Wissen höherer Art sich zu schaffen mache, überhaupt möglich sei? Daraufhin untersucht Kant unsere Erkenntnißthätigkeit, und zwar nicht als psychologischen Prozeß, sondern im Hinblick auf das Erwerben wissenschaftlicher Einsichten. Er erbrachte den Nachweis, daß unser Erkennen lediglich auf die Erfahrung eingeschränkt, über diese hinaus aber gänzlich bedeutungslos sei; mit anderen Worten, daß jede Entscheidung über Dinge außerhalb des Bereiches allgemein menschlicher Erfahrung so unzulässig sei, wie wenn Blinde über Malerei urtheilen wollten. Zugleich wies er darauf hin, daß die Metaphysik ihre Probleme mittelst eines durchweg haltlosen und widersprüchigen Beweisverfahrens entwickele und mithin als bloses Scheinwissen aufzugeben sei. Doch nicht genug dieses Bruches mit der bisherigen Philosophie; auch bezüglich der Erfahrung und ihrer Gegenstände hatten Kant's Untersuchungen über die Erkenntnißthätigkeit zu einem bis dahin unerhörten Ergebniß geführt. Nicht nur daß unser Wissen auf Erfahrung allein eingeschränkt sein sollte, es zeigte sich dabei auch, daß die in den Bereich unserer Erfahrung tretenden Gegenstände von den Bedingungen dieser selbst abhängen; anders ausgedrückt: daß wir die Dinge nicht so erkennen, wie sie unabhängig von unserer Auffassung sind, sondern nur durch das Medium unserer Sinnesfunktionen und unserer dabei mitthätigen Denkprozesse modifizirt. Unser Wissen ist also keineswegs, wie es das Alltagsbewußtsein annimmt, ein unmittelbares, sondern ein relatives, von der Beschaffenheit unserer Denk- und Erkenntnißfähigkeit bestimmtes, jedoch immerhin das Vorhandensein von Dingen außer uns durchaus bestätigendes.

Mit besonderer Vorliebe pflegt Kant das von ihm nachgewiesene Verhältniß unseres Erkennens zu den Dingen der Entdeckung des Copernikus über das zwischen Erde und Sonne bestehende zu vergleichen. Wie hier die tägliche und jährliche Umdrehung der Erde in ihrer Kugelgestalt um die unbewegliche Sonne dem vulgären Denken völlig widersinnig erscheinen, genau so widersinnig will demselben die von Kant behauptete Relativetät aller unserer Auffassung der Dinge vorkommen, daß nämlich nicht diese selbst, sondern nur ihre Einwirkungen auf unsere Sinnenthätigkeit wahrgenommen werden. Wie nach dem copernikanischen System der Wechsel von Tag und Nacht und der Verlauf der Jahreszeiten thatsächlich auf ganz andere Art stattfinde als bei scheinbar ruhender Erdfläche und den anscheinend verschiedenen Bewegungen und Stellungen der Sonne, ebenso ist nach der Vernunftkritik die von den Sinnen überhaupt aufgefaßte Wirklichkeit nicht so beschaffen, wie sie unserem Bewußtsein in der Mannigfaltigkeit räumlich und zeitlich auseinander tretender Gegenstände sich darbietet. In beiden Fällen handelt es sich um Vorgänge und Thatsachen von lediglich wissenschaftlichem Belang, und wie die Giltigkeit des heliocentrischen Standpunktes der Himmelskunde seit Copernikus allgemach über jeden Einspruch gesiegt, hat auch die von Kant aufgestellte Erkenntnißtheorie im Verlauf der naturwissenschaftlichen Entwickelung unseres Jahrhunderts die glänzendste Bestätigung gefunden. Die neuere Physiologie und Physik der Nerven und Sinnesorgane, die darauf basirte Psychophysik und physiologische Psychologie haben festgestellt, daß Tasten, Sehen und Hören auf umständlichen Prozessen beruhen, von denen uns nur die Ergebnisse bewußt werden; diese halten wir für unmittelbar aufgefaßte Gegenstände, ohne irgend der sie vermittelnden sowohl organischen wie gedanklichen Vorgänge gewahr zu werden, die ihre thatsächliche Voraussetzung bilden.

Indem also diese Ergebnisse der neueren Naturforschung auf die Vernunftkritik hinweisen, zu der die Philosophie mittlerweile selbst zurückgeleitet worden, sollen nun deren Lehren, so wie sie aus den Händen Kant's gekommen, für alle Zeiten bestehen bleiben?

Eine eben so gediegene wie erschöpfende Erörterung dieser tiefbedeutenden Frage verdanken wir dem umfassenden Werke von Alois Riehl, weiland Professor in Graz und gegenwärtig zu Freiburg im Breisgau, das er um die Wende des seit dem Erscheinen der Vernunftkritik abgelaufenen Jahrhunderts unter dem Titel „Der philosophische Kriticismus und seine Bedeutung für die positive Wissenschaft" veröffentlicht hat.*) Von dem großartig angelegten, in der Darstellung lichtvollen und originellen, durch einen überwältigenden Reichthum an Kenntnissen eine unerschöpfliche Belehrung gewährenden Werke auch nur einen annähernden Begriff hier zu geben, entzieht sich dem Rahmen der uns vorliegenden Aufgabe. Außerfachlichen Kreisen muß die zunächst auch seitens der Berufsgenossenschaft verhältnißmäßig noch wenig beachtete Thatsache genügen, daß es auf dem Gebiete der Erkenntnißtheorie unzweifelhaft die eminenteste Leistung seit der Vernunftkritik ist. Mit völlig congenialem Verständniß frei von jedem apologetischen Interesse einer gläubigen Hingebung und ebenso wenig polemisch befangen zu Gunsten irgend einer metaphysischen Doctrin, weiß Riehl die feststehenden, im Laufe der Zeit und in allen Wandlungen der philosophischen Systeme erprobten Wahrheiten der Vernunftkritik aufzuweisen, und indem er sie an ihrem eigenen Maßstab mißt, gelingt es ihm auch deren Mängel und Unzulänglichkeiten zu ermitteln und ihr mit Hülfe der Forschungsergebnisse unseres Zeitalters die nöthige Berichtigung und Vollendung zu geben.

Vor allen Dingen wird die Abrechnung mit der Metaphysik, die ja trotz der Vernunftkritik und sogar in eingestandener Anlehnung an sie fortgewuchert hat, zum Abschluß gebracht. Die Beseitigung der Metaphysik weist Riehl als ein nothwendiges Ergebniß der seit Anbruch der neuen Zeit stattgehabten Entwickelung der exakten Wissenschaften auf und stellt Kant in die Reihe seiner Vorgänger, die genau wie er jenem aus der mittelalterlichen Scholastik herübergenommenen Unwesen eines angeblich höheren Wissens als dem durch Erfahrung zugänglichen entgegen zu wirken bemüht waren. Indem er aber mit der ganzen nachkantischen Metaphysik streng in's Gericht geht, übersieht er keineswegs, daß Kant selbst ihr Vorschub geleistet durch seine bisweilen gewundene und unschlüssige Haltung hinsichtlich des Erfahrungswissens, das er nicht selten mit einer gleichsam verschämten Resignation als niederes und minderwerthiges im Verhältniß zu dem „aus reiner Vernunft allein" erhofften der metaphysischen Spekulation bezeichnete. Diesem Schwanken zwischen dem Seitens der Metaphysik verheißenen aber unerreichbaren Wissen von einem Ueberwirklichen und der mittels Erfahrung zugänglichen, wiewohl durch die Beschaffenheit unserer sinnlichen und gedanklichen Auffassungsthätigkeit nur relativ erkennbaren Wirklichkeit wird die Vernunftkritik durch Riehl für immerdar entrückt und unter Wahrung ihrer unerschütterlich fortbestehenden Hauptlehren mit der ihr nöthigen Berichtigung und Verschärfung ausgestattet, da es ihrer eigenen Grundanschauung durchaus widerspricht, außer der empirisch erkennbaren Wirklichkeit noch ein Ueberwirkliches in irgend einer Weise anzunehmen. Sorgfältiger und entschiedener als Kant ist Riehl auf die Sicherstellung des Erfahrungswissens bedacht und hält sein ganzes Augenmerk auf die tieftragende, den philosophischen Kriticismus ausmachende Frage gerichtet: wie Erkennen überhaupt begreiflich sei, wie wir nämlich das umfangreiche, den größten Theil aller unserer Erkenntnisse bildende empirische Wissen erlangen, dem Kant, allerdings darin durch die nächste Aufgabe der gegen die überlieferte Metaphysik gerichteten Vernunftkritik bestimmt, nicht genügende Aufmerksamkeit gewidmet hatte.

Bei der epochemachenden Bedeutung, die der Vernunftkritik unbestritten zuerkannt wird, könnte es leicht auffällig erscheinen, daß sie überhaupt einer Nachhilfe und Ergänzung be-

*) Bei W. Engelmann in Leipzig in drei Theilen, bezw. einem ganzen und zwei Halbbänden erschienen.

Digitized by Google

durft hätte und daß Solches erst nach Ablauf eines Jahrhunderts erreicht worden. Auch hier bietet das copernikanische System eine lehrreiche Analogie. Was nunmehr unter dieser Bezeichnung in der Wissenschaft gilt, rührt nur seinen allgemeinen Umrissen nach von dessen Urheber her; die es eigentlich stützenden Berechnungen sind bekanntlich durch Galilei und Kepler etwa achtzig Jahre nach Veröffentlichung von Copernicus' grundlegenden Schrift über die Himmelsräume bewerkstelligt worden, und erst Newton, der genau hundert Jahre nach der Publikation eben dieses Werkes geboren wurde, hat diesem allem die systematische Vollendung verliehen. Ebenso hat Kant, dem übrigens auch Locke und Hume wesentlich vorgearbeitet, seine Vernunftkritik nur so weit fördern können, wie es der Zustand der Wissenschaft in seinem Zeitalter gestattete, und es hat der ergiebigen Forschungsthätigkeit eines ganzen Jahrhunderts bedurft, um Riehl die entsprechende Vollendung der Vernunftkritik zu ermöglichen.

Keiner der bisherigen Darsteller oder Beurtheiler der Vernunftkritik hat sich zu einem so richtigen und ausgiebigen Verständniß derselben wie Riehl aufzuschwingen vermocht. Von deren positiven Wissensgehalt ganz durchdrungen, steht er doch nicht unter dem Banne ihrer Anschauungen, und daher hat deren Problem in seiner kundigen Hand eine lebendige Weiterentwickelung gewonnen. Ihm erst ward das Glück neben dem Dauernden in jenem Säkularwerk auch das Verfehlte und Unrichtige darin vorurtheilsfrei zu erkennen und zu erklären. Wer Riehl's unschätzbares Werk zur eigenen Belehrung vornimmt, wird überzeugende Aufschlüsse über zahllose Einzelheiten finden, denen er bei der Vernunftkritik selbst und den ihr bisher gewordenen Behandlungen rathlos gegenüber stand: durch Riehl erst wird ihm die Erkenntnißtheorie der Vernunftkritik einleuchtend und faßlich. Wie ein bekannter Sinnspruch von der Natur behauptet, daß sie nur durch Fügsamkeit zu meistern sei — natura non vincitur nisi parendo — ebenso möchte man von Kant sagen, er könne nur durch sich selbst überwunden werden. Gerade das hat Riehl vollbracht, dessen Name daher in der Geschichte des philosophischen Kriticismus hinfort demjenigen Kant's sich unmittelbar anreihen wird.

Die erste englische Realistin.

(Mrs. Humphry Ward.)

Von Alexander Lauenstein.

Wer sich heute an Walter Scott's Erzählungskunst erfreut, der denkt schwerlich daran, daß seine Hauptbedeutung für seine Zeit darin lag, daß er ihre Literatur wieder zur Gesundheit führte. Die Wertherei hatte bis in unser Jahrhundert hinein in England feste Wurzel geschlagen: Walter Scott hat ihr binnen kurzer Zeit den Garaus gemacht. Ist es vielleicht ein Zeichen von Literaturkrankheit, daß man heute in Großbritannien nach einem neuen Walter Scott zu rufen beginnt? Seit Scott ist die englische Literatur wieder in die alte Vorliebe für Absonderlichkeiten zurückgefallen; bei Dicken's bildet diese geradezu den wesentlichsten Theil seiner Eigenart. Dominie Sampsons' „Ungeheuer!" und Bailie Nicol Jarvie's „Gewissen" mit ihren sprachlichen Verschrobenheiten haben den Anfang gemacht, und selbst ein Thackeray mit seinem Humor und Sarkasmus hat, weil er wesentlich negativ war, keine dauernde Richtung begründet. Miß Braddon und Wilkie Collins mit ihrer Geheimniß- und Verbrecherliteratur waren die Erben von Sampson und Jarvie. Sie übertrugen die sprachlichen Seltsamkeiten jener in den Inhalt ihrer Werke, und Stevenson und Haggard waren groß in Abenteuern und Blutvergießen. Dann ist der Geisterroman und die occultistische Erzählung gekommen; obgleich sie keine großen Namen aufzuweisen hat, doch immer bedeutsam. Rudyard Kipling hat mit neunzehn Jahren — oh oddity of oddities! — das indische Englisch literaturfähig gemacht und mit der Eigenart seines Wesens vermischt im Laufe von einem Jahrsiebent völlig in die Mode gebracht, und nicht nur das Englisch Vorderindiens mit seinen hindostanischen Beimischungen, sondern auch Indiens Geist, Indiens Verhältnisse, die Abenteuerlichkeiten des dortigen Kriegerlebens und die frohen und trüben Seiten im Treiben der Eingeborenen. Noch ist er nicht auf den Gipfel des Ruhms gestiegen. Stevenson gilt noch immer für den größten unter den lebenden Stilisten englischer Zunge. Thomas Hardy mit seinem Tess of the d'Urbervilles und George Meredith rangiren noch immer in der allgemeinen Achtung über ihm, wenn auch dieser Herbst für Rudyard Kipling einen wahren Siegeszug durch die großen englischen Reviews bedeutet hat. Aber er übertrifft Meredith wie Hardy an oddity — das Wort „Seltsamkeit" oder „Absonderlichkeit" schließt nicht halb den abenteuerlichen Begriff des odd ein — und darum wird er über kurz oder lang wohl in den Augen seiner Landsleute wirklich der neue Shakespeare werden, auf den sie hoffen, ein gefährlicher Concurrent für Maurice Maeterlinck, den belgischen Shakespeare, dessen narrhafte Ungeheuerlichkeiten jetzt sogar den Weg auf das Londoner Theater gefunden haben. — Natürlich ebenfalls odd, Sie verstehen! —

Da auf einmal ist dem Angloindier in der Mitte seines Vaterlandes ein Concurrent erwachsen, oder vielmehr eine Concurrentin im Ruhme der oddity — wider alles Erwarten, urplötzlich, über Nacht — eine Realistin.

Der deutsche Leser erinnert sich noch mit Entsetzen an die Langeweile, mit er sich vor bald drei Jahren durch einen dreibändigen theologischen Roman hindurchgewunden, Robert Elsmere betitelt, der für ihn nichts Neues enthielt, ja nicht entfernt so weit ging, als Ludwig Feuerbach, David Strauß oder Wilhelm Jordan mit ihren religiösen Reformgedanken gegangen waren. Die Verfasserin war Mrs. Humphry Ward. England verschlang den Roman und sie war mit einem Schlage eine berühmte Frau.

Robert Elsmere rief eine Sekte in's Leben, die sich heute noch Elsmeriten nennt und immer noch an Ausdehnung gewinnt, wenn auch nicht an Gedankentiefe und Klarheit. In ihrer eigenen Sprache mit ihnen zu reden, finden sie in der Entfaltung edler Menschlichkeit die einzig sichere Zuflucht vor den bösen Geistern sittlicher und geistiger Ruhelosigkeit, die in der modernen Welt den wärmerempfindenden unter den Pilgern zusetzt.

Fast drei Jahre hat Mrs. Humphry Ward seitdem geschwiegen. Nachdem der Weihnachtsmarkt vorüber war, ist, in einer von literarischen Ereignissen nur spärlich besäten Zeit, ein zweiter Roman von ihr erschienen, wohl das Aufsehen machendste Buch des Winters. Bereits heute — acht Tage nach der Ausgabe — am 22. Januar hat es das Licht der Bücherwelt erblickt — ist die englische Presse voll von ihm. The history of David Grieve ist der Titel, und das Buch umfaßt in der That beinahe eine Lebensgeschichte. Der Ausgang macht fast den Eindruck, als dürfte man noch eine Fortsetzung erwarten — vielleicht in abermals drei Jahren. Die Spannung, mit der man dieses Buch erwartet hat, ist wohl mit der zu vergleichen, die jedem Bande von George Elliot vorausging, deren Werke sich ebenfalls nur in größeren Absätzen folgten. Ob das Buch nun gerade wieder einer Sekte Anstoß geben wird, kann zweifelhaft sein, aber eins wird aus ihm wieder klar: Mrs. Humphry Ward hat eine bestimmte Sendung, sie hat sich eine geistige Aufgabe gestellt, die sie mit ihren Dichtungen zu lösen beabsichtigt. In England hat ja die Theorie des Realismus, der nichts weiter thun, als dem Leben nacherzählen, bestimmte Ausschnitte aus ihm in Worten oder mit Farben wiedergeben will, keinerlei Boden gefunden. Turgeniew hat sich einst ernstlich dagegen verwahrt, daß man in seinen Werken eine „Idee" finden wollte, aber in England findet man sie heute doch.

Georg Brandes ist der einzige unter den Kritikern der Gegenwart auf dem Festlande, der der Idee ihr Recht werden läßt, vorausgesetzt nämlich, daß sie modern ist, wie er hinzufügt. Sicher ist es nur zum Schaden der History, daß man trotz ihres oft allzu überwuchernden geistigen Gehaltes doch nicht sagen kann, was die Verfasserin damit will. Die Geschichte David

Digitized by Google

Grieve's ist ein geistiges Lebensbild, in dessen Charakter die buntesten Erlebnisse nicht fehlen, aber doch auch nicht den Schwerpunkt tragen. Aber nicht darin liegt die Bedeutung des Buches für die englische Literatur. Es klingt kurios, aber es ist trotzdem eine Thatsache, daß die Verfasserin Robert Elsmere's es ist, die den Realismus, d. h. jene Erweiterung des Stoffgebietes nach gewissen Schichten der Gesellschaft hin, die dieser hervorgerufen hat, nach dem keuschen England bringt. Großes Entsetzen darüber, — aber trotzdem weilt man mit Interesse auf dem Inhalte. „Ein modern englischer Wilhelm Meister ohne Goethe's Schwerfälligkeit, mit Zola's Betonung der Erblichkeit und einem guten Stück von Zola's Realismus" ist der Roman genannt worden, und es liegt wohl etwas Wahres darin.

Seine Eigenthümlichkeit ist völlig zum Ausdruck gebracht in seinem Inhalt an Geschehnissen, und deswegen möge eine kurze Skizze davon hier folgen.

Bezeichnender Weise spielt das Buch nicht allein auf englischem Boden. Es führt den Leser von Derbyshire nach Manchester, von Manchester nach Paris und von Paris wieder nach England zurück und schildert das Schicksal von David Grieve und seiner Schwester Louie. Sie sind die Kinder eines Bauern schottischer Abkunft in Derbyshire, Sandy Grieve, eines ausgeprägten Calvinisten, der als Arbeiter nach London gegangen ist, und einer französischen Grisette, die er nach einer zufälligen Begegnung im Drury Lane Theater geheirathet hat. Sie verläßt nachher ihren Gatten und nimmt sich das Leben. Sandy stirbt ebenfalls und hinterläßt seine Kinder seinem Bruder Reuben Grieve, und dessen unduldsamer und wenig liebenswürdiger Gattin. Der schweigsame Landmann nimmt sie auch in sein Haus. Aber sie können sich dort nicht wohl fühlen, außerdem sind sie keine Menschen, geboren zum Glücklichsein. Der schottische calvinistische Ernst des Vaters und das leichte Blut der Mutter stehen in ununterbrochenem Kampfe mit einander, und dieser Kampf macht den Inhalt ihres Lebens aus. Louie ist der mehr ausgesprochene Charakter von beiden. Sie ist unbändig und lehnt sich auf, wo sie kann, liegt in fortwährendem Kampfe mit ihrem Ohm, ihrer Muhme und selbst ihrem Bruder. Dieser hat nicht ganz soviel von der Mutter geerbt, und ist nicht in demselben Maße excentrisch. Seine bestimmenden ersten Eindrücke empfängt er von einem halbverrückten alten Schulmeister, der alle möglichen geschichtlichen Gestalten citirt und über ihre schlechten Handlungen befragt. Zaubergeschichten aller Art regen seine Phantasie an und geben seinem Denken eine phantastische Richtung.

Erwachsen kommt David Grieve mit seiner Schwester nach Paris, und seine geistige Entwickelung sowie äußere Erlebnisse gehen nun in scharfem Trabe neben einander her. Eine ganze Stufenleiter von Weltanschauungen macht er durch, alles Ismen. Vom grassesten Aberglauben kommt er zum Secularismus, Salvationismus, Voltairianismus, Huxleyismus, Realismus, Revivalismus, Skepticismus. Charlotte Brontë macht einen tiefen Eindruck auf ihn, aber so schnell er seine Anschauungen gewinnt, so schnell ist er auch wieder über sie hinaus.

Paris bringt ihm aber auch wechselvolle Erlebnisse in Fülle. Er selbst stürzt sich in den Strudel des Pariser Lebens und wird zum Bohemien, und Mrs. Ward scheut sich nicht, das ganze Treiben künstlerischer Lüderlichkeit uns vorzuführen, mit seinem Cynismus, seiner Brutalität, seiner leeren Eingebildetheit und hochmüthigen Verachtung sittlicher Anschauungen jeder Art, ähnlich wie Hermann Bahr es in seiner „Guten Schule" gezeichnet hat. Er liebt Elise Dekaunay, und einen Monat lang wohnt sie bei ihm als seine Geliebte, dann geht sie ihm durch, wie Fifi ihrem Maler und schließt endlich eine ganz gewöhnliche Ehe. Der Gedanke, daß sie einander heirathen könnten, taucht in dem Abschnitt gar nicht auf.

Aber David's Erlebnisse sind nur ein Kinderspiel gegen die seiner Schwester auf demselben Gebiete. Sie ist eine geschlechtlich höchst reizbare, leidenschaftliche, unersättliche, ja grausame Natur und liebt den lüderlichen, verkommenen, dem Trunke ergebenen Bildhauer Montjoie, der nur ein Weib verlangt, gleichviel was für eins. Sie treten in nähere Gemeinschaft, David erfährt es, versucht — Montjoie dazu zu bringen, die Schwester zu heirathen, dieser aber verläßt sie, und nun nimmt sie sich das Leben.

David bleibt allein übrig, und geht weiter von Ismus zu Ismus. Einmal steht auch er vor dem Selbstmord, da errettet ihn ein unbedeutender Priester davor. Er geht nach England zurück und heirathet Lucy Purcell, die Tochter seines zeitweiligen Lehrers, und läßt Dora Lomax, die Tochter eines Bohemien, sitzen. Lucy's Vater ist freilich nicht viel besser als dieser, er ist ein Sonderling und Schwindler, aber David ist jede Gesellschaft recht. Was er auch beginnen mag, er fühlt sich immer unbefriedigt. Er macht eine Periode der Trunkenheit durch, in der er zum Vieh herabsinkt und erhebt sich wieder. Lucy stirbt und hinterläßt dem Gatten ein Kind. David's Leidenschaften scheinen sich zu legen. Hat er doch ein Leben hinter sich, das einen Burns, Byron oder Shelley sicher mit fünfundzwanzig Jahren getödtet hätte. Am Ausgang des Buches ist es völlig ungewiß, was weiter geschehen wird. Wird er Dora Lomax heimführen, oder wohin wird er sich wenden?

Es ist keine Frage: Mrs. Ward hat mit diesem Roman eine freiere Geistesbahn betreten — aber sie hat sich noch zu keinem klaren Endergebniß durchgekämpft. Am Ende ist David kaum klüger als am Anfang.

Was wird die Fortsetzung enthalten? Wird der Anstoß in der englischen Literaturentwickelung, den das Buch zweifellos bedeutet, weitere Folgen haben? Wird es den Salonroman und die Sportgeschichten aus dem Felde schlagen? Wird es die Schranken brechen, die heute der „gute Ton" der Literatur zieht?

In drei Jahren ist vielleicht eine Antwort möglich. Aber eins ist schon heute klar. Die Fühlung mit den Weltanschauungskämpfen der Gegenwart hat der englische Roman durch dieses Buch gewonnen, die Kunst beginnt mit an den Aufgaben der Zeit zu arbeiten, und dadurch erhebt sie sich vom müßigen Spiel wieder zu dem was sie ehedem war — zum mächtigen Culturfactor.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Eine Studie.

Von Adalbert Meinhardt.

Es ist nach Mitternacht. Im Club sitzen sie in Gruppen plaudernd beisammen. Man berichtet einander allerlei Stadtklatsch, wobei es immer zu lachen gibt. Ein paar Sportsleute, die mit ihren Rennagenden sich in eine Ecke abseits gerückt haben, erheben aus ihrer geheimen Verhandlung zuweilen die Stimmen zu recht deutlich klingenden Reden. Ist nebenan im Spielzimmer auch das Sprechen verpönt, so geht es hier desto lebhafter zu und vom Billardsaal zur Rechten her tönt das Rollen der Kugeln und lärmendes Rufen. Man sollte denken, dies sei kein Ort süßer Ruhe sich hinzugeben. Und wer nicht selbst durch beständiges Rauchen sich die Athmungsorgane betäubt, der könnte befürchten in dem Dunst hier zu ersticken. Die Lampen des hübschen Kupferkronleuchters und die Lichter auf den Tischen schimmern trübröthlich wie durch Nebel. Ueber die seidenen Vorhänge, die türkischen Teppiche, die den Ausgang verhüllen, hat sich eine Staubschicht gelagert, die von den schönen Farben, den guten Mustern wenig mehr erkennen läßt. Denn gut ist Alles hier, gut und echt. Von den Kelims aus Smyrna, zu dem Pariser Briefpapier, — Stern, Passage des Panoramas, — von dem englischen Porzellangeschirr zu den Cigarretten aus Egypten mit dem Namen des Clubs auf dem Deckpapier, — sie beziehen es aus den Ursprungsquellen, haben Alles vom Besten und Neuesten. Sind sie doch selbst Neulinge im Leben. Und die Schlechtesten im Lande dünken sie sich auch nicht gerade. Aus dem

Digitized by Google

lang bestehenden Verein, dem ihre Väter angehören, wie es die Großväter wohl schon gethan, sind sie ausgewandert, sich dies hübsche Heim für müßige Stunden selbst zu gründen, praktisch, fesch und modern, nach ihrem Geschmack. Daß sie Geschmack haben, — wer wollte das leugnen? Sie selber wenigstens, Einer wie Alle, sind auf das Tiefste davon überzeugt. Auf den Club, ihr gemeinsames Werk, an dem sie immer noch zu bessern, zu verschönern wissen, sind sie ungefähr so stolz, wie eine junge Mama auf ihren Erstgeborenen. Wenn Jemand ihnen sagen würde, sie hätten bei Eltern und Geschwistern, — eines eigenen, legitimen Eheheims können sich ihrer noch nicht viele berühmen, — sie hätten zu Hause es mindestens ebenso gut wie hier, sie würden empört sich dagegen verwahren. Schon die Luft im Club einzuathmen ist ihnen sympathisch, scheint ihrem Stolze, ihrem Mannesbewußtsein zu schmeicheln.

Sonst hätte sich schwerlich dort jener lange schlanke Gesell in all' dem Lärm und dem Tabaksdunst auf den Diwan gestreckt, hier zu schlafen. Er ist der Jüngsten einer, selbst unter dieser Versammlung der Jugend. Und wenn man ihn ansieht, die weißen, breiten Augenlider, mit langen Kinderwimpern, die ihm seine Wangen beschatten; unter dem braunen Schnurrbärtchen, — eine neueste Errungenschaft und noch sorgsamster Pflege bedürftig, — die weichen Lippen zu tiefem Athmen ein wenig geöffnet, daß die gesunden jungen Zähne dazwischen blitzen; wenn man ihn so sieht, man möchte denken, dem wäre auch zu dieser Nachtzeit besser in seinem guten Bette, unter seiner Mutter Dach.

Wenigstens der fremde Besucher, ein älterer Herr, heute erst in die südliche Stadt gekommen und von dem Sohn eines Reisebekannten auf seinen Wunsch hier eingeführt, kann sich nicht enthalten dergleichen zu denken und es — leider — auch auszusprechen: „Schade um den Knaben, so früh schon . . ."

Das hätte er lieber nicht sagen sollen. Man läßt ihn seinen Satz nicht vollenden. In dem einen Jüngling, so scheint es, hat er den ganzen Club beleidigt. Gleich so vielen gereizten Leuen stürzen sie sich auf ihn.

„Der liegt hier so gut wie im Bett."

„Ihn ficht überhaupt so leicht nichts an."

„Glauben Sie wohl, er schläft im Rausch?"

„Meine Herren, ich glaube gar nichts, ich habe der Ehre Ihres Freundes durchaus nicht zu nahe treten wollen, ich . . ."

„Oder denken Sie, wir verderben ihm seine Moral? Im Gegentheil. Er rührt ja keine Karte an. Seit er damals, Ihr wißt es Alle, eine Zeit lang Tag für Tag etliche Tausende gewonnen und dann in einer Viertelstunde, auf einen Zug, das Ganze wieder verloren hat, seitdem ist das Spiel ihm »zu dumm«, wie er sagt. Er läßt uns Anderen die Nervenerregung, schaut zu, oder schläft, wie Figura zeigt."

„Meine Herren, ich zweifle gar nicht," sagt der Fremde und es ist ein Wunder, daß seine Stimme, dünn, etwas schnarrend, wie sie ist, den Lärm überhaupt zu durchdringen vermag; — „nein, ich will nicht mehr zweifeln, Ihr Genosse ist ein Held, vollkommen, fehllos an Leib wie an Seele und dazu unverwundbar wie Siegfried."

„Ich verbitte mir diesen Spott!"

„Still doch, still!" — Es ist der, welcher den Fremden hergebracht hat, er saß schon die ganze Zeit wie auf Kohlen. Und er zieht den heftigsten Widersacher auf die Seite: „So gib doch Acht, so sei doch etwas höflich. Der Mann ist mir ganz besonders empfohlen."

„Wer ist er denn? wie wagt er es, den da, den für einen Taugenichts anzusehen?"

„Was sucht er überhaupt hier bei uns?"

„Guter Carlo, laß Dir's sagen, der Kerl ist einfach ein Spion, der unsere politische Stimmung belauschen will."

„Ein Jesuit ist er."

„Nein, ich weiß es. Schaut ihn Euch nur an, wie er dasitzt, seinen spitzen, grauen Bart streicht, uns heimlich beobachtet und lächelt, so recht wie Mephisto. Und hinkt er nicht auch? Und seine Berliner, unausstehliche Sprache — es ist der leibhaftige Gottseibeiuns."

Sie lachen alle.

„Seit wann," ruft Carlo gereizt dagegen, „seit wann weißt Du denn so genau, daß der Teufel Berlinisch redet? Und seit wann ist es Sitte, daß wir hier im Club einen Fremden unhöflich behandeln, weil er einen anderen Accent hat? Ich muß mir's doch ausbitten, daß man meinem Gast etwas anständiger begegnet."

Der Fremde ist an seinem Platze sitzen geblieben. Wie sich seine schmalen Lippen zu dem satirischen oder satanischen Lächeln falten, ist es als ob die scharfe Habichtsnase noch immer länger, schärfer würde. Seine Stimme klingt wie ein Krähen, so schrill. — „Ja, ja, Freund Carlo, wenn ich einmal eines Fürsprechers bedürfen werde, wende ich mich nur an Ihren Club."

Hat er in dieser Entfernung gehört, was sie mit einander flüsterten? Es geht wahrhaftig nicht mit ganz rechten Dingen zu. Carlo ist am meisten betroffen. Verlegen steht er mit erhitztem Gesicht vor dem Gaste und stottert etwas, er selbst weiß nicht was. Denn er mag so wenig sagen, daß er ihn vertheidigen mußte, wie er es leugnen kann und will, daß er tapfer für ihn eintrat.

„Ich glaube, Sie wollen uns auslachen?" fragt der Cholerische von vorhin, ein kleiner, brünetter Mensch mit scharfen Zügen und frühkahlem Scheitel. „Mein Herr, ich muß Sie doch sehr ersuchen, Ihre Worte gegen den Club und gegen unseren schlafenden Freund dort zurückzunehmen."

„Meine Worte? Sie ließen mich ja nicht dazu kommen, irgend welche auszusprechen." — Er sagt es mit seiner fatalen Stimme, in dem verhaßten Berliner Tonfall.

„Herr, Ihren Hohn," ruft wüthend jener, „lassen wir uns nicht gefallen. Entweder Sie widerrufen die Beleidigung, oder — ich bedauere es sehr, einem Gast gegenüber zu solcher Wahrung unseres Hausrechtes gezwungen zu sein — oder . . ."

„Oder Sie schicken mir Ihre Zeugen?" fragt mit unverminderter Ruhe der hagere Fremde."

„Halt," spricht Carlo in schönem Eifer, „ich trete selbstverständlich ein für meinen Gast, Du schlägst Dich mit mir."

Der Graubart fährt fort, recht behaglich zu lächeln. „Meine Herren, meine sehr jungen, sehr werthen Freunde, die etwas pessimistische Ansicht, die ich von dem Schlaf Ihres Schützlings dort zu hegen gewagt, war es, so dünkt mich, was Sie zuerst gegen mich in Harnisch gebracht hat. Nun scheint mir aber, bevor wir das Gottesurtheil des Duells anrufen, sollten wir, Sie so gut wie ich, vorerst ein anderes Mittel versuchen, unsere widerstreitenden Auffassungen über den Schläfer zu versöhnen. Befragen wir erst einmal ihn selber."

„Mit Vergnügen. Sie sollen sehen . . ."

„O, ich bitte" — mit einer leichten Armbewegung, ohne sich vom Stuhl zu erheben, hält er den schon Davoneilenden zurück — „so war es doch nicht gemeint. Wenn wir ihn fragen, ob er ein vollkommener Mensch ist, wird er, sonder Zweifel, mit einem überzeugten Ja uns Antwort geben. Das ist aber noch kein stichhaltiger Beweis. Wir müssen vielmehr seinen Charakter sich zeigen lassen. Wie er handelt, das soll entscheiden."

„Ja, aber wie . . ."

„Was soll er denn thun?"

„Er wird eine jede Probe bestehen."

„Ich lasse ihn nicht einer unwürdigen Prüfung ungewarnt unterwerfen."

„Gemach, meine Freunde. Hören Sie vorerst meinen Vorschlag. Es handelt sich also darum zu erweisen, in welcher Verfassung der junge Mann aus seinem Schlummer aufwachen wird. Man wecke ihn — wird das überhaupt gelingen? — man theile ihm mit, was hier sich zutrug, wie sich zwei von seinen Freunden schlagen wollen, seinetwillen. Sie Alle, mit Ihrem jugendlich südlichen Feuer erwarten, daß er auf diese Nachricht, wie ein Held aus dem Märchen, ein Paladin, sich selber in die Bresche werfen, an der Freunde Statt eintreten werde. Ich, — was ich mir denke . . . Nun, ich bin alt und durch Erfahrung recht skeptisch geworden."

„Und," fragt Einer, „um welchen Preis geht es denn? Wenn Sie verlieren?"

„So schulde ich dem ehrenwerthen Club eine Ehrenerklärung. Auf welche Weise ich dieselbe zu leisten habe, ob mit meinem Leben — das soll mir gleich sein. Doch ist das ein unwahrscheinlicher Ausgang."

„Und wenn Sie gewinnen, womit zahlen wir?"

Digitized by Google

„Sie? nun, ganz einfach. Es sollte ursprünglich ein Zweikampf stattfinden um diesen Schläfer. Der ist dann entschieden, mein Gegner von vorhin unterlegen — über sein Leben oder Sterben behalte ich mir die Bestimmung vor."

Sie sind Alle blaß geworden.

„Also so etwas wie ein amerikanisches Duell?"

„So etwas dergleichen. Scheint's Ihnen nicht recht so?"

Sie schwiegen. Denn wer möchte die Verantwortung auf sich nehmen, dem dämonisch blutgierigen Fremden entgegen zu treten, ihm die Möglichkeit bieten, hier ein Clubmitglied für feige zu halten? Keiner, so muthig sie sich fühlen, keiner findet in sich den Muth, für des Genossen Leben zu bitten. Der hagere Graubart mit seinem Lächeln hält sie gefangen wie in einem Bann.

„Also?" fragt er.

„Ich soll ihn wecken?"

„Probiren Sie es mindestens."

„Und — wer sagt ihm, um was es sich handelt?"

„Gleichfalls Sie, denke ich. Sie sind doch sein Freund. Daß Sie ihm nicht unsere Wette auf illoyale Weise verrathen werden, dafür bürgt mir die Anwesenheit all' dieser Herren, bürgt mir Ihr eigenes, wie ich erfuhr, recht hoch gespanntes Ehrgefühl." — Und er verbeugt sich noch bei den Worten, als ob er durch seine ironische Miene die Höflichkeit in ihr Gegentheil umkehren wollte.

Der junge Mensch hat sich abgewendet. Sein südlich dunkles Gesicht zeigt finstere Entschlossenheit. Es ist nicht angenehm, um eines so guten Schläfers willen vielleicht sein Leben lassen zu müssen. Denn wahrhaftig, in all' dem Lärmen, all' dem Rufen, hat jener sich auch nicht einmal geregt. Der Freund packt ihn nicht sehr sanft an der Schulter. Er weiß aus Erfahrung, scheint es, wie man den Schlummernden zu wecken hat: „Alter, steh' auf!"

Der streckt sich nur desto behaglicher aus.

„Steh' auf. Man will Dir etwas thun."

Wach wäre er jetzt. Aber er schiebt die verschlungenen Hände als noch bequemeres Ruhekissen sich in den Nacken und blinzelt aus hübschen, schläfrigen Augen den guten Freund an. — „Du bist ja da. Was könnt' mir geschehen? Geh' laß mich schlafen."

Die Anderen sind Alle näher gekommen. Selbst der verhaßte Dämon, der Graue, scheint gespannt auf den Ausgang.

„Vorwärts," mahnt der Freund, „es ist wichtig, es gilt Deine Ehre."

Der, den sie den „Alten" nennen — ob weil er der Jüngste ist von Allen, ob weil sie ihn klug und besonnen finden, über seine Jahre hinaus, das weiß Keiner genau; — der „Alte" gähnt, ganz ungenirt. — „Die wirst Du schon wahren. Gute Nacht."

„Es gilt die Ehre unseres Clubs."

Er ist schon aufgesprungen, er steht.

„Nun also," fragt er, „was hat es denn eigentlich gegeben?"

Und der Freund, in jeder Fiber seiner schmalen Gestalt, seines blassen Gesichts vor Erregung zitternd, berichtet ihm, kurz, knapp und kalt.

Jener aber, während er zuhört, wie um seinen gesunden Schlummer ein Streit entstand, wie sich seine zwei liebsten Freunde um seiner Ehre und Ruhe willen ihre Hälse zu brechen gedachten — er zieht an der langen, silbernen Kette die Zündhölzerbüchse aus seiner Tasche, macht Feuer, setzt die Cigarrette in Brand.

„Also, falls Du Deinen Charakter als frivol und blasirt, als jung verderbt ausweisen wirst," so schließt der Freund mit zornbebender Stimme, „hat der Herr dort zu entscheiden, ob ich noch leben darf oder nicht."

Der „Alte" hat zu rauchen begonnen.

„Hast Du mich verstanden?"

Mit zwei Fingern nimmt er die Cigarrette aus seinen Lippen, bläst eine lange Ringelsäule von durchsichtig blauem Rauch zur Decke und spricht ein einziges, kurzes, inhaltschweres, ein niederschmetterndes Wort:

„Unsinn." —

Der Fremde hat sich halb im Sessel aufgerichtet. Seinen langen Hals streckt er neugierig vor, dieses Phänomen von Gleichmuth etwas näher anzuschauen.

„Wie sagten Sie?"

„Unsinn." Er wagt es, das Wort noch zu wiederholen! — „Wolltet Ihr wirklich mich glauben machen, der alte Herr dort hätte Deinen Tod begehrt? Das denkt Ihr im Ernst? Er hat Euch zum Besten. Wenn er etwas ausprobiren wollte, so war es nicht an mir, war es an Euch Allen. Und Ihr habt recht schlecht die Prüfung bestanden."

Der Gottseibeiuns springt vollends auf. Aber anstatt in ein diabolisches Hohngelächter auszubrechen, wie sie es erwarten — sie trauen ihren Augen nicht und noch minder den Ohren — statt dessen schüttelt er dem „Alten" die beiden Hände, so gut er es kann mit der Cigarrette dazwischen, die Jener um keinen Preis loslassen würde. Und er spricht dazu: „Alle Achtung! Hut ab vor dem Club." — Sonderbar, sein Organ klingt gar nicht mehr so teuflisch. — „Verlangen Sie," fährt er fort, „eine jede Ehrenerklärung von mir, die Sie wünschen. Wenn nöthig zahle ich mit meinem Blute. Aber, wenn es ohne Blut abgeht und wenn Sie mit einem solennen Champagnerfrühstück sich Alle zufrieden erklären wollten — mir wäre das entschieden lieber. Sie sehen mich vollständig besiegt. Der gesunde Menschenverstand, der, selbst aus dem Schlaf geweckt, die Lage mit leichtem Humor überblickt, er hat meinen Skepticismus entwaffnet. Damit Sie aber ganz erkennen, wie sehr Ihr Freund mit seiner Vermuthung, ich habe Sie Alle prüfen wollen, in's Schwarze traf — und mir selber zur Buße — muß ich es Ihnen wohl gestehen: ich bin Schriftsteller, meine Herren. Ich kam hierher, für einen Roman, den ich schreiben wollte, den Geist, die Art Ihrer südlichen Jugend zu studiren. Was ich jetzt davon kennen lernte — soll ich es verwerthen? Oder fordern Sie, daß diese neue, schöne Erfahrung die letzte bleibe in meinem Leben? — Nach den Bedingungen unserer Wette steht Ihnen das Recht zu — entscheiden Sie!"

Und Alle, wie aus einem Munde: „Es ist entschieden. Wir sind befriedigt."

„Ja," sagt der „Alte", „Sie brauchen nicht zu sterben, sondern mögen Ihre Studie benutzen, wann Sie wollen. Und auch das Frühstück nehmen wir an. Aber" — er gähnt recht herzhaft — „morgen! Jetzt, was meint Ihr? jetzt wäre es an der Zeit, bald nach Hause zu gehen und zu schlafen."

Aus der Hauptstadt.

Dynamystik.

Zum ersten Mai hatte ein belgisches Witzblatt, es mag auch ein witziges Blatt gewesen sein, in vier fast genialen Caricaturen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der Staatenbildung in's Ewig-Schweinerne übersetzt. In majestätischer Gelassenheit ruhte das absolute Schwein zuerst in seinem Pfuhl, von borstenviehischen Cavalieren und sorglichen Hofsäulein eifrig umdienert; dann hatten Seine Majestät das Schwein Allergnädigst eine Verfassung zu geben geruht, um den behaglich kothigen Thron rüsselten die Minister, rosige Ferkelchen besorgten das civile Cabinet und in dem Hause der Gemeinen begann die Hatz der eloquenten Eber; die bürgerliche Republick folgte nun, die Krone war verschwunden, das freie Spiel der Kräfte stand in höchsten Ehren und in wildem, wüstem Uebereinander, des Nachbarn Fall sogleich als Schemel nützend, umdrängte jetzt den Trog, was schweinisch sich und freiheitlich gesinnt auch fühlte; zuletzt nach dem Getobe der freien Concurrenz, die selbstverständlich nur den unreinlichsten Schweinestaatsbürgern Nutzen brachte: borstigen Jobbern, Schlammbaissiers und witternden Terminspekulanten in Kartoffelschalen, kam das Idyll, frei nach Henry George und Bebel: an seinem Trog ein jedes Schwein beschaulich schmatzend, ungestört von Eigennutz und anderm wilden Triebe, das friedlich schöne Bild künftiger Schweine-Phalansterien.

Nur flüchtig konnte ich die Bilder mir betrachten, ihre erstaunlich tiefe politische Weisheit aber hat sich doch dem Gedächtniß eingeprägt und

Digitized by Google

immer, wenn ich seitdem aus aller Herren und aus herrenlosen Ländern Programmreden las, umspielte die staatliche Evolution der lieben Schweine gar schmeichlerisch den Sinn. Dem Apulejus und seinem goldenen Esel mochte ich den zeichnenden Satiriker vergleichen, der auch, wo er verschwieg, mir Beifall abgewann. Ein fünftes Bild nämlich mußte man gerade zu diesem ersten Mai doch wohl erwarten, der uns im Zeichen Ravachols erschien; mein Zeichner aber hatte mit vieren sich begnügt und ich entnahm daraus, daß er genau so wenig wie ich selbst vom Planen und vom Hoffen des Anarchismus sich ein Bild zu machen im Stande war. Und diese Uebereinstimmung getröstete mich sehr, weil sie den fast Verzagenden doch ganz allein nicht ließ, im Dunstgebild der neuen Dynamystik.

* * *

Schnell fertig ist die Zeitung mit dem Wort. Unsere journalistischen Markthelfer haben mit dem Begriff des Anarchismus nicht erst lange sich geplagt; die Aermsten müssen ja, gepeitschte Tintenkulis, verschweigen, was sie etwa denken, und schreiben, was der Brotherr wünscht und seine Abonnenten fordern; in Berlin mindestens, dem angeblichen Mittelpunkte deutscher Bildung, gibt es kein Tagesblatt, in das ein selbständiger Geist selbständige Gedanken schreiben dürfte. Je nach dem Parteistandpunkt hat man denn auch die Anarchisten als äußerst linken Flügel dem Sozialismus anzuhängen sich bemüht oder als Räuber und Mordbrenner sie auszuschreien oder endlich tiefsinnige Ableitungen vom russischen Nihilismus zu verfassen, ganz billig und ganz schlecht, zehn Pfennige die kleine Zeile, und wo es gegen Rußland geht und freundlich Herrn Stambulow, dem Meister der Reklame, gar noch zugeschmunzelt wird, da kommt es auf eine Hand voll Zeilen auch nicht an. Der Rest war Ravachol-Geklätsch, hochmüthiges Schimpfen auf die Pariser Bourgeoisie, als ob die von Berlin viel besser wäre, und großartige Verachtung der Geschworenen, die dem zuviel besprochenen Dynamitbold mildernde Umstände zugebilligt haben. An die Ursache dieser Blamage wurde natürlich nicht gerührt; da es sich um eine liberale Errungenschaft handelt, darf man als aufgeklärter Abonnentenfänger doch nicht sagen, daß Gevatter Schneider und Handschuhmacher in der Rechtsprechung nichts zu suchen haben, die ein Gefühl des Rechtes und psychologische Schulung von ihren Dienern zu verlangen hat.

Ob Ravachol nun in Noumea mit Gabriele Bompard sich vergnügen, ob er sein edles Haupt dem Fallbeil beugen wird —: mir ist es unendlich gleichgiltig; die Presse, die ganze Spalten mit eigenen Drahtberichten über sein Treiben füllen ließ, die hat dafür gesorgt, daß neue Helden seiner Art sich finden werden. Auch ist bisher, darin hat Zola Recht, an Menschenleben und Eigenthum durch Dynamit nicht mehr zerstört noch worden, als das tägliche Ungefähr vom Wagen und Gedränge, von Eisenbahnen, Feuersbrunst und Wassersnoth verschlingt. Wichtig und interessant erscheint mir nicht der Erfolg, nur die Bemühung, nicht die That, nur der Gedanke, und nur die Frage soll uns hier verlocken, ob wir mit einer erst heraufziehenden oder mit einer schon scheidenden Bewegung im Anarchismus es zu schaffen haben.

* * *

Des Fleißes darf man stolz sich rühmen, und um so stolzer, wenn umsonst des Fleißes Mühe blieb. Als bald da, bald dort es in Europa zu krachen begann, machte ich mich eifrig an die anarchistische Geheimlehre, verschaffte mir den von London aus geleiteten „Revolté", ein wundersames Blättchen, und verschrieb, frisch aus Paris, zwei Bücher des Fürsten Peter Krapotkin, der ja wohl mit Elysée Reclus der Reichskanzlei des Anarchismus vorsteht: „Paroles d'un Revolté"*) und „La conquête du pain".**) Beide Bücher, es war nicht kurzweilig, habe ich durchgelesen: Da steh' ich nun, ich armer Thor, und bin so klug als wie zuvor und auch durch Lombroso nicht klüger geworden, der an den Anarchisten kriminalistisch und anthropologisch sich beeifert hat.

Fürst Krapotkin träumt einen Communismus unter Freien, der dem Culturmenschen staatliche Ketten brechen, jedes Gesetz abschaffen und, gleich von übermorgen an, freie Verständigung über Genuß und Güter, über Behausung, Nahrung, Kleidung und Vergnügen einführen soll und will. Das Ich soll befreit und Arbeit und Genuß nach eigenem Belieben dem Einzelnen, dem gottähnlichen Egotisten erreichbar werden, der nichts vom Nächsten weiß noch wissen mag, der nur sein Selbst kennt und alle hilfreichen Maschinen, die für die grobe Arbeit noch erfunden werden sollten. Jeder nimmt, was er erwischen kann, und wer zuletzt kommt, malt zuletzt. Dieses Ideal, meint Fürst Krapotkin, ist ungezählter Explosionen werth und seine Erfüllung steht ungeduldig wartend, meint Fürst Krapotkin, schon vor der allernächsten Thür, die schleunigst drum zu sprengen ist. Die rettungslos verirrte Logik des wunderlichen Heiligen zeigt sich schon darin, daß er, neben dem sogar sein Landsmann Tolstoi noch wie ein ökonomisch Einsichtiger erscheint, auf seine Fahnen die Losung „La Sociale" schreibt, während er zugleich doch selbst den einsamsten Gipfeln eines verstiegenen Individualismus entgegenmarschirt.

Die Kritik des Systems ist allzu billig, um uns hier zu reizen. Krapotkin ist ein armer Adliger, und diese Sorte ist jeder revolutionären Ablenkung von eigener Misere stets geneigt; von den sozialen Zusammenhängen menschlicher Dinge spürt er nichts und ihm fehlt der Geist, um wie der spirituelle Anarchist Nietzsche oder dessen Ahn Max Stirner die Lücken seiner Einsicht zu verbergen. Wenn ich seine Träume in's Schweinebildliche mir übersetze, dann sehe ich vor einem großen Trog in schöner Freiheit das Borstenvieh sich überpurzeln und schrecklich quiekt des Angstgeschrei der Balgenden mir in die Ohren.

* * *

Und diese Phantasie geleitet zur Entdeckung, daß dem Dritten das fünfte Bild merkwürdig ähnlich gerathen müßte, denn in der rücksichtslosesten Concurrenz im freiesten Spiel der Kräfte, im jubelnden Triumpf des laissez aller, laissez faire: da haben wir die Anarchie, wie sie Krapotkin träumt, die riesengroße, in tolles Uebermaß verzerrte Caricatur des liberalen Wünschens. Und nun fällt mir auch ein, daß Bismarck, es war schändlich, einmal gesagt hat: „Der russische Nihilismus ist mehr eine klimatische Abart des Fortschritts als des Sozialismus".

Schändlich, aber richtig. Die Quellen des Nihilismus deuten nach Frankreich und nach Deutschland, zu Fourier führen sie, zu Saint-Simon und Proudhon und zu Hegel. Waren aber die Decabristen von 1825 dem Vorbilde der französischen Revolution treu gefolgt, so blieb die sozial begrenzte Auffassung der Nihilisten von 1848 mehr den deutschen Einflüssen unterworfen, ob ihre literarischen Neigungen auch zu der Galliere strebten. Bjelinsky, Herzen, Bakunin fanden mit den radicalen Junghegelianern Fühlung und von ihnen übernahmen sie den abstracten Freiheitbegriff, der nun, unwissenschaftlich und unmenschlich, als Norm an die verschiedensten Staatenbildungen und Gesellschaften gelegt wurde. Bakunin, der die Leidenschaft der Zerstörung eine schöpferische Leidenschaft genannt hat, reiste wie ein Fleischerknecht für die Revolution, schlug sich, ohne zu wissen, wofür, und durch ihn und Bjelinsky knüpfte sich die Verbindung mit Ledru-Rollin und Orsini. Der internationale Anarchismus war geboren.

Die Klügeren unter den Zeitungschreibern haben das Läuten wohl gehört, sie wissen nur nicht, wo die Glocken hängen. Alexander Herzen war der Glöckner, sein bestes Pamphlet heißt die Glocke, und wenn sein angeborener Zartsinn vor dem Aeußersten erschrak, so stand zur Seite ihm der wüste Bakunin, neben dem radical Liberalen der Anarchist, der von Hegel gegen Hegel sich entwickelt hatte. In deutschen Landen war durch deutsche Könige und geistliche Territorialherren zuerst und dann durch die Reformation, die mit den germanischen Rechtsbegriffen gründlich aufräumte, die römische Anschauung von der Allmacht und dem Allvermögen des Staates groß geworden, den Hegel später dann als Wirklichkeit der sittlichen Idee und Irdisch-Göttliches verehrte. Von dieser Katholisirung des Staatsbegriffes ging nun Evolution und Revolution aus: Marx und Engels sozialisirten ihren Hegel, von dem die Liberalen wiederum sich zu befreien suchten. Und nach der Verhimmelung des Staates mußte auch die Parole Zulauf finden: Gar keinen Staat; Freiheit dem Einzigen und seinem Eigenthum!

Max Stirner bleibt im Geistigen und kann deshalb gegen den gassenläufigen Liberalismus schwere Streiche führen; bei Krapotkin aber zeigt ganz klar sich die Verwandtschaft: derselbe abstrakte Freiheitbegriff, der den verschiedensten Culturen, ohne Rücksicht auf Gewordenes und

*) Paris, Marpon et Flammarion.
**) Paris, Tresse et Stock.

Digitized by Google

Werdendes, abgefordert wird, dieselbe Staatsbefehdung, leidenschaftlich bei den Besitzlosen, naturgemäß und sanfter bei gesättigten Besitzern, derselbe Mangel an Erkenntniß sozialer Ansprüche. Mag immerhin der Anarchismus mit Proudhon liebäugeln: er bleibt am Ende doch grotesk verzerrter Liberalismus, Ausfluß romantisch-subjectiver Ichverherrlichung, keine heraufkommende, sondern eine niedergehende Anschauung, deren Rückzug die Dynamystik uns verschleiern soll.

* * *

Zurück zur Schweinerei. Ist es gelungen, daß fünfte Bild hier nachzuzeichnen, dann ist auch klar, daß die anarchistische Schweinewirthschaft in der bürgerlichen Republik am ehesten, bei den Kasernenträgen des Sozialismus am wenigsten gedeihen kann. Sozialdemokratie und Anarchismus scheiden sich wie Wasser vom Oel, richtiger, wie Wissenschaft von Romantik; das bleibt nur da verborgen, wo vor der Gewaltsamkeit der Mittel Vernunft in Ohnmacht fällt. Wie unsere Gesellschaft dem rothen Schrecken nur begegnen kann, hat schon Lagarde gelehrt: „Die Anarchistenpartei wird nicht in Folge irgend welcher Auseinandersetzungen über die Nothwendigkeit der Obrigkeit verschwinden, sondern dadurch, daß die Obrigkeit anders regiert, als sie zur Zeit thut. Niemand mag barfuß gehen, der passende Stiefel zur Verfügung hat: Jeder wirft die Stiefel fort, welche ihn drücken und seine Füße zwängen, mit Leichdornen behaften, zum Wandeln unfähig machen." Nach dem Minister Constans, der sich zur Macht empor geschwindelt und gestohlen hat und eine schamlose Plutokratie betrieb, mußte ein Ravachol erscheinen.

Nicht alle Anarchisten sind Ravachols, im Gegentheil, meist sind es, wie Krapotkin, Reclus und Mackay, träumende, überfeinerte Idealisten, die aus widriger Wirklichkeit sich zu perversen Trieben retteten. Selbst der scheußlige Tropmann hatte vor seinem Attentat zum Schutz der Kinderarbeit in Spinnereien segenreiche Vorrichtungen erfunden, und erst als er sah, wie wenig heute, ist nur Gewinn im Spiel, ein Menschenleben gilt, erwachte ihm mörderisches Gelüsten. Die Kräfte alle zu erhalten, die nach Bethätigung verlangen, das muß die sehr conservative Aufgabe jetzt sein, die es verhindert, daß alle Naturen von freierem Wuchse der Gesellschaft Feinde werden und zaudernd nur noch am Scheidewege stehen, zwischen der Dynamystik und dem Sozialismus. Apostata.

Dramatische Aufführungen.

„Clavigo." Ein Trauerspiel von Goethe. (Königliches Schauspielhaus.) — „Morphium." Schauspiel in vier Acten von Max Stempel. (Lessing-Theater.)

Alte Dichter muß man lesen, neue Dichter zu verstehen, und der College Crampton handelt weislich, da er die Bänkelbübchen um ihre siegessichere Unwissenheit gar so derb auszankt. Was gab das für ein Schütteln leerer Köpfe, als der Magus aus Norden von geistiger Kindschaft sprach und Hedda Gabler das von Eilert Lövborg in seiner Thea feuchtem Mutterseelchen Gezeugte flackernden Flammen überliefern hieß. Nur ein verschrobener Kleinstädter, so schwatzte Nicolai und Co., konnte solche Ueberspanntheiten ausbrüten und ganz ausbündiger Thorensinn allein vermochte dies Erklügelte noch zu bewundern. Da blättere ich nun meinen Goethe auf und finde am Schlusse des fünfzehnten Buches von Wahrheit und Dichtung die Anekdote vom Entstehen des Clavigo. In barocker Paarung, die heitere Geselligkeit geschaffen hatte, war der junge Wolfgang zu einer Ehestand-Komödie mit Anna Sibylla Münch vereint und ihr, die wie ein Brutweibchen dem Andern der nordischen Thea Elvstedt ähnlich sieht, zu gefallen, schuf er des Beaumarchais Mémoire zu einem Drama um. Und, siehe da, der alte Meister schreibt: „Meine gebietende Gattin erfreute sich nicht wenig daran, und es war, als wenn unser Verhältniß, wie durch eine geistige Nachkommenschaft, durch diese Production sich enger zusammenzöge und befestigte." Enfoncé — Ibsen!

Und als ein junger deutscher Dichter, so vor zwei, drei Jahren, einen trüben Freier die Gesundheit des kommenden Geschlechtes in liebenden Gedanken doch mit erwägen ließ, da raunte es gleich wieder: Nein, wirklich, so etwas war noch nicht da, und emsige Witzbolde rieben an dem kantigen Loth sich kümmerliche Scherze ab. Wieder aber blättere ich meinen Goethe auf und finde des Carlos leidenschaftlich klugen Satz: „So Alles, Alles zu vergessen, eine kranke Frau, die dir die Pest unter deine Nachkommenschaft bringen wird, daß alle deine Kinder und Enkel so in gewissen Jahren höflich ausgehen, wie Bettlerslämpchen!" Und nicht zuletzt ist es dieser Grund, der bei Clavigo durchschlägt, dem prachtvoll ausgewachsenen Streber, den mit seinem siechen Liebchen des Dichters junge Grausamkeit uns jäh gemordet hat. Zwei Seelen wohnten damals schon in Goethe's Brust und seine sentimentale Seele, die in gutbürgerlicher Pflichtensphäre gebildet war und die von prahlerischem Geniethum zur weinerlichen Sittsamkeit Richardson's zeitig sich gerettet hatte, die ergriff nun wider Carlos und für Mariens wundes Herzchen schnell Partei. Ehe es aber so weit kam, hatte Carlos den Krauskopf und die Stumpfnase gereckt ganz wie der jüngste Naturalist aus Schlesiens Hungerthälern: Enfoncé — Hauptmann!

Mephistopheles Merck wollte vom Clavigo nichts wissen und sagte dem Freunde: „Solch einen Quark mußt Du mir künftig nicht mehr schreiben; das können die Anderen auch." Der Weimarische Theaterleiter hat sich an diesem Urtheil geärgert und gewiß wäre es gut gewesen, wenn Goethe noch ein Halbdutzend brauchbarer Theaterstücke geschrieben hätte —: „jede Direction, die ihr Repertorium zu schätzen weiß, kann sagen, was das für ein Vortheil wäre." Und doch hat Merck, wenn man ihn nur richtig versteht, vielleicht nicht ganz Unrecht gehabt. Sein technisch-merkantiler Geist, den der Freund lächelnd rühmt, mußte eigentlich zur Fortsetzung einer Thätigkeit rathen, die Gewinn und Ehre versprach — denn Clavigo war ein lauter und breiter Thränenerfolg; der klare und kluge Praktiker aber achtete die Form gering und der Inhalt schmeckte ihm nicht nach gesunder Kost. „Die Epoche, in der wir lebten," schreibt Gbethe, „kann man die fordernde nennen; denn man machte an sich und Andere Forderungen auf das, was noch kein Mensch geleistet hatte. Es war nämlich vorzüglichen, denkenden und fühlenden Geistern ein Licht aufgegangen, daß die unmittelbare originelle Ansicht der Natur und ein darauf gegründetes Handeln das Beste sei, was der Mensch sich wünschen könne, und nicht einmal schwer zu erlangen." Die Spuren solchen naturwissenschaftlich begründeten Handelns nun vermißte Merck in Goethe's Gelegenheitdichtung und, in den Strom der fordernden Epoche einzumünden, trieb er deshalb den Freund. Gegen geistige Kindschaften hatte er nichts einzuwenden, aber die Mutter durfte nicht kränklich sein; einen Clavigo hätte er sich gelobt, der als Minister gestorben wäre und als Stammvater eines stolzen Spaniolengeschlechtes; da er aber in dem eilig vollendeten Drama die Bekenntnißschrift spürte, so mußte er den Clavigo tadeln, um von den beengenden Schranken bürgerlicher Wohlanständigkeit den vorwärts drängenden und aufwärts strebenden Poeten fern zu halten.

Auch dieser Mephistopheles hat den Genossen mit Sporn und Peitsche in die Klarheit nur geführt —: vom Clavigo zum Faust. Im Suppentopf der wirthschaftlichen Anna Sibylla, die von den Eltern dem behaglich Leidenden gewünscht war und deren körperlicher Brut Frau Rath bereits die Nußbaumwiege rüstete, war nicht die Nahrung für eines Goethe ganz besondern Saft und als ein bürgerliches Trauerspiel, beim Schaukelkasten und bei Kinderklappern, durfte nicht ein Leben scheitern, das bis zum Selbst des Alls sich weitern konnte. Den literarischen Einflüssen der englischen Romane, der Hausväterlichkeit des Diderot, der Sara Sampson und Emilia, dem dürftigen Zauber einer Jungfer Münch mußte ein weiter blickender Berather den jungen Goethe zu entziehen trachten, wie Carlos aus Mariens holden Schlingen den Clavigo gewaltthätig zu lösen sucht. Nach der Lehrjahre Vollendung mußte Wilhelm Meister von der Empfindsamkeit zum Handeln übergehen; der sich als Weislingen, Clavigo, Werther, Crugantino, als Tasso und als Eduard sentimentalisch betastet hatte, dem mußte der Freund die Weisheit des Carlos suggeriren — das Wort ist nicht so neu, wie Herr Paul Schlenther meint, der gute Abbé Prévost hat es schon gebraucht —: „Möge deine Seele sich erweitern und die Gewißheit des großen Gefühls über dich kommen, daß außerordentliche Menschen eben auch darin außerordentliche Menschen sind, weil ihre Pflichten von den Pflichten des gemeinen Menschen abgehen; daß der, dessen Werk es ist, ein großes Ganze zu übersehen, zu regieren, zu erhalten, sich keinen Vorwurf zu machen braucht,

Digitized by Google

geringe Verhältnisse vernachlässigt, Kleinigkeiten dem Wohl des Ganzen aufgeopfert zu haben. Thut das der Schöpfer in seiner Natur, der König in seinem Staate, warum sollten wir es nicht thun, um ihnen ähnlich zu werden?" Es ist immer die Natur, die grausam gleichmüthige, der Carlos folgt, und immer röstet der zage Freund sich nur an Sentiments. So bezeichnet Clavigo den Anfang einer Bahn, die erst beim Faust ihr Ende finden sollte; was in seinen Kräften stand, hat Merck, mit besten Freundesmitteln: mit Tadeln und mit Spott, redlich geübt, um aus der Empfindsamkeit den Freund zur That zu führen, und sein Clavigo-Urtheil soll man drum nicht schelten. Nur durch Goethe freilich konnte Goethe, im dunkeln Drange des rechten Weges sich bewußt, gerettet werden, denn weise lautet also ein Wort, das hinter der Geschichte des Clavigo bei unserm Dichter gleich verzeichnet steht: Nemo contra deum nisi deus ipse.

In kurzen Tagen und für einen Damenkreis, auch das soll man bedenken, ward unser Trauerspiel geschaffen, das man an Stella's ungleich höherm Reiz nicht messen darf. Es galt, ein renommistisches Versprechen einzulösen, die Zeit drängte und so wurde die große Scene des Beaumarchais fast wörtlich dem großen Pamphletisten selbst entlehnt — der künstlich überhitzte, effecthaschende Stil schreit gegen Goethe's klare, knappe Fülle — und aus einer englischen Ballade der Schluß, am offenen Sarg der Doppelmord beim Fackelschein, flugs angeflickt. Das Werk ist nicht aus einem Guß, man merkt es, und wenn Marie, eine in Flüchtigkeit verzeichnete Gestalt, abwechselnd sich als Spanierin und als Französin fühlt, ganz allerliebst unmenschlich, dann muß ich pietätlos immer an Scribe's lustigste Figur, den guten Grignon, denken, der von Papa bald und bald von der Mama das Erbe in den Adern juckend spürt. Den lieben Mädchen mochte das gefallen, und ihren Anspruch zu erfüllen, mußte Clavigo auch sein Leben lassen; denn was hätte Anna Sibylla wohl gesagt, wäre ein Eheversprechen, ein schnöde gebrochenes, so mir nichts, dir nichts, ungerächt geblieben?

Doch gab es auch innere Gründe, die solcher Wendung günstig waren. Die bürgerliche Revolution lag in der Luft und bürgerliche Ideale schrieb die Sprudeljugend auf ihr Banner. Der Hof: ein Lasterpfuhl; der Adel: verächtliche Sippschaft; ein Amt: die Schmach; gekrönter Häupter freundliche Bemühung: schimpflichster Erwerb. So sahen die Jüngsten in die Welt, Buenco war, der Demokrat, der Unerbittliche, ihr liebster Typus und in richtigem Instinkt für die Forderung der Zeit griff Goethe sich den Stoff, der über höfische Ränke und über Strebertücke die Bürgertugend sterbend siegen sah. Wie rasch die Jahre fliehen! 1774 mußte Clavigo sterben, weil er an einem kranken Gänschen sich versündigt hatte; und kaum ein Halbjahrhundert später winkte dem Faust nach ungleich schlimmerm Fehlen himmlische Erlösung. Napoleon war durch die Welt geschritten, unter seinem dröhnenden Tritt war die moralische Achsendrehung vollzogen, im Heroencultus wälzte sich bezecht Romantik, dem schalen Anstand frech die Zähne weisend, und radical aristokratisch pries Goethe die selbstherrliche That. Wir werden für Napoleon Bismarck setzen müssen, wenn wir den parallel verschlungenen Weg vom jungen bis zum jüngsten Deutschland zu betrachten haben, den Weg von Feuerbach zu Nietzsche.

Das ist an dem jungen Goethe das Merkwürdigste, daß er der zwei Seelen deutlich sich bewußt schon ist, die ihm im Busen wohnen. In des Carlos und des Clavigo Innerstes kriecht früh reif seine Universalität hinein und spricht aus Beiden mit menschlich eignem Laut uns an. Ein Paar contrastirender Gestalten, das neben Don Quixote und seinem Sancho, neben Faust und Wagner kühn bestehen kann. Dem Carlos muß für seinen großen Zweck ein jedes Mittel dienen und selbst ein Liebchen gönnt er dem Freunde nur als suggerirenden Behelf, den Stil ihm frisch und jugendlich zu halten. Auch Clavigo ist Literaturmensch durch und durch und ganz literarisch düftelt er, indessen Bruder Beaumarchais die Chocolade schlürft, sich in verliebten Rausch zurück, der vor Mariens abgezehrten Wangen erst verstört entweicht; zum faustischen Beharren aber fehlt ihm die Kraft, er bleibt Feuilletonist uud feiner Plauderer und kann die That nicht fassen. Weil Carlos den Freund freundschaftlich überschätzt hat, sieht er entsetzt am Ende seiner Klugheit Werke; und auch des Andern kluges Planen wird zu Schanden: auch Beaumarchais — in dem wohl Niemand den Finder Figaro's entdeckt — sieht seine ohne Menschenkenntniß aufgestellte Rechnung arg zerrissen, und als ein hitziger Geselle zahlt er die Zeche mit dem Leben gleich.

Auch der Größte weiß beim Beginn des Weges kaum, wohin er führt. Goethe wollte an bürgerlicher Beschränkung wohl den Treubruch rächen und durch den reinen Weltverstand, wie er noch später schrieb, die edlere Natur zu Grunde richten lassen. Nach des Dichters Absicht sollte Carlos aus allzu großer Klugheit sündigen und wir hätten dann in unserm Drama die Verherrlichung des stillen Friedens und der schuldbefreiten Brust. Aber Goethe ist nicht Grillparzer, mag Rustan vom Clavigo manchen Zug auch haben; das Carlos-Element lag tief im klaren Geiste des Dichters der Farbenlehre und, wie er sich auch zu differenziren strebte, mit Carlos ging unwissend doch und wider eigenen Willen seine Sympathie. Merck sah die Absicht, doch nicht das Vollbringen: im Innern des Clavigo liegt der Conflict; er geht zu Grunde, weil ihn, den kleinen Menschen, der beste Freund für einen Großen hielt. Der kluge Carlos ist klug genug, nicht klug zu sein und zu verkennen, daß sein nachgiebiger Schüler kein genialer Mensch ist, sondern nur ein Journalist.

Alte Dichter muß man lesen, neue Dichter zu verstehen. Daß Goethe doch einmal ganz dramatisch fand und erfand, zeigt der Clavigo deutlich; daran erkenne ich den Dramatiker, daß er dem inneren Conflict mit sicherem Gefühl den stärksten Ausdruck findet, und das ist hier erreicht. Damit der Treubruch im schlimmsten Licht erschien und doch zugleich dem wägenden Verstand entschuldbar war, mußte Marie — die ganz und gar nicht goethische Gestalt, die an Luise Millerin gemahnt und nach denselben belletristisch verbildeten Jüngferlein der Giebelhäuser gezeichnet scheint — zu allem Jammer noch die Schwindsucht haben. Das arme Würmchen wird dadurch nicht verlockender; den Dramatiker jedoch, der hier die Krankheit als Schuld und als Entschuldigung zugleich verstärkendes Moment ersann, den muß man kräftig loben.

Das klinische Bild der Schwindsucht in den letzten Stadien ist dem Betrachter kaum erfreulicher wohl als die Morphiumsucht, mit der Herr Max Stempel in seinem ersten Schauspiel sich beschäftigt hat. Aber Herrn Stempel war die Krankheit, die er nicht einmal gründlich studirt hat, nur Selbstzweck und darum langweilt sie und wirkt am Ende widrig. Das Schauspiel „Morphium"*) fiel erst am Schluß, doch der geübte Blick gab es von Anfang schon verloren. Ob der Major vom Morphinismus geheilt wird oder nicht, das schien ein künstlerisch verwahrloftes Publikum lebhaft zu interessiren, weil das mit diesem Leiden allerlei mystische Vorstellungen noch verbindet und in der Morphiumspritze ein geheimnißvolles Wunderwerkzeug noch erblickt. Da übersah man denn, daß Herr Stempel das dramatische Staatsexamen sehr schlecht bestanden hat: nicht den stärksten, vielmehr den schwächsten Ausdruck etwa fand er für die moralische Verblindung, die in der That den Morphinisten zu entstehen pflegt und die sich hier in einer harmlosen Receptfälschung des Erkrankten äußert. Mit so leichter Schuld kann man zwar sterben, doch man kann auch leben und deshalb ist es nur natürlich, daß „Morphium" zwei Schlüsse zu beliebiger Verfügung stellt und den Major im Buche colonialpolitisch leben, auf der Bühne nach schlichtem Abschied sterben läßt.

Herr Stempel mag ein brauchbares Theatertalent besitzen und die nöthige Vorurtheillosigkeit, um für drei Stunden eine müde Menge in seinen engen Kreis zu bannen. Daß er es diesmal vollbracht hat, das freilich beweist noch nichts, denn nur die Spritze siegte, nicht Erfindung. Wer den Spritzendichter für einen Naturalisten hält, mit dem begebe ich mich des Streites, weil er gar zu dumm ist und nicht erkennt, daß in der Anschauung und in der Technik hier einem längst verschollenen Ideal nachgestrebt wurde, dessen größte Muster — außer den sehr viel künstlerischer wirkenden Stiergefechten — die Titel führen: „Wahn und Wahnsinn", „Drei Tage aus dem Leben eines Spielers" und „Cardou, der Bagnosträfling". Es ist bisher das einzige Verdienst des Bühnendichters Stempel, daß er dem Melodrama ein neues, ein zeitgemäßes Requisit gewann: er erfand die Spritze, das handfeste Rührstück wird ein Anderer dazu schreiben.

Das Lessingtheater braucht trotzdem der sehr guten Aufführung sich nicht zu schämen, in der wiederum, wie neulich schon bei Heyse, Fräulein

*) Großenhain, Baumert & Ronge.

Digitized by Google

Minow durch spröden Reiz und einfachste Natur mir auffiel; man sollte dieses kluge und feine Mädchen nicht, weil es keine Diamanten hat, aus Berlin entlassen; da könnte eine Nora und Marianne uns entstehen. Für ein ernsthaftes Schauspielhaus ist es immer ehrenvoller, einem Anfänger, auch wenn er irrt, die Bahn zu ebnen, als blöde Possenspiele todt zu hetzen. An Lessing's Büste richtete, am Abend der Eröffnung, Herr Oscar Blumenthal die stolzen, keuschen Verse:

„Und wenn wir uns zu überheben wagen
Und lüstern geizen nach der Menge Gunst,
Bei Deinem Namen soll das Herz uns schlagen:
Zurück! Zurück! zur keuschen, lautern Kunst!
So wollen wir in Deinem Geist uns einen
Zum treuen Dienst des Rechten und des Reinen!"

Als neulich zum hundertsten Male die „Großstadtluft" das schöne Haus verqualmte, soll Gotthold Ephraim die hübschen Verse seinem Gastfreund Oscar als Angebinde zurückgegeben haben, mit Dank für Blumenthal und Kadelburg, mit Dank für Kadelburg und Blumenthal, die lüstern niemals geizten nach der Menge Gunst.

Wie Herr von Sonnenthal den Clavigo spielte, ohne einen natürlichen Ton, altjüngferlich, manierirt, wie ein geschminkter Hofgeck, mit Schluchzen und Gethue, wie er von dem Verein „Berliner Presse", dem er auch diesmal ein klingendes Geschenk zurückließ, gefeiert ward, was sonst von seiner Kunst und seiner Kunstansicht zu sagen bleibt und wie am Schillerplatz bei Goethe man bestand —: ein nächstes Mal erzähle ich davon. Jetzt will ich nur noch einer sehr willkommenen Pflicht mich unterziehen.

In Nr. 5 der „Gegenwart" hatte ich den Prozeß Prager-Schweitzer zum Ausgangspunkte einer soziologischen Betrachtung gemacht. Gegen die von mir darin als umgehende Gerüchte erwähnten Thatsachen hat nun Herr Dr. jur. Georg Prager Einspruch erhoben. Da ich keine Veranlassung habe, die Erklärungen des Herrn Dr. Prager anzuzweifeln, so benütze ich gern die Gelegenheit, die thatsächlichen Angaben des Artikels und meine daraus gezogenen Schlußfolgerungen hiermit richtig zu stellen.

M. H.

Eine Weltausstellung in Berlin?

Als vor einigen Jahren der Gedanke auftauchte, in Berlin eine Weltausstellung zu veranstalten, that Fürst Bismarck trotz des Einspruches der „führenden Köpfe" das, was allein das Richtige war: Er fragte nicht Diejenigen, welche Grundstücke verkaufen oder ihr Organisationstalent beweisen wollen, nicht die Bauunternehmer oder Gastwirthe, nicht den Magistrat der Stadt Berlin oder die Geheimräthe der Ministerien, sondern jene Leute, aus deren Fell der Ausstellungsriemen geschnitten werden soll — nämlich die Aussteller.

Und diese antworteten sehr deutlich und vernehmlich mit einem entschiedenen „Nein!" In den Redaktionen und sonst an Orten, wo man eine Ausstellung für eine recht lustige, unterhaltliche Sache hält, entstand damals großer Aerger über die Zaghaftigkeit des deutschen Gewerbes. Nach Frauenlogik, die nicht einsehen will, warum die Eine nicht einen neuen Hut haben soll, wenn die andere einen bekommt, wurde vorgerechnet, welche Länder und Städte schon eine Weltausstellung gemacht hätten und daß es nachgerade eine Schande sei, daß Berlin diesen Schmuck nicht auch besitze. Das deutsche Reich sei ja groß genug und das deutsche Volk reich genug, ihn zu bezahlen.

Es wird wohl nicht eben viel Menschen geben, welche die gesammte Production Deutschlands so klar zu übersehen vermögen, daß sie für sich allein erwägen können, ob die Weltausstellung den Deutschen im Allgemeinen Nutzen oder Schaden bringen werde. Und darum handelt es sich ja ausschließlich. Denn ernste Leute werden doch wahrlich nicht der „Ehre" wegen, um des Wunsches willen, auch einmal so etwas zu machen, Millionen in Bewegung setzen und uns dem Mißerfolge, also der Schande aussetzen wollen. Der Nutzen und Schaden darf freilich nicht von kleinlichem Standpunkt aufgefaßt werden. So würde ein ideeller Sieg, d. h. die Erkenntniß der Ueberlegenheit unseres Schaffens im Ganzen oder in einzelnen Theilen über wetteifernde Nationen mit einem augenblicklichen Geldverluste, und sei er auch ein sehr beträchtlicher, nicht zu theuer erkauft sein, wenn nur die Möglichkeit eröffnet wird, daß die betreffende Industrie die ihr augenblicklich beigebrachte Scharte bald wieder auszuwetzen oder gar neue Klingen zu schmieden vermag. Denn für die Industrie ist der Weisheit letzter Satz: Geld verdienen!

Durch Beruf und Neigung habe ich die Verhältnisse zweier Theile des nationalen Schaffens näher kennen gelernt. Ich will mich weder als eine Autorität in diesen Gebieten aufspielen, noch den eigentlichen Sachkennern, nämlich den Betheiligten, vorgreifen, aber ich möchte doch meine Bedenken von vornherein nicht zurückhalten, zumal die Freunde der Ausstellung ihrerseits so gewaltsam in's Horn stoßen. Daher werden aber für das Verhältniß der Kunst und des Kunstgewerbes zu einer künftigen Weltausstellung einige Worte am Platze sein.

Wer deutsche Verhältnisse, namentlich die neuesten Vorgänge in Deutschlands echter Kunststadt, in München, kennt der weiß, wie groß jetzt schon unter vielen deutschen Künstlern die Erbitterung darüber ist, daß sich Deutschland zum Markt für alle fremden Künstler macht. Von der letzten Berliner Ausstellung ist sehr viel mehr Geld nach Rom, als nach Düsseldorf oder München gegangen! In München stehen die Verhältnisse ähnlich. Während das größte Handelsvolk der Welt durch still wirkende strenge Satzungen ausländischen Künstlern das Ausstellen in ihren großen öffentlichen Galerien fast unmöglich macht, gehen die Agenten unserer Kunstgenossenschaften und Akademien nach London, Edinburgh, Glasgow, Manchester, um die Maler von dort zu uns zu ziehen. In Rom wird man die Werke nur vereinzelter Deutschen auf den Ausstellungen finden, jener die eben in Rom leben; in Deutschland haben die in der ewigen Stadt lebenden Italiener und Spanier einen weit verbreiteten, ergiebigen Markt. Wir haben ja alle Jahre in München und ab und zu in Berlin internationale Ausstellungen, dazu in Dresden schon die dritte solche für Aquarelle und andere kleinere mehr. Es liegt also für die Kunst nicht das geringste Bedürfniß vor, eine Weltausstellung für Berlin zu veranstalten, es sei denn, daß man hoffe, mehr als durch die bisherigen Ausstellungen auf diese Weise fremde Käufer nach Berlin zu ziehen. Im Gegentheil, ein Bedürfniß für den deutschen Kunstmarkt ist vielmehr, die öffentlichen Gewalten dahin zu veranlassen, daß sie deutsche Ausstellungen im Auslande unterstützen, nicht den Import, sondern den Export heben.

Unsere Kunst ist leider jetzt im Zustande der Zerfahrenheit. Das Alte ist fertig, mit der Pilotyschule ist kaufmännisch auf dem Weltmarkt nichts mehr zu machen; die originellen Kräfte, welche wir so reichlich als irgend ein anderes Volk besitzen, haben wir in Deutschland selbst so lange unterdrückt, daß die Außenwelt sie meist nur durch Zufall kennen gelernt hat. Der an unseren Akademien herrschende Schulgeist hat bewirkt, daß ihr Einfluß auf die jüngeren Künstler fast zur Unmöglichkeit wurde. Wir hatten tüchtige jüngere Kräfte in genügender Anzahl, um der Kunst fremder Länder die Spitze zu bieten. Aber man drängt sie in den Hintergrund, um der Mittelmäßigkeit Raum zu schaffen, man drängte sie in das Ausland, wo man die Eigenart besser zu schätzen weiß. Ist doch z. B. L. v. Hofmann, wie ich höre, nach Paris gezogen, weil man ihm das Ausstellen in Deutschland verleidete: „Die Wenigen, die, thöricht genug, ihr volles Herz nicht wahrten, dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten, hat man von je gekreuzigt und verbrannt!" So kam es, daß die Engländer jetzt der Ansicht sind, es gebe auf dem Continent nur noch eine Kunst, die Französische. Ich weiß nicht, ob es sehr klug von uns sein würde, diese traurige Wahrheit durch eine Weltausstellung feierlich zu bestätigen, zu zeigen, daß wir die starke Seite unserer Kunst, ihre kräftige Eigenart so verachteten, daß ihre Vertreter mißmuthig bei Seite stehen und nur die Nachahmer zu Ehren kommen. Der Erfolg würde sein, daß die fortgeschrittenen Kenner lieber französische Originale, als deutsche Nachbildungen kaufen würden. Jedenfalls braucht man nicht die Riesenrüstung der Weltausstellung, um die Kunst zu „fördern." Wichtiger sind sorgfältig gepflegte Sonderausstellungen von Werken jener bisher meist nur verlachten Meister, die uns aus dem Schlendrian französischer

Digitized by Google

Nachempfindung reißen. Als Vertreter dieses verstehe ich nicht etwa die „Modernen", sondern jene, die vor 30 Jahren modern waren, die Schüler von Delaroche, Gallait, Couture, Gleyre ꝛc., aus deren von äußerlichem Deutschthum triefenden Historienbildern die französische Romantik faustdick hervorschaut, die geistigen Genossen der Lindau und Blumenthal, die Pfleger der wohlanständigen Salonschönheit, wie der Salonmoral.

Das Kunstgewerbe steht in Deutschland auf einem Wendepunkt. Jede Hausfrau sieht schon jetzt mit Sorge und Ekel auf die Reste der einst theuer erkauften Nachbildungen von „Unserer Väter Werk", die noch auf der altdeutschen Borde der guten Stube sich erhielten. Tausende von galvanoplastischen Nachbildungen nach Wenzel Jamnitzers schönsten Bechern und Benvenuto Cellinis gefeiertsten Salzfässern sind schon wieder auf dem Wege über das Müllfaß in den Schmelzofen gewandelt; es droht schon die ganze stilistische Pracht der letzten beiden Jahrzehnte zu Plunder zu werden. Das Echte bleibt in Werth, das beinahe Echte wird uns geradezu zuwider. In den kunstgewerblichen Werkstätten, in den Kunstschulen, in den Fabriken kann man tausendfach die Frage hören: Was sollen wir Neues bringen, was sollen wir machen? Die Einen schielen nach Japan — aber auch das beginnt zu veralten! — Andere nach England — aber werden wir Deutsche originell, wenn wir englisch werden? Wie in der Kunst ist im Gewerbe die Erkenntniß eingebrochen, daß das Alte veraltet sei und der Weg zum Neuen noch nicht gefunden.

Und Andere fragen: Sollen wir überhaupt Neues bringen? Das deutsche Volk ist übersättigt mit „Novitäten"; es ist bis zum Erschrecken blasirt geworden. Man gehe einmal in ein so reich ausgestattetes Lager, wie es das Kaufhaus „Hohenzollern" bietet und betrachte die Besucher: Stumpf gehen sie an den liebenswürdigsten Arbeiten vorbei, sie würdigen sie kaum eines Blickes. Es ist zu viel da, als daß das Einzelne gefallen könnte, es fehlt nicht an Gutem, sondern an Lust, sich in seine Würdigung zu vertiefen, die Industrie hat sich zu sehr überstürzt, als daß das Fortschreiten noch auf Anerkennung hoffen dürfte. Die Museen haben den Geschmack am Brode verdorben, indem sie zu viel Caviar boten. Weniger wär mehr!

Wenn nun die Weltausstellung in Sicht wäre, so würde jede bessere Fabrik Anstrengungen machen, etwas Besonderes zu liefern. Neue Muster würden in Unmasse entstehen, die Zeichner und Modelleure ein paar gute Jahre haben. Aber der Uebelstand, an dem unsere Kunstindustrie vor Allem leidet, die hastige Schaffensweise bei unsicherem Ziele, das Herumtappen nach neuen Reizmitteln würde noch ganz außerordentlich gesteigert werden: Sicher zum Nachtheil der Industrie selbst.

Wenn man vom „pekuniären Erfolge" der Ausstellungen spricht, so rechnet man gewöhnlich nach, wieviel das Ausstellungscomité einnahm und ausgab. Bleiben dann einige Millionen übrig, so gibt's weit und breit ein sehr großes Freudengeschrei. Mir will scheinen, als sei dies eine recht schlechte Berechnungsweise und das Geschrei nur gut, verständige Ueberlegung zu hindern. Eine Ausstellung kostet mehr, als durch die Hände des Ausstellungscomités gleitet. Sie kostet jedem Aussteller bedeutende Beträge, nicht bloß an Platzmiethe und an Aufsichtspersonal, sondern an nur zur würdigen Darstellung der Firma nöthigen unverkäuflichen Ausstellungsobjekten. Die Ausstellung hat nach meiner Ansicht erst dann Erfolg, wenn die Aussteller Erfolg haben, wenn sie durch die auf der Ausstellung vermittelten Verkäufe nicht nur ihre Kosten gedeckt, sondern die aufgewendete Mühe verzinst sehen. Dieser Erfolg läßt sich freilich sehr schwer feststellen. Namentlich kleinere Geschäfte habe ich oft Jahre lang an den harten Bissen kauen sehen, die sie zu ihrer „Vertretung" der Welt vorrücken mußten, ohne daß es ihnen später gelang, sie zu Geld zu machen.

Nun glaube ich, daß die Kunstindustrie augenblicklich nur in geringem Maße die Mittel für repräsentative Ausgaben hat. Sie ist in doppelt peinlicher Lage dadurch, daß der Geschmack zur Zeit keine feste Richtung besitzt, mit der sich rechnen ließe.

Das ungeheuere Verdienst der vor 20 Jahren hervorgetretenen stilistischen Bewegung im Kunstgewerbe war, daß sie eine Zeit lang dahin führte, den Deutschen deutsche Möbel, Geräthe, Tapeten, Stoffe u. s. w. besser gefallen zu lassen als fremde. Ob sie wirklich besser waren, ist ja gleichgültig und schwerlich je gerecht zu entscheiden. Es genügt die Thatsache, daß deutsche Waaren den deutschen Markt eroberten, daß sie an diesem Markt soweit erstarkten, um im Auslande selbständig auftreten zu können.

Wer aber die heutigen Verhältnisse kennt, der weiß, daß der deutsche Geschmack erschüttert ist. Bringt uns nun eine Weltausstellung die Erzeugnisse fremder Länder in geschickter Vorführung, so kann man mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß der Fehler, zu dem wir von altersher besonders geneigt sind, die Fremdländerei bei uns einen gewaltigen Aufschwung nehmen wird, und mit Wahrscheinlichkeit, daß es England sein werde, das am stärksten Fuß im deutschen Markte faßt.

Ich sehe also nach keiner Seite einen Segen in der Weltausstellung, weil ich glaube, daß der deutschen Kunst wie dem deutschen Kunstgewerbe Ruhe und Sammlung nöthig sei, nicht Galvanisirung. Kommt der große Welttrödel über uns, so wird Berlin zwar gute Geschäfte machen, die Hotelbesitzer das goldene Zeitalter gekommen wähnen, und daher uns einige Jahre lang der Klang der Ruhmestrompete auf Deutschlands Größe die Ohren füllen und scheinbar Glück und Segen auf unseren Fluren liegen. Aber wenn die Trompete schweigt, werden wir sehen, daß wir sehr schwerhörig geworden sind und Jahre brauchen, um uns wieder von dem Lärmen zu erholen!

Es ist jetzt Sitte geworden, über die „Projektenmacher" herzuziehen, sie geradezu als „Schwindler" zu bezeichnen, weil für eine rein künstlerische Frage, für eine Ehrenfrage Deutschlands Mittel geschaffen werden sollen. Mir scheint, daß jene Herren, welche der Nation eine Weltausstellung schenken wollen, weit gefährlichere Projektenmacher sind. Denn hier handelt es sich nicht um fünf, sechs Millionen wie bei der Schloßlotterie, sondern um im Voraus völlig unberechenbare Summen, um solche, über deren Anwachsen jede vorsorgliche Controle fehlt. Ob nun der Staat, ob ein Comité oder ob die einzelnen Aussteller diese Beträge später auszugeben haben, ist im Grunde genommen für den Nationalwohlstand gleichgültig, Thatsache ist nur, daß durch die Ausstellung Hunderte und Tausende zu den größten Ausgaben gezwungen werden, die z. B. zu denjenigen für ein Lotterieloos in keinem Verhältniß stehen, ganz abgesehen davon, daß ein solches nur zu kaufen braucht, wer freiwillig sein Heil im Spiel versucht.

Daher möge man sich in der Regierung den Schritt wohl überlegen und sich den Eifer der Projektenmacher vom Hals halten, bis diese die Beweise liefern, daß nicht nur deren Hoffnungen und Wünsche, sondern auch der Wille der Industrie die Väter des Planes seien; daß es ihnen nicht auf die Ausstellung als Selbstzweck, sondern auf die Hebung des Nationalwohlstandes ankomme und ob diese Hebung nicht besser dadurch geschehe, daß man die Millionen, welche die Ausstellung für Grund und Boden, Bauten, Personal, Verwaltung u. s. w. beansprucht, unmittelbar der nationalen Kunst und dem Gewerbe zu Gute gebracht werden.

Vor Allem aber frage man die zukünftigen Aussteller, ob die Weltausstellung für sie ein Bedürfniß sei?

Ich bin nicht in Zweifel, wie die Antwort ausfallen wird!

Die deutsche Nation beweist meiner Ansicht ihre Größe, wenn sie anderen Staaten das nicht nachahmt, was ihrem Wesen nicht ansteht und nützt. Ein Narr ist, wer sich Unkosten für eine unnöthige Sache macht, bloß weil es andere Leute auch thun! **Cornelius Gurlitt.**

Notizen.

Wilhelm II., Romantiker oder Sozialist? (Zürich, Schabelitz.) Diese lesenswerthe Schrift ist gewissermaßen ein Ableger der „Gegenwart", denn sie knüpft ganz unabweisbar an zwei Artikel unseres Apostata an, die „Romantische Schule" und „Menuet" in Nr. 7 und 10. Es ist ebenfalls ein Versuch, gewisse scheinbar widerspruchsvolle Handlungen und Aeußerungen unseres Kaisers psychologisch zu erklären, also die Beantwortung der etwas willkürlichen Fragestellung: traditioneller

Digitized by Google

Romantiker oder moderner Wahrheitsucher. Gewisse alterthümliche Stilwendungen des Herrschers („Ihr wohlaffectionirter König"), die Vorliebe für Hoftracht, Menuet ꝛc. gelten dem Verfasser als Ausdrucksform romantischen Empfindens. Für den modernen Menschen hätte er vielleicht das beste Argument aus dem Sturze des Cultusministers schöpfen können, wenn die Broschüre nicht vorher abgefaßt worden wäre. Besonders ereifert sich der Fragesteller über die viel besprochene Aufforderung an die Nörgler in Staubpantoffeln. „Kann Ew. Majestät das moderne Recht der freien Meinung vernichten wollen, nur um Ruhe, Ruhe zu haben? Freilich, es gibt eine Ruhe, die ewig währt und unendlich . . . die Ruhe eines Kirchhofs! Und wollen Ew. Majestät einen Staat politischer Todten? Einen Kirchhof entmannter Männer, eine unheimliche todte Stille? — — Aber nein, das war ja noch nie Hohenzollernart, noch nie Preußenart. Einen Feuerblick auf den großen Kurfürsten, auf den alten Fritz, auf Kaiser Wilhelm I. und Bismarck! Ihnen war der frische fröhliche Kampf mit dem Gegner auf dem Tummelplatze blitzender Ideen Lebenswerk und Lebenslust, und so glauben wir nicht an eine Zerschmetterung, wenn wir anderer Meinung sind, und so bleiben wir im deutschen Lande, gerade weil wir anderer Meinung sind! Wäre es nicht Unpatriotismus, erbärmliche undeutsche Feigheit und Fahnenflucht, den deutschen Staub abzuschütteln, anstatt ihn zu vertheidigen? — Nein, wahre Männlichkeit flieht nicht, sie harrt aus und kämpft! Hat sie doch ihre großen und schönen Vorbilder in den machtvollen Persönlichkeiten der großen Hohenzollern selber." Zum Schluß spricht der Verfasser es aus, daß das Volk selbst die Schuld daran trägt, wenn der Herrscher schlecht berathen werde. „Ein frech zu Tage tretender Servilismus greift immer mehr um sich, ein Servilismus, der Männlichkeit mit Füßen tritt und dankbar ist für jeden Blick, der von den herrschenden Kreisen abfällt. Diese knechtische Gesinnung ist noch ein übler Attavismus aus der Zeit der romantischen Politik. Er wächst deshalb wie ein Pilz mit der neuen Romantik wieder empor. Selbst dem frommen „Reichsboten" wurde es einmal zu bunt, und auch er wetterte einmal gegen den neuen Servilismus und gegen die Gesinnungslosigkeit, die sich vordrängt, um ja von der Regierung bemerkt zu werden. Verwahrlosung des politischen Charakters ist der Anfang vom Ende. Und so hat Jeder, der sein Vaterland liebt, die stille Hoffnung, daß sich ein Siegfriedschwert am Kaiserthrone finden werde, das den schleimigen Lindwurm der Gesinnungslosigkeit im Volke ausrotte. Der Siegfried, der durch die rothe Lohe reitet, wird immer belohnt. Er findet seine Brunhild, das ist die erzgepanzerte Göttin der Wahrheit." Das einzig Heitere an dieser ernst gemeinten und auch ernst zu nehmenden Flugschrift ist ihr emphatisches Motto: „Männerstolz vor Königsthronen", und daß sie sich aus preßgesetzlichen Gründen nur im Schweizer Verlagsort sicher fühlte. Nun, der Verfasser kann viel weniger Vorsichtiges und Harmloses bei uns gedruckt lesen. Trotz des ungeschickten Eifers voreiliger Staatsanwälte und strebsamer Denuncianten ist die deutsche Preßfreiheit noch lange kein leerer Wahn, und der regierende Kaiser auch in seiner Stellung zu ihr ganz und gar kein „Romantiker".

Der goldene Käfig und andere Novellen von Leo Hildeck. (Dresden, E. Pierson). Für Leo Hildeck haben wir, offen gesagt, eine besondere Schwäche, denn wir haben ihn in die Oeffentlichkeit eingeführt. Aber er bedarf keiner Protection, denn dazu ist sein Talent doch zu groß und echt. Wir brauchen auch den Lesern der „Gegenwart" diese erste Sammlung seiner Novellen und Skizzen nicht erst zu charakterisiren, denn die beste von ihnen: „Aus der Schule der Lüge" hat in unseren Spalten gestanden, und wie diese kraftvolle, farbige, originelle Schöpfung sind die anderen alle. Bis auf eine gelegentliche weibliche Weichheit in den Linien ist alles stark, energisch und herb. Das sind nicht die herkömmlichen Vorwürfe unserer Familienblätter, denn Hildeck schreckt auch vor dem Peinlichen und wenn es sein muß Rohen nicht zurück, und in seinem Haß vor allem Conventionellen wählt er oft die schreienden Töne des Naturalismus. Es bedarf schon des Muthes, um so verzwickte Problem zu behandeln wie eine „Entlobung", weil die Heldin sich in den Vater des Bräutigams verliebt hat, oder das bedenkliche „Bekenntniß" oder Emma's Bruch mit der verlogenen Gesellschaft und ihrem Gatten, an Ibsens Nora anklingend, aber nach unserem efühle menschlicher. Fanatiker der Wahrheit sind Hildeck's Heldinnen alle, wenn auch oft etwas gewaltthätig verschroben. Die Darstellung könnte ruhiger und ausgeglichener werden, weniger von der Erregung ausgehend und auf den Effect bedacht, aber das sind Mängel, die Hildeck mit der Zeit schon von selbst ablegen wird. Diese Nervosität ist uns aber nicht unangenehm, und es würde uns leid thun, wenn der Verfasser in das seichte Fahrwasser der Marlittiade einlenken würde. Möge er gewarnt sein!

Der Spielprofessor. Roman von Johannes von Dewall (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) Der Verfasser ist da an einem guten Stoffe vorbeigegangen, denn solch ein professeur de jeu, wie sie sich nicht nur dazumal in Baden und Homburg nannten, sondern wie sie noch heute in Monaco von der Dummheit der Andern leben, wäre ein ganz vortrefflicher Vorwurf zu einer Charakter- und Sittenstudie. Dewall begnügt sich mit der herkömmlichen Liebesgeschichte, streift nur die Oberfläche, ist aber auch dafür nie langweilig und philiströs. Er erzählt gerade so flott, als G. Brandt, der Zeichner der 176 Holzschnitte, illustrirt.

Gottfried Keller nach seinem Leben und Dichten. Ein Versuch von Emil Brenning. (Bremen, Heinsius Nachfl.). Eine warm geschriebene Monographie voll guter Analysen und zutreffender Urtheile. Man kann jedes Wort unterschreiben, wenn Brenning sagt: „Keller ist in Wahrheit ein echter Realist, der mit beiden Füßen auf dem heimischen Boden stehend das Leben nimmt wie es kommt, sich mit seinen Kämpfen ruhig und des Erfolges sicher auseinandersetzt, unentwegt seine Pflicht thut und seine Freuden mit Mäßigung und weisem Behagen auskostet. Vor Scherz und neckischem Wesen schreckt er nicht zurück. Selbst in das Ernste drängt sich oft genug der Schalk hinein, und man spürt überall etwas von jener echt dichterischen Ironie, die bei aller freudigen Hingabe an den Stoff doch den Blick unverschleiert und die Seele unverworren behält, so daß er sozusagen immer über dem Gegenstand bleibt. Eine wild gährende Leidenschaft liegt ihm fern. Es weht ein Zug milder Alpenluft durch dieses Herz und von da aus durch seine Gedichte. Er wird niemals pathologisch, sondern bleibt überall der volle Künstler." Ungünstiger lautet sein Urtheil über „Martin Salander"; wenig zutreffend ist die Polemik gegen die „Gegenwart" und ihre Kritik dieses Romans. Unbegreiflich ist aber die Verständnißlosigkeit Brenning's gegenüber der über allem Tadel erhabenen Seldwyler Geschichte von Romeo und Julia, doch versöhnt uns damit die feinsinnige Würdigung der Züricher Novellen, des Sinngedichts, der Legenden und der Gedichte. Verkehrt ist der Tadel, daß Keller auf „an": „gethan" reimt. Goethe beging ganz denselben Fehler u. a. in dem Gedichte „Ilmenau", für Schiller ist „an" durchweg lang, und sogar Meister Platen, dem gewiß kein „helvetisches Ohr" zuzuschreiben ist, reimt darauf Hermosan und vermeidet gern im Reim das norddeutsche kurze „an". Das trennt eben Süd und Nord, hier ān, dort ān, und eines ist so berechtigt wie das andere. Wir geben der schönen Studie Brenning's den Vorzug vor Brahm's phrasenhaftem Keller-Essay.

Waldgeheimnisse. Von W. Wurm. (Stuttgart, Krabbe). Eine Sammlung von kleinen, unterhaltenden naturwissenschaftlichen Aufsätzen, unsere Waldbewohner betreffend. Es steckt viel eigene Beobachtung, manches Neue auch für den Fachmann in dem Bändchen und der Verfasser schreibt mit süddeutschem Gemüth und Humor.

Radirungen Weimarscher Künstler. Unter dem Protectorat des Großherzogs von Sachsen herausgegeben von der Gesellschaft für Radirkunst in Weimar. (Magdeburg, L. Schaefers Buchh. M. Liebscher). Das schöne Werk mit dem grammatikalischen Schnitzer im Titel liegt uns in der ersten Lieferung mit fünf künstlerisch ausgeführten Radirungen vor, die neben den besten englischen und französischen Eaux fortes-Blättern bestehen dürfen. Gewählt sind malerisch wirksame Vorlagen nach Ahrendts, Brendel, Hagen, Linnig und Rettich — Genre, Landschaft und Porträt. Wir kommen auf das Prachtwerk nach seiner Vollendung zurück.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Digitized by Google

Inserate.

Im Verlage von **F. u. P. Lehmann** in **Berlin** ist erschienen:

Anno Zweitausend.

Posse mit Gesang und Tanz in 3 Akten

von **Karl Biltz.**

Zweite Auflage. Preis eleg. brosch. 2 *M.*

Der Fürst von Raiatea.

Posse mit Gesang und Tanz in 2 Akten

von **Henophilus.**

Preis eleg. brosch. 2 *M.*

Gedichte

von **Karl Biltz.**

Zweite Auflage. Preis eleg. brosch. 2 *M.*, gebunden 3 *M.*

In den obigen Erzeugnissen der höheren Komödie werden die Ausschreitungen unserer Zeit auf socialem und politischem Gebiete mit glücklichem Humor gekennzeichnet. Die Gedichte empfehlen sich durch klassische Form und sinnigen Inhalt.

Die Uebersetzung erscheint zur Zeit in:

Aus fremden Zungen,
herausgegeben von **Joseph Kürschner**

die noch veröffentlicht: belletristische Werke von **Alphonse Daudet, Mark Twain, Pierre Loti, R. Kipling, G. Ohnet, Maupassant** u. a., ebenso das neueste höchinteressante Werk von **P. Mantegazza: „Die Kunst zu heiraten".**

Jährlich 24 Hefte à 50 Pfg.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Hann. Altenb. Bahn. Saison 15. Mai bis 1. Oct.

Bad Pyrmont.

Pferdeb. z. Salzbad u. Bahnhof 5 Minuten.

Altbekannte Stahl- und Soolquellen.

Stahl-, Sool-, Moor- und russische Dampfbäder.

Bestellungen von **Stahl-** und **Salzwasser** sind an das fürstl. Brunnen-Comptoir zu richten; sonstige Anfragen erledigt

Fürstl. Brunnen-Direction.

Meyers Conversations-Lexikon.

Neuste Auflage (1891), 17 Bände u. Supplementband. Halbfr. **Tadellos.** (*M* 180.) Nur *M* 110.—.

Sanders, Wörterbuch der deutschen Sprache mit Ergänzungswörterbuch. 4 Bde. Halbfr. **Neu!** (*M* 130.) Nur *M* 60.—.

Allg. Historisches Porträtwerk. Nach Auswahl von Dr. W. v. Seidlitz, mit Text von Lier u. Tillmann. **Dichter u. Schriftsteller.** 151 Blatt Phototypien nach den besten gleichzeitigen Originalen. **Künstler u. Musiker.** 101 Blatt. **Gelehrte u. Männer der Kirche.** 100 Bl. 3 Halbkalblederbände, neu (*M* 160.) Nur *M* 100.—.

Klein, Geschichte des Dramas. 15 Bände. Erste Ausgabe. (br. *M* 194.) Schön Halbfr. *M* 75.—.

Bestellungen gegen Postnachnahme an **C. Rudloff** in **Berlin W.**, Culmstraße 8.

Im Verlage von **J. A. Stargardt** in **Berlin** ist erschienen:

Der Intendant in tausend Nöthen.

Posse in 4 Akten

von

Karl Biltz.

Preis eleg. brosch. 2 *M.*

Eine geistvolle Verspottung moderner Bühnenerzeugnisse und Bühnenzustände, welche überall des fröhlichsten Erfolges sicher ist.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

Robert Schumann.

Gesammelte Schriften über Musik und Musiker.

4. Aufl. Neue kritische Ausgabe.

(Erste vollständige Ausgabe.)

Von **F. Gustav Jansen.**

2 Bde. gr. 8° geh. *M* 12.—, fein geb. *M* 15.—.

Rich. Kahle's Verlag in **Dessau.**

Soeben erschien:

Göthe als Socialpolitiker

Ein Beitrag zur

Beurtheilung der socialen Frage.

Von

Professor Dr. **Gerlach.**

Preis: 50 Pfge.

Verlag von **W. Werther** in **Rostock.**

Kasper-Ohm un ik.

Von **John Brinckman.**

Vierte Auflage. 1890. 4 Mk. gebunden.

J. Trojan: Der „Kasper-Ohm" ist ein kleines Meisterwerk. Man kommt aus der behaglichen Stimmung nicht heraus, so lange man das Buch in Händen hat; von Anfang bis Ende ist es von dem köstlichsten Humor durchdrungen.

Neuer Roman von Theophil Zolling.

Soeben ist in **zweiter Auflage** erschienen:

Coulissengeister

Roman von **Theophil Zolling**

2 Theile in einem Bande.

Preis: Geh. M. 6.—, Gebunden M. 7.—

Der neue Roman des beliebten Erzählers hat bei seinem ersten Erscheinen in einer Reihe großer Tagesblätter (Berliner Nationalzeitung, Wiener Fremdenblatt, Hamburger Correspondent ꝛc.) viel Aufsehen erregt, sodaß die Buchausgabe mit Spannung erwartet wird. Der Roman spielt in Wien, Berlin und auf westpreußischen Rittergütern und enthält eine ganze Gallerie leicht erkennbarer Gestalten aus unseren hocharistokratischen und Theaterkreisen. Ein Berliner Blatt äußerte, daß das deutsche Bühnenleben, welches besonders in Theaterstücken immer gefälscht und geschmeichelt zur Erscheinung gelange, in Zolling's „Coulissengeistern" zum ersten Male ein umfassendes Abbild von packender Wahrheit, köstlichem Humor und künstlerischem Werthe gefunden habe.

Leipzig. **H. Haessel, Verlag.**

Die Gegenwart 1872—1888.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Einbanddecken zu obigen Jahrgängen oder Bänden à 1 M. Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 20. Berlin, den 14. Mai 1892. Band XLI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Serbien unter der zweiten Regentschaft. — Eisenbahntarifreform in Frankreich. Von -T-. — **Literatur und Kunst:** Drei Ehedramen von August Strindberg. Besprochen von Erich Holm. — Ein philosophischer Dichter. Von Jakob Mähly. — **Feuilleton:** Der Tod. Von Börge Janßen. — **Aus der Hauptstad:** Der 2½-Bund. Von Apostata. — Dramatische Aufführungen: Herr v. Sonnenthal a. G. Von M. H. — Offene Briefe und Antworten: Berichtigung. Von C. Schultes.

Serbien unter der zweiten Regentschaft.

Belgrad, im April.

Wer mit der Geschichte Serbiens seit dem Tode des Fürsten Michael (1868) vertraut war, dem mußte es als ein unbegreifliches Räthsel erscheinen, daß König Milan bei seiner Abdankung gerade demselben Manne die zweite Regentschaft übertrug, welcher als Seele der ersten Regentschaft Hauptschuld an dem Niedergange des serbischen Volkes seit 1868 ist. So lange Fürst Michael die Zügel in seiner starken Hand hielt, war Serbien auf dem ganzen Balkan geachtet und gefürchtet. Man nannte es den „Leuchtthurm des Ostens", das „Piemont der Balkanhalbinsel", und die Bulgaren erwarteten von ihm ebenso gut ihre Erlösung vom Türkenjoch wie die Stammesbrüder in Bosnien, Altserbien und Macedonien. Auch die europäische Diplomatie rechnete mit dem kleinen (damals nicht viel mehr als eine Million Einwohner zählenden) Fürstenthume und die Pforte wich 1862 und 1867 vor den kriegerischen Drohungen des Fürsten Michael zurück. Ja, als Letzterer ermordet wurde, stand er eben im Begriffe, mit der Türkei eine Convention abzuschließen, kraft deren er Bosnien gegen Zahlung des doppelten Tributs bekommen hätte. Mit dem Tode Michaels erhielt auch Serbien den Todesstoß, denn seit jener Zeit geht es langsam, aber unaufhaltsam dem Untergang entgegen.

Fürst Michael hatte nicht nur auf Bosnien sein Augenmerk geworfen, sondern auch auf Altserbien und Macedonien, ja er dachte sogar an eine Schutzherrschaft über Bulgarien, weil damals die Bulgaren von Serbien allein ihr Heil erwarteten. Zu diesem Zwecke unterhielt er in allen slavischen Provinzen der Türkei seine Agenten und in den serbischen auch Volksschulen. Deshalb fürchtete die Pforte einen allgemeinen Aufstand und dies erklärt ihre Nachgiebigkeit.

Die Regentschaft, welche nach Michael's Tod vier Jahre lang die Herrschaft ausübte, und deren Seele, wie erwähnt, bald Ristić wurde, flößte der Pforte keine Sorge ein, denn gar bald wurde sie gewahr, daß die Regenten nur persönliche Zwecke verfolgten, die Traditionen des Fürsten Michael jedoch fallen ließen. Ristić benutzte die Minderjährigkeit des Fürsten Milan zur Befestigung seiner Herrschaft. Er schuf sich eine ihm ergebene Partei, welche er, um Europa Sand in die Augen zu streuen, die „liberale" nannte, obgleich sie durchaus nicht freisinnig war, und ließ durch dieselbe eine neue Verfassung votiren, die ganz für seine persönlichen Zwecke zugeschnitten war und Serbien später sehr schadete, weil sie die Corruption groß zog. Ferner erzog er den jungen Fürsten absichtlich so schlecht, indem er alle seine im Keim vorhandenen bösen Neigungen künstlich entwickelte. Er hoffte dabei, Milan zu einem Monarchen zu machen, dessen Sinnen und Denken nur nach Vergnügungen und Weibern stand, der aber die Regierung seinem Minister-Präsidenten überließ. Und letztere Würde hoffte Ristić unter einem solchen Monarchen bis zu seinem Lebensende zu bekleiden.

Aber Ristić hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Milan war schlau genug, um Ristić's Absichten zu durchschauen. Er ließ sich zwar von dem Regenten zerstreuen, als er aber großjährig wurde, schüttelte er jede Bevormundung ab und gab Ristić bei der ersten Gelegenheit den Laufpaß.

Bekannt ist, wie Ristić durch die ihm ergebenen „Liberalen" im Jahre 1875 das Volk zum Kriege aufhetzen ließ und dadurch den Fürsten zwang, ihn abermals zur Regierung zu berufen; wie Ristić die gerufenen Geister nicht mehr los wurde und den Krieg erklären mußte. Mit dem Rücktritte des Königs kam die erst kürzlich von Púočanac gegründete Fortschrittspartei an das Ruder. Ihr schlossen sich alle anständigen Elemente an, so daß damals Serbien in das Lager der Corruptionisten („Liberalen") und der Integren („Fortschrittler") getheilt war. Denn damals bereits hatte die Corruption in Serbien riesige Fortschritte gemacht. Daraus erklärt es sich, daß auch die Fortschrittspartei nicht lange „integer" blieb. Um nämlich stärker zu werden, nahm sie alle sich meldenden Ueberläufer der „liberalen" Partei in ihr Lager auf — ein großer und verhängnißvoller Fehler! Denn die Ueberläufer waren natürlich die schlechtesten Elemente der Liberalen. So z. B. übernahm man den von Ristić entdeckten Finanzmann Vakašin Petrović aus der „liberalen" Partei und machte ihn zum Finanzminister. Als solcher benutzte er die erste Gelegenheit bei Abschluß der Anleihe mit der Länderbank, den Staat um vier Millionen zu prellen, was die Fortschrittspartei um ihren Nimbus der Lauterkeit brachte.

Die Fortschrittler, deren Führung einige Jahre später (1884) Garaschanin übernahm, bemühten sich, an die Traditionen des Fürsten Michael anzuknüpfen und die unter der Aera Ristić begangenen Fehler gut zu machen. Es gelang ihnen auch, die Erhebung Serbiens zum Königreich durchzusetzen und so das verblaßte Prestige des Reiches auf dem Balkan etwas aufzufrischen. Im Innern bauten sie die Bahnen von Belgrad nach Branja und Pirot nebst zwei Seitenbahnen, ferner gründeten sie eine Akademie der Wissenschaften und eine Nationalbank, reorganisirten das Heer, bewaffneten es mit vorzüglichen Gewehren und Kanonen und schufen überhaupt viel Gutes. Aber die bereits eingerissene Corruption

Digitized by Google

konnten sie doch nicht mehr ausrotten; sie waren sogar gezwungen, bisweilen aus Parteirücksichten unlautere Elemente glimpflich zu behandeln, was nur das Ansehen der Partei schädigte.

Mittlerweile hatte sich eine dritte Partei gebildet, welche anfangs republikanisch-sozialistisch angehaucht war und sich die radicale nannte. Ihr Programm war im Prinzip gut und blendend, aber undurchführbar. Sie verlangte für das Volk alle möglichen Rechte, aber sie wollte vom Steuerzahlen nichts wissen und meinte, daß ein Staat, wie Serbien, auch bestehen könne, wenn er seinen Verpflichtungen nicht nachkomme, das stehende Heer abschaffe und die Steuern auf einen „Ducaten und einen Zwanziger" reducire. Das serbische Volk besteht hauptsächlich aus ungebildeten Bauern, die vom Staatswesen nichts verstehen. Es schenkte daher den radicalen Sirenen geneigtes Gehör und ergrimmte in Zorn gegen die „verschwenderischen" Fortschrittler, welche Serbien in eine „unerschwingliche" Schuldenlast stürzten. Vergebens wiesen die Fortschrittler darauf hin, daß von den 248 Millionen Schulden, welche Serbien bei ihrem Rücktritte hatte, 25 noch aus der Aera Ristić herrührten, 140 Millionen für Eisenbahnbauten, 6 zur Ablösung des mohammedanischen Grundbesitzes und 8 zur Bewaffnung des Heeres mit modernen Gewehren und Geschützen verausgabt worden. Was die übrigen 69 Millionen betrifft, so entfallen 40 auf den bulgarischen Krieg, der Rest auf Deckung der durch die steigende Schuldenlast bezw. Verzinsung derselben hervorgerufenen Deficite. Leugnen läßt sich aberdings nicht, daß der fortschrittliche Finanzminister Mijatović im Abschließen von Anlehen ungemein leichtsinnig war und Serbien der Länderbank und dem Comptoir d'Escompte mit Haut und Haar auslieferte, daß mithin ein geschickterer Finanzminister Serbien wenigstens 50 Millionen Schulden weniger aufgehalst hätte. Aber andererseits hat Serbien für sein Geld auch Etwas erhalten, nämlich Bahnen, die sich sehr gut rentiren und Waffen, die ihm unumgänglich nöthig sind.

Ende 1883 gelang es den Radicalen, das bethörte Volk zum Aufstand zu reizen. Es geschah dies während der kurzen Regierung des conservativen Ministeriums Hristitsch. Der Aufstand wurde bald blutig niedergeworfen und damals schon discreditirte sich der Führer der Radicalen, Nikola Pašitsch.

Zwei Jahre später brach der serbisch-bulgarische Krieg aus. Pašitsch und seine radicalen Freunde in Serbien gaben bei dieser Gelegenheit eine glänzende Probe ihrer Vaterlandsliebe. Serbien hatte — wie es jetzt offenes Geheimniß ist — Bulgarien nicht wegen der Vereinigung mit Ostrumelien den Krieg erklärt, sondern wegen Altserbien und Macedonien. Der serbischen Regierung war nämlich bekannt, daß bald nach definitiv vollzogener Vereinigung Ostrumeliens mit Bulgarien Letzteres zur Erwerbung von Altserbien und Macedonien schreiten werde. Denn bereits waren diese beiden von Serben bewohnten Länder seit Jahrzehnten von bulgarischen Agenten unterwühlt und mit bulgarischen Schulen überzogen, aus denen lauter bulgarische Chauvinisten hervorgingen. Ließ demnach Serbien eine so bedeutende Stärkung des Nebenbuhlers und die Durchführung des ersten Punktes seines Programms durch, so waren Altserbien und Macedonien für Serbien verloren. Aus diesem Grunde entschloß sich Serbien zum Krieg. Daß letzterer nicht das erwartete Resultat brachte, ist lediglich der Verrätherei der radicalen Partei zu danken. Im Begriffe, 150,000 Mann zu mobilisiren, erhielt Garaschanin einen aufgefangenen Brief von Pašitsch an seine Freunde in Serbien, aus dem er ersah, daß die serbischen Emigranten eine Legion gebildet hatten, welche, von Pašitsch geführt, in Serbien einfallen und das Volk zum Aufstand rufen sollte. Die Radicalen ihrerseits hatten Alles zum Aufstand vorbereitet. Milan, der für seinen Thron fürchtete, erlaubte daher nicht die Mobilisirung des 2. Aufgebots und behielt die Hälfte des 1. Aufgebots im Lande zur Unterdrückung jedes Aufstandsversuches. So geschah es, daß nur 43,000 Serben die Grenze überschritten und von den nach und nach aufgebrachten 135,000 Bulgaren eine Niederlage um die andere erlitten.

Die Fortschrittler würden vermuthlich heute noch am Ruder sein, wenn sie nicht 1887 mit dem Könige in Zwist gekommen wären. Letzterer wollte sich bekanntlich von seiner Gemahlin scheiden lassen, weil diese seiner Maitresse beim Empfang im Schlosse den Rücken gekehrt hatte. Die Minister Garaschanin und Franasovitsch, denen der König von seiner Absicht zuerst Mittheilung machte, weigerten sich rundweg, darauf einzugehen und verlangten ihre Entlassung. Milan wollte diese nicht annehmen und suchte die Minister durch falsche Vorspiegelungen so lange im Amt zu erhalten, bis er ein seinen Wünschen gefügiges Werkzeug gefunden hätte. Als er ein solches nicht fand, belästigte er Garaschanin derart mit seinen widerspruchsvollen Befehlen, daß dieser endlich erbost ausrief: „Sie brauchen keine Minister, sondern Aerzte! Lassen Sie sich von einem Psychiater untersuchen!" Diese grobe, aber authentische und in ihrer Art einzig dastehende Aeußerung eines Ministers zu seinem König veranlaßte unmittelbar die Ungnade Garaschanin's und den Haß Milan's gegen die Fortschrittler, die ihn so lange auf dem Throne festgehalten hatten.

Zunächst äußerte sich die Ungnade Milan's darin, daß er die Liberalen mit Ristić zur Regierung berief. Letzterer, der seine Schwäche fühlte, verband sich mit den Radicalen, doch währte die Einigkeit der beiden Parteien nur 200 Tage lang, worauf ein rein radicales Kabinet unter Sara Grogitsch gebildet wurde. Nun waren die Radicalen zum ersten Male Herren im Lande, das Volk erwartete daher mit Ungeduld die Erfüllung der ihm gemachten Versprechungen. Statt dessen wurden aber die Steuern erhöht und neue Anlehen gemacht. Das ernüchterte ein wenig, aber die Radicalen suchten den üblen Eindruck dadurch wett zu machen, daß sie die Armee in ein Volksheer umschaffen wollten, das „keinen Para" kosten sollte. Milan fürchtete sich jedoch vor der Bewaffnung des Volkes und verweigerte dem bezüglichen Gesetze seine Genehmigung. Grogitsch schrieb ihm deshalb einen groben Brief, worauf er seine Entlassung erhielt und pensionirt wurde. Milan betraute nun den alten conservativen Nikola Hristitsch mit der Bildung eines neuen Kabinets (Ende April 1888). Die meisten Mitglieder desselben waren charakterlose Creaturen, die sich für ihren persönlichen Vortheil dazu hergaben, dem Könige auch gegen die Gesetze seinen Willen zu thun. Auf diese Weise setzte auch Milan seine Ehescheidung unter Verletzung der Staats- und Kirchengesetze durch.

Das Kabinet Hristitsch, weil keiner Partei angehörend, konnte sich natürlich nicht auf die Dauer halten und die nächsten Wahlen mußten über sein Schicksal entscheiden. Sie fielen zu Gunsten der Fortschrittler aus, was um so erstaunlicher ist, als die Regierung gegen dieselben war und nicht unterlassen hatte, den Fortschrittlern Hindernisse in den Weg zu legen. Milan war auch davon so unangenehm berührt, daß er abermals das Gesetz verletzte, indem er eigenmächtig die Wahlen für ungültig erklären und neue vornehmen ließ. Dabei wurden alle Mittel des Terrorismus in's Feld geführt und auf diese Art den Radicalen und Liberalen der Sieg zugeschanzt.

Vorher jedoch war die neue Verfassung erlassen worden, welche zu den freisinnigsten gehört, die man sich denken kann — die Preßfreiheit ausgenommen — mit der aber eben deshalb Milan nicht regieren wollte. Er hatte sich jedoch dabei selbst im Netz gefangen und wußte keinen Ausweg mehr. Der Thron wankte unter ihm. So beschloß er freiwillig zu gehen, bevor er dazu gezwungen wurde, wobei er für sich wenigstens den größtmöglichen Gewinn heraus zu schlagen suchte. Zu diesem Zwecke bestand er darauf, daß in der neuen Verfassung dem freiwillig abdankenden Könige das Recht gewahrt bleibe, selbst die Regenten und Erzieher des jungen Königs zu ernennen. Damit war es ihm möglich, die Regentschaft seinen Creaturen zu verleihen. Er wählte zuerst die Generale Protitsch und Beli-Markovitsch, und zum Haupte der Regentschaft machte er denselben Ristić, den er eben so glühend haßte als verachtete; und warum? — weil er sich zur Unterzeichnung des geheimen Vertrages hergab!

Letzterer enthielt (so weit er bis jetzt bekannt geworden, man glaubt jedoch, daß er noch weitere Ueberraschungen enthält) folgende Punkte: Die Regenten verpflichten sich, vor

Digitized by Google

Allem für die richtige Abführung der Civilliste an Milan Sorge zu tragen; ferner ihm eine Million in Gold zu zahlen, wenn er verspricht, nicht nach Serbien zu kommen; ferner ihm weitere zwei Millionen in Gold zu zahlen, wenn er dem Königstitel und dem serbischen Staatsbürgerrecht entsagt; ferner die Königin zu vertreiben und weiter ihm noch eine Million zu zahlen, wenn Milan auch das letzte Band zerschneidet, das ihm noch mit seinem Sohne verbindet; ferner Allen Orden zu verleihen, die Milan auch nach seiner Abdankung dafür vorschlägt ... Sämmtliche Bedingungen, welche die Regenten eingingen, verstoßen gröblich gegen die Verfassung, daher es zweifellos erscheint, daß nach der Großjährigkeit des Königs die drei Regenten in das Gefängniß wandern werden — falls sie sich nicht vorher in Sicherheit bringen. Dazu kommt noch, daß die Regenten eigentlich gar nicht nach dem Gesetze, sondern nur durch Usurpation die Regentschaft ausüben. Denn die Verfassung ordnet ausdrücklich an, daß die Regenten binnen sechs Wochen vor der Skupschtina den Eid auf die Verfassung ablegen müssen, was aber bisher nicht geschehen ist. Die Regenten reden sich zwar aus, sie hätten den Eid dem Exkönig abgelegt, aber erstens war Niemand dabei, und zweitens ist dieser Eid überhaupt nicht verfassungsmäßig, namentlich jetzt, seitdem Milan eine Privatperson geworden ist, die mit Serbien gar nichts mehr zu schaffen hat. Die Oppositionsblätter haben daher den Usurpatoren ganz offen gedroht, man werde sie im Jahre 1894 aufhängen!

In jüngster Zeit ergrimmten die Machthaber in Sofia gegen Pašitsch, weil dieser seinem alten Busenfreund Rizov ein Asyl geboten hatte. Rizov ist ein Serbe aus Velcs, welcher, weil er in Serbien keine passende Stelle erhielt, nach Bulgarien ging, dort mit offenen Armen aufgenommen wurde und sich für einen „Bulgaren" erklärte. Später schloß er sich den Gegnern Stambulow's an und emigrirte. Von letzterem wurde er der Mitwissenschaft an dem Morde Beltschew's beschuldigt und seine Auslieferung verlangt. Pašitsch verweigerte sie, weil ihm Rizov drohte, in diesem Falle compromittirende Briefe zu veröffentlichen. Pašitsch kam aber dadurch nur aus dem Regen in die Traufe, denn nun veröffentlichte Golovin — ein Secretär des Exfürsten Alexander — einen Brief des Pašitsch an den Battenberger, in welchem Ersterer noch nach der Eroberung Pirots die Bulgaren um Waffen bat, damit er mit der Emigrantenlegion in sein eigenes Vaterland, Serbien, einfallen und dadurch dessen Eroberung durch Bulgarien erleichtern könne!

In Folge dieses neuen Hochverraths wurde Pašitsch von dem liberalen Abgeordneten Mašitsch interpellirt. Pašitsch befand sich in einer entsetzlichen Verlegenheit. Angesichts der erdrückenden Beweise, seiner eigenen, gegen ihn sprechenden Briefe und so vieler Zeugen konnte er seinen dreimaligen Hochverrath nicht ableugnen. Zugestehen wollte er ihn aber auch nicht und so verfiel er denn auf ein klägliches Mittel: er erklärte nämlich in der Skupschtina alle Anschuldigungen für Lügen, wofür er die Beweise liefern könne, falls die Skupschtina es wünsche. Letztere aber (d. h. die radicale Mehrheit) erklärte, dies sei nicht nöthig, er brauche sich nicht zu rechtfertigen! Das Gelungenste dabei ist aber, daß dieser Skupschtina-Erklärung im radicalen Club eine heftige Sitzung vorausgegangen war, weil der anständige Theil darauf nicht eingehen wollte. Pasitsch hatte sich jedoch den Beschluß dadurch erzwungen, daß er das Schreckgespenst des Endes der radicalen Herrschaft an die Wand malte.

Von den übrigen „Koryphäen" der herrschenden Partei will ich schweigen. Es sind Leute darunter, die vom Kellner wegen Nichtbezahlung eines schwarzen Kaffee hinaus geworfen wurden und die man wiederholt betrunken durch die Straße wanken sehen konnte; Abgeordnete, die wegen Diebstahl, Straßenraub, Betrug, Veruntreuung u. dergl. hätten verurtheilt werden müssen, aber ihrer politischen Gesinnung halber nicht verurtheilt wurden! Fast keine Nummer des fortschrittlichen „Videlo" erscheint, ohne neue Enthüllungen über radicale Skandale, Brutalitäten, Gesetzwidrigkeiten und dergl. zu bringen. Bezeichnender Weise wird niemals gegen das Blatt die Anklage wegen „Verleumdung" erhoben, weil in diesem Falle die Erbringung des Wahrheitsbeweises gestattet ist, sondern stets nur wegen „Beleidigung" einer Amtsperson, wobei kein Wahrheitsbeweis zulässig ist. Meistens schweigen jedoch die Gebrandmarkten, um die Sache zu vertuschen. Pikant ist auch der Umstand, daß Beamte, welche den Staat bestohlen haben, im Dienste bleiben und sogar avanciren, damit, wie der Minister des Innern sich vor ungefähr sechs Wochen naiv ausdrückte, Gelegenheit geboten sei, durch Abzüge an dem Gehalt die entwendeten Summen wieder herein zu bringen!

Da bei dieser Wirthschaft jeder Verbrecher straflos ausgeht, sofern er nur der radicalen Partei angehört, wenden sich die wenigen anständigen Elemente derselben von ihr ab. Man kann daher auf den Ausgang der nächsten Wahlen gespannt sein, denn auch die Finanzwirthschaft der Radicalen, die die Ausgaben um 50 Procent erhöht haben, ohne für eine Einnahmequelle zu sorgen, beginnt bereits das Volk zu erbittern.

Eisenbahntarifreform in Frankreich.

Gegenüber dem bedauerlichen Stillstand der Personentarifreform in Deutschland ist es von besonderem Interesse, daß in Frankreich am 1. April d. J. eine zum Theil sehr weitgehende Ermäßigung der Tarife für den Personen- und Eilfrachtverkehr eingetreten ist, die als eine Maßregel von großer wirthschaftlicher Bedeutung auch in den Nachbarländern eingehende Beachtung und Würdigung verdient. Weder die wirthschaftliche „Depression", die den Weltmarkt noch immer beherrscht und Handel und Verkehr in engen Fesseln hält, noch die großen Opfer, die der „bewaffnete Friede" dauernd erfordert, noch die damit zusammenhängende gewaltige Höhe der Staatsschuld haben die französische Regierung abgehalten, die bisherige Besteuerung des Personen- und Eilfrachtverkehrs der Eisenbahnen, die 1871 auf 23,2 % der Beförderungspreise gestiegen war und 1890 mehr als 93 Millionen Francs eingebracht hat, mit dem genannten Tage im Personenverkehr bis um mehr als die Hälfte (59 %) zu ermäßigen und im Eilfrachtverkehr ganz aufzuheben. In der richtigen Voraussicht, daß eine Herabminderung oder Aufhebung dieser Steuer, die namentlich in ihrer Höhe einzig dastand und nur von Rußland (mit 25 % in den beiden obersten Wagenklassen) übertroffen wurde, zu einer bedeutenden Verkehrssteigerung führen und dadurch den Eisenbahnen zu großem Vortheil gereichen müsse, waren im Jahre 1883 mit den Eisenbahngesellschaften bei Abschluß der Verträge über die Erweiterung ihrer Bahnnetze Vereinbarungen getroffen, die es ermöglichten, gleichzeitig auch die Eisenbahnverwaltungen zur Gewährung weiterer Tarifermäßigungen (bis zu 20 %) zu veranlassen. Die am 1. April eingetretene Herabsetzung der Beförderungspreise einschließlich der Staatssteuer beträgt:

Im Personenverkehr in Klasse	I.	II.	III.
a) bei den einfachen Fahrkarten	9 %	18 %	27 %
davon entfallen auf den Staat	9 %	10 %	11 %
auf die Eisenbahnen	—	8 %	16 %
b) bei den Rückfahrkarten . .	9 %	12 %	22 %
davon entfallen auf den Staat	9 %	9 %	10 %
auf die Eisenbahnen	—	3 %	12 %

Die Zeitkarten, Sommerkarten und sonstigen im Preise bevorzugten Fahrkarten nehmen an dieser Ermäßigung nur durch die Verminderung der Staatssteuer Theil.

Es muß befremden, daß in dem Geburtslande der bürgerlichen Gleichheit auf den (2650 Kilometer umfassenden) Staatsbahnen (seit dem Jahre 1880) die Personentarife für Entfernungen über 50 Kilometer nach um 4 bis 17 % fallenden Einheitssätzen berechnet waren, was eine Begünstigung des weiteren Verkehrs und damit vornehmlich der wohlhabenderen Bevölkerungsklassen bedeutet, daß die der Gesammtheit keineswegs gleichmäßig zu Gute kommenden Rückfahrkarten eine Er-

Digitized by Google

mäßigung von 40 % genossen (auf den Privatbahnen 25 % in der I. und 20 % in der II. und III. Klasse gegen 25 % in allen Klassen in Deutschland), und daß auf allen französischen Bahnen das sich gleichfalls als eine Bevorzugung der vermögenderen Klassen darstellende sogenannte Freigepäck durchweg 30 Kilogramm (gegen 25 in Norddeutschland) beträgt.

Diese einseitigen Begünstigungen sind mit dem 1. April nur theilweise beseitigt worden. Die Staatsbahnen haben ihre Personentarife denen der Eisenbahn-Gesellschaften gleich gestellt, so weit sich daraus (in der I. Klasse) nicht eine mißliebige Erhöhung der bestehenden Sätze ergab. Die Ermäßigung bei den Rückfahrkarten ist für Entfernungen unter 100 Kilometern auf 30 % herabgesetzt und steigt für jede folgenden 20 Kilometer wieder um 1 %, während die Rückfahrkarten nach Paris nur die auch bei den Gesellschaften übliche Ermäßigung von 25 und 30 % genießen.

Bei aller Anerkennung des entschlossenen Vorgehens der französischen Regierung, an dem man sich bei uns ein Beispiel nehmen könnte, wird es stets bedauerlich bleiben, daß diese Gelegenheit nicht benutzt worden ist, den vom wirthschaftlichen und namentlich vom sozialpolitischen Standpunkte aus gebotenen Grundsatz einer möglichst gleichmäßigen Behandlung aller Bevölkerungsklassen in weitestem Umfange in die Praxis zu übertragen, so weit nicht öffentliche Interessen Ausnahmen erforderlich machen.

Die Gepäckfracht, bei der nur eine Ermäßigung der Staatssteuer um 9 % eintritt, wird dadurch bei einem Gewicht bis zu 40 Kilogramm von 0,55 auf 0,50 Francs, über 40 Kilogramm von 0,44352 auf 0,4032 Francs für 1000 Kilogramm und 1 Kilometer herabgesetzt. In Preußen beträgt sie 0,625 Francs für das Tonnenkilometer. Der Tarif für Hunde ist gleichfalls nur um 9 % der Staatssteuer ermäßigt. Für Eilgüter ist ein Entfernungstarif mit Einheitssätzen eingeführt, die für Sendungen unter 40 Kilogramm von 200 Kilometern an mit je weiteren 100 Kilometern bis zu 1000 Kilometern von 0,35 auf 0,28 Francs für das Tonnenkilometer (um 8,6 bis 20 %) und für Entfernungen über 1000 Kilometer auf 0,25 Francs für das Tonnenkilometer (um 28,6 %) fallen, für Sendungen über 40 Kilogramm von 100 Kilometern an mit je 200 und von 500 Kilometern an um je 100 Kilometer bis zu 1000 Kilometer von 0,32 auf 0,18 Francs für das Tonnenkilometer (um 6,3 bis 43,8 %) und für Entfernungen über 1000 Kilometer auf 0,16 Francs für das Tonnenkilometer (um 50 %) sinken. Lebensmittelsendungen über 40 Kilogramm genießen noch weitere Ermäßigungen, indem der Preis für das Tonnenkilometer von 100 Kilometern an mit je 200 und von 500 Kilometern an um je 100 Kilometer bis zu 1000 Kilometer von 0,24 auf 0,135 Francs (um 9,4 bis 47,9 %), für Entfernungen bis zu 1100 Kilometer auf 0,12 Francs (um 50 %) und über 1100 Kilometer auf 0,105 Francs (um 56,3 %) fällt.

Im Ganzen genießen die Verfrachter gegen die früheren Sätze nach der Entfernung veränderliche Ermäßigungen von 36 bis 44 % für Sendungen von weniger als 40 Kilogramm, von 27 bis 41 % für Sendungen (außer Lebensmitteln) über 40 Kilogramm und von 45 bis 56 % für Lebensmittelsendungen über 40 Kilogramm. Der schon früher erstellte Ausnahmetarif für kleine Packete bis zu 5 Kilogramm, der einheitlich 1,25 Francs betrug, ist bestehen geblieben und nur um den Betrag der Staatssteuer herabgesetzt; das Gleiche gilt für diejenigen älteren Lebensmittel-Ausnahmetarife, deren Sätze niedriger sind, als die des neuen allgemeinen Tarifs.

Die Tarife für lebende Thiere und Fahrzeuge sind neben dem Wegfall der Staatssteuer gegen früher um 20 % ermäßigt.

Wenn die Bildung von Personentarifen nach mit der Entfernung fallenden Einheitssätzen als ein wirthschaftlicher und namentlich sozialpolitischer Fehler bezeichnet werden muß, so ist ein gleiches Verfahren im Güterverkehr nicht unter allen Umständen zu verwerfen. Im Gegentheil kann hier eine solche Tarifbildung durchaus berechtigt, ja geboten sein, um namentlich Gegenständen des allgemeinen Verzehrs ein möglichst weites Absatzgebiet zu eröffnen.

Vorstehende Ausführungen beziehen sich nur auf die Hauptbahnen. Den Localbahnen kommt zwar auch die Herabsetzung und theilweise Aufhebung der Staatssteuer zu Gute, doch sind diese Bahnen bei dem Mangel ähnlicher Verträge, auf Grund deren die Hauptbahnen zu einer Herabsetzung ihrer Tarife angehalten werden konnten, und wohl auch in Anbetracht ihrer im Allgemeinen ungünstigen finanziellen Lage zu einer gleichen Maßregel nicht herangezogen worden.

Nach den Verkehrsergebnissen von 1890 beziffert sich der lediglich die Staatskasse treffende Ausfall an der bisherigen Verkehrssteuer auf 53 Millionen Francs, während den Eisenbahnverwaltungen aus den von ihnen gewährten Tarifermäßigungen eine Mindereinnahme von 42 Millionen Francs und dem Verkehr somit ein Gesammtvortheil von 95 Millionen erwächst.

Wenngleich in Folge der eingetretenen beträchtlichen Tarifermäßigungen ein bedeutender Verkehrszuwachs zu erwarten ist, so wird letzterer, wenigstens zu Anfang, doch kaum so groß sein, daß von vornherein auf eine Deckung der Einnahme-Ausfälle gerechnet werden könnte, die sich für die Eisenbahnverwaltungen aus jenen Ermäßigungen ergeben. Und da fast sämmtliche Eisenbahn-Gesellschaften eine staatliche Zinsgarantie genießen, die noch im Jahre 1890 mit 42 Millionen Francs von ihnen in Anspruch genommen worden ist, so wird der französische Staat auch einen großen Theil der auf die Eisenbahnverwaltungen entfallenden Mindereinnahmen zu decken haben.

Die nachstehende Uebersicht wird willkommene Gelegenheit zu einer Vergleichung der neuen französischen Personentarife mit denen anderer Länder bieten:

Tarif für Person und Kilometer (Personenkilometer) einschließlich Staatssteuer.

		I. Kl.	II. Kl.	III. Kl.
		Francs		
Frankreich, früher	Pers.- u. Schnellz.	0,1232	0,0924	0,0678
gegenwärtig	" " "	0,112	0,0756	0,0493
Norddeutschland	Personenzug	0,10	0,075	0,05
gegenwärtig	Schnellzug	0,1125	0,0834	0,0584
Süddeutschland,	Personenzug	0,10	0,0663	0,0425
gegenwärtig	Schnellzug	0,1137	0,08	0,0562
Deutscher Einheitstarif nach	Personenzug	0,075	0,05	0,025
preußischem Vorschlag*)	Schnellzug	0,0875	0,0625	0,0375
Oesterreich, Staatsbahn	Personenzug	0,075	0,05	0,025
	Schnellzug	0,1125	0,075	0,0375
Ungarn	Personenzug	0,0812	0,065	0,0405
	Schnellzug	0,0962	0,0812	0,0487
Niederlande, (Holländische Gesellschaft)	ohne Unterschied	0,1063	0,085	0,0531
Belgien, Staatsbahn	Personenzug	0,0756	0,0567	0,0378
	Schnellzug	0,0945	0,0709	0,0473
Schweiz	ohne Unterschied	0,104	0,0703	0,052
Italien	Personenzug	0,1130	0,079	0,051
	Schnellzug	0,1243	0,087	0,0565
England	Personenzug	0,097	0,081	0,065
Schweden, Staatsbahn	Personenzug	0,098	0,0735	0,049
	Schnellzug	0,119	0,084	0,056
Rußland	ohne Unterschied	0,15	0 1115	0,0565

Der neue französische Personentarif gehört hiernach zu den niedrigsten in Europa und wird nur von Belgien, von Ungarn auf Entfernungen über 225 Kilometer und von dem in Aussicht stehenden deutschen Einheitstarif unterboten. Möge dieser uns bald zu Theil werden und dem wahrlich lange genug ertragenen Tarifwirrwarr mit seinen vielfachen wirthschaftlich unrichtigen und vom sozialpolitischen Standpunkt aus verwerflichen Begünstigungen der wohlhabenderen Bevölkerungsklassen auf Kosten der minder Bemittelten ein wohlverdientes Ende bereiten.

Sehr beherzigenswerth ist auch die Begründung der französischen Tarifreform in der betreffenden Regierungsvorlage, wo es unter Anderem heißt: „Diese Reform mit der Umgestaltung unserer Zolltarife zusammen fallen lassen, heißt in

*) Nach dem bayrischen Vorschlag in der II. Klasse Personenzug 0,0488, Schnellzug 0,0563 Francs.

Digitized by Google

der glücklichsten Weise das verbessern, was diese Umgestaltung an Nachtheilen auf gewissen Punkten mit sich bringen kann; es heißt die Thätigkeit unseres nationalen Marktes anregen, unsere inneren Verkehrsbeziehungen erleichtern, unseren Erzeugnissen die weitesten Absatzgebiete eröffnen, ohne daß sie nöthig haben, über unsere Grenzen hinaus zu gehen. Unzweifelhaft wird die Entwickelung des Personenverkehrs einen entsprechenden Fortschritt in dem wirthschaftlichen Leben unseres Landes herbeiführen. Eine ganz ungeheure Bewegung muß sich hieraus ergeben und ihr Einfluß sich von den materiellen Erzeugnissen auch auf die geistigen und sittlichen erstrecken. Zu niedrigen Preisen den Verkehr bedienen, heißt an der Civilisation mitarbeiten." -T-

Literatur und Kunst.

Drei Ehedramen von August Strindberg.

Besprochen von Erich Holm.

Ueberblickt man als Ganzes Strindberg's dichterische Production, so fällt als einer ihrer charakteristischsten Züge auf, daß in ihr die fortgesetzte Arbeit, durch die er zu einem allseitigen, vertieften Verständnisse des Menschendaseins zu gelangen strebt, sich wie bei kaum einem andern Dichter erkennen läßt. Deutlich offenbart sich darin, wie er allmählich, Stück für Stück, sich das Wissen vom Leben zusammenträgt, wie er letzteres Seite um Seite, Erscheinung um Erscheinung, deren Wechselbeziehungen, Wirkungen und Rückwirkungen durchaus studirt mit heißem Bemühen. Seine Dichternatur duldet es eben nicht, daß weittragende Erkenntnisse, die ihm aufgehen und ihn ergreifen, in der abstracten Form im Innern versunken bleiben. Sie wollen wieder hinaus in's concrete, leibende Leben. Leben bist Du, und zu Leben sollst Du wieder werden!

Darum aber ist auch Strindberg's Bruch mit der Idealdichtung ein so vollständiger, weil er nie von gegebenen Wahrheiten ausgeht, nicht wie jene deductiv verfährt, sondern vollkommen voraussetzungslos auf inductivem, heuristischem Wege zu seinen Stoffen gelangt, eine Methode, bei der man freilich dem Irrthume mehr bloßgegeben ist, wenigstens dessen leichter geziehen werden kann, als wenn man von bereits Anerkanntem den sicheren Ausgangspunkt nimmt.

Eine weitere Folge dieses Hervorquellens der Dichtung aus der systematisch sich fortbewegenden Forschung ist die merkwürdige Geschlossenheit, der die Werke innerlich verbindende Gedankenzusammenhang dieser mannigfaltigen Production. Problem schließt sich an Problem, eine fortlaufende Kette. Nicht, als ob seine Anschauungen sich immer nur in gerader Linie entwickelt hätten. Im Gegentheil. Eine spätere Erfahrung modificirt oft die frühere, hebt sie zuweilen gänzlich wieder auf. Nicht selten treibt auch das leidenschaftliche Temperament zu übereilten Schlüssen, welche kühlere Betrachtung zurückzunehmen nöthigt. Ja, er macht eine so entschiedene Wandlung durch, daß sein Schaffen sich geradezu in zwei disparate Hälften schneidet. Aber es ist doch nur, als ob ein Strom plötzlich verschwände, um unterhalb eines Gebirgsrückens seinen Lauf fortzusetzen und jenseits, zwischen anderen Geländen, wieder zu Tage zu treten. Strindberg war und ist Sozialphilosoph. Während er jedoch in seiner jüngeren Periode Sozialdemokrat gewesen, haben ihn seine eifrig betriebenen psychologischen Studien zum Gegner der Gleichheitsideen gemacht, während früher sein Augenmerk hauptsächlich auf die ökonomische Seite der sozialen Zustände gerichtet war, beschäftigt ihn heute vorwiegend die Seelenkunde der Gesellschaft. Und diese stürzt seine früheren Ideale, gliedert ihm die Gesellschaft in naturgemäß aus dem Grade seelischer Entwickelung sich ergebende Abstufungen, deren oberste, höchste, gewissermaßen monarchische Spitze das Genie. Mehr aber als alle diese Unterschiede regt sein Interesse jene eine gewaltigste Spaltung an, welche die Menschheit in zwei Hälften scheidet. Ja, das Problem „Mann oder Weib" dürfte ihn auf alle die anderen verwandten Untersuchungen, auf jene Probleme „vom sozialen Steigen oder Fallen, vom Höheren und Niedrigeren, Besseren oder Schlechteren," welche seinen jüngsten Werken zu Grunde liegen, erst geführt haben.

Schon seine Formulirung derselben — „Mann oder Weib" — deutet an, in welcher Weise es sich seinem Geiste darstellt, und was den Anstoß zu solcher Fragestellung gab. Es ist der von der Frau um ihre Emanzipation geführte Kampf, den Strindberg in seinen weitesten Beziehungen, in seinen äußersten, möglichen Consequenzen in's Auge faßt. Einen Kampf um die Macht erblickt er darin, den Streit um die Hegemonie von Mann oder Weib, wie er schon einst stattgehabt, als das Vaterrecht das Mutterrecht ablöste. Nun will umgekehrt, im Wandel der Zeiten, das alte Matriarchat wieder an die Oberfläche, und der Mann leiht, „in schwächlicher Entartung", indem er die Emanzipationsbestrebungen unterstützt, diesen Tendenzen selbst Vorschub. Die Frau ist die an Zahl Ueberlegene, die unbedenklich von ihrer, der Schwachen Waffe, der Hinterlist, Gebrauch macht. Nun möge Hercules sich nicht von Omphale die Keule entwinden lassen! Und er fragt, worauf die Frau ihren Anspruch denn eigentlich stütze, was sie beigetragen zum Gute der Menschheit, zu deren geistigem Besitz? Ist nicht die ganze Culturarbeit des Mannes Werk? Die Frau hätte immer mitthun dürfen, aber sie wollte, oder konnte nicht. Nun drängt sie sich ein in die von ihm eroberten Gebiete. „Ihr lagt hinter den Büschen, während wir die Streiche führten, und nun wir den Tisch gedeckt, laßt Ihr Euch daran nieder, als ob Ihr zu Hause wäret."

Doch Strindberg hätte sich selbst verleugnen müssen, würde er sich an diesen Argumenten haben genügen lassen, würde es ihn nicht gedrängt haben, sich tief in die Räthsel eines Verhältnisses zu versenken, das für das Leben des Einzelnen wie der Gesammtheit von so unermeßlicher Bedeutung ist. Wir sehen ihn denn auch sich den ernstesten Studien hingeben, in der ganzen Natur, bei Thier und Pflanze Umschau halten, um das in derselben waltende Gesetz zu erforschen und seinem Probleme tiefer auf den Grund zu kommen. Die Wissenschaft vom Menschen selbst, die an „den Grenzen des Naturerkennens" stehende Physio-Psychologie, bietet ihm wohl keine festen Anhaltspunkte. Doch hier läßt ihn die aus seiner Lebensanalyse geschöpfte Ueberzeugung, die „praktische Vernunft" könnte man sagen, die unausfüllbare Kluft übersetzen, der schwanken Hypothese Beweiskraft beilegen. In großen Zügen, wie dies stets seine Art, sucht er nunmehr das typische Charakterbild, die Entwickelungsgrade, Entwickelungsmöglichkeiten der beiden Geschlechter festzustellen, zugleich bemüht, sich die einfachen Grundnormen ihres gegenseitigen Verhältnisses abzustecken.

Eine Reihe literarischer Productionen von mehr oder minder bedeutendem Tiefgange und starkem Stimmungscolorit entstammt den hier skizzirten, verschiedenartigen Tendenzen und Bestrebungen, deren zusammenfassendstes Ergebniß drei Schöpfungen von seltener Kraft und Originalität, die Ehedramen „Der Vater", „Die Kameraden", „Gläubiger", sind. Im engsten, gedanklichen Zusammenhange stehend, bilden sie eine Gruppe für sich, indem sie von drei Seiten, in drei ihrer Hauptbeziehungen, die zum Zwecke der Familienbildung gestiftete Verbindung zwischen Mann und Frau beleuchten. Treu spiegeln sie die Doppelstellung des Dichters zu seinem Gegenstande, als untersuchenden Denker, als kämpfenden Parteimann, und erhalten durch dieselbe eine Großheit des Stils, eine Tiefe, wie sie nur den besten sozialen Problemdichtungen eigen sind, wie andererseits ein Feuer, das nur subjectiver Antheilnahme zu entspringen vermag. Sie sind bisher hauptsächlich in der einen Beziehung, als wider die Frauenemanzipation gerichtete Kampfdramen gewürdigt worden.

„Der Vater", eines der erschütterndsten Trauerspiele, zu dem das Naturgesetz selber das tragische Motiv componirt, wirft die Frage auf, in welchem Verhältnisse zu einander das Recht der Gatten über das Kind stehe. Wer ist in der Ehe derjenige, welcher bei Conflicten, wo unmöglich beide Theile

Digitized by Google

bestimmen können, den Ausschlag zu geben hat? „Ich will," äußert der Rittmeister zu seiner Gattin Laura, „daß meine Tochter in der Stadt wohne, Du willst, daß sie hier bleibt. Das arithmetische Mittel würde sein, daß sie auf der Eisenbahnstation mitten zwischen der Stadt und dem elterlichen Hause verbliebe."

Als Ernährer nimmt der Vater das Vorrecht für sich in Anspruch, hätte doch die Mutter auf ihre Rechte dafür verzichtet, daß der Mann ihre und ihres Kindes Versorgung übernimmt. „Hat man eine Waare verkauft, so kann man nicht diese wiederbekommen und zugleich das Geld behalten." Nicht kann sie die Macht über das Kind haben und zugleich ihn als Versorger.

Nur so lange jedoch sind ihm selbstverständlich die Pflichten bindend, die Rechte begehrenswerth, als er die sichere Gewähr hat, der Vater des Kindes zu sein. Ist das Kind nicht das seine, dann will er so wenig die einen als die anderen. Wodurch aber wird ihm jene Gewähr? Kein unumstößliches Zeichen legt hier Zeugniß ab. Die Natur versagt alle festen Anhaltspunkte. Es ist einzig die unantastbare Vertrauenswürdigkeit der Mutter, die ihm das beseligende Bewußtsein Vater zu sein, schenkt, sichert. Wo diese fehlt, stürzt denn auch die Familie zusammen. Wer wollte für ein Kind, das vielleicht eines Andern, ein Weib, das auch einem Andern gehört, die drückende Last ihrer Erhaltung auf sich nehmen, „Zukunft und Carrière opfern, für ihre Existenz Qualen, Peinigungen, schlaflose Nächte und Aufregungen ertragen? Dazu verurtheilen, ist das höllischste Verbrechen, einfach Diebstahl, die brutalste Sklaverei. Es ist ein Unschuldiger, und schmachtet unter jahrelanger Strafarbeit!"

Auf diesen hier kurz skizzirten Ideen baut sich das Stück auf, dessen Handlung bekannt ist. Ein schier unlöslicher Conflict, der sich hier entspinnt! Der Vater, der sein Kind heiß und innig liebt, der sein Bestes in ihm fortgesetzt sehen möchte, das ihm, dem Freidenker, der Ewigkeitsgedanke, kämpft einen Kampf auf Leben und Tod mit seiner Gattin, welche es, seiner Ueberzeugung nach, in eine für dasselbe unheilvolle Laufbahn drängen will. Er weiß, daß er der geistig Ueberlegene ist, sein Urtheil stützt sich auf gute Gründe, und er läßt daher nicht eher ab, als bis in seine Seele der ihn in den Wahnsinn treibende Zweifel geträufelt wird, ob dieses Kind auch wirklich sein eigen Fleisch und Blut? Die Mutter ihrerseits, setzt alles ein, um ihr Mutterrecht an ihrem Kinde zu wahren, und von der Idee ausgehend, „eine Mutter könne und müsse jedes Verbrechen für ihr Kind begehen, mißbraucht sie den ihr von der Natur verliehenen, allgewaltigen Vorzug, daß einzig die Abstammung des Kindes von ihr erweisbar ist. Ein Schrei ist „der Vater" über diese furchtbare, dem Weibe gegebene Macht! Wehe, wenn mit ihr ein frevles Spiel getrieben wird.

Mit den Worten der siegreichen Mutter: „Mein Kind, mein eigen Kind!" schließt das Stück. Mittelst eines jener Geniestreiche der List, eines jener teuflischen unblutigen Verbrechen, „denen mit dem Gesetze nicht beizukommen ist," hat dieses dämonische Weib ihren Anspruch als Mutter über den theuer erkauften des Vaters gesetzt, die Macht an sich gerissen und zugleich ihn als Versorger behalten.

So verbrecherisch indeß hier die List zu Werke geht, sie wurde von der Gewalt erzeugt, und so sollte man denn meinen, die Selbstherrlichkeit, welche das unveräußerliche Recht der Mutter mißachtete, bilde die tragische Schuld des Vaters, die in dessen herrischen, der Mutter jede Einflußnahme auf das Schicksal ihres Kindes schroff verweigernden Worten „Ich dulde keinen Eingriff in meine Rechte, weder von Weibern noch von Kindern" absichtlich unterstrichen erscheint. Doch dem ist nicht so. Strindberg sieht die Quelle dieser Tragik in einer tieferen, allgemeineren Ursache, in den Emancipationsbestrebungen, den Gleichheitsideen, welcher sich der Frau bemächtigt haben, und die alte Ehe, mit ihrer göttlich gebotenen Unterordnung des Weibes stürzten. „Wessen ist die Schuld?" fragt der Rittmeister, als Laura sich hinter das instinktive Gefühl, das sie geleitet habe, verschanzt und demgemäß die Verantwortung von sich abwälzt, „etwa der geistigen Ehe? Früher verheirathete man sich mit einer Frau; jetzt geht man eine Gemeinschaft mit einem gewerbetreibenden Frauenzimmer ein, oder zieht mit einer Freundin zusammen. Und dann betrügt man den Theilhaber und entehrt den Freund! ..... Und welcher Sprößling aus dieser Liebe auf Aktien, lautend auf den Inhaber, ohne solidarische Verantwortlichkeit? Wer ist der Inhaber, wenn der Krach kommt? Wer ist der körperliche Vater des geistigen Kindes?"

Seine prinzipiellsten Einwände gegen die modernen Tendenzen, welche die alte Ehe untergraben, drängt Strindberg in diese Erwägungen zusammen. Die Einheit, zu der Mann und Frau zusammenschmolzen, die Solidarität, jede Verantwortlichkeit nach Außen hin, wird ihm durch jene aufgehoben. Zugleich war ihm die alte Ehe die Harmonie, der Friede. „Der Gott des Streites gebietet über das Leben, oder vielmehr die Göttin." „Die Liebe zwischen den beiden Geschlechtern ist Kampf, ist dem Hasse verwandt." Hier aber war alles gebunden, der Conflict behoben. Indeß, die Bibel hatte den Knoten nur durchhauen, indem sie den Machtspruch „Er soll Dein Herr sein!" that, und Strindberg ist viel zu modern, viel zu sehr Denker, um solch ein bloßes Durchhauen des Knotens zu ertragen, viel zu sehr von der Ueberzeugung durchdrungen, er ließe sich lösen, der Beweis der inneren Berechtigung des Machtwortes — und sei auch nur ein einziger möglich — ließe sich erbringen, um es nicht versuchen zu sollen.

Er thut es in den „Kameraden", der Tragödie des Weibes, das Mann sein will, ohne daß Natur ihm Anlage und Kraft hiezu gegeben. Strindberg legt hier den Maßstab an das Niveau der beiden Geschlechter und sucht durch die Nebeneinanderstellung der Gatten als Kameraden, den Abstand im Wuchse in die Augen springen zu lassen, zu zeigen, welche Ungeheuerlichkeit darin liegt, Wesen von so ungleicher Natur und Stärke in Reih und Glied stellen zu wollen.

Es ist eine Ehe nach modernem Ideale. Den von der Emanzipationsbewegung ausgegebenen Parolen gemäß, will Bertha, die Gattin des Malers Axel, auf eigenen Füßen stehen, befreit von der demüthigenden ökonomischen Abhängigkeit vom Manne, die ihn zum Herrn über sie macht. In allen Stücken will sie die ihm Ebenbürtige, Gleichgestellte sein. Doch wie verwirklicht sie dieses Programm? Sich dessen harten, mühevollen Bedingungen zu unterziehen, sich selbst zu erhalten, dazu hat sie einstweilen keine Lust, vielleicht auch keine Kraft, von dem angenehmen Theil, der Freiheit, die ihr im Austausch werden sollte, geben ihr die stolzen, würdevollen Prinzipien geschickten Vorwand ausgiebigen Gebrauch zu machen. Die Vorrechte von ehedem, die will sie alle, dazu die Freiheiten von heute, doch nicht die Pflichten von ehedem, nicht die von heute.

Daß der Mann die extravaganten Ausgaben bestreitet, die sie, befreit von jeder Controle, sich rücksichtslos gestattet, gesteht sie ihm unter Protesten, „nun werde sie es wieder hören müssen, nun werde es ihr wieder vorgehalten werden!" — willig zu, glückt es ihr selbst etwas zu erwerben, behält sie es unter Berufung auf Paragraph so und so der Gesetzgebung zum Schutze der Frau, für sich. Nirgends bekundet sie den ernsten Willen, sich aus einem für unwürdig gehaltenen Verhältnisse in Wirklichkeit zu lösen, nirgends ein Rechtsgefühl. Es ist alles leeres Scheinwesen, hohle Phrase, Lug und Trug. Auch sie hat sich, gleich Axel der Malerei zugewendet. Allein es fehlt an der Begabung, es fehlt an dem Ernst, sich durch Arbeit zur höchstmöglichen Vervollkommnung aufzuringen, es fehlt an Selbstüberwindung, sich mit jenem äußeren Erfolge zu begnügen, zu welchem das beschränkte eigene Können berechtigt. Was sie nicht zu sein vermag, das will sie wenigstens scheinen. Das Streben vertritt Streberthum. Und als der Erfolg, den künstliche Mittel herbei zu zaubern versuchten, ihr dank der großmüthigen Selbstverleugnung des Mannes scheinbar wird, während den hochüberlegenen Gatten vermeintliche Hintansetzung trifft, da verblendet er sie nicht nur, recht als die insolubile ignorante fortunata, die sie ist, sie kann auch die Schadenfreude, das Frohlocken, im Wettbewerbe mit dem Manne obsiegt zu haben, nicht verhehlen. Die Kameraden werden gehässige Concurenten,

Digitized by Google

die Solidarität zwischen Mann und Weib ist aufgehoben, die nach Gleichheit Strebende ist zur dünkelhaft sich Ueberhebenden geworden. „Es ist Eva," schreibt Ola Hansson, „die Adam sein will, aber dadurch nur erreicht ein Scheusal zu werden, das Adam schließlich auf die Straße zu anderem Unrath wirft." Wie der sich aufblähende little man with little soul. der noch nie so little, little, little, wie eben da erschien, nimmt sie sich aus neben der schlichten Größe des Mannes mit dem ernsten Wollen, der sich als Glied der großen Menschheitsgemeinde fühlt, und dessen Ehrgeiz ist, nach besten Kräften, Gutes, Werthvolles zu leisten. Es ist Disciplinlosigkeit, was hier vor allem mit dem weiblichen Geiste indentifizirt wird. Anarchie herrscht während des kurzen Interregnums, in dem die Freigelassene zur Macht gelangt. Ihre niedere Intelligenz, die nicht heraus kann aus dem engen Bezirk des Ich, ihres Götzen, den sie, eine Wilde, in wildem Reigen umtanzt sehen möchte, macht sie zur Fremden in der harmonievollen sittlichen Welt, die der Freigeborene ordnenden, liebenden Geistes erschaffen, deren strengem Gesetze er sich freudig unterwirft. Ihr los und ledig gewordener Instinkt zertrümmert diese Welt. Das Chaos ist wieder da! — Nein, schlimmeres als das Chaos. Denn es ist nicht mehr jener Trieb, der wie die Flamme, die freie Tochter der Natur, auf der eigenen Spur einhertritt, es waltet der von der Civilisation depravirte, der sich feige mit Lug und Trug und Verstellung deckt. Seine Schöpfung ist eine entartete Welt, nicht die der Natur, nicht die der Vernunft, eine ekle, gemeine Zwitterwelt, deren Lebensprinzip Täuschung ist. Blague! zeichnet ihr denn auch der Dichter, in Zorn und Ueberdruß, wie ein Kainsmaal an die Stirne.

Und blague! wiederhallt es in der Klage des ergrauten Doctors, dessen Jugendideale das Leben schnöde zertrümmert hat. Wie ein grollendes Echo trägt sie das Wort über alle Gebiete des modernen Daseins dahin. „Blague, Blague! Bräute, Liebe, Neapel, Lebensfreude, antiquirt, modern, conservativ, ideal, real, natural, blague, blague! Von Anfang bis zu Ende!"

In schrille Dissonanzen klingt das Stück wie in eine gelle Katzenmusik aus, die der ganzen Bewegung, welche die Frau aufwiegelt, gilt. Die Geißelhiebe der Sarcasmen fallen dicht und dichter. Wie mit einem Ruck scheint der Dichter das ganze Gewebe der Emanzipationsideen in Fetzen reißen zu wollen.

Unter den unglücklichen Ehepaaren kommt in den „Kameraden", von den herrschenden Tohuwabohu unangefochten, als lebte es auf einer seligen Insel, auch ein glückliches Tendenzpaar vor, darum glücklich, weil der Gatte von vornherein den Platz als Haupt und Chef der Familie einnahm, zu dem er sich vermöge seiner überlegenen Intelligenz, vermöge natürlicher Anlage berufen fühlte. Lasse sich doch Macht nicht theilen. Befehlen oder Gehorchen. Ich oder Du! Kämen nur richtige Männer über die Frauen, dann würde selbst aus ihnen noch etwas Ordentliches.

Strindberg belegt sein Stück mit dem Titel einer „Comödie". Wie eine lächerliche Farce erscheint ihm dieser ganze Rummel, dem der Mann ein Ende mit Schrecken bereitet.

Doch wie unsäglich traurig ist, was sich dahinter birgt. Welche pessimistische Würdigung dessen, was bisher als die Quelle holdesten, beseligendsten Glückes im Dasein der Menschheit galt! Wie entwürdigend für den hoch entwickelten Mann, sich mit einem Wesen gatten zu sollen, das nur durch Bändigung erträglich wird. Wie entwürdigend andererseits für mehr als die Hälfte der Menschheit auf allen Stufen der Entwickelung, hoch und nieder, zum völligen Verzicht auf ihre Selbstbestimmung verurtheilt zu sein.

Strindberg ist eben ein unerschrockener Denker, viel zu sehr Freund der Wahrheit und Charakter, um davor zurückzuscheuen, aus den Thatsachen die ihm logisch dünkenden Consequenzen zu ziehen. Sind aber diese Thatsachen so unumstößlich? Wo ist der Beweis, daß bei der Frau, wie er behauptet, im Mechanismus der Fehler steckt, daß ihr zarter Körperbau physiologisch ihr geistiges Zurückbleiben bedingt? Er selbst hat in seinem jüngsten Werke „An offener See" seinen Geisteshelden schwächlich dargestellt, während Grobsinn und Bornirtheit sich mit der brutalen Kraft gepaart zeigen. Doch abgesehen davon, geht, bei der unendlichen Verschiedenheit, welche bei Frau wie Mann in den Graden ihrer Geistes- und Charakterbildung herrscht, das Leben immer so methodisch vor, daß es stets nur den höher stehenden Mann mit der niederer stehenden Frau verbände? Oder hätte überhaupt der Mann in allen den bunten Wechselfällen des Lebens eo ipso immer recht, die Frau immer unrecht? Ist er unfehlbar? Die Welt sträubt sich gegen den einen Unfehlbaren, und in all den zahllosen Mikrokosmen, die man Familien nennt, sollte solch ein Unfehlbarer geschaffen werden? Heißt Heirathen für die Frau unmündig werden? Denn nicht wie der Soldat, der Beamte, wie jeder Einzelne, der im Dienste eines Unternehmens steht, soll sie, wo die Existenz es bedingt, gleich dem Gatten zu theilweisem Verzicht auf ihre Willensfreiheit gehalten sein. Hier gilt es völlige Unterwerfung, was gleichbedeutend ist mit dem Verkümmernlassen der höchsten Lebensäußerungen des Menschen. Und die Kluft zwischen Mann und Weib gähnt immer weiter, und unabsehbare Folgen drohen! Nein nein! Nicht Unterjochung der Frau nach orientalischem Muster ist das Schiboleth des Gedeihens der Gesellschaft, das Schiboleth der glücklichen Ehe. Wohl weit eher, daß der Mann, die Frau selbst, die weibliche Erziehung sich aus dem noch immer herrschenden Wahne löse, ein echter, rechter, ein ganzer, voller Mensch zu sein, ließe das Weib im Weibe schaden nehmen. Wie nur der rechte Mensch der rechte Mann, so auch kann nur der rechte Mensch das rechte Weib sein. Das ist nicht Nachäffung des Einen durch den Anderen, das heißt allein den Schwerpunkt in sich finden, auf dem das eigene Wesen sicher zu ruhen vermag. Was Natur und Leben fordern, damit nicht ein Theil, nein beide Theile gedeihen, um, einander würdig, sich zusammenzuschließen zu der höheren Einheit, Menschheit, dazu schöpft sich die Weisheit, die Liebe, die Kraft, aus diesem Borne allein. Daran dürfte wohl keine moderne vergleichende Geschlechtspsychologie etwas ändern, wenn überhaupt diese Wissenschaft, die wie kaum eine andere, der Einflußnahme des Subjectiven unterworfen ist, eine solche Verantwortung je wird übernehmen können.

Mag denn das Weib immerhin dem Manne zu Füßen liegen, wenn Ehrfurcht, wenn Bewunderung es dazu treiben. Daß es, unglücklicher als der Proletarier, dem Erhebung aus seiner Erniedrigung möglich, dort seinen Platz finden solle, müsse, wie Nietzsche im Geschlechtsaristokratismus, dem ausschließendsten von allen Aristokratismen, heischt; die Frau dort anschmieden zu wollen, sie, deren Genie so gut, wie das des Mannes, zum „Uebermenschen" strebt, das hieße am Genius der Menschheit sich versündigen. Der reuigen Peri öffnet sich das Paradies, wenn es ihr glückt, die liebste Gabe darzubringen, dem höchsten Streben bleibt der Himmel vollen Menschthums, Menschenrechts verschlossen, wenn das Geschlecht, doch nur ein Zufall der Geburt, den Zutritt wehrt.

Auch Strindberg, dünkt mich sonach, durchhaut den Knoten nur, er löst ihn nicht. Es wäre furchtbar, sollte ihn zu lösen, die Quadratur des Cirkels sein.

Wie beim „Vater" und den „Kameraden" enthüllt auch in dem letzten der drei Dramen „Gläubiger", die Tendenz sich schon im Titel. Die Frage, die es stellt — Nr. 3 der Fragen — geht dahin: Was leistet der Mann der Frau, worin besteht, was sie als Gegenleistung zu bieten hat? Die Antwort giebt sich kurz: Alles empfängt sie von ihm, ihr leibliches, ihr geistiges Brod, denn auch die Ideen, von denen sie zehrt, sind nur ein Reflex der seinen, in seinem Haupte entsprungen. Er giebt ihr soziale Stellung, Ansehen, Freunde, den eigenen Heerd, er erlöst sie vom Elternzwange, er macht sie vom Kinde, das sie war, zum Weibe. — Und ihre Wiederlage? Was er dagegen fordert? Es ist alles in allem im Grunde eins nur — denn ihre Hingabe ist nur ein Nehmen — Treue, Treue! Doch ja, noch eins, — Gehorsam!

Im Mittelpunkte dieses Dramendreibunds steht die Frau, die Eva, um derentwillen die Austreibung aus dem Paradiese erfolgte. Hier, wie dort, concentriren sich in ihr alle die ur-

Digitized by Google

sächlichen Momente, aus denen die tragischen Verwickelungen, die verheerenden Katastrophen hervorgehen. (Nebenbei bemerkt, so bibeltreu, wie in diesen Dichtungen, ist Strindberg nirgends sonst. Ach, daß die Männer, ohne dieses Uebel Weib auf die Welt kommen könnten! Mit Feuer und Schwert müßte man es ausrotten!)

Diese drei Frauengestalten, Laura im „Vater", Bertha in den „Kameraden", Thekla in den „Gläubigern" sind Meisterwerke künstlerischer Technik. Es sind — selbstverständlich mit dem Vergrößerungsapparate der Kunst aufgenommen — der Wirklichkeit wie aus dem Gesicht geschnittene Typen, es sind diese selben Typen in ihrer möglichen Umformung durch die Emancipationsideen geschaut, und es sind leibende, lebende Individuen, so einheitlich in der Bildung, wie der aus dem Kern mit Stamm und Laub und Aesten erwachsene Baum. Und es liegt auch solch ein in der Tiefe verborgener, unter fördernden Einflüssen sich jäh entwickelnder Kern in ihnen, aus dem diese ganze, in sich abgeschlossene Phantasiewelt hervorwächst. Je ein anderer „herrschender Grundzug im Seelencomplex" bestimmt bei jeder von ihnen in anderer Weise, Wesen und Handeln, und — immer unter Mitwirkung der dienstbaren Geister der Schwachen, der List, der Intrigue — auch alle Vorgänge und Geschehnisse, die sich um sie abspielen. Diese Einheitlichkeit, bei der kein Fremdes verwirrend dazwischentritt, jeder Zug sich nothwendig aus dem andern entwickelt, ist um so reiner bewahrt, als die den Frauengestalten gegenübergestellten männlichen Hauptfiguren, die, wie es scheint als bloße Folien gedacht, mehr oder weniger den nämlichen Grundcharakter zeigen, sich durchaus reactiv verhalten.

Ohne die schlimmen Frauen, wären diese an Geist, Charakter, Gemüth harmonisch durchgebildeten Männer, sammt und sonders wahre Musterbilder!

War es bei Laura die Herrsucht, welche die kalte unerbittlich vernichtende Härte erzeugte, bei Bertha, der Erzdämon des Weibes, die Eitelkeit, die in Selbstverblendung dahintaumelnd, herzlos demüthigte, nur um sich mehr zu glorificiren, so zeitigt in den „Gläubigern" die kokette leichtgeschürzte Frivolität wie ein Upasbaum todtbringende Frucht.

Weit über das gegebene Thema hinaus greifend, ist der Ideeninhalt der „Gläubiger" von viel größerer Tragweite, von weit allgemeinerer Bedeutung, als der der beiden anderen Dramen, wogegen der Dichter, auf die überwältigende Macht seines Gedankens bauend, in dieser Tragi-Comödie von rein tragischer Wirkung, allen scenischen Apparat stolz verschmäht. Die aufgewendeten Mittel sind die denkbar einfachsten. An Personen hat das Stück im Ganzen drei. Den geschiedenen, den zweiten Gatten, die Frau. Einige wenige, feste Grundstriche. Folgendes der Vorwurf:

Der geschiedene Gatte, welchen die Frau hintergangen und ihren Schritt hinterher dadurch zu rechtfertigen gesucht hatte, daß sie ihn in einem von ihr herausgegebenen Romane als Idioten stempelte, erscheint nach einer Frist von etlichen Jahren, sozusagen als Gläubiger, der den ihm ausgestellten Schuldschein ausfordert, indem er seinem Verlangen nach Rache, wie seiner beleidigten Ehre dadurch Genüge thut, daß er die zweite, von ihr mit dem Buhlen eingegangene Ehe stört, und die Ehebrecherin als das leichtfertige Weib entlarvt, das sie ist.

Und folgendermaßen — wir halten uns so weit als möglich an der von dem Dichter selbst gegebenen, zusammenfassenden Darlegung — spinnt sich der Vorwurf ab:

Es ist selbstverständlich der heimliche Wunsch des betrogenen Gatten, es möchte dem Paare übel ergehen. Doch jahrelang hat er, von Anderem absorbirt, sich um die Beiden nicht bekümmert, überzeugt, es würde ohnehin seines Eingreifens nicht bedürfen. Da sieht er auf einem Dampfschiffe die ehemalige Gattin in lustiger Gesellschaft junger Herrn. Er hört sie erzählen, ihr Mann hätte sie eine alte Kokette genannt, die vergebens noch auf Eroberungen ausgehe. Nun glaubt er die Zeit gekommen, sich nach dem Ehepaar etwas näher umzuschauen.

Er begibt sich nach dem kleinen Badeorte, wo der Mann sich eben aufhält, und gewinnt dessen Sympathie durch eine Reflexwirkung, die Folge gewisser Aehnlichkeiten, welche die Gattin in der Ehe mit ihm angenommen. Ahnungslos wirft sich „das Lamm sofort dem Wolfe in die Arme". Anfangs fühlt er Mitleid mit ihm. Er sieht ihn in der nämlichen Verfassung, in der einst er selbst sich befunden. Doch da rührt der Andere unversehens an seine alte Wunde, das Buch, den Idioten, und nun fühlt er sich von einem unwiderstehlichen Drange erfaßt, ihn zu zerstücken, und die Theile so durch einander zu wirren, daß sie nie wieder zusammensetzbar wären." Dank der „gewissenhaften Vorarbeit" der Frau glückt ihm dieß nur zu leicht. Nun erübrigte noch sie. Sie war die Feder in dem Uhrwerke, das auseinander geschraubt werden sollte. Der Unfriede, den das durch ihre Gefallsucht noch gesteigerte, eifersüchtige Mißtrauen ihres nunmehrigen Gatten heraufbeschwört, sein Auftreten als Gläubiger, als der Eheherr, der selbst das Joch der Pflichten tragend, nun da er nicht mehr der Geliebte sein zu können wähnt, ihrerseits Pflichterfüllung fordert, haben sie erbittert. Ueberdieß gereizt durch die Kränkung ihrer Eitelkeit, geht sie nur zu leicht in die ihr von ihrem ersten Manne gestellte Falle. Dessen geschickte Werbung läßt in ihrem leicht entzündlichen Gemüthe die alte Leidenschaft für ihn aufflammen, die alten Erinnerungen wecken die alte Intimität, und bald hat sie, wie Petrus Christus, ihren zweiten Herrn verleugnet. Zu spät durchschaut sie den Zusammenhang. Sie ist nicht nur compromittirt, denn Freunde haben sie im zärtlichen tête-à-tête mit dem ehemaligen Ehegenossen betroffen, auch ihr zweiter Gatte war ungesehen davon Augenzeuge gewesen. All ihre Liebe zu diesem lebt, nachdem sie eben erst für jenen empfunden, nun, in der Gefahr mit erneuter Kraft in ihr auf. Zugleich die Verzweiflung über das Weh, das sie ihm bereitet, das Furchtbare, das ihre Leichtfertigkeit heraufbeschworen. Er hat sie in ihrer wahren Gestalt gesehen, — „und wer seine Fylgia schaut, der stirbt!"

Diese fast begebnißlose Handlung nun, hat der Dichter in so genialer Weise entwickelt, daß sich uns nicht nur zugleich das volle Kriterium der hier das eigentliche Thema bildenden Sonderbeziehung im Verhältnisse von Mann und Frau daraus ergibt, daß sie weit über dieses hinaus, uns hinanführt zu den ewigen Quellen des Sittlichen selbst. Man wähnt in der ersten Scene, durch die meisterhafte Führung des Dialogs, in dem, über das Maß des Menschlichen hinauswachsenden Rächer geradezu eine symbolische Gestalt zu sehen, die Personification des im Gemüthe des zweiten Gatten sich vollziehenden Zersetzungsprozesses, der nothwendigen Folge der unsittlichen Basis, auf welcher hier die Ehe ruht.

Der erste Gatte übt eine fascinirende Macht auf den Siechen aus, dem er unerkannt gegenüber sitzt. In dessen Kopfe hat jener längst gespukt. Sein drohender, hämischer Schatten hat ihn geschreckt. Es hat seine Eifersucht geweckt, daß er, der Erste, sich des Herzens, des Geistes der Geliebten bemächtigt, daß sie die Seine gewesen. Ihre Untreue gegen den ersten Mann hat sein Vertrauen zu ihr erschüttert. Seine Freude an seiner Kunst, seine Schaffenskraft, sein Glaube an die Gottheit, an alles Höchste und Beste, das zu verehren sein Gemüth sich sehnt, sein Glaube an das Weib, zu dem er aufgeschaut, an sein eigenes Weib, an dem er nun mit argwöhnischem Auge Kritik übt, alles geht unter in diesem aufreibenden Kampfe der Liebe mit dem untergrabenen Vertrauen. So wird er eine leichte Beute des Mannes, dessen Wort nur all' das zu lebendigem Bewußtsein bringt, was in dunkeln Umrissen in seiner Seele gelegen. Er klammert sich an diesen Stärkeren, der in seinem Inneren wühlt, aber gerade dadurch eine hypnotisch-unwiderstehliche Gewalt über ihn gewinnt, daß er den unfaßbaren Schemen in seiner Brust Form und Gestalt leiht, ihn Aug' in Auge dem gegenüberstellt, was zu schauen er bebt und doch begehrt, seiner von Zweifeln gepeinigten, ermatteten Seele die Todesruhe der Gewißheit bringen zu können scheint.

In dem letzten Theile des Dramas enthüllt sich vor unserm Auge, nunmehr zusammengetragen, die ganze Masse des Zerstörungsmateriales, das, naturgemäß, wie durch chemischen

Digitized by Google

Prozeß, die Schuld allseits hervorgefördert. Es ist als ob erst jetzt die persönliche Rache des Geschädigten hinzuträte, um den dünnen Feuerfaden an den Zündstoff zu legen und die Mine in die Luft fliegen zu lassen. „Habe ich in all' diesen Jahren meine Hand gegen Euch erhoben? Nein! doch nun hierhergekommen, streif' ich Euch kaum mit einem Blick, und schon liegt der ganze unterwühlte Bau in Trümmern! Ich habe mit Deinem Gemahl ein wenig meinen Scherz getrieben, und schon hat der in ihm aufgehäufte Sprengstoff, wie von einer Lunte entzündet, sich entladen."

In der Abrechnung, die der hintergangene Gatte mit der Ehebrecherin über das, was sie, eine unredliche Empfängerin, ihm schuldig geworden, ohne es zurückzuzahlen, über das, was sie veruntreute, hält, wird das besondere Pflichtenverhältniß, — das der Gattin dem Gatten gegenüber — klargelegt. In der ergreifenden Klage des um sein Lebensglück Betrogenen „Ich habe kein Heim und werde keins haben", bietet sich zugleich das eine, unser sittliches Handeln bestimmende Hauptmoment: die Folgen der Schuld für den Anderen, in den unterminirenden Wirkungen der letzteren, wie ferner der Rache, das zweite Hauptmoment: ihr Rückschlag auf den Thäter selbst dar. „Wie kommt es", ruft die Heldin aus, „daß Du, der Du mich als unschuldig betrachtest, indem Natur und Umstände mich zu meiner Handlungsweise trieben, Dich für berechtigt halten konntest, Rache zu nehmen?" — „Aus eben demselben Grunde," erwiedert er, „weil meine Natur und die Umstände mich dazu trieben, mich zu rächen. Ist das Spiel etwa nicht gleich?"

So schreitet Strindberg zu immer weiteren Consequenzen vor. Selbst in allem seinem Denken auf streng naturwissenschaftlichem Standpunkte stehend, nimmt er Stellung zu dem auf die Naturwissenschaft gegründeten Prinzip von der Unfreiheit und der daraus zu folgernden Unverantwortlichkeit unseres Thuns, hinter welches auch das fehlende Weib hier sich verschanzt. „Die Christen sagen," vertheidigt es sich, „es sei die Vorsehung, welche unsere Handlungen lenke. Andere nennen es das Schicksal. Sind wir nicht unschuldig?" Und die Antwort lautet: „In einem gewissen Maße, ja! Allein ein schmales Endchen, eines Saumes Breite bleibt, darin die Schuld gleichwohl Platz findet. Und die Gläubiger stellen sich früher oder später ein. Unschuldig, aber verantwortlich! Unschuldig vor Ihm, den wir (Beide) nicht mehr glauben, verantwortlich vor uns selbst und unseren Mitmenschen!"

Strindberg ist eben im Grunde seines Wesens Ethiker, so gut wie seine großen Landsleute Ibsen und Björnson, ein moderner Ethiker wohl, der das Gebot allein aus dem Leben selbst folgert, doch ein nicht minder rigoristischer. Und die Strafverheißung fehlt seinem Sittengesetze so wenig, wie bei dem geoffenbarten der Mosesfluch.

Der moderne Gedanke hat den Damm niedergerissen, den einstige Weisheit aufgerichtet, mit den Bausteinen des modernen Denkens selbst, baut Strindberg einen neuen, vielmehr, er deutet auf den Wall hin, den der Wissenschaft unzerstörbar, Natur geschaffen. Auch sie — der Modernen Gott — ist ein Gott der Rache.

Ein die herbe Strenge mildernder, versöhnender Zug in dem tief tragischen Stücke ist es indeß, daß auch der Rächer, von dem Leide, das er zugefügt, mitergriffen, sich zuletzt der Reue nicht entschlagen kann. Er will sich unschuldig nennen und erkennt, auch er sei es nur — wie sie. Noch tröstet er sich indeß damit, daß wenigstens seine Rache bessernd auf sie wirken werde.

Gegenüber dem Ausbruche ihres Schmerzes an der Leiche ihres Gatten, schmilzt endlich der letzte Rest des Grolls, der ihn verhärtete. Ein tiefes Gefühl von Mitleid mit dem Weibe, dessen Natur mit seiner hohen Pflicht so sehr im Widerspruche stand, zuckt in ihm auf. Ein erbarmungsvolles Verzeihen überkömmt ihn. „Wahrhaftig, sie liebt auch ihn! Armes Geschöpf!"

Ein philosophischer Dichter.

(Jost Winteler.)

Von Jakob Mähly.

Am Himmelsgewölbe sind bekanntlich neue Sterne nichts seltenes, aber sie sind minimer Größe gegenüber den gewaltigen, hellleuchtenden, die fix und fest, wenigstens nach bürgerlicher Vorstellung, ihren Standort behaupten und ihre Vasallen und Trabanten um sich her kreisen lassen. Auch am literarischen Himmel haften und leuchten solche Fixsterne, und um sie herum wirbelt, Jahraus, Jahrein durch neuen Zuzug verstärkt, die zahlreiche, man möchte eher sagen zahllose Schaar der dienenden Geister und diese wieder abgestuft von beachtenswerther Größe an, bis zur verschwindenden. Merkwürdig ist aber, daß selbst die großen und größten unter ihnen, ja unter den Fixsternen, eine Zeit lang von der Menge unbeachtet bleiben können. Dieses Loos ist dem Dichter zugefallen, den wir unseren Lesern vorführen wollen, als einen bis in die Tiefe der Menschenseele dringenden Stern. Freilich, ihn zu sehen und zu genießen, ist nicht jedes Auge geschaffen, aber auch von den Sehenden sind die meisten blind geblieben. Es fehlt zwar nicht an höchst anerkennenden Stimmen, die ihren Eindruck einem weiteren Leserkreis kund gegeben haben, aber im Vergleich mit der fraglosen Größe des Denker- und Dichterwerkes, dem wir diese Zeilen widmen, sind sie selten genug und es wäre unbegreiflich, daß dasselbe bisher nicht mehr und nicht begeistertere Heroldsrufe geweckt hat, wenn nicht der vom Dichter gewählte Weg ein so einsamer, wenig betretener, und die Gegend, die er durchwandert, nicht eine so freud- und farblose wäre. Hier geht es nicht durch glitzernden Morgenthau und duftenden Rosenhag, durch Sonnenschein und Waldeskühle, durch wogendes Grün und schmetternden Lerchenjubel, sondern durch den düsteren Tann wandelt der reine stoffentkleidete Gedanke und singt seine ernsten Weisen von den Geschicken der Menschenwelt und von den Höhen und Abgründen der Menschenbrust — es rauscht, wie ein altes Schicksalslied, von den unerbittlichen Jungfrauen, den Parzen gesungen —, aber es kommt auch wieder Licht in das Waldesdüster, die Weisen werden heller, klingender, es drängt den Gedanken, aus dem Bereich des hemmenden Gestrüppes und kahlen Gesteines sich hinaufzuschwingen in den blauen Aether der Empfindung, der Schönheit; auf seinen Mienen glänzt Glück und Freude, er erscheint verjüngt durch den Zauberstab seiner ihn hebenden und tragenden, ihm selber unsichtbaren Begleiterin und Schwester — der Phantasie. — Der Dichter heißt Jost Winteler, sein Gedicht nennt sich: „Tycho Pantander, eine Geistesentwickelung in Liedern" (Frauenfeld bei Huber). In der That, der Dichter hat sich das Schwerste, was es gibt, zur Aufgabe gemacht, diese aber meisterhaft, als ein Erwählter von Gottes Gnaden, gelöst. Auf Schweizer Boden ist ein Sang von solcher Macht und Tiefe noch nie vernommen worden, auf dem deutschen Parnaß noch selten, in den letztvergangenen Jahren nicht; was inhaltlich mit ihm verglichen werden könnte, Wilhelm Jordan's „Demiurgos", steht an dichterischem Schwung, an Gedankenfülle und Gedankentiefe, hinter ihm zurück; der Flügelschlag in Winteler's Schöpfung rauscht mächtiger, und trägt höher; der neue „Faust" mit seinem neuen, vom Baume der Erkenntniß gepflückten Ideenreichthum, stellt sich als würdiger Sohn dem alten Goethe'schen zur Seite. Das scheint ein „großes Wort" und ist gelassen, aber mit vollster Ueberzeugung ausgesprochen; wer das Werk Winteler's liest und nachzuempfinden vermag, wird diese Ueberzeugung theilen. Zwar hat der Dichter redlich dafür gesorgt, daß dieser Leserkreis kein zu großer werde; er hat es nicht bloß sich selber, sondern auch denen, die seine Früchte pflücken und genießen wollen, oft recht schwer gemacht. Ob das nöthig war? Man wird es im allgemeinen kaum verneinen dürfen. Der Stoff ist zu wuchtig, zu wenig flüssig, als daß der Nachempfindende ihn leicht und behaglich in sich aufnehmen könnte; es gehört sogar zur Reproduction Denk- und Mitarbeit, zugleich eine Vertrautheit mit den Zielen und Ergebnissen der neueren Forschung; denn aus diesem Liederkranz tritt uns

Digitized by Google

nichts geringeres entgegen, als das durch die Lichter und Farben der Poesie verklärte Spiegelbild der gesammten modernen Weltanschauung. Bedenkt man aber, wie schwer es selbst der Prosa fällt, diese Tiefen mit ihrem Licht zu erhellen — wie viel heißer muß das Ringen eines Dichters sein, der die Sprache des Verstandes in die der Phantasie umsetzen und für eine Menge von Begriffen neue Formen prägen muß. Denn die metaphysische Schulsprache ist für ihn unbrauchbar — und doch schweben auf seinen Lippen lauter metaphysische Fragen, die dem Menschenhirn sich aufdrängen und das Menschenherz bewegen, die Fragen nach dem Räthsel des Daseins, nach den Zwecken der Schöpfung, nach dem Urgrund alles Lebendigen. Der Leser darf freilich auch fragen: Eignet sich dieser Inhalt für die poetische Darstellung? Die Antwort kann nicht anders lauten als: „Wenn es dem Dichter möglich ist, ihn poetisch zu gestalten, dem Leser nicht bloß an das Hirn, sondern auch an das Herz zu sprechen — ja"! Und dies hat Winteler im Ganzen und Großen wirklich vermocht. Hier und da ist ihm allerdings der Athem ausgegangen im Wettlauf mit dem knappen, bündigen Ausdruck, wie er dem Dichter ziemt, es gaukelt und krabbelt vor den Augen des Lesers, wie von Hieroglyphen, und der Sinn bleibt ihm ein Räthsel. Daß Winteler eine Anzahl von Neuwörtern prägt, mögen ihm diejenigen zum Vorwurf machen, die nicht zugeben wollen, daß sich die alternde Sprache am Quell dichterischer Erfindung erfrischen und verjüngen muß. Aber nicht alle seiner Wagnisse auf diesem Gebiete werden Cours erhalten; wer auf das Tadeln ausgeht, wird leicht Beispiele finden; er kann sein kritisches Rößlein auch auf anderen Triften, als der genannten, tummeln, zum Beispiel auf der metrischen: In der That, so sehr sich auch Winteler bemüht, durch Abwechselung in Rhythmen und Maßen zum Gang in seine Domäne zu locken und die Pfade innerhalb derselben wegsam und angenehm zu machen, seine Hand ist nicht immer kunstgerecht verfahren und gar viele Linien ermangeln der Anmuth, der leicht fließenden, ungezwungenen Grazie; die Wucht der Gedanken hat sie oft in die Ecke gedrückt und ihren Schwung umgebogen. Auch den Gedanken möchte man bisweilen wünschen, daß sie sich nicht in's Grübeln verlören und in Labyrinthe verirrten, wo des Geistes Fackeln erlöschen und aus der Tiefe Medusenhäupter auftauchen, vor deren Anblick selbst der kühnste Denker zu Stein erstarrt — aber andererseits zwingt uns wieder der Wagmuth des Dichters, der seine Kraft gerade am Schwersten erproben will und vor keinem Abgrund zittert, zur Bewunderung. — An den Fragen rütteln heißt nun allerdings noch nicht sie lösen, und auch Winteler ist vor der Lösung stehen geblieben, wie noch Jeder vor ihm, und wie es auch Jedem nach ihm nicht erspart bleiben wird. Er weiß es auch und singt das Lied von der Resignation in den verschiedensten Modulationen. Warum er gleichwohl seinen Pantheismus glaubt mit der geheimnißvollen Lehre von der christlichen Dreieinigkeit krönen zu sollen, wäre nicht begreiflich, wenn es nicht eine Art Concession an die Kirchlichen und Gläubigen wäre. Denn wenn dem früheren Theologen die Uebereinstimmung gewisser „letzter Gedanken" mit der tieferen, nicht mehr verstandenen Bedeutung gewisser kirchlicher Symbole lebendiger zum Bewußtsein kam als uns Laien (wie man von ihm behauptet), so ist das wohl nichts Anderes als eine bei vielen und selbst denkenden Theologen, welche die Fahne des Dogmenglaubens verlassen haben, zurückbleibende Selbsttäuschung. Im Uebrigen hat sich das christliche Dogma nicht vermessen, das Welträthsel zu lösen, es pflückt seine Früchte, wie jede Religion, nicht vom Baume der Erkenntniß, es will nicht wissen, sondern über das Nichtwissen trösten. Gläubige Seelen aber mögen wohl zittern vor dem trotzig verwegenen Freimuth (sie werden sagen: gottlosen Frevelmuth) eines Tycho Pantander — oder Jost Winteler, denn er ist ja dieser „Schicksalsallmensch", der auf seinem Entwickelungsgange an ein Stadium gelangt, wo er den Weltschöpfer für alles Elend und Seufzen der Kreatur und alle Grausamkeiten der Natur verantwortlich macht. Wenn das „Sünde" ist, so wird sie im Meere des Pantheismus, in das sich der Dichter schließlich stürzt, nicht abgewaschen.

Aber auch wer an diesen philosophischen Früchten in poetischer Schale keinen Geschmack finden sollte, trifft genug Stellen, wo ihm wohl sein wird, wo er mit vollen Zügen den Trank echter Poesie schlürfen darf — es sind solche, wo die reine „von allem Wissensqualm entladene" Lyrik des Gefühls tönt, wo die Stimmung in die Saiten greift. Sind auch diese Weisen nicht durchweg neu — wie wäre das auch möglich? — so haben sie doch eine eigenthümliche Tonfarbe und erheben sich hoch über das banale Gezwitscher des deutschen Sängerwaldes, wo jeder Poet von eigenen und guter Freunde Gnaden sich Jahr ein Jahr aus seinen Hausbedarf an Reimen und Melodien von den Bäumen schüttelt, um sie als seine eigenen, gut gezogenen Singvögel in die Welt hinaus pfeifen und flattern zu lassen.

Aus Winteler's Kranz poetischer und philosophischer Blüthen, deren Duft und Glanz die Vorzüge Leopold Schefer's und Rückert's in sich vereinigten, ist es zwar leicht, die eine oder die andere herauszugreifen, aber keine einzelne wird das Vollbild des Dichters spiegeln. Das möge der Leser nicht vergessen, wenn wir ihm folgendes Beispiel aus der Sammlung mittheilen:

Aug, Ohr und Herz muß selbst die Welt sich sein.

Wo ist das Auge, das die Welt genießt,
Wenn ahnungsvoll der Morgendämmerschein
Von Pol zu Pol sich über's Meer ergießt,
Und hell aufleuchten der Gebirge Reih'n?
Wo ist das Ohr, so zart und wehmuthreich,
Dem seine Farbensymphonie der Tag,
Bevor er müde sinkt in Thetis Reich,
Ausklingen und sein Weh vertrauen mag?
Wer mißt der Wüste Weite, wer die See,
Durchwaltet von des Sturmes Majestät,
Und wer der Alpen Andacht, die im Schnee
Sich sammeln leis' zu stummem Nachtgebet?
Wo ist das Herz, zu fassen Glück und Leid,
Das durch der Himmel Himmel wirr erklingt,
Das Häßliches und Böses klärend weiht
Und nicht vor Lust und nicht vor Jammer springt?
Zwar alles Wesen labet täglich neu
Des Lichtes Quell, des Abends Flammenflur,
Sie fühlen Haß und Falschheit, Lieb und Treu,
Jedoch vom All ist das ein Tropfen nur.
Wenn ich das überdenke, wird mir klar:
Aug', Ohr und Herz muß selbst die Welt sich sein,
Sein ganzes Wesen, staunend wunderbar,
Empfindet nur das Ganze ganz allein.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Der Tod.

Von Börge Janßen.
Autorisirte Uebersetzung von Ernst Brausewetter.

Es war einmal ein Knecht, der aus dem Dienste ging, und er steckte seinen Lohn in die Tasche und sagte zu sich selbst:

„Ehe ich nicht einen Gerechten treffe, gebe ich nicht einen Heller davon aus; aber treffe ich einen, so soll er die Hälfte haben."

Und er wanderte und wanderte und gegen Abend traf er einen alten, krumm gebeugten Mann mit langem, weißem Bart und großen, milden Augen.

„Gottes Friede und guten Abend," sagte der Alte und stützte sich auf seinen Stab, „wohin geht die Reise, mein Sohn?"

„O," sagte der Knecht, „ich bin aus, um einen Gerechten zu finden; aber ich glaube, das ist unmöglich, denn alle Menschen sind Schurken!"

„Ach ja," seufzte der Alte, „Du sprichst die Wahrheit, aber den Du suchst, hast Du doch gefunden, mein Sohn; denn ich bin ein Gerechter!"

Digitized by Google

„Ja, das sagen sie Alle, und dann sind sie doch Schurken — aber wer seid Ihr denn?"

„Gott."

„Kann ich Euch auch glauben?"

„Ja, mein Sohn, ich bin der Herr selbst."

„Es wäre schade, wenn ich weiter suchen müßte. Aber nennst Du es Gerechtigkeit, Einige so reich zu machen, daß sie sich nicht rühren möchten, und Andere so arm, daß sie sich um das tägliche Brot zu Tode arbeiten müssen, ja, nennst auch Du das Gerechtigkeit, dann will ich Dich einen Gerechten nennen."

„Fahre hin in Frieden," sagte der Alte und schüttelte schwermüthig das Haupt, „sie wissen nicht, was zu ihrem Frommen dient!"

Und dann ging Jeder seines Weges, der Herr über die goldenen Felder, wo die Lerchen sangen, die Sonne leuchtete und die Sensen klangen, während der Knecht über die schwarze Heide wanderte, wo der Abend sich schon hernieder senkte.

Da sah er einen anderen alten Mann des Weges daher kommen. Er trug einen Wanderstab in der Hand und ein Schlüsselbund am Gürtel.

Der Knecht ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein, und am Ende sagte der Alte, er wäre ein Gerechter.

„Wie, ein Gerechter, so hörte ich recht?"

„Ja."

„Wie ist Euer Name, wenn es erlaubt ist, zu fragen?"

„Sanct Petrus ist mein Name," sagte er und rasselte mit den Schlüsseln.

„Ein gerechter Mann! Aber entsinnst Du Dich nicht mehr, wer davon lief, als Gefahr drohte und da der Hahn zum dritten mal krähte?"

Sanct Petrus wandte sich reuevoll und ging gebeugt von dannen, während der Knecht gen Westen weiter wanderte.

Draußen hinter der Heide stand der Himmel in Brand, und aus dem glühenden Schlund über dem Galgenberg, wo die Raben krächzten, erschien ein Mann, der langsam fürbaß schritt, und die Raben folgten ihm, und die Sonne blitzte auf der blanken Sense, die er auf seiner Schulter trug.

Der Knecht fragte ihn, ob er wohl ein Gerechter wäre.

„Ja, ich bin gerecht, und vor mir sind Alle gleich, König und Kaiser, Hoch und Niedrig, Arm und Reich!"

„Wer bist Du?"

„Der Tod."

Und er schlug den schwarzen Mantel zurück, daß er im Winde flatterte, und hob die Knochenhand mit dem Stundenglas gegen das Feuer des Himmels und zählte jedes Sandkorn, das herniederrann, und tief erglühte es in den finsteren Augenhöhlen, und grinsend lachte er auf, daß es wie Herbststurm über die Heide klang.

„Ja, Du bist gerecht!" sagte der Knecht und fiel dem Tod zu Füßen.

Aus der Hauptstadt.

Der $2^1/_2$-Bund.

Auf Eisgetränke verstehen die Italiener sich, das muß der Neid ihnen lassen, und der nationalen Brauselimonade wissen sie eine wechselnde Würze zu verleihen, vor der eines Nordländers Biersinn beinahe beschämt erbleicht. Sie schmecken vortrefflich, diese Eisgetränke, dem Erhitzten aber und auch dem im Magen Empfindlichen drohen sie mit bösem Leiden und der in allen Häfen genuß- und gefahrkundige Kapitän hatte mich deshalb auch gewarnt, ehe wir auf einem neuen Indienfahrer der deutschen Sunda-Linie, bald ist ein Jahr darüber vergangen, Genua anliefen. Im Golf von Lion hatten wir schlimmes Wetter gehabt und über das nun wieder tiefblaue ligurische Meer grüßte schon der jetzt zum Jubiläum reife Columbus und in weiß glühender limpidezza stieg schon die Stadt des Fiesco empor, als wir noch immer, weil nämlich unzweideutige Symptome fehlten, fast erbittert darüber stritten, wer von uns denn nun eigentlich seekrank gewesen war. Beim Lunch hatte ich, beim Diner der Kapitän durch Abwesenheit geglänzt, ich hatte einen wichtigen Brief, er hatte Müdigkeit vorgeschützt, aber der Steward, der ihm zu Diensten war, lächelte merkwürdig verschmitzt und wollte selbst den Bestechungversuchen nicht Rede stehen. Und dann kam der Lootse an Bord, mit dem Bummeln war es vorbei und ganz bescheiden nur durfte ich auf der Commandobrücke ein Plätzchen nehmen. Von wegen der Zollscheerereien und Tabakriechereien konnte der Kapitän nicht gleich mit an das Land und in das Gewimmel eines nach Brasilien bestimmten Auswandererdampfers, dem in schwärzlichen Schaaren die Zwischendecker zuströmten, entließ er mich mit dem Ruf: „Um neun also im Tingeltangel neben der Post, und hüten Sie sich vor dem kalten Zeug und vor den — na, Sie wissen schon!" Die genuesischen Kutscher sind wegen galanter Anerbietungen nämlich berüchtigt.

Nach den Erfahrungen von Amsterdam und Southampton wußte ich bereits mancherlei, unter Anderem auch, daß es vergeblich ist, einen Seemann am Abend vom Tingeltangel fern halten zu wollen; also zuerst Campo Santo, dann die Villa Pallavicini, Palazzo Doria natürlich und endlich die Singspielhalle, wo wir, drei für Sumatra verpackte Holländer, ein nach Siam berufener Hauslehrer und ich, hart an der winzigen Bühne nun niedersaßen. Neben uns ein alter, furchtbar feiner Herr, neben dem wieder ein Offizier in voller Uniform, den dünnen Rohrstock zwischen den Beinen, den Stürmer schief auf dem hübschen Kopf, im Munde die lange Regiecigarre, deren Strohhalm keck hinter'm Ohr spitzte, und auf dem Schooße das zärtlich gekrabbelte Seidenhündchen der Diva so unheiligen Ortes, die in gemessenen Zwischenräumen von ihres Kriegers Muscatwein zu kosten kam. Unser künftiger Siamese war außer sich, als Lieutenant der preußischen Reserve, über solche Entweihung der Waffe, und seine Empörung wuchs, da der in des Königs Rock Gekleidete seiner guten Freundin ganz ungenirt zutrank, während sie uns in einem frechen Lied der Yvette Guilbert die Erlebnisse von Saint-Lazare in die Ohren schrillte. Der alte und furchtbar feine Herr muß unser Staunen wohl bemerkt haben, denn lächelnd beugte er sich herüber und sagte: Rassurez-vous, messieurs, il se battra comme un lion, mais elle est vraiment un peu raide, celle-là! Und wir freundeten uns an, gingen bis weit über Mitternacht die Via Roma auf und ab, bis zu Victor Emanuels Denkmal stets und dann wieder zurück, und endlich brachte er mich in eigener Barke an Bord und ich hatte den Kapitän verfehlt und vier Glas Eislimonade getrunken.

Am andern Morgen war die Erkältung da, im Magen und im politischen Glauben obendrein. Der furchtbar feine Herr nämlich hatte sehr seltsame Geschichten erzählt und über die wahre Stimmung Italiens mir die Augen geöffnet, leidlich objectiv, soweit seine irredentistischen Neigungen das zuließen. Daß in einem katholischen und lateinischen Volke nur durch künstliche Erhitzung die Sympathien von Frankreich abgelenkt werden können, daß der Dreibund unerschwingliche Militärlasten dem Lande aufbürdet, daß Crispi, la dupe de Monsieur de Bismarck, verhaßt und die Bündnißpolitik schon längst nicht mehr populär sei, erfuhr ich da und am Ende hieß es: „Was bieten uns denn die Verträge? die Freundschaft der Heimath Radetzky's? Niemand bedroht uns in Nizza, die Russen sähen uns gern in Triest, und wenn die Franzosen die Nilmündung wirklich beherrschten, könnten wir uns auch mit ihnen verständigen. Das Bischen Tunis wäre doch zuletzt kein Lohn für die schwere Rüstung ... Nein, Ihr Bismarck hat diese Herren Kolibant und Crispi beim Pferdehandel gründlich hereingelegt, aber seit er fort ist, sieht hier alle Welt klar und nicht ein Jahr wird vergehen, bis wir, trotz König Humberts Vorliebe für Berlin, den Kopf aus der Schlinge ziehen, uns mit Frankreich, das jetzt den Papst bald zum Vetter hat, freundlich vertragen, unsere Finanzen auscuriren und alle Werbungen mit dem Gedanken Cola Rienzi's und dem Worte Cesare Balbo's begegnen: l'Italia farà da se! Und nun Gute Nacht und spielen Sie nicht in Port Said, il n'y a que des Grecs là-bas!"

* * *

Noch ist das Jahr nicht um und schon hat der Fall des Marchese Rudini uns mit Eislimonade erkältet und mein furchtbar feiner Herr mag wohl bereits zum steinernen Rè galantuomo emporschmunzeln. Der

Digitized by Google

Papst, der in Rom doch mehr, als man gemeinhin wohl glaubt, noch gilt, hat feierlichst, in einem Welthirtenschreiben, die französische Republik anerkannt, vor Garibaldi's Denkmal in Nizza wurden Complimente gewechselt, Herr von Giers, in Europa heute vielleicht der schlaueste Diplomat, hat in Monza verweilt, die Beständigkeit deutscher Politik wird, mit Recht oder Unrecht, da und dort leise angezweifelt und die Zeit ist ganz sicher nicht fern, wo von den drei Geharnischten Einer verstummen muß, auf die alljährlich in der mitteleuropäischen Arena wiederkehrende Frage: Cousin, kannst Du noch?

Italien *kann* nicht mehr, und wenn jetzt irgend ein schlauer Zauberer die Karre, am Zündhölzermonopol und der Erbschaftsteuer vorbei, wirklich noch eine Wegstrecke weiterschiebt, über kurz oder lang wird sie doch festgefahren sein und mit gedoppelter Hast wird das Volk dann Stück für Stück der Militärlast vom Wagen nehmen, der unter dem jetzigen Gepäck zu brechen droht. An dem schönen Lande zehren drei schlimme Blutegel: Die Papstfrage, die auch den Einheitstaat noch in Parteien zerreißt und durch die Priester die Frauen auffässig macht; der Parlamentarismus, der eine Herrschaft der Advokaten hochgebracht hat, die ja überall, weil sie sonst ihre Scholastik umlernen müßten, leidenschaftliche Gegner jeder ernsten Reform sind und die jeder Vereinfachung der Gesetze und der Verwaltung widerstreben, weil nur in complicirten Verhältnissen das Prozeßwesen gedeiht, — der Parlamentarismus, der sich wieder so herrlich offenbarte, als er am fünften Mai auf Monte Citorio mit einer Zufallsmehrheit von ganzen acht Stimmen dasselbe Ministerium stürzte, dem er, in genau gleicher Lage, kurz vorher noch ein famoses Vertrauensvotum gegeben hatte; endlich und hauptsächlich aber der weit gehende Anspruch des Dreibundes, der zu viel fordert und zu wenig bietet und deshalb von dem Verlangten nachlassen muß, wenn nicht längst vor der entscheidenden Stunde dem Genossen im Stiefel der Athem ausgehen soll.

Italien *will* auch nicht mehr und ein starker Theil der Bevölkerung mindestens bekennt sich zu der Ansicht meines furchtbar feinen Herrn. In einem sensationell und hoffentlich pseudoffiziös zugestutzten Buche — „Berlin — Wien — Rom"*) heißt die Geschichte — wird uns zwar erzählt, erst nach Bismarck's Rücktritt habe das Deutsche Reich die rechte Liebe erworben und der Dreibund die rechte Festigkeit und Rußland sei nun ganz ruinirt und England uns für besondere Fälle gewonnen und inniger denn je zuvor uns Italien verkettet, Dank dem weisen Wägen des vom Wirbel zur Zehe und von den Handelsverträgen zum Schulgesetz und noch weiter vertheidigten leitenden Generals —: aber die Wundermär klingt doch bedenklich nach Zeitungpolitik und die italienische Krisis setzt ihr an's Ende ein bängliches Fragezeichen. Der ungenannte Verfasser stammt vom Herrn Optimus ab und die Pillen aus seiner Apotheke — „Zum Anti-Nörgler" -- sind Erwachsenen doch gar zu süß; herrlich vollendet findet er alles in dieser besten Welt und in Kamoenen singt er den Ruhm des Grafen Caprivi, der uns so weislich geführet. Das ist der Patriotismus des Vogels Strauß, der, im Sande den Kopf, den hellen Himmel preist, indessen das Wetter heraufzieht. Oesterreich-Ungarn ist in vorgeschrittener Zersetzung, mit den altmodisch liberalen Deutschen raufen Tschechen, Hunnen, Slovenen, Slovacken beinahe schon in offenem Bürgerkrieg, Italien hält die Vortheile nicht mehr den Lasten des Dreibundes für entsprechend, in England stehen unberechenbare Wahlen vor der Thür, den alten Feinden der Friedensliga hat noch der Beherrscher aller Beichtväter sich gesellt, partikularistische und sozialistische Gelüste streben empor: und ein Buchmacher will uns einreden, daß im Mai 1892 „das deutsche Soll und Haben sich günstiger stellt als am 20. März 1890." Mag's ihm glauben, wer noch freisinnig ist.

Vor dem König von Dahomey, der mit Bischöfen und Anarchisten jetzt Herrn Loubet schlaflose Nächte bereitet, darf man bei Todesstrafe nicht vom Sterben reden, weil eine Beleidigung Seiner bis zum Erscheinen des Sensenmannes unsterblichen Majestät darin schon erblickt wird. Soll auch der Dreibund erst, dessen Kraft schon in die Brüche geht, ganz aus den Fugen sein, ehe die Furcht vor dem Neuen sein Verscheiden, zu spät dann, bekennt? Wenn die franco-russischen Brüder wirklich einen Ueberfall sinnen, dann wissen sie auch ganz genau, daß von unsern geharnischten Cousins Einer bereits nicht mehr kann, und die Vorspiegelungen würden nur die deutschen Augen verblenden. Auf Eisgetränke verstehen die Italiener sich, das muß der Neid ihnen lassen, doch will, wie die Rache, auch die italische Brauselimonade kalt genossen sein, weil den Erhitzten sie mit böser Erkältung bedroht.

* * *

Graf Caprivi sitzt am Sprudel und außer dem Wasser, das er doch plötzlich nicht lassen darf, mag auch Besorgniß ihm warm machen. Ein Reichskanzler hat es ja nicht ganz so leicht wie etwa Eugenius Gracchus, der über den Aufruhr jetzt klagt, über Verleumder, der Richter, der selbst die Strohpuppen stopft, die er dann niedersäbelt, unter dem Jauchzen der Garden. Ein Reichskanzler kann schon magenkrank werden, wenn er befürchten muß, das italienische Heeresbudget, das von 297 auf 246 Millionen Lire für das jetzt begonnene Jahr bereits herabgesetzt ist, könnte noch weiter rapid sich vermindern, unter Zanardelli oder unter Crispi gar, der inzwischen wohl aus der Hypnose erwacht ist und nüchterner nun die Dinge sieht. Dafür ist es ein magerer Trost, daß — nach unserm Herrn Optimus — „unser Verhältniß zu den Dingen im Orient und zu den österreichischen Interessen auf der Balkanhalbinsel ein anderes geworden" sein soll, seit der allzu geräuschvoll inscenirten Erneuerung des Dreibundvertrages. Die Dinge im Orient, für jeden, der lesen kann, heißt das: Bulgarien; und diese Anspielung sichert Herrn Optimus und seinem Buche den Beifall aller klugen Leute, die zwar nicht neue Steuern und neue Truppen, die aber einen frischen, fröhlichen Krieg mit Rußland gern haben möchten, die gern zwar die Polen zu Deutschen, doch ungern die Balten und Letten und Esthen zu Russen werden sähen. Und Graf Caprivi sitzt an den heißen Quellen und die Besorgniß auch mag ihm warm machen, denn während der Dreibund sacht in einen Zweiundeinhalb-Bund sich wandelt, heischt immer ungestümer die öffentliche Meinung eine antirussische Politik.

Auch diesmal ist, was man so öffentliche Meinung nennt, nur private Faulheit. Außer dem Optimusbrevier ist mir da eine Schrift zugeflattert, die es in wünschenswerthester Weise ergänzt. Die Gedanken sind kurz, der Titel ist lang: „Eine Frage an das französische Volk: Ist der Verrath der Cultur an die Barbarei eine Thatsache? Von Ghibellinus.*) Herr Optimus ruft gegen Rußland Europa, mit Ausnahme Frankreichs; auf die Schanzen; Herr Ghibellinus, profan Dr. Fränkel, hat sich die Aufgabe gestellt, der Heiligen Alliance auch noch Gallia, die Spröde, zu fangen, und nach Seite 33 erst läßt er's genug sein und schließt wundervoll bescheiden: „Franzosen, *wollt* Ihr das nicht einsehen? Ich bin überzeugt, daß Ihr es einsehen werdet!" Ich nicht, halten zu Gnaden. Nämlich die Geschichte von der Cultur und der Barbarei und was Ghibellinus sonst noch aus freisinnigen Zeitungen zusammengeschleppt hat. „Die französische Ausgabe wird in kürzester Frist erscheinen", und da dann Europa bald Ruhe haben wird, magst auch Du ruhig sein, bis zum Ablauf der kürzesten Frist, liebes Vaterland, Hort der Cultur. Herr Ghibellinus ist ein eifriger Zeitungleser — Bismarck's Reden scheint er nur genug zu kennen, um das Wort vom saigner à blanc immer wieder unsinnig zu verstümmeln —; er weiß ganz genau, daß Rußland nach der Weltherrschaft strebt, daß es ein barbarisches, wirthschaftlich ruinirtes Land ist, daß in den Ostseeprovinzen, denen mit Rücksicht auf ihren Ausfuhrhandel doch der ärgste Feind nur eine Angliederung an Deutschland wünschen kann, „Bildung und Besitz" deutsch sind, daß Turgenjew, ach, er wußte es besser, „ein echter slavischer Russe" und Tolstoi „überspannt" ist und dergleichen mehr. Natürlich fehlt auch das Geschwafel vom Panslavismus nicht, der seit Jahren schon den Augenblick erwartet, mit Haut und Haar uns zu verschlingen. Es ist wirklich ein Genuß, auf einem Haufen so mal Alles zu sehen, was im Laufe der Zeit von hungrigen Correspondenten zusammentelegraphirt worden ist. Merken die Herren, wenn sie derlei drucken, denn gar nicht, daß sie einzig und allein die indischen Geschäfte Englands besorgen, mit deutschen Lettern auf deutschem Papier?

Einer freisinnigen Mannesseele gilt das Ansehen Bismarck's nichts, der 1887 gesagt hat: „Daß man uns von russischer Seite angreifen wird, glaube ich nicht; daß man von russischer Seite nach Bündnissen sucht,

*) Leipzig, Duncker und Humblot.

*) Weimar, H. Weißbach.

Digitized by Google

um in Verbindung mit Anderen uns anzugreifen, oder daß man von Schwierigkeiten, die wir auf anderer Seite haben könnten, den Gebrauch machen würde, uns mit Leichtigkeit anzugreifen. Wir werden Händel mit Rußland nicht haben, wenn wir nicht bis nach Bulgarien gehen, um sie dort aufzusuchen. . . . Was ist uns denn Bulgarien? Die Freundschaft von Rußland ist uns viel wichtiger als die von Bulgarien und von allen Bulgarenfreunden, die wir hier im Lande haben." Daran hat Kronstadt selbst, eine Frucht nachbismärckischer Politik, nichts geändert, denn der Admiral Gervais hat vom Zaren nur die eine Versicherung fortgetragen: „Wenn man Sie angreifen sollte, wird man zwei Gegner finden." Und deshalb sollte man Rußland nicht beständig den Gedanken suggeriren, es plane einen Angriffskrieg: das sagte mir Einer, der es wissen kann.

Aber lassen wir Bismarck und reichen den Herren Optimus und Ghibellinus lieber einen Atlas, Seite 2, Karte von Europa. Ob man Rußland für ein barbarisches Land halten will —: einerlei; auch einem Barbaren, dem sogar am wenigsten, sagt ein Verständiger, der mit ihm hausen muß, alle culturstolze Verachtung in jeder Minute nicht sechs mal heraus; und es hat doch, wenn von Cultur denn die Rede sein soll, schon recht verschiedene Culturen gegeben, im Wechsel der Zeiten, von Lao-tse bis auf Emin Pascha, und die germanische Cultur scheint dem Freiherrn von Huene auch nur „sogenannt". Aber Barbarei hin, Cultur her: mit fünf gesunden Sinnen und zwei Augen, die sehen, kann ein politisches Thier doch unmöglich glauben, das riesige Reich, das von der Weichsel da sich bis zum Ural reckt, sei durch irgend eine Combination zu entwurzeln oder nur ernstlich auch zu erschüttern. In seiner jungen Geschichte ist Rußland immer durch Niederlagen vorwärts gebracht worden; ihm wird auch die Hungersnoth, die jetzt schon das hülfreiche Väterchen unendlich populär gemacht hat, zum Guten dienen, und wenn ich überhaupt Geld zum Anlegen hätte, sicherer noch als Anton Wolff und selbst Façonschmiede mit zu Unrecht verlästertem inneren Werth wären mir Russenpapiere, viel lieber und sicherer freilich noch gute preußische Consols. Denn mit der täglich gedruckten russischen Pleite ist es nichts, ungehoben ruhen im Boden noch Schätze; und gerade, weil wir, der drohenden Gefahr einer Uebervölkerung zu entgehen, mit Rußland uns noch auseinander zu setzen haben werden, für das in Asien noch sehr viel Platz ist, gerade weil Ost- und Westpreußen ohne das ehemals polnische Hinterland nicht zu leben vermögen, deshalb sollten wir uns doppelt und dreifach hüten, das in seinem jetzigen Bestand auf die Dauer unhaltbare Oesterreich im Balkan zu vertreten und England in Berlin. Es haben der colonialen Weltmächte schon mehrere abgedankt, in währender Cultur, und das Schiff, das nach Genua trägt, fährt den Niederlanden, fährt Spanien und Portugal vorbei, um später Egypten zu berühren, wo, vor Ghibellinus und seinem Banner, die Cultur auf Pyramiden geklettert ist.

* * *

Die hitzige Verkündung des neuen Dreibundvertrages, die in Anwesenheit der französischen Arbeiterschutzdelegirten erfolgte Erinnerung an Wellington, das eifrige Werben um Englands Kunst schufen den großen Taumelrausch von Kronstadt und Moskau und nun wird zur Abkühlung uns italienische Eislimonade gereicht. Nur dem Erhitzten oder im Magen Empfindlichen droht sie mit bösem Leiden, dem Gesunden kann sie vom Zechen wohl die Blasen aus dem Hirn treiben, und daß sie gegen Seekrankheit gut wirkt, habe ich, um endlich es zu gestehen, in Genua selber erprobt. Etwas Seekrankheit, die immer zugleich ja auch Sehkrankheit ist, bringt aber jeder neue Kurs mit sich und da ist es nützlich, wenn das Eisgetränk gleich zur Hand ist, auch für den Mann am Steuer, der jetzt beim Sprudel sitzt. Er hat sich bemüht, in der Dreibundpolitik kaum einen Viertelstrich Backbrod zu nehmen und im alten Fahrwasser, im sichern, zu bleiben; vielleicht übersah er aber, weil das keine Schiffskarte zeigt und mit dem alten Kapitän leider die Verbindung abgebrochen ist, daß die Politik Bismarck immer — gegen Benedek, gegen Pius den Neunten, gegen Hasselmann und Most — pädagogische Zwecke verfolgte und immer, wenn sie eine neue Richtung einschlug, den Moment schon ersah, wo die alte, ruhige Straße wieder frei sein würde. Um das Jahr 1879 wurde Rußland anmaßend und forderte einen Druck auf Österreich, den Bismarck erst verweigerte und dann mit der Schöpfung des Dreibundes beantwortete, einer Schöpfung, die um so schwieriger war, als Deutschland und Italien gegen Oesterreich sich das Recht auf nationale Einheit erkämpft hatten. Jetzt ist ein Jahrdutzend verstrichen, Rußland hat sittigere Bescheidung gelernt und der Mann am Steuer sollte nachgerade Sprudelbecher und Limonadenglas bei Seite stellen und auslugen, ob die schmelzenden Schollen von Norden her nicht das alte Gewässer des Dreikaiserverhältnisses wieder frei gegeben haben, in dem, bevor erst die internationalen Arbeiterkartelle dazu zwingen, der Harnisch gelockert werden kann, den auch politisch Freihandel treibenden Briten zum Leid, den um's Dasein hart kämpfenden Deutschen, Lateinern und Slaven aber zur Lust, die dann ängstlich doch nicht mehr darauf zu horchen brauchen, ob nach dem Rathschluß der Advokaten vom Monte Citorio der schwer dahinkeuchende Cousin am Tiber noch kann. Eben dämmert, da ich dieses schreibe, der Tag des Frankfurter Friedens, seine einundzwanzigste Wiederkehr, uns heran. Gar so schlecht war es doch am Ende nicht unter dem alten Kurs . . .

Apostata.

Dramatische Aufführungen.

Herr v. Sonnenthal a. G.

Bei seiner Rückkehr vom Berliner Gastspiel, so wußte ein neckisches Blatt zu melden, ist Herr Adolf von Sonnenthal, Ritter p. p., von der k. k. Veranlagungscommission in Wien um eine Steuerstufe erhöht worden. Herr von Sonnenthal, auch das weiß unser neckisches Blatt, will reklamiren; wenn es aber noch Steuerleute in Wien gibt, dann wird diese Reklamation zurückgewiesen werden. Denn ein Schauspieler, der für die Presse einer ausländischen Hauptstadt Tausende übrig hat, der beweist schon dadurch allein, daß er in der Heimath bisher zur Steuerzahlung in ungenügender Weise herangezogen worden ist.

Nicht nur unser neckisches Blatt, auch andere Blätter des Berliner Klüngels haben den dringenden Wunsch nach einer recht baldigen Wiederkehr des Herrn von Sonnenthal ausgesprochen. Kein Wunsch kann begreiflicher sein: die beiden letzten Sonnenthal-Gastspiele haben dem Verein „Berliner Presse" über 7000 Mark eingetragen, und da Herr von Sonnenthal wohl auch fernerhin seinen rühmlichen Wohlthätigkeitsinn nicht seinen Berufsgenossen — die deutschen Bühnen-Angehörigen blieben in beiden Jahren unbeschenkt —, sondern der Presse einer ausländischen Hauptstadt zuwenden wird, so müssen die Vereinsmitglieder, und das sind neun Zehntel aller so zu sagen maßgebenden Kritiker, den großen Wohlthäter herzlich und schmerzlich herbeisehnen. „Bei solchen Anlässen, wo die Tributpflichtigkeit des Theaters der Presse gegenüber deutlich, wenn auch noch in verhältnißmäßig angenehmen Formen zu Tage tritt, darf man es doch nicht unterlassen, der mißtrauischen Menge immer wieder mitzutheilen, daß der Verein „Berliner Presse" mit der Berliner Presse ohne Anführungsstriche durchaus nicht identisch ist. Es gibt unter den Berliner Journalisten sicherlich manchen armen Teufel, der nicht sich selbst, nicht seine Wittwe und Waisen auf Kosten eines Klugheit mit Wohlthätigkeit verbindenden Gastspielers erhalten zu sehen wünscht und lieber, mit lächelndem Stolz, ein Hungercandidat genannt werden will als ein Almosenempfänger." Ich werde nicht müde werden, diese Sätze, die ich hier am 11. April 1891 schrieb, so oft es die Sache will, zu wiederholen, wie auch der vom Presseverein gegen mich angestrengte Preßprozeß verlaufen möge.

Uebrigens kann ich mich dem dringlichen Wünschen der Vereinsmitglieder nur anschließen. Je öfter Herr von Sonnenthal uns wiederkehrt, desto besser und nützlicher; unsere Schauspieler können von ihm zwar nur Unmanieren lernen, wie das leider bei den Wiener Herren Robert und Hartmann bereits geschehen ist, aber auch die Zerstörung einer Legende ist ein wohlthätiges Werk, und da für Berlin die Emanzipation von der Unwahrhaftigkeit und Urtheillosigkeit der Presse einfach eine Lebensfrage ist, kann auch Herr von Sonnenthal am Ende sich als ein Theil von jener Kraft bewähren, die meist das Böse will, doch manchmal Gutes schafft. Nur dieser Glaube läßt mich meine Zeit an einen Kampf wenden, in dem es ernst zu nehmende Gegner überhaupt nicht gibt, bei dem aber die Aussicht lockt, das Publikum zu selbständigem Denken erziehen und die Theater aus kunstschädlicher Sklaverei befreien zu können.

Digitized by Google

Das in voriger Woche aufgestellte Programm muß ich einschränken und über die Kunstansicht des Herrn von Sonnenthal schweigend hinweggehen. Ein Interviewer, derselbe, der früher, als handelte es sich um ein öffentliches Interesse, sehr anschaulich das Schlafzimmer einer schönen Schauspielerin beschrieb, hatte allerlei hochmüthig beschränkte und beleidigende Aeußerungen des Wiener Gastes weitergegeben, auf die eine sehr deutliche Antwort nöthig erschien, weil sie die mimenhafte Ueberhebung und den unkünstlerischen Neid des Sprechers ungemein wirksam charakterisirten. Inzwischen hat Herr von Sonnenthal in einem Privatbriefe erklärt, er sei von dem Interviewer in wesentlichen Punkten „mißverstanden" worden; deshalb nehme ich an, er habe nicht, weil er mit seinen gefälligen Künsten sie nicht haschen kann, höchst thöricht auf die moderne Dramatik geschimpft und behauptet, die Vorträge unseres großen Menschendarstellers Emanuel Reicher hätten die Damenrunde der Fürstin Metternich „roth und weiß" gemacht. Es wäre auch seltsam, wenn ein Sonnenthal, der seine Trümpfe meist in Stücken von tadellos durchfaulter Moral findet, gar so prüde sein wollte, sobald statt der Macher ein Dichter zum Wort gelangt.

Der Interviewer, der gewiß nach bester Ueberzeugung seine Eindrücke wiedergab und nun so im Stiche gelassen ward, hat auch erzählt, Herr von Sonnenthal wolle in Zukunft mehr als bisher noch bei Shakespeare sein Heil suchen, und an diesen Punkt nur, wo doch sicher kein „Mißverständniß" zu befürchten ist, möchte ich knüpfen und, ohne Zagen vor einer späteren Widerlegung, die bestimmte Meinung aussprechen, daß dieses Suchen kein glückliches Finden sein wird. Macbeth, Othello, Lear, Timon und Richard werden dem Herrn von Sonnenthal ihr Allerheiligstes niemals enthüllen; immer wieder führt der Weg aller Schauspielkunst zum größten Belehrer Shakespeare zurück, der sie zu entkleinlichen, sie unzeitgemäß, das heißt: menschlich, zu machen allein vermag; an das hoch gelegene Ziel dieses Weges aber wird nur der Menschendarsteller gelangen, der im gedichteten Charakter den tiefsten Punkt zu erfassen und von ihm aus den ganzen Menschen lebendig zu durchdringen weiß. Was über allen Schein, trägt nicht nur Hamlet, trägt jedes Geschöpf der unermeßlichen Shakespearewelt in sich, — und bei allem Bemühen kann Herr von Sonnenthal immer doch nur der Lust und des Schmerzes Kleid nnd Zier erhaschen.

Die äußere Form beherrscht er souverän, und das ist kein Wunder bei einem Schauspieler, der seit einundvierzig Jahren auf der Bühne und seit sechsundreißig Jahren im Burgtheater heimisch ist. Eine sichere und selbstbewußte Routine, eine lange nachhallende Tradition. Von Korn, dem ersten Darsteller der munteren Männer von Bauernfeld und Genossen, übernahm Karl Fichtner einen bis in das kleinste Detail sauber geputzten Stil, den die Wärme und Liebenswürdigkeit seines Temperaments angenehm auffrischte und den sein Nachfolger und Nachahmer Sonnenthal dann, im Wechsel des Repertoire, modisch abschliff und französirte. Der alte Costenoble meinte, mit Korn stürbe das Fach behaglicher Lebemänner, wie es der Hamburger Herzfeld geschaffen, aus, aber er durfte noch Fichtner als glücklichen Verwalter der Erbschaft des braven Genossen erblicken. Freilich: Korn war ein Mann, Fichtner nur ein schöner Mann auf der Bühne; Korn stand noch unter dem Eindrucke Schroeders, der auf kraftvollen Realismus losging, und Fichtner war schon in der Ueberlieferung des Comtessentheaters, bei Iffland und Frau von Weißenthurn, groß geworden. Das bürgerliche Schauspiel, der Ruhm der Hamburger Schule von Eckhof, Schroeder und Schmidt, wurde in Wien sentimentalisirt, verweichlicht und hofdamenhaft gemacht und den Ruhm des Burgtheaters hat immer, trotz Sophie Schroeder und Anschütz und Charlotte Wolter, dieses hoffähige, verfeinerte und verschwächlichte Gesellschaftstück dann gebildet, von Bauernfeld bis zu Pailleron und von Schreyvogel bis zu Burckhard.

Wenn ich bei Costenoble lese: „Fichtner stellt richtig dar; aber schöne Erdenklöße ohne nöthiges Leben," dann muß ich immer an Sonnenthal denken, dem auch der schöngeformte Erdenkloß immer die Hauptsache ist, der nie zu tief gründender Charakteristik sich versteigt und deshalb ernsteren Anspruch da nur befriedigen kann, wo eine gut gearbeitete Atrappe mit Süßigkeiten zu füllen und geschickt einem hohen Adel und verehrlichen Publico zu präsentiren ist. Herr Karl Frenzel zwar weist ihm den ersten Platz; mit dem verehrten Herrn aber habe ich des Streites über Schauspielkunst mich begeben, seit er die unglaubliche Behauptung wiederholt hat, der Inhalt des ersten Faustmonologes sei „schmerzlich süße Melancholie, nicht tragische Verzweiflung" und das Gespräch mit dem Erdgeist sei „der einzige leidenschaftliche Moment dieser Scenenfolge." Wer in Faustens tobenden Ausbrüchen — „Das will mir schier das Herz verbrennen," „verfluchtes, dumpfes Mauerloch," „was grinsest du mir, hohler Schädel, her" und zwei Dutzend anderer Stellen! — nicht Verzweiflung und Leidenschaft erkennen will, nur süße Melancholie, der muß schon ungewöhnlich heißblütig sein oder ungewöhnlich verständnißlos und dessen schauspielkünstlerische Einsicht wiegt jedenfalls federleicht.

Als Sonnenthal 1856 in das Burgtheater eintrat, da gefiel er nicht und nur Laubes eigensinnige Energie konnte ihn in den jüngeren Rollen Joseph Wagner's halten. Aber auch Laube, dem er so seltsam gedankt hat, erkannte bald, daß Sonnenthal weder eine starke Individualität noch eine tragisch gestimmte Natur ist; er nannte ihn recht klug einen Hamlet, der leben bleiben kann, und führte ihn früh von den jungen, aktiven Helden zu den reifen und skeptischen Lebemännern. In den Plauderstücken von Bauernfeld, Michael Klapp, Scribe und Wilbrandt läßt Sonnenthal keinen Wunsch unerfüllt, da ist er ein glaubhafter, ein angenehmer und liebenswürdiger Theaterbewohner von artigstem Wesen und sicherstem Takt, und wo die Rolle reichlich verzückert ist, da gewinnt er sich stets süßen Sieg bei jungen und alten Jungfern beiderlei Geschlechtes. Was Octave Feuillet unter den Dramatikern, ist er unter den Schauspielern und deshalb hat unter seinen Berliner Gastrollen auch am meisten, weitaus, mir der Graf Waldemar gefallen. Der kernnorddeutsche Gustav Freytag hat das Schauspiel mit seinem Namen gezeichnet, auf seine Rechnung kommt aber nur die philiströse Anschauung edelmännischen Wesens und die reizende Gärtnerstochter, die man von Hedwig Niemann gesehen haben muß, um sie für immer zu kennen; die Fürstin Udaschkin ist Feuillet's Dalila und deren Chevalier Carnioli hat sich mit Montjoye, dem angeblichen Manne von Eisen, zum Puppenheldenthum des Grafen Waldemar vereint. Wo Freytag aus dem literarisch Anempfundenen zu eigenem Besitze gelangt ist, wo er, in den Journalisten, in lächelnder Verachtung der gerade von ihm so klar erfaßten dramatischen Technik doch das Meisterbild einer Zeit, eines erst gelinde corrumpirten Standes und einer ganz deutlich und ganz preußisch gesehenen Gesellschaftschicht gegeben hat, da kann Herr von Sonnenthal nicht mit ihm Schritt halten. Den Bolz hat Menzel gemalt, und die Figuren Sonnenthals sind immer ganz echter Bouguereau. Sein geschniegelter Konrad ist nicht im Dorfe aufgewachsen und erst recht nicht im Pfarrhause; er ist ein Journalist aus der Zeit, wo der Börsentheil schon wasserköpfig angeschwollen ist und wo die Verleger nicht mehr eines Correcturfehlers, sondern einer neuen Actienemission wegen die Redacteure heimzusuchen gewöhnt sind. Kein kläglicheres Armuthzeugniß konnte unsere Kritik sich ausstellen, als daß sie über Herrn von Sonnenthal unseren für immer unvergleichlichen Bolz vergessen hat, unseren prachtvollen Theodor Liedtke, der eine viel zu starke und ehrliche Natur war, um im Alltagsinne ein guter Schauspieler sein zu können, der immer sich selbst resolut setzte, und dem seine Mittel das erlaubten.

Nicht ein alberner Localpatriotismus spricht hier, von dem ich wirklich, als Antiberliner, recht weit entfernt bin, sondern gerechter Aerger darüber, daß unser Hofschauspiel noch immer mißachtet wird und allzu gering geschätzt. Der verstorbene Krause, den ich für einen der besten deutschen Schauspieler hielt, pflegte den Neueintretenden bitter zu sagen: „Wenn Sie erst drei Monate hier sind, werden Sie überall lesen, daß es mit Ihnen nicht mehr weit her ist." Leider hatte er immer Recht. Dumm und dreist wird uns jetzt vorgelogen, Herr Kainz, den ein Profitwütherich nun vom Contractbruch erlöst hat, habe den Berliner Bühnen das realistische Heil gebracht — nach Döring, Dessoir, Berndal und Liedtke, nach Rossi, dem Herr Kainz doch nur, wie Herr Sonnenthal, Räuspern und Spucken abgeguckt hat. Döring's satanisch gemeiner Mephisto, Berndal's pöbelhafter Doria und Krause's grinsender Tubal sind noch von keinem modernsten Realisten überholt worden, und ehe das hohle Schluchzen des durch Hysterie und durch kluge Ausnützung seiner Fehler fesselnden Knaben Kainz unsere Bretter mit grausem Pathos erschütterte, hatte längst Rossi aus lastender Tradition zu naiver Anschauung uns die Klassiker befreit.

Damals freilich gab man im Hoftheater mit Tapeziererarbeit sich

Digitized by Google

noch nicht zufrieden, wie das unter dem Regime Grube zu geschehen pflegt. Herr Grube scheint an einen Ersatz für Krause — Gimnig, Pagay, Pauly wären zur Hand — nicht zu denken, Herr Grube putzt bunte Zimmer aus, streicht die Dichter unsinnig zusammen und wirkt, wie im neckischen Blatte zu lesen war, bei Mordddarstellungen in magnetischen Séancen mit. Leider habe ich diesen Anblick versäumt; wie aber die Herren Grube und Sonnenthal vor heller Rampe Goethe's Clavigo ermordeten, das sah ich und davon will ich nun erzählen.

Nicht in einem einzigen Augenblicke der Dichtung handelt Clavigo wie ein ausgelernter Hofmann, der spielend ja die plumpen Manöver des großmäuligen Beaumarchais durchkreuzen könnte, immer handelt er vielmehr wie ein kleiner und junger Mensch, den jeder Affect hin und her wirft, der keiner Lage gewachsen ist und in keiner Lage zufrieden. Sein Plan ist der Hof, doch längst noch nicht steht er am Ziele, ein kleiner Günstling königlicher Laune nur ist er unter Vielen, ein erfolgreicher Streber, ein beliebter Chroniqueur, an dem Madrid und besonders Aranjuez seine Freude hat. Eben hat er einen Artikel, von dem er sich Wirkung verspricht, beendet und in heller Freude ihn, wie nur die unechten Talente solche empfinden, denn die echten sind immer vom Abstand des Könnens vom Wollen enttäuscht, dem kritischen Freunde vorgelesen. Diesen Zeitungschreiber setzt nun Herr Grube in eine Flucht von Prunkgemächern mit kostbaren Gobelins und schloßartiger Ausstattung und Herr von Sonnenthal, der ein furchtbar denkender Schauspieler ist, macht, bevor er beginnt, eine lange Pause, die wohl andeuten soll, daß er seinen Artikel, den er dem Carlos doch vorlesen müßte, still für sich durchgesehen hat. Anstatt eines jungen Strebers, der schlau auf sein Damenpublikum rechnet, sehen wir einen alten, selbstbewußten und geckigen Hofmann mit einer alten Stimme — und seine Jugend ist Clavigo's einzige Entschuldigung — und die ganze Stimmung des ganz jungen Werkes zerflattert in einem Hui. Das war ein Geziere und ein Gespreize und eine nachgemachte Natürlichkeit, daß man keine Secunde den Coulissendunst aus der Nase verlor und der Souffleur gar nicht so zu schreien brauchte, um Herrn von Sonnenthal über die schwanke Gedächtnißbrücke zu schmuggeln.

Erst im Hause der Guilberts, die Herr Grube etwa wie Heinecken wohnen läßt, kam Leben zwischen die Leinwand. Zwar Marie zimperte sich seelenlos ab und Buenco, ein reifer Mann, wurde nach dem Willen des Regisseurs ein schmachtender Brackenburg; als aber dann sich die Thür wieder öffnete, trat ein lebendiger Mensch in's kahle Gemach: Herr Matkowsky als Beaumarchais. Wie er die sterbende Schwester in den Arm nimmt, wie er tröstet und tobt, jubelt und jammert und endlich an einen gewaltigen Entschluß die ganze Kraft setzt, ein fahriger Schwärmer erst und ein ganzer Kerl doch, wo es gilt: so erlebte Kunst kann auch der klügste Erkünsteler nimmer uns bieten, und so gewiß Feuillet ein geringerer Dramatiker als Shakespeare ist, so gewiß steht Makowsky hoch über Sonnenthal, die heiße, die gährende Natur in unbewußtem Schaffen über dem fleißig und nett combinirenden Verstande. Der gealterte Schranze Clavigo versank neben diesem ganz ungeschminkten Sprudelkopf und der theatralische Auftritt, in dem der Bruder den Ungetreuen bewältigt, mußte auf unbefangene Gemüther einfach lächerlich wirken: ein prächtiger Junge, der einen Alten prellt!

Von dem „stummen Spiel" des Herrn Sonnenthal war vorher viel berichtet worden; es blieb routinirte Taschentuchspielerei. Und dann kam das verängstete Selbstgespräch, in dem die Clavigos Seele bekennen müssen und das nun möglichst vornehm abgethan wurde, und dann — ja, dann entglitt Herrn von Sonnenthal das Spitzentuch und nun war es aus: vor dem Zufall erstarrte rathlos Routine, im Exempel war ein Fehler und Carlos stand schon auf der Bühne, ehe Clavigo, oder, der Clavigo zu sein vielmehr vorgab, den Muth gefunden hatte, das Tuch vom Boden zu heben. Und dann wurde geklatscht und an der Rampe erschien, mit gefalteten Händen und seelenvollen Augenaufschlägen beschämten Dank stammelnd, Herr von Clavigo, jeder Zoll ein großer Komödiant.

Mir ward das Spitzentuch zur Offenbarung und ich nehme es zum Symbol. Daß Sonnenthal keine starke Natur ist, keine aus eigenen Augen die Dichterwelt schauende Individualität, das wußte ich längst; sein sicheres Auftreten aber, die Freundlichkeit seiner Sitten und eine weiche Wärme des Tons mußte ich rühmen und war verwundert, da ich so kühl doch seinen Künsten zusah. Das Spitzentuch ward zur Offenbarung: er lebt nicht in seinen Gestalten, er trägt eine Maske und das geringste Ungefähr bringt ihn aus der Vermummung. Er sieht in Clavigo nur den Höfling und bleibt immer subaltern: Wirklicher Geheimer Regierungsrath mit dem Prädikat Excellenz als Wallenstein, Duodezdiplomat als Bolingbroke und Hans in allen Spalten als Bolz. Und auch seine Würden und Prädikate kann er nicht festhalten, sobald ihm der Zufall in künstliche Wirbel nur tölpelt; dann fällt gleich die Maske und der Herr Hofschauspieler hat das Wort.

Der vollendetste Typus der Hofschauspielkunst: gewiß; der erste deutsche Schauspieler, wie es ja wohl immer heißt: niemals und nirgends, in Wien nicht und nicht in Berlin. Ein gut geölter und tadellos funktionirender Mechanismus, eine mählich eingefrorene Manier, die nicht für einen einzigen Augenblick geniales Erfassen uns aufthaut. Es ist ein Jammer, daß vor der höfischen und dämischen Beliebtheit dieses von Natur aus nur mittelwüchsigen Talentes Fritz Kraftel zurücktreten und Mitterwurzer entweichen mußte. Und den Fremden, die jetzt die Wiener Theaterausstellung bevölkern, denen möchte ich sagen: Wenn ihr echte und große deutsche Schauspielkunst sehen wollt, haltet an Helene Hartmann euch und an Baumeister, an Kraftel, Thimig und Robert und betrachtet dann erst, was Herr von Sonnenthal aus aller Herren Ländern, vom Pariser Delaunay, vom Italer Salvini, von Fichtner und Febvre eifrig zusammengetragen hat. Und ebenso sollten auch die Berliner nicht mit der Legende vom ersten deutschen Schauspieler sich beschwindeln lassen: sie haben Hedwig Niemann, die Damen Poppe, Sorma, Conrad und Schramm, sie haben Reicher, Matkowsky, Engels, Nissen, Krauß neck und manchen Andern, sie hatten in ganz lebendiger Prägung den Hamburger, nicht den verweichlichten Wiener, Stil, sie sollen ihn ferner auch zu erhalten bemüht sein und brauchen höchstens schamroth zu werden, weil in Wien Herr L'Arronge sie so ungenügend vertritt. Es gibt nicht alte, nicht neue, es gibt nur einfache und wahrhaftige Schauspielkunst, die im Erkennen und im Gestalten an Shakespeare erstarken muß und zu der Herr von Sonnenthal nie uns ein Führer sein kann.

Wie die Darstellung ein Drama bis zur Unkenntlichkeit fälschen und im Bunde mit unverständiger Bearbeitung es entstellen kann: das hat wieder die Aufführung der „Frau" von Valabrègue im Lessingtheater gelehrt. Ein schlechtes, aber ein ungewöhnlich interessantes und lehrreiches Stück, das auch die gar noch nicht kennen, die es auf der Bühne abschlachten sahen. Namentlich den lieben Damen werde ich diese Frau nächstens sehr warm zu empfehlen haben. M. H.

Offene Briefe und Antworten.

Berichtigung.

In dem Artikel „Aus meinen Erinnerungen" in Nr. 41 dieser Zeitschrift hat sich ein Lapsus meines Gedächtnisses insofern herausgestellt, als ich durch Mittheilungen darüber aufgeklärt wurde, daß es vor fast 60 Jahren nicht Professor Maßmann war, an dem der Jungenstreich in der Turnstunde ausgeübt ward, sondern seinem unmittelbaren Nachfolger im Amte passirte die Geschichte. Selbstverständlich lag es mir ferne, durch die Erzählung dieser kindischen Rache das Andenken oder gar die Ehre Maßmann's schädigen zu wollen. Der humoristische Ton und die Schlußsätze der Schüler-Schnurre ergeben das von selbst!

Hannover, 30. April 1892.

C. Schultes.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Digitized by Google

Inserate.

Im Verlage von **F. u. P. Lehmann** in **Berlin** ist erschienen:

Anno Zweitausend.

Posse mit Gesang und Tanz in 3 Akten
von **Karl Biltz.**
Zweite Auflage. Preis eleg. brosch. 2 *M.*

Der Fürst von Raiatea.

Posse mit Gesang und Tanz in 2 Akten
von **Oenophilus.**
Preis eleg. brosch. 2 *M.*

Gedichte

von **Karl Biltz.**
Zweite Auflage. Preis eleg. brosch. 2 *M.*, gebunden 3 *M.*

In den obigen Erzeugnissen der höheren Komödie werden die Ausschreitungen unserer Zeit auf socialem und politischem Gebiete mit glücklichem Humor gekennzeichnet. Die Gedichte empfehlen sich durch klassische Form und sinnigen Inhalt.

Emile Zola's neuester Roman „La Débâcle" behandelt eminent anschaulich und packend den Krieg von 1870/71.

Die Uebersetzung erscheint zur Zeit in:

Aus fremden Zungen, herausgegeben von **Joseph Kürschner**

die noch veröffentlicht: belletristische Werke von **Alphonse Daudet, Mark Twain, Pierre Loti, R. Kipling, G. Ohnet, Maupassant** u. a., ebenso das neueste hochinteressante Werk von **P. Mantegazza: „Die Kunst zu heiraten".**

Jährlich 24 Hefte à 50 Pfg.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Neues Badehaus: Kaiser Wilhelm-Bad.

Bad Homburg

Neues Badehaus: Kaiser Wilhelm-Bad.

Wirksame Brunnenkur bei allen **Magen-** und **Unterleibsleiden** (Leber-, Milz-Leiden, Gelbsucht, Gicht, Fettleibigkeit), **Mineral-, Sool-, Kiefernadel-** und **Moor-Bäder. Luftkurort ersten Ranges** für **Nervenleidende** und **Reconvalescenten. Inhalationen** für **Hals-** und **Brustleidende, Molkenkur.** Heilgymn. Institut (Electrotherapie, Massage.) Kaltwasserheilanstalt. Eleg. Kurhaus mit Park. Vorzügl. Orchester Militär-Concerte. Theater. Réunions. Illumination. Feuerwerke. Saisonfeste.

Mineralwasser-Versandt während des ganzen Jahres durch die Brunnenverwaltung zu Homburg v. d. Höhe.

!! Nur 125 Mark !!

„Hall'-Schreibmaschine,

die beste und billigste der Welt!
Ueber 12,000 Stück im Betrieb!
Einfachste Construktion!
Grösste Dauerhaftigkeit! Leichte Handhabung!
Dreimal schneller als die Feder!
50 verschiedene Schriften! — Alle Sprachen!
Kein Tintenband!
Beste Referenzen!

Zu beziehen gegen Voreinsendung von 125 Mark oder Nachnahme von

C. A. Seyffert, Berlin SW. 13.

In Berlin jederzeit kostenlose Vorführung! — Prospekte gratis und franko!

!! Nur 125 Mark !!

Wie soll ein deutsches Mädchen sein, **um geliebt zu werden?** Für die besten Beantwortungen dieser Frage setzt die Redaction **zehn** Preise aus. Näheres im Blatte selbst.

Illustrirter Figaro

mit der Beilage **„Das Deutsche Heim"**, das originellste und interessanteste Blatt der Gegenwart, erscheint seit **1. Februar 1892** in Berlin. Jede Woche ca. 20 Seiten. Aussergewöhnliche Romane, geistvolle Plaudereien, bildliche Darstellungen aller zeitgeschichtlichen Ereignisse, allerlei Amüsantes aus der Theaterwelt u. Gesellschaft, fesselnder Gerichtstheil etc. Motto: Wahrheit und Klarheit.

Gratis erhalten Sie alle seit 1. Februar erschienenen Nummern, wenn Sie uns den Abonnements-Betrag von **1,25 Mk.** für April, Mai, Juni, oder die Quittung der Postanstalt resp. Buchhandlung einsenden, bei der Sie das Vierteljahr April bis Juli bestellt haben. Jeder Briefträger, jede Postanstalt und jede Buchhandlung nehmen Bestellungen an. (Postzeitungspreisliste 3107 a.)

J. Harrwitz Nachf. Verlag,
BERLIN SW., Lindenstr. 43.

Tücht. Agenten und Colporteure an allen Orten gesucht.
Jeder Leser der uns 10 Abonnenten verschafft, erhält 5 Mark Prämie.

Neuer Roman von Theophil Zolling.

Soeben ist in zweiter Auflage erschienen:

Coulissengeister

Roman von Theophil Zolling

2 Theile in einem Bande.

Preis: Geh. M. 6.—, Gebunden M. 7.—

Leipzig. H. Haessel, Verlag.

Die Gegenwart 1872—1888.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Einbanddecken zu obigen Jahrgängen oder Bänden à 1 M. Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 21. Berlin, den 21. Mai 1892. Band XLI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die Verlegung des Bußtages. — Redivius. Von Julius Duboc. — **Literatur und Kunst:** Die moderne Weltanschauung und die Tragödie. Von Ernst Bernheim. — Vom jüngsten Frankreich. Von Paul Raché. — Unterrichtsfreiheit. Von Georg Stoeckert. — **Feuilleton:** Der Hof. Von Johannes Schlaf. — **Aus der Hauptstadt:** Prügeljungen. Von Wendel Hipler. — Zur Kunstgeschichte Berlins. Von Cornelius Gurlitt. — Offene Briefe und Antworten: Großpreußen oder Deutschland? Von Dr. R. — Notizen. — Inserate.

Die Verlegung des Bußtages.

Schon seit Jahren ist eine Agitation in's Werk gesetzt worden, um eine Verlegung des bis jetzt in Preußen mitten zwischen Ostern und Pfingsten fallenden Bußtages herbei zu führen, und zwar ist dieselbe hauptsächlich von den Großgrundbesitzern ausgegangen, welchen dieser Feiertag um deshalb unangenehm ist, weil er sie in der Frühjahrsbestellung ihrer Aecker stört. Dem Wunsche zugestimmt haben diejenigen Industrien, welche gerade im Frühjahr stark beschäftigt sind. Die Arbeitgeber sind also diejenigen, welche an der Verlegung des Bußtages ein Interesse haben. Die Arbeitnehmer zu fragen, ob sie damit einverstanden sind, daran hat Niemand gedacht.

Da die erstere Klasse hauptsächlich in den Häusern des Landtages und überhaupt in denjenigen Stellen sich befindet, welche im Stande sind, einen größeren Einfluß auf die Regierung auszuüben, so ist es erklärlich, daß diese durch das stete Drängen veranlaßt wurde, eine Vorlage einzubringen, durch welche der Bußtag auf den Spätherbst verlegt wird. Diese Vorlage ist ohne jede Debatte im Plenum des Abgeordnetenhauses angenommen worden.

Im kirchlichen Interesse dürfte es gleichgültig sein, ob der Bußtag in das Frühjahr oder in den Herbst fällt. Die für die Verlegung geltend gemachten Gründe haben auch stets nur das wirthschaftliche Interesse hervorgehoben. Dieses allein aber ist bei der Wahl der Zeit für den Bußtag gewiß nicht maßgebend gewesen, denn man kann wohl annehmen, daß Diejenigen, welche denselben gerade in das Frühjahr gelegt haben, sich sehr wohl bewußt gewesen sind, daß die Einschiebung dieses Feiertages zum mindesten für die Landwirthschaft Unbequemlichkeiten zur Folge hat. Wenn man dessenungeachtet gerade diesen Tag gewählt hat, so müssen nach der Ansicht der damaligen Gesetzgeber gewichtige Gründe dafür gesprochen haben. Diese Gründe dürften aber auch noch heute und sogar in höherem Maße vorhanden sein.

Unter der Herrschaft der katholischen Kirche waren außer den gewöhnlichen Sonn- und Festtagen eine große Menge anderweiter Feiertage eingesetzt worden, und zwar in so großer Anzahl, daß fast in jede Woche noch ein Extra-Feiertag fiel. Die Kirche verfolgte damit verschiedene Zwecke, einmal wollte sie den kirchlichen Sinn heben, zum anderen wollte sie ihren Angehörigen Erholung und Vergnügen verschaffen, denn sie ist stets darauf bedacht gewesen, die Befolgung ihrer Vorschriften ihren Bekennern zwar zur Pflicht, aber zu einer möglichst angenehmen Pflicht zu machen und gleichzeitig für das körperliche Wohlergehen ihrer Angehörigen zu sorgen.

Es ist ja überhaupt keine seltene Erscheinung, daß die religiösen Gesetzgeber Vorschriften geben, welche hauptsächlich in sanitärer Beziehung wirken. Um die Befolgung um so sicherer zu erzielen, werden sie in eine religiöse Hülle eingekleidet, wie dies ja sowohl in der jüdischen als muhamedanischen Religion an zahlreichen Beispielen nachzuweisen ist.

So wirkte auch wohl bei Einsetzung der außergewöhnlichen Feiertage die Ansicht mit, daß bei schwerer Arbeit die Sonntage zur Erholung nicht ausreichten. Als aber die Reformation hereinbrach, fegte sie diese außerordentlichen Feiertage fast sämmtlich hinweg, denn wie alle Ausbrüche, welche eine Reaction gegen Fehler und Versündigungen darstellen, zunächst weit über das erstrebenswerthe Ziel hinausschießen, so war es auch bei der Reformation der Fall, mit dem Fehlerhaften wurde auch manches Gute hinweg gefegt. Allmählich aber, als der Fanatismus verraucht und die Gemüther wieder ruhiger geworden waren, kam man zu der Ueberzeugung, daß man in Manchem zu radical vorgegangen war. Die Kirchen wurden zum Theil wieder prächtiger ausgestattet, der Gottesdienst durch Einlegung geistlicher Musiken feierlicher gestaltet und auch einige der früher abgeschafften Feiertage, wenn auch unter anderem Namen, wieder eingeführt.

So wurde auch in Preußen ein neuer Feiertag, der Bußtag, geschaffen. Zum Theil mögen dafür kirchliche Motive maßgebend gewesen sein, daß derselbe aber in eine Zeit gelegt wurde, in welcher schon ein außergewöhnlicher Feiertag, der Himmelfahrtstag, fällt, in eine Zeit, welcher auch Ostern und Pfingsten nicht fern liegen, dürfte kaum auf einem Zufall beruhen, sondern muß ganz bestimmte Gründe gehabt haben.

Ostern ist mit voller Absicht in die Zeit des Jahres gelegt worden, in welcher die Natur aus dem Winterschlaf erwacht. Nach den langen, trüben Tagen des Winters beginnt die Sonne wieder Licht und Wärme auszustrahlen und lockt die Menschen aus der dumpfen Stubenluft hinaus in's Freie und deshalb sind gerade die Feiertage in dieser Zeit des Frühjahrs von so großer Bedeutung, denn sie ermöglichen es auch denen, welche an den Wochentagen in enge, dunstige Räume gebannt sind, einmal wieder ihre Lungen in reiner, frischer Luft zu baden.

Unser Staat wird immer mehr und mehr ein Industriestaat und immer mehr und mehr Arbeiter sind daher gezwungen, anstatt in freier Luft in geschlossenen Räumen zu arbeiten. Für alle diese gibt es keine bessere Erholung als ein möglichst langer Aufenthalt in guter, frischer Luft.

Wer sich davon überzeugen will, daß der Arbeiter dieses Bedürfniß wirklich hat, der gehe an einem Feiertage im Mai

Digitized by Google

in der Nähe einer großen Stadt spazieren. Schon am frühen Morgen wandern ganze Schaaren, Männer, Frauen und Kinder, hinaus nach den umliegenden Ortschaften, am liebsten in den Wald, um möglichst den ganzen Tag im Freien zuzubringen.

Um dies recht oft zu ermöglichen, hat die Kirche die Feiertage im Frühjahr gehäuft, und deshalb ist offenbar auch der Bußtag in diese Zeit gelegt worden. Wird er in den Monat November verlegt, also in die Zeit, in welcher ein Aufenthalt im Freien in unserem Klima meistens nicht zu den Annehmlichkeiten gehört, so fällt die Erholung vollständig hinweg. Anstatt in die freie Luft geht der Arbeiter in das Wirthshaus und vertrinkt dort in einer Luft, welche häufig erheblich schlechter ist, als die in seinem Arbeitsraum, einen Theil des mühsam verdienten Lohnes. Wer ein Bedürfniß hat, den Gottesdienst zu besuchen, wird dies auch im Frühjahr thun, wer dies nicht hat, wird auch im November davon fern bleiben.

Daß auch der geplante allgemeine Arbeiterfeiertag auf den 1. Mai gelegt ist, beruht wohl auch nicht auf einem Zufall, sondern dabei sind ebenfalls die aufgeführten Gründe maßgebend gewesen.

Wenn bei der Berathung über die Verlegung sich keine Stimme für die Beibehaltung der jetzigen Zeit erhoben hat, so liegt dies daran, daß unsere Herren Gesetzgeber nicht wissen, wie den Arbeitern zu Muthe ist, welche Jahr für Jahr, Tag aus Tag ein in abspannender Gleichförmigkeit ihr Joch tragen müssen. Daß ein solches Gesetz ohne Widerspruch angenommen wird, ist um so wunderbarer, als in der heutigen Zeit doch sonst jedes Gesetz darauf hin geprüft wird, ob es zur Befriedigung der sozialistischen Partei beitragen kann. Ließe man aber die Arbeitnehmer darüber abstimmen, fürwahr, mit überwältigender Majorität würde es verworfen werden.

Wenn man bei Entscheidung derartiger Angelegenheiten allein die Geldbeutelfrage in den Vordergrund stellt, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, daß man die sanitären Interessen von Millionen von Arbeitern verletzt, so ist es nicht wunderbar, daß der Haß gegen die herrschende Plutokratie in immer weitere Kreise getragen wird.

Darum möge man, ehe die Verlegung des Bußtages Thatsache wird, noch einmal reiflich überlegen, ob es Recht ist, dem Nachtheil Vieler den Vortheil Weniger voran zu setzen.

Redivivus.

Von Julius Duboc.

Die „verhungernden Naturwissenschaften" — der drastische Ausdruck stammt nicht etwa von irgend einem spiritualistischen Feueranbeter, sondern von einem Freigeist der vierziger und fünfziger Jahre, von dem damals in vorderster Reihe kämpfenden Arnold Ruge. In seinem Munde ist er um so charakteristischer. Besagen sollte er etwa, daß die Naturwissenschaften, soweit sie auch den Mund öffnen möchten, um Alles zu verschlingen, d. h. um Alles ihrer Methode dienstbar zu machen und ihrem Erkenntnißgebiet einzuverleiben, doch damit den Geist vor dem Verhungern nicht zu schützen vermöchten, da dieser seine ihm nothwendige Nahrung noch aus anderen Erkenntnißquellen zu beziehen habe als diejenigen sind, die sich auf dem Gebiet der streng in ihren Grenzen verbleibenden exakten Wissenschaften vorfinden. Ruge brauchte den Ausdruck bei einem Seitenhieb, den er seinem Freunde Feuerbach versetzte, als dieser mehr und mehr das völlige Aufgehen der Geistes-Wissenschaften in die Natur-Wissenschaften seiner spekulativen Thätigkeit als Stempel aufdrückte. Anläßlich des Erscheinens von dessen „Theogonie" rückte er in drei in dem damaligen Prutz'schen „Museum" erschienenen Briefen über L. Feuerbach und seine „Theogonie" diesem seinen Abfall von der Philosophie vor, was nothwendig zu einem „Verzweifeln an den Prinzipien, zum Unglauben an Vernunft und menschlicher Freiheit" führe, wie man dies am „Materialismus und den verhungernden Naturwissenschaften" sattsam ersehen könne. Feuerbach verdroß diese Auslassung gewaltig. Er nannte Ruge, dessen ganze veränderte Stellung ihm gegenüber — Ruge war einer der eifrigsten Bewunderer des „Wesens des Christenthums" gewesen — ihm äußerst mißbehagte, einen Menschen, „der noch bis über die Ohren in dem Lethestrom der Hegel'schen Logik drinnen steht, mit nothwendiger Voreingenommenheit gegen ein solches sensualistisch denkendes Wesen wie ich bin."

Vielleicht hatte Feuerbach mit dieser Bemerkung Ruge gegenüber nicht ganz Unrecht. Aber konnte nicht auch Ruge oder ein Anderer Feuerbach gegenüber sich darauf berufen, daß es auch einen Lethestrom der naturwissenschaftlichen Empirie gebe? Wenn Ruge als halber Hegelianer vielleicht von einer „nothwendigen Voreingenommenheit gegen ein solches sensualistisch denkendes Wesen", wie Feuerbach es war, nicht frei zu sprechen war, war Feuerbach seinerseits unbedingt frei zu sprechen von einer unwillkürlichen oder vielmehr auf seinem Standpunkt ebenso unvermeidlichen Voreingenommenheit gegen ein sensualistisch denkendes Wesen anderer Art? Mit anderen Worten, war „ein solches sensualistisch denkendes Wesen", wie Feuerbach es war und sein zu müssen glaubte, das einzig mögliche und gerechtfertigte?

Ich habe an einer anderen Stelle die Bedeutung des Gesetzes vom seelischen Stoffwechsel erörtert und dessen Vorhandensein nachgewiesen.*) Ich habe darauf aufmerksam gemacht, wie die Lebenskraft sich erhält, indem sie sich von der durch ein Uebermaß verursachten Abspannung durch eine übermäßige Anspannung nach der entgegengesetzten Seite hin erholt, wobei gleichzeitig ein Erkenntnißgewinn aus den zur Wahrnehmung gelangenden Uebertreibungen und deren Folgen erworben wird. Auch in dem vorliegenden Fall ist der Umschlag von einem Extrem in das andere unverkennbar. Bei den großen Gegensätzen, einerseits einer die Empirie überfliegenden und andererseits einer die Empirie zum Ausgangspunkt nehmenden philosophischen Gedankenarbeit, einer in diesem letzteren Sinne realistischen und naturwissenschaftlichen oder einer auf sich selbst ruhenden, idealistischen Auffassungsweise ist der entscheidende Punkt, um den es sich dreht, schließlich der, ob das souveraine Ermessen dem Messen vorangesetzt werden soll oder umgekehrt dieses an die erste Stelle insofern zu treten hat, als ihm ein für allemal grundlegende Bedeutung zuerkannt wird. Es ist eigentlich ein Problem der Meßkunde, welches hier vorliegt. Wurde diese wie bisher gehandhabt, so konnte es geschehen, wie es von Seiten Hegel's thatsächlich geschah, daß z. B. „das begrifflose Amerika einfach aus der Weltgeschichte ausgestrichen" wurde, — das war das Resultat des souverainen Ermessens, welches dem Messen der Thatsachen, dem Prüfen ihres Schwergewichtes wenig nachfragte. Trat aber dieses an die erste Stelle so wurden nothwendigerweise alle jenen meßbaren Facta in Rechnung gestellt, welche gerade umgekehrt darauf hindeuteten und schon vor ihrer vollen Entfaltung erwiesen, daß Amerika eine sehr breite Stellung in der Weltgeschichte einnehmen werde, die ihm nicht ausgestrichen werden konnte. Solche Luftsprünge der Begriffsspekulation und einer Construction auf einer zu schmalen Basis waren alsdann nicht mehr möglich.

Die wirkliche Correctur, die vorzunehmen war, hätte sich also begnügen müssen dem Prinzip der Erfahrungswissenschaft und damit also der Naturwissenschaft als der vornehmsten Erfahrungswissenschaft so weit Concession zu machen, daß sie das Ermessen durchaus auf das Messen gründete, von jeder selbständigen Operation des ersteren ohne genügenden Anhalt oder gar im Widerspruch mit dem zweiten absah. Diese Umkehr war die einzig rationell begründete. Der Rückschlag aber, wie er sich thatsächlich und auf philosophischer Seite namentlich bei Feuerbach vollzog, ging sofort weiter, weil er von einem Extrem auf das andere übersprang. Er capitulirte nicht vor dem Prinzip an sich, sondern vor der Handhabung des Prinzips durch diejenigen, die als seine zeitweiligen Ver-

*) Vgl. des Verfassers „Hundert Jahre Zeitgeist I."

Digitized by Google

walter auftraten. Der Uebergang lag freilich sehr nahe. Es gab nur eine ausgebildete Meßkunst, die dem souverainen Ermessen des Idealismus gegenüber gestellt werden konnte — die der Naturwissenschaft — und für diese voll verantwortlich konnten wiederum nur seine accreditirten Vertreter angesehen werden. Eins trat also an die Stelle des Anderen, die Handhabung vor Allem trat an die Stelle des Prinzips und ersetzte oder normirte dasselbe.

Wie sollte aber die Handhabung anders vor sich gehen als in der Art und Weise, die sich als die handlichste darbot, oder mit anderen Worten, wie sollte nicht das Messen vorzugsweise angezeigt und praktisch geübt, dann aber auch ausschließlich statthaft da erscheinen, wo die vorhandenen Meßinstrumente und Meßmethoden den erforderlichen Spielraum zu ihrer Bethätigung fanden. Unvermeidlich wurde aber dadurch das Gebiet des Messens enger abgegrenzt als es aus dem Prinzip an und für sich folgte. Dem Prinzip nach war das Messen unbeschränkt und konnte, ja mußte sich auf jede beliebige Erscheinung erstrecken, die nicht dem reinen Gedankenbereich angehörte, die irgendwie in die Sinnensphäre einging und übergriff, (denn dadurch ergab sich die, wenn auch vielleicht sehr erschwerte und unbequeme Möglichkeit des Messens), dem Prinzip gegenüber standen Telepathie und Hellsehen, um nur irgend welche der schwierigen Phänomene zu nennen, in dieser Beziehung in gleicher Reihe und mit gleichem Anrecht da wie irgend eines der Experimente, mittelst deren Edison oder irgend ein anderer „Erfinder" zu ihren erstaunlichen Resultaten gelangen. Denn alle diese „Erfindungen" beruhen doch im letzten Grunde auf immer erneuten und immer scharfsinniger componirten Meßversuchen an Körpern und Kräften, die eben dadurch bisher noch ungeahnte Möglichkeiten der Anwendung und Verwendung offenbaren. Aber Prinzip und Handhabung standen nun nicht mehr in dem normalen, ihnen eigentlich wesensangehörigen Verhältniß zu einander. Und weil der Handhabung, nicht dem Prinzip das letzte entscheidende Wort zuerkannt wurde, weil sie, wie vorhin gezeigt, aus natürlichen Gründen sich anmaßen durfte zu bestimmen, was ausschließlich statthaft, was also wissenschaftlich correct, wissenschaftlich standesgemäß, um mich so auszudrücken, war, was innerhalb des wissenschaftlichen Meßbereiches fallen durfte, so vollendete sich dadurch erst der Rückschlag von einem Extrem zum anderen. An die Stelle des souverainen Ermessens ohne Unterlage trat das soveraine Messen auf einer willkürlich construirten, nach dem bloßen Gesichtspunkt der Handhabung bemessenen und abgesperten Unterlage. Nichts anderes als dies ist im Grunde der vielberufene Materialismus der Naturwissenschaften. Er folgt gar nicht in der Art und Weise, wie er auftritt, aus dem Prinzip, sondern aus der Handhabung derselben. Um so unberechtigter aber und um so unerträglicher ist seine angemaßte dogmatische Einseitigkeit, die Alles, was die künstlichen Schranken zu durchbrechen sich anschickt, mit dem vollwichtigen wissenschaftlichen Banne belegt.

Sehr langsam wird sich eine Aenderung vollziehen, denn jede Orthodoxie und noch dazu eine wissenschaftliche Orthodoxie, die das Gegentheil der Orthodoxie zu sein scheint, hat von jeher eine zwingende Macht über nachbetende Gemüther besessen. Daß sie sich vollziehen wird, dafür ist andererseits gesorgt, denn facta loquuntur. Und es liegt hauptsächlich doch nur an der besonderen Natur dieser facta, daß sie bisher so wenig mit dem Gewicht der Thatsächlichkeit wirken. Ihre besondere Natur hindert oder erschwert wenigstens die Betheiligung zahlreicher, wissenschaftlicher Kräfte. So verbleiben sie in dem Geruch von Ketzereien. Einer der vorurtheilfreiesten und bewährtesten Forscher, der Professor der Physiologie an der Medizinischen Facultät zu Paris, C. Richet weist auf die außerordentlich hohe Zahl von Untersuchungen hin, die irgend einer chemischen Substanz, z. B. dem Pyridin gewidmet werden und vergleicht sie mit der dürftigen Antheilnahme der Wissenschaft an dem Studium der Telepathie. „Gewiß", sagt er, „ist die Geschichte des Pyridins sehr interessant und gerade auf diesem begrenzten Gebiet der Chemie hat man sehr wichtige Entdeckungen gemacht, aber man soll eine Reihe von Experimenten nicht verachten, die uns — vielleicht zum erstenmal — eine bis jetzt gänzlich unbekannte Fähigkeit des Geistes eröffnet, eines der Probleme des Transcendenten, an dem seit mehr als zwanzig Jahrhunderten die größten Geister des Abendlandes sich versucht haben. Nun wohl! ohne Mühe findet man 500 Chemiker, die Memoiren über das Pyridin und seine Derivate geschrieben, außerordentliche, geistvolle Werke, gegründet auf mühselige schwierige Forschungen; aber man findet nicht 20 Psychologen, die mit wissenschaftlicher Methode die Telepathie, ihre Ursachen, Bedingungen und die Vorgänge, die zu verfolgen sind, um sie zu beweisen, analysirt haben. Vielleicht ist die Ziffer 20 noch zu hoch gegriffen. Nein, es sind nicht einmal 20, fünf oder sechs sollte man sagen. Aber trotzdem es sehr wenige sind, haben sie doch verschiedene und sehr wichtige Resultate gewonnen. Welche reiche Ernte von neuen Thatsachen steht uns bevor, wenn sie erst Hülfe und Nachahmer gefunden haben werden!"

So Richet. Wie weit entfernt man andererseits innerhalb der wissenschaftlichen Welt noch von einem Ausgleich auf diesem strittigen Gebiet ist, davon hat erst kürzlich die Wiener Philosophische Gesellschaft ein curioses Exempel erlebt. Denn als hier Professor Richet's hochinteressante Schrift: „Experimentelle Studien auf dem Gebiet der Gedankenübertragung und des sogenannten Hellsehens" zum Referat gelangte und der Referent Dr. v. Ehrenfels sich zustimmend erklärt hatte, trat diesem Hofrath Meynert entgegen und nannte, nach den Berichten der Blätter, das ganze Gebiet des Somnambulismus, der Fernwirkung und des Spiritismus eine vom naturwissenschaftlichen Standpunkt undiskutirbare Abgeschmacktheit unseres Jahrhnnderts und die zopfigste Ausgeburt pathologischer Gehirne. Er sah darin einen Beweis, „daß das öffentliche Nervensystem lädirt sei." In Frankreich habe sich aus mancherlei Gründen die Nervenschwäche seuchenartig verbreitet und so könne es nicht Wunder nehmen, wenn auf einmal ein Professor uns Dinge glauben machen wolle, welche das gesunde Denken und die ganze Naturwissenschaft auf den Kopf stellten.

Nach dem vorhergehenden ist die „Naturwissenschaft", welche sich dadurch auf den Kopf gestellt findet und in so apodictischer Weise das gesunde Denken für sich in Anspruch nimmt, nichts Anderes als das Ergebniß eines Verfahrens, welches sich auf die Handhabung versteift und diese als Normalmaß dessen zu Grunde legt, was statthafter Weise zum Messen nur zugelassen werden darf, während diejenige wissenschaftliche Methode, welche weiteren Blicks darüber hinausgreift, das naturwissenschaftliche Prinzip des Messens uneingeschränkt zu Ehren bringt. Sie ist es also, die es rein vertritt, ist vom Standpunkt einer reinen Ausgestaltung des innewohnenden Prinzips betrachtet, die eigentlich wissenschaftliche Naturwissenschaft. Die philosophische Forschung, wie sie sich in der Neuzeit gestaltet hat, kann sich nur mit dieser befreunden. Sie hat im Gegensatz zur Zeit der Begriffsspeculation kein weiteres Interesse zu vertreten, als daß an Stelle des souverainen Ermessens das Messen trete, dieses aber auch unbehindert an allem Meßbaren geübt werde. An ihrer Hand und auf ihre Daten stützend, kann sich noch einmal zu erneuten Leben erheben, was wir eine Naturphilosophie nennen würden, wenn wir nicht das nomen et omen fürchteten. Die Naturphilosophie, wie sie war, zählte bei allen ihren Schwächen immerhin zu den geistreichsten Zügen des deutschen philosophischen Geisteslebens. Aber man kann bei allem Geistreichthum auf dem Denkgebiet zu Grunde gehen, wenn man des Fundamentes der sicheren Messung entbehrt. Und deshalb kann man ihr Wiederaufstehen auch nur mit einem Lebehoch begrüßen, wenn man hinzufügt: nicht wie sie war, sondern wie sie sein wird.

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Die moderne Weltanschauung und die Tragödie.

Von Ernst Bernheim.

Für alle diejenigen, die bei den Musen befreiende Erhebung aus den Wirren des Alltagslebens suchen, müßte es eine trostlose Aussicht sein, wenn die moderne Weltanschauung nur für eine pessimistische Gestaltung der Poesie und ihrer höchsten Form, der Tragödie, Raum böte, wie die Jünger des extremen Realismus behaupten. Zum Glück ist es nicht so. Sind doch von vornherein jene nicht als vollgültige Vertreter der auf der Darwin'schen Entwickelungslehre beruhenden Weltanschauung anzuerkennen. Denn sie haben aus deren großartigem Zusammenhang nur einige Sätze herausgerissen und zu einem Zerrbild verwendet, das ihrer häßlichen Lebensansicht entspricht. „Vererbung" gilt ihnen als Hauptfaktor des Lebens, eine Art Erbsünde als tragisches Schicksal, hülflos verfällt der Mensch dem dunklen Verhängniß seiner Geburt und seiner Verhältnisse. Nicht so hat sich Darwin das irdische Schicksal gedacht, noch diejenigen, welche seine Gedanken zum geschlossenen System einer Weltanschauung ausgebildet haben. Sie stellen die lebenden Wesen in den Kampf um's Dasein ausgerüstet nicht nur mit ererbten Vorzügen und Mängeln, sondern auch mit der Fähigkeit, sich den stets veränderten Bedingungen der Außenwelt stets von Neuem anzupassen, um in unverdrossener Arbeit, im Wechsel von Lust und Leid, die Harmonie zu gewinnen und zu bewahren, die den Besten ihres Geschlechtes die Existenz verbürgt, während diejenigen dem Untergang verfallen, die zu solcher Anpassung nicht tauglich sind. Bei dem höchst organisirten der Lebewesen, dem Menschen, ist dieser Kampf zugleich in sein Inneres verlegt. Aeußerlich und innerlich hat er sich mit den ihm angeborenen Eigenschaften und den ihm entgegen tretenden Verhältnissen, den Faktoren seiner gesammten Bildung, auseinander zu setzen, um seinen Platz in Welt und Gesellschaft zu erringen, zu behaupten; bald hemmend, bald fördernd wirken jene auf ihn ein, wirkt er auf sie zurück; in steter Arbeit muß er sich jenen anzupassen suchen, und er erreicht das höchste Glück des Daseins, wenn er zu einem festbegründeten Gleichgewicht der ihn umgebenden und der ihm innewohnenden Kräfte, zu einer vollkommenen Harmonie seiner gesammten Bildungsfaktoren gelangt ist. Sollte nicht auf dem Grunde solcher Anschauung von Welt und Menschen, wie sie in Wahrheit die Entwickelungslehre Darwin's bietet, eine ideale Kunst, ein ideales Drama möglich sein?

Die Antwort auf diese bedeutungsvolle Frage hat jüngst ein naturwissenschaftlich gebildeter Autor, A. Dehlen, durch eine eigenartige Theorie der Tragödie und durch mehrere dieser entsprechende Dramen zu geben versucht.

Mit Recht geht Dehlen von der Ansicht aus, welche er schon bei Aristoteles zu finden meint,*) daß die Tragödie nur wahrhaft wirken und ergreifen kann, wenn der Zuschauer im Stande ist, sich im Geiste mit dem Helden zu identificiren und dessen Schicksal wie ein eigenes mitfürchtend und mitleidend zu empfinden. Das ist offenbar nur möglich, wenn der Held unter einem der Weltanschauung des Zuschauers entsprechenden Schicksal leidet. Wir können uns nicht wahrhaft für Kämpfe und Leiden interessiren, an deren veranlassende Ursache wir gar nicht glauben, wie etwa den blinden Götterfluch, der einen Oedipus ohne sein Wissen und Wollen in schwere Verbrechen verwickelt, an denen er nach unseren Begriffen völlig unschuldig ist. Mit der wohldurchdachten Kenntniß der ganzen geschichtlichen Entwickelung des Dramas stellt sich Dehlen daher entschlossen auf den Boden der modernen Weltanschauung: Die Bildungsfaktoren des Menschen sind sein Schicksal. Dieses scheinbar selbstverständliche Wort eröffnet eine Perspective, die weit über den engen Gesichtskreis des sogenannten Realismus hinausreicht: im Kampfe mit seinen gesammten Bildungsfaktoren, die wir modernen Zuschauer als unser aller Schicksal empfinden, muß die wahrhaft moderne Tragödie uns ihren Helden vorführen. Natürlich darf das nicht ein unbedeutender leichter Kampf sein, denn derselbe soll interessiren, ergreifen, erheben; es müssen schwer zur Ausgleichung und Harmonie zu bringende Bildungsfaktoren sein, welche starke äußere und innere Conflicte bedingen, Gegensätze von tiefgehender allgemeingültiger Bedeutung. Nicht als ein fertiger Charakter, der mit seiner Bildung sein Schicksal überwunden hat, darf der Held uns entgegentreten, aber noch weniger als ein unbildsamer, der in hülfloser Passivität zu Grunde geht, sondern vor unseren Augen muß er sich kräftig, ein normaler Mensch wie wir, zur Harmonie seiner Bildung durchringen. Am unmittelbarsten fühlen wir mit ihm als Vertreter unseres eigenen Schicksals, wenn er bereits ein Stück des Lebenskampfes hinter sich hat, wie wir, ein gewisses Gleichgewicht errungen zu haben meint und scheint, das aber noch nicht erprobt genug ist, um bei ernstlicher Prüfung Stand zu halten. In scheinbarem Gleichgewicht mit sich und der Welt zeigt sich daher in den besten Dramen der großen Dichter, die mit dem Instinkt des Genies der Erkenntniß vorausgegriffen haben, im Hamlet, in der Iphigenie, in Maria Stuart u. a. der Held am Beginn des Stückes, und nur die unausgetragenen Gegensätze, die wir alsbald in ihm und um ihn bemerken, lassen uns die bevorstehenden Kämpfe ahnen. Diese Gegensätze, die verschiedenen Bildungsfaktoren, müssen, der dramatischen Dichtungsform entsprechend, selbstverständlich in den verschiedenen Personen des Stückes verkörpert sein; indem sich der Held mit diesen, die ihn theils hemmend, theils fördernd beeinflussen, auseinandersetzt, hat er sich zugleich mit sich selber auseinander zu setzen. In diesem unmittelbaren Zusammenhang mit der inneren Entwickelung des Helden gewinnt so jede Figur, jede Scene, ja jedes Wort nothwendige Beziehung zum Ganzen. Die Disposition und Technik des Stückes ist dadurch vom ersten bis zum letzten Acte klar und fest bestimmt. Auf und ab schwankt der Kampf, wir sehen mit steigendem Antheil den Helden, wie es der tragische Vorwurf bedingt, immer schwerer um den Ausgleich der äußeren und inneren Conflicte, um die Harmonie seines Daseins ringen, sehen ihn immer mehr der Gewalt der hemmenden verderblichen Faktoren um ihn und in ihm erliegen, bis endlich ein Moment eintritt, wo es sich um die Frage handelt „sein oder nicht sein". Da ist es nun, wo die drohende Nähe des physischen oder moralischen Unterganges den Helden zu einer höchsten Anspannung seines Wesens treibt: er reißt sich in mächtigem Aufschwung seiner guten Bildungselemente aus der Gewalt der schlechten Faktoren, weist sie in ihre Schranken zurück und gewinnt die Harmonie seiner Seele. Man sieht, daß hiernach der Tod des Helden durchaus nicht unbedingtes Erforderniß der Tragödie ist, und das bestätigen ja auch Theorie und Praxis der besten alten und neueren Dramatiker. Nur wenn der Held die Befreiung aus der Gewalt der schlechten Faktoren nicht anders als mit Aufopferung des Lebens erlangen kann oder wenn die unentrinnbare Nähe des Todes erst nöthig ist, um ihn zur entscheidenden Kraftanstrengung anzuspornen, dann ist der leibliche Untergang allerdings der Preis, um den er die Harmonie seines Wesens erkauft, und das Bewußtsein dieser Errungenschaft erhebt den Sterbenden noch im letzten Moment auf die Höhe seiner Existenz, erhebt mit ihm den Zuschauer über den Kampf und Drang des Daseins.

Man sieht, wir haben hier eine Theorie vor uns, die, in ihrer Grundlage durchaus realistisch, doch mit innerer Nothwendigkeit zu einem durchaus idealen Gehalt des höheren Dramas gelangt — eine Versöhnung jener scheinbar unversöhnlichen Gegensätze, zwischen denen zum Unheil für die gedeihliche Entwickelung der Kunst das ästhetische Urtheil unserer Tage schwankt, eine Wiederherstellung des inneren Zusammenhanges mit unserer klassischen Vergangenheit.

Dehlen hat es nicht bei der Theorie bewenden lassen, er hat selbst versucht, dieselbe praktisch zu bewähren: drei Tragödien

*) Daher betitelt er die Schrift: „Die Theorie des Aristoteles und die Tragödie der antiken, christlichen, naturwissenschaftlichen Weltanschauung." Göttingen. Vandenhoeck & Ruprecht.

Digitized by Google

sind in den letzten Jahren von ihm veröffentlicht worden,*) die auf's strengste seinen theoretischen Grundsätzen entsprechen.

Jovius heißt das erste dieser Dramen. Jovius ist der durch seine Christenverfolgung bekannte römische Kaiser Diocletian, und mitten in jene bedeutenden Kämpfe zwischen Heidenthum und Christenthum führt uns das Stück. Diocletian-Jovius sieht sich vor die Aufgabe gestellt, mit dem großen Conflict seiner Zeit, der Religion, Staat, Gesellschaft durchdringt, sich abzufinden. Er glaubt die Lösung dieser Lebensaufgabe und zugleich die Harmonie seiner eigenen Bildungselemente in einer toleranten Versöhnung der Gegensätze gefunden zu haben. Doch erkennen wir gleich, wie im Grunde unversöhnt dieselben sich noch gegenüberstehen. Die heidnischen, roheren Bildungselemente des Kaisers sind in der Person seiner fanatischen Mutter, seines Mitregenten des gewaltthätigen leidenschaftlichen Galerius, einiger Vertreter des Göttercultus und der Philosophie am Hofe verkörpert, die milderen Einflüsse des christlichen Elementes stellen sich in seiner Gattin und seiner Tochter, dem Tribunen Constantin, mehreren christlichen Hofbeamten und dem Bischof der Hauptstadt dar, nicht etwa, wie man fürchten könnte, in blassem Schematismus, sondern jede Figur in der lebhaft charakteristischen Individualität, welche die Oekonomie des Stückes ihr fast von selbst zuweist. Eine Opferscene eröffnet eindrucksvoll das Stück; die entgegenstehenden Parteien stoßen dabei in heftigem Tumult aufeinander; der Kaiser zeigt sich, anscheinend in vollster Harmonie mit seinen Ueberzeugungen, als strenger und gerechter Hüter der Toleranzedikte. Doch alsbald wird sein Gleichgewicht schwer erschüttert: seine Tochter weigert sich, den ihr bestimmten Galerius zum Gemahl zu nehmen und entdeckt, daß sie sich heimlich hat taufen lassen. Er glaubt sie zwingen zu können, aber in der weiter und weiter greifenden Verwickelungen, die sich hieran knüpfen, macht er immer mehr die Erfahrung, daß er sich nicht unbedingt, wie er gewähnt, auf den Gehorsam der Christen verlassen kann, die Gottes Wort höher schätzen als das seine und das Gebot des Staates. Schritt für Schritt gedrängt durch solche Erfahrung und durch die heidnischen Elemente seiner Umgebung, denen die christlichen vergeblich entgegen zu wirken suchen, wird er an der Richtigkeit seines bisherigen Prinzipes irre, widerruft allmählich die Toleranzedikte und entschließt sich endlich, sich wie seine Vorgänger zum Gotte weihen zu lassen, um mit blutiger Gewalt den einheitlichen Cultus des alten Götterthums im Reiche durchzuführen. Er selbst schleudert sein Schwert auf einen treuen Diener seines Hauses, der ihm die Anbetung verweigert, und verbannt bei Todesstrafe die sich ebenso weigernde Gattin und die Tochter. Galerius und dessen haßerfüllte Gesinnungsgenossen beherrschen die Situation immer völliger; von ihnen und seinem eigenen Zorn getrieben geräth der Kaiser immer mehr in die Gewalt der von ihm überwunden geglaubten roh leidenschaftlichen Bildungselemente — auf Kosten jedes inneren Friedens. Denn bald ergreifen ihn lebhafte Zweifel an dem Erfolg all' seiner Grausamkeit: er sieht, daß die Christen trotz aller Verfolgung nicht auszurotten sind, er sieht, wie das Reich zerrüttet, sein Haus verödet, er selbst verhaßt und vereinsamt wird. Zu einem letzten entscheidenden Schritte soll er sich nun entschließen: die Häupter und wesentlichen Stützen der christlichen Partei, darunter die kaiserlichen Frauen und der früher treue Berather Constantin, sind in einer Kirche eingeschlossen; da sie sich nicht ergeben wollen, verlangt Galerius vom Kaiser die Erlaubniß, Feuer in das Gotteshaus werfen und jene vernichten zu lassen. Nach schwerem Kampf gibt Jovius den Befehl. Doch als Galerius mit rohem Triumph fortstürzt, empfindet er gewaltig, wie fremd seinem besseren Wesen diese Welt rohen Hasses ist, und die lang unterdrückten, gehemmten edleren Bildungselemente treiben ihn unwiderstehlich zu plötzlicher Erkenntniß, zu plötzlichem Entschluß. Er widerruft persönlich eingreifend den tödtlichen Befehl, versöhnt sich mit den seinem Geist und Herzen wahrhaft Nächststehenden und entsagt der Regierung zu Gunsten Constantins, da er ebenso wenig seine heidnische Vergangenheit verläugnen, wie den besseren Theil seines Wesens derselben aufopfern kann. Indem er dem neuen Regenten und dessen christlichen Prinzipien vertrauensvoll die Zukunft des Reichs überlassen darf, zieht er in festem Frieden mit sich, den Seinen und der Welt, dem stillen Asyle seiner Heimath zu.

Wesentlich anders entwickelt sich „Eberhard der Franke", das zweite der Dehlen'schen Dramen. Es ist der Gegner unseres deutschen Kaisers Otto des Großen, Herzog Eberhard von Franken, der den Mittelpunkt desselben bildet, und der uralte Conflict deutscher Geschichte zwischen Monarchie und Partikularismus gibt die Grundlage der Handlung ab. Der Herzog hat dereinst mit Ueberwindung seiner selbst und der Interessen seines Stammes die deutsche Krone zum Heil des Reiches dem Sachsenstamme überantwortet. Der neue Sachsenkönig Otto fordert aber strengere Unterordnung der Einzelgewalten als es Eberhard seinen herkömmlichen Rechten entsprechend findet. Schritt für Schritt wird er nun durch innere und äußere Faktoren zum Abfall vom König und seiner eigenen edleren Gesinnung gedrängt, bis er als Rebell und Gegenkönig, mit den Reichsfeinden verbunden, dem rechtmäßigen Herrscher gegenüber steht. Er empfindet aber in sich und in der Abwendung aller seiner nächsten Lieben und Freunde den Widerspruch seines Handelns mit seinem besseren Selbst so mächtig, daß er schließlich in dem Moment, als seine Bundesgenossen die kleine Schaar König Otto's und diesen selber zu vernichten drohen, sich ihnen mit seinen Franken entgegenwirft und mit Aufopferung seines Lebens die unrettbar verlorene Harmonie seines Wesens wieder erringt. Es ist das ein wahrhaft patriotisches Drama, frei von allen Phrasen, zu denen ein solcher Stoff so leicht verführt, das die Grundbedingungen unseres nationalen Daseins in ergreifend persönlicher Gestaltung uns vor die Seele führt.

An einem frei erfundenen modernen Stoff hat Dehlen sich in dem letzten Stück „Zwischen zwei Welten" versucht. Ein junger Gelehrter, Ernst Malchow, aus wohlhabendem militärischen Hause ist während seiner Studienzeit in die Gedankenkreise des Sozialismus gerathen und hat nach den Grundsätzen dieser Richtung ein freies Eheverhältniß mit einer begeisterten Sozialistin, Vorsteherin eines von ihr communistisch eingerichteten Modegeschäfts, angeknüpft. Bei seiner Rückkehr ins Elternhaus stößt er natürlich mit den Anschauungen der bestehenden Gesellschaftsordnung schwer zusammen. Die Faktoren seiner früheren Vergangenheit ergreifen ihn mächtig in Gestalt der Pietät gegen die Eltern, der wiederangeregten Liebe zu einer koketten Verwandten, des Reizes hergebrachter Lebensgewohnheit, so daß er seiner Marianne, um den Vorurtheilen der Eltern und ihrer Welt nachzugeben, die Zumuthung macht, ihr geschäftliches Unternehmen aufzugeben, an dem sie als der geglückten Verwirklichung ihrer Ideen mit ganzer Seele hängt. Er erkennt nun zwar das Unmögliche dieser Zumuthung und steht davon ab, um in ihrer Welt zu bleiben, er erkennt auch wohl die schweren sittlichen Schäden der im Elternhause herrschenden Gesellschaft, doch er kann sich innerlich nicht von den Fesseln der Welt, in der er geboren ist, losmachen und reißt sich endlich gewaltsam aus der unerträglichen Disharmonie seines Daseins heraus durch ein selbstmörderisches Duell mit dem Galan seiner erwähnten Verwandten, von dem ihn seine sozialistischen Freunde vergeblich abzuhalten suchen. Sterbend gewinnt er die Freiheit der Seele, Marianne durch legale Trauung als sein rechtmäßiges Weib anzuerkennen.

Die vielseitige Fruchtbarkeit der Theorie unseres Autors bewährt sich an diesen so sehr verschiedenartigen Stoffen gleichmäßig in überzeugender Weise. Alle drei Stücke verdanken derselben sichtlich eine ungemein sichere Technik, einen echt dramatischen Aufbau und Fortgang der Handlung, eine charakteristische Bestimmtheit alles Einzelnen im engsten Zusammenhang mit dem Ganzen, wie wir es nur bei den besten Dramatikern finden. Und vor allem ist der Beweis erbracht, daß auch auf dem Boden moderner Weltanschauung eine allgemein

*) Im Verlag der Deutschen Genossenschaft dramatischer Autoren und Componisten in Leipzig.

Digitized by Google

verständliche wahrhaft ideale Kunstrichtung gedeihen kann. Es lohnte sich bei dem Mangel an brauchbaren neueren Tragödien dieser Richtung unseres Erachtens wohl, die Bühnenwirksamkeit dieser Stücke zu erproben. Unsere Dramatiker sollten aber eine Theorie nicht unbeachtet lassen, die sie von so manchen hergebrachten Vorurtheilen und Schranken befreit und ihrer Gestaltungskraft neue aussichtsvolle Bahnen weist.

Vom jüngsten Frankreich.

Von Paul Aché.

Es geht etwas sonderbar zu in dem jüngsten literarischen Frankreich. Wir wissen das aus dieser oder jener Zeitungsnotiz, die sich zuweilen über die Grenze der französischen Metropole hinaus verirrt und der staunenden Welt Kunde gibt von einem besonders gelungenen Geniestreich der Modernsten unter den französischen Modernen. Sonst ist nicht viel von ihnen bekannt. Das Verdienst, zum ersten Mal etwas Licht in das Dunkel gebracht zu haben, das bisher die jüngere französische Dichtergeneration unsern Augen verbarg, gebührt einem Holländer, Dr. Byvanck, dessen soeben erschienenes Buch „Paris 1891" (Leiden, S. C. van Doesburgh) in ebenso fesselnder wie geistreicher Darstellung die Eindrücke wiedergibt, die der Verfasser im persönlichen Verkehr mit den jüngeren französischen Poeten empfangen hat. Byvanck beschränkt sich nicht auf eine trockene kritische Berichterstattung, auf ein bloßes Aufzählen von Namen und Büchertiteln, wir gerathen mitten hinein in das genialisch-verlotterte, wunderliche und doch stets fesselnde Leben und Treiben dieser Dichtergestalten, die uns vorgeführt werden, wie sie der Verfasser kennen gelernt hat, ohne Schminke und Schönheitspflästerchen. Wer in dem Buche eine Art Literaturgeschichte über das moderne Frankreich erwartet, geht fehl. Es macht durchaus nicht auf Vollständigkeit Anspruch, es beschränkt sich nicht einmal darauf, uns wenigstens die „Berühmtheiten" in möglichster Reichhaltigkeit vorzuführen. Jean Moréas, Paul Verlaine, Jean Richepin und Catulle Mendès sind wohl die Einzigen, deren Namen über die Grenze des Pariser Weichbildes gedrungen sind. Wer aber kennt Aristide Bruant, Porto-Riche, Léon Cahun, Ernest Raynaud, Jules Renard, Stéphane Mallarmé, Maurice Barrès, Alphonse Allais und die vielen Anderen, die uns der Verfasser vorführt? Und doch sind gerade unter diesen die interessantesten Typen zu finden. Sie muß man kennen lernen, um den eigenartigen Pulsschlag, der das Leben dieser merkwürdigen Dichterexistenzen beherrscht, fühlen und begreifen zu können.

Da haben wir den Volkssänger Aristide Bruant, „chansonnier populaire" wie er sich selber stolz nennt, der von der Provinz nach Paris gekommen ist, vom Beamten der Pferdebahn zum Komiker in einem Café chantant aufrückte, die unterste Schicht der Pariser Gesellschaft gründlich kennen lernte und diese Enterbten und Verstoßenen in einem Bändchen Gedichte „Dans la rue" besang, in Tönen, die packen und in Farben, die leben. Gegenwärtig ist er Eigenthümer von „Le Mirliton", einer Kneipe auf dem Boulevard Rochechouart, so genannt nach dem von Steinlen illustrirten Blatte, das Bruant zu gleicher Zeit herausgibt und das „sehr unregelmäßig, ungefähr ein Dutzend Mal im Jahre erscheint", wie die Ankündigung dieses originellen Journals besagt.

Le Mirliton ist das Reich, wo Bruant vom Nachmittag bis spät in die Nacht hinein als König herrscht, umgeben von einem zahlreichen Gefolge treuer Vasallen. Es ist ein kleiner, matt erleuchteter Saal mit einer Reihe Tische, an denen eine bunt zusammengewürfelte Menge, Leute aus allerhand Gesellschaftsklassen und von verschiedenster Herkunft ihr einfaches Bier trinken; ein einziger Kellner, majestätisch wie Napoleon I., wacht darüber, daß jeder sein Bier bekommt und richtig bezahlt; ein zweites dienstbares Individuum, eine Art Portier, mit einer großen Brille auf der Nase, bietet die soeben gesungenen Lieder feil und füllt die Pausen aus, indem es ebenfalls etwas singt, wonach kein Mensch hört — und über alle thronend der Herr des Hauses, mit seiner Stentorstimme zur Ordnung rufend und eifrig aufpassend, damit ihm nichts von dem entgehe, was in seinen vier Wänden geschieht.

Auf allgemeines Verlangen trägt er ein Lied vor. Bruant singt seine Lieder selber, hin und herlaufend in dem kleinen Saale, unter der klappernden Begleitung eines alten Klaviers, das bescheiden aus dem Hintergrunde seine dünnen Klänge ertönen läßt. Die Thür des Locals wird dann geschlossen gehalten. Seine Stimme ist schallend übermüthig, wie die von jemand, der gewohnt ist, in den Chantants der Champs Elysées vor einem großen Publikum zu singen. Er hat ein stark ausgeprägtes und doch feingeschnittenes Gesicht, ein anziehendes und doch dominirendes Aeußere. Zwischen dem Sänger und dem Publikum besteht ein festes Band. Er besitzt das Brutale in Manieren und Kleidung — eine sammtne Jacke und rothes Halstuch —, das die Menge packen will und auch thatsächlich packt, während der selbstbewußte, geistig überlegne Blick sie bannt.

Das Lied, daß er vorträgt, heißt: „Der Lumpensammler von St. Ouen." Das erbauliche Dasein dieses nützlichen Gliedes der menschlichen Gesellschaft nimmt seinen Anfang an den Ufern der Seine, bei den äußersten Festungswerken der Stadt, wo der Boden mit Scherben und allerhand Abfall bedeckt ist.

Un jour qu'i faisait pas beau,
Pas ben loin du bord de l'eau,
Près d'la Seine;
Là où qu'i pouss' des moissons
De culs d'bouteill' et d'tessons,
Dans la plaine;
Ma mère m'a fait dans un coin,
A Saint-Ouen.

„Kauft das Lied: »A Saint-Ouen«", ruft das bebrillte Individuum und hält den Gästen das illustrirte Musikstück unter die Nase, das auf seinem Titelblatt ein Paar Lumpensammlerkinder zeigt, gebückt unter ihrer Last, das Mädchen schwatzend, den Jungen mit der Zunge aus dem Munde.

Die Verse von Bruant haben einen sehr angenehmen Klang und prägen sich dem Gedächtniß leicht ein. Da ist zuerst der Refrain, gewöhnlich der Name eines Platzes, eines Gefängnisses oder eines Stadttheils von Paris. Die Localität, in der sich die Geschichte abspielt, und in die der Held oder die Heldin des Liedes gebannt sind, bildet eine Art Fatum, das sich ihnen schon bei ihrer Geburt an die Fersen geheftet hat und ihnen nun stets zuruft: A Montrouge, à St. Lazare, à la Roquette. Bruant ist originell. Zwar die Welt, in der seine Muse das Wort führt, ist nicht groß: Vagabunden und Mädchen und ihre Liebhaber von Beruf, die Straße, wie der Titel seiner Gedichte lautet, wenn man darunter den Ausschuß der menschlichen Gesellschaft versteht, den die Häuser nicht gern aufnehmen wollen. Aber es ist gerade die Kunst Bruant's, uns für diese Gestalten zu interessiren. Zola hat die unterste Schicht des Volkes niemals geschildert. Le Sublime, das bekannte Buch über die soziale Frage, dem l'Assomoir seinen Ursprung verdankt, spricht noch mit Entrüstung von diesen Straßentypen nnd Zola hat keusch seinen Blick von diesem Abgrund weggewendet. Bruant kommt fünfzehn Jahre später. Erst er hat so recht den Gegensatz gefühlt und ausgesprochen zwischen Arm und Reich, Straße und Salon, Brutalität und Convention, er hat viel eigenartiger und mit größerer schöpferischer Kraft dasselbe Thema variirt, wie es Richepin's „Chanson de Gueux" und André Gill's „La Muse à Bibi" angeschlagen haben.

Mehr in die Gesellschaft der eigentlichen Dichter kommen wir im Café François I. auf dem Boulevard St. Michel. Wenn man nicht Paul Verlaine antrifft, stumpf in sein Glas Absynth oder Rumwasser starrend, begegnet man sicher Jean Moréas, der seinem Freunde Verlaine die Ehre zu Theil werden läßt, von ihm zu sagen: „Verlaine ist der einzige Dichter, den Frankreich besessen hat, bis ich gekommen bin."

Digitized by Google

Moréas, von Geburt ein Grieche, wurde eine Zeit lang von seinen Genossen als der Heros der modernen französischen Literatur gefeiert. Dies mag nicht wenig dazu beigetragen haben, den Dichter in seiner nahezu ans Lächerliche streifenden Eitelkeit zu bestärken.

Folgen wir einmal einer Scene im Café François I., wie wie sie uns Byranck vorführt.

Den starken Schnurrbart emporgedreht, die Lorgnette vor den Augen, tritt er mit seinem dunklen Habichtsgesicht in das Café, im Bewußtsein, daß er von allen Seiten angestarrt wird, aber ohne selber einen einzigen Blick in die Runde zu werfen.

„Einen Rum mit Wasser," bestellt er. „Das ist das Getränk, das Verlaine und ich allein hier trinken," fügt er erläuternd hinzu und seine Handschuhe ausziehend, liebkost er mit einem bewundernden Blick seine feingeschnittene, weiße Hand, die er auf den Tisch vor sich niederlegt.

Einer der Anwesenden bringt zögernd den Namen von Leconte de Lisle auf das Tapet.

„Leconte de Lisle," sagt Moréas erhaben, „ist nicht so uneben gewesen — für seine Zeit; jetzt ist er abgethan. Nein, unter den Aelteren, mit einziger Ausnahme von Verlaine, sind keine echten Dichter zu finden. Auch unter den Jüngeren, selbst bei denen, deren Verse, vielleicht mit Recht, gepriesen werden, lebt nicht die wahre Kraft. Ihr Werk ist Salonwerk. Sie zimmern ihre Verse mühselig zusammen, schöpfen aber nicht aus dem vollen Ueberfluß. Wer Dichter heißen will, muß einen sich stets erneuernden Vorrath von Worten und Formen zu seiner Verfügung haben, er muß reich und verschwenderisch damit umgehen, damit jedermann einsieht: auch nach der größten Verschwendung bleibt ihm noch ein fester Schatz übrig."

Er spricht diese Worte mit dem unverkennbaren Aeußeren eines großen Mannes, dem ungezählte Reichthümer zu Diensten stehen.

Jemand beginnt über Pindar zu sprechen.

„Ich bin eifersüchtig auf Pindar," spricht Moréas, „ich kann ihm nur verzeihen, weil er ein Grieche war, ein Landsmann von mir. Nun, mag er ein Grieche bleiben, man hat ja immer noch mich. Es ist schon lange ein Traum von mir, Plato's »Gastmahl« zu übersetzen, das ist das Meisterwerk griechischen Geistes."

„In Prosa?"

„In Versen natürlich," war die Antwort, kurz und stolz, als wäre seine Poesie das einzige, was dem Werke Plato's noch fehlte, um ihm die höchste Weihe zu geben.

„Uebrigens, wißt Ihr schon die große Neuigkeit," fuhr Moréas dann fort, „wir heißen nicht länger Symbolisten, ich habe einen neuen Namen für unsere Bestrebungen gefunden — unsere Poesie ist Romanische Poesie geworden. Symbolist — ich selber habe diese Bezeichnung aufgebracht und sie auch in einer Broschüre vertheidigt — Symbolist war nicht schlecht für den Anfang, das Wort drückte den Charakter unserer Kunst und aller Kunst zutreffend aus, aber es bekam mit der Zeit die Bedeutung einer Sekte, und dafür war es zu gut. Man muß ein Kennzeichen der Poesie nicht so sehr in den Vordergrund stellen, dann wird es zur Modesache und die ganze Welt geht auf die Jagd nach Symbolen, was die einzige Weise ist, um sie nicht zu finden, wenigstens nicht die guten. Ein Dichter ist Symbolist, aber er nennt sich nicht so. Dagegen sagt der Ausdruck Romanische Poesie alles. Er bedeutet die Einheit der Kunst in den südlichen Ländern, die in der französischen Literatur ihr vollendetstes Gepräge gefunden hat. Wir vermögen den gesammten Gang der Kunstentwickelung in Griechenland und Rom, in Italien und Spanien in unserem Bewußtsein aufzunehmen, zu umfassen. Wir brauchen nicht eine Periode als die bevorzugte herauszuwählen: aus ihrer Vereinigung baut sich unsere Kunst auf. Wir schöpfen aus der vollen Masse. Für uns besteht die Scheidung zwischen Mittelalter und Renaissance eben so wenig, wie zwischen Griechenland und Rom, Volkslied und Kunstsang. Die Uebergänge zu überbrücken, die Einheit ganz zu erreichen, das ist unsere Aufgabe. Ueber welch unermeßliches Feld haben wir dann nicht freie Verfügung, und wie schmilzt nicht unser armseliges Dasein weg unter den großen Symbolen, die das unermeßliche, von Anfang an bis heute ununterbrochene Reich der Kunst uns in überwältigender Anzahl dann vorführt!" —

Ein großer Theil des Buches beschäftigt sich mit Paul Verlaine, der markantesten Erscheinung der französischen Dekadence, der anziehendsten und zugleich abstoßendsten Gestalt unter den modernen französischen Poeten. In Begleitung eines Mitarbeiters des Figaro, der einen Artikel über Verlaine schreiben will, sucht Dr. Byvanck den Dichter im Café François I. auf. Es ist Morgens zehn Uhr, die Zeit, wo die Cafés noch nüchtern und prosaisch sind. Das Licht fällt auf eine armselige, verwahrloste Gestalt, die stumpf vor sich hinstarrend an einem Marmortische sitzt.

Es ist Verlaine.

Das Gesicht sieht alt und ermüdet aus, die Kleidung, ein langer Ueberrock, ähnelt der eines Liedersängers, der auf der Straße seinen Unterhalt erwirbt und Wind und Wetter über sich ergehen lassen muß; ein alter Filzhut bedeckt den kahlen Schädel. Es bildet zusammen ein Ganzes: die Vagabundenphysiognomie eines Menschen, der nur seinen Träumen und Ideen lebt, unbekümmert um alles, was neben ihm geschieht. Nur um des Dichters Hals prangt ein gelbseidenes, glänzendes Tuch, das dem grauen Einerlei seines Aeußeren etwas fröhliches gibt.

Beim Sprechen zeigt das Gesicht eine wunderbare Wandlungsfähigkeit in der Ausdrucksweise. Die Stirn schwillt an, die Nasenflügel zittern nervös und der lüsterne Satyr kommt zum Vorschein mit den nach Genuß verlangenden Augen. Dann ziehen sich die Augenbrauen zusammen, der Blick wird zornig, die Hand krallt sich auf der Marmortafel zusammen, die Stimme wird laut — um gleich darauf in einem Lachen zu endigen, einem verlegenen Lachen, wie das eines Kindes und auch durch das Gesicht geht mit einem Male ein kindlich unschuldiger Zug. Sonst drückt sein Gesicht Langeweile aus, die Langeweile eines Menschen, für den nichts auf derWelt mehr Interesse hat.

Später treffen wir Verlaine wieder in einem einfachen Restaurant, wo er seine Ansichten über die Messe, Gott und Religion äußert in Worten, die von funkelnden Geistesblitzen durchleuchtet sind. Es macht einen eigenartigen Eindruck, ihn so sprechen zu hören. Verlaine, der von sich selbst sagt, daß es keine Sünde auf der Welt gebe, die er nicht begangen habe, Verlaine mit diesem Sichgehenlassen seiner Natur, unbekümmert um die Gesetze der menschlichen Gesellschaft, mit diesem Leben, das oft Grauen und Abscheu erweckt, und dann wieder der Verlaine, der sein Ideal in der Mutterkirche verkörpert zu sehen meint und mit tiefer Inbrust von „seiner Mutter Maria" spricht, Verlaine, der jetzt der verächtlichsten Regung menschlicher Leidenschaft folgt, um im nächsten Augenblicke wieder in die höchste Ekstase religiöser Schwärmerei zu verfallen — ein Dichtercharakter, dessen seltsamer Zwiespalt zu gleicher Zeit anzieht und abstößt.

Einer der Anwesenden schiebt dem Dichter ein Bändchen zu, „Nos poètes" von Jules Tellier, in dem auch Fragmente von Verlaine's Gedichten vorkommen. Er blättert in dem Buche und liest dann das Gebet aus „Sa gesse" vor, mit dumpfer, leise zitternder Stimme, während seine blutlose Hand dem schleppenden Metrum taktförmig folgt und die Augen starr auf das Blatt geheftet sind.

Vous, dieu de paix, de joie et de bonheur,
Toutes mes peurs, toutes mes ignorances,
Vous, dieu de paix, de joie et de bonheur,
Vous connaissez tout cela, tout cela,
Et que je suis plus pauvre que personne,
Vous connaissez tout cela, tout cela.
Mais ce que j'ai, mon dieu, je vous le donne.

„Der Ton der Worte wurde immer leiser und leiser. Der niedrige Raum mit seinen Möbeln aus Eichenholz dämpfte den Klang, und es hörte sich an wie ein Gebet in einem versteckten Winkel einer ehrwürdigen Cathedrale. Und doch, o

Digitized by Google

die wehmüthige Stimmung, die einfache Tafel mit ihren Ueberbleibseln eines Mahles wie mit einem Nebelschimmer umhüllt bei dieser Seelenbeichte der Armuth!"

Es liegt eine schmerzliche Rührung, ein inniges Mitleid und zu gleicher Zeit eine tiefe Verehrung für die große Kunst Verlaine's in Allem was Dr. Byvanck über seine Begegnungen mit dem Dichter schreibt. Niemand vor ihm, selbst in Frankreich nicht, hat die Person des Dichters so sprechend, mit so rührender und liebevoller Sorgfalt gezeichnet.

Mit Verlaine schließt auch Dr. Byvanck sein Buch, das noch so viel des Interessanten und Geistreichen über das modernste, französische Schriftthum enthält. Es würde aber zu weit führen, auch noch auf die anderen Dichtertypen einzugehen, die uns vorgeführt werden, sie würden auch zu sehr zurücktreten hinter der trauernden Größe Paul Verlaine's, der als Dichter ebenso hoch über seinen Genossen steht, wie als Mensch unter ihnen.

Unterrichtsfreiheit.

Von Georg Stoeckert.

Freiheit, die ich meine — wie viel Unheil hat nicht schon dieses Eine Wort angestiftet! Und trotz aller Unklarheit des Begriffes, dem einen allgemein anerkannten Inhalt zu geben die Philosophen sich bis jetzt vergeblich bemüht haben, übt das Wort doch immer wieder seinen alten Zauber auch auf solche Köpfe und Gemüther aus, die sich sonst gegen alle Zauberei hinlänglich gefeit glauben. Und nun vollends, wie mächtig muß dieser Zauber sein, wo es sich um die Forderung der Freiheit des Unterrichts handelt, die mit der durch alle Verfassungen gewährleisteten Gewissensfreiheit fast ein und dasselbe zu sein scheint. Daraus erklärt sich die Gewissensnoth, in der unlängst so mancher ehrliche Politikus schweben mochte: das verflossene Unterrichtsgesetz stellte mit der Verwirklichung eines den Forderungen des abstracten Liberalismus entsprungenen Verfassungsartikels die Unterrichtsfreiheit zunächst auf dem Gebiete der Volksschule in Aussicht — ein Ziel, für den liberalen Idealpolitiker, und solche möchten wir doch heutzutage gern etwas zahlreicher in unseren Parlamenten vertreten sehen, auf's Innigste zu wünschen! Dagegen aber erhob drohend das dadurch unzweifelhaft begünstigte Anwachsen des Klerikalismus sein gespenstisches Haupt und machte den liberalen Idealpolitiker kopfscheu; denn so viel versteht auch er von der Realpolitik, daß Liberalismus und Ultramontanismus sich absolut ausschließende, prinzipiell unversöhnliche Gegensätze sind.

Und doch muß es einen Weg aus diesem Dilemma geben; und er dürfte nicht allzuschwer zu finden sein, wenn man sich nicht von Worten berauschen und hinwiederum von anderen Worten in's Bockshorn jagen läßt. Wolle man sich zunächst nur einmal darüber klar werden, daß der Begriff Freiheit nur etwas Negatives enthält, also an sich völlig inhaltsleer ist. Freiheit ist nur die Aufhebung des Zwanges. So hatte die Forderung der Gewissensfreiheit nur den Sinn, daß für die religiöse Ueberzeugung des Einzelnen jeder Zwang, jede Bevormundung ausgeschlossen würde. Unter der Preßfreiheit verstand kein Einsichtiger etwas anderes als Befreiung der Presse von den Fesseln der Censur. So kann auch das schöne Schlagwort Unterrichtsfreiheit keinen anderen Sinn haben, als Befreiung vom staatlichen Unterrichtszwange. Damit aber treffen wir gleich den Kern der Frage. Es handelt sich auch hierbei um nichts anderes, als um den ewigen und nothwendigen Gegensatz zwischen Einzelmenschen und Gesellschaft, zwischen Individuum und Staat. Diese Gegensätze sind nothwendig, sie bilden die beiden Pole, zwischen denen sich alles geschichtliche und sittliche Leben bewegt, das lediglich aus diesen Gegensätzen seinen Ursprung nimmt, ohne sie nicht denkbar wäre. So dürfte schon aus dieser Bemerkung klar werden, daß es unmöglich ist, für das Verhältniß von Staat und Individuum eine lösende Formel zu finden. Denn daß in dem berühmten Artikel IV. der Erklärung der Menschenrechte*) diese Formel nicht gefunden ist, wird jetzt wohl nicht mehr bestritten. Nur durch die Geschichte, d. h. durch den ganzen Verlauf der Universalgeschichte ist eine Lösung des Problems denkbar.

Es hat Zeiten gegeben, wo im Interesse der gesellschaftlichen Weiterentwickelung die Macht des Staates auf Kosten des Individuums ausgedehnt werden mußte. Das war z. B. der Fall, als es sich um den Ersatz des ständischen Gemeinwesens durch den absoluten Staat, und dann, als es sich um die Umwandlung des absoluten Staates in den constitutionellen handelte. Und wenn sich eine weitere Ausdehnung des Staatssozialismus als nothwendig erweisen sollte, so könnte das auch nur durch eine weitere Beschränkung der individuellen Freiheit geschehen.

Neben jenen Zeiten hat es aber auch nicht an solchen gefehlt, wo es galt, der Allmacht der öffentlichen Gewalt gegenüber die unveräußerlichen Rechte der Persönlichkeit zu wahren, im Gegensatz zu den nivellirenden Tendenzen des Staates die Fülle des individuellen Lebens zu retten. Und gerade heutzutage ist diese Gefahr, daß alles individuelle Leben in dem grauen Einerlei der demokratischen Massen erstickt werde, wieder einmal zu besorgnißerregender Größe angeschwollen. Auf der einen Seite droht die ochlokratische Tyrannis der Sozialdemokratie, auf der anderen das büreaukratische Chinesenthum des modernsten Staates. Wahrlich, durch ihn jene Gefahr bekämpfen wollen, hieße den Teufel austreiben durch Beelzebub!

Und diesem vorwärtsdrängenden Chinesenthum gegenüber mit seinem von Jahr zu Jahr sich vermehrenden Examinibus, mit seiner Sintfluth von Regulativen und Instructionen, mit seinen Zöpfen und Strebern hat die Forderung nach der Freiheit des Unterrichts gar wohl ihre Berechtigung, dürfte sie fast wie ein erlösendes Wort klingen. Das Chinesenthum bearbeitet alle Wissenschaft in usum delphini und hat für die religiöse Ueberzeugung die Inquisition in ihrer modernen Form der Disciplinaruntersuchung bereit. Welchem Vater aber die in den Staatsdestillationen denaturirte Wissenschaft nicht die geeignete Kost für seine Söhne zu sein scheint, und welcher gemaßregelte Ueberzeugungsnarr das Bedürfniß fühlt, seine Weisheit noch fürder an den Mann zu bringen, für den muß die Unterrichtsfreiheit, die freie Schule als das Allheilmittel erscheinen. Denn sollte es nicht wirklich ein echtes und unveräußerliches Menschenrecht sein, daß jeder Vater seine Kinder so und dort erziehen und unterrichten lassen darf, wie und wo sie seiner Ueberzeugung nach die beste Erziehung erhalten? Wird aber diese Frage bejaht, dann dürfen wir der Forderung nach Unterrichtsfreiheit nicht länger widersprechen — selbst nicht auf die Gefahr hin, dem Ultramontanismus neue Gebiete zu eröffnen. Wenn er sich dann als die stärkere Geistesströmung gegenüber dem Liberalismus, wir gebrauchen hier das Wort in seiner allgemeinsten Bedeutung, erwiese, nun, so müßte dieser als nicht mehr lebensfähig seinem Schicksal überlassen werden.

Aber so einfach, so spruchreif liegt selbst für die Theorie, geschweige denn für den praktischen Politiker die Sache doch nicht. Jenem Rechte des Individuums steht das des Staates gegenüber, dem Rechte des Vaters das des Kindes. Wie der moderne Staat alle seine Bürger für wehrpflichtig erklärt, wie er gegen grobe Vernachlässigung der leiblichen Pflege strafrechtlich einschreitet, so hat er auch ein Recht an der Erziehung. Er darf seine Bürger zwingen, ihre Kinder so zu erziehen, daß sie nicht gemeingefährlich werden, er nöthigt sie, ihnen den Unterricht zu Theil werden zu lassen, der die untere Grenze der allgemeinen Bildung verbürgt, die der Staat von all' seinen Bürgern zu verlangen berechtigt ist. — Und nicht geringere Berücksichtigung als das Recht des Vaters verdient das Recht des Kindes auf eine den Anforderungen der je-

*) La liberté consiste à pouvoir faire tout ce qui ne nuit pas à autres: ainsi l'exercisse des droits naturels de chaque homme n'a de bornes que celles qui assurent aux autres membres de la société la jouissance de ces mêmes droits. Ces bornes ne peuvent être déterminées que par la loi.

Digitized by Google

weiligen Gesellschaft entsprechende Erziehung. Auch in dieser Beziehung hat der Staat die Schwachen zu schützen, ist er der natürliche Vormund des in seinen Zukunftsinteressen bedrohten Kindes. Der dem Kinde nothwendige Unterricht darf nicht dem Zufalle väterlichen Unverstandes oder gar willkürlicher Laune überlassen werden. Auf jenem Rechte und dieser Verpflichtung des Staates beruht nun die allgemeine Schulpflicht, die sich aus dem Wesen des modernen Staates mit Nothwendigkeit ergiebt. Demgemäß darf auch aller Privatunterricht nur subsidiär eintreten, steht auch er unter staatlicher Aufsicht. Schon aus diesen theoretischen Erwägungen mußten wir uns also gegen die durch das abgethane Unterrichtsgesetz in Aussicht gestellte Freiheit des Unterrichtes erklären.

Darüber ist wohl alle Welt einig, daß die geplanten Neuerungen, die Unterrichtsfreiheit ausschließlich dem Ultramontanismus zu Gute kommen würden. Denn trotz aller unermüdlichen Anstrengungen der evangelischen Päpstlein wird die evangelische Kirche — und Gott sei dafür gedankt! — nie zu einer ähnlichen Machtstellung gelangen, wie die römische. Sie ist und bleibt, im Gegensatz zu jener, eine unsichtbare Kirche, und wo sie sich in den einzelnen Landeskirchen gewissermaßen verkörpert, ist und bleibt sie Staatskirche. Die römische Kirche aber steht außerhalb des Staates und strebt unablässig und mit Aufbietung aller ihrer so bedeutenden Machtmittel nach dem Einen Ziel: über den Staaten zu stehen und deswegen als die höchste, von Gott geordnete Gemeinschaft und Gewalt über alles, was menschlich ist, anerkannt und respectirt zu werden. Sie muß und will als eine selbständige, außerstaatliche Macht angesehen werden. Darnach hat auch der Staat ihr gegenüber sein Verhalten einzurichten. „Die freie Kirche im freien Staate" ist so lange eine Phrase, als die Kirche nicht auf jene Stellung verzichtet, sondern vielmehr vom Staate Garantien ihrer Macht- und Geldmittel verlangt. Verzicht auf diese weltlichen Machtmittel war es, was schon vor Jahrhunderten ein einsichtsvoller Papst zur Lösung des zerstörenden Investiturstreites vorschlug. Von einem solchen Verzicht ist aber der Ultramontanismus heute weiter entfernt denn je.

Für uns ist demnach der sogenannte Culturkampf ein wesentliches Moment der gesammten modernen Entwickelung. Unsere Gesellschaft, unser Staat, unsere Ueberzeugungen sind geschichtlich geworden unter der fortwährenden Einwirkung der christlichen, besonders der römischen Kirche. Mit dieser Thatsache wird die europäische Menschheit noch eine ganze Weile zu rechnen haben. Für den praktischen Staatsmann ergiebt sich daraus die Nothwendigkeit, darauf zu achten, daß jener latente Kampf nicht immer von Neuem hervorbreche, er könnte dann leicht staatszerstörend wirken. Vor allem hat er sich vor allen Maßregeln zu hüten, die irgendwie wie Gewissenszwang aussehen könnten. Und so gilt es auch der Forderung der Unterrichtsfreiheit gegenüber einen Weg zu finden, der dieser Forderung theoretisch gerecht wird und dabei doch den Rechten des Staates, deren Wahrung ihm die Pflicht der Selbsterhaltung auflegt, nichts vergibt.

Man bewillige die Unterrichtsfreiheit wie die Preßfreiheit, deren höchst bedenkliche Folgen auch am Tage liegen, ohne daß man deswegen an eine Aufhebung derselben denken dürfte. Aber man mache auf der anderen Seite wenigstens auf dem Gebiete der Elementar- oder Volksschule auch mit dem Unterrichtszwange gründlich Ernst. In der Volksschule soll das gelehrt werden, was der Staat als geringstes, unumgänglich nothwendiges Bildungsmittel von allen seinen künftigen Bürgern und Bürgerinnen verlangt, und zwar soll es so und von solchen Männern gelehrt werden, wie es ihm am zweckmäßigsten erscheint. Sollte es im Zeitalter der allgemeinen Wehrpflicht wirklich so unmöglich sein, den Besuch der Volksschule oder der staatlichen Elementarschulen, ich meine hiermit auch die elementaren Vorschulen höherer Lehranstalten, obligatorisch für alle Kinder zu machen? Es würde das eine Maßregel sein, die sich auch aus anderen schwerwiegenden Gründen empfehlen dürfte. Eine gründliche Erörterung aller hierbei als Für und Wider in Betracht kommenden Gesichtspunkte wäre nachgerade wohl an der Zeit, denn auch diese Frage ist nur eine Frage der Zeit.

Es versteht sich von selbst, daß auch bei der geforderten ernstlichen Durchführung des Unterrichtszwanges, des Zwanges zur Staatsschule Befreiungen von diesem Zwange, als durch besondere Umstände gerechtfertigte Ausnahmen immer gestattet werden müßten. Vor allem wäre, nach wie vor, von Seiten des Staates die Bedürfnißfrage zu prüfen. Hier müßte es bei der bisherigen Praxis bleiben. Sonst aber lasse man Privatschulen immerhin einrichten — nur darf, abgesehen von den oben gedachten Fällen, der Besuch einer solchen nicht von dem der öffentlichen Schule entbinden. Die Zahl der Väter, die sich einen solchen Luxus doppelter Schule gestatten möchten, dürfte eine fast verschwindende sein!

Freilich darf nicht verkannt werden, daß die Gefahr sehr groß ist, bei dem Bestreben das weitere Vordringen der Pfaffenherrschaft zu vermeiden unter die Herrschaft der Junker, d. h. hier der Büraukraten, der Zöpfe und Chinesen zu gerathen. Eins ist wie gesagt so schlimm wie das andere. Vor der Hand aber sind jene von Seiten des Ultramontanismus drohenden Gefahren größer; das vielleicht in anderer Form wieder auferstehende Unterrichtsgesetz würde ihm neue, allzugefährliche Waffen gegen den modernen, geschichtlich gewordenen Staat in die Hand liefern. Jetzt gilt es, diesen modernen Staat, den Liberalismus zu vertheidigen; artet er in Byzantinismus und Chinesenthum aus, wird es dann von Neuem nothwendig für die unveräußerlichen Menschenrechte, für das Recht des Individuums einzutreten, dann werden auch wir auf dem Kampfplatze nicht fehlen!

Das ist fridericianisch!

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Der Hof.

Von Johannes Schlaf.

I.

Einspinnen wollt' ich mich hier in meinen Schreibereien. Raum wollt' ich haben für meine spielenden Phantasien und Ruhe, Ruhe, vor Allem Ruhe . . .

Eingraben wollt' ich mich, einwühlen, versinken in dieser köstlichen Lust zu schaffen. Denn alles Andere war Unsinn, Unsinn und neunmal Unsinn.

Ja, warum nicht lieber Menuett auf einem Heuboden tanzen?

Wenn diese melancholische Nachbarschaft nicht wäre!

Diese liebe Nachbarschaft, die man immer so um sich her hat! Wenn man nicht mit tausend verfluchten Ketten an sie gekoppelt wäre! Und nun gar mit der bösesten von allen, der Liebe . . .

Nichts war ein Unsinn, als zu glauben, daß es vor all' diesem Elend und all' dieser Unruhe irgend wohin, für irgend eine Zeit ein Entrinnen gäbe . . .

Mein Fenster geht auf einen Hof hinaus . . .

Vielleicht hätt' ich mich doch gleich zu Anfang wieder hier fort gemacht, wenn er nicht so . . . so — interessant gewesen wäre.

In der ersten Zeit trieb ich mich sehr viel umher, wochenlang, bis ich es nachher doch mit dieser abscheulichen Müdigkeit bekam, die ich mir damals vertoben wollte.

Wenn ich mich in später Nacht dann die steilen Treppen in die Höhe tappte — nicht an der Geländerseite, denn das war oft schmutzig — macht' ich auf dem letzten Treppenflur Halt und trat an das Fenster und sah hinunter auf den Hof.

Wir hatten damals klare Mondnächte.

Dann dehnte er sich . . . groß, groß — überwältigend groß, dunkel

Digitized by Google

und still, todtenstill. Und überall diese breiten, ruhigen, träumerischen Lichtstreifen an den schnurgeraden dunklen Flächen der Façaden hin.

Viertelstundenlang konnt' ich so dastehen und das in mich aufnehmen . . .

Jetzt haben wir Regenwetter. Fortwährend so ein feiner, grauer, unaufhörlich rieselnder Regen.

Da ich sonst nichts Gescheidtes anzufangen weiß, sitz' ich den Tag über am Fenster, betrüge mich und meine schöne Zeit mit irgend einem Buche und sehe hinunter.

Ein ungeheures Rechteck von Häusern, die vier Straßen angehören. Miethkasernen, wie man sie hier im Norden überall findet. Diese Häuser ziehen sich hin in vier langen, kahlen Fronten. Nur durch Regenrinnen sind die einzelnen Gebäude gegen einander abgegrenzt. Alle sind sie vierstöckig, alle von derselben verräucherten, graublauen Farbe; schmutzig, unsagbar schmutzig. Eine Unzahl von Fenstern. Eins dicht neben dem anderen. Hinten, wo sich der Hof verjüngt, erscheinen sie klein und schmal. Unter diesen Fenstern sind breite, ausgelaufene Schmutzflecken von den Scheuerlappen und Lumpen, die hier zum Trocknen ausgehängt werden.

Eingeschachtelt mitten in dieses große Rechteck ein kleineres von einstöckigen Häuserchen mit ganz kleinstädtisch-hohen Ziegeldächern. Der Raum innerhalb ist durch schiefe, vom Wetter graublaue Holzstackete in eine Anzahl kleinerer Höfe abgetheilt. In jedem dieser Höfe hat man noch Raum für ein Gärtchen gefunden. Aber es gibt da nur etwas kümmerliches Gras, Kohlstrünke, die vertrockneten Stängel von Sonnenblumen und dürres Gerank um ein paar halbzerfallene Lauben.

In diesen kleineren Höfen liegen Bretter aufgestapelt, altes rostiges Eisen, Lumpen, Schutt, Gerümpel, alte unbrauchbar gewordene Möbel und dergleichen.

Das alles in diesem grauen, unaufhörlich rieselnden Regen, der alle Linien verschleiert, vermischt mit einem schmutzigen Dunst, der den Rauch von den unzähligen Schornsteinen in die Hofräume niederdrückt.

Ich weiß so ziemlich Alles, was hinter diesen schwarzen, öden Fensterlöchern so den Tag und die Woche über vor sich geht. Oder doch wenigstens so in Bausch und Bogen. Ich will den Mund nicht so voll nehmen: das „Alles" würde mir und meinem armen Weltbild, das man sich so gern in's Sichere rettete, wohl ein wenig über den Horizont gehen.

Unten, auf dem ungepflasterten Theil des Hofraums vor unserem Hause spielen Kinder. Barfüßig tappsen sie in den Pfützen umher, die sich da vom Regen gebildet haben und gröhlen mit heiseren Stimmen zwischen den schwarzen, regenfeuchten Mauern.

Sie sterben hier massenweise um diese Jahreszeit.

Aber was geht mich das Alles schließlich an? Das Bitterste von Allem ist doch, daß ich hier, mitten in diesem schmutzigen Elend, den Todeskampf Deiner Sehnsucht sehen muß. Deine Sehnsucht aber und die meine ist die Sonne, die Luft, das Lachen und die Schönheit . . .

Wie ich hier so sitze in meinem trockenen, stumpfen Brüten hab' ich einen Wunsch, einen recht selbstsüchtigen Wunsch vielleicht: daß man noch das weiche Hinschmelzen der Empfindungen von ehedem hätte, wo mit ein paar Thränen Alles gut war . . .

II.

Schon dunkel?

Wie lange hock' ich hier?

Die Wolken da oben, die über die Dächer hinrasen, sind weiße Dünste vom Wind getrieben und das Abendroth drüben an den Häusern ist eine blöde, todte, dumme Farbe, und unten, unter mir hackt irgend ein Idiot auf einem Klavier die Zeit in Stücke.

Etwas Lebendiges!!

Hier: eine Zeichnung von ihr, ein paar Tagebuchblättchen, ein Gedichtchen und hier: die Filigranblume, die sie mir 'mal gewunden hat. Sie duftet noch nach einem billigen Parfüm, das sie sich für ihre armen Sparpfennige ab und zu zu erstehen wußte; denn sie wollte Alles schön um sich haben, schön . . .

Sie hat Prügel dafür bekommen und manches böse, häßliche Schimpfwort. Wie mit tausend Messern durchbohrt mich noch immer ihr Schreien, ihr Schreien in Wuth und Verzweiflung, mit dem sie sich gegen all' das Häßliche wehrte, das so brav gemeint war . . .

Ich sehe sie, neben mir, mit der Blumen beschäftigt.

Sie sitzt aufrecht auf dem harten Stuhl. Seitwärts an ihrem Hals die kleine, hellblaue Schleife zwischen den krausen, flimmernden Härchen, und die blassen, weichen Backen, und den Mund, um den ihr kluger Kummer einen so wunderlichen Zug gehaucht hatte, und die großen, grauen Augen, die gelassen an dem flirrenden Silberdraht haften, der sich zierlich zwischen ihren flinken Fingern windet: Alles seh ich.

Jetzt kommt ihr ein Einfall. Sie plaudert zu mir herüber. Und ich blase den Rauch meiner Cigarrette vor mich hin und sehe sie an und lache still und höre und höre.

Nun ist sie todt. Todt wie eins von den schmutzigen, gröhlenden Kindern unten, die das Wetter jetzt hinwegrafft . . .

* * *

Wie ich die Blume gegen das letzte Abendlicht halte, sprüht sie von einem silbrigen Feuer, wie von tausend, Millionen winziger Diamanten zusammen gesetzt, wie aus Lichtstrahlen, aus feinen, feinsten Lichtstrahlen gewebt.

Es ist eine Narcisse.

Mit stiller, zwingender Kraft ist ihr die sympathische Anschauung dieser Blume, die sie wohl gelegentlich eines Ganges in einem Blumenladen gesehen hatte, in die Hand, in die Finger geströmt und hat mit eingeborener Triebsicherheit den Kelchblättern diese wunderbare Krümmung gegeben.

Wie stark, wie mächtig, wie trotzig mußte dieser Trieb sein, daß ihn so viel Elend nicht verkümmerte! Nicht eine Linie dieses kleinen Wunderwerks hat es verkrümmen dürfen . . .

Jetzt glüht sie in rosigen und silbrigen Lichtern und es schmilzt in einander wie von einem heimlichen Feuer und es lebt und lebt, und das armselige Parfüm wird ein köstlicher, köstlicher Duft.

Ich saug' ihn ein und saug' ihn ein, saug' ihn in mich hinein . . .

Und ich lache und lache, bin befreit, weiß nichts als die herrliche Kraft, die uns Vergessen gibt, die uns die Welt und all' unseren gebrechlichen Jammer zu einem Spielzeug wandelt, mit dem wir uns hinüberspielen in die andere Welt.

Die andere Welt: die nicht drüben ist über den Wolken, nicht hinter dem unendlichen Blau, hinter den goldenen Sternen, die nicht Gott ist und Götter und Götzen: die Alles, Alles ist, das Gemeinste und Sichtbarste, erfaßt, lebendig von den Sympathien unserer inneren Kräfte; die Welt der Schönheit, in uns, um uns, uns gegeben und beigefügt, die belebte, lebendige Welt und doch keine andere als die eine, in der all' unsere Qual und unsere Lust ewig beschlossen ist . . .

Diese Blume aus armseligem Silberdraht duftet und leuchtet von all ihren Wundern.

Und die Wolken oben werden lebendig von einem unsagbaren warmen Leben und das Blau des Himmels dazwischen wird tief, tief und lebendig, und das Abendroth, das drüben an den Häusern verglüht, wird lebendig.

Alles still und dunkel nebenan. Niemand ist bei ihr. Ich will hinein und mich zu ihr setzen.

* * *

Leise, leise tret ich zu ihr hin.

Das frische Linnen über ihr flimmert weiß in das Dämmern hinein und über die starren, stillen Falten liegt es wie ein Glanz.

Leise mach' ich ihr das Gesicht frei und die Brust. Ganz leise.

Sie haben ihr ihr Sonntagskleid angezogen und ihr fromm die Hände auf der Brust gefaltet.

Ich staune, wie reif sie aussieht, das Kind. Mit diesem Lächeln die Mundwinkel hinauf zu den Nasenflügeln hin, diesem bekannten Lächeln . . .

Es ist so schön hier in der Dämmerung.

Wie hell ihr Gesicht ist in diesem reinen Weiß! Seine Linien fließen wie von einem Leuchten und gleiten und schimmern.

Lässig schreitet die Zeit hin mit dem leisen Ticktack der Uhr. Und jetzt hört sie ganz auf . . .

* * *

Digitized by Google

Todt??!

Und was bedeutet das, dieses schmutzige, zerfallende Unflath, das da, dieser weiße, schöne Frieden, bald sein wird?

Nur eins weiß ich: das Leben, und daß wir sind, ich und Du in mir, und ich bin eine stille, lebendige Heiterkeit.

Und das ist das Leben, vor dem Tod und Geburt, hier und dort, und Alles, zwischen dem wir dumm und blöde und fruchtlos hin- und wiedertaumeln, verbleicht.

* * *

Die Blumen leuchten drüben zwischen den Vorhängen in tiefen Farben und dahinter verschwimmt es im bläulichen Zwielicht.

Das Zimmer weitet sich in der zunehmenden Dämmerung und auf den armseligen Möbeln liegt es in stillem, vornehmem Glänzen.

Durch das Fensterviereck seh' ich in den Abend hinein wie in ein fernes, wunderliches Licht.

Aus der Hauptstadt.

Prügeljungen.

Ein Schrei des Unwillens durchgellt das Land; die Berliner Presse vergißt allen Brotneid und Bruderhaß, hält sich nicht mehr gegenseitig ihr schlechtes Deutsch vor und schädigt den Champagneronkel Adolf Ernst auf das Empfindlichste dadurch, daß sie von seinen pikanten Choristinnen schweigt und nur noch für das Schloß des Preußenkönigs Interesse an den Tag legt. Hand in Hand kämpfen sie alle gegen cäsarische Ueppigkeit und den Verderb der Volksseele; selbst Herr Lubliner, der Royal-Sozialist auf Probe und Tantième, geht unter die Zeitungschreiber und entrüstet sich. Es muß gewiß etwas unsagbar Schreckliches vorgefallen, Deutschlands Einheit bedroht oder ein Staatsstreich geplant sein, denn sogar die Fixer in Façonschmiede wissen die allgemeine Aufmerksamkeit nicht mehr zu fesseln, und dies Idealpapier, das sich von strotzenden Goldminen nur dadurch unterscheidet, daß es Vermögen hergibt ohne Arbeitsleistungen zu verlangen und daß sein Entdecker es in sinnverwirrendem Großmuth Jedermann aus dem Volke anbietet — auch dies Idealpapier sinkt bei der allgemeinen Aufregung rapid im Kurse. Schuld an der hochgradigen „Erbitterung der Volksseele" ist des Herrn Oberverwaltungs-Gerichtsrathes Kunze durchgegangene Phantasie, die sich den Gensd'armenmarkt als Karpfenteich dachte und die ganze westliche Friedrichstadt fortrasiren wollte, um dem König eine freie Aussicht auf den Thiergarten zu eröffnen.

Ich für mein Theil möchte Herrn Oberverwaltungs-Gerichtsrath Kunze nicht in den Verdacht eines zügellosen Denkers mit ausschweifender Einbildungskraft bringen, bei Leibe nicht. Seine amtliche Stellung bürgt ohnehin für das Gegentheil. Ich will nur andeuten, daß es immerhin ein Zeichen nicht gewöhnlichen Schwunges der Gedanken ist, überhaupt auf Freunde für eine so mißgestaltete Idee wie die seinige zu rechnen, und daß auch ein Oberverwaltungs-Gerichtsrath nicht verpflichtet sein kann, etwas schon vor zwei Jahren Dagewesenes läppisch karrikirt nochmals vorzubringen. Denn dadurch schadet er doch seinem Rufe und versperrt sich den Aufstieg zur Oberbürgermeister-Stellung in einer großen Stadt.

Doch zur Sache!

Ich halte es mit dem Volkssprüchwort, wonach Lotterie Lumperie ist, aber ich gebe zu, man kann darüber anders denken. Man kann den Nervenkitzel, den die Hoffnung auf ungeheuren Geldgewinnst in vielen Gemüthern erregt, als einen Lebensgenuß betrachten, für den Geld zu erlegen ist. Der Kunze'sche Plan scheint den Auguren unserer Parteipolitik ja nicht deshalb so verwerflich, weil er die Spielwuth des Volkes reizt, weil er den Millionen Armen ihr sauer erspartes Gröschlein aus der Tasche locken will. Der Staat hat doch keineswegs die Aufgabe, seine Bürger zur Moral und zur Vernunft zu zwingen. Schließlich kann man doch das Hazardspiel, die Werbungen um Dirne Glück nicht zum Monopol der Berliner Raubbanken machen wollen.

Indessen, die Oberdenker der gelesensten Morgenzeitungen empfinden in diesem Falle anders, edler; rauh-catonische Tugend umwittert die Leitartikelschreiberlein, und Redewendungen fallen, auf die Herr Bewer sich etwas einbilden könnte. Unsere Presse, die zuweilen Sündenböcke braucht, um an ihnen ihre strenge Moralität und ihren Eifer für das Gute zu erhärten und dadurch die Erinnerung an gewisse Sectsoupers gewisser Geldgrößen zu verwischen, unsere Presse hat sich mit einer an's Monumentale grenzenden Einmüthigkeit auf den armen Oberverwaltungs-Gerichtsrath gestürzt und ihn festgenietet, ehe er den Lotteriewaghälsen ein Gleiches anzuthun vermochte. So viel unverblümte Grobheiten wie der Herr Rath hat noch kein Sterblicher einstecken müssen, und das wüthende Halloh der Preßpiqueure machte ihm gewiß schon manche schlaflose Amtsstunde.

Ehe die böse Schulgesetz-Ueberraschung kam, billigte man im großen Ganzen die an höchster Stelle hervortretende Baufreudigkeit und unterstützte so künstlerische Bestrebungen. Als gält' es seinem Liebling eine Freude zu machen, mit solch lächelnder Gebemiene schenkte der Landtag zehn Millionen Mark für ein fragwürdiges Dombauproject. Zehn Millionen Mark! Dieselbe Volksvertretung aber wies das Bittgesuch darbender Subalternbeamter und Dorfschullehrer mit der Begründung ab, Preußens traurige Finanzlage mache peinlichste Sparsamkeit zur Ehrensache, und dem Gleichgewicht im Budget zu Liebe müsse der loyale Bürger auch 'mal fasten können. Es bleibe ihm ja unbenommen, nachher in einem mehr oder weniger geschmacklosen, dafür aber unmenschlich kostspieligen Gotteshaus sein Magengeknurr durch Orgelklang übertönen zu lassen.

In all die Harmonie hinein krachte ein Gewitter, und als es vorüber war, lag das Schulgesetz in tausend Stücke zerschlagen, und an dem Trümmerhaufen stand eine Majorität und weinte. Und Manchem reute es, daß er so voreilig opulente Geschenke gemacht und sich doch der Gegenleistung nicht versichert hatte. Die zehn Millionen waren nun einmal bewilligt und der Beschluß konnte nicht umgestoßen werden, na, aber er sollte nur wieder kommen! Alle interessirten Parteien waren einig. Man rächte sich an Helldorf, dem unglücklichen Vorposten, grollte und harrte tückisch der günstigen Gelegenheit zu größeren Revanchethaten. Und nun dieser phantastische Niederreißungs-Plan, diese geniale Mißachtung des Kostenpunktes, als ob Häckerling Gold, als ob die fünf Milliarden noch Staatseigenthum und nicht schon lange in den Händen der Bankiers aus Berlin W. wären! Im ersten Augenblick stand alles verblüfft, dann aber machte deutscher Mannesmuth sich Luft. So übel behandelt hat man den — nun, den Herrn Oberverwaltungs-Gerichtsrath Kunze, daß ihn in diesen Tagen gewiß keiner seiner unaufgebesserten Diätare beneidete.

Und dabei, so verabscheuungswerth ist Kunze wirklich nicht. Man weiß, daß er im allerhöchsten Auftrag handelte, daß ihn nur selbstlose und edle Motive trieben, daß es durchaus preiswürdig ist, so erfolggekrönten Menschen wie den Schloßfreiheitslotterie-Entrepreneuren nachzueifern. Zwei Millionen Reinverdienst sind keine Kleinigkeit, und besser, die Leute geben ihr Geld für Teichanlagen her, als daß sie es zur Bankiermast verwenden. Denn wo man heutzutage seine Hundertmarkscheine auch verwahrt, ob in einer Katz' am Unterleib oder in Eisentresors — genommen werden sie einem am Ende doch. Die modernen Einrichtungen sind eben so durchdacht und das Diebeshandwerk durch jahrelange Praxis so vervollkommnet, daß dem harmlosen Staatsbürger nur zu rathen ist, sein Erworbenes freiwillig herzugeben. Existiren doch viel mehr Spekulanten auf die als auf der Börse. Und darum sind Lotterien gut. Sie thun lange nicht so weh wie Steuern.

Man ist auch eigentlich gar nicht mißgestimmt wider Herrn Kunze, aber er bot sich vortrefflich rechtzeitig dar, und das war sein Unglück. Die Philister im Reiche schlagen auf ihn los, weil sie ganz jemand anders zu treffen meinen.

* * *

„Wenn der Kaiser aufrichtige Freunde in seiner Umgebung hat, so sollten dieselben (!) keine höhere Pflicht kennen, als ihm darüber klaren Wein einzuschenken, weshalb die öffentliche Meinung sich seit längerer Zeit so erheblich zu seinen Ungunsten verändert hat." Dem Freisinn wird es unheimlich zu Muthe, trotz alledem und alledem; das sic volo sic jubeo beginnt wieder zu spuken. Der Kaiser und seine Politik ist ihnen

Digitized by Google

insgesammt ein Räthsel, und dies Räthsel zu lösen erfordert mehr Kopfzerbrechen, als man billiger Weise einen Parteimanne zumuthen darf. Die politische Welt ist verstimmt, weil sie aus dem Herrscher nicht klug wird. Es genirt, heute vom Parteistandpunkte aus eine seiner Maßnahmen loben zu müssen, während man eine andere erst gestern heftig tadelte. Es ist gar kein Verlaß auf ihn, er überrascht beständig und macht die weisesten Berechnungen zu Schanden. Ja, was das politische Publikum zur Rechten wie zur Linken ärgert und verblüfft, und was den kaiserlichen Gedanken die hartnäckigste, die verbissenste Opposition schafft, das ist die jugendfrische Originalität seines Glaubensbekenntnisses, die sich frei hält von aller Schablone und frei vom Einfluß der Zeitungs-Leitartikel. Hier zu Lande läßt man aber keine Ansicht gelten, die nicht auf Parteitagen eine Mehrheit erzielte, die nicht in der Schublade irgend einer Fraction untergebracht werden kann. Läßt sich doch nur so von vornherein bequem und grundlegend über Theorien urtheilen, die man zumeist noch gar nicht kennt; weiß man doch nur so, wohin man mit verbundenen Augen schlagen kann und doch sicher ist, den Gegner zu treffen. Wer sich nicht sklavisch zu einer „legitimen" Partei hält und das eigene Denken ihrem Programme unterordnet, verdirbt es nach allen Seiten hin. Und das ist gut so, denn in welche Verlegenheit käme beispielsweise die „aufgeklärte" Provinzwählerschaft, wenn sie plötzlich zu der Erkenntniß gezwungen würde, nicht jeder Conservative sei nothgedrungen ein Dunkelmann, ein Mucker, ein charakterloser Streber, ein selbstsüchtiger Interessenpolitiker und serviler Knecht? Wenn es einen Conservatismus nach der Art des kaiserlichen gäbe, der Monarchie, Mittelstand und Familie unter Benutzung der Zeitströmung gegen die anstürmenden feindlichen Gewalten schützen wollte? Daß die Leute sich über den Kaiser nicht klar sind, daß seine Thaten und Gedanken nicht ohne Weiteres seine Zugehörigkeit zu einer Partei bekunden, das ist es, was ein allgemeines Gefühl des Unbehagens hervorruft und Mißtrauen gegen einen Politiker erweckt, der sich so gar nicht klassifiziren lassen will und aalglatt allen bezüglichen Versuchen entschlüpft.

Er fürchtet die Parteien, ihre Launen, ihre Ränke und ihre Rachsucht absolut nicht. Er reißt dem Centrum das Volksschulgesetz aus dem Rachen und verlangt gleich darauf neue Corvetten und Armeecorps. Er kennt auch keine Krämerpolitik, läßt sich von den arglosen, auf den fetten Köder verbissenen Schwarzen Millionen bewilligen und schenkt dafür einem ihrer polnischen Freunde das Conterfei des neuesten Kriegsschiffes. Das ist Alles. Dem himmlischen Generalstabschef und Handelsmann Windthorst müssen ja die hellen Thränen in's Auge steigen!

In den selbstherrlichen Willensäußerungen, in den saftgrünen Eigenansichten des Kaisers erblickt man beinahe Verletzungen der Constitution, Ansätze zur Despotie. Und der liberale, oder schöner gesagt, der deutschfreisinnige Staatsbürger ist mit Recht ein Feind aller Despotie. Ihm gilt das parlamentarische Regierungssystem mehr als sein Leben; er steht und fällt mit ihm. Eifersüchtig wacht er darüber, daß keine große Thatsache an den Artikeln der Verfassung rüttelt, daß sich nie ein Minister Gnadenacte erlaubt und Ertrinkende rettet, ohne vorher beide Kammern und ihre Commissionen befragt zu haben. Er wünscht den König nicht in die Debatte zu ziehen, weil der König immer ein unbequemer Freund der Minister ist, und weil es rathsam scheint, daß die Leute so wenig wie möglich von ihm hören.

Das liberale Bürgerthum stand gerüstet gegen den Kaiser, da überrumpelte er es. Trotzdem Landtag und Herrenhaus das von der Regierung eingebrachte und mit den Tönen des höchsten Pathos empfohlene Volksschulgesetz anzunehmen bereit waren, machte er einen dicken Strich durch den Entwurf und legte ihn bei Seite. Und in der ersten Ueberraschung über einen so unerwarteten Sieg brach der Deutschfreisinn in jubelndes Halloh und Hallelujah aus, und feierte den Urenkel Friedrichs des Großen in begeisterten Redewendungen.

Der Entwurf des Volksschulgesetzes war ein Taugenichts und durfte nie und nimmer Gesetz werden. In den meisten preußischen Provinzen hätte er zwar kaum geschadet, aber im ganzen Süden hätte er uns Römlinge statt deutscher Jungen erzogen. Dieser Entwurf mußte fallen. Aber er durfte nicht so fallen.

Ein Sturm der Entrüstung war durch das Vaterland gebraust; die Besten unseres Volkes, die seit Jahrzehnten ängstlich alle Politik gemieden hatten, weil sie sich vor den schmutzigen demagogischen Gegnern fürchteten, hatten beschwörend ihre Stimmen erhoben, und die Masse drückte nach. Es war ein Anblick, darüber jedes deutsche Herz jubelte und lachte. Nur wenige Wochen noch einer solchen Bewegung, eines solchen Streites um ideale Güter, und die Nation wäre zum Bewußtsein ihrer Sendung gekommen, hätte sich auf sich selbst besonnen, sich vielleicht dauernd und in Wahrheit am politischen Leben betheiligt. Es war wie ein Heilungsprozeß, in dem das Volksgewissen gesundete; es elektrisirte alle seine Nervenstränge. Als Dornröschen beinahe erwacht war, lullte man es wieder in den Schlaf. Der kreißende Berg gebar das Ministerium Eulenburg.

Unsere liberalen Philister, erst voll befriedigt, witterten plötzlich Unrath. Es fiel ihnen ein, daß dieser Monarch sie schon des öfteren erbleichen gemacht hatte, daß sie, wenn kaiserliches Latein erscholl, mit all ihrem Latein zu Ende waren, daß man die Rekruten ermahnt hatte, gegebenen Falls nicht eidbrüchig zu werden, daß der Grenadier Lück sich zum Gefreiten schoß, und daß noch kürzlich von Staub und Pantoffeln die Rede gewesen war. Und der Applaus, erst so dröhnend wie der an jenem verhängnißvollen Tage, da Otto Bismarck gehen mußte, der Applaus erstarb jählings.

Der Kaiser, sagte man, befindet sich noch in seiner Sturm- und Drangperiode und schwankt unentschlossen, launenhaft halb und halb verlegen, zwischen den Extremen hin und her. Aber unverkennbar ist dabei, wie felsenfest er auf seine Macht vertraut und wie gern er die Gelegenheit zu Kraftproben widersprechendster Art ergreift. Es ist der reine Uebermuth, der ihn plagt. Man muß doch auf der Hut sein.

Vielleicht haben die Philister nicht in allen Punkten Unrecht. In einem aber jedenfalls: Kaiser Wilhelm schwankt nicht mehr. Er wandelt, das Ziel klar vor Augen, stolz und sicher seine Bahn, ohne sich darum zu kümmern, ob der Sehwinkel seiner klugen Beurtheiler ihn in günstiger oder ungünstiger Beleuchtung erscheinen läßt.

Eine nicht alltägliche Thatkraft wohnt ihm inne. Im Herzen den festen Glauben an das Dogma des Gottesgnadenthums, mehr noch, ein hochgespanntes Selbstvertrauen und das Bewußtsein, jeden Gegner zerschmettern zu können, so blickt er verächtlich auf die Kleinmüthigen herab und spielend fast, in angeregter Nachtisch-Laune, zeigt er seine funkelnden Waffen und seine Kampflust. Man hat ihm gegenüber das dunkle Gefühl, als sei er berufen, die Monarchie in Europa noch auf Jahrhunderte hinaus stabilisiren zu können, als liege in seiner Hand das Schicksal der germanischen Volksrasse. Und das mit republikanischen Vorstellungen tändelnde, kokettirende Politik-Philisterium erkennt ahnungsvoll den gefährlichsten Gegner seiner intimen Hoffnungen und Träume. Täuscht diese Empfindung nicht, sind wir vielleicht auserwählt, Bürger einer gewaltigen Zeit, Zeugen großer geschichtlicher Thaten zu werden, so wächst unser rein psychologisches oder patriotisches Interesse für den Kaiser zu einer aus freudiger Erwartung und banger Furcht seltsam gemischten, athemlosen Theilnahme heran.

Denn gelingt es dem Kaiser, zu verwirklichen, was ihm offenbar als Ideal vorschwebt: die ausschlaggebende Stellung seiner Person, die Vermehrung seiner Competenzen, die Schwächung der königsfeindlichen oder seine Macht neidenden Gegenmächte, die Vereinigung aller öffentlichen Geschäfte in seiner Hand, die Krystallisirung des Geisteslebens der Nation im Schlosse von Berlin — mit einem Wort, die Begründung des sozialen Patriarchenthums, so wissen wir, daß er die Zukunft, zum mindesten die nächste Zukunft für die Monarchie gerettet, daß er auf diese Weise vollbracht hat, was uns noth thut und uns retten muß.

In allen seinen Reden unterstreicht er den Gedanken, daß nur ihm die Herrschaft im Lande eigne, daß er gar keinen prinzipiellen Meinungskampf wünsche, weil seine Meinung die richtige sein muß, daß es sich um Ansichtsverschiedenheiten höchstens hinsichtlich der Ausführung mancher Pläne handeln könne. Wie alle Menschen, die nach großen und selbstgefundenen Grundsätzen denken, läßt er sich von Mehrheiten nicht überzeugen; wie alle Menschen von starkem Wollen, duldet er keinen Widerspruch. Das ist die Bismarcknatur in ihm. Er kennt Alles, er entscheidet Alles. Dem elenden Geklecks der Vilma Parlaghi erzwingt sein

Digitized by Google

Machtspruch einen Wandplatz im Berliner Salon, trotzdem die kunstverständige Jury die Patzerei einhellig zurückwies; in seinem Auftrag baut Raschdorff einen Dom, dessen steifliniges Modell Architekten und Künstler mit Entsetzen erfüllt. Dem guten Virchow, den gefeierten Autoritäten wird ein Wink mit dem Zaunpfahl ertheilt; Arbeiterdeputationen werden von ihm empfangen, wie ein Vater unartige Kinder ermahnt und verwarnt, pflichtvergessene Rechtsanwälte niedergedonnert, Oxforder Ruderer belobigt und französische Gelehrte beglückwünscht, Ministerkrisen in's Werk gesetzt und beendigt, ganz simple Doctoren und Parteimänner dritten Ranges zu Rathe gezogen, die „öffentliche Meinung" aber lächelnd überhört. Die Minister sind, was sie dem Wortlaut nach bedeuten: Diener, die königliche Befehle ausführen, und es kann vorkommen, daß sie erst durch die Presse Kenntniß von wichtigen Reden und Gedanken des Monarchen erlangen.

Wilhelm II. weiht seine Untergebenen nicht in den Schlachtplan ein. Er heischt nichts als Gehorsam und Ergebenheit; gewesene Militärs und Leute, die sich ausschließlich auf ihr Arbeitsgebiet beschränken, von ihm gewollte Reformen durchführen und sich um weiter nichts kümmern, sind ihm die liebsten Mitarbeiter. Wer sich Extravaganzen erlaubt und auf eigene Faust vorgeht, kann es erleben, daß ihm plötzlich das Brett unter den Füßen entzogen und ein Minister-Arbeitstisch — wenig gebraucht! — zum Verkauf ausgeboten wird.

In den Menschen, die ihm an seinem Werke helfen, sieht der Kaiser kaum mehr als trefflich gebaute Maschinen, Nach- und Detail-Denker im besten Falle. Wilhelm II. unterrichtet sich gern, aber er schneidet dem Vortragenden in dem Augenblick das Wort ab, wo dieser das Facit, das gedankliche Resultat aus den dargelegten Thatsachen ziehen will. Vergleiche Arbeiter- und Schul-Conferenz.

Ja, das ist ein Fürst, der herrschen will. Thatsächlich herrschen in einem so aufgeklärten Lande wie dem unsrigen, und am Ausgang des 19. Jahrhunderts, wo man doch stillschweigend überein gekommen ist, Königthum und Krone nur als stucco di lustro am Staatsgebäude anzusehen!

Und die öffentliche Meinung, d. h. die Bourgeoisie, die dem monarchischen Gedanken verteufelt wenig Geschmack abzugewinnen weiß, ein Krückstock-Regiment verabscheut und soziale Bestrebungen nun schon gar nicht unterhaltsam findet, fühlt sich deshalb dem Kaiser gegenüber in einer recht unglücklichen Lage. In den Herzen tönt es überall angstvoll und beklommen: Despotie in Sicht! Der Kaiser thut ja was er will! Sein selbstherrliches Dreinfahren, seine luxuriösen Anwandlungen in so schlechten Zeiten (Façonschmiede notiren 120!), seine Proteus-Politik — man wird wahrhaftig gar nicht mehr aus ihm klug. Eine unheimliche Schwüle liegt auf dem Lande, und die Flüstergespräche, die scheuen Blicke stehen auf der Tagesordnung. Und weil man sich an den Monarchen selbst nicht heranwagt, geht man herzhaft den Personen zu Leibe, in denen sich kaiserlicher Wille zeitweilig inkarnirt: der brave Helldorff-Bedra, der sich scheinbar verspekulirt hat und vielleicht doch für den nächstvacanten Ministersessel vorgemerkt ist, sieht sich gewiß moralisch gezwungen, sein Abgeordnetenmandat niederzulegen; und zehnmal schlimmer ergeht es dem Herrn Oberverwaltungs-Gerichtsrath Kunze, dem edelgesinnten Mann, der, von Uhland's „Schloß am Meer" begeistert, seiner geliebten Stadt wenigstens ein Schloß am Teich bescheeren und den Oberbürgermeister-Posten dafür eintauschen wollte. Ein besseres Geschäft konnte man doch unmöglich machen. Vielleicht hätt' es auch von oben her etwas für's Knopfloch gegeben, und ohne das plötzlich erwachte Moralgefühl hätten sich die Berliner bei ihm dafür bedankt, daß er ihnen einen stagnirenden Pfuhl mit Asphalt drum geschenkt und sie die Tugend des Opfermuthes gelehrt hätte. (Wir nennen bekanntlich bei anderen Menschen Tugend die Eigenschaft, aus der wir den meisten Profit ziehen.)

Aber der See raste, und Herr Kunze fiel hinein. Er hat sich nun ganz erschreckt vor dem Wuthgeheul der öffentlichen Meinung zurückgezogen, und ich würde sagen: er ist zu Kreuze gekrochen, wenn dies nicht als Anspielung auf eine vielleicht vorhanden gewesene Ordenssehnsucht gemißdeutet werden könnte.

Wendel Hipler.

Zur Kunstgeschichte Berlins.

Wenn einmal eine Culturgeschichte des deutschen Volkes geschrieben wird, dann wird die Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses, in der das Kaiser Wilhelm-Denkmal besprochen wurde, als ein Tag nationaler Schande in besonders scharfes Licht gestellt werden. Er zeigte, daß unter hunderten von deutschen Männern, den Erwählten des Volkes, nicht einer war, der aus redlicher Begeisterung für die Kunst, aus echtem Idealismus der wüsten Demagogie Eugen Richter's gegenüber das schönheitliche Schaffen als ein Lebenselement der Nation zu bezeichnen gewagt hätte. Was hilft es, daß wir Ausstellungen veranstalten, Museen gründen, hier und da einem Maler Geld zustecken, daß er ein paar Wände bemale, wenn das Volk in seiner Gesammtheit auf einem so tiefen, so unendlich traurigen Standpunkt steht, wie ihn die preußischen Abgeordneten einnehmen. Es überkommt Einem geradezu Verzweiflung an dem Berufe unserer Nation zur Kunst, solcher Kunstrohheit gegenüber. Was ist geschehen?

Ein Architekt macht einen Vorschlag, wie die Denkmalfrage zu lösen sei. Sein Vorschlag geht in keinem Punkte über das Erreichbare hinaus. Es soll dabei ein Bau geopfert werden, der unglücklich zur Gesammtsituation steht, der den Verkehr beengt, der seinem Zwecke entfremdet ist. Dieser Bau hat seinerzeit ca. 600,000 Mk. gekostet. Dann soll eine Brücke geschlagen, eine Ufercorrection vorgenommen werden.

Dieser Plan wird von ungeschickten Leuten aufgenommen und mit der Absicht in Verbindung gebracht, eine Lotterie zu veranstalten, wie solche täglich stattfinden, für den Dom zu Köln, das Schloß zu Marienburg und ein Dutzend andere Bauten. Diese Lotterie bietet der Fortschrittspartei Anlaß, dem Kaiser ein Bein zu stellen. Es wird also Lärm gemacht gegen die Lotterie, das unwürdige Mittel zum Zweck und dabei zugleich gegen den höchst würdigen Zweck, gegen den Plan, das Kaiserdenkmal sachgemäß zu gestalten.

Niemand tritt auf, ihn zu vertheidigen; das ist ja an sich verständlich, da vielleicht den dazu Berufenen der Plan nicht gefiel. Aber es handelt sich nicht um den Ziller'schen Plan, den nur Wenige kannten, sondern um das Planen überhaupt, namentlich um das Planen im Großen. Vertheidigt müßte jedenfalls werden das ideale Recht der Künstler, ihre Kraft für die schönheitliche Gestaltung des Nationaldenkmals einzusetzen. Vertheidigt müßte ferner werden der Grundsatz, daß dies Denkmal sachgemäß durchzuführen sei und daß die Nation nicht das Denkmal nach den Kosten, sondern die Kosten nach dem Denkmal einrichten will.

Die Demagogie erhebt sich. Sie nimmt solche Gewalt an, daß kein Mensch im Reich ihr zu widersprechen vermag. Herr Richter hat glänzend gesiegt. Er hat gesiegt als Politiker, indem er, ein Vertreter einer lärmenden Minorität, es ist, der den Ausschlag in der Gestaltung des Denkmals gab, wenn auch nur in dem negativen Sinne, daß etwas Abgerundetes nicht geschaffen werden kann; er hat gesiegt, indem er das Abgeordnetenhaus so niederdonnerte, daß kein Mitglied sich getraute, ihm zu entgegnen, hier seien die Kostenfragen, die praktischen nicht die maßgebenden, sondern die idealen; er hat gesiegt, indem die gesammte Presse sich vor dem Machtworte Richter's beugte und alle ihm widersprechende Meinungen niederhielt; unsere sonst so vorlaute Kunstkritik war plötzlich wie vom Boden verschwunden, wo es sich um eine ernste Sache handelte, nicht bloß um Benörgelung dieses oder jenes Kunstwerkes.

Was aber die künstlerisch Empfindenden am tiefsten verwundete, das war die Haltung der Regierung. Sie glaubte sichtlich einen sehr feinen Zug zu thun, indem sie die Verantwortung für die Lotterie ablehnte, mit Schmunzeln die Grobheiten Richter's gegen die Krone auf dieser sitzen ließ und dem Feinde vollständig den Willen that.

Ich könnte mir auch eine andere Antwort des betreffenden Regierungsvertreters denken, welche zu lauten hätte:

„Es liegen Pläne zur Umgestaltung der Umgebung des Schlosses vor, und zwar nicht erst seit heute und gestern, sondern, wie alle Welt weiß, seit Jahren. Kaiser Friedrich hat diesen Gedanken stets mit sich herumgetragen. Diese Pläne drängen zur Entscheidung, da die Frage des Denkmals für Kaiser Wilhelm I. gelöst werden muß. Daher sind Vorschläge zur Gestaltung des Platzes erwünscht worden, die eingehenden

Digitized by Google

Pläne geprüft worden von der Behörde, welcher dies zusteht, in erster Linie von der Akademie des Bauwesens. Wenn diese Prüfung vollzogen ist, wird der Kaiser den würdigsten Plan auswählen. Darauf wird für diesen ein Kostenanschlag von der zuständigen Behörde gemacht werden. Denn erst muß man wissen, was man will, ehe man sagen kann, was es kostet. Später wird die Regierung sich schlüssig machen, wie die Sache zu finanziren sei. Will der Reichstag eine Lotterie nicht haben, so müssen andere Mittel und Wege gesucht werden, um das nöthige Geld zu schaffen. Anderenfalls wird man neue Pläne aufstellen müssen, bis das gefunden ist, was dem Opfersinn der Nation und seinem Schönheitsgefühl entspricht. Unter allen Umständen aber müssen zuerst die Künstler das Wort haben. Denn sonst ist es unmöglich den rechten Weg zur Gestaltung eines Kunstwerkes zu finden. Also möge sich der Landtag einstweilen beruhigen: So dumm ist Niemand Ententeiche anzulegen; daß es ein bekämpfenswerther phantastischer Plan des Kaisers sei mit dem Schiff von Potsdam nach Berlin fahren zu wollen, das darf man nur Unmündigen vorreden, weil ja heute schon Jeder, der Lust dazu hat, diese Fahrt machen kann; daß die geplanten Terrassen den Verkehr behindern, ist ein Gerede, welches nur jener im Munde führt, der die Wahrheit verschleiern will; die Verkehrsstraße vor dem Schlosse, der Schloßplatz, behält eine Breite, welche jene der Linden nicht unerheblich übersteigt; daß Schutthaufen rings um das Schloß entstehen würden, ist eine Phrase, auf die kein Verständiger etwas gibt, denn die Schutthaufen werden wieder beseitigt werden; daß eine maßlose Bauwuth einreiße ist eine Entstellung, da nur das erfüllt werden soll, was seit Jahrhunderten angestrebt wird. Prof. Stache in Dresden hat die alten Original-Pläne gefunden, welche 1701 der Erbauer des Zeughauses de Bodt für den Marstall schuf. Schon damals wollte er die diesen vom Schloßplatz trennenden Häuser entfernen. Dasselbe plante noch früher nach erhaltenen Kupferstichen der Architekt Broebes. Diese Entwürfe wurden jederzeit von allen Sachverständigen als solche gefeiert, die das künstlerisch und praktisch Nothwendige anstreben. Nach 200 Jahren thut man in Berlin, als sei ihre Verwirklichung ein Werk verwerflicher Ueberschwenglichkeit. Das Berlin der Kurfürsten dachte größer als das kaiserliche Berlin!"

Aber von all dem sagte der Minister kein Wort. Es wagte auch keiner der Volksvertreter dem „Unwillen der Nation" entgegenzutreten, jenem künstlich erzeugten, preßthümlichen nicht volksthümlichen.

Das Denkmal wird geschaffen werden und am Rande eines auf 18 Meter zusammengerückten Spreearmes, d. h. jenseits eines Gerinnes, das etwa die Breite der Spree an der Friedrichsgracht hat. Wenn man fünf Schritt von der Uferbrüstung zurücktritt, wird man von der ganzen Wasserfläche nichts mehr sehen. Der Kaiser Wilhelm I. wird entweder dem Platze den Pferdeschwanz zukehren müssen oder auf die Pfütze zureiten. Es wird kein Platz sein, das Denkmal ruhig zu betrachten, geschweige eine Volksmenge um seinen Sockel zu scharen. Und das will die Bürgerschaft einer Stadt, die eine Weltausstellung in's Leben rufen möchte? Das ist der Geist, der Berlin beherrscht, ein Geist der Schwäche, der Kleinheit, des Spießbürgerthums, dem alles Bedeutende verhaßt und unbegreiflich ist.

In Rom hat man die alte Stadt mit einem Straßenzug durchbrochen, das halbe Kapitol abgeräumt, um dem Könige Victor Emanuel und seinem Denkmal Platz zu machen. Das Denkmal wird die ewige Stadt künstlerisch beherrschen, die Stadt der gewaltigen Monumente. In Deutschland wird das Reich, die Nation ein Denkmal schaffen, welches von jenen der Provinzen überflügelt wird.

Aber Herr Richter hat gesiegt. Er hat erreicht, was er wollte: die Regierung hat sich vor der öffentlichen Meinung, wie sie die Freisinnige Zeitung zu machen geruht, tief gebeugt. In diesem Kampfe um die Macht hat die Halbbarbarei das Künstlerthum völlig geschlagen. Die Wirkung dieser Niederlage des Idealismus werden wir noch lange spüren! Sie weckt allen Jenen den Muth, die dem Philisterium zu schmeicheln geneigt sind. Wir werden solcher Stürme mehr erleben, nachdem der erste in raschem Anlauf und mühelos alles ruhige Erwägen über den Haufen rannte!

* * *

Inzwischen ist die LXIII. akademische Kunstausstellung eröffnet; 2200 Werke drängen nach Anerkennung, oder wenn man statistisch reden will, die Arbeitsleistung von etwa 2200 mal 3 Monaten, ganz mäßig gerechnet, warten auf die verdiente Berücksichtigung: Ein halbes Jahrtausend Künstlerleben ist daran verwendet, eine solche Ausstellung zusammen zu bringen, oder, wenn man dem Künstler einen Arbeiterlohn gönnen will, das heißt etwa 4 Mark für den Tag: es sind 800,000 Mark von meist wenig Bemittelten aufgebracht worden — zwar zum Theil aus egoistischen Gründen, um des Lebens Unterhalt zu beschaffen, in letztem Kern aber, um die nach Ausdruck drängende Seele von der Last des Erschauten zu befreien, aus tiefstem Idealismus.

Und das in dem Preußen, in welchem die öffentlichen Gewalten mit der Kunst so grausam umzuspringen wagen.

Wahrlich, der deutsche Idealismus ist unausrottbar. Selbst Richter wird ihn nicht umbringen! Cornelius Gurlitt.

Offene Briefe und Antworten.

Großpreußen oder Deutschland?

Sehr geehrter Herr!

In Nr. 16 erwägt Herr R. Funk die Frage: Großpreußen oder Deutschland? Als guter Hamburger und eifriger Anhänger des deutschen Reiches muß ich aber gegen seinen Ausspruch polemisiren, daß Mecklenburg und die Hansestädte eine Annexion von Seiten Preußens „viel nöthiger gehabt hätten" als andere 1866 annectirte Landstriche. Mecklenburgs wird sich hoffentlich ein Mecklenburger annehmen! Ich jedoch befinde mich in guter Gesellschaft, nämlich in der des Fürsten Bismarck, wenn ich behaupte, daß die Hansestädte gerade durch ihre Selbständigkeit so nützliche, bedeutende und treue Glieder des deutschen Reiches geworden sind. Alle jene Bestrebungen, die in der Schulvorlage ihren würdigen Ausdruck fanden, betrachteten die Hansestädte doch nur mit den Augen eines unbetheiligten Zuschauers, der froh ist, daß die Wellen jenes großen Sturms kaum seine Schwelle berührten. Und was von der Schulgesetzvorlage gilt, trifft auf so viele andere Bestrebungen zu, für welche in den Hansestädten kein Boden vorhanden ist. Aus eigener Kraft empor gewachsen, allzeit bereit gegen die Feinde ihrer Städte zu kämpfen, haben sich bei den Hanseaten Rechte und Besonderheiten heran gebildet, von denen sie zum Schaden ihrer ganzen Existenz nicht lassen werden. Sollten sie Gutes, Erprobtes und Bewährtes für Neues, Unzureichendes und Fremdes eintauschen wollen, Bevormundung und reactionäre Zumuthungen gegen freiheitliche Bestrebungen nach jeder Richtung? — Aber ich habe nach Herrn Funk ja eigentlich kaum das Recht, so über das Kapitel: Großpreußen oder Deutschland? zu urtheilen. Denn „den Hanseaten ist an ihrer freien Reichsherrlichkeit sehr wenig gelegen." Die Sozialdemokraten, welche sich naturgemäß aus jenen Kreisen, die sich mit Vorliebe „Arbeiter" nennen, Kräfte holen, sind doch ebenso wenig eine Vertretung der Hansestädte, wie die „Hochconservativen" würdige Vertreter ost- oder westpreußischer Bauern. Ich glaube, daß maßgebend für die Stimmung der Hansestädte jene Männer sind, die unsere Hansestädte groß und mächtig erhalten, jene Männer, deren Vorfahren der Hanseatenflagge Achtung und Ehre in allen Ländern verschafften, als man von Preußen noch herzlich wenig wußte, jene Männer die dem größten Manne unserer Zeit im Sachsenwalde huldigten dafür, daß er durch Preußen ein deutsches Reich schuf, als der deutsche Michel noch kaum ahnte, was dasselbe deutsche Reich an seinem Helden gesündigt hatte. Die Sozialdemokratie wird in jeder Industrie- und Handelsstadt großgezogen, in München, in Berlin, in Mainz und in Hamburg; und wie verschieden sind die Bewohner Münchens von denen in Berlin, die in Mainz von denen in Hamburg! Lebt nicht auch in Oberbayern allerorten der Reichsgedanke, und doch ist jenes Land die Wiege der Ultramontanen, der Mutterboden für jene Winkelblättchen vom Schlage des „Bayr. Vaterlandes", des

Digitized by Google

„Wendelsteins" u. A. Aber es ist ja gar nicht neu, daß unsere Parlamentswahlen nicht den Willen des „Volkes" zum Ausdruck bringen. Herrn Funk wird es bei seiner Belesenheit ein Leichtes sein, in diesem Sinne competentere Urtheile zu hören, ich will nur auf frühere Artikel in der „Gegenwart" hinweisen. Stimmt er diesen zu, so gehen auch für ihn einige seiner wichtigsten Argumente verloren.

Preußen wird, falls sich der ideale Einheitsgedanke verwirklicht, ebenso im deutschen Reich aufgehen, wie alle anderen Staaten Deutschlands. Es ist also nicht die Frage „Großpreußen oder Deutschland?", sondern „Verpreußung oder ein einiges deutsches Reich?"

Hochachtungsvoll Dr. R.

Notizen.

Leo N. Tolstoi's Gesammelte Werke. Vom Verfasser genehmigte Ausgabe von Raphael Löwenfeld (Berlin, Wilhelmi). Der zweite Band dieser mit allgemeinem Beifall aufgenommenen Gesammtausgabe Tolstoi's erscheint im Augenblick, wo der russische Dichter durch sein Eingreifen während der fürchterlichen Hungersnoth in seinem Vaterland sich von neuem die allgemeine Sympathie erworben hat. Der Band, der auch einzeln käuflich ist, enthält eine Anzahl seiner hervorragendsten Erzählungen. Besonders „Der Morgen des Gutsherrn" wird im Augenblick interessiren. Es ist eine Jugendarbeit Tolstoi's und eine Art Selbstschilderung und die Erzählung erinnert in den Schilderungen der Volkstypen schon an das spätere Drama „Die Macht der Finsterniß." „Luzern" und „die Kosaken" sind anerkannte Meisterwerke. „Die Aufzeichnungen eines Marqueurs" sind schon vor Jahren zuerst in der „Gegenwart" veröffentlicht worden. Der Leser erhält also hier eine Anzahl von Meisterwerken, die trotz der vortrefflichen Ausstattung bedeutend wohlfeiler sind, als die sich zur Zeit auf dem Büchermarkt befindenden billigen Einzelausgaben, deren literarischer Werth häufig sehr zweifelhaft ist.

Im Osten Berlins. Roman von Gustav Heinrich Schneideck. (Leipzig, W. Friedrich). Die Berliner Märchen des Verfassers ließen uns Besseres erwarten, als einen solchen grobschlächtigen, flüchtig geschriebenen Tendenzroman. Manches ist ja gut beobachtet und mit einem gewissen realistischen Geschick gestaltet, die Composition nicht übel und die Spannung für Leihbibliothekenleser hübsch besorgt, aber die Menschen leitartikeln zu viel, das Moderne ist nur so nachträglich hineingeklext, und der Humor ist recht schwach. Nur eine Figur erhebt sich weit über diese hohlen Puppen und Aeußerlichkeiten, der seelengute Menschenfreund im Arbeiterviertel, der immer Liebe predigt und auf ihr Glück doch selbst schmerzlich verzichten muß. Diese Prachtgestalt verräth des Verfassers Begabung, die in diesem weiten Rahmen sonst nicht zur Geltung gelangt.

Schiller's Briefe. Kritische Gesammtausgabe, herausgegeben von Fritz Jonas. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anst.) Die ersten Lieferungen des großangelegten Werkes, das der bekannte Körner-Biograph herausgibt, liegen vor uns und erinnern uns an das Wort des trefflichen Prof. Bernays: „Schillers Briefe als ein Ganzes betrachtet, müßten wohl für die schönsten unserer Literatur gelten." Es ist der Schiller im Schlafrock und Pantoffeln, der aber auch im geschäftlichen Verkehr mit Verlegern und im freundschaftlichen mit Bekannten und Verehrern der ideale Mensch und Dichter bleibt, dem alles Gemeine fremd ist. Das Werk verspricht ein Commentar und Supplement zu Schiller's Werken zu werden und uns den herrlichen Mann noch näher zu bringen.

Goethe's Mutter. Ein Lebensbild nach den Quellen von Karl Heinemann. (Leipzig, Artur Seemann). Daß sechs Monate nach dem Erscheinen schon eine dritte Auflage auf den Markt gebracht werden mußte, spricht wohl am besten für den Werth des Buches. Die neue Auflage ist durch viele zum Theil völlig unbekannte Abbildungen bereichert. Das Buch, obgleich eine fleißige Quellenschrift, ist populär geschrieben. Nach einem Erfolg zu urtheilen, scheint es sein dankbares Publikum von Müttern und Jungfrauen, für die es Heinemann in erster Linie bestimmte reichlich gefunden zu haben.

Der große Brand und der Wiederaufbau von Hamburg. Ein Denkmal zu den 50jährigen Erinnerungstagen des 5. bis 8. Mai 1842. Im Auftrage des Architekten und Ingenieur-Vereins bearbeitet von Julius Faulwasser. (Hamburg, O. Meißner). Lebensfrische Schilderungen der Zustände Hamburgs während des großen Brandes, besonders der interessanten Zeit des Wiederaufbaues, gestützt auf Studien der Hamburgischen Geschichte. Hübsche Illustrationen zieren das culturhistorische, fesselnde Werkchen, das auch außerhalb Hamburgs ansprechen wird.

Dorfmusik. Heitere Geschichten von August Silberstein. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Unter den lebenden Erzählern, welche die Dorfgeschichte pflegen, ist August Silberstein der Bedeutendsten einer. In diesem Bande vereinigt er nun zwölf Erzählungen, die im deutschen Hochland spielen und das Dorfleben im Gebirge in charakteristischen Bildern, besonders von der humoristischen Seite, schildern. Eine frische, lebendige Darstellung zeichnen sie aus, die Stoffe sind stets ansprechend, und der Verfasser versteht es, uns das Wesen, die Sprache, die Empfindungs- und Handlungsweise des Landvolkes so treffend vor Augen und Ohren zu führen, daß Niemand, dem nicht der Sinn für das echt Menschliche erstorben ist, seinen Darstellungen anders als mit Behagen folgen wird. Im gleichen Verlag erschien der dritte Band der Gesammelten Werke des verstorbenen Garfen Adelmann, der neue Novellen und vortreffliche Skizzen enthält. Weniger hat uns Unterwühlter Grund, der neue, aber gewiß nicht mehr neueste Roman von Anton Freiherr von Perfall gefallen, der den Krebsschaden der Güterzertrümmerung in Form einer packenden Geschichte aus dem Leben behandelt. Der Verfasser schreibt sehr nachlässig, was bei seiner starken Production nur begreiflich ist, und verliert sich immer mehr im seichten Fahrwasser des Familienblattromans.

Das erste Heft der Monatshefte der Comenius-Gesellschaft ist soeben bei R. Voigtländer in Leipzig zur Ausgabe gelangt. Es enthält außer einem Aufsatz von P. Hohlfeld über Comenius und Krause die erste bis jetzt vorhandene Uebersicht aller Bücher und Abhandlungen, die wir aus der Feder des Reformators und Pädagogen kennen. Interesse wird ein von Bodemann veröffentlichtes Gedicht von Leibniz auf Comenius erwecken, das mit heute sehr merkwürdigen und prophetischen Worten schließt. Ein Verzeichniß der Literatur, welche seit fünfzig Jahren in deutscher, böhmischer, englischer, französischer, holländischer, schwedischer und ungarischer Sprache über Comenius erschienen ist, schließt das Heft. Die „Monatshefte" sind das Organ der Comenius-Gesellschaft, deren Mitglieder sie kostenlos geliefert erhalten; im Buchhandel sind sie nur zu erhöhtem Preise zu haben.

Der ungarische Kirchenfürst von Kaschau, Bischof Siegmund von Bubics, erfreut uns durch ein opulentes Widmungsexemplar seines im Selbstverlag erschienenen Werkes: Berichte des venezianischen Gesandten Friedrichs von Cornaro über die Belagerung und Rückeroberung Ofens im Jahre 1686 mit deutscher Uebersetzung der Berichte und einer aus dem Ungarischen übersetzten Einleitung des Bischofs. Es ist ein wichtiger Beitrag zur Geschichte der Eroberung Ofens, doch war Cornaro nicht Augenzeuge, sondern berichtete nur die glaubenswerthen Mittheilungen des jungen Francesco von Grimani wieder, der als tapferer Belagerer und guter Beobachter Selbsterlebtes schilderte. Porträts, Pläne, Karten, Siegel ꝛc. schmücken auf das Reichste den dickleibigen Prachtband.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Digitized by Google

Inserate.

Neueste Romane
aus der
Deutschen Verlags-Anstalt
in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Unter dem weißen Adler.
Roman von
Gregor Samarow (G. Meding).
Vier Bände.
Preis geheftet ℳ 12.—; fein gebunden ℳ 14.—

Dedi.
Roman von
Theodor Zingeler.
Zwei Bände.
Preis geheftet ℳ 6.—; fein gebunden ℳ 7.—

Die Taube auf dem Dache.
Roman von
Ernst Wichert.
Preis geheftet ℳ 4.—; fein gebunden ℳ 5.—

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Meyers Conversations-Lexikon. **Neuste** Auflage (1891), 17 Bände u. Supplementband. Halbfr. **Tadellos.** (ℳ 180.) Nur ℳ 110.—.

Sanders, Wörterbuch der deutschen Sprache mit Ergänzungswörterbuch. 4 Bde. Halbfr. **Neu!** (ℳ 130.) Nur ℳ 60.—.

Allg. Historisches Porträtwerk. Nach Auswahl von Dr. W. v. Seidlitz, mit Text von Lier u. Tillmann. **Dichter u. Schriftsteller.** 151 Blatt Phototypien nach den besten gleichzeitigen Originalen. **Künstler u. Musiker.** 101 Blatt. **Gelehrte u. Männer der Kirche.** 100 Bl. 3 Halbkalblederbände, neu (ℳ 160.) Nur ℳ 100.—.

Klein, Geschichte des Dramas. 15 Bände. Erste Ausgabe. (br. ℳ 194.) Schön Halbfr. ℳ 75.—.

Bestellungen gegen Postnachnahme an
C. Rudloff in **Berlin** W., Culmstraße 8.

Verlag von **W. Werther** in **Rostock.**

Kasper-Ohm un ik.
Von **John Brinckman.**
Vierte Auflage. 1890. 4 Mk. gebunden.

J. Trojan: Der „Kasper-Ohm" ist ein kleines Meisterwerk. Man kommt aus der behaglichen Stimmung nicht heraus, so lange man das Buch in Händen hat; von Anfang bis Ende ist es von dem köstlichsten Humor durchdrungen.

Neues Badehaus: Kaiser Wilhelm-Bad. **Bad Homburg** **Neues Badehaus: Kaiser Wilhelm-Bad.**

Wirksame Brunnenkur bei allen Magen- und **Unterleibsleiden** (Leber-, Milz-Leiden, Gelbsucht, Gicht, Fettleibigkeit), **Mineral-, Sool-, Kiefernadel-** und **Moor-Bäder. Luftkurort ersten Ranges** für **Nervenleidende** und **Reconvalescenten. Inhalationen** für **Hals-** und **Brustleidende, Molkenkur.** Heilgymn. Institut (Electrotherapie, Massage.) Kaltwasserheilanstalt. Eleg. Kurhaus mit Park. Vorzügl. Orchester Militär-Concerte. Theater. Réunions. Illumination. Feuerwerke. Saisonfeste.
Mineralwasser-Versandt während des ganzen Jahres durch die Brunnenverwaltung zu Homburg v. d. Höhe.

!! Nur 125 Mark !!
Hall'-Schreibmaschine,
die beste und billigste der Welt!
Ueber 12,000 Stück im Betrieb!
Einfachste Construktion!
Grösste Dauerhaftigkeit! Leichte Handhabung!
Dreimal schneller als die Feder!
50 verschiedene Schriften! — Alle Sprachen!
Kein Tintenband!
Beste Referenzen!
Zu beziehen gegen Voreinsendung von 125 Mark oder Nachnahme von
C. A. Seyffert, Berlin SW. 13.
In Berlin jederzeit kostenlose Vorführung! — Prospekte gratis und franko!
!! Nur 125 Mark !!

Wie soll ein deutsches Mädchen sein, **um geliebt zu werden?**
Für die besten Beantwortungen dieser Frage setzt die Redaction **zehn** Preise **aus.** Näheres im Blatte selbst.

Illustrirter Figaro
mit der Beilage **„Das Deutsche Heim"**, das originellste und interessanteste Blatt der Gegenwart, erscheint seit **1. Februar 1892** in Berlin. Jede Woche ca. 20 Seiten. Aussergewöhnliche Romane, geistvolle Plaudereien, bildliche Darstellungen aller zeitgeschichtlichen Ereignisse, allerlei Amüsantes aus der Theaterwelt u. Gesellschaft, fesselnder Gerichtstheil etc. Motto: Wahrheit und Klarheit.

Gratis erhalten Sie alle seit 1. Februar erschienenen Nummern, wenn Sie uns den Abonnements-Betrag von **1,25 Mk.** für April, Mai, Juni, oder die Quittung der Postanstalt resp. Buchhandlung einsenden, bei der Sie das Vierteljahr April bis Juli bestellt haben. Jeder Briefträger, jede Postanstalt und jede Buchhandlung nehmen Bestellungen an. (Postzeitungspreisliste 3107 a.)
J. Harrwitz Nachf. Verlag,
BERLIN SW., Lindenstr. 43.
Tücht. Agenten und Colporteure an allen Orten gesucht.
Jeder Leser der uns 10 Abonnenten verschafft, erhält 5 Mark Prämie.

Soeben ist in [redacted] **zweiter Auflage** [redacted] erschienen:
Coulissengeister
Roman von **Theophil Zolling**
2 Theile in einem Bande.
Preis: Geh. M. 6.—, Gebunden M. 7.—
Leipzig. **H. Haessel,** Verlag.

Die Gegenwart 1872—1888.
Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Einbanddecken zu obigen Jahrgängen oder Bänden à 1 M. Gebundene Jahrgänge à 8 M.
Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 22. Berlin, den 28. Mai 1892. Band XLI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die Erwerbung des Unterstützungswohnsitzes. — Neues von der Kaiserlich-Sozialistischen Partei. Von Martin Wendt. — **Literatur und Kunst:** J. J. David. Von Moritz Necker. — Neue Darstellungen der deutschen Geschichte. Von Richard Bethge. — **Feuilleton:** Drei Sterbende. Erzählung von Leo Tolstoi. — **Aus der Hauptstadt:** Constitutionelle Beschwerden. Von Wendel Hipler. — Offene Briefe und Antworten. Von Dr. jur. Robert Marschner-Prag. — Notizen. — Inserate.

Die Erwerbung des Unterstützungswohnsitzes.

Es darf wohl als feststehend angesehen werden, daß demnächst der Versuch gemacht werden wird, die Freizügigkeit ein wenig zu beschneiden. Es ist im Grunde auch nöthig, daß Einer, der sich mit Weib und Kind irgendwo niederlassen will, auch im Stande sein muß, eine den nothwendigsten Anforderungen der Gesundheitspolizei entsprechende Wohnung für sich und die Seinen zu beschaffen. Natürlich muß man auch wieder von der Gesundheitspolizei verlangen, daß sie ihre Forderungen nicht allzu sehr in die Höhe schraube. Aber man braucht nur die Löcher anzusehen, die in den Großstädten und in einigen Fabrikdistricten dem Arbeiter für theures Geld angeboten werden und die er nehmen muß, weil er für andere kein Geld hat. Dagegen sind die oft genug verketzerten Tagelöhnerkathen auf dem Lande und in landbautreibenden Gegenden wahre Paläste.

Nicht umsonst hat man manch Ries Papier wegen des Grundstücksschwindels in den Großstädten vollgeschrieben. Die Ansicht hat in breiteren Schichten des Volkes Platz gegriffen, daß es auf dem betretenen Wege nicht weiter vorwärts gehen darf. Eine Reform des Volkslebens, auf die Alles hindrängt, ist nur auf dem Boden der deutschen Familie möglich. Die Familie aber bedarf der Heimstätte, wo sie sich gemüthlich zusammenfinden kann. Die Wohnung muß mehr sein als der unentbehrliche Unterschlupf für die Nacht. Eine unabwendbare Folge der Neuordnung der Dinge wird nun freilich sein, daß eine Reihe von Wohnungen als solche nicht mehr anerkannt werden kann. Aber man wird sich entschließen müssen zu bauen und die besseren Wohnungen, die geschafft werden müssen, zu annehmbaren Preisen feilzuhalten. Man braucht Arbeiter und die Arbeiter brauchen Wohnungen zu annehmbaren Preisen. Sollen die Häuser nicht leerstehen, so müssen die Miethpreise herunter. Nach herrschendem Rechte ist mein Grund und Boden zwar so gut mein Eigenthum, wie mein Geld. Aber wie ich mit meinem Gelde nicht Wucher treiben darf, so darf ich es auch mit meinem Grundstück nicht. Das sollte Jeder einsehen können.

Aber es ist etwas Anderes, worauf wir an dieser Stelle aufmerksam machen möchten. Ist man einmal dabei, die Freizügigkeit zu reformiren, so sollte man auch die Erwerbung des Unterstützungswohnsitzes nicht aus den Augen lassen. Bekanntlich hat Jemand in der Gemeinde, in der er zwei Jahre ohne Unterbrechung seinen Wohnsitz gehabt hat, dort seinen Unterstützungswohnsitz, er muß von der Gemeinde unterstützt werden, falls er sich und die Seinen nicht mehr ernähren kann und zwar von der Gemeinde, in deren Bezirk er zuletzt zwei Jahre ununterbrochen gewohnt hat. Die Zeit ist entweder zu lang oder zu kurz. Man gewinnt darüber am Besten ein Urtheil, wenn man lange Zeit in einer Landgemeinde gewohnt hat. In der Stadt, namentlich in der Großstadt nimmt man von seinem Nachbarn kaum Notiz und kümmert sich wenig drum, wer ab- und wer zuzieht und ob etwa die Zuziehenden auch bald der Armenkasse zur Last fallen. Man bezahlt seine städtischen Steuern, klagt über deren Höhe und weiß kaum, einen wie großen Bruchtheil derselben die Armenunterstützungen verschlingen. Das ist Sache der zuständigen Behörden, die sich erst, wenn Unterstützung verlangt wird, um den Unterstützungswohnsitz kümmern.

Ganz anders liegt die Sache auf dem Lande, wo das Armengeld oft genug die bedeutendste Communalabgabe bildet. Da liegen die Interessen näher bei einander und jedes Gemeindemitglied kennt nicht nur seine Nachbarn in weitem Umkreise dem Namen nach, sondern weiß auch, wie sie mit irdischem Gut gesegnet sind. Man weiß Bescheid über Jeden der abgeht, aber auch über Jeden der zuzieht, und namentlich die Zuziehenden werden von allen Armengeld Zahlenden mit kritischen Blicken gemustert. Ein tüchtiger Arbeiter wird in den landbautreibenden Districten gern gesehen, da es dort namentlich in der arbeitreichen Erntezeit an Arbeitern mangelt. Ist aber ein solcher Arbeiter Vater einer ziemlich zahlreichen Familie, so sieht man ihn nicht gern. Krankheit in seiner Familie oder Tod des Ernährers können es veranlassen, daß die Familie über lang und kurz einmal der Armenkasse zur Last fällt und dem Uebelstand muß vorgebaut werden. Das geschieht, indem man dafür Sorge trägt, daß ein solcher Familienvater sich nicht volle zwei Jahre in einer und derselben Gemeinde dauernd aufhält.

Um das zu verhindern wird zu allerlei erlaubten und auch unerlaubten Mitteln gegriffen, an denen der Bauernwitz eben nicht arm ist. Man bearbeitet die Besitzer von Miethwohnungen, dem Manne nichts zu vermiethen. Man entschädigt wohl gar den Vermiether dafür, daß er die Wohnung leer stehen lassen muß, die der Arbeiter bewohnt hat. Ist dieser für dergleichen empfänglich, so gibt man ihm Geld, um sich in einer anderen Gemeinde niederlassen zu können. Ist es nicht gerathen, den Arbeiter in's Vertrauen zu ziehen, so kündigt man ihm die Arbeit auf, um ihn fortzubringen. Hat er aber doch in einer Gemeinde Heimathrecht und Unterstützungswohnsitz erlangt, so sucht man ihn etwa dadurch los zu werden, daß man ihn in einer anderen Gemeinde unterbringt und insgeheim unterstützt. Dies letztere Verfahren ist nament-

Digitized by Google

lich dann ein beliebtes, wenn der Arbeiter kaum oder gar nicht mehr im Stande ist, allein für sich und die Seinen ausreichend sorgen zu können.

Freilich ist Manches vom Vorstehenden unerlaubt und wird bestraft, wenn es entdeckt wird, aber in den meisten Fällen geht man so vorsichtig zu Werke, daß eine Entdeckung nicht leicht erfolgt. Die Schlitzöhrigkeit der Bauern ist groß genug, um ein genau in Buchstaben gefaßtes Gesetz zu umgehen und ungesehen zu bleiben, wenn man einmal den Zaun des Gesetzes übersteigt. Wir haben übrigens im Vorstehenden nicht etwa eine Reihe von Möglichkeiten aufgezählt, sondern haben bei jedem einzelnen Stück ganz concrete Fälle vor Augen und könnten erforderlichen Falles mit Namen und Datum dienen.

Ein etwas geriebener Arbeiter vom Stamme Nimm wird sich derartige Bestechungen gefallen lassen, denn er weiß gut genug, daß die Bauern nicht bloß ihn, sondern daß er auch die Bauern in der Tasche hat. Ein ordentlicher Arbeiter empfindet ein derartiges Herumstoßen mit ihm und den Seinen als eine Schmach, die er nicht verdient hat und deren er nicht würdig ist. Er kann der fleißigste und tüchtigste, der ordentlichste und bravste, der gesündeste und kräftigste Mann von der Welt sein, es hilft ihm alles nicht, es kann ihm etwas Menschliches begegnen, die Familie kann der Armenkasse zur Last fallen und das genügt, um ihn wie ein Wild von einem Orte zum anderen zu hetzen. Wenn etwas, so berechtigt dies ihn zu der Behauptung, daß man in ihm überhaupt nicht den Menschenbruder, sondern lediglich eine unentbehrliche Arbeit leistende Maschine sieht.

Die Folgen dieser Behandlung sind aber auch nach einer anderen Seite hin für den Arbeiter recht traurige. Wollen wir die Arbeiterfrage lösen, so haben wir einen besitzenden Arbeiterstand zu bilden. Wer Etwas sein Eigen nennt, ist für einen Umsturz nicht so leicht zu haben, wie der Proletarier, denn er könnte unter Umständen dabei auch verlieren, ja er muß das verlieren, was er sich erworben und woran er seine Freude hat, wenn einmal das Privateigenthum abgeschafft wird. Ein Arbeiter nun, der so zu sagen beständig die Landstraße zwischen den Beinen hat, den man in keinem Orte ruhig wohnen läßt, wird von selber ein Proletarier. An Mobiliar schafft der sich wenig an, es leidet nur beim ewigen Herumziehen und vertheuert den Umzug. Mit wenigem Hausrath braucht man keine große Wohnung, ja man kann sie nicht einmal benutzen, weil man nichts hat, hineinzustellen. Man gewöhnt sich an den berüchtigten „Unterschlupf für die Nacht", fühlt sich darin aber auch nicht gemüthlich, entwöhnt sich des Familienlebens und verlumpt zuletzt. Auch die Kinder wachsen wild auf, gehen bald da, bald dort in die Schule und lernen dabei nichts Rechtes. Der Schreiber dieses Aufsatzes könnte eine ganze Reihe von Familien aufzählen, die durch derartiges Herumziehen, die dadurch, daß man sie nirgends warm im Neste werden ließ, verkommen sind, die jetzt ohne Armenunterstützung nicht fertig werden können, während sie, hätte man sie an einem Orte ruhig wohnen lassen, leicht auf einen grünen Zweig gekommen wären. Solche Familienväter sind natürlich für Sozialdemokraten und sonstige Umstürzler ein gefundenes Fressen. Ihnen brauchen die Agitatoren den Klassenhaß nicht erst einzutrichtern, ihnen sitzt er im Herzen, denn sie wissen gar gut, wer sie ohne ihr Verschulden in's Unglück gebracht hat.

Will man den Arbeiter aus der seiner unwürdigen Lage erlösen, so muß der Unterstützungswohnsitz schon durch einen minder langen oder durch einen längeren Aufenthalt in einer und derselben Gemeinde erworben werden. Schlägt man den erstgenannten Weg ein, so muß decretirt werden, daß Jeder von der Gemeinde unterstützt werden muß, in der er zur Zeit seiner Unterstützungsbedürftigkeit seinen Wohnsitz hat. Mit der Uebersiedelung in eine neue Gemeinde würde einer dort auch sofort seinen Unterstützungswohnsitz bekommen. Wenn keinem Menschen, der in der Lage ist, sich und die Seinen ernähren zu können, die Niederlassung in einer Gemeinde verwehrt werden kann, wenn ihm nicht durch besondere Umstände das Recht der Freizügigkeit beschränkt wurde, so würde durch die oben erwähnte Bestimmung die Frage nach dem Unterstützungspflichtigen weit leichter zu beantworten sein. Auch würde man ja nicht in der Lage sein, einen Menschen abzuschieben, eben bevor er in einer Gemeinde unterstützungsberechtigt wird, wie das heute so oft geschieht. Wer einmal in einer Gemeinde wohnt, könnte dort auch wohnen bleiben, so lange es ihm beliebt.

Freilich hat die Sache einen Haken. Manchmal läßt sich auf Monate, vielleicht auf Jahre hinaus voraus berechnen, daß Einer über lang und kurz nicht mehr im Stande ist, für sich und die Seinen den Lebensunterhalt zu erwerben. In diesem Falle hätte dann wieder die Hartherzigkeit der Gemeindemitglieder ein weites Feld, auf dem sie sich bethätigen könnte. Eine mit derartiger Aussicht für die Zukunft behaftete Familie würde von der Heimathgemeinde leicht mit erlaubten und unerlaubten Mitteln ausgestoßen und in der neuen nicht gerne aufgenommen werden. Aber ein Gesetz, welches alle Härten unmöglich macht, läßt sich wohl überhaupt nicht geben. Und es muß in Betracht gezogen werden, daß man in der Heimathgemeinde einen demnächst Unterstützungsbedürftigen weder von heute auf morgen heimatlos machen, noch überhaupt so leichten Kaufes erwerbs- und wohnungslos machen kann. Würde man einen Familienvater auf irgend eine Weise wohnungslos machen und Sorge tragen, daß er in der Heimathgemeinde keine Wohnung bekäme, so würde man Gefahr laufen, daß er auch anderweitig mit ähnlichen Mitteln vom Erwerb einer Wohnung ausgeschlossen würde. Dann aber würde seine Heimathgemeinde ihn als wohnungslos zu unterstützen haben und mit ihrer Schlauheit gründlich hineinfallen. Man würde im eigensten Interesse handeln, würde man einen solchen Menschen möglichst lange erwerbsfähig halten.

Andererseits aber würde dem Austreiben der vermuthlich in Zukunft Armenunterstützungsbedürftigen vorgebaut, wenn man einen Unterstützungswohnsitz erst nach zehn- oder gar zwanzigjährigem Aufenthalt in einer und derselben Gemeinde erwerben würde. Dann würde ein Arbeiter mit zahlreicher Familie nicht immer fortgejagt werden, aus dem einfachen Grunde nicht, weil die Gemeinde gar keine Gefahr davon hätte, denselben eine ganze Reihe von Jahren zu beherbergen. Man hat die immer brennender werdende Landarbeiterfrage dadurch zu lösen vorgeschlagen, daß man dem Landarbeiter den Erwerb einer eigenen Heimstätte erleichtert, die auf dem Lande für ihn bei einigem Entgegenkommen von Seiten der Grundbesitzer zu erlangen ist, auf die er aber in der Stadt unter den gegenwärtig herrschenden Umständen verzichten muß. Nun aber tritt der unglückliche Umstand, daß man nach zweijährigem Aufenthalt in einer Gemeinde dort seinen Unterstützungswohnsitz hat, manchem Arbeiter hindernd entgegen, der wohl Lust hätte und auch fähig wäre, eine eigene Heimstätte zu erwerben. Will man wirklich die Seßhaftmachung der Landarbeiter ernstlich betreiben, so wird man die Frist für die Erwerbung des Unterstützungswohnsitzes verlängern müssen. Das Einnisten lästigen Gesindels, mit dem nur wenig gedient ist, wird durch diese Fristverlängerung nicht gefördert, diese Leute haben zu stark ausgeprägte Neigung für das Nomadenleben und halten es nirgends lange aus.

Bei einer derartigen Ordnung der Dinge wird es sich nicht vermeiden lassen, daß nicht mancher, der unterstützungsbedürftig ist, überhaupt in keiner Gemeinde unterstützungsberechtigt ist. Naturgemäß müssen solche Leute vom sogenannten Landarmenverbande unterstützt werden. Wir können das als einen Fehler nicht ansehen, denn je größer der Verband ist, der die Unterstützungsbedürftigen zu unterstützen hat, desto gleichmäßiger werden natürlich die Lasten vertheilt. Und je gleichmäßiger eine derartige Lastenvertheilung erfolgt, desto weniger kann eine einzelne Gemeinde ihre Hartherzigkeit damit entschuldigen, daß sie im Vergleich mit anderen Gemeinden bedeutend höhere Armenlasten aufzubringen habe.

Einerlei aber, auf welche Weise man den Erwerb des Unterstützungswohnsitzes regelt, Hauptsache ist, daß etwas ge-

Digitized by Google

ändert werde, denn wie die Sache heute ist, kann sie nicht bleiben. Werden die Austreibungsmaßregeln auch nicht allenthalben so engherzig gehandhabt, wie wir oben schilderten, so genügt es doch, daß derartige Fälle vorkommen. Der Arbeiter soll seine Menschenrechte bekommen auch ohne Dazwischentreten der Sozialdemokratie. Eine menschenwürdige Behandlung aber ist es nicht, wenn man einem noch Erwerbsfähigen den Aufenthalt in einer Gemeinde unmöglich macht, lediglich weil man befürchtet, ihn später einmal unterstützen zu müssen.

Neues von der Kaiserlich-Sozialistischen Partei.

Von Martin Wendt.

„Wie wüthend wild auch der Hetzruf schrillt,
Noch wilder rauscht unsre Fanfare;
Wir führen den Bundschuh im Wappenschild
Und die siegenden Kaiseraare!"

Unter diesem Leitwort steht eine Broschüre von Wendel Hipler: „Ehe denn die Schlacht beginnt. Ein Mahnruf an die deutsche Jugend und ihren Kaiser.*)

In Nr. 50 der vorjährigen „Gegenwart" besprachen wir die grundlegende Flugschrift „Kaiser und Arbeiter" von Fr. Bauer, und wir können jedem Leser derselben die neue Broschüre nur empfehlen. Sehr lehrreich ist es, wie die Herolde der neuen Partei von ganz verschiedenen Seiten aus zu Schlüssen und Ergebnissen kommen, die fast buchstäblich übereinstimmen. Der kurze Zeitraum eines einzigen Jahres scheint genügt zu haben, um den Namen „kaiserlich-sozialistisch" im ganzen Reiche zu verbreiten. Und dabei geht aus dem Inhalt der Broschüren hervor, daß ihre Verfasser von einander noch nicht einmal wissen, und so ist denn die Möglichkeit nicht ganz ausgeschlossen, daß scheinbar plötzlich eine ansehnliche Partei vorhanden ist, sobald die jetzt noch zerstreuten Heerhaufen mit einander „Fühlung" gewonnen haben, und daß dieser Fall noch vor den kommenden Reichstagswahlen (1895) eintritt.

Immer überwältigender wird der Ueberdruß an den alten Parteien. In allen Tonarten, und in sehr vielen Blättern trotz der noch so mächtigen Parteipresse, erklingt die heißflammende Sehnsucht nach Erlösung aus dem großen Irrgarten. An allen Ecken und Enden erhebt sich der Ruf nach neuen „großen" und „nationalen" Parteien. Aber auch solche, die die Schäden von heute klaren Blickes erkennen, sind über die Ziele noch sehr im Unklaren. Wir erwähnen als Beispiel abermals einen Mann wie Paul Göhre.

In kurzen, markigen Zügen entwirft uns Hipler ein Zukunftsbild, das alle Utopien auf's Lobenswertheste zu meiden strebt. Zu merkwürdigen Aufschlüssen könnte ein Vergleich zwischen Hipler und Bauer reizen, doch müssen wir uns dies hier versagen, um mehr Raum für das Sachliche zu gewinnen. Nur sei erwähnt, daß Bauer im Allgemeinen nüchterner, skeptischer, aber auf die Dauer überzeugender ist, während Hipler an geistreicher Dialektik entschieden überwiegt und ohne Zweifel eine agitatorische, um packende Schlagworte nie verlegene Kraft ist, die allen Hochburgen anderer Parteien äußerst gefährlich zu werden — verspricht oder „droht". In jeden Wahlkreis ein Hipler als erobernder Pionier, und hinterdrein ein Bauer, um die Eroberung zu sichern für immer, und — gute Nacht vielleicht, Sozialdemokratie!

Wir leugnen nicht, daß wir im großen Ganzen der zum Lichte ringenden Richtung sympathisch gegenüber stehen. Welcher Vaterlandsfreund könnte auch gleichgültig bleiben, wenn ihn der ganze Jammer unseres deutschen Volkes anpackt, und wenn er sieht, daß doch thatsächlich alle alten Parteien zusammen genommen nicht verhindern konnten, daß wir dahin kamen, wo wir heute stehen! Wir geben zu, daß wir mit jedem Tadel im Einzelnen nur Besserungsvorschläge machen wollen, nicht um die neue Partei zu schädigen, sondern um ihr bessere Waffen in die Hand zu drücken und sie im Kampfe gegen den alten Schlendrian zu stärken! Offenbar fehlt den Verfassern noch eine gründliche nationalökonomische Schulung, doch muß man diesen Umstand bei dem herrschenden traurigen Zustand der tonangebenden volkswirthschaftlichen Theorien eher als ein Glück denn als Unglück betrachten. Instinktiv fühlt der gesunde Verstand das richtige Ziel heraus, und den Berufenen bleibt nichts zu thun übrig, als die besten, gangbarsten und sichersten Wege zu weisen. Wo ein Wille ist, da ist ein Weg, und wer erst sein Ziel kennt, findet auch wohl die Wegweiser. Freilich ist auch die bescheidene Wegweiserthätigkeit nicht ganz zu verachten, wie z. B. das auch sehr lesenswerthe und bekannte Flürscheim'sche Werk „Der einzige Rettungsweg" beweist, wo von dem eigentlichen „Wege" herzlich wenig gesagt wird. — Doch zunächst habe unser Hipler das Wort.

Unverdiente Armuth, und daneben unverdienter Reichthum. „Zum Besten der Armen" tanzt der „wohlthätige" Reiche und trinkt Sect. Reicht das nicht aus, so weist er die arme, bleiche Näherin hin auf den Nebenverdienst, den — die Straße bietet. Es gehört eine seltsame Kindlichkeit dazu, unter solchen Umständen der Armuth Genügsamkeit zu predigen. Wenn ein König Stumm die „Pflicht" in sich spürt, „seine" Arbeiter zu „erziehen", haben dann die Arbeiter nicht genau dieselbe Pflicht, das Familienleben und den tadellosen Lebenswandel „ihres" Arbeitgebers zu überwachen? Das vielgerühmte gleiche Recht ist heute ein Lügenwort, weil es nur auf dem Papier steht. Unsere „Gebildeten" haben vor den Arbeitern meistens nichts voraus als eine äußerst armselige Talmibildung, denn Cultur und Civilisation sind Wörter, die ihnen als nichts Anderes gelten denn diejenige staatliche Verfassung, die ihnen die volle Sicherheit ihres Drohnenlebens, ungehinderte Ausübung ihres „staatserhaltenden" Berufes gewährleistet. Der Bauer, der einst mit dem alten Wendel Hipler an der Spitze und unter dem furchtbaren Feldzeichen des Bundschuhs seine Landgrafen steinigte, sah gleichwohl noch zu seinen Herren auf mit einer Art von abergläubischer Scheu, aber der Proletarier von heute blickt verächtlich herab auf seine großcapitalistischen Blutsauger, die „menschlich kleiner" sind als er. Einzelne edelmüthige Arbeitgeber sind nicht im Stande, gegen den großen Strom etwas auszurichten.

Kein Menschengeist ohne Gottesgeist, kein Wissen ohne Gewissen — mit diesen zündenden Worten schließt der erste Theil über die „Weltlage". Der zweite Theil beweist auf's Neue, aber mit schlagenden Gründen, daß gegen „die Macht der Revolution" kein äußerliches Mittel von dauerndem Erfolg sein kann, sondern nur eine Reform, also eine Reformpartei. Wie oft wird diese einfache Thatsache noch wiederholt werden müssen, die von den kurzsichtigen Eintagsfliegen der Parteipresse so beharrlich todtgeschwiegen wird!

Im dritten Theil, „das soziale Königthum und der Mittelstand", donnert Hipler gegen die conservativen Staatsfeinde (er selbst ist von Haus aus ein Conservativer von echtem Schrot und Korn!), gegen die Republik, weil sie stets eine Feindin des Mittelstandes (!) ist, gegen den modernen Reichthum, weil er ein Armuthszeugniß ist, gegen die Bourgeoisie, weil der kapitalisirende Großbürger der gefährlichste Gegner des schaffenden Kleinbürgers (!) ist. Die liberale Bourgeoisie theilt sehr viele von den sozialistischen Anschauungen, ist trotz aller bewußten und unbewußten Heuchelei antimonarchisch (!), preist modernwissenschaftlich den kraß materialistischen Lebensgenuß ganz wie die Sozialdemokratie, und unterscheidet sich nur in der Portemonnaie-Frage von ihr, darin freilich mit aller Entschiedenheit! — Nie haben wir ein so bitteres, vernichtendes und leider zutreffendes Urtheil vernommen. Auch ist es wahr, daß (S. 28) nichts königsfeindlicher ist als die heutige Gesellschafts — unordnung.

Gibt es noch einen Mittelstand? fragt Hipler im vierten Theil. Gegen die Hunderttausende im Geldschrank seines jüdischen Nebenbuhlers kann der Kleinmeister mit den unter Entbehrungen aller Art ersparten hundert Thalern nicht ankämpfen. — Kein Nationalökonom von Fach könnte diese einfache Lebens-

*) Leipzig, Carl Jacobsen.

Digitized by Google

wahrheit richtiger ausdrücken! Und wie fabelt doch ein Fachmann wie Eugen Richter von dem Segen der Sparsamkeit des kleinen Mannes! Ja, wenn nur gute Rathschläge, die so wohlfeil sind, den Magen der hungernden Kinder sättigen könnten. Sparen heißt heute Abhungern und Frau und Kind darben lassen, Herr Eugen Richter! Und wo bleiben die Ersparnisse meistens? — Weshalb (S. 36) eifern die Thierschutzvereine so wüthend dagegen, daß man den Schlangen lebende Kaninchen vorsetzt, während der Staat ruhig zuschaut, wie lebende Bauern ausgewuchert werden (Menschenschutzvereine!). So arbeitet der Feldsklave mit den Seinen in unerhörtem Fleiß, um — die Zinsen zu bezahlen für den schlauen Geldmann, der ihm scheinbar (!) das Land als Eigenthum (!) beläßt. Sollen diese Scheineigenthümer die Kerntruppe werden gegen oder — für die Sozialdemokratie?

Im fünften Theil, wo an den Schwächen des „sozialistischen Zukunftstaates" eine im Ganzen wohlberechtigte und treffende Kritik geübt wird, erreicht das Buch, freilich nur für den sehr aufmerksamen Leser bemerkbar, seinen Höhepunkt auf S. 40: wir müssen dem Fleißigen mehr bieten als Versorgung in Krankheit und Alter, nämlich ein behagliches Dasein in der Blüthe der Jahre, indem er befreit wird von der in wenigen Händen vereinigten Privat-Geldmacht, diesem „raubenden und entsittlichenden Moloch."

Nun geht es an die Zukunftpläne zur Heilung. Einen Hipler können wir nicht mit seichter, oberflächlich lobender und flüchtig zustimmender Kritik abthun. Bekennt er doch selbst in löblicher Demuth, daß er nur andeuten wolle, und die weitere Ausführung von Mitstreitern erhoffe. Hipler nennt als Hülfsmittel Productivgenossenschaften mit Staatskapital (sechster Theil) und Verstaatlichung der Kraft (d. i. der Naturkraft, siebenter Theil).

Instinktiv fühlt also Hipler, daß alle Genossenschaften ohne Staatshülfe nichts anfangen können. Er sagt: so lange der Großkapitalismus nicht erdrosselt ist, muß jede Hoffnung auf einen gesunden Mittelstand schwinden, denn jener hat von 100 Menschen 99 in die Tretmühle gesperrt, ihr Glück zerschmettert, ihre Habe aufgesogen, ihre Rechtstitel hohnlachend mit Füßen getreten. Auch wird man Hipler nicht bestreiten, daß in Nothfällen eine Million Thaler, in der Hand eines opferfreudigen und edlen Mannes vereint, dem Staate mehr nützen kann als die zehnfache Summe, unter Hunderttausende zersplittert. Wenigstens kann man den Sinn verstehen, wenn er als Beispiel Wilhelm II. und Bodelschwingh wählt. Aber wie viel Männer von so einziger „Opferfreudigkeit" gibt es denn wohl noch in der heutigen Welt?

Dagegen ist es ein Irrthum, wenn es heißt: ohne die Möglichkeit, geschaffene Werthe so aufzuspeichern, daß sie nicht verschimmeln und verrosten und veralten können, ist eine Fortsetzung der Culturarbeit schlechthin undenkbar. Vielmehr haben Bauer und Flürscheim ganz recht, daß jedes Ding, sobald es fertig ist und nicht sofort verbraucht wird, zu entwerthen beginnt durch Schimmel, Rost und andere „Zähne der Zeit". Nicht das Kapital der Reichen erschafft den Zins, sondern — die Kapitallosigkeit der arbeitenden Armuth. Nicht der Hypothekenmann, sondern der Bauer macht die Zinsen. Geradezu paradox wäre der Satz, daß der Bauer um so besser arbeiten könne, je mehr sein Acker — mit Hypotheken belastet ist! Vielmehr trägt das bestellte Feld seine Früchte auch ohne ein Spur von Hypothek. Aber die Hypothek bringt keinen Pfennig Zinsen, sobald die Bauern todt sind! Oder auch, wenn die Bauern zwar leben, aber selbst die nöthigen Mittel haben, um ihr „Eigenthum" schuldenfrei zu halten. Also nur dem großen Nothstand, der Mittellosigkeit verdankt der Zins sein Dasein, und niemand gibt, wenn er nicht muß, mehr zurück als er erhielt. Natürlich ist der einzelne Kapitalist hiergegen ohnmächtig, er muß „ausbeuten", ob er will oder nicht, gerade so wie ein aus dem Fenster stürzender den unten Gehenden erschlagen muß, weil er sich in der Luft nicht festhalten kann.

Die Achillesfrage der Hipler'schen Gedankenwelt findet der aufmerksame Leser auf S. 50: die Beschaffung der Unsummen, die zur Errichtung kapitalkräftiger Productiv-Assoziationen Anfangs allerdings erforderlich wären, müßte einem Finanzgenie, wie es z. B. Bismarck war, leicht fallen.

Das „Anfangs" ist ein sehr wahrer Zusatz. Nur einmal braucht der Staat eine Unsumme, und dann niemals wieder! Man bedenke nur den trivialen Fall, daß ein Gewinner des großen Looses nie wieder einen Finger zu rühren braucht, wenn er nicht riesige Dummheiten macht. Auch das „leicht fallen" trifft zu, wenigstens wenn man absieht von dem geistigen Niveau unserer bisherigen Reichstage. Gebt uns einen Reichstag, in dem der gesunde Menschenverstand vorherrscht, und auch ohne himmelhohes „Finanzgenie" können die nöthigen Mittel sofort geschafft werden! Nämlich Geld ist heute überhaupt nicht zu haben, weil die große liberale Zwickmühle große Kapitalien nur für Sonderinteressen übrig hat. Und das wird so gemacht:

1) Wenn eine segensreiche Reform — droht, so sagen die Herrschaften mit mitleidigem Lächeln und scheinheiligen Mienen: o wie schön, wie schön, und ach wie schade, daß kein Geld dazu da ist!

2) Wenn die Regierung Geld haben und sparen will, so heißt es: welche empörende Verschwendung und abscheuliche Plusmacherei.

Bei diesem grausamen Doppelspiel kann freilich ein Engel seine Geduld verlieren und aus der Haut fahren. Aber die Herbeischaffung der Mittel ist in der Praxis eben gerade die Hauptsache, da die Millionäre in der Regel nicht gerade „opferfreudig", ja nicht einmal — zufrieden sind. Sie sind für alle Ideale begeistert, nur nicht für solche, die den Zinsgenuß schmälern könnten.

Im achten Theil über „Bodengenossenschaften" heißt es richtig, daß: ein schmachvolles und verrücktes Wirthschaftssystem die Glückseligkeit unseres Geschlechtes verhindert. Allerdings ist es eine starke dichterische Hyperbel, daß wir alle begüterter als Krösus (soll wohl heißen: glücklicher und zufriedener?) sein könnten. Dagegen ist es wieder sehr wahr, daß hohe Löhne das einzig sichere Mittel sind, um ein Land reich zu machen, ein Satz, den besonders Hertzka schlagend nachwies. Hungerlöhne machen jedesmal ein Bettlervolk, auch wo das Land noch so reiche Mittel von Natur hat. Wenn nur die Arbeiter einsehen könnten, daß die (meist stark verschuldeten) Unternehmer zwischen zwei Feuern sitzen, nämlich den Arbeitslöhnen und den Kapitalzinsen! Aber andererseits sollte jeder denkende Arbeitgeber begreifen, daß sein Interesse mit dem der Arbeiter genau übereinstimmt, und daß der Kapitalist im Hintergrunde der gemeinsame Feind ist! Diesen Punkt hatte auch Bauer nicht mit genügender Deutlichkeit hervorgehoben.

Die „Börsen und Banken" (neunter Theil) scheint Hipler besonders eifrig studirt zu haben. Wenigstens verrathen seine Aeußerungen eine gesunde und gründliche Kenntniß dieser Dinge, wie man sie nicht häufig findet, auch wo man berechtigt wäre, sie zu suchen. Der Privatmann, der 10 und 100 mal so viel kauft, als sein Vermögen beträgt, muß endlich einmal alles verlieren. Denn bei jeder Schwankung nach der ungünstigen Seite hin verfällt sein Werthpapier, weil er nicht „Nachschuß" bieten kann. Ueber 100 Milliarden europäischer Staatsschulden müssen von armen Steuerzahlern dauernd verzinst werden, so daß wir alljährlich fast eine Summe aufbringen müssen, die der französischen Kriegscontribution gleichkommt. So bereitet das internationale Großkapital im Kampfe um das Dasein uns Europäern jedes Jahr unser — Sedan!

„Wenn der Sieg erfochten ist" (zehnter Theil), dann ist Deutschland unüberwindlich. Und auch das Ausland wird durch uns mit erlöst. Denn: den englischen, französischen oder österreichischen Arbeiter wollt' ich sehen, der sich mit drei Mark Lohn begnügt, wo der deutsche 20, 30 verlangt! In der ganzen Welt wird durch Zauberschlag die Arbeiterbewegung zur Sturmfluth anschwellen, die jeden, der sich ihr entgegenwirft, mit riesenmächtigem Druck zermalmt.

Digitized by Google

Im elften (letzten) Theil, „die Feldherren im Kampfe," wird der freisinnige Reichtagsabgeordnete Harmening als „Bastard" mit Mißtrauen genannt. Dies ist wohl ein bloßes Mißverständniß, denn dieser Freisinnige wird von der ganzen freisinnigen Partei wüthend verfolgt, was doch gewiß ein ehrenvolles Zeichen für ihn ist! Otto Bismarck wird als Retter gerufen, — wir können dazu nur sagen — —: gebe es Gott! Jeder Führer ist uns willkommen, und seine Thaten werden beweisen, wer der echte Führer ist! Bismarck hat die Ruhe verdient, und wie es scheint, — will er auch Ruhe haben. Das Alter macht pessimistisch, vielleicht ist er schon zu pessimistisch, um nochmals ein ganz neues Leben beginnen zu können. Wir haben — leider — nicht das Recht, Bismarck ohne weiteres als unseren Parteimann zu beanspruchen, und wir müssen mit den Thatsachen rechnen und dürfen uns nicht in trügerischen Hoffnungen einwiegen! Mit einem Telegramm nach Friedrichsruh wird keine Schlacht gewonnen!

In einer nicht minder empfehlenswerthen zweiten Broschüre hat Hipler im nämlichen Verlage sein Thema noch einmal aufgenommen und mit neuen guten Gründen gestützt. Auch hier zeigt er sich als ein naiver Bismarckfreund ohne jeden Hintergedanken, ohne jede demonstrative Spitze gegen seinen und unseren Kaiser, von dem er trotz jugendlicher Fehlgriffe noch immer das Höchste hofft. Mögen sie Alle, die ihr Heil lieber von ihm als von unserer abgewirthschafteten Partei erwarten, nicht enttäuscht werden!

Literatur und Kunst.

J. J. David.

Von Moritz Necker.

Unter den jungen Dichtern, die in den letzten Jahren in Wien mit mehr oder weniger Talent und Erfolg hervorgetreten sind, nimmt der ehemalige Germanist und jetzige Feuilletonist Jakob Julius David die meiste Aufmerksamkeit für sich in Anspruch. Nicht mit Hervorbringungen, die etwa durch eine besondere Paradoxie, durch eine kecke Herausforderung alles Hergebrachten, durch persönlichen Krakehl oder sonst dergleichen mehr oder minder erprobte Mittel die Welt von sich reden zu machen. David ist vielmehr einer der seltenen Menschen, die es verstehen, sich mit allen Parteien auf guten Fuß zu stellen. Er ist unter dem Schutze des literarisch conservativsten Wiener Blattes in die deutsche Literatur eingeführt worden, und die Zeitschrift der allerjüngsten Stürmer und Dränger hat mit Vergnügen seine Gedichte gedruckt. Naturalisten und Idealisten unter den Kritikern haben sich zu Vermittlern oder Verkündern seines Ruhmes gemacht. Deren einer verstieg sich sogar zu der Behauptung, daß seit dem Auftreten von Ferdinand von Saar und Marie von Ebner-Eschenbach kein anderes so bedeutendes novellistisches Talent wie David in Oesterreich erschienen wäre. Damit ist den ursprünglich reicher beanlagten Erzählerinnen Emil Marriot und Ossip Schubin ein großes Unrecht angethan worden. Immerhin sind diese Thatsachen bezeichnend für die literarische Stellung J. J. David's, und sie rechtfertigen wohl einen Versuch, sich über Art und Werth seiner Begabung klar zu werden. Bisher liegen von ihm vor drei Bände Erzählungen: „Das Höferecht", „Die Wiedergeborenen" und „Das Blut", sodann eine Sammlung von Gedichten*) und ein Schauspiel in vier Acten: „Hagars Sohn"**). Dieses Häufchen von Büchern ermöglicht wohl schon ein Urtheil über ihren Dichter.

Das gute Verhältniß, in dem David zu allen literarischen Parteien Wiens steht, hat seinen Grund nicht bloß in äußerlichen zufälligen Umständen, nicht bloß etwa in seiner persönlichen Klugheit, die es eben versteht, sich überall beliebt zu machen. Mit solcher Klugheit erreicht ein Schriftsteller nicht viel; auch dann nicht, wenn ihm materielle Güter zur Verfügung stehen, wenn er z. B. ein großes Haus führen kann, worin alle Recensenten und Dichterkollegen bewirthet werden. Vielmehr hat David's gutes Einvernehmen mit den literarischen Parteien einen inneren Grund, und zwar den, daß seine dichterische Production Allen etwas bietet, was ihrem Geschmacke entspricht. Die Idealisten erkennen den Ernst seines künstlerischen Strebens, die gediegene Bildung, den strengen ethischen Geist seiner Dichtungen an. Es muthet sie wohlthuend an zu sehen, wie viel er gelernt hat von den großen Meistern, und wie reichlich er an der Ueberlieferung in Erzählung und Lyrik anknüpft. Diese Eigenschaften sind eben selten unter den jüngsten Dichtern in Deutschland, die nicht anders für sich Platz gewinnen zu können hofften, als indem sie die anerkanntesten Dichter der älteren Generation beschimpften, oder mit einem, allen bisherigen Idealen Hohn sprechenden Cynismus sich geberdeten. Vor diesen Kindereien schützte David seine literarische Bildung, nicht umsonst saß er zu den Füßen Richard Heinzel's und Erich Schmidt's, denen er auch zwei seiner Bücher gewidmet hat. Und doch schätzen ihn die Naturalisten von ihrem Standpunkte mit gutem Recht. Denn so viel Einfluß auf seine Dichtungen ohne Zweifel Conrad Ferdinand Meyer und Ludwig Anzengruber gewonnen haben, ebenso mächtig ergriff ihn die moderne Strömung, die da nicht bloß ideale Conflicte in der Poesie darstellen, sondern auch der alltäglichen Wirklichkeit, der uns überall umfluthenden Gemeinheit des großstädtischen Getriebes literarisch beikommen will. Der Hörsaal der Universität und die Straßen des Weichbildes von Wien: das sind die zwei Stätten, aus denen sich die Muse David's ihre erste Nahrung holte. Er schildert diese Muse mit folgenden Worten:

Ich bin kein Dichter, nur ein Späher,
Ich hör', was unterirdisch kocht,
Wie schwielenfäustig der Plebejer
An der Paläste Pforten pocht.
Umirren sah ich auf den Gassen
Das Laster, wenn sonst Alles schlief,
Und hörte, wie sonst Gott verlassen,
Das Elend laut nach Hülfe rief.
Das gab es wohl von Anbeginnen —
Doch nun, weil's weltverschlingend droht,
Klingt also trüb, was ich ersinne,
Und meine Muse heißt sich Noth.

Ein Dichter, der sich also selbst charakterisirt, muß wohl bei den Naturalisten, die mit der Thatsache des sozialen Elends ihre Vorliebe für dessen Schilderung rechtfertigen, Sympathie erwecken. Bei David war diese Ergriffenheit von der Noth der Gegenwart wahr und echt, ihn peinigte nicht die Sucht nach originellen Stoffen, und er ist auch in seiner Form nichts weniger als ein Naturalist. Er kam als armer Student nach Wien und hat Noth und Entbehrung lange Zeit selber durchgemacht. Man weiß ja, wie schwer es einem armen Menschen wird, sich in die gute Gesellschaft Eintritt zu verschaffen, wenn ihm nicht persönliche Bekanntschaften und Familienbeziehungen dazu verhelfen. David gelang es schließlich durch seine Begabung, die ihm Gönner und Helfer schaffte. Allein was er bis dahin erlitten hat, das konnte sein Gemüth nicht sobald verschmerzen, und die besten seiner dichterischen Leistungen entstammen den Erfahrungen, die er in jenen schweren Jahren gemacht hat. Darum sagt er von der Noth:

Du bist seit meinen Kindertagen,
Seitdem ich denke, mir vertraut;
Ich habe oftmals, sonder Zagen,
In's ernste Auge Dir geschaut.
Ich habe viel mit Dir gerungen,
So sieglos und so ohne Ruhm,
Und ausgekostet, durchgerungen
Dein voll und ganz Martyrium.
Du gabst in's Herz mir bittre Reue,
Nahmst jedes Glück, das sich mir bot:
Und doch, ich liebe Dich, Du treue,
Du meine beste Freundin Noth.

*) Sämmtlich im Verlag von Heinrich Minden in Dresden.
**) Verlag von Leopold Weiß, Wien.

Digitized by Google

Denn ob vor Deinem rauhen Walten
Mein Jugendglück — wie bald! — entschwand:
Wohl mir! ich habe ausgehalten —
Durch Dich gekräftigt hielt ich Stand!

Nicht auf Jeden wirkt die Noth in gleich kräftigender Weise; wir wissen Alle, wie Viele in ihr untergehen oder verkümmern; es gibt Talente, die nur im warmen Sonnenschein des Glückes gedeihen können, und die sittliche Kraft, die sich im Kampfe mit der Noth stählt, ist so häufig nicht. David besitzt sie. Es war sein größtes Glück, daß er seine Jugend auf dem Lande (im deutschen Kuhländchen in Mähren) verlebt hatte; dieses hat ihm nicht bloß poetischen Stoff geboten und den unbefangenen Blick für die Eigenart des großstädtischen Lebens bewahrt, er brachte aus dem Dorfe den wahren Bauerntrotz mit, den er dem Schicksal entgegenstellte und mit dem er es bezwang.

Ueberschaut man David's sämmtliche Erfindungen und Gestalten, so wird man einer merkwürdigen Familienähnlichkeit aller untereinander gewahr. Im „Höferecht" — seiner ersten Erzählung — stehen sich zwei Brüder stiernackig gegenüber; es sind harte, spröde Menschen, diese Bauernsöhne; Charaktere, die nicht viel reden können, tief verschlossene Naturen, und das Unglück, das geschieht: der Brudermord, ist eine Folge dieser Herzensverhärtung, die sich nicht im erleichternden Erguß alles dessen, was das Herz zum Springen erfüllt, auflösen kann. Nichts als Trotz. In der längsten Erzählung der Sammlung „Die Wiedergeborenen", in der „Tochter Fortunat's" stehen sich zwei Liebende Jahre lang unverbunden gegenüber: sie fühlen instinktiv, daß sie sich lieben; aber beide sind sie gleich trotzige, spröde Menschen, die ein Geständniß der Liebe nicht über die Lippen bringen können. — Sie erdulden eher das Alleräußerste. Renatus wird aus Trotz Henker der Stadt Ravenna; Renata, die Tochter Fortunat's, läßt sich in ihrem trotzigen Stolze, der jede Rechtfertigung verschmäht, so ungerecht als nur möglich als Hexe verurtheilen, und erst der Tod, der vor der Thüre steht, schmilzt die Herzen dieser zwei wunderlichen Menschenkinder. Stierköpfiger Trotz ist das Motiv von David's Schauspiel „Hagars Sohn": grimmige und blindwüthige, die Gemeinheit und den Verrath nicht scheuende Erbitterung eines jungen Bauern gegen seinen natürlichen Vater.

Und so könnte man alle Erzählungen David's durchgehen und überall diese merkwürdige Familienähnlichkeit seiner Gestalten beobachten, allerdings zugleich auch bemerken, wie sehr und mit welchem Geschick der Dichter sich bestrebt, diesen seinen Grundcharakter zu variiren, zu adeln, interessant zu machen. So hat er einmal diesen harten Willen im Dienst des religiösen Fanatismus gezeichnet. „Der neue Glaube" schildert uns einen mystisch begeisterten Calvinisten, der gar kein Bedenken trägt, sich den Tod auf den Hals zu laden; aber mit seiner intensiven Energie und Begeisterung reißt er seinen im Willen schwächeren katholischen Richter mit sich hin, etwa wie der Hypnotiseur sich sein Medium unterjocht. Aus demjenigen, der ihn zum Tode verurtheilen soll, macht der Fanatiker einen tragisch anhänglichen Schüler. Diese gehaltvolle Erzählung ist eines der gelungensten Werke David's.

In einer anderen Geschichte, in „Gold", zeichnet J. J. David einen salzburgischen Bergknappen, den die leidenschaftliche und rührende Liebe zum Bergwerk dermaßen beherrscht, daß er ihr seine allertheuersten Gefühle und Ueberzeugungen opfert. Wie hier die unvernünftige und darum trostlose, unfruchtbare Energie des Willens, so hat David ein und das andere Mal die gleiche Kraft im Verein mit guten Trieben geschildert. Sein Meisterstück ist wohl die kleinste seiner Erzählungen, „Olivenholz". Darin wird Michel Angelo bei einem übermenschlichen Werke vorgestellt, nämlich als er ohne Skizze, ohne Entwurf, ohne Modell, ohne irgend ein Hülfsmittel unmittelbar in einen Felsen mit dem wuchtigen Schläger eine Pieta einzumeißeln unternimmt und das Werk in der That zum Theil ausführt. In seinem neuesten Buche, im Roman „Das Blut", schildert David, wie Trotz und Sprödigkeit in sensiblen Naturen erzeugt und großgezogen wird, und man muß sagen, dieser Theil seiner Darstellung ist ein kleines Meisterstück an psychologischer Feinheit und Gemüthstiefe. In den zwei Müttern der Erzählungen „Höferecht" und „Blut" ist die Sprödigkeit der Herzen bis in das Erhabene durchgeführt. Es sind Mütter, die nicht zärtlich sein können, zumal Frau Salome im „Blut"; sie können leidenschaftlich lieben, aber sie können oder wollen diese Liebe nicht zeigen. Der Gustav im „Höferecht" weiß, daß ihn die Mutter liebt, sie ist auch weicher; aber die Gabriele der zweiten Erzählung, die am unterdrückten und mißleiteten Schauspielerblut untergeht, weiß es nicht, ihr eigener Trotz macht sie blind und daraus entsteht das Unglück.

Kurz, wo man in der Phantasiewelt David's hinsieht, stößt man auf diese eigenthümlich starkwillige Menschenart, so daß man sagen muß: er gestaltet sie deswegen mit Vorliebe, weil er sie am besten kennt. Alle Dichter nämlich haben einige Grundtypen von Charakteren, die man in ihren Werken immer wieder findet. Das kommt daher, weil die Poesie die menschliche Innerlichkeit darzustellen hat, das Herz der Menschen, ihr Streben nach innerem Glück, nach Harmonie, ihren Kampf mit dem Gewissen, mit dem Ideal. Doch hat jeder Mensch von der Innerlichkeit der anderen Menschen nur so viel und so weit Kenntniß, als ihm die Eigenart und Beschränkung seines eigenen Wesens gewähren. Alle Menschenkenntniß ruht auf Selbsterkenntniß. David kennt wesentlich nur die willensstarken Naturen, die weicheren sind ihm schon viel fremder. Mit viel Geist hat er es verstanden, seinen von der Gnade der Natur erhaltenen Besitz auszumünzen und wahrhaft künstlerisch zu verwerthen. Halb bewußt, halb instinktiv hat sich seine Phantasie in einer Culturperiode festgenistet, die viele Willensmenschen besaß: die Reformation und die Renaissance. So gelangen ihm einige hervorragende Schöpfungen. Es war auch sein innerstes dichterisches Wesen, das ihn dahin führte, den Leidenschaften der religiösen Naturen nachzuempfinden, das Christenthum in seiner herbsten und unliebenswürdigsten Gestaltung, im Calvinismus, poetisch zu verwerthen, wie eben in der Frau Salome. Das muß gesagt werden, um zu zeigen, daß die Abhängigkeit David's von C. F. Meyer, die zumeist betont wird, auf einer tiefen inneren Verwandtschaft des jungen Wieners mit dem älteren Schweizer Dichter beruht, ebenso wie man von hier aus begreift, warum er auch von Anzengruber sich tief angeregt fühlen mußte, denn es ist ein verwandter Zug in ihm. Aber aus dieser starken Einseitigkeit David's lassen sich auch manche Mängel seiner Kunst erklären und die Art, in der sie auf uns wirkt.

Die Energie des menschlichen Willens ist allerdings der eigentliche Gegenstand der Poesie. Schon im „Laokoon" Lessing's wird es gelehrt: Handlungen darzustellen, ist die eigentliche Aufgabe des Dichters. Aber die Energie allein, wenn sie nicht im Dienste hoher Ideen steht, nicht edlen Zwecken gewidmet ist, wird immer unliebenswürdig erscheinen, und der Dichter, der die Charaktere nicht zu mischen versteht, so wie sie im wirklichen Leben gemischt erscheinen, geräth in die Gefahr der Abstraction, der Construction, in dieselbe Gefahr, die der sogenannte Gedankendichter, der sentimentale Reflexionsmensch zu gerathen pflegt, nur daß jener nicht aufhört Poet zu sein im strengen Sinne. Dieser Gefahr ist David nicht immer entgangen, seine Charaktere sind nicht immer gemischt genug und machen darum häufig — zumal in den „Wiedergeborenen" — einen kalten Eindruck. Sein Schauspiel „Hagar's Sohn" ringt uns zwar die Anerkennung ab, daß sich ein hoffnungsvolles Talent, das gewiß erfolgreich zu wirken berufen ist, darin offenbart, aber die unbezähmte, verbissene Wildheit seines Helden, der grimmige Grundton des ganzen unliebenswürdigen Schauspiels hindert uns am Warmwerden. Der junge Großknecht, der seinen herrischen natürlichen Vater darum haßt, weil dieser seine Mutter nicht heirathen und ehrlich machen wollte, und der sich dann tückisch am Vater dadurch rächt, daß er im Kriege verrätherisch handelt und unschuldige Mitkämpfer dem Verderben preisgibt: dieser Christian kann uns weit weniger tragisch ergreifen, als sein nicht viel besserer, aber immerhin inter-

Digitized by Google

essanter Vater. Hier wird die Energie zur Rohheit und stößt uns ab — trotz aller Talente des Dichters. Das ist also ein Fehlgriff im Stoff.

Die trotzige Gedrungenheit, die Verdichtung der Kraft, die Sprödigkeit und Sparsamkeit im Ausdruck sind auch die eigenthümlichsten Merkmale des Stiles, den sich David im Vers und in der Prosa mit viel Sorgfalt und Kunst geschaffen hat. Gewiß verdient dieser Stil alles Lob und ist jedenfalls bedeutender als der Stil der Schwätzer, die nie fertig werden, wenn sie einmal zu reden angefangen haben. David's bestes Theil ist überhaupt sein Kunstverstand, sein Formsinn, der sich überall zeigt, und diesem Vermögen hat er es wohl zu danken, daß man seine Begabung höher geschätzt hat, als die der oben genannten Erzählerinnen, die nicht so selbstkritisch sind und die Form mit keiner solchen Sicherheit meistern. Dieser Kunstverstand bewahrte ihn auch vor manchen Verirrungen der Naturalisten, z. B. vor ihren langweiligen Schilderungen und Malereien. Aber man kann auch ein zuviel des Guten thun, und dadurch wieder sich um die schöne Wirkung bringen. Aus Furcht vor der Breite ist David so knapp, daß man oft eine künstlerisch nothwendige Ausführung der Situation schmerzlich vermißt. Es ist die Gestaltung des Zuständlichen ebenso Pflicht des Poeten, wie die Darstellung von Handlungen. Der rechte Dichter verweilt auch gern im Anblicke einer schönen Gestalt, im Gefühle einer warmen Stimmung. David kann es zwar auch; er weiß z. B. im „Höferecht" das Colorit eines Studentenkaffeehauses trefflich festzuhalten; ebenso enthält der Roman „Das Blut" gute poetisch-malerisch gesehene Bilder, z. B. den Weidenbaum hinter dem Brauhause am See, wo die Kinder spielen, oder das Bild der Ueberschwemmung. Im Allgemeinen aber schätzt David diese Seite der Erzählungskunst zu gering — am empfindlichsten in den „Wiedergeborenen" — so daß er oft nur eine Skizze anstatt eines ausgeführten Bildes zu geben scheint. Man kommt da zu keinem rechten Behagen und behält die Erzählung im Gedächtniß nur nach der zweiten und dritten Lectüre, die erst zeigt wieviel David comprimirt hat. Seinen Figuren mangelt es deshalb häufig an der rechten Plastik, wir werden nicht genug vertraut mit ihnen. Soviel Respekt uns auch die alten italienischen Novellisten abfordern, so muß man doch David's ihnen nachgeahmten Stil als einen Rückschritt gegen die neuere Erzählungskunst bezeichnen. Die deutsche Novelle, wie sie von Heyse, Storm, Keller und Meyer ausgebildet worden ist, gewährt uns reichlicheren Genuß als jene alte, weil sie zu der Spannung durch die Fabel auch noch die tiefere und mannigfaltigere Theilnahme an den Charakteren gebracht hat; dagegen nimmt sich die alte Form wie leer aus. Und am gleichen Fehler seiner Tugend leidet die Lyrik David's: sie ist echt, aber herb, weil unmalerisch, nicht gegenständlich, weil der Sänger sehr selten aus sich heraustritt und uns zum Anschauen der Dinge zwingt; sie ist immer sachlich, wesentlich, aber ohne Bilder, man möchte sagen: so calvinistisch streng wie David's Lieblingsfiguren. Und David, der nichts weniger als ein naiver Künstler ist, weder nach seiner Schule, noch nach seinem grüblerisch kritischen Naturell, trifft daher selbst das richtige in der Charakteristik, die sein Gedicht: „Mein Lied" von seiner Lyrik gibt. Es lautet:

Ich weiß, mein Lied wird nie gesungen
Von jungen Stimmen hell im Chor;
Doch sagt's, vom Dämmern sind bezwungen,
Vielleicht ein Träumer gern sich vor.
Ob Vieles zur Vollendung fehle,
Er hört, in Lauten trüb und bang,
Das Athmen einer müden Seele,
Das hart um Licht und Leben rang.
Es dunkelt. Und wenn lind und leise
So Form wie Farbe rings verschwimmt,
Erklingt in seiner Brust die Weise,
So dämmerfroh und unbestimmt.
Und wenn dann, tief in seinem Innern,
Ein Abglanz meinem Lied entsteht,
Soll er des Dichters sich erinnern,
Deß Name längst im Wind verweht.

Wir können uns in dieser Gesammtcharakteristik nicht auf eine weitere Analyse dieser Lyrik einlassen, die trotz mancher unbegreiflicher Mängel in der Sprache doch sehr beachtenswerth ist. Soviel ist uns klar geworden, daß in David eine originelle dichterische Kraft wirkt, die von einem kunstverständigen Geiste gelenkt wird. David ist noch jung, er steht im 34. Lebensjahre, am Beginne seiner Dichterlaufbahn, und an einzelnen Ansätzen erkennen wir die Richtung, die er naturgemäß zu nehmen hat. Er muß weicher werden, die Gebundenheit seiner Seele, die einseitige Concentration auf die energische Darstellung der Energie muß sich lösen. Es ist eine große Tugend, nicht sentimental, nicht rhetorisch zu sein, sie ist auch sehr selten, diese Tugend. Aber das äußerste Gegentheil der Sentimentalität: die bäurische Trotzigkeit ist auch nicht schön. Künstlerisch muß sich dieses Erwachen aus der medusenhaften Erstarrung dadurch äußern, daß David behaglicher und minder anspruchsvoll darstellt. Gelingt es ihm, einen Tropfen Humor in seine Dichtungen zu bringen — persönlich hat er ja mehr als einen — dann darf man von ihm wohl das Beste erwarten. Denn er ist kein Satiriker, sondern ein wahrer Dichter; seine Poesie wurzelt in der Liebe zu den Menschen, nicht im Hasse; darum allein ist sie echt, wenn auch spröde. Und im Sonnenschein der Anerkennung, der ihm nun hell leuchtet, wird auch diese Sprödigkeit schmelzen.

Neue Darstellungen der deutschen Geschichte.

Von Richard Bethge.

„Keinem Kenner der historischen Literatur ist es verborgen," schreibt der Herausgeber des hier zu besprechenden Werkes*) im Vorwort, „welches dringende Bedürfniß eine vollständige, dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft entsprechende deutsche Geschichte sei." Gewiß, keinem Kenner kann dies verborgen sein; aber auch außerhalb des Kreises der Fachhistoriker hat sich diese auffallende Lücke unserer sonst so überreichen geschichtlichen Literatur sicherlich schon manchem fühlbar gemacht. Einer umfassenden, zuverlässigen, in allen Theilen auf der Höhe der Forschung stehenden Darstellung unserer Geschichte bedürfen auch die Vertreter anderer Wissenschaften, der Germanist, der Theologe, der Jurist; namentlich der letztere wird jetzt, nachdem durch neuere Ministerialbestimmung die bei der juristischen Prüfung zu stellenden Ansprüche an die Kenntniß deutscher Geschichte erheblich gesteigert sind, schon aus diesem Grunde sich nach einem wirklich brauchbaren Buche umsehen müssen. Aber der Interessentenkreis für ein solches Werk ist noch ein ungleich größerer; der Gebildete jedes Berufes, dem es um ein Verständniß unserer nationalen Entwickelung ernstlich zu thun ist, kann sich nicht mit den landläufigen Handbüchern für die mehr oder minder reife Jugend begnügen. An derartigen, die Erweckung patriotischer Gesinnung mehr noch als eigentliche Belehrung bezweckenden, z. Th. auch ganz hübsch und lesbar geschriebenen Hilfsmitteln ist allerdings durchaus kein Mangel; aber Lesebücher wie die von David Müller und Kohlrausch oder Bilderbücher wie das Stacke'sche entsprechen doch nur sehr bescheidenen Bildungsbedürfnissen; der gereifte, gebildete Mann, der über seines Volkes Werden und Wachsen eine klare, lebendige und wissenschaftlich gesicherte Anschauung sucht, braucht ein umfassendes gründliches Werk, das auf alle Fragen, die von den wechselnden Standpunkten der so reich entwickelten, vielseitigen, beweglichen Gegenwart aus an die Vergangenheit unseres Volkes gestellt werden können, diejenige Auskunft ertheilt, welche die Wissenschaft heute zu bieten vermag.

Längst hat man — zuletzt noch Wilhelm Scherer — auf den merkwürdigen Unterschied zwischen der Behandlung der Lite-

*) Handbuch der deutschen Geschichte. In Verbindung mit R. Bethge, W. Schultze, H. Hahn, C. Köhler, F. Großmann, G. Liebe, G. Ellinger, G. Erler, G. Winter, F. Hirsch, A. Kleinschmidt, herausgegeben von Bruno Gebhardt, zwei Bände. Stuttgart, Union, deutsche Verlagsgesellschaft.

Digitized by Google

raturgeschichte Deutschlands und derjenigen seiner politischen Geschichte hingewiesen: während auf die große Blütheperiode unserer Literatur, die mit Goethe's Tode schließt, gleichsam als Epilog das großartige Werk von Gervinus folgte, hat die Neugründung des deutschen Reichs eine auf gleicher Höhe stehende Darstellung der politischen Geschichte unseres Volkes nicht hervorgerufen, wohl aber das Bedürfniß einer solchen noch fühlbarer gemacht. Doch vielleicht mußte die ganze auf den Namen Bismarck lautende Aera, die in dem Jahre 1871 nicht ihren Abschluß, sondern ihren Höhepunkt hat, erst abgelaufen sein, ehe die aus den großen Ereignissen resultirende nationale Begeisterung sich mit derjenigen Ruhe wissenschaftlicher Betrachtung vereinigen konnte, welche zur Lösung einer so hohen Aufgabe der Geschichtschreibung erforderlich war. Inzwischen vollzog sich in unserem öffentlichen Leben der Umschwung, durch welchen die sozialen und wirthschaftspolitischen Fragen in den Mittelpunkt des Interesses rückten, und damit treten neue, dringende Gesichtspunkte und Aufgaben auch an die unserer Vergangenheit gewidmete Thätigkeit der Geschichtsforscher und Geschichtsschreiber heran. Immer allgemeiner wurde die Ueberzeugung, daß neben den großen geistigen Strömungen und nationalen Regungen die wirthschaftlichen Bedürfnisse eine der elementaren, treibenden Kräfte der geschichtlichen Bewegung darstellen; eine deutsche Gesammtgeschichte, die auf den heutigen Leser überzeugend wirken sollte, durfte dieses Gesichtspunktes nicht entrathen. Die Arbeit unserer historischen Nationalökonomen, der Roscher, Hanssen und Schmoller, mußte auch den vergangenen Perioden unserer Geschichte zu Gute kommen, wie das ja in einigen werthvollen Arbeiten über einzelne Zeiträume, namentlich in den Werken des unvergeßlichen, in weiteren Kreisen allzu wenig gekannten K. W. Nitzsch, auch früher schon geschehen war. Da treten — ein rechtes Zeichen des dringenden Bedürfnisses — etwa zu gleicher Zeit zwei jene Lücke ausfüllende, den angedeuteten Gesichtspunkten Rechnung tragende Werke auf den Plan, beide auf strengwissenschaftlichem Boden erwachsen, aber beide über den Kreis der Fachgelehrten hinaus an ein größeres Publikum der Gebildeten sich wendend: die Deutsche Geschichte von Karl Lamprecht*) und das Handbuch der deutschen Geschichte, mit einer Reihe von Mitarbeitern herausgegeben von dem auch den Lesern dieser Zeitschrift aus historischen Aufsätzen bekannten Bruno Gebhardt. Beide Werke können friedlich neben einander bestehen; sie sind bei größter Verwandtschaft in ihren Endzielen doch in ihren Ansprüchen und ihrer Anlage zu verschiedenartig, als daß sie sich gegenseitig kleinliche Concurrenz machen könnten.

Lamprecht und Gebhardt stimmen in den Endzielen, sagte ich soeben, überein: beide wollen eine gründliche, wahrheitgemäße, von allen außer der Sache liegenden Tendenzen freie Darstellung ihres Stoffes mit ausgiebiger Benutzung aller wissenschaftlichen Hilfsmittel geben, beide wollen die Geschichte unseres Volkes vollständig erzählen, von dem sich allmählich einigermaßen lichtenden Dunkel seines Ursprunges an bis auf die jüngstgeschehenen Wandelungen seiner Geschicke, beide endlich sind voll durchdrungen von der centralen Stellung und Wirksamkeit der wirthschaftlichen Kräfte. Aber schon in der Ausführung dieser gemeinsamen Grundsätze zeigen beide Bücher wesentliche Verschiedenheiten. Das Lamprecht'sche Buch tritt — und es ist durch die außerordentliche Begabung und immense Gelehrsamkeit des Verfassers dazu voll berechtigt — mit höheren Ansprüchen auf als bloß eine Wiedergabe der bisher gewonnenen wissenschaftlichen Ergebnisse zu bieten, während das Gebhardt'sche Buch sich mit der Erfüllung dieser Aufgabe bescheiden begnügen will. Jenes Werk führt, überall auf der Höhe der heutigen Forschung stehend, diese selbst weiter durch eigenartige, überall fesselnde, oftmals überkühne Untersuchungen in glänzend geistreicher Diktion, es ist gleichsam in Feiertagsstimmung geschrieben und wendet sich an sinnige Leser, die seiner Lectüre die beschaulichen Stunden reiner Muße widmen und in seine eigenthümlichen Gedankengänge sich nachempfindend vertiefen können, auch wo wissenschaftlicher Widerspruch sich regt; es ist ebenso sehr eine künstlerische wie eine wissenschaftliche Leistung. Dem gegenüber erscheint das andere Werk hausbackener sozusagen; es macht weder Anspruch darauf, ein historisches Kunstwerk zu sein, noch will es ein Abbild der deutschen Geschichte, wie sich in einem sehr individuell ausgeprägten Kopfe darstellt, dem Leser aufzwingen, sondern es will vor allem belehren, die geschichtlichen Ereignisse und Zustände darstellen, die schwebenden Controversen behandeln, so daß dem Leser in jedem einzelnen Falle der Grund der getroffenen Entscheidung durchsichtig wird; kurz, es will nicht eine Lectüre für die Feiertage, sondern ein brauchbares Rüstzeug für die Werkeltagsarbeit sein. Auch in der Behandlung der wirthschaftlichen Fragen macht sich ein erheblicher Unterschied zwischen den beiden Werken bemerkbar: im Handbuch sind sie ohne Bevorzugung nüchtern neben den andern großen Fragen, welche das geschichtliche Leben bedingen, erörtert, wogegen Lamprecht, von der nationalökonomischen Strömung der Gegenwart fortgerissen, über den weitausgesponnenen und oft bloß construirenden wirthschaftsgeschichtlichen Digressionen die eigenste Aufgabe der Geschichtschreibung, zu erzählen, zu „sagen, wie es eigentlich war", oftmals fast aus den Augen verliert. Alles in allem wird Lamprecht's Buch dem mit der deutschen Geschichte gründlich Vertrauten einen hohen geistigen Genuß und vielseitige Anregung gewähren, dem Zwecke solider Belehrung, bequemer und zuverlässiger Orientirung, täglicher Benutzung zum wissenschaftlichen oder praktischen Handgebrauch entspricht es nicht — womit ich nichts weniger als einen Tadel aussprechen will.

Gerade in diesen Dingen, die dem großartig angelegten Werke Lamprecht's abgehen, sucht das von Gebhardt herausgegebene Handbuch seine Daseinsberechtigung; in ihnen liegt auch die Rechtfertigung einer Eigenthümlichkeit dieses Werkes, welches vielleicht zuerst Befremden erregen mag: ich meine die Vertheilung des Stoffes unter eine ganze Anzahl (zwölf) Gelehrter, deren jeder ein bestimmt abgegrenztes Gebiet zu selbständiger Bearbeitung übernommen hat. „Neben möglichster Kürze," äußert sich der Herausgeber, „die zugleich mit möglichster Vollständigkeit verbunden sein sollte, kam es vor Allem darauf an, daß das Werk den gegenwärtigen Stand unserer Kenntniß wiederspiegelt. Bei der ausgedehnten und stets wachsenden Literatur der deutschen Geschichte ist es klar, daß ein einziger Gelehrter eine solche Darstellung zu verfassen kaum im Stande sei, da es einerseits fast unmöglich ist, den ganzen Stoff in seinen Einzelheiten zu beherrschen, andererseits die Gefahr vorliegt, daß bei der langen Zeit, die eine solche Arbeit erfordert, bald große Abschnitte veraltet sein würden." Diese Gefahr lag um so näher, als das Werk zwar in erster Reihe die politische Entwickelung in das Auge fassen, aber doch auch die rechtliche, wirthschaftliche und geistige gehörigen Ortes berücksichtigen sollte. In der That, wie sollte wohl ein Mann, und wäre er der gelehrteste und begabteste, den ganzen zweitausendjährigen Entwickelungsgang aller dieser Dinge quellenmäßig und mit vollständiger Kenntniß der unendlich zersplitterten Speziallitteratur in dem Maße kennen und mit selbständigem Urtheil beherrschen, wie es der Zweck eines Handbuches erfordert? Ich darf wohl hierin auf das Lamprecht'sche Buch exemplifiziren, ohne mich einer Ungerechtigkeit gegen den von mir ungemein geschätzten Verfasser schuldig zu machen. Wenn es einen durch vielseitige Bildung außerhalb des fachwissenschaftlichen Gebietes hervorragenden Historiker gibt, so ist es Lamprecht; und gerade der Fachhistoriker mag über diese vielseitige Gelehrsamkeit staunen. Aber derjenige, der gerade auf diesen hier in Frage kommenden, der eigentlichen Geschichte ferner liegenden Gebiten der Sprachwissenschaft, Germanistik und Alterthumskunde sein Arbeitsfeld findet, kann doch nicht verkennen, daß Lamprecht sich mehr mit gewissenhaftem Fleiße in diese Fächer hineingearbeitet hat, als daß er sie wirklich innerlich beherrscht; Mißverständnisse und Spuren mangelnden eigenen Urtheils begegnen mehrfach. Ich will hier schweigen von der Benutzung der vergleichenden Sprachforschung, wobei mancherlei Unklarheiten unterlaufen, aber noch einen der eigentlichen Geschichte näher

*) Erster Band. Berlin, Gaertner's Verlagsbuchhandlung.

Digitized by Google

liegenden Punkt hervorheben: jeder Sachkundige weiß, daß in Betreff der Gliederung der altgermanischen Stämme, ihrer Wohnsitze und anderer hierfür einschlägiger Fragen in den bisherigen Geschichtsbüchern (auch bei Kaufmann, Arnold und Dahn) ganz confuse, größtentheis völlig verkehrte Vorstellungen herrschen und den Lesern überliefert werden. Es ist ein wirkliches Verdienst Lamprechts, daß er das richtig erkannt hat und in seinem Werke durch ausgiebige Verwerthung der großartigen Forschungen Müllenhoff's (im zweiten Bande der Deutschen Alterthumskunde) besser zu machen sich bemüht, was ihm ja im Ganzen auch wohl gelungen ist; aber dabei widerfährt es ihm doch, daß er alten abgestandenen Kohl wieder aufwärmt, z. B. die keltischen Stämme der Tungern und Nervier zu Germanen macht (S. 66)! Offenbar hat er Müllenhoff's Auseinandersetzung gerade über diesen mit der Frage nach dem Ursprung des Namens „Germanen" zusammen hängenden Gegenstand nicht recht verstanden; denn daß er für die germanische Zugehörigkeit der genannten Stämme gegenüber Müllenhoff besondere Gründe hat, erscheint mir undenkbar; auch hätte es zu deren Angabe nur einer Anmerkung bedurft. Derartige Versehen werden sich wohl in anderen mir weniger geläufigen Dingen auch sonst noch finden und gewiß auch in den künftigen Bänden nicht fehlen; in Wahrheit thun sie ja auch dem Werthe des Werkes keinen Abbruch, das mehr durch die Weite und Neuheit der Gesichtspunkte, durch die Großartigkeit seines Wurfes als durch peinliche Correctheit in jeder Einzelheit und Kleinigkeit wirken will. Aber gerade für diese Dinge, die man in einem so groß angelegten Werke unbeachtet läßt und nicht sucht, verlangt man in einem zum Nachschlagen und zum Handgebrauch bestimmten Buch präcise und zuverlässige Auskunft. Zeigt es sich also, daß selbst eine so ungewöhnliche Arbeitskraft und Gelehrsamkeit, wie diejenige Lamprecht's den überreichen Stoff nicht bis in alle Einzelheiten beherrschen kann, so war dies für andere erst recht unmöglich. In dieser richtigen Erkenntniß hat es Gebhardt vorgezogen, als er den Plan des Handbuches gefaßt hatte, eine größere Anzahl von Fachmännern heranzuziehen, die nach einer genauen, den Umfang der einzelnen Theile sorgfältig abgrenzenden Disposition die einzelnen Abschnitte, sofern diese ein einigermaßen einheitliches und selbständiges Arbeitsgebiet darstellten, zur Ausarbeitung übernahmen. Welche Vortheile für die Vollständigkeit und Zuverlässigkeit im Einzelnen aus dieser Arbeitstheilung erwachsen mußten, liegt zu sehr auf der Hand, als daß es weitläufig auseinandergesetzt werden müßte; aber es war nicht zu verkennen und der Herausgeber hat es sich nicht verhehlt, daß ebendaher auch gewisse Mißstände sich ergeben würden. Es versteht sich von selbst, daß ein aus Arbeiten zwölf verschiedener Verfasser zusammengesetztes Werk nicht einen so streng einheitlichen Charakter tragen kann wie das Buch eines Mannes. Die Aufstellung eines genauen Arbeitsplanes, an den sich jeder Mitarbeiter binden mußte, suchte diese Gefahr auf das geringste Maß zu beschränken; freundliche, gegenseitige Berücksichtigung der Mitarbeiter untereinander und die ausgleichende Thätigkeit des Herausgebers thaten das übrige. Wenn trotzdem einige Unebenheiten, Wiederholungen und Widersprüche in der Auffassung derselben an mehreren Stellen des Buches zu erwähnenden Fragen und ähnliche Dinge von geringerer Bedeutung stehen geblieben sind, so wird hierin sicherlich der einsichtige Leser auch ein nachsichtiger sein: diese Spuren der Zusammenarbeit Verschiedener werden sich in einer etwa nöthigen zweiten Auflage vielleicht gänzlich beseitigen lassen. Eins freilich wird gänzlich nicht beseitigt werden können, die Verschiedenheit in der Arbeitsart und Darstellungsweise der einzelnen Verfasser. Doch haben diese sich auch hierin bemüht mit Hintansetzung persönlicher Wünsche und Neigungen sich dem Plane des Ganzen möglichst anzupassen; am wenigsten ist dies in den von Herrn Professor Kleinschmidt bearbeiteten Abschnitten (Zeitalter Friedrichs des Großen, Revolutionszeitalter, Zeitalter Napoleons und der Befreiungskriege) geschehen, für welche im Falle einer zweiten Auflage eine gründliche Umarbeitung wünschenswerth erscheint, um sie den übrigen Theilen des Werkes conformer zu gestalten. Nicht als ob ich die wissenschaftliche Zuverlässigkeit dieser Abschnitte beanstanden wollte — darüber traue ich mir ein selbständiges Urtheil für diese Periode nicht zu —; aber wie vielfache Benutzung mich gelehrt hat, ist hier nicht jene Reichhaltigkeit des Details und jene umfassende Berücksichtigung der wissenschaftlichen Streitfragen vertreten, welche man in einem „Handbuch" erwarten muß und für deren Mangel die geistreich lebendige Darstellung doch nicht ein ausreichender Ersatz ist. Im Uebrigen die Beiträge der einzelnen Mitarbeiter nach ihrem wissenschaftlichen Gehalt zu beurtheilen, entspricht nicht der Reserve, die mir als Mitarbeiter des Werkes obliegt; es entzieht sich auch meiner Competenz und würde über die einer Besprechung in diesem Blatte gezogenen Grenzen hinausgehen. Des einen darf sich jeder Benutzer versichert halten, daß ihm durchweg dasjenige geboten wird, was auf Grund der heutigen Forschung nach der gewissenhaften und wohldurchdachten Ueberzeugung der mitarbeitenden Fachleute das Gesichertste und Zuverlässigste ist. Die Eintheilung des Ganzen in Paragraphen, wie es sich für ein Handbuch schickt, die Eintheilung der letzteren in einen großgedruckten Theil, der das Allgemeine, und einen kleingedruckten, der das Detail, die wissenschaftlichen Controversen und die Angabe der Spezialliteratur enthält, ein spezialisirtes Inhaltsverzeichniß vor jedem der beiden Bände und ein reichhaltiges Register erleichtern die Benutzbarkeit des Buches in wünschenswerthester Weise. Die Ausstattung in Papier und Druck verdienen, wie bei allen Werken dieses Verlages, in Anbetracht des billigen Preises volles Lob.

So möge denn dies Werk treuen und anspruchslosen Fleißes, gründlicher Sachkenntniß und praktischer Einsicht das Ziel erreichen, das der Herausgeber ihm gesteckt hat: die Kenntniß der deutschen Geschichte zu verbreiten, aus der vaterländische Gesinnung und politische Reife erwächst.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Drei Sterbende.

Erzählung von Graf Leo Tolstoi.

I.

Im Herbste war es. Auf der Poststraße fuhren zwei Wagen im raschen Trab. Im vordern, einer geschlossenen Reisekutsche, saßen zwei Frauen. Die eine, die Herrin, war blaß und mager, die andere, deren Kammerjungfer, voll und stark und hatte ein rothbackiges Gesicht. Unter ihrem verblichenen Hütchen hervor quoll ihr kurzes Haar, das sie mit ihrer rothen, in einem zerrissenen Handschuh steckenden Hand von Zeit zu Zeit ungeduldig zurückwarf. Ein buntwollenes Tuch bedeckte ihre volle Brust; ihre ganze Gestalt strotzte von Gesundheit. Mit den schwarzen Augen schaute sie bald durch die Scheiben auf die vorüberfliegenden Felder, bald musterte sie verstohlen ihre Gebieterin oder blickte ungeduldig in die Ecken des Wagens. Vor ihrer Nase baumelte der an einem Netze angebundene Hut der Herrin, auf ihrem Schoße lag ein Hündchen, ihre Füße hatte sie auf den am Boden des Wagens hoch aufgehäuften Körbchen und Koffern, auf denen sie im Takt zum Rasseln der Räder und Klirren der Scheiben leise trommelten.

Mit auf dem Schooße gefalteten Händen, die Augen geschlossen, durch die Bewegungen des Wagens leise geschaukelt, saß die Herrin gestützt auf die hinter ihrem Rücken aufgehäuften Kissen, und ihr Gesicht verzog sich schmerzlich, wenn ein Husten sie befiel. Der Kopf war mit einem weißen Nachthäubchen bedeckt, ihren zarten, blendenden Hals umschlang ein blaues Halstuch, ein gerader, unter dem Häubchen hervorschauender Scheitel theilte die röthlich, sorgfältig pomadirten Haare zu beiden Seiten der Schläfen. Es lag etwas Trockenes, Abgestorbenes in der Blässe dieses Scheitels. Ihre feinen, hübschen Züge deckte eine welke, gelbe Haut, die sich auf Wangen und Backenknochen verrätherisch röthete. Die trockenen

Digitized by Google

Lippen zuckten unruhig, spärliche Wimpern verbrämten die Lider und das Reisekleid hing in geraden Falten über der eingefallenen Brust. Trotz der geschlossenen Augen drückte ihr Gesicht Mattigkeit, Gereiztheit und zur Gewohnheit gewordenes Leiden aus.

Der Diener schlief halb liegend auf dem Bocke, von dem aus der Postillon mit lautem Schreien ein kräftiges, schweißtriefendes Viergespann lenkte und sich von Zeit zu Zeit nach dem Postillon der hinter ihm fahrenden Kalesche umsah. Auf dem aus Kalkstaub gebildeten Schmutze der Straße ließen die Räder breite, gleichmäßig von einander abstehende Spuren zurück, welche ihnen nachzueilen schienen. Der Himmel war kalt und grau, ein feuchter Nebel senkte sich auf die Felder. Im Wagen war es dumpf und roch nach Kölnischwasser und Staub. Die Kranke lehnte ihren Kopf zurück und öffnete langsam ihre großen, glänzenden, dunklen Augen. „Schon wieder!" sagte sie und stieß ungeduldig mit ihrer schönen, mageren Hand einen Zipfel vom Mantel der Dienerin zurück, der ihre Füße berührt hatte, wobei ihr Mund wie im Schmerze zuckte. Matrjona zog mit beiden Händen ihren Mantel, hob sich auf ihren derben Füßen empor und setzte sich etwas zurück. Ihr frisches Gesicht bedeckte sich dabei mit Röthe.

Die Augen der Kranken folgten begierig den Bewegungen des Mädchens. Sie stützte sich mit beiden Händen auf den Sitz, um sich zu erheben und höher zu setzen, aber die Kräfte versagten, der Mund krümmte sich und ein Ausdruck ohnmächtigen Spottes verzerrte ihr Gesicht. „Du hättest mir doch mindestens helfen können! . . . Ach! . . . nicht mehr nöthig! ich kann schon selbst! Thu' mir bloß den Gefallen und häufe ein andermal nicht solche Berge hinter mir auf! Nein, laß es jetzt, Du verstehst es doch nicht besser!" Die Herrin schloß die Augen, öffnete sie aber rasch wieder und sah ihre Gefährtin an. Matrjona beobachtete sie verstohlen und biß sich auf die rothe Unterlippe. Ein schwerer Seufzer hob mühsam die Brust der Kranken und endete in einem Hustenanfall. Sie wandte sich ab, ihr Gesicht verzog sich schmerzhaft, und sie griff mit beiden Händen an die Brust. Als der Husten vorüber war, schloß sie wieder die Augen und saß wie früher unbeweglich da. Beide Wagen fuhren jetzt in ein Dorf ein. Matrjona zog ihre dicke Hand unter dem Tuch hervor und bekreuzte sich.

„Was ist's?" fragte die Herrin.

„Eine Station, gnädige Frau."

„Warum Du Dich bekreuzest, frage ich."

„Da ist eine Kirche, gnädige Frau."

Die Kranke wandte sich zum Fenster, bekreuzte sich langsam und sah mit weit geöffneten Augen auf die große Dorfkirche, vor welcher sie soeben vorüberfuhren.

Kutsche und Kalesche hielten vor dem Posthause. Der Gatte der Kranken und der Arzt stiegen aus der Kalesche und traten an den Wagenschlag.

„Wie geht es Ihnen?" fragte der Arzt, indem er ihr den Puls fühlte.

„Nun, Liebste, bist Du müde? Willst Du aussteigen?" fragte der Gatte in französischer Sprache, während Matrjona alle Bündel zusammen faßte und sich in die Ecke drückte, um die Unterhaltung nicht zu stören.

„So . . . immer dasselbe," antwortete die Kranke. „Ich steige nicht aus." Der Mann stand noch eine Weile am Wagenschlag und ging dann in das Postgebäude. Matrjona sprang aus dem Wagen und lief auf den Fußspitzen durch den Schmutz in das Hofthor.

„Wenn es auch auch mir schlecht geht, sollen Sie doch frühstücken," sagte mit einem leisen Lächeln die Kranke zum Arzte, der noch bei ihr stand. „Niemand kümmert sich um mich," fügte sie leise hinzu, als der Arzt sich entfernt hatte und anfangs langsam, zuletzt eilig die Stufen zum Stationsgebäude hinaufgestiegen war. „Ihnen ist wohl — alles Andere geht sie nichts an. O, mein Gott!"

„Nun, Eduard Iwanowitsch," sagte der Gatte zu dem eintretenden Arzt und rieb sich vergnügt die Hände. „Ich habe mir den Weinkorb hereinholen lassen. Was sagen Sie dazu?"

„Gar kein schlechter Gedanke."

„Nun, und sie?" fragte der Gemahl seufzend und zog die Augenbrauen in die Höhe.

„Ich sagte es ja, daß sie kaum nach Moskau kommen wird, von Italien gar nicht zu reden, namentlich bei diesem Wetter."

„Was kann ich dafür! Mein Gott! O, mein Gott!" stöhnte der Gatte und bedeckte die Augen mit der Hand. „Gieb her!" rief er dem Diener zu, der den Weinkorb brachte.

„Sie hätten zu Hause bleiben sollen," sagte achselzuckend der Arzt.

„Ja, was konnte ich dazu thun!" wiederholte der Gatte, „ich that Alles, um sie von der Reise abzuhalten. Ich sprach von den großen Ausgaben, von den Kindern, die wir verlassen müßten, von meinen Geschäften — doch sie wollte nichts hören. Sie schmiedet Pläne für ihren Aufenthalt im Ausland, als wäre sie eine Gesunde, und wer sie über ihren Zustand aufklären wollte, gäb' ihr den Todesstoß."

„Verloren ist sie ohnehin, daß müssen Sie ja wissen, Wassili Dmitrijewitsch. Der Mensch kann ohne Lunge nicht leben und die Lungen wachsen nicht wieder. Traurig, aber nicht zu ändern! Meine und Ihre Aufgabe ist jetzt nur noch, ihr das Ende möglichst zu erleichtern. Den Beichtvater sollte man rufen lassen."

„O, mein Gott! so versetzen Sie sich doch in meine Lage! Ich soll sie bitten, ihren letzten Willen . . . nein, geschehe, was da will, ich sage es ihr nicht! Sie wissen ja, wie gut sie ist . . ."

„Versuchen Sie es, sie zum Aufschub der Reise wenigstens bis zur Schlittenbahn zu bewegen," sagte der Arzt, „sonst kann es unterwegs schlimm gehen." — — —

„Axiuscha, Axiuscha!" kreischte die Postmeisterstochter und trampelte ungeduldig über die schmutzige Hintertreppe. „Komm, Axiuscha, wir wollen uns die Gutsherrin aus Schirkin ansehen. Sie sagen, sie sei brustkrank, darum bringe man sie in's Ausland. Ich habe noch nie eine Schwindsüchtige gesehen."

Sie sprang auf die Schwelle, reichte der Schwester die Hand und Beide liefen zum Thor. Langsam gingen sie am Wagen vorbei und sahen zum offenen Fenster hinein. Die Kranke hatte das Gesicht ihnen zugewandt, aber als sie die neugierigen Blicke der Mädchen bemerkte, runzelte sie die Stirn und kehrte sich ab.

„Herr, du mein Gott!" rief die Kleine und sah rasch auf die andere Seite. „Wie war sie früher schön, und was ist aus ihr geworden! Sie ist ordentlich unheimlich. Hast Du sie gesehen, Axiuscha, hast Du sie gesehen?"

„Ja, und wie abgemagert!" versetzte die Schwester. „Wir thun so, als gingen wir zum Brunnen, um sie noch mal zu sehen. Siehst Du, sie wendet sich ab, aber ich habe sie doch gesehen. Wie schade, Mascha!"

„Ja, und dann dieser Schmutz!" antwortete Mascha, und Beide liefen durch das Thor zurück. — — —

Ich sehe wohl abschreckend aus, dachte die Kranke. Ach, nur schneller, schnell über die Grenze, dort werde ich bald wieder gesund!

„Nun, mein Schätzchen, wie geht's?" fragte der Gatte und trat mit vollen Backen kauend an den Wagen.

„So so," murmelte sie zwischen den Zähnen und in Gedanken fügte sie hinzu: Immer ein und dieselbe Frage, und dabei steht er und kaut.

„Weißt Du, mein Herzchen, ich fürchte, bei diesem Wetter kann Dir die Reise schaden. Eduard Iwanowitsch ist auch dieser Meinung. Sollen wir nicht lieber umkehren?"

Sie wurde ärgerlich und gab keine Antwort.

„Das Wetter bessert sich und vielleicht auch der Weg; Du wirst Dich unterdessen erholen, und wir reisen dann alle zusammen."

„Unsinn, ohne Deinen Rath von Anfang an wären wir jetzt in Berlin und ich längst wieder gesund."

„Nu ja, mein Engel, aber es war ja nicht möglich, Du weißt. Wenn Du jetzt noch einen Monat warten wolltest, würdest Du Dich famos erholen; ich hätte Zeit, meine Geschäfte zu ordnen, wir nähmen dann die Kinder mit . . ."

„Die Kinder sind gesund, ich aber nicht."

„Aber so bedenke doch, mein Herz, wenn bei diesem Wetter Dein Zustand sich unterwegs verschlimmert, was dann? . . . Zu Hause wenigstens . . ."

„Was denn zu Hause? . . . Zu Hause sterben?" fiel die Kranke heftig ein. Das Wort „sterben" erschreckte sie augenscheinlich. Sie sah

Digitized by Google

mit ihren großen Augen flehend zum Mann empor, der den Blick senkte und schwieg. Der Mund der Kranken verzog sich in kindischem Schmollen, und Thränen stürzten aus ihren Augen. Er bedeckte sein Gesicht mit dem Taschentuch und entfernte sich schweigend.

„Nein, ich reise," sagte sie entschieden, blickte zum Himmel auf, faltete die Hände und flüsterte unzusammenhängende Worte. „Mein Gott, mein Gott!" sprach sie, „wofür?" und begann noch mehr zu weinen. Sie betete lang und inbrünstig; aber der Schmerz und die Angst in ihrer kranken Brust wurden nicht besser. Der Himmel, die Felder, der Weg blieben gleich düster und grau. Derselbe Herbstnebel breitete sich unverändert über den Schmutz des Weges, über die Dächer, über den Wagen und über die Schafpelze der Postknechte, die mit fröhlichem, lautem Geplauder den Wagen schmierten und von Neuem anspannten.

Die Pferde waren bereits angespannt, aber der Postillon zögerte noch. Er trat in die heiße, dunkle Gesindestube. Die Luft darin war dumpf und schwer und hatte den eigenthümlichen Geruch, den viele Menschen in einem engen Raume zu verbreiten pflegen. Dazu noch der Duft von frisch gebackenem Brote, von Kohl und Schafsellen. In der Stube waren einige Postknechte, die Köchin, die beim Ofen ihren Beschäftigungen oblag; auf dem Ofen lag ein Kranker in einem Schafpelz.

„Onkel Fedor! Hörst Du? Onkel Fedor!" rief der soeben eingetretene Postillon, ein junger Bursche in kurzem Schafpelze mit der Peitsche am Gürtel, dem Kranken zu.

„Was willst Du von Fedka, Du Taugenichts?" wandte sich einer der Postknechte zu ihm, „draußen wartet man auf Dich."

„Ich will ihn um seine Stiefel bitten, die meinigen sind schief getreten," gab der Bursche zurück, warf mit einer Bewegung des Kopfes die Haare zurück und steckte die Fausthandschuhe in seinen Gürtel. „Er schläft wohl? Onkel! Hörst Du, Onkel Fedor!" wiederholte er und trat zum Ofen.

„Was willst Du?" ließ sich eine schwache Stimme vernehmen, und ein rothbraunes, abgemagertes Gesicht beugte sich vor. Eine große, gelbe behaarte Hand zog das Ueberhemd über die dürre und mit einem schmutzigen Hemde bedeckte Schulter. „Gib mir zu trinken, Bruder, und sage, was Du willst."

Der Bursche reichte ihm den Krug mit Wasser. „Ja, siehst Du," sagte er verlegen, „Du brauchst ja wohl Deine neuen Stiefel nicht mehr; Du wirst doch gewiß nicht mehr gehen; also gib sie mir."

Der Kranke neigte seinen müden Kopf über den Krug, tauchte seinen langen, dürren Schnurrbart in das trübe Wasser und trank in schwachen, gierigen Zügen. Sein zottiger Bart war schmutzig, seine tief eingefallenen, trüben Augen blickten nur mit Mühe zu dem jungen Burschen herab. Nachdem er sich satt getrunken, wollte er sich mit der Hand die Lippen trocknen; allein er konnte nicht die Hand zum Munde erheben, und so wischte er sie am Aermel seiner Jacke ab. Stumm und schwer schaute er unverwandt dem Burschen in die Augen und schien sich zu sammeln.

„Vielleicht hast Du sie schon Jemand versprochen?" sagte dieser „aber wenn nicht! . . . jetzt ist nämlich gerade die nasse Jahreszeit, und ich muß viel herumfahren; da dachte ich denn bei mir: ich muß doch den Fedka um seine Stiefel bitten, er braucht sie ja doch nicht mehr. Oder vielleicht hast Du sie schon versprochen, na, dann sag' es . . ."

In der Brust des Kranken kochte es; er streckte sich vor und ein lang anhaltender, trockener Husten erstickte ihn beinahe.

„I wo wird er sie denn brauchen!" rief laut und zornig die Köchin; „seit zwei Monaten steigt er vom Ofen nicht mehr herunter. Fängt er an zu husten, so klingt es, als müßte ihm die Brust springen! Das bloße Hören schon thut weh. Wie wird der noch Stiefel brauchen?! Mit neuen Stiefeln wird man ihn doch nicht begraben! Hört doch, wie es ihm die Brust zerreißt! Wenn man ihn nur in eine andere Stube oder einerlei wohin bringen wollte! In der Stadt soll es doch Spitäler geben! Aber das ist hier nicht zum Aushalten — den ganzen Ofen hat er eingenommen! Und dabei verlangt man noch Reinlichkeit!"

„Heda, Sjerjoscha, die Herrschaft wartet!" rief der Postmeister zur Thüre hinein.

Sjerjoscha wollte gehen, ohne die Antwort abzuwarten, aber der Kranke machte ihm während seines Hustens ein Zeichen, er möge bleiben.

„Nimm die Stiefel, Sjerjoscha," sagte er, den Husten unterdrückend und schwer athmend. „Aber kaufe mir dafür einen Grabstein, wenn ich sterbe, hörst Du?" fügte er mit heiserer Stimme hinzu.

„Danke, lieber Onkel; dann nehme ich sie, und den Stein werde ich Dir kaufen, ich schwöre es Dir."

„Ihr habt es gehört, Kinder," brachte der Kranke noch mit Mühe hervor, dann überfiel ihn wieder der erstickende Husten, und er krümmte sich.

„Wir haben es gehört," rief einer der Knechte, — „geh' jetzt, Sjerjoscha! Da kommt schon der Postmeister wieder. Die Schirkiner Gutsherrin ist ja krank."

Sjerjoscha zog seine zerrissenen, unförmlich großen Stiefel aus und warf sie unter die Bank. Die neuen des Onkel Fedor paßten ihm wie angegossen und sie wohlgefällig betrachtend ging er hinaus.

„Ei, was für hübsche Stiefel! Ich werde sie Dir schmieren," sagte einer der Postknechte, als Sjerjoscha auf den Bock stieg und die Zügel nahm. „Hat er sie Dir geschenkt?"

„Hättest sie wohl gerne selbst, nicht wahr?" erwiderte Sjerjoscha, erhob sich von seinem Sitz und wickelte die Füße in seinen Mantel ein. „Hüst!" rief er und knallte mit der Peitsche. Kutsche und Kalesche mit ihren Insassen, Koffern und Bündeln rollten auf dem nassen Wege dahin und verschwanden im Herbstnebel.

Der kranke Postknecht blieb, ununterbrochen hustend, in der dumpfen Gesindestube auf dem Ofen liegen, wandte sich mit Aufbietung aller Kräfte auf die andere Seite und ward endlich ruhig.

In der Gesindestube wurde bis zum späten Abend aus- und eingegangen, gegessen und getrunken — der Kranke rührte sich nicht. Vor dem Schlafengehen stieg die Köchin auf den Ofen und langte über seine Füße hinweg nach ihrem Schafpelz.

„Sei mir nicht böse, Nastasia," sagte der Kranke, „bald räume ich Deinen Platz."

„Schon gut, schon gut, hat nichts zu sagen," erwiderte Nastasia. „Wo thut es Dir weh, Onkel? Sag' es mir."

„Es nagt mir am Eingeweide, weiß Gott, was das ist."

„Und wenn Du hustest, schmerzt Dich der Hals?"

„Ach, es schmerzt überall — nicht lange mehr hab' ich noch zu leben!"

„Ich decke Dir die Füße, siehst Du, so," sagte Nastasia und zog ihm, während sie vom Ofen stieg, seinen Mantel über die Füße.

Das Nachtlämpchen verbreitete während der Nacht sein trübes Licht in der Gesindestube. Nastasia und zehn Postknechte lagen auf der Diele und den Bänken und schnarchten. Der Kranke allein stöhnte leise und warf sich unruhig hin und her. Gegen Morgen ward er ganz still.

„Einen wunderbaren Traum hab' ich gehabt," sagte am anderen Morgen die Köchin, als sie aus dem Schlaf erwachte. „Mir träumte, ich sähe den Onkel Fedor vom Ofen herabklettern, um Holz zu spalten. Gib, sagte er, Nastasia, ich will Dir helfen. Da sagte ich zu ihm: Wie kannst Du Holz spalten! er aber faßte das Beil und fängt an zu hauen, rasch, immer rascher, die Spähne fliegen nur so. Aber wie, sagte ich, Du warst ja krank? — Nein, sagte er, ich bin gesund, und holt wieder zum Schlag aus. Da kam ein Schrecken über mich. Ich schrie auf und erwachte. — Er ist doch nicht am Ende gestorben. Onkel Fedor! He, Onkel!"

Fedor rührte sich nicht.

„Er scheint wirklich todt," sagte einer der eben erwachten Postknechte, „man muß doch nachsehen."

Der vom Ofen herabhängende, abgezehrte, behaarte Arm war bleich und kalt.

„Er scheint in der That todt zu sein; man muß es dem Postmeister sagen," fügte er hinzu.

Fedor hatte keinen nahen Verwandten — er stand allein da. Am anderen Morgen schon wurde er auf dem neuen Kirchhof hinter dem Gehölze beerdigt, und Nastasia erzählte noch lange einem Jeden von ihrem Traum und daß sie zuerst bemerkt habe, daß Onkel Fedor verschieden sei.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Aus der Hauptstadt.

Constitutionelle Beschwerden.

In letzter Zeit wird es modern, absprechend vom Reichstag und unserm constitutionellen Leben überhaupt zu reden. Die Minister cachiren kaum ihre Verachtung der Abgeordneten, denn sonst wagten sie ihnen in der Debatte nicht so oft fadenscheinige Gründe und leere Redensarten zu bieten, und die Abgeordneten ihrerseits verachten die Minister, diese Männer ohne Eigenart und immer nur höheren Winks gewärtig. Vielleicht haben beide Theile Recht. Mit einer nicht gewöhnlichen Geschicklichkeit stößt die Regierung der Reihe nach alle Parteien vor den Kopf, hierin ungleich consequenter und kühner als Bismarck, der es doch immer nur mit einer gründlich verdarb und gerade deshalb der Unterstützung ihrer Gegnerinnen immer sicher war, wenn sich's nicht gerade um allzu weitausschauende und groß angelegte Pläne handelte. Die vom Volksschul-Gesetzentwurf erzeugte allgemeine Mißstimmung läßt mählich nach, Heyden-Cadeau hat halb und halb versprochen, hinfort weniger großmüthig zu sein, und die Hatz auf den armen, verzweifelten Kunze hat ihren Zweck, die herbe Sittenstrenge der Berliner Presse in's hellste Licht zu rücken, glänzend erfüllt. Man könnte die Reichstagsferien recht in Ruhe genießen, da kommt die Forderung neuer Militärcredite, weitere 50 000 jungkräftige Gesellen sind dazu ausersehen, in Vogel von Falkenstein's Feriencolonie einen dreijährigen Cursum durchzuschmarutzen. Bums, haben die Parteien ihren Schlag vor den Kopf weg und sind blamirt. Sie alle mußten ihren Wählern anno 1890 mehr oder weniger feierlich schwören, hinfort keinen Mann und keinen Groschen mehr zu bewilligen; die braven Armeelieferanten, ich meine die jungen Ehepaare, konnten eine Pause eintreten und sich an sechs oder auch sieben Jungen genügen lassen, — denn schließlich, das Zwölfbengel-System führt auf die Dauer zum Bankerott, und es findet sich nicht immer ein billiges Rittergut in der Nähe. Da plötzlich werden an der russischen Grenze Spionier-Luftballons gesehen — der Wutki wirkt rechts und links von den schwarzweißen Pfählen anregend auf die Phantasie —; in den Vogesen faßt man zwei Kundschafter mit zahlenreichen Papieren (zwei werbende Handlungsreisende, wie sich inzwischen herausstellte, mit Preiskouranten), Nancys Turner begleiten ihre Freiübungen mit Revancheschreien, und in Orbetello (Toscana) beschließen die vereinigten Schuster eine irredentistische Adresse. Grund genug, ein neues halbes Hunderttausend bewaffneter Friedensschützer einzustellen. Nichtsozialisten bevorzugt. Und der Reichstag, wenn er anders nicht auf dem Felde der Ehre durch plötzliche Auflösung sterben will, muß sein Jawort geben. O, welche Annehmlichkeiten bietet doch die constitutionelle Verfassungsform einer weisen Regierung! Braucht sie für gewagte Dinge Geld, so läßt sie sich's bewilligen; die Kammer übernimmt dann alle Verantwortung und fängt die Schläge der zornmüthigen „öffentlichen Meinung" auf. Wären die alterthümlichen Despoten minder beschränkt gewesen, sie hätten sich auch solche Bewilligungsmaschinen zugelegt und ihre Throne dann länger behalten.

Im Lande murrt man gegen die Regierungsforderung kaum und regt sich nicht; man ist gleichgültig geworden und von der Nutzlosigkeit aller Bemühungen überzeugt. Es ist sogar Niemand auf Eugen Richter's große Rede gespannt. Denn die Zeitungen wissen keine neuen Argumente mehr wider die Vorlage, und woher sollte dann der Bebelzerschmetterer Eugen sie haben? Die Volksvertreter aber, die ihm nicht ausweichen können, präpariren sich bereits auf den bevorstehenden oratorischen Genuß, indem sie ihr Mittagsschläfchen täglich um eine Stunde ausdehnen.

Es sitzen lauter Fatalisten in der Kammer. Was Wunder auch! Der Reichstag hat unter allen Umständen die Berechtigung, zu den Wünschen der verbündeten Regierungen ja zu sagen; zu dem aber, was er selbst ersinnt und in Gesetzesform bringt, müssen die verbündeten Regierungen unter allen Umständen nein sagen.

Seine Mitglieder tragen ihr hartes Loos mit Ergebung. Ich glaube, sehr viele von ihnen spielen nur mit wirklicher Anstrengung in der Komödie mit, in der constitutionellen Tragikomödie, wo sich selbständige Mehrheiten nur bilden, um das Gegentheil ihrer Beschlüsse ausgeführt zu sehen. Und die wackeren Parlamentarier, die ihr Schicksal wie Männer tragen, haben ein Recht auf unsere herzliche Theilnahme.

Sie verdienen in der That eine bessere Behandlung, als man ihnen hier und da angedeihen läßt. Welcher Art nun die Gründe auch sein mögen, die sie zur Uebernahme eines Mandates getrieben haben: dämonisch-naiver Ehrgeiz, anhaltende Schlaflosigkeit oder die freundliche Aussicht, auf Sessionsdauer Muttern aus den Augen zu kommen und im Wasserkopf der Monarchie die Wirkungen des gemeinen Brummschädels kennen zu lernen — genug, sie laden jedenfalls eine Last auf ihren Rücken, der normal veranlagte Wesen überhaupt nicht widerstehen könnten. Wenn man bedenkt, daß diese Unglücklichen Tag für Tag stundenlange Reden von einer Gedankenleere ertragen müssen, von der sich selbst Herr Lubliner keinen Begriff machen kann, und wenn man ferner bedenkt, daß in jeder Fraktion mindestens einer aufmerksam zuhören muß, um an geeigneter Stelle: „Bravo! — Sehr richtig! — Oho! — Pfui!" rufen und die Fraktionsgenossen zu gleichem lebhaften Thun ermuntern zu können, dann wird man nicht ferner über das geistige Niveau unserer Volsvertretung die Nase rümpfen. Denn wenn schon nichts Anderes, so ist doch die Geduld unserer Deputirten bewundernswerth. Angenommen, es setzte sich irgend ein „Berufsparlamentarier" Abends an den Stammtisch einer Weißbierstube und hielte genau dieselbe Ansprache, die er am nächsten Morgen seinen Reichstagscollegen zum Besten geben will — er käme nicht über die Einleitung hinaus, der Wirth verwiese ihn aus dem Local, weil die Spießer es nicht aushalten würden und wie chloroformirt in einer Droschke schleunigst nach Haus geschafft werden müßten. Der gemüthliche Zeitungsleser überschlägt mit kühnem Entschluß einen Parlamentsbericht, denn er erinnert sich, alles das sehr viel schöner und geistvoller schon irgendwo anders gelesen zu haben; der Reichsbote, wenn er wirklich 'mal zufällig im Reichstag anwesend ist, darf nicht murren oder um Auslassung der bekanntesten Stellen bitten. Und darum sind diese Männer wahrhaftige Märtyrer der constitutionellen Idee, und es zeugt mindestens von boshafter Undankbarkeit, außer ergebungsvoller Lammesgeduld auch noch Geist und Begabung von ihnen zu verlangen. In den Fraktionen herrscht das stillschweigende Uebereinkommen, heute das eine Sechstel, morgen das andere der Mitglieder und so fort in die Sitzungen abzuordnen und auf diese Weise die Reputation zu wahren. Leider gibt es im Lande Unvernünftige genug, denen die ewige Beschlußunfähigkeit unserer Kammern ein Beweis der schlechten Constitution des Staatskörpers ist und die sich über die Lässigkeit der Volksvertreter aufhalten. Das ist denn doch ein starkes Stück. Das kann doch kein Mensch von einem Mitmenschen verlangen, ohne gehörige Zwischenpausen Graf Ballestrem's und des sarkastischen Richter's Reden anzuhören. Windthorst ist zwar todt, aber es haben sich Andere gefunden, die das Problem zu lösen wußten, über einen Pappenstiel 1800 Druckzeilen zu sprechen und Alles auf's Sorgfältigste zu vermeiden, was auch nur entfernt mit dem Schimmer einer eigenen Idee Aehnlichkeit hat oder gar den Verdacht erwecken könnte, der Redner fasse die zur Discussion stehende Frage am Ende doch von einem höheren Gesichtspunkt auf.

Wenn nun aber auch die vom Reichstag gebotene Geisteskraft inhaltlich einer breiten mephistophelischen Suppe gleicht, wenn die zum Vortrag kommenden Gedanken auch abgestanden und herzlich unbedeutend sind, so ist doch dafür die Form mindestens ebenso jämmerlich. Lob allem, was Lob verdient. Ich will ja nicht behaupten, daß der urkomische Bendix die besseren Scherze der Reichstagswitzbolde für seine Vorträge benutzen dürfte, ohne einen Regen überreifen Obstes selbst in der jetzigen Jahreszeit befürchten zu müssen, wo es bekanntlich sehr knapp und sehr theuer ist. Und wenn ein Zukunftsgelehrter die humoristische Begabung unserer Tage nur aus Parlamentsberichten über den sprudelnden Witz eines Richter's studiren sollte, so fürcht' ich beinahe, das Lachen würd' ihm vergehen, „auf ewig wär' seines Lebens Heiterkeit dahin." Es ist ein Segen, daß hinter jeder scherzhaften Bemerkung im Stenogramm: (Heiterkeit) — (Große Heiterkeit) — (Schallende Heiterkeit) steht, denn sonst merkte man's wirklich nicht, daß der sehr verehrte Herr Redner eben so kostbar geistreich war. Indessen darf man doch nicht so oberflächlich aburtheilen und beispielsweise die Deputirten ermahnen, ihren Humor für den engsten Familienkreis aufzubewahren, wo er sich gewiß sehr stimmungsvoll aus-

Digitized by Google

nimmt, das unglückliche Land aber freundlichst zu verschonen, mit der Begründung, es könne sie doch Niemand dazu zwingen, coram publico geistreich zu sein und gute politische Witze zu reißen, wie etwa der Liebling der Camönen, Aristophanes und der unverschämt kluge Judenjunge Heinrich Heine, oder wie in neuerer Zeit Graf Caprivi. Wenn der Reichstag Scherze macht, so verfolgt er ganz offenbar damit nicht den Zweck, erheiternd zu wirken, nach Possenreißerart, denn das ziemte sich einer so ernsten Körperschaft wenig, nein, sein böses Beispiel soll dem Publikum allen Appetit am guten Witz verderben. In unseren finsteren Tagen, wo der Militärmoloch 50 000 neue Opfer verlangt und das Gehirn der Nation, die Börse, mit wucherischen Börsensteuern bedroht werden kann, in solchen Tagen hat jeder Patriot die Pflicht, sich kampffertig zu machen und sich hinlänglicher zu informiren als dies aus Witzblättern möglich ist. Denn bisher verdanken reichlich drei Viertel unserer öffentlichen Charaktere und unserer Wählerschaft ihr politisches Wissen ganz offenbar den Witzblättern. Den Eindruck wenigstens macht es. Das soll nun aufhören. Genug, wenn der Herr Oberverwaltungsgerichtsrath Kunze und die auf ihn unternommene Parforcejagd dafür sorgen, daß die Lacher nicht aussterben.

Denn geübten Parteirednern bieten Kunze's gutgemeinte Pläne bis in die Hundstage hinein Stoff zu unsäglich zwerchfellerschütternden Witzen. Nie ist Alexander Meyer so geistvoll gewesen wie am Donnerstag, den 5. Mai laufenden Jahres, aber niemals hat ihn auch so reicher Erfolg gelohnt. Der stenographische Bericht über hiesiger Stadtväter Berathschlagungen theilt der staunenden Nachwelt folgende Bruchstücke wahrhaft juvenalischer Satire mit: „Meine Herren, bei dem Project Kunze handelt es sich um eine Verlegung des Spreearmes, eine Verlegung und Erweiterung, die in der Oeffentlichkeit ihre Beurtheilung darin gefunden hat, daß man das die Anlegung eines Ententeiches genannt hat. (Heiterkeit.) Ich bin der Ansicht, daß Ententeiche in ländlicher Idylle gar nicht zu verachtende Dinge sind. (Heiterkeit.) Aber ich glaube, daß eine große Stadt nicht der geeignete Ort ist, Enten zu züchten (Große Heiterkeit), daß man vielmehr in einer solchen Stadt auf Enten in jeder Weise Jagd machen soll. (Anhaltende Heiterkeit.)"

Man weiß nicht, was man mehr bewundern soll, diese Scherze, die so billig sind, daß sich selbst ein Handlungslehrling kurz vor'm Ersten ihrer schämen würde, oder die rührend harmlose und herzerquickende Anspruchslosigkeit der Berliner Stadtväter.

Was unsere Stadtverordneten aber nur alldonnerstäglich Abends nach sechs Uhr aufgetischt bekommen, — und ein mit Erbsen, Sauerkraut und Pökelfleisch gut ausgestopfter Magen erträgt viel; mitten in der Verdauungsthätigkeit ärgert man sich grundsätzlich wenig — das müssen die Reichstagsmitglieder sich sessionslang jeden Vormittag gefallen lassen, ohne zu mucken, und jeder allzu lange Aufenthalt am Büffet wird ihnen von den Fractionstyrannen aufgemutzt. Hier laßt uns Wandel, laßt uns wenigstens ein Aequivalent schaffen. Es wird Jedermann, dem noch ein Fünkchen Billigkeitsgefühl im Herzen glüht, den Ruf nach Diäten voll berechtigt finden. Im letzten Winter, sagte man mir, waren die Berliner Concerte so schlecht besucht, die Concertmüdigkeit so allgemein, daß selbst die immer hülfsbereiten Dienstleute sich weigerten, für sechs Groschen die Stunde zuzuhören, und ein warmes Abendbrot extra verlangten. So ein Concert wird doch aber immer noch in den weitaus meisten Fällen von begabten Musikern ausgeführt, während die Reichstagsverhandlungen — gute Kerle sind's alle, das ist wahr, aber mit Musik geben sie sich nicht gern ab. Nun berücksichtige man aber gefälligst noch, daß die Zuhörer im Reichstag ungleich länger auf ihren Plätzen ausharren müssen als die gutbezahlten Concertbesucher, und daß sie zum größeren Theil schon in jenem Alter stehen, wo man die Wohlthat des Schlafes nur schwer und ungern entbehrt, bezügliche Anwandlungen nur mit Mühe niederkämpft. Daß für solche Opferwilligkeit und in Anbetracht der wirklich großen Versuchung fünf Thaler täglich nicht zu viel sind, leuchtet ein. Ich für mein Theil, ich thät es nicht dafür, obgleich ich mich seit zehn Jahren in vorübergehender Geldverlegenheit befinde.

* * *

Zuweilen ist nun auch gewünscht worden und, ich will ehrlich sein, in schwachen Stunden war es auch mein Begehr, daß unsere Denker und Dichter, unsere hervorragenden Köpfe und unser Praktiker zahlreicher im Reichstag vertreten sein, daß die Mehrheiten sich nicht immer aus behäbigen Rentiers, verbauerten Kaplänen und Landräthen, die Minderheiten sich nicht immer aus Kaufherren und sozialistischen Gastwirthen zusammensetzen möchten. Denn obgleich ich vor den Bierschänkern ganz gehörigen Respect habe, — wo bliebe ohne ihren Kredit die akademische Jugend und ohne ihre Opposition das Trunksuchtsgesetz? — und obgleich ich sehr gut weiß, daß die Landpfarrer alle sehr brave Tarokspieler sind, sofern sie nicht den modernen Skat vorziehen, so muß ich doch der Erwägung Raum geben, daß tausend glänzend gewonnene Skatpartien und hervorragende Geschicklichkeit im Gläserspülen eigentlich noch nicht dazu prädestiniren, über die Geschicke eines Fünfzig-Millionen-Reiches entscheiden zu können. Aber andererseits sind ja Eugen Richter und Graf Ballestrem Manns genug, die Verantwortung für Deutschlands Zukunft auf die eigenen Schultern zu nehmen, als private Vordenker aufzutreten und ihren Fractionsgenossen nur die obligaten Rufe stammelnder Bewunderung zuzumuthen. (Lebhafter, anhaltender Beifall links und im Centrum. Händeklatschen links. Wiederholter, lärmender Beifall.) Eigenes Nachdenken von jedem einzelnen Abgeordneten zu verlangen, ist sinnlos und beweist uns völlige Unkenntniß des parlamentarischen Lebens — denn wozu wären dann die Fractionssitzungen da?

Brächten wir nun thatsächlich die Elite der Nation in den Reichstag, so wäre es möglich, daß sein Ansehen sich höbe und daß man seinen Verhandlungen mit leidenschaftlichem Interesse folgte, seine Worte und Voten für maßgebend hielte — aber wiederum, wo bliebe da der Weltruhm unserer heutigen Koryphäen? Wo blieben die geheimnißvollen, schier unfaßbaren Scherze, wo die falschen Citate? Wo, frag' ich, wo blieben die ergreifenden Sentimentalitäten Rickert's, wo Singer's philantropische Regungen für geknechtete und ausgesaugte Arbeiter, Nähterinnen insbesondere? Ich befürchte sehr, alle diese Helden und ihre Heldenthaten gälten nichts. Einer oder der Andere würde sich sogar geniren, allzu triviale Leitartikel aus seiner Morgenzeitung, nur in schlechterem Deutsch, herzusagen. Ritter Eugen, der die Sozialdemokratie 225 000 Mal erschlug, und gratis dazu, der die Gesellschaft rettete, indem er ihr bewies, daß Herr von Caprivi — pardon, Graf Caprivi ihn zehnfach besser behandelt als Bismarck es that und deshalb ungleich geeigneter zum Reichskanzler ist, St. Eugen würde mit seinen Grobheiten gegen wehrlose Mäpner und seinem schimmernden Phrasenschatz kaum noch begeisterte Zurufe wecken. Vielleicht zögen sogar der Falscheid Stöcker's und die Sparsamkeit des ersten Friedrich Wilhelm nicht mehr, Anspielungen auf den Welfenfonds erzielten keinen Erfolg, und Herr Richter wäre gezwungen, sich in seinen alten Tagen nach sachlichen Gründen umzusehen. Nein, unser Freund verkümmerte in einer Umgebung, wo statt des einen Hänels sich ihm Falken und Adler entgegenstellen und seinen Lorbeer zersetzen könnten.

Und darum lieber nicht. Lassen wir es beim Alten bewenden. Denn möglicherweise würde dann sogar der Wahlkampf mit ehrlichen und anständigen Waffen geführt; möglicherweise betheiligten sich dann nicht nur Mitglieder des glorreichen Vereins Waldeck und andere siebzehnjährige Handlungs-Lehrlinge daran; möglicherweise fielen die von betrunkenen Studenten gebildeten Sprengkolonnen der Antisemiten fort und es ließen sich ältere Arbeiter, Familienväter in den Versammlungen erblicken, wo jetzt Laufburschen mit mutirenden Stimmen die übrigens miserable Proletarier-Marseillaise steigen lassen. Unser Wahlversammlungs-Publikum diente dann nicht mehr als gesundheitliche Einrichtung für Augenkranke, die beständig ins Grüne sehen müssen. Und das wäre schade.

Schade zum mindesten so lange, als man das schwärmerische Dogma politischer Philister aufrecht erhält, wonach aus der allgemeinen Wehrpflicht das allgemeine Wahlrecht abzuleiten sei. Ein anderes ist der Schutz des Landes, das uns alle beherbergt und ernährt; ein anderes die Mitarbeiterschaft an seiner Geistescultur. Die Stimmen wiegen nicht gleich, Sapieha hat Recht. Auf Grund anderer Ueberlegungen, mit anderen Empfindungen als ein oberschlesischer Wasserpollack geht der Professor, der Chefredacteur eines politischen Blattes zur Wahlurne. Das Volk wählt in seiner erdrückenden Mehrheit nicht nach Grundsätzen, nicht nach ernster Gedankenarbeit, sondern nach Stimmungen. Wem

Digitized by Google

heute seine Liebste untreu wird, der tritt morgen für den anarchistischen Candidaten ein, und gewinnt er morgen Abend ein Achtel vom großen Loos der Schloßterassen-Lotterie, so trägt bei der Stichwahl sein Zettel den Namen des eifrigsten Freundes der bestehenden Regierungsform. Es ist ja ein Glück, daß die Leute sich ihrer thatsächlichen Macht noch gar nicht bewußt sind, daß sie gar nicht wissen, wie leicht es ihnen gemacht worden ist, die ganze Staatsmaschinerie in Unordnung zu bringen. Es ist ein Glück und ein Unglück ist's.

* * *

Prometheus-Bismarck schenkte den Menschen das Feuer, ehe sie zu kochen wußten. So lange das Volk mit seinem Recht wie ein Kind mit Streichhölzern spielt, so lange wird die allgemeine, gleiche und geheime Wahl ein blutiger Hohn, mehr noch, eine vernichtende Waffe in der Hand von Culturbarbaren sein. Für gewisse Politiker ist das heute rechtsgültige Stimmsystem zwar ein noli me tangere, und wer bescheiden seine Bedenken dagegen zu äußern wagt, der wird von ihrer Presse eingefangen, angestrichen und läuft nachher als kohlpechrabenschwarzer Reactionär herum. Aber ich weiß nicht, ob man 1895, wenn zwei Millionen Wähler für die sozialistischen Candidaten eingetreten sind und hundert Sozialisten im Reichstag sitzen, noch immer „zielbewußt und unentwegt auf dem Boden der Verfassung stehend die heiligsten Volksrechte wahren" wird. Die Sozialdemokratie verdankt ihre großen Erfolge neben dem Umstand, daß sie die einzige realistische Partei der Gegenwart ist, vornehmlich der heimlichen Wühlerei und der heimlichen Wählerei. Fürwahr, hätten wir unsere mit riesengroßen Kartoffeln überreich gesegnete Landbevölkerung nicht und nicht die famosen Stichwahlen, heute schon läge dem Reichstag ein Antrag auf probeweise Errichtung des Sozialstaates vor oder die Bajonette starrten, wo Kunze freundlich Terassen projectirt hat. Die Stichwahlen machen es den bankerotten alten Parteien möglich, mit Hülfe unnatürlicher Augenblicksbündnisse den Sozialisten die ihnen rechtens zukommenden Mandate zu stehlen; dank dem Stichwahlsystem kann man den klaffenden Abgrund immer noch mit blumenreichen Pappcoulissen verdecken und den guten Bürger täuschen. Die geheime Wahl, d. h. die brutale Macht der Einzelstimme verlangt als organisches Zubehör die Entscheidung nach relativen Mehrheiten. Der Stichwahlmodus kann nur als Correlat des allgemeinen Stimmrechts gelten, beweist also, daß man ihm doch nicht so ganz traut und es, wo irgend angängig, mit guter Art beschneidet.

Man hat sogar eine Wahlkreis-Geometrie erfunden, um den verheerenden Wirkungen der allgemeinen und geheimen Wahl einigermaßen feste Dämme entgegensetzen zu können. In dem culturhistorischen Werke des jungen Zukunftsgelehrten, von dem ich vorhin sprach, findet sich folgender Satz: „Wie gering der geistige Intellekt jener in der Großstadtstickluft*) verkommenden Menschen war und wie thurmhoch in dieser Beziehung die kerngesunde Landbevölkerung über ihnen stand, geht wohl am besten aus dem Umstande hervor, daß die Regierung selbst hervorragenden Geistesgrößen der Hauptstadt noch nicht den zehnten Theil der politischen Rechte eines Landbewohners einräumen konnte. Im sechsten Berliner Wahlkreise kam erst auf 380,000 Seelen ein Abgeordneter, während in Schaumburg-Lippe, offenbar dem Emporium damaligen deutschen Geistes, schon 37,000 Seelen ihren Vertreter im Reichstag hatten."

Was mich anbelangt, so glaube ich, daß dies Jahrhundert der Parlamente und der kleinen Parlamensdionyse, der Gesinnungstüchtigkeit (sprich Denkfaulheit), der Parteimannszucht und Parteimannssucht seine Kinder sterben sehen wird wie es sie geboren werden sah. „Die Verrottung unserer alten bürgerlichen Parteien geht unaufhaltsam vorwärts, und die noch nicht bankbrüchig sind, fristen ihr Dasein wie der Bär zur Winterszeit: sie leben vom eigenen Fette, von großen Erinnerungen, oder aber sie tünchen ihre todtblassen Züge mit der Schminke grellrother Schlagwörter und suchen so ihrem Dasein Zweck und Inhalt zu verleihen. Verlorene Mühe. Die Verwesung steht ihnen auf der Stirn geschrieben. Es kracht an allen Ecken und Enden, die Opferfreudigkeit läßt nach, ein Candidatenmangel sonder Gleichen tritt ein, und statt sich organisch fortzubilden, was ein Beweis von Lebensfähigkeit und Lebenskraft wäre, erschöpfen die Fractionen ihr bischen Zeugungsvermögen daran, Bastarde in die Welt zu setzen. (Die freisinnige den Bodenreformer Harmening — aber Respect vor dem Mann! —; die nationalliberale den Sozialreformer Oechelhäuser — aber doppelt Respect vor dem Mann! — das Centrum Herrn Cremer — Verzeihung, wenn ich hier meinen Respect für mich behalte! — und die Conservativen den Antisemitismus.) Von jungem Nachwuchs zeigt sich in keiner bürgerlichen Partei eine Spur. Die Jugend, sofern sie sich überhaupt herbeiläßt, ernsthaft Stellung zu nehmen, zieht mit fliegenden Fahnen in das Lager der Sozialdemokratie oder der antisemitischen Bewegung. Des lieben Scheins halber paradirt zwar jedes Parteigigerl noch fleißig mit angelernten Phrasen, ähnlich dem Concertbesucher, der von der Musik absolut nichts versteht und, um sich nicht zu verrathen, desto fleißiger in das Programm starrt. Das papierne Programm ist die Elle, an der man die Ereignisse des lebendigen Tages abmißt. So beweisen die Parteien am besten ihre hochgradige politische Impotenz, ihr Unvermögen, den Pulsschlag der Zeit zu fühlen, die Krankheiten der Zeit zu heilen.

„Die Todten soll man ruhen lassen, auch wenn sie noch leben." Und man soll sich auch nicht vermessen, Ungeborenes mit Seherstimme zu preisen. Denn erstens irrt sich sogar Herr Rudolf Falb, trotz Laubfrösche und Isobaren, obgleich das Wetter sich sicherer voraussagen läßt als Menschenwollen, und zweitens darf man es den klugen Leuten nicht allzu leicht machen, in ein frohlockendes Hohngelächter auszubrechen. Aber vielleicht, wenn Bismarck wieder kommt — es ist nicht der leibhaftige Recke aus dem Sachsenwalde nöthig, wir wären schon mit dem Bismarckschen Geiste zufrieden — und er findet einen Reichstag, drin die Pfäfflein und die Rothen eine compacte Mehrheit bilden, so schickt er ihn vielleicht heim zu seinen weihrauch- und schnapsduftenden Wählern und gibt uns eine neue Verfassung mit Fach-, nicht mit Lach-Parlamenten, mit einem starken Königthum und einer starken Regierung. Diese Regierung legt den jährlichen Staatshaushaltungsplan einer vom Volke nach vernünftigen Regeln gewählten Budgetcommission zur Entscheidung vor. Alle für die Berathung in Fachparlamenten nicht geeigneten Gesetzentwürfe stellt die Regierung zunächst zur öffentlichen Discussion, um nach einer gewissen Frist, wenn sich Widerspruch erhoben hat und hunderttausend Männer es verlangen, Volksabstimmung über den Entwurf entscheiden zu lassen. Wird ein dahin gehender Antrag aber nicht gestellt, so gilt der Entwurf als genehmigt.

Herr Eugen Richter, der unter den vierzig geistreichen Leuten im Reichstage dadurch hervorragt, daß er Kunze erschlagen hat und ein klassisch schönes Deutsch schreibt, Herr Eugen Richter wird sich gewiß erbitten lassen, behufs Durchführung der Reform jenen unerschöpflichen Born überraschend neuer Ideen zu öffnen, von dessen Besitz er sich unter dem ersten Bismarckischen Regime prinzipiell nichts merken ließ.

Wendel Hipler.

*) Das Wort ist offenbar dem genialen Sprachkünstler Oskar Blumenthal nachgebildet.

Offene Briefe und Antworten.

Geehrter Herr Chefredacteur!

In Nummer 15 der „Gegenwart" wird ein Gedicht von Karl Mämpel abgedruckt: „Zur Comeniusfeier", worin der Dichter nicht nur die Bedeutung des Comenius für die Lehrmethode in der Schule der Kinder zu feiern, sondern auch — von dem bekannten poetischen Kunstgriffe Gebrauch machend — durch eine Schilderung der Bestrebungen und der darin sich ausprägenden Charaktere der Mitlebenden seines „Helden", das Bild desselben deutlicher zu machen versuchte.

Ich bin der Sohn eines Schulmannes, welcher zwei und vierzig Jahre seines rüstigen Lebens der Heranbildung der gereifteren Jugend zum Ideale widmete. Soweit ich mich zurückerinnere, hat derselbe mit Hochachtung von Comenius gesprochen, uns Kindern den Inhalt seiner Schriften erklärt und seine Bedeutung in's Herz geprägt. Mit der den

Digitized by Google

Deutschen eigenthümlichen Fähigkeit über das Spezifische, im ersten Momente Fremdartige, ja Abstoßende anderer Völker und Stämme hinweg das Gemeinsame zu finden und fremdes Verdienst rückhaltlos anzuerkennen, haben wir jene Eindrücke bewahrt. Nie war damals davon die Rede, daß Comenius im Herzen und in seinen Schriften und überall, wo er sich bewegte, ein fanatischer Tscheche gewesen ist, der schon vor mehr als 300 Jahren die hervorstechende Eigenthümlichkeit dieses slavischen Stammes, seinen nationalen Charakter, namentlich seine Sprache, hundert Meilen vom Heimathslande und mitten unter fremder Zunge zäh festzuhalten, dargethan hat. — Immer und immer aber kehren die Zeiten wieder, in denen dieser tschechisch-nationale Fanatismus in neuen Flammen aufschlägt. Die Hussitenkriege sind nicht eine religiöse Bewegung, sondern eine wüthende Aeußerung des tschechisch-nationalen Volksfanatismus, an dem die Deutschen durchaus keinen Antheil hatten. Die Herstellung eines selbständigen Königthums unter „des Pfälzers Böhmenkrone" ist eine von mehreren tschechischen Adeligen angezettelte Empörung, bei der nach der „Freiheit des Volkes" blutwenig gefragt wurde. Die Feier der dreihundertjährigen Wiederkehr der Geburt des Comenius in Böhmen war ein Agitationsmittel des Jungtschechenthums, das einen autonomen tschechischen Nationalstaat schaffen will, in welchem die bei Begründung desselben doch darin noch vorhandenen Deutschen in vogelstraußartiger Weise so aus der Welt geschafft werden, wie dies in Ungarn und Siebenbürgen der Fall ist, wo beispielsweise in Ofen-Pest 162,000 Deutsche leben, denen Recht nur in ungarischer Sprache gegeben wird und die sich nur ungarischer Aushängeschilder bedienen dürfen. Vom allgemein menschlichen Standpunkte genommen, ist der national-politische ein beschränkter und bedauernswerther, trotzdem aber wird es wohl kein Volk geben, welches sich ohne hartnäckigen Kampf seine Muttersprache nehmen läßt, und wir Deutschen in Böhmen, Mähren und Schlesien und ganz Oesterreich wollen wenigstens die allgemeine Weltsprache nicht in der Weise bilden helfen, daß wir zunächst tschechisch sprechen und Tschechen werden, ehe wir das Weltidiom uns aneignen! Die Stellung der 2 Millionen Deutschen in Böhmen den 3 Millionen Tschechen gegenüber ist eine viel zu bedeutsame, als daß wir uns ohne Weiteres unterdrücken ließen! Hat ja doch dieser Universalmensch Friedrich Nietzsche deutsch geschrieben, trotzdem er wohl wußte „nirgendswo würde er schlechter gelesen, als im Vaterlande" („Götzendämmerung"). Was wird nun wohl der Dichter des preisgekrönten Festgedichtes, wenn er einmal die Geschichte der damaligen Zeit unter dieser Beleuchtung betrachtet, über den Zusammenhang der in der ersten Strophe ausgesprochenen Gedanken, durch welche er gewissermaßen den Tschechismus feiert, mit denen der zweiten sagen, wo er plötzlich unvermittelt das deutsche Volk anspricht? Ich will mich auf keine Beurtheilung des ästhetischen Werthes des Festgedichtes einlassen, ob aber selbst ein Kenner des Comenius aus der dritten Strophe das diesem Manne Wesentliche entnimmt, ob es richtig sei, zu sagen „ein Mähre", will ich dahingestellt sein lassen.

Mit ausgezeichneter Hochachtung
Dr. jur. Robert Marschner-Prag.

Notizen.

Von dem Contreadmiral B. von Werner erschien ein Werkchen: „Die Kampfmittel zur See — Schiffe, Fahrzeuge, Waffen, Hafensperren" (Leipzig, Brockhaus). Abbildungen aller Art, darunter eine große Zahl solcher der verschiedensten Schiffstypen, erleichtern das Verständniß des gemeinfaßlich geschriebenen Buches. Der Gedanke, sagt der Verfasser, welcher mich bei dieser Arbeit geleitet hat, war: dem Laien das Verständniß für die Eigenart einer Kriegsmarine und ihrer wunderlich gestalteten Schiffe neuerer und neuester Art zu erschließen. Die Entwickelung der Schiffe und Waffen in den letzten 40 Jahren, Panzerschiffe (innere Einrichtung, Personal, Waffen und ihr besonderer Zweck), Aviso, Torpedoboot, der Torpedobootsjäger, Schutz- und Abwehrmittel gegen die Waffen, das Panzerkanonenboot, die Hafensperren und die Minen interessiren besonders. Neben den panzerbrechenden Geschützen sind auch die allgemein noch wenig bekannten Schnellfeuerkanonen, ferner die Revolverkanonen, die Mitrailleusen und die Torpedos ausführlich besprochen. Hoffentlich vermehrt die kleine Schrift in weitesten Kreisen das Verständniß für unsere Marine und deren hohe Bedeutung.

Auf dunklen Pfaden. Von Hans Blum. (Berlin, Gebr. Paetel.) Von diesen drei heiteren und ernsten Erzählungen aus dem Rechtsleben haben uns die zwei heiteren am Anfang und Schluß am meisten gefallen, die feudale Humoreske vom Jahre 1849 und die Geschichte aus der Schweiz nach dem deutsch-französischen Kriege. „Der Versuchsballon" ist eine unterhaltende, wenn auch zu lang ausgesponnene Zeitungsanekdote und Kalendergeschichte, mit Humor und breitem Behagen erzählt. Daß sie „wahr" ist, versichert Blum, aber wahrscheinlich ist sie nicht. Der biedere Aargauer (?) Kantonsrath wäre wohl kaum so kühn gewesen, sich als natürlich französisch schreibender Mitarbeiter an Pariser Blätter zu wenden. Er kommt durch diese und ähnliche Uebertreibungen in die Geschichte ein parodistischer Zug, der von dem Verfasser gewiß nicht beabsichtigt war.

Antoine. Roman von Ludwig Thaden. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). Schon in seinen drei Novellen: „Eine Leidenschaft" hat sich Thaden als guter Erfinder und noch besserer Erzähler bekannt gemacht; namentlich die anmuthige Weihnachtgeschichte „Ein Ferientag" bewies eine schöne Begabung. Der vorliegende kurze Roman zeigt uns, daß der Verfasser auch im größeren Rahmen Gelungenes zu schaffen vermag. Er versteht sich auf sorgfältige Composition, fließende Erzählung und all' die Mittel und Mittelchen zur Erweckung von Stimmung und Spannung, aber fast ebenso sehr auf die schwerere psychologische Kunst der Charakterzeichnung. Auch die Dialogführung, wie die leidenschaftliche Scene zwischen Antoine, ihrem Gatten und ihrem Liebhaber zeigt, gelingt ihm, doch muß er sich hier vor einem Zu viel von Effecten und Phrasen hüten. Noch vorsichtiger sollte er in der Motivirung seiner oft gewaltsamen Handlung sein, die zum Theil unmöglich erscheint. Einen Schritt weiter, und wir sind bei Anton v. Perfall und seinen blutigen Familienblattromanen angelangt.

Eine nicht nur die vielen Besitzer der vierten Auflage von Meyer's Konversations-Lexikon, sondern auch alle Gebildeten überhaupt vornehmlich interessierende Thatsache ist das beginnende Erscheinen des 19. Bandes oder des zweiten Jahres-Supplements 1891/92, (Leipzig, Bibl. Institut.) Wie die Redaktion bemüht ist, die „Jahres-Supplemente" auf den möglichst höchsten Grad des Erreichbaren zu bringen, erhellt schon aus dem uns vorliegenden ersten Heft, aus welchem wir nur die Artikel über: Abzahlungsgeschäfte —, Afrika (Forschungsreisen —, Alexandrinische Kunst im Alterthum —, Antropologencongreß — Arbeiterschutzgesetzgebung —, Asien (Forschungsreisen) —, Astronomenversammlung —, Ausstellungen — und Australien (Statistisches, Forschungsreisen) anführen wollen.

Unter dem Titel „Eine warnende Stimme aus dem Grabe" sind soeben drei Denkschriften über Priesterherrschaft aus der Feder des verstorbenen Ministers und Burggrafen von Marienburg, Theodor von Schön im Verlage von Leonhard Simion in Berlin erschienen. Sie behandeln „Die Berlinische Synode 1846", „Pietisterei", „Der König" und bieten eine eindringliche Mahnung an das liberale Bürgerthum, sich zum Kampfe gegen Jesuitismus und Pietisterei fest zusammen zu schaaren.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**
Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Digitized by Google

Inserate.

Soeben erschienen:

Der ewige Jude in Monte Carlo.

Broch. 2 Mark, geb. 3 Mark.

Dresden u. Leipzig, Pierson's Verlag.

Meyers Conversations-Lexikon.

Neuste Auflage (1891), 17 Bände u. Supplementband. Halbfr. **Tadellos.** (*M* 180.) Nur *M* 110.—.

Sanders, Wörterbuch der deutschen Sprache mit Ergänzungswörterbuch. 4 Bde. Halbfr. **Neu!** (*M* 130.) Nur *M* 60.—.

Allg. Historisches Porträtwerk. Nach Auswahl von Dr. W. v. Seidlitz, mit Text von Lier u. Tillmann. **Dichter u. Schriftsteller.** 151 Blatt Phototypien nach den besten gleichzeitigen Originalen. **Künstler u. Musiker.** 101 Blatt. **Gelehrte u. Männer der Kirche.** 100 Bl. 3 Halbfalzlederbände, neu (*M* 160.) Nur *M* 100.—.

Klein, Geschichte des Dramas. 15 Bände. Erste Ausgabe. (br. *M* 194.) Schön Halbfr. *M* 75.—.

Bestellungen gegen Postnachnahme an

C. Rudloff in Berlin W., Culmstraße 8.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

Robert Schumann.

Gesammelte Schriften über Musik und Musiker.

4. Aufl. Neue kritische Ausgabe.

(Erste vollständige Ausgabe.)

Von **F. Gustav Jansen.**

2 Bde. gr. 8° geh. *M* 12.—, fein geb. *M* 15.—.

Verlag von **Georg Lang** in **Leipzig.**

Briefe aus Elsaß-Lothringen.

Von **Emil Kühn.**

156 Seiten gr. 8°. — M. 2.—

Den Altdeutschen in Elsaß-Lothringen, soweit sie noch patriotisch fühlen und die Manteuffel'sche Corruptionsperiode ohne Charakterschädigung überstanden haben, muß das Buch geradezu aus der Seele geschrieben sein. — Leser in Altdeutschland werden Uebertreibung vermuthen, während „Wissende" im Gegentheil dem Verfasser bezeugen müssen, daß er sich, zumal in Verwerthung eklatanter Beispiele, große Reserve auferlegt hat. Den allzulange und allzusehr verhätschelten „wiedergewonnenen Brüdern" oder vielmehr deren unberufenen Wortführern wird ein Spiegel vorgehalten, der ihnen wenig erfreulich sein dürfte. Aber die Wahrheit mußte endlich einmal gesagt werden, und das gethan zu haben, ist das Verdienst des Verfassers.

Neues Badehaus: Kaiser Wilhelm-Bad.

Bad Homburg

Neues Badehaus: Kaiser Wilhelm-Bad.

Wirksame Brunnenkur bei allen **Magen-** und **Unterleibsleiden** (Leber-, Milz-Leiden, Gelbsucht, Gicht, Fettleibigkeit), **Mineral-, Sool-, Kiefernadel-** und **Moor-Bäder. Luftkurort ersten Ranges** für **Nervenleidende** und **Reconvalescenten. Inhalationen** für **Hals-** und **Brustleidende, Molkenkur.** Heilgymn. Institut (Electrotherapie, Massage.) Kaltwasserheilanstalt. Eleg. Kurhaus mit Park. Vorzügl. Orchester Militär-Concerte. Theater. Réunions. Illumination. Feuerwerke. Saisonfeste.

Mineralwasser-Versandt während des ganzen Jahres durch die Brunnenverwaltung zu Homburg v. d. Höhe.

Hann. Altenb. Bahn. Saison 15. Mai bis 1. Oct.

Bad Pyrmont.

Pferdeb. z. Salzbad u. Bahnhof 5 Minuten.

Altbekannte Stahl- und Soolquellen.

Stahl-, Sool-, Moor- und russische Dampfbäder.

Bestellungen von **Stahl-** und **Salzwasser** sind an das fürstl. Brunnen-Comptoir zu richten; sonstige Anfragen erledigt **Fürstl. Brunnen-Direction.**

:: Nur 125 Mark ::

„Hall'-Schreibmaschine,

die beste und billigste der Welt!

Ueber 12,000 Stück im Betrieb!

Einfachste Construktion!

Grösste Dauerhaftigkeit! Leichte Handhabung!

Dreimal schneller als die Feder!

50 verschiedene Schriften! — Alle Sprachen!

Kein Tintenband!

Beste Referenzen!

Zu beziehen gegen Voreinsendung von 125 Mark oder Nachnahme von

C. A. Seyffert, Berlin SW. 13.

In Berlin jederzeit kostenlose Vorführung! — Prospekte gratis und franko!

:: Nur 125 Mark ::

Neuer Verlag von **Otto Wigand** in Leipzig.

Adelmann, Graf Alfred, Frei von Rom! Manifest eines deutschen Katholiken. Preis 25 Pf.

Heinstus, August, Eine neue Religion. Oder: Was haben wir unter dem Gottesbegriff zu verstehen? Preis 50 Pf.

Koerner, Dr. R., San Remo, eine deutsche Winterkolonie. Neu bearb. vom Verfasser u. Dr. C. Rieth. *3. verbesserte Auflage.* Mit 4 Karten u. 1 Temperatur-Tabelle. 5 Mark.

Reichardt-Stromberg, Mathilde, Das Weib als Wehr gegen alle Vaterlandsfeinde. Preis 50 Pf.

Wollny, Dr. Fr., Historisch-psychologischer Tractat. Nebst einem kurzgefaßten philosophischen Katechismus im Anhange. Preis 5 Mark.

Wollny, Dr. Fr., Vermischte Abhandlungen und Aufsätze. Preis 3 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Soeben ist in zweiter Auflage erschienen:

Coulissengeister

Roman von Theophil Zolling

2 Theile in einem Bande.

Preis: Geh. M. 6.—, Gebunden M. 7.—

Leipzig. H. Haessel, Verlag.

Die Gegenwart 1872—1888.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Einbanddecken zu obigen Jahrgängen oder Bänden à 1 M. Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Hierzu eine Beilage: Dresdner Wochenblätter.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 23. Berlin, den 4. Juni 1892. Band XLI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Reichsministerien oder Reichsämter? — Die militärischen Wachtposten und ihr Waffengebrauch. Von Miles. — **Litteratur und Kunst:** Ein Theatersommer. Von Friedr. M. Fels. — Ueber Kunstkritik. Von W. Koopmann. — Nathan der Weise mit Ballet. Von Paul Seliger. — **Feuilleton:** Drei Sterbende. Erzählung von Leo Tolstoi. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Die Weltausstellung auf Pump. Von Caliban. — Die Berliner Kunstausstellung. Von C. G. — Offene Briefe und Antworten. Von Niedergesäß. — Notizen. — Inserate.

Reichsministerien oder Reichsämter?

Parteilose Vorschläge zur Fortbildung der Reichsverfassung.

Ein schöner Titel „Reichsminister, Reichsfinanzminister, Reichsjustizminister," von vornehmem Klange, pompösem Tonfall! Wären diejenigen, welche nach Reichsministern verlangen, mit dem bloßen Titel zufrieden, so wäre seine Verleihung eine sehr einfache Sache. Aber trotz des um eine klangvolle Silbe vermehrten Titels wäre ein Reichsfinanzminister weniger als der einfache Finanzminister in Preußen. Nemo plus iuris in alterum transferre potest quam ipse habet. Niemand kann auf einen Anderen mehr Recht übertragen als er selbst hat. Der Kaiser ist als König in Preußen mehr, denn als Kaiser in Deutschland. In Deutschland ist er nur, wie die Reichsverfassung sagt, Präsident des Bundes, ein sehr Bevorrechtigter unter sonst Gleichen. Seine Regierungsgewalt ist in ausgedehntem Maße beschränkt durch die Mitwirkung der Regierungen der Bundesstaaten, welche durch deren Vertreter im Bundesrath stattfindet. Diese, besonders in inneren Angelegenheiten sehr beschränkte Regierungsgewalt übt der Kaiser aus durch den Reichskanzler. Würde der Kaiser seine Rechte theilen und durch verschiedene Beamte ausüben lassen können, welche gegenüber dem Reichskanzler ebenso unabhängig sind, wie die Minister in Preußen gegenüber dem Ministerpräsidenten, so würde das an dem Inhalt der Rechte nichts ändern können, und solche Beamte könnten Minister heißen, wären es aber nie.

In Preußen ist der Justizminister der höchste Beamte in diesem Theile der Verwaltung, das ganze Heer von Beamten untersteht ihm, er hat die Ausführung der Gesetze zu überwachen, die dazu nöthigen Verordnungen an seine Untergebenen zu erlassen, die Beförderungen, Versetzungen anzuordnen u. s. w. Ein Reichsjustizminister würde ihm gegenüber nur eine untergeordnete Stellung haben. Ihm fällt die Vorbereitung von Gesetzen zu und eine verwaltende Thätigkeit in Bezug auf das Reichsgericht. Die ganze übrige Justizverwaltung vollzieht sich in den Einzelstaaten in unabhängiger Weise. Zwar steht dem Kaiser die Ueberwachung der Ausführung reichsgesetzlicher Vorschriften zu, und sie würde durch den Justizminister erfolgen. Das klingt zwar nach etwas; in Wahrheit kann aber der Kaiser nichts thun, als sich an den Bundesrath wenden, der dann im Grunde Richter in eigener Sache ist.

Nicht anders ist es mit einem Reichsfinanzminister. Ihm verbleibt hauptsächlich außer eben jener unwirksamen Controle, die Vorbereitung des jährlichen Gesetzes über Einnahmen und Ausgaben. Jedes Gesetz aber kann nur vor den Reichstag gebracht werden, wenn und wie es vom Bundesrath angenommen worden ist, und ist es angenommen, so kann das Präsidium sich nicht weigern, es vorzubringen, selbst wenn es entgegen den Ansichten des Ministers von den Vertretern anderer Staaten vorgeschlagen worden ist. Im Bundesrath hat der Kaiser, wenige Vorrechte ausgenommen, nur so viel Recht als er Stimmen hat, d. h. als König von Preußen 17 Stimmen, und noch die Stimmen von Elsaß-Lothringen und die von Waldeck. Damit kann er jede Verfassungsänderung hindern, nicht aber die Annahme von Vorschlägen anderer Art. Die Gesetzvorschläge, die der Minister zu vertreten hat, sind in Wahrheit Gesetzvorschläge des Bundesraths. Weigert sich der Minister, so muß er abtreten. Weigert sich der Kaiser, ihn zu entlassen, so setzt er sich mit der Verfassung in Widerspruch, und verletzt die Rechte des Bundesraths. Denn ein großer Theil der Regierungsgewalt steht diesem zu, und diese Thatsache ist nur durch das lange Regiment des Fürsten Bismarck verdeckt worden.

Ein einziges Mal ist es dennoch bei einer unbedeutenden Vorlage (Erhebung von Stempelabgaben) im Jahre 1880 dazu gekommen, daß Preußen, also der Reichskanzler, in der Minorität war. Die Folgen haben sich nur auf das Staatsarchiv erstreckt, welches um ein Entlassungsgesuch mehr durch den Fürsten Bismarck bereichert wurde. Der Kaiser lehnte es ab und verwies den Reichskanzler auf die verfassungsmäßige Lösung des Conflicts der Pflichten. Die Reichsverfassung hatte aber mit dem Conflict zwischen dem Fürsten Bismarck als Reichskanzler und als preußischem Minister nichts zu thun; diese Doppelstellung ist in ihr nicht vorgesehen. Es konnte also auch keine verfassungsmäßige Lösung des Conflicts geben. Der Beschluß des Bundesrathes war innerhalb seiner Competenz zu Stande gekommen und daher das Präsidium verpflichtet, ihn anzuerkennen. Weigerte sich der Präsident, gleichviel ob mit des Reichskanzlers Rath oder gegen ihn, so war die verfassungsmäßige Ordnung der Competenzen in Frage gestellt.

Die Lösung dieses Conflicts war sehr wenig verfassungsmäßig; der Bundesrath fügte sich und hob seinen Beschluß wieder auf. Der Vorgang selbst ist aber sehr lehrreich; denn er zeigt die dem Bundesrath, d. h. den souveränen Regierungen gegenüber in vielen Dingen untergeordnete Stellung des Reichskanzlers. Nicht anders würde es um Minister stehen, welche selbständig einzelnen Geschäftszweigen vorstehen würden. Sie würden zu einem großen Theile nur als ausführende Organe des Bundesraths erscheinen. Denn der Bundesrath ist ein Gemisch von Staatsrath, Oberhaus, und oberster regierender

Digitized by Google

Behörde. Ihm steht ein sehr ausgedehntes Verordnungsrecht zu, wodurch das des Kaisers erheblich eingeschränkt ist, so daß also auch für Verordnungen einzelnen Ministern nur ein geringer Spielraum bliebe. Spricht man von Ministern, so meint man verantwortliche Minister. Wofür sollen sie verantwortlich sein? Für alles, wofür der Reichskanzler jetzt verantwortlich ist; aber das ist viel weniger als sich die nicht genau Unterrichteten denken. Verantwortlich ist er nur für die selbständigen Regierungsacte des Kaisers. Zu diesen gehört vor allem nicht die Einbringung von Gesetzvorlagen, eingeschlossen der Butgetvorlage; denn diese sind jederzeit gedeckt durch die Autorität des Bundesrathes. An diesem wahren Wesen der Sache kann kein äußerer Schein etwas ändern. Nur ganz beschränkte Vetorechte in einzelnen genau bestimmten Fällen besitzt der Kaiser gegenüber der Majorität des Bundesraths. Ganz selbständig und unbeschränkt ist dagegen der Kaiser in der Leitung der auswärtigen Politik, ferner in der Verwaltung der Marine, auf Grund der bewilligten Gelder, und in der Ernennung der Offiziere und Beamten. Ganz anders steht es im Heerwesen. Denn abgesehen von den besonderen Vorrechten Bayerns und Württembergs, kennt die Verfassung nur die Contingente der einzelnen Staaten, welche zwar unter dem Oberbefehl des Kaisers stehen, aber als deren Chefs die einzelnen Bundesfürsten gelten, mit dem Recht, die Offiziere, mit Ausnahme der Höchstcommandirenden, zu ernennen. Diese Thatsache wird nur verdeckt dadurch, daß in Folge der Militärconventionen Preußen die Verwaltung dieser Contingente übernommen hat; in Braunschweig hat die Selbständigkeit des Contingents bis zum Tode des letzten Herzogs existirt. Für das Reich existiren jene Verträge Preußens gar nicht, während die Militärconventionen mit Bayern und Württemberg von dem norddeutschen Bunde abgeschlossen und in der Reichsverfassung bestätigt sind. Nicht bestätigt sind die Sachsen im norddeutschen Bunde eingeräumten Vorrechte; sie haben keine reichsgesetzliche Geltung. In Folge dieses verworrenen Zustandes vollzieht der Kaiser einen großen Theil der Regierungsacte im Heerwesen nicht als Kaiser, sondern als König von Preußen, und eine Verantwortlichkeit des Reichskanzlers vor dem Reichstage kann für sie gar nicht existiren. Was der König von Preußen und seine Kriegsminister auf Grund der Militärconventionen thun, geht den Reichskanzler nichts an. Diese sonderbaren Verhältnisse haben zu einem langjährigen Rechtsstreite des Kaisers und Reichskanzlers als König und Minister von Preußen mit dem Reichstage und obersten Rechnungshofe geführt.

Der Leser einer ungelehrten Zeitung soll nicht mit staatsrechtlichen Doctorfragen behelligt werden. Aber so weit wenigstens war doch ein Eingehen auf die staatsrechtlichen Verhältnisse nöthig, um zu zeigen, daß es im jetzigen deutschen Reiche wohl die Ministertitel, aber keine wahren Minister, außer dem Minister der auswärtigen Politik geben kann. „Niemand kann mehr Recht auf einen Anderen übertragen, als er selbst hat.“ Um Minister, nicht dem Namen, sondern der Sache nach zu haben, müßte der Kaiser mehr Rechte haben, und um diese Rechte müßte der Bundesrath verkürzt werden. Das Präsidium müßte vor Allem das Recht haben, Beschlüsse des Bundesraths über Gesetzvorlagen abzulehnen, und ferner müßte das gesammte Verordnungsrecht des Bundesraths auf den Kaiser übertragen werden, wodurch denn der Bundesrath einem Oberhause ähnlich würde. Die Rechte des Bundesraths beruhen auf der Verfassung und 14 Stimmen genügen, um eine Aenderung zu hindern. „Daß der Bundesrath zu Gunsten von solchen Reichsministerien, wie sie vorschweben, Rechte aufgeben mußte, ist ja ganz klar; diese Rechte sind aber verfassungsmäßig verbürgt. — Sind Sie nicht alle überzeugt, daß diese 14 Stimmen zum Widerspruch gegen eine Einrichtung, durch welche der Einfluß der einzelnen Regierungen wesentlich beeinträchtigt würde, sich so, wie die Sachen heute liegen, unbedingt finden würden?“ Das sagte Fürst Bismarck 1877, und heute liegen die Sachen noch gerade so, und „wir können, wie er auch treffend bemerkt hat, den Lauf der Zeit nicht dadurch beschleunigen, daß wir unsere Uhren vorstellen; die Geschichte können wir nicht machen, sondern nur abwarten, daß sie sich vollzieht.“

Damit aber, daß nun das jetzige deutsche Reich nicht wie Preußen ein vollständiges Ministerium von derselben staatsrechtlichen Bedeutung haben kann, ist nicht gesagt, daß nun Alles beim Alten bleiben müßte, wie es sich unter dem Einfluß des früheren omnipotenten Reichskanzlers entwickelt hat. Er wollte sich nicht das Mindeste von den Rechten, die er sich selbst in der Verfassung gesichert hatte, nehmen lassen, und konnte das durchsetzen. Seinen Nachfolgern möchte es schwer fallen, den naturgemäßen Gang der Entwicklung zu hemmen. Diese aber geht dahin, daß selbständige Reichsämter für die einzelnen Verwaltungszweige geschaffen werden, deren Chefs zu dem Reichskanzler als Leiter der auswärtigen Angelegenheiten eine eben so selbständige Stellung haben, wie die Minister in Preußen zu dem Ministerpräsidenten.

Die jetzigen Reichsämter haben keine reichsgesetzliche Grundlage. Es sind bloße Abtheilungen des Reichskanzleramts. Sobald die nöthigen Gelder dafür nicht beantragt würden, würden sie fortfallen. Ihre Chefs sind ganz abhängige Beamte. Nach dem Stellvertretungsgesetz von 1878 kann ihnen auf Antrag des Reichskanzlers vom Kaiser zwar die Stellvertretung übertragen werden, aber der Reichskanzler kann jederzeit in die übertragenen Geschäfte eingreifen, also auch beliebig Amtshandlungen annulliren. Auch soll diese Stellvertretung nur im Behinderungsfalle eintreten. Es ist eigentlich ein Nothgesetz und müßte heißen: Gesetz über die Stellvertretung des Fürsten Bismarck. Dennoch ist dieses Gesetz der Ausgangspunkt für die Entwicklung der Reichsämter zu größerer Selbständigkeit geworden, und unter dem jetzigen Reichskanzler denkt man an den spezifisch Bismarck'schen Inhalt jenes Gesetzes kaum mehr. Einer ferneren Entwickelung der Reichsämter steht aber sein Vorhandensein trotzdem im Wege. Daher lautet der erste Vorschlag:

1) Aufhebung des Stellvertretungsgesetzes und Errichtung selbständiger Reichsämter.

Dem Bundesrathe werden dadurch keine Rechte genommen; der Kaiser aber gewinnt das, was dem Reichskanzler an unbeschränkter Amtsgewalt verloren geht.

Wie steht es nun mit der Errichtung eines Reichsamts für das Heerwesen? Es könnte nach den früheren Ausführungen scheinen, als würde es inhaltslos werden, da der Kaiser die meisten Anordnungen als König von Preußen trifft, oder als würde das geschilderte Durcheinander noch vermehrt werden. Dem wäre aber auf einfache Weise, ohne an dem Wesen des Reichsrechts zu ändern, abzuhelfen, durch den zweiten Vorschlag:

2) Uebernahme der preußischen Militär-Conventionen auf das Reich behufs Errichtung eines Reichsamts für das Heerwesen.

Es könnte auch die ganze preußische Militärverwaltung auf das Reich übernommen werden, wodurch der preußische Kriegsminister überflüssig würde.

Aus der Regierungsgewalt fließt das wichtige Recht, Verordnungen zu erlassen; dieses Recht ist zwischen dem Kaiser und dem Bundesrath getheilt. Die Ausdehnung des kaiserlichen Verordnungsrechts würde die Bedeutung der Reichsämter erhöhen; sie findet aber in dem Recht des Bundesraths ein Hinderniß, worin sich das bundesstaatliche Wesen des Reichs ausdrückt. Jedoch existirt jenes Recht nur, „sofern nicht durch das Reichsgesetz etwas Anderes bestimmt ist.“ In Folge dessen ist durch Spezial-Gesetzgebung dem Kaiser schon manches Verordnungsrecht zugewachsen und es kann dies ferner so viel als möglich angestrebt werden. Sonach wäre der dritte Vorschlag:

3) Möglichste Ausdehnung des kaiserlichen Verordnungsrechts durch Spezial-Gesetzgebung.

Der vierte Vorschlag endlich ist:

4) Errichtung eines Reichsverwaltungsgerichtshofes.

Eine ausführliche Begründung würde wieder zu staatsrechtlichen Auseinandersetzungen führen. Es genüge darauf hinzuweisen, daß ein solcher Gerichtshof für das deutsche Reich

Digitized by Google

nicht minder nothwendig ist wie in Preußen, wo er existirt. Der Bundesrath ist Richter in eigener Sache. Seine Majorität kann sich sogar über das Gesetzgebungsrecht des Reichstages hinaussetzen, wenn nämlich jeder einzelne Staat Anordnungen trifft, welche in seinem Gebiet gültig sind. Die Majorität selbst entscheidet, ob sie innerhalb ihrer Competenz gehandelt hat. Wie Professor Hänel nachgewiesen hat, sind einige Verordnungen vom Bundesrathe erlassen worden, durch welche das Recht des Reichstages einfach übergangen worden ist. Sie gelten eigentlich nicht nach Reichsrecht, aber dadurch, daß sie in den einzelnen Staaten gültig nach deren Recht publizirt worden sind. Diese wenigen Bemerkungen mögen genügen, um die Forderung eines höchsten Verwaltungsgerichtshofes zu rechtfertigen. Uebrigens gibt es schon jetzt einzelne in Verwaltungssachen Recht sprechende Behörden des Reichs.

Diese Vorschläge sind nicht aus irgend einer Partei-Gesinnung hervorgegangen, und können daher von Mitgliedern aller Parteien in ruhiger, sachlicher Weise erörtert werden. Dazu ist jetzt um so mehr Anlaß, als der sehr berechtigte Versuch gemacht wird, das Reichskanzler-Amt von der Präsidentschaft im preußischen Ministerium zu trennen. Diese Trennung würde viel weniger Bedenken erregen und viel leichter durchzuführen sein, wenn der Reichskanzler nur als Leiter der auswärtigen Politik und Vorsitzender im Bundesrath wäre mit dem Recht, sich durch die Staatssekretäre des Reichs vertreten zu lassen. Eigentliche Collisionen zwischen dem Reichskanzler und dem preußischen Ministerium sind schon deswegen nicht möglich, weil ja doch zuletzt Alles darauf ankommt, was der Bundesrath sagt, in dem die preußischen Stimmen noch nicht ein Drittel ausmachen. Viel eher könnten Collisionen beispielsweise zwischen dem Reichsschatzsecretär und dem preußischen Finanzminister entstehen. Aber die sind ja auch heute nicht ausgeschlossen, trotz der rechtlich unselbständigen Stellung des Ersteren, und dann muß wiederholt werden, daß auch hier die Entscheidung schließlich beim Bundesrath liegt. Dafür, daß der Reichskanzler diejenige Stellung behaupten muß, wie sie Fürst Bismarck als nothwendig angesehen hat, liegt nicht der geringste sachliche Grund vor, und wenn er sie auch rechtlich behielte, so muß sie thatsächlich immer geringer werden, je mehr mit Nothwendigkeit die einzelnen Reichsämter an Bedeutung gewinnen. Diese Entwickelung zu hemmen, ist auf die Dauer nicht möglich; ihr mit Voraussicht entgegenzukommen, ist Sache einer maßvollen, aber zielbewußten Politik.

Die militärischen Wachtposten und ihr Waffengebrauch.

Der Fall des Gefreiten Lück hat zahlreiche Erörterungen und Forderungen hinsichtlich des Waffengebrauchs der militärischen Wachtposten und der geringeren oder größeren Nothwendigkeit ihres Vorhandenseins sowie der Verwendung ihrer Schußwaffen hervorgerufen, die zum Theil völlig berechtigt erscheinen, zum Theil jedoch über ein vernünftiger Weise in dieser Hinsicht anzustrebendes Ziel hinausgehen. Das Richtige dürfte wohl auch auf diesem Gebiete in einem mit Bezug auf die herangetretenen Forderungen und den Waffengebrauch einzuschlagenden Mittelwege liegen.

Die Gefahr, daß beim Gebrauch der Schußwaffe eines Militärpostens außer der Person, welche er zu treffen beabsichtigt, nicht nur noch eine andere, sondern selbst mehrere an dem Vergehen des Excedenten völlig Unschuldige getroffen und getödtet oder schwer verletzt werden können, ist in der That so bedeutend, daß es im Interesse des Publikums geboten erscheint, diese Gefahr so weit als irgend angängig auf ein Minimum zu beschränken. Denn das Unheil, welches ein feuernder Posten dadurch, daß er neben dem Schuldigen Unschuldige trifft und vielleicht schwer verletzt, anrichten kann, steht zu der Bedeutung des durch die Verwundung des Schuldigen vollzogenen Actes in keinem richtigen Verhältniß. Das Heilmittel kann in diesem Falle leicht schlimmer als das Uebel selbst wirken.

Auf den Schußwaffengebrauch der Wachen und Posten ganz zu verzichten und ihn etwa auf die Verwendung der blanken Waffe zu beschränken, wird, besonders in Zeiten sozialer Unruhen, nicht möglich sein. Denn die Schußwaffe ist das einzig sichere Mittel für die Wachen und Posten in ihrer Isolirtheit, einer Menschenmenge oder an Zahl überhaupt weit überlegenen Excedenten oder Angreifern gegenüber, ihre exponirte Stellung wirksam behaupten und ihre Aufgabe, die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ruhe und Ordnung, mit Aussicht auf Erfolg durchführen zu können. Der dem Posten zustehende und anbefohlene Gebrauch der Schußwaffe übt im Wesentlichen eine moralische Wirkung auf zu Excessen geneigte Personen aus, die in ihren nützlichen Ergebnissen nicht zu unterschätzen ist und zweifellos vielen Ausschreitungen vorbeugt und aus diesen Gründen daher an den Punkten, wo dies ausdrücklich Noth thut, aufrecht erhalten bleiben müßte.

Allein diese kaum zu widerlegende Nothwendigkeit schließt das heute besonders gerechtfertigte Bestreben, den Waffengebrauch der Wachen und Posten auf ein möglichst geringes Maß zu beschränken, nicht aus.

Zwei Wege dürften sich in dieser Hinsicht darbieten. Einmal derjenige, die militärischen Wachen und Posten, so weit als angängig, zu vermindern, und ferner der, die Mannschaft derselben mit einer besonderen Munitionsausrüstung, bestehend in einer Patrone mit schwächerer Ladung zu versehen.

Was den ersten Punkt betrifft, so könnten unseres Dafürhaltens in friedlichen Zeiten die Ehrenposten, mit Ausnahme derer vor dem Kaiser, überall eingehen, d. h. also die Posten vor den fürstlichen Besuchern, vor der höheren Generalität und den Fahnen. Nur in unruhigen Zeiten müßten sie, da sie zugleich für die Sicherheit der betreffenden Oertlichkeit und Person einstehen sollen, unseres Erachtens auch ferner gestellt werden.

Es könnte ferner, wie dies bereits von anderer Seite vorgeschlagen wurde, auf die Bewachung aller civilfiscalischen Anstalten, Kassen und Gebäude, Gefangenenhäuser ꝛc. durch das Militär in ruhigen Zeiten, d. h. für gewöhnlich, verzichtet, und damit die betreffenden Civilunterbeamten, von denen einem Theil bereits schon heute die Bewachung der ihm unterstellten Personen zufällt, ausschließlich betraut werden. Diese Beamten könnten mit Revolvern, deren neue Modelle mehrere 100 Meter weit tragen — nöthigenfalls mit Carabinern — bewaffnet werden. Einige Unkosten, welche dabei aus der Beschaffung, Instandhaltung und Ergänzung dieser Waffen, sowie ihrer Munition und einer wenigstens einigermaßen ausreichenden Einübung entstehen würden, wäre dabei allerdings kaum zu vermeiden.

Von einem Theil der älteren Militärs wird allerdings noch das Auftreten einer Truppe und des einzelnen Mannes im Garnisonwachtdienst als ein Prüfstein der Disciplin und Entschlossenheit für unerläßlich erachtet. In der That kommt der Soldat fast nur als Posten schon im Frieden in die Lage, unter ernster Verantwortung selbständig handeln zu müssen, ein Fall, der sonst nur im Kriege in einzelnen Phasen des Schützengefechts oder als Posten einer Feldwache oder Patrouillengänger an ihn herantritt. Die erwähnte Forderung erscheint daher nicht ohne Berechtigung; allein bei dem trotz aller bereits stattgefundenen Verminderungen der Garnisonwachen und Posten immerhin noch sehr beträchtlichen und die sonstige dienstliche Ausbildung anerkanntermaßen ungemein störenden heutigen Garnisonwachtdienst, bei welchem im Winter die Leute der älteren Jahrgänge durchschnittlich den fünften Tag auf Wache kommen, dürfte, auch wenn die Wachen und Posten in der oben angedeuteten Richtung vermindert werden und der Mann vielleicht nur den zehnten oder fünfzehnten Tag auf Wache zieht, noch vollauf Zeit für ihn übrig bleiben, um völlig sicher im Wachtdienst zu werden.

Was den zweiten Punkt, die Verminderung der Gefahr, welche durch den Waffengebrauch der Posten für das Publikum entsteht, durch eine Abänderung in der Waffen- oder

Digitized by Google

Munitionsausrüstung betrifft, so sind in dieser Hinsicht zahlreiche, mehr oder weniger unpraktische Vorschläge aufgetaucht, die dahin gingen, dem Manne auf Posten entweder nur das Seitengewehr als Waffe, oder ein älteres Gewehrmodell mit Geschossen von geringerer Durchschlagskraft als besonderes Wachtgewehr zu geben, oder sogar ihn, wie die „Schlesische Zeitung" vorschlug, nur einen Pfropfen auf die Flucht ergreifende oder sonstige Excedenten verfeuern zu lassen.

Allen diesen Vorschlägen stehen wesentliche militärische und technische Bedenken gegenüber. Die Bewaffnung der Posten mit dem Seitengewehr allein reicht nicht aus, um den Fluchtversuch eines Excedenten oder Arrestanten zu verhindern, die Ausrüstung der Wachen mit einem älteren Gewehrmodell mit Geschossen von geringerer Durchschlagskraft aber bedingt eine in jeder Hinsicht nachtheilige doppelte Ausbildung des Infanteristen mit zwei Gewehrsystemen, sowie seine Ausrüstung mit verschiedenartiger Munition, und der Mann erhielte damit in dem einzigen Falle, wo er im Frieden Ernstgebrauch von seiner Waffe macht, ein ihm fremdes und weit weniger vertrautes Wachgewehr in die Hand, dessen Führung keineswegs geeignet sein würde, sein Selbstvertrauen zu heben.

Der Vorschlag eines Pfropfengeschosses endlich ist lediglich komisch, und von allen in der bezeichneten Richtung sich bewegenden Propositionen verdient nur diejenige reifliche Beachtung, den Posten zwar mit seinem eigenen Gewehr, aber mit einer besonderen Wachtpatrone von schwächerer Ladung und Durchschlagskraft auszurüsten.

Man könnte einwenden, daß zu einer schwächeren Pulverladung ein anderer Lauf gehöre; allein es erscheint als eine technisch nicht unlösbare Aufgabe, die Stärke der Pulverladung derart zu bemessen, daß bestimmte weite Visire des Gewehrs bestimmten näheren Entfernungen entsprechen und demgemäß verwandt werden könnten.

Wenn nun auch bereits von einem deutschen Kriegsministerium, dem bayrischen, wohl zweifellos in Fühlung und Einklang mit den darüber in Berlin bestehenden Ansichten, amtlich erklärt wurde, daß eine Abänderung der Instruction über den Waffengebrauch der Wachen und Posten inopportun sei, so bildet dieser Vorgang doch keinen Grund, um den berechtigten Bestrebungen, die Gefahr des Waffengebrauchs der Posten für das Publikum möglichst einzuschränken, ein Ziel zu setzen, und ist es auch ferner angezeigt, die Vorschläge der Beschränkung der Militärposten auf rein militärische Localitäten und Zwecke, und deren Ausrüstung mit einer weniger Durchschlags- und Treibkraft besitzenden Munition im Auge zu behalten, an den geeigneten Stellen, sei es in der Presse oder in den gesetzgebenden Körpern, nachdrücklich zu vertreten und zur schließlichen Geltung zu bringen. Miles.

Literatur und Kunst.

Ein Theatersommer.

Wiener Ausstellungsbriefe von Friedr. M. Fels.

I.

Wissen Sie, was eine Bieridee ist? . . . Ich frage nur, weil den Veranstaltern dieser internationalen Ausstellung entschieden so etwas wie eine Bieridee vorgeschwebt haben muß.

Ich will sie damit keineswegs herabsetzen. Und gegen den Gedanken an sich habe ich damit absolut nichts gesagt. Er ist gut und groß und schön; die wissenschaftliche Forscherfreude, wie die bloße Schaulust des Laien könnten ihm für die köstlichsten Sensationen danken. Aber die Art, wie er hier in das Leben getreten ist, muß Bedenken erregen; gegen sie lege ich Verwahrung ein. Eine derartige Ausstellung derart arrangiren, daß heißt: ihr von vornherein die tiefere Bedeutung benehmen und sie, mit dem ganzen Stempel des Zufälligen, rein als Markt anlegen. Wenn dabei doch noch höhere, ideale Ergebnisse herausschauen, so ist das eine Beiläufigkeit, wofür die Veranstalter gewiß nicht verantwortlich zu machen sind. Im Grund ihres Herzens würden sie auch den Verdacht eines unpraktischen Idealismus entrüstet von sich weisen. Und ferner könnten sie sich darauf berufen, daß uns ja ihre Motive nichts angehen, rein gar nichts. Wenn uns nur aus dem, was sie zu Stande gebracht, ein merklicher Gewinn erwächst! Das ist alles, was wir billig verlangen können; selbst die Kunst braucht daraus keine directen Vortheile zu ziehen.

Soviel an Zugeständnissen erfordert die einfache Gerechtigkeit; aber eine Bieridee war es doch, ich bleibe dabei.

Bestand da die Absicht, zum hundertsten Todestag Mozart's eine Ausstellung auf ihn bezüglicher Gegenstände und Documente zu veranstalten: ein durchaus berechtigtes und löbliches Unternehmen, aber von bescheidenstem Umfang, in diesen Grenzen ersprießlich und voll Interesse und Anregung für jeden Musiker und Musikfreund. Da kam der Mann mit der Bieridee und dem immer weitestgehenden Antrag, und an Stelle des bescheidenen Veilchens sahen wir höchst pompös eine aufdringlich große und grelle Pfingstrose erblühen. Die „Internationale Ausstellung für Musik und Theaterwesen" wurde eine Thatsache, bekämpft von den einen, von den anderen mit lauten Posaunenstößen festlich begrüßt, aber mit der man in jedem Fall zu rechnen hatte.

Bewunderungswürdig ist die Schnelligkeit und Energie, womit sie in Angriff genommen und durchgeführt wurde. Es war eine Idee zur späten Abendstunde, und über Nacht sollte sie zur Ausführung gelangen. So wollten es diese Ungeduldigen, die fanden, daß Geschwindigkeit doch eine Hexerei sei. Als Hexenmeister zu glänzen schien ihnen aber ein höherer Reiz und wohlfeilerer Gewinn, denn in solider, ruhiger Arbeit langsam vorwärts zu schreiten. Nun gehört eine internationale Theaterausstellung gewiß nicht zu den Unmöglichkeiten: aber Zeit ist dazu in erster Linie nöthig, viel Zeit und lange, weit ausgreifende Vorbereitung und ein emsiges Sammeln, im Kleinen und Kleinsten, mit Liebe und Verständniß, durch manche Jahre; — von einem Sommer zum anderen, so viel ist mit Sicherheit zu sagen, läßt sich keine arrangiren. Denn was kann uns eine Ausstellung sein, die in sich kein organisches, fest gegliedertes Ganze bildet! wenn sie zusammengeworfen ist durch den Zufall, je nachdem etwas örtlich nahe lag oder die Laune des Besitzers günstig war; wenn die höchste erkennbare Absicht, der einzige rothe Faden, der sich hindurch zieht, nur die Eitelkeit einzelner kleiner ist, der Arrangeure wie der Aussteller, oder das Streben nach materiellem Gewinn. Was ist uns eine Ausstellung, bei der die größten Künstler fehlen und die seltensten Genüsse! Die goldene Mittelmäßigkeit können wir auch in gewöhnlichen Zeiten und jede auf ihrer eigenen Bühne bis zur Neige auskosten.

Zur langen Vorbereitung käme dann die fachmännische Vorbereitung. Ausdehnung und Stärke der Reklame, so wirksam auch für den Augenblick, vermögen auf die Dauer nicht hinwegzutäuschen über die Mängel einer zumeist dilettantischen Inscenesetzung. Es fällt mir nicht ein, zu leugnen, daß im einzelnen der todten Ausstellung außerordentlich Bedeutendes geboten ist: hervorragende Gelehrte haben sich da zur Verfügung gestellt, reichhaltige und wohlgeordnete Sammlungen haben ihre kostbarsten Schätze von Jahrhunderten her beigesteuert. So ist Weimar ein Glanzpunkt. Da verstummt aller Streit der Meinungen, jedes Nörgeln. An Selbständigkeit der Documente, wie an absolutem Werth jedes einzelnen läßt sich nichts Hervorragenderes denken. Wer zum Heroencultus nicht die geringste Neigung hat, fühlt sich hier zu demüthiger Andacht niedergedrückt und erhoben. Wer das Sammeln verachtet, als alexandrinisch oder als praktisch und materiell werthlos, fühlt sich hier von einem Hauch jener reinen Begeisterung berührt, die den Gelehrten fortreißt und nimmer ruhen läßt. Selbst der geringste Zettel gewinnt im Zusammenhang Bedeutung. Und, wie natürlich, Goethe steht im Vordergrund. Wie

Digitized by Google

sein großes Oelbild die ganze Abtheilung beherrscht. Wir sehen seine Manuscripte, seine Entwürfe. Wir verfolgen dies allem Menschlichen zugewandte lange und arbeitsame Leben durch sieben Dezennien. Wir sehen es schon von seinen Zeitgenossen verfolgt und, in allen Phasen, mit achtungsvoller und bewundernder Liebe begleitet. Dieser Raum umspannt und bedeutet eine Welt; ein Gang durch ihn lehrt ein großartiges Leben und Schaffen, vollkommener und anschaulicher als eine Biographie es vermöchte. Wir betreten ihn mit ehrwürdiger Scheu, wir verlassen ihn mit schmerzlichem Bedauern. Und dabei ist dies alles nur ein geringer Bruchtheil dessen, was in Weimar selbst angesammelt liegt! Ganz abgesehen von der Weihe, die Goethe's Anwesenheit der Stätte verliehen hat. Viele andere Städte haben noch ausgestellt; so tief wie Weimar wirkt keine einzige. Ihre Ausstellungen sind wirklich todte, während die von Weimar lebt, immer noch lebt. Doch sind sie alle, nach Auswahl und Anordnung, sorgsam und wohl durchdacht. Daß alles Decorative gelungen ist, versteht sich für Wien von selbst.

Nicht das Gleiche läßt sich den theatralischen Vorführungen nachrühmen. Verständnißlosigkeit und Unkenntniß haben hier manches verschuldet. Nie werde ich verzeihen, daß man sich eine der größten Schauspielerinnen der Gegenwart, obgleich sie leicht zu erlangen gewesen wäre, daß man sich Eleonora Duse leichtsinnig hat entgehen lassen. Den Herren vom Comité waren Name und Bedeutung der Dame nicht bekannt; und als sie dann mit der Nase darauf gestoßen wurden, war ihnen ein anderer bereits zuvorgekommen. Nun kann man allerdings, auch ohne von der Duse zu wissen, ein ganz guter Mensch, Staatsbürger und Familienvater sein: im Comité einer Theaterausstellung aber hätte ich auf gute Menschen gern verzichtet und mir dafür ein paar gute Musikanten gewünscht. Daß die Duse gleichzeitig auf den internationalen Bettern des Carltheaters gastirt, läßt uns den Fehler selbst nicht empfinden: Die Blamage bleibt den Herren. Auch in Kleinigkeiten vermisse ich die nöthige Umsicht der Vorbereitung. Der Streit von L'Arronge mit der österreichischen Steuerbehörde ist dafür ein schlagender Beweis. Eine gewisse Kopf- und Planlosigkeit scheint zu herrschen; außerdem ist manches Nöthige vergessen worden.

Das Ausstellungstheater, die lebendige Bühne ist die Achillesferse des Ganzen. Aus den veröffentlichten Repertoiren ersehe ich, außer der Comédie française, nur sehr weniges, was allgemein interessiren kann und größere Anregung verspricht. Manches Gastspiel, verheißungsvoll, sei es durch Vorzüglichkeit der Leistungen, wie dies von den Dänen mit Frau Hennings zu erwarten war, sei es durch Originalität, wie das der Japaner, hat sich zerschlagen. Mögen die Tschechen, die Polen, die Ungarn noch so Tüchtiges bieten: Der Nationalstolz dieser Stämme selbst wird aus ihren Vorstellungen immerhin weit größere Befriedigung ziehen, als wir mit unserer heißen Sehnsucht, Neues und Großes zu sehen und zu lernen. Das Deutsche Theater in Berlin hat sein ursprüngliches Programm nicht eingehalten. Kainz haben wir nur in einer, ihm dazu wenig liegenden, Rolle gesehen. L'Arronge hat sich begnügt, Wolzogen's ganz unbedeutendes Lustspiel, nur weil es gefiel, immer und immer zu geben. Auf seine Rechnung mag er dadurch wohl gekommen sein und die Ausgaben für das Imprägniren der Decorationen hat er sich ja glücklich auch erspart; aber dazu brauchen wir kein Ausstellungstheater, unsere eigenen Bühnen sorgen für das Geschäft das ganze Jahr über. Die Wiener Presse hat den Berliner Gästen gegenüber eine ungewöhnliche Rücksichtnahme bewiesen. Für uns fallen die Gründe einer solchen weg. Ich kann es ruhig aussprechen, was hier die Spatzen von den Dächern pfeifen: daß das Deutsche Theater in Wien Fiasko gemacht hat. So blieben nur noch die realistische Truppe Emanuel Reicher's und die Hamletaufführungen.

Denn das Burgtheater hält sich von der Ausstellung absichtlich ganz fern. Sie muß und kann man im eigenen Haus aufsuchen. Aber von Mustervorstellungen im Prater wird jetzt auch der Wohlwollendste nicht mehr träumen. Das Ausstellungstheater wird so ziemlich auf ein gewöhnliches Sommer- und Kurtheater hinauslaufen. Jauner's Wahl zum artistischen Leiter war symbolisch eine Vorbedeutung schlimmster Art. Wie damals verlautete, soll sich Baron Berger um die Stelle beworben haben. Wiederum für die Einsichtslosigkeit der maßgebenden Persönlichkeiten spricht dies, und ich muß es auf das tiefste bedauern, daß ein Mann, mit dem ich mich zwar in den meisten ästhetischen Fragen im Widerspruch befinde, aber der eine, wie wenige hier, ernst zu nehmende literarische Erscheinung ist, hinter dem ehemaligen Director des Ringtheaters und jetzigen Macher der Operettenbühne an der Wien zurücktreten mußte.

Bedeutender als die dramatischen sind die musikalischen Productionen, soweit man aus den bisherigen Concerten und dem Programm der künftigen schließen darf; aber von Musik habe ich hier überhaupt nicht zu reden, — dies ein für alle Male, gegen etwaige Vorwürfe der Unvollständigkeit. Uebrigens werde ich mich auch im dramatischen Theil zu gar nichts verpflichten. Wozu über Dinge berichten, die mir selbst so uninteressant wie nur möglich sind! Und dem einen oder anderen meiner Leser hat vielleicht auch das Geringe Bedeutung, das mir nahe geht und aus dem ich auf Größeres und Allgemeines schließen zu dürfen glaube.

Mit Theater und Musik, lebende und todte Ausstellung, wäre der Kreis der eigentlich hier in Betracht kommenden Dinge geschlossen. Aber darüber waren sich die Unternehmer von vorn herein klar, daß eine so spezielle Fachausstellung, selbst auf einem so populären Gebiet, die Theilnahme jenes größten Publikums, das für ein günstiges finanzielles Ergebniß nöthig ist, nie zu erringen im Stande sein werde. Deshalb sah man sich rechtzeitig nach einem Bundesgenossen um und was auf den Haufen Anziehung ausüben könne. Im „Niederösterreichischen Gewerbeverein" fand sich bald dieser Genosse; und so haben wir das Vergnügen, in der Rotunde allerhand Dinge zu schauen, die zum Theater nur in höchst entferntem Zusammenhang stehen, neben anderen Dingen, deren Zugehörigkeit zur Welt des schönen Scheins mehr außer Zweifel ist, Damentoiletten z. B., Brillanten und Schminktöpfe. Wir aber stoßen uns daran nicht im Geringsten. Wir Wiener sind dieses gewöhnt. Was wir auf einer land- und forstwirthschaftlichen Ausstellung am Platze gefunden haben, stört uns auch hier nicht. Und das Zeug wird förmlich belagert.

Ob in gleicher Weise, wie die Interessen des Ausstellungscomités, auch die des Gewerbevereins befriedigt werden, sei dahin gestellt. Es ist eine offenkundige Thatsache, daß bei all diesen Gelegenheiten die Aussteller nur in den seltensten Fällen auf ihre Rechnung kommen. Man hat damals, im vergangenen Herbst, von einer Provinzialausstellung einer kleineren Stadt, ich glaube Görlitz, viel gesprochen, wodurch ihr Handel und Gewerbe bedeutenden Aufschwung erfahren habe: nur vergesse man nicht, daß die Verhältnisse im großen Wien ganz anders liegen, daß hier die internationale Ausstellung ein internationales Publikum und das internationale Gewerbe zum mindesten auch ein internationales Publikum verlangt. Einen großen Fremdenzufluß nach Wien zu veranlassen, war eingestandenermaßen ein Hauptmotiv der Veranstalter: dieses aber liegt außerhalb des Kreises meiner Betrachtung, ich bekenne mich hierin als incompetent.

Es ist auch nicht meine Sache, über den Werth oder Nichtwerth jener künstlerischen Productionen mein Urtheil abzugeben, womit in einem primitiven Wirthsgarten am Hohen Markt, die „Schrammeln" und Volssänger, der Improvisator und der Kunstpfeifer ihr dankbares Publikum ergötzen. Ich könnte hier sogar pathetisch werden. In pessimistischen und sarkastischen Auslassungen könnte ich mich ergehen über die Kunstgenüsse, die hier verlangt werden. Wozu? Ernst und pathetisch werde ich in dieser Ausstellung nur, wo es sich um Kunst handelt.

Digitized by Google

Ueber Kunstkritik.

Von W. Koopmann.

Je älter eine Wissenschaft ist, desto größere Anforderungen werden an den Einzelnen gestellt, wenn er seiner Person gegenüber der vorhandenen Summe von Fähigkeiten und Kenntnissen Geltung verschaffen will, um so größere Sicherheit gewinnt aber der Einzelne auch für selbständiges Fortschreiten, desto mehr Sicherheit ist gleichzeitig vorhanden, daß sich eingebildeter, persönlicher Werth, wenn auch nur vorübergehend, aufzudrängen vermöchte.

In einer jungen Wissenschaft ohne Schule und Geschichte dagegen wird die Möglichkeit gegeben sein, daß die Persönlichkeit uncontrolierbar überwiegt. In der „neueren Kunstgeschichte" wird das der Fall sein, so lange bei der Kritik des Kunstwerkes an Stelle des mit Gründen ausgestatteten Urtheils der persönliche Eindruck tritt, den das Kunstwerk gemacht hat, bei dem wechselnde Stimmungen leicht zu Täuschungen führen. Solche Irrthümer wirken um so schädlicher, weil persönliches Selbstgefühl sich hartnäckiger sträubt, den Irrthum einzugestehen, als wenn eine objective Beurtheilung die Persönlichkeit mehr zurücktreten läßt. Widersprechende Ansichten nehmen dann leicht den Charakter einer persönlichen Gegnerschaft an und führen zu Zwistigkeiten, bei welchen die Forschung aufhört, weil jede zweifelhafte Sache eine Machtfrage des persönlichen Einflusses wird.

Daß in diesen Sätzen regelmäßig wiederkehrende Erscheinungen in der modernen Kunstforschung wiederzuerkennen sind, bedarf keines weiteren Nachweises. Die „neuere Kunstgeschichte" hat unerquickliche Fehden genug zu verzeichnen, bei denen persönliche Kränkung des Gegners ohne Rücksicht auf Verdienste und Fähigkeiten wichtiger zu sein scheint, als die Sache, um die es sich handelt.

Das sind die Kinderkrankheiten der „neueren Kunstgeschichte"; diese Periode ist noch nicht abgeschlossen, ihre Symptome kommen selbst dann zum Vorschein, wenn begleitende Umstände zu der Erwartung berechtigen, daß die Persönlichkeit in der Kunstkritik, ohne welche es freilich keine Kritik gibt, aufhören werde, in der Form von gehässigen Verdächtigungen des Gegners hervorzutreten. Wie wünschenswerth es ist, daß dies Verfahren eingestellt werde, ergibt sich aus einigen Vorgängen der neuesten Zeit, bei denen das Verhältniß der führenden Personen zu einander die Gesammtlage wiederspiegelt.

Bekanntlich ist unter den offiziellen Vertretern der Kunstwissenschaft ein starker Gegensatz fühlbar geworden, sofern sie Galleriedirectoren und sofern sie Universitätslehrer sind. Kunstkritik ist nur ein ganz kleiner Theil dessen, was die Professoren unter Kunstwissenschaft verstehen, sie haben sich deshalb gewöhnt, über die Directoren, bei denen Kritik der Angelpunkt ist, um den sich Alles dreht, im Ton duldender Herablassung zu sprechen. Für sie sind unsere besten Galleriedirectoren Leute, „die sich von der Gelehrtenbahn in die praktische Verwaltung haben locken lassen" — „weil die strenge Wissenschaft eine brodlose Kunst ist!"

Für den Director kommt Alles darauf an, das einzelne Kunstwerk richtig beurtheilen zu können, dessen Werth für den Professor vor einer tausendjährigen Geschichte der Kunst in den Hintergrund tritt, wobei es allerdings zweifelhaft bleibt, ob Kunstgeschichte als geschichtliche Entwickelung der Schulen und Meister nach Maßgabe der Kunstwerke jemals als Hauptaufgabe erkannt ist, oder ob Kunstwerke vielmehr ein unselbständiges Anhängsel an politische Staatengeschichte sind oder ob sie als Culturgeschichte behandelt werden, welche allerdings von allgemeineren Gesichtspunkten ausgehen muß und nicht das ganze Werk jedes einzelnen Künstlers zu berücksichtigen braucht.

Wie dem auch sei, stets sehen die Professoren auf die Thätigkeit der Directoren als etwas Inferiores herab, während Jeder, der nur eine oberflächliche Kenntniß von den Aufgaben eines Directors hat, geneigt sein wird, den Katheder als Sinekure anzusehen im Vergleich mit der Verantwortlichkeit, welche dem Director schon beim Ankauf und beim Aufbewahren der Kunstwerke zufällt. Wenn das Colleg nicht zu Stande kommt, braucht der Professor nicht einmal zu lesen.

Die Professoren behaupten, durch ihre strenge Wissenschaftlichkeit Kunst von einer außerordentlichen Höhe des Gesichtspunktes aus betrachten zu können. Ob diese Höhe schon erstiegen ist oder nicht, bleibt für alle anderen Menschen außer den Professoren ganz gleichgültig, denn nur sie besitzen die Eigenschaften, welche jene Höhe erreichbar machen. Dem Laien werden die Augen übergehen, wenn er nur die Aufschriften von all' den gelehrten Fächern liest, welche diese starken Geister bewältigt haben müssen, ehe sie für Kunstverständniß reif werden und es ist nur zu begreiflich, daß dieser Kunstwissenschaft keine Zeit übrig bleibt, sich auch noch mit Gemälden und Skulpturen als Gegenstand besonderen Studiums zu beschäftigen. Die Kunst der Professoren ist nicht für Alle.

Die Kunstfreunde ohne offizielle Verpflichtung für die Kunst stehen deshalb mit ihren Sympathien auf Seiten der Directoren, nämlich Alle, die weiter nichts wollen, als sich des Kunstwerkes freuen und zwar in der angenehmen Sicherheit, daß die im Katalog verzeichneten Werke berühmter Meister auch wirklich eigenhändige Arbeiten derselben sind und nicht durch Irrthum oder Betrug nur scheinen, was sie sein sollen. Wer für diese Sicherheit die beste Gewähr bietet, verleiht den Museen jene erzieherische Bedeutung, für welche sie eingerichtet wurden und es ließe sich die Ansicht wohl vertheidigen, daß dadurch Alles geleistet wird, was der Staat vor der Hand von der Kunstwissenschaft erwarten darf.

Aber kann man es den Professoren verdenken, wenn sie geringschätzig auf Kritik herabsehen? Ist man berechtigt, Kunstkritik eine Wissenschaft zu nennen?

Die Antwort auf diese Frage ist weder unbedingt verneinend noch bejahend; sie ist verneinend, sofern Wissenschaft auf einem festen Besitz von Kenntnissen beruht, welche vom Lehrer auf den Schüler übertragen werden können; in dieser Beziehung sind erst Anfänge gemacht. Die Antwort ist eine bejahende, sofern ein Kenner nicht auf hazardirendes Rathen in seinen Schlüssen angewiesen ist, sondern durch langjährige Uebung eine Reihe von Erfahrungssätzen erst erprobt, dann bewährt, gefunden hat; nur, daß diese Erfahrungssätze persönlicher Besitz sind. Es ist noch nicht gelungen, dieselben der Art in Worte zu kleiden, daß sie dem minder Geübten, dem Schüler die Beurtheilung des Kunstwerkes wesentlich erleichterten.

Durch ihren unermüdlichen Eifer für Kunstkritik gewannen Bode in Deutschland, Morelli in Italien, Bredius in Holland ihre Sicherheit des Urtheils, das Vertrauen der Kunstfreunde, eine Stellung in der Literatur weit über die Grenzen ihres Vaterlandes hinaus. Es ist begreiflich, daß ihre Erfolge die Professoren mit einiger Eifersucht erfüllte, denn für sie liegt ein deutlicher Wink darin, was ihnen zu einer gemeinnützigen Thätigkeit fehlt, die auch dem gelehrtesten Professor nicht ganz gleichgültig sein sollte. In nicht gerade vornehmer Weise haben die Professoren ihrem Unmuth dadurch Ausdruck gegeben, daß sie Kunstkritik beim großen Publikum zu discreditiren suchten, ein kinderleichtes Unternehmen, denn der beste Kenner ist einem Irrthum ausgesetzt und wird ohne große Vorsicht demselben immer wieder verfallen, weil die feineren, sichersten Merkmale der großen Künstler mehr empfunden sind als daß sie objectiv nachgewiesen wären. Dieser Nachweis ist auch schwer zu führen, wird aber mit der Zeit geführt werden können, wenn nicht Kunst Illusion ist und wenn es je einen großen Künstler gegeben hat. Wenn für den Einzelnen aber mitunter Jahre vergehen, bis er mit sich selber über ein einzelnes Kunstwerk in das Reine kommt, wird es Jahrzehnte dauern — gemeinsame, unausgesetzte Thätigkeit Aller vorausgesetzt — bis der Kunstkritik objectiver Werth verliehen werden kann. Gerade weil die Professoren Kritik nicht verstehen, weil sie ihre Schüler nicht zur kritischen Arbeit veranlassen und sie nicht zu einem regelmäßigen Austausch der Meinungen über einfache und verwickelte Fragen anhalten, kommt es mit der Wissenschaftlichkeit der Kritik nicht vorwärts.

Die Professoren sprechen vom weiten Blick des echten

Digitized by Google

Kunsthistorikers, von geistiger Ueberlegenheit und von wissenschaftlicher Autorität, aber kein Professor fühlt sich veranlaßt, Meinungsverschiedenheiten der Directoren über Bilderbestimmungen von höchster Bedeutung für die Museen und also auch für die Kunstgeschichte durch unparteiisches Abwägen der Gründe auszugleichen. Man weiß nicht, ob die „Madonna vor der Felsgrotte" im Louvre oder in der Londoner Nationalgallerie das von Leonardo's Hand gemalte Exemplar sei, in München stellt die Direction der Pinakothek ein neues Madonnenbild unter Leonardo's Namen auf; ein merkwürdiges Frauenbild im Städel'schen Institut, dessen Meister man bisher nicht kannte, wird von fachmännischer Seite Dürer zugeschrieben, es gibt aber auch gute Gründe für die Ansicht, daß es das Werk des fast unbekannten Bartolomeo Veneto sei, also eines italienischen, venezianischen Künstlers. Kann es wichtigere Fragen geben? Aber wo ist die höhere Instanz, wenn die Directoren uneinig sind oder die ihnen anvertrauten Bilder mit zu günstigem Auge ansehen? In diesen und vielen anderen gleich bedeutenden Fragen schweigen die Professoren, sie zucken hinter den Coulissen mit den Achseln, aber sie fürchten das geschriebene Wort; sie wissen nicht, daß Lessing gesagt hat, es sei schon ein Verdienst, durch einen unrichtigen Schluß andere zu richtigen Schlüssen veranlaßt zu haben; sie wahren eine vornehme Stellung durch vornehme Zurückhaltung und dabei ist die Kunstwissenschaft so bettelarm, daß sie nicht den bescheidensten kritischen Beitrag, woher er immer kommen möge, unbesehens von der Hand weisen darf.

Wenn die gelehrte Kunstwissenschaft nicht einmal weiß, was Leonardo, Dürer, Raffael, Michelangelo, Holbein, Rembrandt, Tizian, Rubens gemalt und gemeißelt haben und sich solchen Fragen gegenüber gleichgültig verhält, während die Directoren verschiedener Meinung sind und die bestehenden Unklarheiten von den Kunstfreunden mit jedem Jahr drückender empfunden werden, bleibt gar nichts anderes übrig, als daß die kritische Arbeit aus den Händen der Fachleute in die Hände freiwilliger Mitarbeiter übergeht und das hat immer seine Gefahren, da sie leicht des Respects vor eingebildeter Vornehmheit ermangeln werden.

Der seltene Erfolg, den Morelli's erste kunstkritische Arbeiten hatten, beruht vorzugsweise darauf, daß Kunstfreunde, Gemäldesammler und dergleichen Leute aus der misera plebs hier endlich fanden, was sie in der gelehrten Literatur vergeblich gesucht hatten: Sicherheit des Urtheils über Kunstwerke. Alle namhaften Galleriedirectoren in Deutschland haben ihrer Anerkennung für Morelli's erstes Buch dadurch Ausdruck gegeben, daß sie sein Urtheil fast bei jedem einzelnen Gemälde in ihren Katalogen wiedergegeben haben, selbst wenn sie mit demselben nicht übereinstimmten.

Morelli stand als Kunstkenner ganz auf eigenen Füßen, seine Persönlichkeit mußte um so mehr hervortreten, als er sein Leben lang mit hochgestellten Personen verkehrte und gewohnt war, sein Urtheil im Kreise seiner Freunde als höchste Instanz anerkannt zu sehen, weil er durch Geist, Humor und verbindliche Formen einen Schwarm von Verehrern um sich sah, welche hochbeglückt waren, sein Urtheil als das ihre weiter verbreiten zu können. Ein schädliches Ueberwiegen der Persönlichkeit beeinträchtigte Morelli's Kritik durch heftige Ausfälle auf verdiente und zu eigenem Urtheil berechtigte Kunstforscher, die Herren Crowe, Cavalcaselle und Bode wissen davon zu reden. Selbst mit der Rechthaberei des Alters ist es nicht zu erklären, daß man gegen letzteren einen förmlichen Vernichtungskrieg eröffnete, der um so heftiger wurde, je näher der Augenblick herankam, daß Bode als Nachfolger von Julius Meyer in eine einflußreiche Stellung einrücken mußte.

Der Verlauf dieser Angelegenheit ist in weiteren Kreisen bemerkt worden und selbst jetzt, da Morelli todt ist, kann die Sache nicht zur Ruhe kommen, weil die Intimen Morelli's den Kampf fortsetzen zu müssen glauben, denen die Aufgabe zugefallen war, den Feldzug mit einer gewissen Planmäßigkeit zu eröffnen. Alle Verschiedenheit der Ansichten kann es nicht entschuldigen, daß (Mitte der achtziger Jahre) die Aufstellung einer „Auferstehung Christi" unter Leonardo's Namen in der Berliner Gallerie ohne den Versuch eines Gegenbeweises durch die „Zeitschrift für bildende Kunst" nicht besprochen, sondern an den Pranger gestellt wurde. Wer Kunstkritik übt und dann vor einem größeren Leserkreise einen möglichen Irrthum, der übrigens bis zum heutigen Tage nicht sachlich nachgewiesen ist, mit moralischer Entrüstung behandelt, richtet sich selber, für Geschäftsleute mag das ein empfehlenswerthes Verfahren sein, aber das Mäntelchen der Kunstbegeisterung oder gar der Wissenschaftlichkeit wird durch solches Gebahren außerordentlich fadenscheinig.

Als Morelli 1887 nach England kam, glaubte man ihn nicht mehr ehren zu können als durch einen Begrüßungsartikel in der „Quarterly Review", welcher Bode zum preußischen Kunstcorporal degradirte.

Ein anderer Intimer besprach in Arte e Storia Bilderbestimmungen, zu denen Bode sich in Burckardt's Ciccerone veranlaßt gesehen hatte. Die winzige Zahl von Bedenken gegenüber der großen Zahl von einzelnen Bestimmungen, welche der Ciccerone enthält, läßt den hochfahrenden Ton geradezu komisch erscheinen, mit dem Bode für Dinge verantwortlich gemacht wird, welche die Italiener bisher unerledigt lassen mußten.

Wiederholt hat die Gegnerschaft Morelli's gegen Bode bis in die neueste Zeit in der „Zeitschrift für bildende Kunst" durch weitere Intime neue Blüthen getrieben. Wer weiß, ob das Entzücken über das neueste Rembrandt-Werk so lebhaft zu Worte gekommen wäre, wenn man nicht gehofft hätte, Bode als Rembrandtforscher eine Verlegenheit bereiten zu können.

Am rücksichtslosesten ging Morelli selber in seinen letzten Arbeiten vor. Für seine ganze Stimmung ist es bezeichnend, wenn er in seinen italienischen Studien (München und Dresden S. 364) plötzlich auf gefälschte Blätter Dürer's und Rembrandt's zu sprechen kam, welche „im gelehrten Deutschland von Autoritäten ersten Ranges" aus der Klinkosch'schen Sammlung angekauft wären. Was wußte Morelli, der so oft mangelhaftes Verständniß für deutsche und niederländische Kunst bewiesen hat, von Zeichnungen Dürer's und Rembrandt's? Gerade in Deutschland sind Zweifel an der Echtheit einzelner Klinkosch'scher Dürerzeichnungen laut geworden; hat Morelli dieselben gesehen? War er bei der Klinkosch'schen Auction zugegen? oder genügten ihm freundschaftliche Zwischenträgereien zu einem Ausfall gegen die deutsche Kunstforschung?

Jedenfalls war ihm jedes Mittel recht, Bode mit Hohn und Spott zu überschütten; bald ließ er ihn in schülerhafter Abhängigkeit von Crowe und Cavalcaselle erscheinen, bald wurden Bode's Autorbestimmungen als „sujets à caution" bezeichnet und was dergleichen Bosheiten mehr sind. Das geschieht in einem Buche, in welchem Morelli selber sich gezwungen sieht, Irrthümer einzuräumen! Wie grell sticht das von der reclamenhaften Art ab, mit der die Intimen als große Kunstkenner empfohlen werden, der eine als weitaus bester Kenner der Veroneser Meister, der andere als weitaus bester Kenner der Ferrareser, Vorzüge, für welche die betreffenden Herren den Beweis doch erst liefern sollen. Wie peinlich berührt es, wenn die guten Kunden der Intimen wegen ihres feinen Kunstsinnes herausgestrichen werden!

Kunden? Geschäft? Was werden die vornehmen Professoren sagen, wenn die dumpfe Luft des Bilderladens in ihre höhere Sphäre dringt und freilich haben sie ein Recht, die Nase zu rümpfen, wenn Kunstkritik Arm in Arm mit betrügerischen Bilderspeculanten zu Markte zieht, um auf Schwindelauctionen behülflich zu sein, daß den Käufern Sand in die Augen gestreut wird. Aber daran ist nun einmal nichts zu ändern, daß Auctionslocale und Bilderläden das Rhodus der Directoren sind, wo sie zeigen müssen, ob sie tanzen können. Ein Director wie Bode wird im Kunsthandel von aller Herren Ländern seine Beziehungen haben; auch ist es natürlich ein Unterschied, ob man für eine Gallerie zu sorgen hat, oder ob man für die eigene Tasche auf Erwerb ausgeht. Wenn aber die Intimsten Morelli's im Bilderhandel stecken, muß Bode ihnen oft ein unbequemer Concurrent gewesen sein, gerade in

Digitized by Google

Fragen, von denen man sagt, daß bei ihnen die Gemüthlichkeit aufhört.

Es gab für Morelli nur zwei Sorten von Menschen, weiße und schwarze Schafe, die einen, welche ihm blind ergeben waren, die anderen, welche sich das Recht der eigenen Meinung vorbehielten. Wer ihm öffentlich widersprach, den zählte er sofort seinen erbittersten Gegnern zu; er brach alle Beziehungen für alle Zeiten ab, wenn Jemand durch leiseste Aeußerungen des Zweifels einem der Intimen ein gutes Geschäft gefährdete. Für seine Freunde dagegen war Morelli voller Fürsorge und guten Willens, sein Rath stand ihnen für ihre geschäftlichen Unternehmungen stets zu Gebote, er half ihnen durch die That, indem er ihnen neue Kunden zu verschaffen suchte. Niemand wird etwas dagegen einzuwenden haben, aber im Licht der unversöhnlichen und unerklärlichen Feindschaft, welche Bode noch immer erfährt, gewinnen diese Beziehungen zur Geschäftswelt besondere Bedeutung. Aus dem italienischen Kunsthandel ging kürzlich ein viel besprochenes Madonnenbild unter dem Namen Correggio's hervor. Wieder war es die „Zeitschrift für bildende Kunst", welche den gewagten Ankauf eines jungen Directors nicht besprach, sondern an den Pranger stellte. Man wußte, daß Bode mit dem betreffenden Director befreundet sei und Morelli selber war es, der den deutschen Gegnern Bode's die kleinsten Umstände über die Vorgeschichte des Bildes zur Verfügung stellte. Der Artikel erschien zuerst anonym, war aber nicht von Morelli, wie jeder glauben mußte, der Briefe von ihm gelesen hat, sondern erinnerte nur lebhaft an dessen Stil; ganze Sätze schienen aus seinen Briefen abgeschrieben zu sein.

Morelli, der keine Bedenken hatte, den Verkauf italienischer Kunstwerke nach England hin zu begünstigen, hörte es gerne, wenn seine Intimen ihn rühmten, weil er Bode den Ankauf eines seltenen Stückes aus einer venetianischen Privatsammlung vereitelt hatte.

So gerne man manchen Ausdruck Morelli's auf sein lebhaftes Temperament, auf seinen Eifer für die Sache, selbst auf eine unvollkommene Bekanntschaft mit dem deutschen Sprachgebrauch*) zurückführen möchte, es gab doch Stellen in seiner Kritik, wo die Kunst aufhörte und menschliche Schwäche an ihre Stelle trat. Ueber seine guten Eigenschaften wird man seine Schwächen vergessen, aber seine Freunde sollten es sich wohl überlegen, ob sie dem Andenken ihres Meisters einen Gefallen thun, wenn sie die Erinnerung an seine Schwächen immer wieder neu beleben. Bode hat sich in seiner vielseitigen Thätigkeit so oft bewährt, ist seinen Gegnern an Können und Wissen, an Erfahrung im Geschäft wie an selbstloser Hingabe für seinen Beruf so weit überlegen, daß ihre Bemühungen weder der Sache noch ihnen selbst nützen, sondern nur schaden können.

Morelli's Verdienste sind unbestreitbar; sein Scharfsinn hat sich noch neuerdings bewährt, als man die Inschrift des Lorenzo Lotto auf einem Madonnenbild der Dresdener Gallerie fand, das Morelli diesem Meister längst zugeschrieben hat, ohne mit seinen Gründen überzeugen zu können. Morelli's Bedeutung liegt trotzdem nicht darin, daß er oft das Richtige traf, sondern daß er durch Erfahrung und Begabung berechtigt war, ein Urtheil auszusprechen, und daß er den Muth hatte, für seine Ueberzeugung öffentlich einzutreten. Gerade wenn er irrte, regte er zu jenen Erörterungen an, ohne welche es nie eine objective Kritik geben wird, die aber immer wieder verstummen, weil es so schwer zu sein scheint, bei der Kritik der Kunstwerke die eigene Persönlichkeit selbst den größten Meistern unterzuordnen.

Oder beruht die Werthschätzung Morelli's auf Einbildung? Haben wir nicht sicher beglaubigte Werke von Tizian, dem älteren Palma, Giorgione, Raffael, an denen man sich genügen lassen könnte? Macht es für die Galleriebesucher so viel aus, ob ein Bild von Tizian oder von Palma gemalt ist?

Für die Mehrzahl der Galleriebesucher ist es allerdings gleichgültig, ob der Name Tizian's oder Palma's an einem Bilde steht, sofern es wirklich von einem dieser Meister herrührt. Wenn es aber Kataloge gibt, welche berühmten Künstlern herrliche Werke und gleichzeitig schwache Stümpereien zuschreiben, kann so große Unsicherheit auch bei der Menge nur Schaden anrichten und muß den Nutzen der Museen ganz aufheben; wenn das nicht vermieden werden kann, wäre es besser, gar keine Kataloge auszugeben.

Für Galleriebesucher aber, welche im Vertrauen auf ein Buch, das unter staatlicher Autorität ausgeboten wird, ein besseres Kunstverständniß erwerben wollen, welche Studien machen, um z. B. beim Ankauf von Gemälden selber urtheilsfähig sein zu können, denen es nicht genügt, ein Prunkstück zu besitzen, sondern welche nach eigenem Urtheil Gemälde sammeln wollen, kommt es wohl darauf an, Tizian und Palma genau auseinander zu halten. Der Einfluß solcher Sammler auf Kunst, Künstler und Geschäft ist immer ein weit verzweigter, bei erheblichen Mitteln sogar ein geschichtlich bedeutungsvoller gewesen.

Die Universität verzichtet vorläufig noch auf eine Verwendung der Gallerie zu Unterrichtszwecken, für den Fall, daß sie sich eines Anderen besinnen sollte, was sehr zu wünschen wäre und wofür Anzeichen nicht fehlen, sind richtige Bestimmungen natürlich Voraussetzung.

Vom Standpunkt des Galleriedirectors aber ist es eine ebenso dankbare wie ehrenvolle Aufgabe, gewissenhaft und unbefangen in den Angaben des Katalogs zu sein; es ist schöpferische Thätigkeit, das verkannte Kunstwerk unter Staub und Schmutz hervorzuholen, der frechen Fälschung den Nimbus herabzureißen. Nur der Miethling überläßt die Herstellung seines Katalogs „bewährten Kräften".

Man mag aber den Standpunkt zur wissenschaftlichen Beurtheilung der Kunst so hoch und vornehm nehmen, wie man will, daran ändert keine Gelehrsamkeit etwas, daß jede Bedeutung der Kunst auf dem Werth des einzelnen Kunstwerkes beruht. Eine Kunstwissenschaft, welche gleichgültig und machtlos gegen gefälschte Kunstwerke ist, kann selber nicht echt sein, sie ist an der Wurzel krank und muß an der Menge gefälschter Kunstwerke zu Grunde gehen, wenn dieselben nicht fortgeschafft werden.

Professor Herman Grimm sagt: „Die Aufgabe des Universitätslehrers ist weder, die Studenten als künftige Gemäldekenner zu behandeln, noch sie dazu zu erziehen." Das Tischtuch wird für immer zwischen den Directoren und den Professoren zerschnitten sein, wenn die Professoren nicht die grundsätzliche Verkehrtheit dieses Satzes mit allem Nachdruck anerkennen, jeder Archäologe, jeder gelehrte Kenner des Kunstgewerbes wird die Unhaltbarkeit desselben bestätigen. Sobald die Universität den Werth des Kenners zu würdigen lernt, Kenner zu den Lehrstühlen beruft und zur Ausbildung derselben mithilft, ist kein Gegensatz zwischen Directoren und Professoren mehr vorhanden. Durch einmüthiges Zusammenwirken beider wird eine Wissenschaft der neueren Kunst ausgebildet werden können, welche diesen Namen verdient, wenn wissenschaftliches Beweismaterial, von den Directoren zusammengetragen, von den Professoren gesichtet und methodisch geordnet, dem einzelnen Kunstwerk wie den einzelnen Meistern ihre historische Stellung sichert. Das ist die erste Aufgabe, welche die Kunstwissenschaft zu lösen hat.

Sobald ihr Urtheil über die größten Meister nicht mehr durch Schulstümpereien der schlimmsten Art verdunkelt wird, wenn das Werk möglichst vieler vorzüglicher Meister möglichst vollständig in allen Wandlungen derselben zu übersehen ist,

*) Daß Morelli keineswegs, wie er immer behauptete, ein in Verona geborener Italiener war, sondern ein Schweizer von Abstammung und Geburt, dürfte so ziemlich unbekannt sein. Er hieß ursprünglich Hans Morell, und seine Verwandten gehörten der zahlreichen deutschschweizer Colonie in Bergamo an; er war im Aargau, wir glauben in Brugg, geboren, erlernte erst später das Italienische und hatte vor seiner Naturalisation jahrelang deutsche Universitäten besucht. Zu den Steiner, Zuppinger, Siber u. s. w., die in der Colonie ihre Schweizer Zugehörigkeit bewahren, unterhielt der italienisch chauvinistische „Cavalliere" seit Jahrzehnten keine Beziehungen mehr. Wahrscheinlich hatte auch der Wunsch, seine deutsche Herkunft und Bildung möglichst vor seinen italienischen Landsleuten zu verbergen, ihn zur Wahl des lange sorgfältig gehüteten russischen Pseudonyms „Iwan Lermolieff" bewogen. D. R.

Digitized by Google

wird sie eine allgemeine Schönheitslehre begründen können, wird sie es wagen dürfen, den Räthseln des menschlichen Lebens im Lichte der Kunst nachzuforschen, aber früher nicht.

Nathan der Weise mit Ballet.

Von Paul Seliger.

Nathan der Weise wurde den Franzosen schon 1783 durch die — freilich etwas nüchterne — Uebersetzung bekannt, welche das Nouveau théâtre allemand (herausgegeben von Friedel und de Bonneville) in seinem siebenten Bande davon brachte. Im Sommer des Jahres 1805 übersetzte Fanni de Beauharnais während eines Landaufenthaltes das Stück von Neuem. Sie las die Arbeit einem ihrer literarischen Beiräthe, Cubières des Palmézeaux, vor und bat ihn um eine Bearbeitung des Dramas für das „Théâtre français", da sie es „wegen seiner zahlreichen Fehler" der genannten Bühne wenig würdig fand. Der Freund machte sich sofort an das Werk, und die Umarbeitung erschien schon im Spätherbst 1805 (Frimaire des Jahres 14) unter dem Titel: Nathan le Sage, ou le juif philosophe. Comédie-héroïque en trois actes en prose, ornée de ballets et de spectacles. Par M. C. Palmézeaux. Also Nathan der Weise mit Ballet! — man wird gestehen, daß der Gedanke etwas Eigenartiges hat.

Ueber die „Fehler", die dem Lessing'schen Stück anhaften, läßt sich die Vorrede eingehend aus. Zuerst sucht Cubières den Vorwurf zu entkräften, daß es zu dem „genre admiratif" gehöre, welches schon seit langem seine Geltung bei den Franzosen verloren habe. Es kämen darin keine Schlachten, keine Belagerungen, keine Giftmorde, keine Hinrichtungen vor, und die Zuschauer würden sagen: was Teufel soll uns dieses Stück? Denen, die so sprechen, gibt der Franzose zu bedenken, daß alle Charakter äußerst edel sind mit Ausnahme des Patriarchen. Diesen aber habe er ganz weggelassen; Lessing habe mit der Einführung dieser Rolle als eifriger Lutheraner einen Angriff auf das Papstthum unternommen (!), der Papst aber habe ihm (Cubières) nichts gethan, und er sehe deshalb nicht ein, weshalb er ihm etwas thun solle.

Schwerer wiegt für den Bearbeiter der Uebelstand, daß sich Recha als die Schwester des jungen Templers herausstellt und diesen daher nicht heirathen kann. Er meint zwar, es sei kein unverbrüchliches Gesetz, daß Stücke mit nichttragischem Ausgange mit einer Heirath schließen müßten, aber seine Landsleute wünschten dies nun einmal, und so habe er sich als Franzose, der für Franzosen schreibe, gezwungen gesehen, dies abzuändern, indem er Armilla — diesen Namen führt Recha bei ihm — zur leiblichen Tochter Nathan's mache und dadurch das Ehehinderniß aus dem Wege räume. Auch erhalte die Liebe Nathan's zu seiner Tochter dadurch mehr Natürlichkeit, denn man liebe sein eigenes Kind mehr als ein angenommenes. Man wird zugeben, daß, wenn der Franzose nicht begriffen hat, warum bei Lessing Recha nicht die eigene Tochter Nathan's ist, wir uns nicht zu wundern brauchen, wenn er in Bezug auf den ersten Punkt für die unendliche Feinheit blind gewesen ist, mit der Lessing die Enthüllung psychologisch für Recha vorbereitet hat. Recha liebt den Templer nicht. Sie geberdet sich zwar im vierten Auftritt des zweiten Aufzuges und im ersten des dritten vollständig wie ein sterblich verliebtes Mädchen, aber es ist dies nur eine Nachwirkung der erlebten Nervenaufregung, die dadurch immer neue Nahrung erhielt, daß Recha vergeblich wünschte, ihrem Retter zu danken. Nach der Unterredung mit dem Tempelherrn aber gesteht sie Daja selbst, daß es sie befremde, wie auf einen solchen Sturm in ihrem Herzen so eine Stille plötzlich folgen konnte, und fährt dann fort:

Er wird
Mir ewig werth, mir ewig werther als
Mein Leben bleiben: wenn auch schon mein Puls
Nicht mehr bei seinem bloßen Namen wechselt,
Nicht mehr mein Herz, so oft ich an ihn denke,
Geschwinder, stärker schlägt —

und so ist es nur folgerichtige Entwickelung, wenn sie im letzten Auftritt auf die Worte Nathans:

Sei heiter, sei gefaßt! Wenn sonst Dein Herz
Nur Dein noch ist! Wenn Deinem Herzen sonst
Nur kein Verlust nicht droht! — Dein Vater ist
Dir unverloren!

antwortet:

Keiner, keiner sonst!

Man hat Lessing oft den Namen eines Dichters absprechen wollen, aber hätte er auch weiter nichts geschrieben als die erwähnte Unterredung Recha's mit Daja, er würde mit den größten Dichtern aller Zeiten in einer Reihe genannt werden müssen.

An der Erzählung von den drei Ringen tadelt es Cubières, daß sie nicht organisch mit dem Gange der Handlung verknüpft sei; diesem Uebelstande habe er dadurch abgeholfen, daß er sie bei der Lösung des Knotens wieder benutze. Wie geschieht dies aber? Saladin will durchaus nicht seine Einwilligung zu der Heirath seines Neffen — des Templers — mit einer Jüdin geben; vergebens erinnert ihn Nathan an die Erzählung, und je mehr in der Folge Nathan bettelt, desto fester bleibt der Sultan bei seiner Weigerung. Endlich läßt er sich dadurch erweichen, daß ihm Nathan vorstellt, wie edel sich der Templer als Christ gezeigt habe — sollte der Muselman sich vom Christen an Großmuth übertreffen lassen? Das will nun Saladin allerdings nicht; er gedenkt der drei Ringe und gibt seinen Widerstand auf. Wir fragen nur, was würde Lessing's Nathan zu diesem Verhalten seines Namensbruders gesagt haben?

Eingefügt wird ferner ein Auftritt von der äußersten Possenhaftigkeit. Nach der Schachscene und dem Erscheinen Al-Hagi's (so heißt der Derwisch für Al-Hafi), kündigt ein Emir dem Sultan die Meuterei seiner Truppen an, wenn diesen der Sold nicht ausgezahlt würde, und gibt ihm den Rath, seinen spitzbübischen Schatzmeister pfählen zu lassen. Al-Hagi fällt auf die Knie und bittet laut schreiend um Gnade, während der Emir seine rohen Späße mit ihm treibt.

Aber Alles übertrifft an Genialität der Schluß. Wir müssen die betreffenden Worte französisch hersetzen, weil sie bei jeder Uebersetzung verlieren. Nathan stellt dem Sultan Déaya vor:

Et comment trouves-tu ma gouvernante?

Saladin.

Beaucoup moins belle qu'Armilla; cependant elle est encore passable.

Nathan.

Eh bien, Sultan, elle est Chrétienne, je suis Juif et je l'épouse: que l'on soit juive ou chrétienne, quand on est passable, moi j'épouse.

Noch ist die Angabe der Stellen nachzuholen, an denen die Ballets eingefügt sind. Das erste wird von den Sklaven getanzt, die das Geld von Nathan zu Saladin bringen, das zweite von Nathan's Sklavinnen nach dessen Werbung um Déaya; die Tänzerinnen helfen der glücklichen Braut dann auch die Geschenke, die sie von ihrem Verlobten erhalten hat, wegtragen.

Wir müssen das hohe Geschick des Franzosen in der dramatischen Vertheilung des Stoffes anerkennen; sonst aber überlassen wir das Urtheil dem Leser und sind überzeugt, er wird uns darin beipflichten, daß, wenn der Verfasser eine Satire auf den französischen Geschmack hätte schreiben wollen, er seinen Zweck nicht besser hätte erreichen können.

Digitized by Google

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Drei Sterbende.

Erzählung von Graf Leo Tolstoi.
(Schluß.)

II.

Der Frühling kam. Auf den nassen Straßen der Stadt, zwischen dem gefrorenen Kehricht rieselten murmelnde Bächlein. In den Gärten hinter den Zäunen schwollen an den Bäumen die Knospen, die Zweige schaukelten leise im frischen Winde. Ueberall perlten und flossen krystallhelle Tropfen. Die Sperlinge zwitscherten laut und flatterten lustig. Auf der Sonnenseite, in den Häusern, unter den Thüren, auf den Zäunen blitzte und glitzerte Alles. Alles war Leben und Bewegung. Hell leuchteten die Kleider der sich in den Straßen bewegenden Menschen, hell tönten ihre Stimmen, hell und fröhlich sah es am Himmel, auf der Erde und in den Herzen aus.

Auf einer der Hauptstraßen war vor einem schönen, großen Hause frisches Stroh ausgestreut; in dem Hause befand sich dieselbe kranke Frau, welche sich so sehr nach dem Auslande gesehnt hatte. Vor der geschlossenen Thür eines Zimmers standen der Gatte der Kranken und eine ältere Dame. Auf dem Divan saß, den Blick zur Erde gesenkt, ein Geistlicher und hielt etwas unter seinem Gewande verborgen. In der Ecke des Zimmers lag auf einem hohen Lehnstuhl eine alte Dame, die Mutter der Kranken, und weinte bittere Thränen. Neben ihr stand die Kammerjungfer und hielt ein reines Taschentuch in der Hand, für den Fall daß die alte Dame es brauchen sollte; eine Andere rieb ihre Schläfen mit irgend einer Flüssigkeit und hauchte unter die Haube auf ihren grauen Scheitel.

„Gott möge Ihnen beistehen, liebste Cousine," sprach der Gatte zu der Dame neben ihm an der Thür, „sie hat so großes Zutrauen zu Ihnen, Sie verstehen es so gut mit ihr umzugehen; gehen Sie, Liebste, überreden Sie sie." Er wollte ihr die Thür öffnen, aber sie hielt ihn ab, drückte wiederholt ihr Taschentuch auf die Augen und schüttelte den Kopf.

„Ich glaube, jetzt sehe ich nicht mehr verweint aus," sagte sie nach einer Weile, öffnete selbst die Thür und verschwand.

Der Gatte schien ganz fassungslos. Er that einige Schritte auf die alte Dame zu, wandte sich plötzlich wieder und ging auf die andere Seite des Zimmers auf den Geistlichen zu. Dieser sah ihn an, zog die Augenbrauen hoch und stieß einen Seufzer aus. Der dichte, mit grauen Haaren untermischte Bart hob und senkte sich.

„O, Gott! mein Gott!" stöhnte der Gatte.

„Ja, so geht's im Leben!" seufzte der Geistliche und wieder hoben sich die Augenbrauen und der Bart und senkten sich.

„Und ihre Mutter muß das erleben!" sagte fast in Verzweiflung der Gatte. „Es ist schrecklich! Sie wird den Schmerz nicht überleben! Sie liebt die Tochter über Alles. Versuchen Sie, ehrwürdiger Vater, sie zu beruhigen und zu bewegen, daß sie das Zimmer verläßt."

Der Geistliche stand auf und ging zu der alten Dame.

„Wahrlich, den Schmerz eines Mutterherzens kann Niemand ermessen," sagte er, „allein der Herr ist gnädig!"

Das Gesicht der alten Dame zuckte, und es befiel sie ein heftiger Weinkrampf.

„Der Herr ist gnädig," wiederholte der Priester, als sie sich ein wenig beruhigt: „Gestatten Sie mir, Ihnen etwas zu erzählen. In meinem Kirchsprengel war ein Kranker, der viel schlimmer daran war, als Marie Dmitrijewna, und ein einfacher Kleinbürger hat ihn mit Kräutern in kurzer Zeit ganz hergestellt. Dieser befindet sich jetzt in Moskau. Ich sagte schon Wassili Dmitrijewitsch, daß man es vielleicht mit ihm versuchen könnte. Auf jeden Fall wäre es eine Beruhigung für die Kranke. Bei Gott ist kein Ding unmöglich."

„Nein, sie wird nicht leben," erwiderte die alte Dame. „O, warum nimmt Gott sie hinweg, warum nicht mich!" Der Weinkrampf ward so heftig, daß sie das Bewußtsein verlor.

Der Gatte der Kranken bedeckte das Gesicht mit beiden Händen und verließ das Zimmer.

Im Corridor stieß er auf einen sechsjährigen Knaben, der hinter einem kleinen Mädchen in vollem Lauf her galoppirte.

„Sollen die Kinder nicht zur Mama gebracht werden?" fragte das Kindermädchen.

„Nein, sie will sie nicht sehen, es regt sie auf."

Der Knabe hielt einen Augenblick inne, sah den Vater verwundert an, dann machte er Kehrt und lief mit fröhlichem Jauchzen davon.

„Wir spielen, Papa, sie ist mein Rappe!" rief er und zeigte auf die Schwester.

Inzwischen saß die Cousine bei der Kranken und bemühte sich, durch geschickte und leise Andeutungen sie mit dem Gedanken an den Tod vertraut zu machen. Der Arzt bereitete am Fenster ein Tränkchen. Die Kranke saß in weißem Morgenkleide, von Kissen umgeben, im Bette und hörte schweigend der Cousine zu.

Plötzlich fiel sie ihr in die Rede: „Ach, Liebste, Sie brauchen mich nicht so ängstlich vorzubereiten. Halten Sie mich nicht für ein Kind. Ich bin eine Christin. Ich weiß Alles. Ich weiß, daß ich nicht mehr lange zu leben habe; ich weiß, daß, wenn mein Mann mir früher gehorcht hätte, ich jetzt in Italien und wahrscheinlich, nein gewiß sogar, gesund wäre. Das haben ihm Alle gesagt, aber es sollte nicht sein. Gott hat es nicht gewollt. Ich weiß, daß wir Alle Sünder sind, aber ich hoffe auf Gottes Barmherzigkeit — er wird uns Allen vergeben, Allen, Allen. Ich habe mein Inneres geprüft: auch ich habe viel gesündigt, aber wie habe ich dafür gelitten! Ich habe versucht, mein Leiden mit Geduld zu ertragen . . ."

„Soll ich den ehrwürdigen Vater herbeirufen, Theure?" fragte die Cousine, „Sie werden ruhiger sein, wenn sie Abschied genommen haben."

Die Kranke nickte mit dem Kopfe.

„Mein Gott, vergib mir meine Sünden!" murmelte sie.

Die Cousine winkte dem Priester. „Sie ist ein Engel!" sagte sie mit Thränen in den Augen zum Gatten. Dieser fing an zu weinen. Der Priester trat zur Kranken, die alte Dame lag noch immer bewußtlos da, und im ersten Zimmer ward es ganz still. Nach fünf Minuten kehrte der Geistliche zurück, strich sich das Haar zurück und sagte: „Gott sei Lob und Dank, sie ist jetzt ruhiger; sie wünscht Euch Alle zu sehen."

Die Cousine und der Gatte gingen zu ihr; die Kranke weinte leise und hielt die Augen dem Heiligenbilde zugewandt.

„Ich gratulire Dir, Liebste," sagte der Gatte.*)

„Ich danke. Mir ist so wohl, ich empfinde eine unaussprechliche Seligkeit," sprach die Kranke und ein leises Lächeln spielte um ihre schmalen Lippen. „Wie groß ist die Gnade Gottes, nicht wahr? Er ist gnädig und allmächtig!" Und wieder blickte sie mit überströmenden Augen auf das Heiligenbild und betete inbrünstig. Plötzlich schien sie sich auf etwas zu besinnen und winkte den Gatten heran.

„Du thust nie, was ich Dich bitte," sagte sie aufgebracht mit schwacher Stimme. Er neigte seinen Kopf ihr zu und hörte geduldig. „Wie oft habe ich Dir schon gesagt, daß die Aerzte nichts verstehen. Es gibt einfache Leute, die mit einfachen Mitteln heilen. Der ehrwürdige Vater sprach von einem Kleinbürger in Moskau. Schicke . . ."

„Nach wem, mein Herzchen?"

„O Gott, er will mich nicht verstehen!" . . . und die Kranke runzelte die Stirn und schloß die Augen.

Der Arzt trat zu ihr heran und faßte ihre Hand. Der Puls schlug merklich schwächer. Er winkte dem Gatten mit den Augen. Die Kranke bemerkte es und sah erschreckt auf. Die Cousine wandte sich ab und brach in Thränen aus.

„Weine nicht, quäle nicht Dich und mich," sprach die Sterbende, — „das nimmt mir die Fassung."

„Du bist ein Engel!" sagte die Cousine und küßte ihr die Hand.

„Nein, küsse mich auf den Mund, nur Todten küßt man die Hand. O, mein Gott, mein Gott!" — —

*) Es ist in Rußland Sitte, die Kranken nach Empfang der Sterbesacramente zu beglückwünschen.

Digitized by Google

Am Abend desselben Tages war die Kranke eine Leiche und lag im Saal aufgebahrt. Im großen Zimmer saß der Küster allein bei geschlossenen Thüren und las mit näselnder Stimme die Psalmen Davids. Die Wachskerzen in den hohen silbernen Armleuchtern breiteten ein helles Licht über die bleiche Stirn der Entschlafenen, die schweren, wächsernen Hände, die steifen Falten des Bahrtuches, das sich unheimlich über den Knien und Fußspitzen der Leiche wölbte. Der Küster las die Gebete langsam, halb singend, ohne den Sinn seiner Worte zu verstehen, und eigenthümlich tönten und verhallten die Silben in der Stille des weiten Raumes. Aus den entfernten Zimmern tönten von Zeit zu Zeit Kinderschritte und Kinderstimmen herüber.

„Du verbirgest Dein Angesicht — so erschrecken sie, Du nimmst weg ihren Odem — so vergehen sie und werden wieder zu Staub. Du lässest Deinen Odem wehen — so werden sie geschaffen und die Gestalt der Erde erneuert. Die Ehre des Herrn ist ewig!"

Das Gesicht der Entschlafenen sah streng und Ehrfurcht gebietend aus. Unbeweglich war die kalte Stirn, unbeweglich die für immer geschlossenen Lippen. Sie schien aufmerksam dem Vorleser zu lauschen. Begriff sie jetzt den Sinn dieser erhabenen Worte?

* * *

Ueber dem Grabe der Heimgegangenen erhob sich einen Monat später eine Kapelle aus Granit. Aber auf dem Grabe des Postknechtes lag noch immer kein Stein. Nur hellgrünes Gras sproß aus dem Grabhügel, dem einzigen Zeichen, daß hier ein Menschenleben seinen Abschluß gefunden hatte.

„Sünd' und Schand' über Dich, Sjerjoscha," sagte einmal die Köchin auf der Post zu dem jungen Burschen, „daß Du dem Fedor noch immer keinen Stein gekauft hast. Bisher hieß es immer, es sei Winter, im Winter gehe es nicht; warum erfüllst Du jetzt nicht Dein Versprechen? Ich war doch selbst zugegen, wie Du ihm einen Stein versprochen hast. Einmal ist er Dir bereits erschienen, um Dich zu erinnern. Kaufst Du ihm keinen Stein, so wirst Du schon sehen: er kommt und erwürgt Dich noch!"

„Ich sage mich ja nicht los davon," erwiderte Sjerjoscha, „ich kaufe bestimmt einen Stein, wie ich es versprochen habe, für anderthalb Rubel sogar. Ich habe es durchaus nicht vergessen, aber der Stein muß hergeschafft werden. Sobald sich eine Gelegenheit in die Stadt findet, kaufe ich ihn."

„Du solltest wenigstens ein Kreuz aufpflanzen," mischte sich ein alter Postknecht hinein, „es ist sonst geradezu gemein von Dir. Seine Stiefel trägst Du doch."

„Wo soll ich denn das Kreuz hernehmen? Aus einem Holzscheit kann ich es doch nicht zimmern!"

„Schwatz' keinen Unsinn! Aus einem Scheit machst Du wohl kein Kreuz. Nimm Dein Beil und geh in den Wald — da wirst Du schon eins finden. Ein Eschenbäumchen, zum Beispiel, gibt Dir ein Kreuz mit einer Bedachung. Du mußt aber am frühen Morgen gehen, sonst mußt Du dem Forstwächter noch einen Schnaps geben, und das lohnt sich nicht. Man kann doch nicht auf jeden Strunk einen Schnaps wenden. Mir brach neulich die Deichsel an meinem Wagen, da habe ich mir aus dem Walde eine neue geholt, und kein Hahn hat danach gekräht."

Früh am anderen Morgen nahm Sjerjoscha sein Beil und ging in den Wald. Ueberall lag eine kalte, glanzlose Schicht des von der Sonne noch nicht beschienenen Thaues. Im Osten war es jedoch merklich heller, und ein schwacher Lichtschimmer verbreitete sich über das bewölkte Himmelsgewölbe. Nichts regte sich, kein Grashalm am Boden, kein Blättchen auf den Wipfeln. Nur von Zeit zu Zeit unterbrach ein Flügelrauschen in dem dichten Geäste, ein Rascheln im Grase die lautlose Stille. Plötzlich erscholl ein eigenthümlicher, der Natur fremder Laut und verhallte am Saume des Waldes. Dieser Laut ertönte bald von Neuem und begann sich am Stamme eines der ruhig stehenden Bäume in regelmäßigen Zwischenräumen zu wiederholen. Eine der Baumkronen erbebte, ihre saftigen Blätter flüsterten einander etwas zu und eine Grasmücke, die auf einem Zweige saß, flatterte unruhig zwitschernd hin und her und setzte sich dann mit dem Schwänzchen wippend auf einen anderen Baum.

Je tiefer sie in den Baumstamm drangen, um so dumpfer tönten die Beilhiebe, saftige, weiße Holzspäne flogen auf das thaufeuchte Gras und ein leises Krachen begleitete jeden Streich. Der Baum erbebte am ganzen Leibe, schwankte zur Seite, richtete sich bald wieder auf, gleichsam vor Schrecken sich kaum auf seinen Wurzeln haltend. Einen Augenblick herrschte Stille, dann neigte sich der Baum nochmals; es krachte heftig in seinem Stamme, und er stürzte unter dem Knistern seiner brechenden dürren Aeste mit der Krone auf die feuchte Erde.

Die Axthiebe und die Schritte waren nun verstummt. Die Grasmücke pfiff und flog höher. Der Zweig, den ihre Flügel im Vorbeifliegen gestreift hatten, schaukelte noch einige Augenblicke und wurde dann wieder unbeweglich, wie die anderen. Die umstehenden Bäume schienen stolzer auf dem neugewonnenen Platze.

Die ersten Sonnenstrahlen leuchteten am Himmel, brachen sich durch eine leichte Wolke und glitten zur Erde. Der Nebel zog sich in die Schluchten zurück; der Thau funkelte auf dem Laube; durchsichtige, weiße Wölkchen schwebten über dem sich blaufärbenden Himmel. Die Vögel raschelten im Gebüsch und zwitscherten wie von einem wunderbaren Glücke, die Blätter in den Wipfeln flüsterten sich selig und freudig zu, und die Zweige der lebenden Bäume wiegten sich feierlich über dem todten, am Boden liegenden Gefährten.

Aus der Hauptstadt.

Die Weltausstellung auf Pump.

Die Sammelteller klappern lustig, und am Eingang hängt eine große Büchse: Um milde Gaben für die Berliner Weltausstellung wird gebeten! Listen kreisen, Zeichner werden gesucht, und wer muthig ist, kann hohe Beträge riskiren bei der großen Weltausstellungs-Anleihe.

Zum sechsten oder siebenten Mal in diesem gesegneten Jahr erhebt die öffentliche Meinung ihr Medusenhaupt, auf dem die Nachtmütze thront, und schreckt männiglich, der es wagt, den Weltjahrmarktsgedanken weder besonders originell noch glücklich zu finden. Die öffentliche Meinung, das ist die Berliner Presse, die mit erhobener Stimme ihre Gesetze diktirt und wie berauscht von den jüngsten Erfolgen ihrer Thätigkeit zu neuen Triumphen taumelt. Denn nachdem sie so brav vernichtet und verneint hat, gelüstet es sie, etwas Positives zu schaffen. Gleichwie ein bekannter Berliner Theaterdirector Umschau hält unter der komischen Literatur des Auslandes und sie mit heißem Bemühen studirt, ehe er selbst ein Lustspiel dichtet, so prüft auch die „öffentliche Meinung", was Gutes in fremden Landen vollbracht wird, und behält das Beste. Berliner Journalisten haben oft treffliche Gedanken; daß diese Gedanken meist anderer Leute Eigenthum sind, gehört nicht zur Sache. Die Weltausstellungsidee kommt gerade gelegen, Chicago macht auch für uns Reklame, und der ganze Heerbann stößt frohgemuth in das Horn.

Die Sammelteller klappern lustig, und am Eingang hängt eine große Büchse: Um milde Gaben für die Berliner Weltausstellung wird gebeten!

Berlin ist erzbereit. Bis auf das nöthige Geld haben wir Alles. Sogar die Fähigkeit mangelt uns nicht, gelegentlich unsere Fractionsbrille abzulegen und große öffentliche Angelegenheiten unbefangen, unparteiisch zu behandeln. Bei der Discussion der Ziller'schen Vorschläge, eine weltausstellungswürdige Verschönerung des Schloßplatzes betreffend, haben wir es glänzend bewiesen. Es ist uns darum zu thun, den Fremden, die 1896 oder 97 unsere Exposition besuchen werden, Berlins Geschmack, Kunstsinn und Dankbarkeit an einem prächtigen Standbild des Mannes zu zeigen, dem die Stadt ihre Größe verdankt und der ihr Liebling war lange Jahre hindurch. Auch das haben wir bei der Discussion der Ziller'schen Vorschläge, die Aufstellung des Kaiser Wilhelm-Denkmals betreffend, bewiesen.

In der kunstverständigen und unternehmungslustigen Hauptstadt erfreut sich denn auch das Weltausstellungsproject der Sympathien aller

Digitized by Google

achtbaren Leute. Wie fest man von der Nothwendigkeit überzeugt ist, daß Deutschland nicht länger hinter fremden Staaten zurückbleiben darf und auch einmal zeigen muß, was es kann, das documentiren deutlich die auf bloße Gerüchte hin vorgenommenen Grundstückskäufe in Wilmersdorf, dem „geeignetsten Terrain für die Weltausstellung." Alles schwärmt begeistert für die große That von 1897, erhofft tausendfältigen Segen, Ruhm und Ehre von dem kühnen Plan; nur das Geld dazu will Keiner hergeben. Der Staat nicht, die Stadt nicht, und die Urheber der Idee erst recht nicht. Die Kunze's mit der $1^1/_2$ Million im großen Portemonnaie fehlen. Schließlich wird doch nichts als eine Weltausstellung-Fundirungs-Lotterie übrig bleiben. Das Publikum mit seiner unbegreiflichen Zurückhaltung in Geldsachen macht die schönsten Hoffnungen zu Wasser. Es bestand die Absicht, eine Actiengesellschaft zu gründen; 10,000,000 Mark in Papier sollten den Provinzbewohnern al pari überlassen werden — nun berechnen Sie gefälligst selbst den Zinsverlust, den die Unternehmer bei der jetzt beliebten Zauderpolitik erleiden!

Da existirt ein Mann, ein Bürgermeister a. D. im Privatleben — sonst nichts? — der arbeitet seit Jahr und Tag für die Berliner Ausstellung und müht sich besonders damit ab, die im hiesigen Adreßbuch, Seite 153 und f. verzeichneten Vereine für die erlauchte Idee zu entflammen. Man läßt ihn Seitens der wohllöblichen Vorstände gewähren; in guten und dabei billigen Rednern herrscht immer größter Mangel. Wie das so Usance ist, wird am Schluß der Rede und aus Gründen der Erkenntlichkeit eine Resolution angenommen, worin sich die Versammlung „mit den schwerwiegenden Gründen des hochgeschätzten Herrn Vortragenden voll und ganz einverstanden" erklärt. Die Resolution kann den Leuten nicht erlassen werden, sie dient gewissermaßen als Bezahlung; in Versammlungen, denen keine Resolutionen zugemuthet werden, erhebt man dafür zwanzig Pfennige Eintrittsgeld. Der Herr Bürgermeister a. D., dieser millionenlose Kunze der Weltausstellung, hat seit 1885 gewiß an die hundert Resolutionen geerntet, und trotzdem ist die Sache um keinen Schritt gefördert worden. Trotz seiner vorzüglichen Verbindungen in kaufmännischen Kreisen, trotz seiner ungewöhnlichen Regsamkeit rührte sich keine Hand, öffnete sich kein Portemonaie. Der Herr Bürgermeister a. D. gilt mit Recht als trefflicher und liebenswürdiger Festredner, aber er hat nichts, der Credit fehlt ihm, der innere Werth. Und was bedeutet heutigen Tages ein einnehmendes Wesen ohne wesentliche Einnahmen?

Wie ein hülfloser Staatsanwalt, dem das Wasser an die Kehle steigt und der mit Verzweiflungskraft die Katastrophe „objectiv zu verschleifen" sucht, hat der Herr Bürgermeister a. D. für sein Project gekämpft; aber nun und nimmer wäre ihm ein Subdirectorposten bei der Weltausstellung zugefallen — denn die höheren Stellen, selbstverständlich, können nur Commerzienräthe angemessen bekleiden —, wenn sich nicht endlich die „vielgelesensten" Berliner Zeitungen dem muthigen Pionier angeschlossen hätten. „Was England kann, was Frankreich und Amerika, das vermag auch Berlin — nachzuahmen." Dies ist unweigerlich richtig; im Aufschnappen von Anregungen haben sich die Berliner, insbesondere die Berliner Schriftsteller, immer groß gezeigt. Bei der Erörterung der Platzfrage war es, als der journalistische Localpatriotismus aufloderte. Es gibt billig gekaufte Terrains in der Umgegend, und vom Verdienst lebt der Mensch.

Alle Register der Ueberredungskunst werden aufgezogen; mit Hochdruck arbeitet die Beeinflussungsmaschine. Wie ein Lebenselixir wird diese Weltausstellung unserer lahmen Industrie auf die Beine helfen. Diese Weltausstellung erobert uns den verloren gegangenen ausländischen Markt wieder, bringt erhöhte Geldflüssigkeit, wirkt stimulirend auf die Börse, auf das Verkehrleben, auf die Kunst. Sie macht das Handwerk neu erblühen, hilft den Weltfrieden befestigen, gewöhnt an unblutigen Wettstreit der Nationen. Ganz nebenher löst diese Ausstellung auch noch die soziale Frage, für Berlin wenigstens und für sechs Monate. Arbeit gibt es für Jeden, der die Hände rühren kann. Es ist unerfindlich, weshalb diese Weltausstellung nicht auch gleich Bismarck zu ewigem Schweigen bringen, Deutschland einer liberalen Aera entgegen führen und den Absatz Lindau'scher Romane fördern sollte. Das Zeug dazu hat die Allvermögende ganz gewiß.

Meinen Sie?

Der moralisch-politische Erfolg einer Weltausstellung, man sieht es an Paris und Frankreich, kann ungeheuer schwerwiegend sein und der ganzen Nation zu Gute kommen; der materielle Erfolg, darüber besteht doch wohl kein Zweifel, fällt nur einer ganz bestimmten Volksklasse in den Schoß. Nicht der Industrie, denn ihre Vorzüge sind allen Interessenten auf dem Weltmarkt ganz genau bekannt; Ausstellungen erhöhen ihren Umsatz erfahrungsgemäß sehr wenig, vermindern sogar ihren Verdienst, von dem die beträchtlichen Unkosten in Abzug gebracht werden müssen. Ueberlegene fremdländische Wettbewerber vermag sie nicht aus dem Felde zu schlagen, und untergeordnete, nachahmungslustige Gegner sehen ihr so viel wie möglich in aller Bequemlichkeit ab. Auch die Provinz gewinnt nichts an der Berliner Unternehmung, sie trägt dem nimmersatten Oger vielmehr ihr Geld zu, entsendet ihre lüsternen Wollonkel und ihre vergnügungssüchtigen Gimpel. Die Pariser Weltausstellung besuchten vier und eine halbe Million Provinzler und nicht ganz eine Million Ausländer. Dem Berliner Mittelstand, dem Berliner Arbeiter fließen aus dem überreich rinnenden Segen kaum wenige Thaler zu. Es wird tüchtig zu schaffen geben kurz vor und während der Ausstellung; alle Kräfte werden herangezogen und bis auf das Aeußerste angespannt werden. Vielleicht, wenn sich rechtzeitig ein gemüthlicher kleiner Streik in Scene setzen läßt, kann man sogar die Herren Unternehmer um ein erkleckliches Sümmchen prellen. Aber sobald die Arbeit bewältigt ist, die Nachfrage verstummt, sitzen zehntausend hierher gezogene Provinzproletarier in Berlin; nach Hause zurück wollen sie nicht mehr, denn die Sirene läßt keinen heim, der einmal ihre Reize gekostet hat. Was dann? Ich dächte, wir hätten des barbarischen Pöbels gerade genug in unseren Mauern und keinen Grund, die beständig drohende Gefahr noch zu erhöhen.

Den Profit bei der Speculation, den stecken die Hotel-Actiengesellschaften ein, die Restaurant-Commanditgesellschaften, die Theater-Handelsgesellschaften, die Banken und die Bankiers. Eine Weltausstellung trägt Goldmassen nach Berlin und rundliche Depots; so mancher Sommerfelt, der heut schon sinnend die Mündung seines Revolvers betrachten mag, kommt wieder hoch für ein Jahr oder zwei. Commerzienrath Wolff, wenn er das Ende seines Prozesses erlebt, kann dann wieder anderthalb Millionen Mark im Club verspielen und verprassen. Die staatlich concessionirten Bordelle, ich meine, die Theater mit großer Auswahl in kleinen Choristinnen, werden wieder eine gute Saison haben, und die Damen der Friedrichstraße desselbigen gleichen. Bei Dressel und Hiller und Mühling, die ihr feines Börsenpublikum fast ganz verloren haben — denn die Bankiers essen jetzt sämmtlich zu Hause, weil Façonschmiede und Harpener so niedrig stehen und alle, die Anderen eine Kohlengrube gegraben haben, selbst hineingefallen sind; zweitens aber auch, weil es den Credit erhöht und die Depotkunden beruhigt, wenn man haushälterisch lebt — bei Dressel und Hiller und Mühling wird das Volk sich drängen und auf Stühle erpicht sein wie heut im ganz ordinären Zwanzigpfennig-Bräu. Der Champagnerzoll wird seinen Beruf nicht länger verfehlen, und die Austerntheuerung nur zu erhöhtem Consum anstacheln. Und Friede und Freude werden herrschen überall, Zufriedenheit und Glück, trotzdem die Wahlen von 1895 dann hundert Sozialisten in den Reichstag gebracht haben und Anträge vorliegen auf Verstaatlichung der Bergwerke und Monopolisirung der Reichsbank . . .

Berlin hat einen starken Magen und eine gesunde Verdauung, das beweist die Geschichte der letzten zwanzig Jahre, aber man sollte es doch nicht überfüttern, gerade jetzt, wo ihm die Auslöffelung so mächtiger Schüsseln, die Einverleibung der Vororte, noch bevorsteht. Die kleinen Indispositionen, die es bisher immer leicht überwand, könnten sonst doch chronisch werden und seine Gesundheit schwer schädigen. Es möchten noch mehr Prachthäuser zur Subhastation kommen und noch einige tausend Wohnungen mehr leer stehen als es jetzt schon der Fall ist. Der Stadt Berlin geht es wie einem Riesenkinde, das man auf Weltausstellungen und Jahrmärkten zeigt: es wird gemästet, daß der Körper groß werde, aber die Entwickelung seines Geistes, seines Seelenlebens nimmt nicht gleichen Schritt. Mit beizenden Saucen reizt man den Appetit und die Begierden des Kindes. Und bei diesem unruhvollen Aufwärtsstreben, diesem krankhaft schnellen Wachsthum verkrüppelt Gemüth und Herz, bleiben die besten Talente unausgebildet.

Digitized by Google

Berlin hat keinen Charakter wie andere Weltstädte, mögen verlogene Lobhudler auch behaupten, daß „ernste Arbeit, tiefes Wissen, treue Pflichterfüllung die Leitsterne der Stadt der Intelligenz" sind. Berlin hat kein Geistesleben in der Tiefe; alles schwimmt oben, glänzt und gleißt in phosphorischem Licht; die Halbbildung ist Göttin, der brutale Materialismus, die gesinnungs- und gewissenlose Genußsucht, das Vegetiren von heut auf morgen. Den breiteren Schichten der Bevölkerung (wozu die „besseren" gehören) ist Kunst und Wissenschaft herzlich gleichgültig, und in Politik wie Literatur herrscht das ödeste Banausenthum. In der Nachahmung liegt die Kraft der Berliner Kunst und Dichtkunst. Zusammengeborgt ist alles, womit wir unsere literarische Putzstube schmücken, und zusammengeborgt wird alles sein, womit wir unsere Weltausstellung interessant machen wollen. Statt Pomp wissen wir nur Pump zu entfalten.

Die Elite Berlins aber hat befunden, daß eine große That nothwendig ist, wenn Deutschland nicht feierlich aus der Reihe hervorragender Industriestaaten ausscheiden will. Nur die dummen Provinzkaffern, die capiren das nicht. Kahle Selbstsucht, nörgelnde Tücke sind die Ursachen ihrer Verbohrtheit.

Diese Provinzler erkennen nur zu gut, daß im günstigsten Falle die Früchte ihrer Anstrengungen und ihres regen Eifers der Hauptstadt zufallen werden, daß aber, wenn die Sache schief geht und die deutsche Weltausstellung Fiasco macht, ihnen allein die Verantwortung aufgebürdet wird. Berlin übernimmt ja nur die Vermittelung, ist nur der Impresario; es versteht es ganz sicherlich, die Blamage von sich abzuwälzen. Wo nun aber in einem Lande die Provinz auf ihre Hauptstadt stolz ist und sie schwärmerisch liebt, sie hütet als des Reiches schönstes Juwel, oder wo wie in Amerika keine größere Stadt die andere beneidet, weil sie sich ihr ebenbürtig fühlt, da halten Erwägungen wie die obigen Niemanden davon ab, mit ganzer Seele und festem Griff mitzuarbeiten am großen Werk der Allgemeinheit. Anders bei uns. Leipzig, München, Köln und Hamburg gönnen der Hauptstadt ihre Größe nicht, geben sich das Ansehen, als ständen sie mindestens auf gleicher Höhe, und kochen doch inwendig vor Neid und eifersüchtigem Aerger. Berlin und die Berliner haben es im Laufe zweier Jahrzehnte nicht verstanden, die Nebenbuhler im Reich mit den geschichtlichen Thatsachen zu versöhnen und ihnen ihre Hegemonie erträglich zu machen. Dem wirklichen, angestammten und mit Spreewasser getauften Berliner wäre das vielleicht gelungen; die Kreise aber, die sich für die Crême und das Herz der Stadt halten, und die doch vor längstens einem Menschenalter aus Posen und Galizien zugewandert sind, die haben es verstanden, Berlin verhaßt zu machen. Es ist behauptet worden, das Berliner Blut sei eine Mischung aus französischem, wendischem und jüdischem. Ich gebe ja zu, daß die Jahre 1806 bis 1813 und die hübschen Uniformen der Rothhosen den Hauptstädterinnen recht gefährlich geworden sind, aber die galante Invasion zeitigte doch bis 1830, sagen wir sogar 1845, keine nennenswerthen Erfolge. Und was das Wendenblut im Berliner anbelangt, das schadet nicht. Mit Unrecht ist von lügnerischen Chronisten und gedankenlosen Schulmeistern das tapfere, gastfreie und redliche Wendenvolk als hinterlistig, feig und spitzbübisch gebrandmarkt worden. Bliebe also nur ein Ingredienz im Berliner Blut . . . Und dies ist freilich von Inowrazlaw, Wongrowitz und weiter östlich her in so bedenklichen Mengen eingespritzt worden, daß es den Volkscharakter zu ändern wahrlich im Stande gewesen sein mag . . . Schnoddrig war der Berliner immer, und anmaßlich dabei, aber erst, seidem er brutal-frech und ideallos geworden ist, haßt man ihn draußen.

Kurz und gut, die Nebencentren deutschen Lebens gönnen Berlin den Ruhmeskranz nicht; partikularistische Anwandlungen treten hinzu und süddeutsch-demokratischer Aerger über die Geldanhäufungen in der geizigen Hauptstadt. Mit protzenhaftem, dummem Stolz läßt Berlin von seinen Abgeordneten erzählen, daß es ein Siebentel des ganzen Betrages der preußischen Einkommensteuer aufbringt. Also, sagt man, wenn Ihr Berliner so reich seid, dann wagt doch auch die paar Groschen. Wenn Ihr verdienen wollt, legt Kapital in das Geschäft, zieht aber nicht mit dem Klingelbeutel umher. Wir sind nicht dumm genug, die Actien zu hohem Kurs zu übernehmen und Euch den Gründergewinn einsacken zu lassen. Zeigt Eure Künste, bereichert Eure Bankiers, erfreut Eure Grundstückspeculanten und zahlt Euren Vordenkern so hohe Gehälter wie Ihr wollt. Verlangt aber nicht, daß wir Eurem Großmannskitzel zu Liebe in den Strumpf greifen und die Kassenscheine aus den Bibeln nehmen.

Und weil sie so sprechen, sie alle, die tonangebenden Leute und Zeitungen in den Hunderttausend-Städten, sind die Berliner verstimmt und schelten die vaterlandslose Gesinnungsuntüchtigkeit und Engherzigkeit der beschränkten Kleinstädter. Graf Caprivi, an den sie sich in ihrer Noth wandten und der doch wahrhaftig wichtigere Dinge zu bedenken hat — kommt der Zar oder kommt er nicht, wird er das „Heil Dir im Siegerkranz" stehend anhören, entblößten Hauptes, und sollen die Monarchen sich küssen oder nur sich die Hände schütteln? — der deutsche Reichskanzler will ohne Geld keine Schweizer geben. Und nun entsteht ein Würgen um den Garantiefonds, ein Hin und Her, eine peinliche Situation, wie wir sie alle kennen gelernt haben: Jemand hält eine kleine Rede, spricht von einer armen, aber ehrlichen Familie und bittet schließlich um milde Gaben, die gleich anzunehmen er bereit ist. O, die modernen Portemonnaies haben so kräftige Verschlußstücke, und je mehr sie zum Bruttogewicht des Eigenthümers beitragen, desto schwerer sind sie zu öffnen. Weil wir nun aber gern den Vorzug behalten wollen, unsere Reichen mit den niedrigsten Einkommensteuern der Welt zu belästigen und die Coupons unbeschnitten zu lassen, haben wir nichts übrig für große nationale Thaten; die Regierung kann auch kein Geld à Welfenfonds perdu geben, und man muß der Privatknauserei überlassen, was, ist einmal der Gedanke zur Reife gelangt, des Reiches wäre.

Man wird uns würdig vertreten, fürwahr, uns, die Herren der Welt, und wunderbar wird sich zeigen, wie tief der Schnorrertrieb noch im jüngsten Berliner Blut sitzt. Herr von Böttticher, der Vielberühmte, der in Weltausstellungs-Fragen vorliegender Art versirt ist wie Keiner, übernimmt „in Vertretung des Reichskanzlers" das Ehrenpräsidium und führt den 350,000sten Besucher (à 1 Mark) in eigener Person durch die Exposition. Die Sammelteller klappern lustig, und am Eingang hängt eine große Büchse. —

Von deutscher Armuth hat Europa durch unsre Zeitungen und unsern Reichstag so oft gehört, daß uns Niemand den Wagemuth und die Kraft zutraut, ein Unternehmen mit Chicagoer Pracht ins Werk zu setzen. Unsere Industrie hält sich mißtrauisch zurück; sie sieht den riesigen Löffel in der Hand der Zwischenhändler, die den Rahm von der Milch abzuschöpfen kommen. Widerwärtig, verdrießlich wird sie in den Kampf ziehen. Jeder hält die Taschen zu; der Worte werden genug gewechselt, aber keine Tausendmarkscheine.

Graf Caprivi's besonnenes Schreiben, ein deutlicher Wink mit dem Zaunpfahl, ist unverstanden geblieben; seine ernsten Warnungen, aufrichtigen Besorgnisse werden mit den üblichen Lagerwitzen verspottet. Gesessen hat nur der eine Hieb, der die Geldfrage streifte. Und um des Kanzlers harten Sinn zu ändern, läßt man die Sammelteller lustig klappern, und recht schade ist's, daß die zu weit vorgeschrittene Saison Bazare und Bälle zum Besten der Weltausstellung verbietet.

Der Weltausstellung auf Pump, der Weltausstellung des Phrasenheldenthums, der naiven Prahlhänse und der Gernegroße, der klugen Spekulanten auch. Ob sie kommt oder nicht — es mag uns gleich sein. Aber daß so viele Börsenblätter für sie eintreten, das läßt uns wünschen, sie bliebe lieber fort. Die Gesammtheit, die Ungläubigen werden nicht viel an ihr verlieren, wohl aber ihre Gläubiger. Caliban.

Die Berliner Kunstausstellung.

I.

Als ich mit einem befreundeten Maler am Eröffnungstage die Berliner Ausstellung durchwandert hatte und in einem benachbarten Bierzelt Trost gegen den überreichen Kunstgenuß suchte, frug mich mein Freund, wie ich es denn nun anfange, über zwei Tausend Kunstwerke eine einigermaßen verständige und übersichtliche Kritik zu schreiben.

Ich erklärte ihm kecklich, das sei sehr leicht. Man brauche nur die Bilder und Statuen übersichtlich zu gruppiren und dann mit einer Gruppe

Digitized by Google

anzufangen. Im vorigen Jahre z. B., bei der internationalen Ausstellung, haben wir alle mit einander, wir, die von Redactions Gnaden berufenen Kritiker Berlins, die Werke a) nach Ländern, b) nach Techniken gegliedert, so daß die Besprechung mit spanischen, holländischen u. s. w. Malereien los ging und mit italienischen, amerikanischen Statuen, Holzschnitten oder Architekturen endete. Dadurch kam Klarheit und Uebersichtlichkeit in das wüste Kunstgetriebe.

Wer will was Lebendiges erkennen und beschreiben,
Sucht erst den Geist heraus zu treiben,
Dann hat er die Theile in seiner Hand,
Encheiresin artis nennt's die — Kritik,
Spottet ihrer selbst, und weiß nicht wie!

Diesmal ist es uns schwerer gemacht. Erstens hängen die Werke der verschiedenen Nationen wirr durch einander und man müßte die Ausstellung wirklich genau kennen, ehe man sie beschreibt; dann sind die Fremden so wenig zahlreich, daß sie einen handlichen Theil der Ausstellung gar nicht bilden; und schließlich sind nicht einmal die Berliner von den Düsseldorfern, die Münchner von den Weimaranern geschieden. Es bleiben dem armen Kritiker nur zwei Wege: Entweder scheidet er in Meister mit und ohne Sonderausstellung, wobei freilich die Frage offen bleibt, ob vier oder erst sechs Bilder eine Sonderausstellung darstellen, oder er schreitet saalweise vor, was den großen Vorzug besitzt, daß man immer ein festes Arbeitsgebiet vor sich sieht, seine Notizen sammeln und ohne ärgerliche Belastung des Gedächtnisses und bei der Hitze unbequemes Hin- und Herlaufen sein Pensum abmachen kann. Da gegen 60 Säle und Kojen vorhanden sind, gliedert sich die Kunst nach dieser Methode ganz vortrefflich und es ist dafür gesorgt, daß die zum Leben im theuren Berlin nöthige Zeilenzahl dabei heraus kommt.

Ich hatte mir denn auch vorgenommen, für meine Besprechungen diesen letzteren Weg einzuschlagen. Aber schon im Ehrensaale, in welchem die offizielle Kunst hängt, überkam mich eine Angstempfindung darüber, daß ich mich vor meinem Malerfreunde doch wohl etwas leichtsinnig einer Kunst gerühmt habe, die ich nicht besaß. Mir fiel vor den meisten Bildern nichts ein, was ich verständiger Weise darüber schreiben konnte. Ich hätte nicht das allerkürzeste Feuilleton zu Stande gebracht und wenn ich zehn Federn zerkaut hätte. Ich will die Schuld hierfür nicht den Bildern zuschreiben, wenngleich einzelne sich dem Beschauer hart auf die Seele legen, sondern ich gestehe meine eigene Unfähigkeit.

Wie sollte ich es anfangen? Etwa so: „Zur Linken sehen wir eine riesige Leinwand, Nr. 603 von F. Klein-Chevalier: Einweihung des Niederwalddenkmals. — Auf diesem Bilde finden wir im Vordergrunde das aus einer Anzahl von Excellenzen und Lieutenants bestehende deutsche Volk jubelnd die Hände entgegen streckend dem . . . ich muß gestehen, denn ich habe mich auf die Abbildung im Katalog verlassen, und diese ist nur „Fragment". Da das Bild selbst leider keinen genügenden Eindruck auf mich zurückließ, nebenbei bemerkt wohl mein, nicht des Bildes Fehler, kann ich mich an meinem Schreibtisch beim besten Willen nicht mehr entsinnen, ob die Germania auf dem Bilde zu sehen war oder nicht, und ob dieser zugejubelt wird oder dem Kaiser Wilhelm I., von dem man im Fragment zum Glück noch das halbe Gesicht sieht. Sein Gefolge ist ganz kopflos, so daß ich aus den Beinen dessen einzelne Personen nicht zu erkennen vermag und ohne Gefahr von den Kollegen mit Hohnlachen berichtigt zu werden, nicht zu nennen vermag. Mein Feuilleton ist also schon zu Ende!

Für diese Art Kunstkritik, die harmloseste, fehlt mir also das Gedächtniß, der Fleiß und das Interesse am Gegenstande. Es ist gut, wenn man sich bei Zeiten über die Grenzen seiner Begabung klar wird und sich innerhalb derselben einzurichten lernt.

Und so wanderte ich denn zum zweiten Mal durch die 60 Säle und suchte einen Anfang. Diesmal war ich von der Seite eingetreten, an welcher Heffter mit seiner Wurstbude die Propyläen der Kunst bildet und war zuerst auf den „Sommertraum" gestoßen. Alsbald, beim Niederschreiben dieser Worte bemerke ich abermals meine Sünden, daß ich nämlich diesmal den Namen des Malers zu notiren vergaß. Und da kam mir doch ein Gedanke, mit dem sich beginnen ließe! Ich dachte an Zola's L'oeuvre und an das Bild Claudes im Salon der Zurückgewiesenen, daß er „Plein air" nannte. Nackte Frauen im Grünen! Wie anschaulich schilderte der große Realist den Realismus des Bildes und das Gelächter der von der brutalen Wahrheit der Darstellung erschreckten Menge. Und da hängt nun ein ganz ehrliches Bild: Ein nacktes Mädchen und ein nackter Jüngling, hinten Nackte auf der sonnenweißen Wiese spielend, Alle mehr oder minder Bildnisse des Modells, ganz einfach sinnlich dargestellt, und zwar sehr gut dargestellt, was bekanntlich den Meisten das Fatalste in der Kunst ist. Und kein Mensch lachte! Ein stark decolletirtes älteres Fräulein rief sogar Mama herbei und sagte redlich naiv: „Sehr hübsch, nicht wahr Mama? Was ist es eigentlich?"

Und sie blätterte im Kataloge.

Ich ging durch die Ausstellung und sah mir weniger die Bilder an als deren Beschauer. Vielleicht war von deren Lippen die beste Eintheilung der Ausstellung für meine Kritik herab zu lesen. Es ließen sich die Kunstwerke in solche theilen, die der Menge behagen oder mißfallen. Viel Geistvolles habe ich auf meinem Horcherposten nicht erfahren. „Wer horcht an der Wand, hört seine eigene Schand!" Ich hörte die Kritiklosigkeit unserer kritisch gestimmten Menge, die mir zum mindesten nicht rühmlich erschien. Aber gesehen habe ich doch, was gesehen wurde. Ich ging Einzelnen nach: Sie traten in den Saal, die Augen weit offen, ja selbst den Mund nicht ganz geschlossen. In der Mitte etwa hielten sie Umschau, um dann schnellen Schritts auf ein Bild loszusteuern.

Welches Bild war das nun? Zu meiner Bewunderung nicht das größte, auch nicht das leuchtendste, sondern zumeist eines, welches von Weitem nicht erkennbar war. Das Räthsel lockte also am stärksten, die liebe Wißbegierde zog am kräftigsten. Berlin ist die Stadt des Rationalismus. Wenn man erst weiß, was ein Bild darstellt, dann ist man fertig mit ihm. Dann gingen die Beschauer die Wände entlang. Selten fesselte ein Bild eine ganze Minute. Die Urtheile waren mit erstaunlicher Geschwindigkeit gefaßt. „Das ist nichts!" „Scheußlich!" „Nett!" „Prachtvoll!" Selten eine Begründung, höchstens einmal ein Feststellen thatsächlichen Wissens. — „Skarbina! aha! das ist ja einer der IX! Finden Sie ihn wirklich so gräßlich?" „Na er geht noch an! Es fehlt nur das Naturstudium."

Ich ging in den Thomasal, alter Herzensneigung folgend, gewärtig der allerthörichsten Urtheile. Die Menge zog vorüber. „Thoma aus Frankfurt am Main! Sehr merkwürdig! Der malt ganz anders! Na, du mein Gott, wenn man auch in Frankfurt am Main wohnt!" Die Gesellschaft schob lachend vorüber. Das erwartete kräftige Schimpfen kam nur vereinzelt und wieder in wenigen Ausdrücken: „Scheußlich! Verrückt! Ganz unverständlich!" Der Wortschatz der Kunstfreunde ist erschrecklich arm! Ich selbst zog trüb gestimmt weiter. Ist gar kein wirkliches Urtheil zu finden. Läßt sich die Nation alles gefallen, Naturalismus und Idealismus in allen ihren Spielarten, ohne durch irgend eine Anzapfung durch die Kunst in Zorn oder Freude ernsthaft erregt zu werden?

Ich las in den Zeitungen nach. Da fiel mir das „Berliner Tageblatt" in die Hand. Mein dort in Brod stehender College beschäftigte sich gerade mit Thoma und vorzugsweise mit seinem „Meerwunder." Er deckte sich nach allen Seiten vor dem Vorwurf, daß er das alte nach seiner Ansicht gewiß vorhandene Märchen nicht kenne, welches hier illustrirt sei. Er habe alle Bekannten gefragt — keiner habe Bescheid zu geben vermocht. Und da nimmt er sich denn den Muth, über das große Ei in der Hand des Kindes seine Witze zu machen. Ob sie gut sind, vermag ich nicht zu beurtheilen, ich kann nur feststellen, daß sie mich nicht lachen machten, weil ich mich ärgerte, daß der gute Mann die Kunst noch als Illustration der Dichtung auffaßte und weil es mir leid that, daß er so viel Mühe anwendete, auf dem Wege der Gelehrsamkeit dem Bilde nahe zu kommen. Hätte er einen Jungen von zwölf Jahren mitgenommen, der würde ihm gesagt haben, hier sei, wie auch der Catalog bekundet, ein Wunder dargestellt und ein Wunder, das man erklären könne, sei eben kein Wunder. Auch Goethe hat nicht in seiner „Zueignung" uns erklärt, wer die Dame war, die ihn bekränzte, und Schiller nicht, wer das Mädchen aus der Fremde war. Im aufgeklärten „Tageblatt" würden derartige Phantastereien natürlich keinen Platz finden und müßte vor Allem constatirt werden, daß es Unsinn ist, Morgenduft und Sonnenklarheit weben zu

Digitized by Google

wollen. So weit sind wir in der Textilkunst noch nicht. Dort will man Durchsichtigkeit und fordert eine dem Bürger wohlverständliche Plattheit. Das kann der Berliner als sein altverbürgtes Recht beanspruchen!

Wieder hatte ich keine Handhabe für meine Kritik; die Hoffnung, daß mir die Beschauer eine Sonderung in Theile darbieten würden, hatte mich betrogen. Einer wüsten Menge von Kunstwerken stand eine wüste Menge von sogenannten Kunstfreunden gegenüber. Alles Ringen der Schaffenden schien vergeblich: Es packte die Seelen nicht, es trug den Kampf aus der Werkstätte nicht in die Massen.

Hat die Akademie als diesmalige Ausstellungsbehörde die neuen Leute nicht auftreten lassen? Hat die Jury die den alten Idealismus Beleidigenden, Neuen einfach vor die Thore gesetzt?

Gewiß nicht. So lange ich Berliner Ausstellungen kenne, ist man nicht selbstloser vorgegangen. Ich schätze Professor Carl Becker, den Präsidenten der Ausstellung, ebenso als Künstler wie als Menschen; daß er einige Jahrzehnte älter ist als ich, das ist ein Vorrecht, welches er gewiß gern bei Seite stellen würde. Was er schuf, wurde von der Anerkennung seiner Zeit getragen. Es gibt kaum einen Kunstfreund, der nicht mit hoher Freude ihm in die Zauber-Farbenwelt venetianischer und Augsburger Renaissance willig gefolgt sei. Das Bild, welches vor zwanzig Jahren schön war, kann billiger Weise heute nicht aufgehört haben es zu sein, wenn es selbst sich nicht änderte. Becker hat sich nicht geändert, das hat er uns auf einer ganzen Wand voll Bildern klar und deutlich ausgesprochen. Nur wir sind Andere geworden. In Berlin, wo die Gesinnungstüchtigkeit so hoch im Preise steht, obgleich hierin das Angebot weit über die Nachfrage geht, sollte man Becker feiern und alle Kritiker, die ihn in den Wurstkessel der Abgethanen werfen wollen, steinigen. Feiert man doch auch Virchow oder Forckenbeck, weil sie ihr ganzes Leben sich gleich blieben in der Politik, nichts lernten und nichts vergaßen im neuen Deutschen Reich.

Wenn ich nun Becker ebenso wenig einen Vorwurf daraus machen kann, daß er nicht male wie Uhde, als wie ich Dürer anklage, daß er sich den Rembrandt nicht zum Vorbild nahm, so muß ich mir doch bei einigem psychologischen Nachdenken sagen, daß dem Becker die Kunst der Jüngeren mindestens ebenso ärgerlich sein muß, wie diesen das Schaffen der Alten. Und wenn ich in der akademischen Ausstellung mich umschauend alles das mir notire, was meiner Ansicht nach Becker und alle seine Kunstgenossen vor 20 Jahren als ungenügend abgewiesen hätten, so muß ich bei der Fülle der Striche Achtung vor der Selbstüberwindung der Akademie empfinden. Sie hat sich in überraschender Weise das angewöhnt, was unter Künstlern und Kunstenthusiasten das schwerst Errungene ist, nämlich Duldung fremden Idealismus. Es stehen mir nun verschiedene Wege der Besprechung der Bilder offen: Soll ich mit Becker's Augen Uhde betrachten, und mit Uhde's Augen Becker. Damit erhielte ich die prächtigste Gelegenheit, mich von ganzer Seele auszuschimpfen. Ich kann nicht zugeben, daß einer von beiden Meistern allein Recht habe, daß man früher oder jetzt kunstverlassen gewesen sei. Also läßt sich sehr wohl der „Standpunkt" finden, von dem aus ich Becker manirirt und Uhde als geistlosen Photographen betrachten kann. Jedenfalls kommt der Kritiker am besten hierbei weg, denn er würde sich sehr hübsch auf dem Postamente abgeschlachteter Künstlergröße ausnehmen.

Oder soll ich Becker mit Becker's und Uhde mit Uhde's Augen ansehen lernen. Da hieße es freilich aufpassen, denn beide Meister verstehen sich und ich müßte sie auch recht verstehen, um ihnen folgen zu können. Aber der kritische Standpunkt, die Abtheilung der Kunst, wäre gefunden, indem ich mich selbst zum Prüfstein mache und einmal in verschiedenen ästhetischen Kostümen durch die Säle wandere! C. G.

Offene Briefe und Antworten.

Geehrter Herr!

Soeben habe ich in Ihrer Wochenschrift, Nr. 18 den Offenen Brief „Kuriosum aus der guten alten Zeit" gelesen. Den Herrn Carl Schultes-Hannover einigermaßen zu beruhigen, theile ich Ihnen aus dem Werke: „Von Schlesien vor und seit dem Jahr MDCCXXXX erster Theil, Freiburg 1785" folgende Stelle wörtlich mit: Sie werden aus demselben entnehmen können, daß damals bereits (also vor 107 Jahren) die Puttkamer-Orthographie vorspukte.

„Nach dem grenadirhaften fürsten von Dessau bildete sich also der König Fridrich Wilhelm und seine ganze Armee vom general bis auf den gemeinen soldaten. Selbst seine rohigkeit und unwissenheit in anderen kenntnissen wurde als ein stück des militärischen karakter's angesehen und nachgeamt. Man sahe alles, was ein guter Unteroffizir nicht notwendig zu wissen brauchte, für überflüssige Grübelei an und es wurde bei einem general eben so wenig für unanständig gehalten, wenn er kaum seinen namen zu schreiben, als daß er nicht auf dem seil tanzen konnte. Wer mer schreiben konnte und mußte wurde tintenklekker und schmirer genannt. Der König gab das beispiel, indem er narren als gelerten oder gelerten als narren behandelte. Von der durch Leibnizen gestifteten academie wurde nur der kalendermacher beibehalten und ein geck zum presidenten der academie ernannt." Dieses Patent hat folgenden Wortlaut:

„Wir Fridrich Wilhelm von gottes gnaden König von Preußen u. s. w. verkunden und bekennen vor der eruditen Welt, daß wir den wohlgeborenen edlen, weisen, hochgelarten und erfarnen, unseren guten, besonderen grafen von Stein in ansehung seiner weit und breit erschollenen gelersamkeit in antiquitäten, alten und neuen münzen, physik, mechanik, botanik, hydrautik, pneumatik, statik, nicht weniger in der kabbala, kenntniß der guten und bösen Geister, desgleichen in der lere von den präadamiten, der schwarzen kunst und in betracht seiner staunenswürdigen erfarung zum Presidenten unserer societät der wissenschaften bestellt haben. Dafern auch der president an dem himmel besondere Veränderungen bemerkt z. b. daß der Mars einen feindlichen blick auf die sonne geworfen oder mit dem Saturnus, der Venus und dem Merkur im quadrat stünde oder daß der Zodiakus sich verrückt oder daß ein wirbel des himmel's nach der lere des Kartesius sich abschleift und verschlingt und daher unmäßige anzahl von schwanzsternen zu vermuthen, so hat der president mit den anderen zu conferiren, die unordnung zu untersuchen und auf mittel zu denken, denselben abzuhelfen. Er soll auch nicht ermangeln, sein möglichstes zu tun, daß die kobolde, gespenster, nachtgeister, alpen, irrwische, wassernixe, werwölfe, verwünschte Leute und andere satansgesellen ausgerottet werden und soll ein jedes von diesen untiren, welches er lebendig oder tod lifern wird, mit 6 taler bezahlt werden u. s. w."

Hiernach möge Herr Schultes die Angelegenheit nicht zu tragisch, sondern als gelungenen Witz nehmen, vielmehr vom scherzhaften Standpunkte aus, wie sie re vera liegt, betrachten.

Hochachtungsvoll

Niedergesäß,
Amtsgerichts-Rath a. D.

Notizen.

Das Burschenfest. Von Christian Kirchhoff. (Altona, Schlüter'sche Buchhandlung). Ein lyrisch-dramatisches Festspiel, das nicht allein patriotische Begeisterung und Liebe zu allem Schönen und Hehren athmet und weckt, sondern auch mit jugendlicher Frische den Geist der burschenschaftlichen Blüthezeit in farbigen Bildern und prächtigen Liedern wiedergibt. Der Verfasser meistert die poetische Form, daß es eine Freude ist, und die humor- und schwungvollen Liedereinlagen, die wir unseren Componisten bestens empfehlen, werden bald die Zierde unserer Commersbücher bilden. Kein activer und ehemaliger Burschenschafter wird das Büchlein ohne herzliche Erhebung aus der Hand legen. Ein vortreffliches Festspiel für Burschenfeiern liegt hier vor.

Digitized by Google

Inserate.

Soeben erschienen:

Der ewige Jude in Monte Carlo.

Broch. 2 Mark, geb. 3 Mark.

Dresden u. Leipzig, Pierson's Verlag.

Meyers Conversations-Lexikon. **Neuste** Auflage (1891), 17 Bände u. Supplementband. Halbfr. **Tadellos.** (*M* 180.) Nur *M* 110.—.

Sanders, Wörterbuch der deutschen Sprache mit Ergänzungswörterbuch. 4 Bde. Halbfr. **Neu!** (*M* 130.) Nur *M* 60.—.

Allg. Historisches Porträtwerk. Nach Auswahl von Dr. W. v. Seidlitz, mit Text von Lier u. Tillmann. **Dichter u. Schriftsteller.** 151 Blatt Phototypien nach den besten gleichzeitigen Originalen. **Künstler u. Musiker.** 101 Blatt. **Gelehrte u. Männer der Kirche.** 100 Bl. 3 Halbfalblederbände, neu (*M* 160.) Nur *M* 100.—.

Klein, Geschichte des Dramas. 15 Bände. Erste Ausgabe. (br. *M* 194.) Schön Halbfr. *M* 75.—.

Bestellungen gegen Postnachnahme an **C. Rudloff** in **Berlin** W., Culmstraße 8.

In der **Schlüter**'schen Buchhandlung in **Altona** a. d. Elbe erschien und ist in fast allen Buchhandlungen zu haben:

Das Burschenfest

von

Christian Kirchhoff.

Mark 2.—

Das Buch ist ein Bild aus dem Studentenleben des Jahres 1844, der Zeit der deutschen Hoffnung. Tiefer deutscher Sinn und freudiger Humor besiegen Spott und einfache und niedrige Gesinnung.

Verlag von **M. Heinsius** Nachfolger in Bremen.

Gottfried Keller

nach

seinem Leben und Dichten.

Ein Versuch von

Emil Brenning.

200 Seiten in 8°. Geh. *M* 2.40, geb. *M* 3.20.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Im Verlage von **E. Pierson** in Dresden erscheint soeben:

Friede und Abrüstung.

Ein praktischer Vorschlag.

Preis 1 Mark.

Der Verfasser, ein praktischer Politiker, zeigt einen originellen aber gangbaren Weg, zu dauerndem Frieden zu gelangen.

Bei **S. Hirzel** in **Leipzig** ist soeben erschienen:

Ein

hannoversch-englischer Offizier

vor hundert Jahren.

Christian Friedrich Wilhelm Freiherr von Ompteda,

Oberst und Brigadier in der Königlich Deutschen Legion.

26. November 1765 bis 18. Juni 1815.

Von

Ludwig Freiherr von Ompteda.

Mit einem Bildnis in Heliogravure und einer Karte.

Preis geheftet Mark 6.—, in Halbfranz gebunden Mark 8.50.

!! Nur 125 Mark !!

***Hall'*-Schreibmaschine,**

die beste und billigste der Welt!

Ueber 12,000 Stück im Betrieb!

Einfachste Construktion!

Grösste Dauerhaftigkeit! Leichte Handhabung!

Dreimal schneller als die Feder!

50 verschiedene Schriften! — Alle Sprachen!

Kein Tintenband!

Beste Referenzen!

Zu beziehen gegen Voreinsendung von 125 Mark oder Nachnahme von

C. A. Seyffert, Berlin SW. 13.

In Berlin jederzeit kostenlose Vorführung! — Prospekte gratis und franko!

!! Nur 125 Mark !!

Verlag der **J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger** in Stuttgart.

Soeben erschienen:

Kulturgeschichtliche Charakterköpfe.

Aus der Erinnerung gezeichnet

von

W. H. Riehl.

8°. 536 Seiten. Preis geheftet *M* 6.—. In geschmackvollem Einband *M* 7.—.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Im Verlage von **S. Hirzel** in **Leipzig** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Ermüdung.

Von

A. Mosso,

Professor der Physiologie an der Universität Turin.

Aus dem Italienischen übersetzt von **J. Glinzer.**

Deutsche Original-Ausgabe.

Mit 30 Holzschnitten.

8. Preis: *M* 6.—.

Die Gegenwart 1872—1888.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Einbanddecken zu obigen Jahrgängen oder Bänden à 1 M. Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart

in Berlin W, 57.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 24. Berlin, den 11. Juni 1892. Band XLI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die Steuerreform. Von Justizrath Adolf Fleischmann. — Der Zonentarif-Minister. Von J. G. Guttmann. — **Literatur und Kunst:** Ein neuer Gegner des Darwinismus. Von Arthur Drews. — Friedrich Stoltze. Von Leopold von Sacher-Masoch. — **Feuilleton:** Aschenbrödel. — **Aus der Hauptstadt:** Die Usancen. Von Caliban. — Offene Briefe und Antworten: Zum letzten Mal: Großpreußen oder Deutschland? Von R. Funk. — Notizen. — Inserate.

Die Steuerreform.

Von Justizrath Adolf Fleischmann.

Auch wenn der Bundesbeschluß vom 28. Juni 1832 nicht ausdrücklich in der Sprache jener Zeit gesagt hätte, „daß keinem deutschen Souverän durch die Landstände die zur Führung einer den Bundespflichten und der Landesverfassung entsprechenden Regierung erforderlichen Mittel verweigert werden dürften und daß Fälle, in welchen ständische Versammlungen die Bewilligung der zur Führung der Regierung erforderlichen Steuern auf eine mittelbare oder unmittelbare Weise durch die Durchsetzung anderweitiger Wünsche und Anträge bedingen wollten, unter diejenigen Fälle zu zählen seien, auf welche die Artt. 25, 26 der Schlußacte (über die Widersetzlichkeit der Unterthanen) in Anwendung gebracht werden müßten" — so würde auch schon damals kein vernünftiger Mensch daran gezweifelt haben und hat auch in der That nicht daran gezweifelt, daß dem Staate das Recht zustehe, Steuern zu verlangen. Thatsächlich hat sich fast jede versuchte und durchgesetzte Steuerverweigerung mit verschwindend wenig Ausnahmen nur auf die Höhe der verlangten Abgaben und auf den Gegenstand, das Steuerobject, bezogen, von welchem die Steuern erhoben werden sollten. Dasselbe ist auch heute noch der Fall. Deshalb konnte in den siebenziger Jahren ein deutsches Witzblatt, der Kladderadatsch, recht treffend den Finanzminister Camphausen mit einer Schürze vor die Kammer tretend, darstellen, in welcher er eine Anzahl Vögel (die Steuerobjecte, die er sich ausgedacht hatte) wohl verwahrt zu halten wähnte. Einer nach dem andern schlüpfte aber heraus und flog davon und der Finanzminister sah ihnen bei leer gewordener Schürze mit aufgesperrtem Munde wehmüthig und traurig nach. Man wird also richtiger die Frage so stellen müssen: Gibt es überhaupt bestimmte Sachen oder Verhältnisse, von welchen der Staat von vornherein auch ohne positiven Rechtstitel befugt ist, Steuern zu verlangen? Wäre dies der Fall, so wäre ein Streit über Verwilligung oder Verweigerung von Steuern eigentlich nicht wohl denkbar und es könnte sich immer nur um die nach der Bedürfnißfrage festzustellende Höhe der Steuern handeln. Der Streit um die Tabaksteuer, das Tabaksmonopol, die Kornzölle u. dgl. sind Belege für diese Anschauung.

Beruht aber die Verpflichtung der Staats- bezw. der Gemeindeangehörigen, Steuern zu zahlen, darauf, daß sie für ihren Besitz, für ihren Erwerb und für ihre Person den Rechts- und Polizeischutz (beides im weitesten Sinne verstanden) Seitens des Staates und der Gemeinde durch die bestehenden und immer mehr zu vervollkommnenden Einrichtungen genießen, mag nun dieser Schutz ein mittelbarer oder unmittelbarer sein so folgt daraus, daß es keine verschiedenen Steuerobjecte im bisherigen Sinne gibt und geben darf, sondern daß der gesammte Vermögensbesitz und der gesammte Erwerb (Einkommen), aber auch, daß jeder Bürger für seine Person steuerpflichtig ist, daß man also sich nur eine mit allgemeiner Vermögenssteuer verbundene Einkommensteuer und eine allgemeine Personensteuer denken kann, denn die Sicherheit und das Wohlbefinden unserer Person ist ebenso der Gegenstand der Arbeit der Staats- und der Gemeindeverwaltung, wie der Schutz unseres Vermögensbesitzes und unseres Erwerbes. Von der praktischen Durchführung einer Personalsteuer in diesem Sinne sehen wir aber bei dieser kleinen Abhandlung ab. Sie liegt noch zu fern und scheint nach den uns hier zunächst beschäftigenden Steuerreformplänen des preußischen Finanzministers gegenstandslos zu bleiben.

Jene Anschauung ist so natürlich, daß sie zu allen Zeiten im Grunde dieselbe war und stets dieselbe sein wird. Sie ist aber nicht zur Geltung gekommen, weil die dazu nöthige Gliederung der Staats- und Gemeindeverwaltungsorgane nicht so ausgebildet war, um die Begriffe von Vermögen einerseits und Einkommen andererseits ziffernmäßig feststellen und so den Maßstab gewinnen zu können, nach welchem der Einzelne zur Steuerzahlung heranzuziehen gewesen wäre. Man beschränkte sich auf den Grundbesitz, der vor Augen lag und dessen Werthbestimmung keinen unüberwindlichen Schwierigkeiten begegnete, wenn auch dieselbe in vieler Beziehung noch recht ungenau und unzutreffend war. Das ist in unserer Zeit durch die Ausgestaltung des Rechts und der Verwaltung so sehr anders geworden, daß sogar das Einkommen jedes einzelnen Bürgers bis zu dem für die Besteuerung erforderlichen Grade festgestellt worden ist. Die Ausführung des neuesten preußischen Einkommensteuergesetzes liefert den Beweis, daß bisher das Einkommen nicht genügend festgestellt war, daß die Regierung aber die ihr zu Gebot stehenden Mittel mit folgerichtiger Energie angewendet hat, der Wahrheit näher zu treten, wenn sie dieselbe auch nie wird erreichen und ganz, wie das verschleierte Bild zu Sais, wird enthüllen können.

Der Reichsanzeiger hat im April d. J. im nichtamtlichen Theile Andeutungen veröffentlicht, wonach der preußische Finanzminister im Ausbau seiner begonnenen und bis jetzt mit Erfolg gekrönten Steuerreform dahin gelangen zu wollen scheint, eine allgemeine Vermögenssteuer neben der jetzigen Einkommensteuer einzuführen, auf die bisherige Grund-, Gebäude- und Gewerbesteuer als solche zu verzichten und dieselben den Gemeinden zu überweisen. Wir versuchen, diesen Plan in

Digitized by Google

seinen verschiedenen Richtungen zu verfolgen; wollen aber vorher laut betonen, daß die ganze Tendenz der preußischen Steuerreform weder nach der Natur der Sache, noch nach jenen Andeutungen in erster Linie auf eine größere Anspannung der Steuerkraft der Nation im Ganzen, sondern auf eine richtigere Vertheilung dieser Anspannung unter die Staatsbürger im Einzelnen gerichtet ist. In zweiter Linie freilich kann und soll auch jene Erhöhung erreicht werden, soweit Regierung und Kammern sich über die Bedürfnißfrage geeinigt haben. Der Unterschied gegen den bisherigen Zustand besteht aber darin, daß, wenn diese Einigung erzielt ist, nicht mühselig und mit Streit und Zank nach neuen Steuerobjecten gesucht werden muß, sondern daß die auf das gesammte Vermögen und auf das gesammte Einkommen ausgeworfene und katastrirte Steuerquote je nach dem wechselnden Bedürfniß durch Steuergesetz in mehr Terminen erhoben werden kann. Hat ein Bürger nach dieser Katastrirung jährlich zwölf Mal, also monatlich, 10 Mark zu zahlen, so würde dies Gesetz ihn verpflichten können, jährlich 14 Termine mit 10 Mark zu zahlen oder statt zwölf Mal nur zehn Mal, wenn die Bedürfnißfrage dies erlaubt; ein Verfahren, welches bisher fast allenthalben bei der Einkommensteuer in den Bundesstaaten eingehalten worden ist. Auf diesem Wege könnte erreicht werden, daß die Beschaffung nöthiger Mittel mit ähnlicher Raschheit und Einfachheit zu erzielen wäre, wie die Mobilmachung der Kriegsmacht.

Umfaßt die allgemeine Vermögenssteuer das gesammte Vermögen im vollsten Sinne des Wortes, so fällt unter diesen Begriff auch das gesammte Mobiliarvermögen, Kapital, Luxusgegenstände, Pretiosen, Hunde und Pferde u. dgl., wobei es prinzipiell, wohl aber bei der technischen Ausführung, gar keinen Unterschied macht, ob diese Vermögensgegenstände überhaupt rentabel sind oder nicht, oder ob sie viel oder wenig abwerfen. Begrifflich fällt auch darunter das Grundvermögen, das Gewerbe mit seinen Etablissements, also der gesammte Vermögensstock der Nation, im Gegensatz zum Abwurf desselben, der sich in der Einkommensteuer abspiegelt. Und der Rechtsgrund, weshalb der Staat vom gesammten Vermögensstock und vom gesammten Abwurf desselben Steuern fordern darf, liegt, wie schon angedeutet, in der Thatsache des Besitzes, der vom Staat geschützt wird.

Wir dürfen nicht unterlassen, hier der Auffassung der Vermögenssteuer zu gedenken, welche Schäffle entwickelt.*) Man kann nicht finden, daß er sehr eingenommen dafür ist, denn er nennt sie eine „reine Zweckmäßigkeitsfrage", während wir eine Prinzipienfrage darin sehen. Er meint: in gewöhnlichen Zeiten solle der Stamm des Vermögens geschont werden; man dürfe die Henne nicht schlachten, welche goldene Eier lege. Die eigentliche Vermögenssteuer sei daher eine Ausnahme. Daß von einer Schonung oder Nichtschonung des Vermögensstockes, der Henne, nach dem Sinne der preußischen Steuerreform nicht die Rede sein kann, da ja dieser ganz intact bleibt, wird keiner Ausführung bedürfen (s. u.). Schäffle erkennt aber an, daß das Vermögen eine sichtbarere und leichter erkennbare Steuerquelle sei, als das Einkommen. Der Werthkataster lasse sich summarischer herstellen als der Reinertragskataster, und die Vermögensquellen des Einkommens seien unter gewissen Verhältnissen leichter aufgefunden, als die persönlichen Einkünfte selbst. Der Zweck, das nicht rentable Vermögen, welches als Quelle von persönlicher Gebrauchsnutzung die Steuerkraft stärkt, zur Besteuerung heranzuziehen, lasse sich auch durch directe Aufwandsteuern und durch Erbschaftsgebühren annähernd und zwar grundsätzlich richtiger und rationeller erreichen. Wie wir in Folge unserer Auffassung der preußischen Reformen von Aufwandsteuern u. dgl. denken, werden wir nachher ausführen.

Aus jener Aeußerung Schäffle's, als einer anerkannten Autorität, ziehen wir aber für gegenwärtige Erörterung den Vortheil, daß wir uns der Mühe überhoben fühlen, die leichte praktische Ausführung, die Katastrirung der allgemeinen Vermögenssteuer des Weiteren nachzuweisen; im Uebrigen ist unsere Auffassung der letzteren eine wesentlich andere, denn wir sehen in ihr gerade ein Mittel, eine Einheit als Steuerobject zu schaffen, neben welcher es nur noch eine andere Einheit, nämlich das Einkommen, gibt. In beiden Einheiten sind allerdings verschiedene Arten des Vermögens und des Einkommens denkbar. Diese sollen aber nur dazu dienen, gleichsam als Bausteine die ganzen Gebäude sowohl des Vermögens als auch des Einkommens darzustellen, so daß die von dem einzelnen Bürger zu zahlende Steuer ebenfalls als je eine Einheit gedacht wird und nach geschehener technischer Ausführung alle weiteren Rücksichten darauf verschwinden, ob der eine oder der andere Baustein eine höhere oder geringere Versteuerung vertragen könnte. Unter der Einheit der Vermögenssteuer würden dann die bisherigen einzelnen Steuern, wie Grund-, Gebäude-, Gewerbe-, Luxus-, Hunde- u. s. w. Steuern als solche verschwinden müssen. Soll das Vermögen in seinem Gesammtbegriff von den Bürgern mit einer Gesammtzahl declarirt werden, so würde die Vermögenssteuer etwa in einem Procentsatze aus dieser Gesammtzahl zu bestehen haben, dessen Maß sich nach dem Gesammtbedürfnisse des Staates richtet. Es ließe sich theoretisch auch der Weg denken, daß die jetzt bereits vorliegende, durch Declaration gefundene Summe des Einkommens des einzelnen Bürgers, so weit es aus einer im Besitze desselben befindlichen realen Quelle fließt, kapitalisirt und so die Zahl gefunden würde, welche das steuerpflichtige Vermögen darstellt.

Daß bei diesem System eine Anzahl von Vermögensobjecten zur Besteuerung herangezogen werden würde, die bis jetzt unversteuert sich im Besitze der Bürger befinden, daß also in diesem Sinne eine stärkere Anspannung der Steuerkraft die Folge sein müßte, leuchtet von selbst ein. Außer den oben erwähnten Beispielen führen wir besonders eines an. Stiftungskapitalien sind unseres Wissens bis jetzt fast in keinem Bundesstaate besteuert, namentlich diejenigen nicht, welche sich in der todten Hand, in der Hand juristischer Personen und privater Administrationen befinden, Stiftungen, deren Zweck, wie ihn die Stifter wollten, im Lauf der Jahrhunderte verschwunden ist, so daß die Zinsen admassirt werden. Nach einer in den siebenziger Jahren von der bayerischen Regierung veranlaßten Zusammenstellung beläuft sich die Summe dieser Stiftungskapitalien allein in Bayern auf mehr als 300 Millionen Mark.*) Die Idee der „ausgleichenden Gerechtigkeit" im Steuerwesen, die bis jetzt nur wie ein wesenloses Schemen in der staatswissenschaftlichen Theorie eine ehrenvolle Stellung einnimmt, kann nur durch das System der Vermögenssteuer in Verbindung mit einer gut geregelten Einkommensteuer, wie die jetzige preußische, zur leibhaftigen Wirklichkeit werden. Warum soll, wenn der Bauer sein Gütchen, von dem seine Existenz abhängt, versteuern muß, nicht auch das Schmuckkästchen versteuert werden, von dem die Existenz der Besitzerin unabhängig ist? Beides erfreut sich des Staatsschutzes.

Es fragt sich nun, wie sich zu diesem Systeme die in Preußen geplante Ueberweisung der Grund-, Gebäude- und Gewerbesteuer an die Gemeinden verträgt?

Allerdings würde Beides nicht mit einander zu vereinigen sein, wenn man die Ueberweisung so verstehen wollte, daß den Gemeinden dasselbe Besteuerungsrecht bezüglich dieser Steuerobjecte, wie ein Finanzhoheitsrecht des Staates, übertragen würde. In diesem Falle würde eine Doppelbesteuerung derselben eintreten, an die selbstverständlich Niemand denkt. Den Gemeinden unserer Zeit, die organische Glieder der Staaten und nicht mehr, wie in früheren Zeiten, Staaten im Staate sind, gebührt kein Besteuerungsrecht. Die Zulässigkeit der gemeindlichen Verbrauchssteuern bestreitet die heutige Staatswissenschaft und verurtheilt sie im Prinzipe allgemein, und das Recht der Gemeinden, Umlagen zu erheben, ist begrifflich kein Besteuerungsrecht. Der Sinn der Ueberweisung der Grund-

*) Die Grundsätze der Steuerpolitik ꝛc. (Tübingen, Laupp 1880.) S. 57, 355.

*) Gegenwart 1890 Nr. 25 S. 387.

Digitized by Google

u. s. w. Steuern an die Gemeinden ist eben nur der, daß ihnen die Mittel geschafft werden sollen, jene Verbrauchssteuern und Umlagen abzuschaffen, aber auch Staatszuschüsse zu gewissen Gemeindezwecken, wie Schul- und Wegbaulasten, entbehren zu können, so daß diese Letzteren als solche aus dem Ausgabeetat des Staates zu verschwinden hätten. Der Kreis der selbständigen politischen Befugnisse der Gemeinden findet im Verhältnisse zum Staate im Selbstverwaltungsrecht seine Erschöpfung und Umgrenzung. Hiernach denken wir uns die praktische Gestalt der Ueberweisung jener Steuern an die Gemeinden so, daß der Staat in der Veranlagung und Erhebung der allgemeinen Vermögenssteuer auch die Grund-, Gebäude- und Gewerbesteuer mit veranlagt und erhebt, wie es dermalen geschieht, und nur den Ertrag derselben, wie er sich aus dem im Gemeindebezirke gelegenen Grund- u. s. w. Vermögen ergibt, nach Abzug einer für die Verwaltungskosten zu bemessenden Summe, an die Gemeinden hinüberzahlt — eine einfache Kassenmanipulation.

So einfach uns der Gedanke auch erscheinen mag, der dem Steuerreformplan des preußischen Finanzministers zu Grunde liegen dürfte, — seine Ausführung würde eine sehr verwickelte, vielverzweigte und zeitraubende Arbeit werden, vor welcher man aber nicht zurückschrecken wird. Das Gesammtvermögen jedes Einzelnen in einer Zahl, die sich aus verschiedenen Zahlen zusammensetzen muß, darzustellen, kann zur Aufgabe entweder dieser Einzelnen, Declaration, oder des Staates, Einschätzung, gemacht werden.

Die Andeutungen, welche im Reichsanzeiger über die Fortbildung der preußischen Steuerreform zu lesen waren, lassen die vorliegenden Pläne durchaus nicht genau erkennen und scheinen nur dazu bestimmt gewesen zu sein, eine Anregung dazu zu geben, daß sich die öffentliche Meinung in der Presse kund gebe. Das hat sie bis jetzt nur sparsam gethan. So sagt z. B. die Allg. Zeitung: „Die völlig gleiche und gerechte „Besteuerung jeder Form des Besitzes und des Einkom„mens bedeutet zugleich eine Entlastung, die allen Klassen „zu gute käme. Sie ist im besten Sinne des Wortes staats„erhaltend und ein Weg zur Sozialreform, wie er praktischer „bisher nicht in Angriff genommen ist.“*) Auch auf freisinniger Seite schreckt man vor einer allgemeinen Vermögenssteuer nicht zurück und sieht namentlich in ihrer Verbindung mit der jetzigen preußischen Einkommensteuer ein Mittel, die Klagen verstummen zu lassen, welche gegen die nordamerikanische property tax erhoben werden. Man sieht in dieser Verbindung einen gesunden steuerpolitischen Gedanken, hegt aber, wie gewöhnlich, Mißtrauen gegen eine Steuerentlastung u. dergl. Es will uns bedünken, daß in Preußen durch jene Vereinigung mit einem Schlage sehr bedeutende Mittel in die Staatskasse fließen würden, wenn die allgemeine Vermögenssteuer neben der bisherigen Besteuerung des Grundbesitzes, des Gewerbes u. dergl. auch allen übrigen Besitz, Kapital, Mobiliar, Luxus u. s. w. träfe, so daß auch nach Ueberweisung der Grund- und Gewerbesteuer an die Gemeinden gegen Wegfall der Staatszuschüsse an die Letzteren jene Mittel das dermalige Staatsbedürfniß weit überschreiten und zunächst einen einmaligen Ueberschuß der Staatseinnahmen gegen die Ausgaben bilden könnte, der es gestattete, in den darauffolgenden Jahren eine Steuerermäßigung vorzubereiten und mit Sicherheit eintreten zu lassen.

Die Verbrauchssteuern und die indirecten Steuern überhaupt beruhen lediglich auf dem Bedürfniß der Staaten und der Gemeinden und auf dem Mangel prinzipiell aufgestellter und durchgeführter Steuersysteme.**) Schäffle***) nennt sie sehr zutreffend: „Mittel individualisirender Selbstbelastung und Selbstentlastung, Mittel ergänzender Belastung der entschlüpften Steuerkräfte, Mittel zur Heranziehung der Ausländer, welche Vermögen und Einkommen aus dem Inlande beziehen und zur Ausgleichung fehlerhafter und summarischer Bemessung der directen Steuern.“ Man würde nie dazu gekommen sein, solche Belastungen, z. B. die Salzsteuer, einzuführen, wenn man nicht Geld gebraucht hätte, welches die bestehenden Steuersysteme nicht beschaffen konnten, Systeme, bei denen allerdings viele und gerade sehr gute Steuerkräfte „entschlüpft“ waren und heute noch entschlüpfen. Deshalb, sagt Schäffle weiter, hätten sich die Zeitgenossen in die indirecten Steuern fast verliebt. Erwägen wir nun, daß in dem Einkommen sich auch der Maßstab des Verbrauches im weitesten Sinne abspiegelt, daß das größere Einkommen mehr verzehren kann und thatsächlich mehr verzehrt, als das kleinere, und daß, wenn der Staat durch eine zweckmäßig bemessene Vermögens- und Einkommensteuer in die Lage gesetzt wird, die Production nicht mit besonderen Steuern, z. B. Braumalzsteuern, belasten zu müssen, folglich die Preise der Producte, z. B. des Bieres, sinken müssen, so wird der indirecten Besteuerung nach und nach jeder Boden seiner Zweckmäßigkeit entzogen und sie werden nicht mehr nöthig werden. Und doch sind sie ein Fortschritt gegen die ältere Wirtschaftspolitik. Wir erinnern an die Zeit des Ueberganges der Feudal- und Naturalwirthschaft zur Geldwirthschaft, der sich durch den Umschwung des Handels vollzog. Die Fürsten und die Verwaltung ihrer Länder — Staaten waren es ja noch nicht — brauchten Geld, viel baares Geld, und um es zu beschaffen, griffen sie zuerst zu dem Mittel der Geldverschlechterung. Die Münzen wurden geringwerthiger geprägt, wofür Dante bekanntlich den größten Meister dieser Kunst, König Philipp den Schönen von Frankreich, in der Hölle braten und schmoren ließ. Dann flossen nach der Entdeckung Amerikas aus den Silberbergwerken Mexikos und Perus zwar reiche Silberschätze nach Spanien, und Silbergeld wurde in reichen Massen geprägt. Da aber in Folge hiervon der Geldwerth in Spanien sank und die Waarenpreise stiegen, so daß die Kaufleute fast aller europäischen Länder ihre Waaren auf den spanischen Markt warfen, floß das auf dem Seeweg nach Spanien gelangte Silber auf dem Landwege wieder hinaus nach England, Italien und Frankreich. In England trieben die Könige, z. B. Eduard IV., Wollhandel auf eigene Rechnung, um beim Parlament kein Geld verlangen zu müssen. Um diese Zeit hob sich das Städtewesen in Deutschland empor. Die Städte brauchten große Mittel. Sie wurden nicht von Kaiser und Reich unterstützt, sondern das umgekehrte Verhältniß fand statt. Es entstanden die städtischen Verbrauchssteuern und hielten sich bis auf den heutigen Tag neben den nach und nach sich entwickelnden Steuersystemen des modernen Staates bis zur Einkommensteuer. Seit der Gründung des neuen deutschen Reiches und seitdem es eine Sozialpolitik gibt, sehen wir Steuerfragen aller Art in den Kreis der öffentlichen Discussion treten und nicht mehr von der Tagesordnung verschwinden. Im Jahre 1875 betonte, unseres Wissens zum erstenmale, die deutsche Wissenschaft die Nothwendigkeit einer Verbindung der Einkommensteuer mit der Vermögenssteuer im vorhin entwickelten Sinne.*) Zugleich widerlegt sie die Auffassung Schäffle's und sein Gleichniß mit der Henne, eine Widerlegung, welche bei ihrer Sieghaftigkeit hier nicht wiedergegeben zu werden braucht. Wir haben sie oben bereits mit einigen Worten angedeutet. Heute tritt diese Frage, durch das Programm des preußischen Finanzministers aus dem Rahmen der Theorie heraus auf das Gebiet der Praxis, wie es bereits in einigen Cantonen der Schweiz geschehen ist.

Sonst geht die Entwickelung ihren Weg unaufhaltsam weiter. Je größer der Erfolg einer wirthschaftlichen Politik, desto größer der Antrieb, sie nachzuahmen. In der älteren Zeit, von welcher wir vorhin sprachen, war es die Politik der Holländer, die den Ton für ganz Europa angab, weil man vor Augen sah, daß die Holländer reiche Leute dabei geworden waren. Auch der Erfolg der preußischen Steuerreform, der bezüglich der Einkommensteuer schon vorliegt und 40 Millionen Mk. ohne Mühe aus bisher verborgenen Quellen hervorzauberte und der Erfolg ihrer Verbindung mit einer allgemeinen Vermögens-

*) Allg. Zeitung (München) Nr. 116.
**) Trötsch, Die bayer. Gemeindebesteuerung I. München, Beck.
***) A. a. O. S. 358.

*) Schriften des Vereines für Sozialpolitik. 1875. S. 21. XI.

Digitized by Google

steuer, die mit Sicherheit erwartet werden darf, nachdem der erste Wurf gelungen, — wird Nachahmung zunächst in den Gliederstaaten des Reiches finden und man braucht kein optimistischer Heißsporn zu sein, um sich der Hoffnung hinzugeben und sie auszusprechen, daß bald, sei es verfassungsmäßig, sei es thatsächlich, die preußische Steuerreform, sich aus sich selbst weiter entwickelnd, eine Umgestaltung des ganzen Steuerwesens im Reiche zur Folge haben wird.

Wir müssen zum Schlusse noch mit einigen Worten auf die vorhin ausgesprochene Meinung zurückkommen, daß das neue preußische Steuersystem den Ver- und Gebrauchssteuern und den indirecten Steuern überhaupt den Boden ihrer Zweckmäßigkeit entziehen werde und schränken sie zunächst insofern ein, daß wir damit nicht auch die auf der Handelspolitik beruhenden Zölle treffen wollen, obwohl in der praktischen Einführung dieser letzteren sehr oft nur der Schleier erkannt werden kann, der eine indirecte Steuer verhüllen soll. Die Handelspolitik wird wegen ihres internationalen Charakters stets von anderen Gesichtspunkten und Motiven abhängig sein, als die Steuerpolitik des einzelnen Staates. Wir halten das erhoffte und wünschenswerthe Verschwinden der indirecten, namentlich der Ge- und Verbrauchssteuern für eine Frage der Zeit, für eine Erscheinung der Zukunft, abhängig von dem Erfolge des neuen Systems. Aber das steht heute schon fest, daß nicht sie, sondern nur die Vermögens- und Einkommensteuer auf einem vernünftigen Rechtsgrund beruhen. Die von ihnen getroffenen Gegenstände, z. B. diejenigen, welche zur Ernährung der Menschen dienen, sind nicht „entschlüpfte", sondern wir halten sie überhaupt nicht für Steuerobjecte und wenn der größere oder geringere Bedarf als Steuerobject aufgefaßt werden wollte, so würde ein Begriff, ein Abstractum, das Steuerobject sein. Begriffe kann man aber nicht besteuern. Der Bedarf läßt sich auch in der Person des Bedürfenden nur auf kurze Zeiträume aus dem thatsächlichen Consum und auch hier nur annähernd erkennen. Er kann mit jedem Tage wechseln, aber die Steuer dauert fort. Deshalb glauben wir berechtigt gewesen zu sein, vorhin zu sagen, daß der Maßstab des Verbrauchs im weitesten Sinne sich in der Regel im Einkommen abspiegelt. Wer viel einnimmt, braucht seinen Bedarf nicht zu beschränken; er versteuert also schon seinen Bedarf in seinem Einkommen bezw. in seinem Vermögen. Was er mit diesen schon versteuerten Mitteln für seinen Lebensbedarf kauft, kann nicht noch einmal zur Versteuerung herangezogen werden. In diesem Sinne hat von jeher den meisten indirecten Steuern der Rechtsgrund gefehlt. Man hat allerdings in früherer und in neuerer Zeit bei uns nicht viel nach diesem Rechtsgrunde gefragt. Die Steuerpolitik bestimmte ihre Maßregeln nur nach dem Bedürfniß des Staates und früher des Hofes einerseits und nach der Ergiebigkeit des Steuerobjects, welches man wählte, andererseits. Erst das Einkommensteuersystem hat hierin, aber auch erst zum Theil, Wandel geschafft. Wenn nun der Staat mit dem preußischen Einkommensteuergesetz sich seinerseits auf den Rechtsstandpunkt stellt, indem er von den Bürgern wahrhafte Declarationen verlangt und erzwingt und denselben Standpunkt auch bei der allgemeinen Vermögenssteuer einnehmen wird, so muß er folgerichtig in der Steuerpolitik den Rechtsstandpunkt überhaupt anerkennen. Von diesem Gesichtspunkte aus wird er mit ausgleichender Gerechtigkeit die beiden Steuerquellen, Einkommen und Vermögen einerseits in ihren Tiefen zu erforschen und andererseits die auf sie zu legenden Steuern so zu bemessen haben, daß sie die Bedürfnisse der Staatsverwaltung auch ohne die indirecten Steuern decken. Von einem Sprung in das Dunkle wird man bei den bereits erzielten Erfolgen nicht reden können, um so weniger als die beiden Steuern der Zukunft ihrer Natur nach elastisch sind, und durch das Einleben in dieselben eine Veränderung in den Preisverhältnissen entstehen wird, durch welche eine schärfere Anspannung der Steuerkraft des Einkommens und des Vermögens sich wieder ausgleicht.

Wir haben noch nicht erwähnt, daß die praktische Ausführung der indirecten Steuern an die Arbeitskraft des Staates und der Gemeinden große Anforderungen stellt und daß namentlich die Gemeinden auf diesem Gebiete viele Arbeit auch vom Staate zu ihren eigenen hinzu aufgebürdet erhalten haben, wofür ihnen keinerlei Vergütung gewährt wird. Alle diese Arbeiten gehen künftig in denjenigen auf, welche für die Ausführung der Einkommen- und Vermögenssteuer erforderlich sind, ohne sie zu vermehren.

Auch in der wissenschaftlichen Polemik würde so mancher Streit-Gegenstand verschwinden. Die Werke über Steuerpolitik enthalten eine Unmasse von Untersuchungen über Zweckmäßigkeit, Ergiebigkeit, Ausführbarkeit, ja hie und da sogar Rechtmäßigkeit dieses oder jenes zur directen oder indirecten Besteuerung sich eignenden Gegenstandes. Freilich würden alle diese Schätze der Gelehrsamkeit mehr oder weniger entwerthet werden. Aber ihren culturhistorischen Werth behalten sie deswegen doch.

Der Zonentarif-Minister.

Von G. J. Guttmann.

Am 9. Mai ist im Budapester Handelsministerial-Palais ein Mann gestorben, der noch vor wenigen Jahren ein kleiner oberungarischer Comitatsbeamter, seit sechs Jahren Minister, seit zwei oder drei Jahren aber eine der meistgenannten Persönlichkeiten Oesterreich-Ungarns gewesen war und der über die Grenzen der habsburgischen Monarchie hinaus sich eines großen und nicht unverdienten Rufes erfreute. Ungarn hat in Gabriel Barosz von Belrus einen seiner bedeutendsten Menschen verloren. Es hat fähige Leute in allen Zweigen und Fächern des öffentlichen Lebens, es hat keinen, der dem Verstorbenen in dem, was seine Spezialität war, auch nur das Wasser zu reichen vermöchte. Vor mehr als zwei Generationen hat der Mann, den seine Landsleute den „größten Ungar" nannten, hat Stephan Szechenyi den Plan gefaßt, seine Heimath wirthschaftlich zu reorganisiren und durch eine ökonomische Palingenesis die politische Emanzipation Ungarns vorzubereiten. Ein zufällig hingeworfenes Wort Talleyrand's in einem Pariser Salon soll den jungen österreichischen Cavallerie-Offizier auf die Idee gebracht haben. Ungarn lag in einer Art von Winterschlaf, als Stephan Szechenyi seine Thätigkeit begann; mit Fug und Recht durfte Metternich sagen, daß zwei Stunden hinter Wien, hinter der St. Marxer Linie Asien beginne. Stephan Szechenyi versuchte aus Ungarn ein Stück Europa zu machen. Die Ereignisse von 1848 und 1849 schienen Ungarn aus der Reihe der Nationen streichen zu sollen, sie stärkten es nur; „die fremden Herrscher kommen und gehn; doch wir gehorchen und bleiben stehn." Die kriegerischen Vorgänge von 1859 und 1866 zerstörten das alte Oesterreich; mit einem Federzug mußte preisgegeben werden, woran Maria Theresia, Joseph II., Stadion und Bach gearbeitet hatten. An die Stelle der Einheit des Reiches trat der Dualismus. Die staatsrechtlichen Unterlagen des Ausgleichs schuf Franz Deak, ein genialer politischer Naturalist, Julius Andrassy gestaltete ihn parlamentarisch wie administrativ aus. Aber der Rahmen, den Deak gegeben, in den Andrassy politischen Gehalt hineinzulegen gewußt hatte, blieb doch theilweise unausgefüllt, so lange Ungarn nicht wirthschaftlich auf eigenen Füßen zu stehen vermochte. Die politische Emanzipation hatte Szechenyi vorbereitet durch seine wirthschaftliche Thätigkeit, jetzt mußte eine große wirthschaftliche Action das politische Gebäude abschließend krönen. In Gabriel Barosz von Belrus fand Ungarn den rechten Mann dazu.

Natürlich hat auch dieser Heiland seinen Johannes gehabt; sein Vorgänger im Communicationsministerium Koloman von Pechy und der frühere Staatssekretär im Ackerbauministerium Alexander Matlekovics haben nicht wenige der Grundlinien der späteren Action vorgezeichnet, aber wie fragmentarisch war doch alles, was sie thaten! Erst der kräftige Slovake aus dem Trencsiner Comitat sollte als Staatssekretär und Minister der Testamentsexecutor Szechenyi's werden. Er ist eigentlich der

Digitized by Google

Schöpfer und bahnbrechende Verwirklicher der modernen ungarischen Handelspolitik geworden, die in ihren letzten Zielen auf nichts anderes hinausläuft, als auf eine Art Aushungerung Cisleithaniens. Der wirthschaftliche Schwerpunkt des Donaureiches soll nach Osten verschoben werden. Den politischen wollte Friedrich von Gentz schon 1809 nach den Tagen von Wagram dorthin verlegt wissen und Bismarck hat dem Rechberg'schen, vorköniggrätzschen Oesterreich diesen Rath Anfang der sechziger Jahre in einem Gespräch mit dem Grafen Karolyi wiederholt. Zum guten Theil ist er auch verwirklicht worden, die ungarische Hälfte der gemeinsamen Monarchie ist heute innerhalb derselben, politisch die bei weitem mächtigere. Nach der ökonomischen Seite hin wurde sie es durch Barosz und bis vor kurzem schritt er von Sieg zu Sieg, von Erfolg zu Erfolg. Erst als sich die letzten Ziele seiner Handelspolitik absolut nicht mehr verkennen ließen, als die wichtigsten gemeinsamen Verkehrsanstalten des Habsburger-Reiches, wie der Lloyd und die österreichisch-ungarische Staatsbahn theils zertrümmert, theils wie die Südbahn und die Donau-Dampfschifffahrtsgesellschaft bedroht oder der Capitulation vor Ungarn nahegebracht waren, als die Eisenbahntarifpolitik des Ministers, als sein System der geheimen Refactien die internationale Stellung der Monarchie zu bedrohen schien, raffte man sich an entscheidenster Stelle auf. In den letzten acht oder neun Monaten fing er an in Wien einem Widerstand zu begegnen, den er früher nie gefunden hatte.

Gabriel von Barosz ist außerhalb der Grenzen Ungarns durch den Zonentarif, der gleich der französischen Revolution und der Influenza bestimmt erscheint, die Reise um die Welt zu machen, am bekanntesten und populärsten geworden, doch wäre es einseitig und ungerecht, ihn nur nach dieser einen Leistung beurtheilen zu wollen. Auch gehört die Idee des Zonentarifs ihm keineswegs an; der Gedanke, ähnlich dem Einheits-Brief-Porto Rowland Hill's ein Einheits-Personen-Porto zu schaffen, ist in England schon in den sechziger Jahren aufgetaucht und in Deutschland durch Perrot vertreten worden. Die Idee aufgegriffen und zur That umgesetzt zu haben, bleibt aber das unbestrittene Verdienst des Verstorbenen. Das ungarische Staatsbahnnetz hat er von 4000 auf mehr als 7000 Kilometer erweitert, die Einnahmen aus dem Personenverkehr, die 1887 siebeneinhalb Millionen Gulden betrugen, sind 1891 auf mehr als fünfzehneinhalb Millionen gestiegen. Das Netz der Vicinalbahnen ist durch ihn mehr als vervierfacht worden, es umfaßt heute mehr als 3000 Kilometer. Den Hafen von Fiume, der eine gefährliche Concurrenz für Triest geworden ist, hat er sozusagen geschaffen. Er hat dort über 10 Millionen Gulden investirt, der Verkehr Fiumes aber, der 1880 knapp $34^1/_2$ Millionen Gulden betrug, erreichte 1890 schon die Höhe von $88^3/_4$ Millionen. Die Verbesserung und Erweiterung des Telegraphennetzes, der neue Frachtentarif auf den Bahnen, die Unterstützung von industriellen Neugründungen — mehr als 300 Fabriken sind in den sechs Jahren seiner Ministerschaft in Ungarn neu errichtet worden! — die Regulirung der oberen Donau und des eisernen Thores, die Arbeiter-Unfallversicherung (nach reichsdeutschem Muster), die Einführung der obligatorischen Sonntagsruhe, die Errichtung der Handels-Agenturen im Orient — die ganze Liste erschöpft noch immer nicht den Umfang dessen, was er geleistet hat. Sittlich noch höher als alles das steht, daß er in einem Lande, in dem die politische Corruption, wenn sie nur wirklichen oder vermeintlichen nationalen Interessen diente, fast zur Höhe einer Staatsinstitution erhoben worden war, mit eisernem Besen den Augiasstall auskehrte und Ordnung zu schaffen und zu erhalten wußte. Es liegt eine Art von Ironie des Schicksals darin, daß dieser Slovake, der alle die charakterisirenden Züge seines Stammes hatte, vor allem dessen zähe Geduld, durch sein Wirken der mächtigste Propagator geworden ist, den die ungarische Staatsidee gehabt hat.

Dem österreichischen Staat hat er schwere Wunden geschlagen und es bedurfte der vollsten Autorität der maßgebendsten Stelle im Reich, um ihn, als er auf dem Umweg geheimer Refactien und Frachtenbegünstigungen das System der mitteleuropäischen Handelsverträge zu Gunsten Ungarns zu stören suchte, zur Ordnung zu bringen. Man kann übrigens, ohne Prophet zu sein, voraussagen, daß sein Nachfolger sich so ziemlich auf denselben Linien bewegen wird, wie er, wenn auch vielleicht mit weniger Festigkeit als er. Das wird nicht hindern, daß österreichische Politiker auch fernerhin in kurzsichtiger Verblendung die Geschäfte Ungarns besorgen werden. Unwillkürlich erinnert man sich an das Wort, das Kossuth's Minister des Innern, Bartholomäus von Szemere über Wien und die Wiener von 1848 schrieb: „Metternich's Regiment," sagt er, „hatte die Wiener zu solchen politischen Kindern gemacht, daß sie einer Revolution zujauchzten, die, wenn erfolgreich, bewirkt haben würde, daß in den Straßen Wiens Gras gewachsen wäre." Wenn in den Straßen Wiens heute noch immer kein Gras wächst, so ist das nicht die Schuld des Verstorbenen. Wenn Wien, das hinter Berlin zurückgeblieben ist, von der Hauptstadt Ungarns fast erreicht wird, so gebührt hieran dem verstorbenen ungarischen Handelsminister der größte Antheil. Als getreuer Testamentsexekutor Stephan Szechenyi's hat er den wirthschaftlichen Schwerpunkt der Monarchie nach Osten verrückt; die politischen Consequenzen daraus machen sich ja heute schon vielfach fühlbar, doch wird der Unbefangene außerhalb Oesterreichs allerdings zugeben müssen, daß Europa, als Ganzes betrachtet, darüber zu klagen nicht Grund hat. Der Prozeß, der sich von Gentz bis Barosz — über Bismarck — vollzogen hat, wird im zwanzigsten Säculum seine Fortsetzung finden, diesem bleibt auch das endgültig abschließende Urtheil über dessen Berechtigung und Verdienst vorbehalten. Ueber das Verdienst des gewaltigen Kämpen aber, der ihn in unseren Tagen so beschleunigt hat, steht das Urtheil wohl heute schon fest. Gabriel von Barosz war ein Mann aus einem Guß, nicht ein Mann neuer Ideen, aber der Mann machtvoller Thaten, Ungarn hat allen Grund, um ihn zu klagen. Es wird ihm einen Nachfolger geben, aber ihn nicht ersetzen können, denn es hat keinen zweiten, wie er war.

Literatur und Kunst.

Ein neuer Gegner des Darwinismus.

Von Arthur Drews.

In die Siegerruhe unserer Darwinisten, die heute in der Wissenschaft den Ton angeben und die Entwickelungshypothese des englischen Naturforschers als eine zum mindesten in ihrem wesentlichen Theile unzweifelhaft „bewiesene Thatsache" darstellen und unter die Leute zu bringen lieben, dürfte eine Schrift recht störend eindringen, welche sich zur Aufgabe gemacht hat, jene Anschauung zu widerlegen und das blendende Gewebe von Voreingenommenheiten, Trugschlüssen und unbewiesenen Behauptungen zu zerstören, wie es unter dem Deckmantel exakter Wissenschaftlichkeit gegenwärtig über alle teleologische Naturauffassung glaubt triumphiren zu können und eine so große Verwirrung zumal auch in Laienkreisen angerichtet hat. Von niemandem läßt sich bekanntlich heute der Uneingeweihte leichter imponiren als von der modernen Naturwissenschaft. Ueberwältigt von der augenscheinlichen Beweiskraft ihrer praktischen Erfolge, bringt er ihr auch in rein theoretischen Fragen eine unschuldsvolle Gläubigkeit entgegen, die hier für beide Theile um so gefährlicher wirkt, als auch die Naturwissenschaft von dieser allgemeinen Anerkennung sich geschmeichelt fühlt und, um die an sie geknüpften Hoffnungen zu rechtfertigen, nur allzu leicht sich hinreißen läßt, Resultate für wissenschaftlich bewiesen auszugeben, die hierauf in Wahrheit keinen Anspruch erheben können. Geradezu verderblich aber wird der Einfluß dieser Wissenschaft, wenn es sich dabei um Fragen handelt, welche den unmittelbaren Kern des geistigen Lebens selbst berühren, wenn die Natur-

Digitized by Google

wissenschaft sich anmaßt, über Dinge abzuurtheilen, die gänzlich außerhalb ihres Gesichtskreises liegen, und für die sie weder die richtigen Erkenntnißmittel, noch auch das nöthige Verständniß besitzt, wie dies mit der Entwickelungslehre und der an sie unmittelbar sich anschließenden Probleme der Fall ist. Nicht daß die moderne Naturwissenschaft eine Entwickelung aller Lebewesen aus niederen Formen lehrt, soll ihr zum Vorwurf gemacht werden und ist das Gefährliche, auf das soeben hingedeutet wurde, sondern die Art und Weise, wie sie diese Entwickelung zu Stande gekommen sein läßt, ihre Behauptung der rein mechanischen Natur des Prozesses und ihre Verallgemeinerung und Ueberspannung dieser Behauptung, alles Geschehen in der Welt sei überhaupt nur mechanisch, weil sie, die Naturwissenschaft, es mit dem Mechanismus allein zu thun hat. Die verständnißlose Ignorirung des teleologischen Faktors auch im Naturgeschehen, die letzten Endes nur auf einem Mangel an philosophischer Bildung beruht, ihre Anmaßung, welche darin liegt, die Gesetze des Naturgeschehens unmittelbar auch auf das geistige Leben anzuwenden und Alles in das öde Gesichtsfeld des Materialismus einzuzwängen, das sind die Schattenseiten einer Wissenschaft, die hiermit unter der Menschheit beinahe ein größeres Unheil anrichtet, als sie auf der anderen Seite durch ihre praktischen Ergebnisse wieder auszugleichen vermag.

Da kann man es denn nur mit Freuden begrüßen, wenn aus der Mitte der Naturforscher selbst sich ein Protest gegen eine derartige „Wissenschaftlichkeit" erhebt und die Grenzen des Naturerkennens einmal wieder klar abgesteckt werden. Otto Hamann, Privatdozent der Zoologie an der Universität Göttingen, hat diese Aufgabe in seiner Schrift „Entwickelungslehre und Darwinismus*) in sehr geschickter Weise gelöst. In gemeinfaßlicher Darstellung, so daß auch der Naturwissenschaft ferner stehende Kreise sich über die in Frage kommenden Probleme unterrichten können, sucht der Verfasser den Nachweis der gänzlichen Haltlosigkeit der darwinistischen Lehren zu führen und unter Beibehaltung ihrer berechtigten Elemente zugleich den Grund für einen neuen Aufbau der Entwickelungslehre zu legen.

Die Grundvoraussetzung des Darwinismus ist bekanntlich die, daß ein Typus oder Thierstamm im Stande sei, sich in einen anderen zu verwandeln, daß sämmtliche Thierstämme aus einem Grundtypus abstammten, und somit alle durch unzählige Zwischenformen verwandtschaftlich unter einander verknüpft seien. So sollen zuerst niedere Wesen die Erdoberfläche bevölkert haben, die alsdann dem höheren Typus der Metazoen, den Würmern u. s. w., Platz machten; aus diesen sollen wiederum die Wirbelthiere hervorgegangen sein, um durch die Stufenreihe der Fische, Amphibien, Reptilien, Vögel und Säugethiere hierdurch die gesammte Entwickelungsreihe mit dem Menschen abzuschließen. Der Darwinismus nimmt hier die Paläontologie zu Hülfe, um die Thatsächlichkeit dieser Reihenfolge durch die verschiedenen Gesteinsschichten zu erhärten. Allein, wie Hamann in überzeugender Weise nachweist, geben uns jene Schichten durchaus keinen Anhaltspunkt weder für die Verwandtschaft der einzelnen Typen unter einander, noch überhaupt für einen Fortschritt ihrer Organisation. Bereits die ältesten Thierreste führenden Schichten der kambrischen Formation zeigen wohl ausgebildete, dem Typus der Gliederthiere, den Krebsen angehörige Wesen, die Trilobiten, sowie die auch heute noch vorkommenden Brachiopoden, und nirgends ist ein Uebergang zwischen diesen Formen zu entdecken. Die Freude der Darwinisten, in jenem primitiven „Morgenwesen" (Eozoon canadense), wie es sich in den laurentischen Gneißen von Kanada vorfand, den Beweis erbracht zu sehen, daß in der ältesten Formation das Leben mit der untersten Gruppe der Lebewesen, den Einzelligen, begonnen habe, hat sich leider ebenso als verfrüht erwiesen, wie die Hoffnungen, die der bekannte Bathybius Haeckelii zu erwecken schien, indem sich herausgestellt hat, daß beide Wesen alles Andere, nur keine organischen Bildungen seinen. Wie die Paläontologie lehrt, treten die verschiedenen Typen durchaus unvermittelt neben einander auf, und wenn auch unter den einzelnen Ordnungen zwar Uebergangsformen sich finden, so ist es doch durchaus voreilig, anzunehmen, als ob Gleichheiten im Bau der einzelnen sogenannten Bindeglieder zugleich auch für eine Gemeinsamkeit der Abstammung sprächen.

Da soll nun die Embryologie die Lücke ausfüllen, indem sie gleichsam vor unseren Augen den Prozeß beschreibt, durch welchen ein Organismus die gegenwärtige Stufe seiner Individualität erreicht hat. Das berühmte „biogenetische Grundgesetz" Häckel's besagt, daß die Keimesgeschichte (Ontogenie) eine abgekürzte Wiederholung der Stammesgeschichte (Phylogenie) sei, und daß daher aus den Entwickelungsstufen, die ein Embryo durchläuft, die Ahnenreihe des betreffenden Wesens sich erkennen lasse. Obgleich Naturforscher, wie K. E. v. Baer und His, von Anfang an entschieden gegen dieses Gesetz sich ausgesprochen haben, so spielt dasselbe doch eine große Rolle nicht bloß in der modernen Naturwissenschaft, und die Mehrzahl der heutigen Zoologen hält es für den Ausdruck einer unumstößlichen Wahrheit. Es ist ein besonderes Verdienst von Hamann, mit diesem Vorurtheile einmal gründlich aufzuräumen. Eine Identität in der äußeren Form thierischer Embryonen, wie Häckel sie annimmt, existirt thatsächlich nicht. Die genauere Untersuchung ergibt, daß die Embryonen bereits auf früheren Stufen ihrer Entwickelung ihre Klassen- und Ordnungscharaktere, ja, selbst Geschlechts- und individuelle Unterschiede besitzen, wie dieses auch gar nicht anders zu erwarten ist, weil aus einer absolut identischen Anlage die nachherigen Unterschiede in der Entwickelung sich nicht erklären ließen. Wunderlich genug scheint es auch um die Begründung des biogenetischen Grundgesetzes von Seiten Häckel's zu stehen. Hamann wiederholt die bereits von His und Anderen ausgesprochenen Anklagen gegen dessen wissenschaftliches Verfahren und beschuldigt ihn geradezu, seinem darwinistischen Dogma zu Liebe die Thatsachen absichtlich gefälscht und zum Beweise, daß die Eier des Menschen, des Affen und Hundes sich bereits gleichen, in seiner „Natürlichen Schöpfungsgeschichte" dreimal denselben Holzschnitt neben einander abgedruckt zu haben(!) Wie dem auch sei, Hamann hat auch noch aus anderen Gründen nicht so ganz Unrecht, wenn er sagt: „Es ist die Pflicht eines Jeden, der weiß, in welchen Kreisen die Häckel'schen Bücher, seine Schöpfungsgeschichte und Anthropogenie, gelesen werden, der weiß, daß sie mit den Büchern eines Büchner zusammen, durch ihre Vermuthungen für Thatsachen ausgebende Art ein unberechenbares Unheil in dem diese Worte für Wahrheit nehmenden Leserkreis angerichtet haben, diesen Machwerken entgegenzutreten." Jedenfalls lassen die Veränderungen, die das Ei bis zur ausgebildeten Form durchläuft, einen Rückschluß auf seine Ahnen nicht zu, und daher ist auch aus der Embryologie ein Beweis für die Abstammung im Sinne des Darwininismus nicht zu erbringen.

Aber vielleicht gelingt es, mit Hülfe der Morphologie oder der Lehre von den Formen und Gestalten der Lebewesen die Ableitung der einzelnen Typen von einander zu begründen? Wenn man die ungeheuren Anstrengungen erwägt, welche heute die gesammte Zoologie darauf verwendet, die Phylogenie, d. h. die Stammesgeschichte der Lebewesen, festzustellen, so ist es von vornherein wenig Vertrauen erweckend, zu sehen, wie sehr hier die Meinungen der einzelnen Forscher sich widersprechen. Wenn auch bei den Wirbellosen die Möglichkeit einer Ableitung nicht ausgeschlossen ist, so ist es doch bisher noch nicht gelungen, insbesondere die Abstammung der Wirbelthiere aus niederen Wesen begreiflich zu machen, und alle Versuche in dieser Richtung sind nichts als haltlose Phantasien, die gar nichts vor den Spekulationen eines Schelling und Oken voraushaben. Es ist, worauf schon Eduard von Hartmann in seiner viel zu wenig gekannten Schrift über „Wahrheit und Irrthum im Darwinismus" hingewiesen hat, der methodologische Grundfehler der heutigen Zoologie, aus einer ideellen Verwandtschaft sofort auf eine genealogische zu schließen und

*) Eine kritische Darstellung der modernen Entwicklungslehre und ihrer Erklärungsversuche mit besonderer Berücksichtigung der Stellung des Menschen in der Natur. Jena, Hermann Costenoble.

Digitized by Google

die Aehnlichkeit im Bau der Organismen sich nur aus einer Abstammung derselben von einander erklären zu können. Und doch lehrt eine unbefangene Betrachtung, wie die lebende Substanz, das Protoplasma, auf die gleichen Reize von außen immer in derselben Weise reagirt und daher ganz selbständig und unabhängig von Ihresgleichen ein Organ sich immer von neuem in gleicher Weise erzeugt, sobald nur irgendwie ein Bedürfniß dazu vorliegt. Man denke nur an die Aehnlichkeit im Bau der Sinnesorgane, Muskeln und Exkretionsorgane bei allen lebenden Wesen, wo im Entferntesten nicht an eine Verwandtschaft zu glauben ist! Indem somit die homologen Bildungen nur analoge sind, ist zwar eine Entwickelung, ein Hervorgehen der höheren Lebewesen aus niederen anzunehmen — zu diesem Schlusse zwingt uns überall die Natur selbst — jedoch ist damit die Möglichkeit ausgeschlossen, jene Homologie zum Beweise für eine Genealogie zu nehmen und einen Typus direct aus dem anderen abzuleiten. Was insbesondere die Wirbelthiere anbetrifft, so ist nichts im Wege, die Ordnungen der Raubthiere, Nagethiere, Hufthiere, Affen u. s. w. als neben einander herlaufende Ausstrahlungen gewisser Wirbelthier-Grundformen anzusehen, aber es ist gar kein Grund vorhanden, dieselben auseinander hervorgehen zu lassen. Es ist vor allem durchaus unzulässig, wie es unter den Naturforschern heute üblich ist, die Grenzen zwischen Mensch und Thier nach Möglichkeit zu verwischen und mit tendenziöser Ignorirung aller fundamentalen Unterschiede den Menschen, wenn nicht von einem lebenden Affen, so doch von einer ausgestorbenen Affenart abstammen zu lassen. Diese Annahme erklärt nichts, weil der Affe, dem die Möglichkeit innewohnte, sich zum Menschen fortzubilden, von allen bekannten Affenarten sich doch prinzipiell unterscheiden mußte. Sie ist aber auch durch keine einzige Thatsache zu begründen und daher nichts weniger als ein wissenschaftliches Resultat. Vielmehr wie die heutigen Typen der Wirbelthiere und Wirbellosen nur als die auf verschiedenen Entwickelungsstufen stehen gebliebenen Differenzirungen einfachster Grundformen anzusehen sind, so können auch dem Menschen nicht Grundformen, die einer Ordnung, wie die Affen es sind, das Dasein gegeben haben, sondern der Mensch verdankt seinen Ursprung solchen Formen, die, einem Drang ihres Innern gehorchend, nicht einem besonderen Kreis von Lebensbedingungen sich anpaßten, nicht zufrieden waren mit der erreichten Höhe ihrer Organisation. Die Vorfahrenkette des Menschen ist also streng von der thierischen geschieden, wenngleich sie mit ihr in enger Berührung stehen mag. Und zwar hat sich die Umbildung jener Grundformen vom Allgemeinen zum Speziellen nicht, wie der Darwinismus annimmt, in unendlich langen Zwischenräumen und allmählich vollzogen, sondern rasch, stufenweise haben Perioden einer schnelleren Auswirkung von Typen abgewechselt mit solchen, in denen ein Stillstand oder eine geringere Entwickelungsfähigkeit herrschte. Diese Theorie der „heterogenen Zeugung", zu der sich im Gegensatze zur „Transmutationstheorie" des Darwinismus oder der Theorie der Umwandlung durch kleinste Abänderungen auch die Naturforscher v. Bär, Kölliker, Nägeli, Snell, Askenasy, sowie die Philosophen Fechner, Albert Lange und v. Hartmann bekennen, wird auch direct durch eine ganze Reihe von Thatsachen aus der Beobachtung bestätigt. Erwägt man die Angepaßtheit aller so entstandenen Formen an ihre neuen Lebensbedingungen und die plötzlich vorhandene Zweckmäßigkeit ihres gesammten Organismus, wie sich dieselbe z. B. beim Uebergange der Wasserthiere zu Landthieren zeigt, so gelangt man nothwendig zu der Ueberzeugung, daß hier ganz andere Faktoren mit im Spiele sein müssen, als bloßer Zufall und Ungefähr, daß eine solche Zweckmäßigkeit nur denkbar ist, auf Grund von innen herauswirkender Bildungsgesetze und überschreitet damit unmittelbar die Grenzen, welche der Darwinismus dem Naturgeschehen setzt.

In seiner directen Kritik der darwinistischen Lehren stimmt Hamann vollkommen mit v. Hartmann überein. Schon die Grundvoraussetzung des Darwinismus, auf welcher seine ganze mechanische Entwickelungstheorie beruht, die Annahme einer unbeschränkten Variabilität der Lebewesen, steht zu den Thatsachen durchaus im Widerspruch. Nie und nirgends findet sich ein Beweis dafür in der Natur, daß die Lebewesen schrankenlos nach allen Seiten hin sich verändern, sondern überall halten sich die Abweichungen von der Grundform in ganz bestimmten Grenzen und finden nach ganz bestimmten Richtungen hin statt, die deutlich einen zu Grunde ligenden Plan erkennen lassen. Aber auch der Kampf um's Dasein, der die Auslese der bestorganisirten Lebewesen bewirken und dadurch die Gesammtentwickelung bedingen soll, ist gänzlich unfähig, die ihm von Darwin zugeschriebenen Aufgaben zu erfüllen. Er kann wohl die Degeneration der Arten verhindern, aber niemals die Hervorbringung neuer, vollkommenerer Arten bewirken, nicht bloß deshalb, weil er nur auf die einem Wesen nützlichen Organe Anwendung findet und die ganze ungeheure Anzahl derjenigen individuellen Abweichungen gar nicht berührt, die für die Erhaltung eines Wesens unmittelbar nichts beitragen, sondern auch weil die Vererbung, die jene Abweichungen befestigen könnte, thatsächlich den Umfang gar nicht besitzt, welchen Darwin ihr zuschreibt. Weder vererben sich die individuellen Abweichungen in der Regel, noch bleiben sie, wenn sie über eine bestimmte Grenze hinausgehen, constant, sondern verschwinden in der nächsten Generation schon wieder. Und selbst was die nützlichen Aenderungen anbetrifft, so wäre die irgend welchen neuen Lebensbedingungen nicht gewachsene Form, ehe jene Abweichungen befestigt wären, längst untergegangen, wenn nicht außer der von Darwin sogenannten Anpassung noch andere Faktoren eingreifen würden, und plötzlich eine durchgreifende morphologische Umänderung einträte. Davon hat Darwin auch selbst eine Ahnung, denn anders ist die Aufstellung der Hülfsprinzipien nicht zu verstehen, die überall da, wo die Zuchtwahl im Kampf um's Dasein nichts leisten kann, einspringen müssen, wie vor Allem die geschlechtliche Auswahl und die sogenannte Correlation des Wachsthums. Wenn schon die Schönheit und charakteristische Gestaltung der Lebewesen, die Sexualcharaktere u. s. w. aus der ersteren nicht zu erklären sind, wie Darwin dies später auch selbst eingestanden hat, so ist die Correlation, d. h. die Thatsache, daß, falls ein Organ abändert, auch andere abändern, und zwar in zielbewußter Richtung, sodaß sofort die alte Harmonie wieder hergestellt ist, eine so unzweifelhafte Widerlegung der Annahme, der Organismus sei nur „ein mosaikartig zusammengesetztes Aggregat von Merkmalen", und ein so sicherer Beweis für ein in ihm selbst liegendes teleologisches, wenn auch unbewußt wirkendes Bildungsprinzip, daß nur blinder Parteifanatismus und unwissenschaftliche Voreingenommenheit sich gegen diese Annahme sträuben und in der Entwickelung nichts weiter sehen kann als nur ein Walten rein mechanischer Naturgesetze.

Die Darwin'sche Lehre von der natürlichen Auslese ist gar keine rein mechanische Theorie, weil allen ihren Prinzipien teleologische Faktoren zu Grunde liegen, die sie nur in tendenziöser Weise zu verhüllen bestrebt ist. Mit diesem Eingeständniß hört die Veranlassung auf, sich eigensinnig auf sie zu versteifen, wie dies heute Mode ist, und erscheint es geboten, die Entwickelungslehre vom Darwinismus abzulösen, der sein ungeheures Ansehen in der Wissenschaft nur dem Umstande verdankt, daß er die Thatsachen scheinbar auf mechanische Weise erklärt und damit der materialistischen Denkweise unserer Zeit entgegenkommt. Wie sehr der Haß gegen die Teleologie heute die Wissenschaft beherrscht, geht daraus hervor, daß selbst ein Helmholtz sich öffentlich für Darwin erklärt hat, weil es diesem gelungen sei, zu zeigen, wie Zweckmäßigkeit der Bildung in den Organismen ohne jede Einmischung von Intelligenz, allein durch das blinde Walten eines Naturgesetzes entstehen könne. Es ist aber wirklich an der Zeit, endlich einzusehen, wie gänzlich ungenügend die materialistische Erklärung des Weltganzen ist, und sich ehrlich zu gestehen, daß es bisher noch nicht gelungen ist, auch nur die einfachste Lebenserscheinung auf rein mechanische, chemische und physikalische Kräfte zurückzuführen. Wer daran noch zweifeln sollte, der lese nur das erste Kapitel von des vortrefflichen Bunge „Lehrbuch der physiologischen Chemie", eines der wenigen Forscher, der sich seine Unbe-

Digitized by Google

fangenheit zu wahren gewußt hat und so aufrichtig ist, kein Hehl aus der gänzlichen Ohnmacht der Wissenschaft in Rücksicht auf die mechanistische Erklärungsweise zu machen.

Es ist dem Naturforscher Hamann nicht hoch genug anzurechnen, daß er den Muth gehabt hat, mit dieser Gesinnungsart ebenfalls nicht zurückzuhalten und offen einem der verhängnißvollsten Modevorurtheile der Zeit entgegen zu treten, welche soviel sich gerade auf ihren Mechanismus einbildet. „Welcher Nutzen wird denn auch dadurch erreicht, daß man immer von neuem verkündet, der organische Prozeß sei in nichts unterschieden von dem unorganischen Geschehen? Wenn die wissenschaftlicheren Forscher erklären, zur Zeit sei das Leben zwar noch ein Geheimniß, aber dereinst werde es sich als mechanisches Geschehen herausstellen, so ist das wohl um etwas besser, aber nicht um viel. Denn, wo wir selbst in Chemie und Physik noch so sehr im Dunkel uns befinden, da übertreibe man doch nicht unser Wissen vom Leben, sondern erkenne die Grenzen an, die unserer Erkenntniß gesteckt sind, und die wir nicht überschreiten können. Vor allem aber lehre man nicht vom Katheder herab, daß die Lebenserscheinungen erklärbar seien!" Womit aber Hamann in den Kreisen der jüngeren Naturforscher heute geradezu einzig dasteht, das ist seine klare Einsicht in diese Grenzen seiner Wissenschaft und seine Berufung auf die Philosophie, die — wenn irgend etwas — allein im Stande ist, uns über jene Grenzen hinauszuführen und unser Spezialwissen durch eine Weltanschauung zu vervollständigen. Da ist nichts von jener bornirten Anmaßung, wie sie heute gerade in Naturforscherkreisen üblich ist und von hier aus leider auch in immer weitere Schichten dringt, jenem unreifen Dünkel, welcher sich herausnimmt, mit der Ueberlegenheitsmiene der sogenannten wissenschaftlichen „Exaktheit" mitleidig auf die Spekulation herabzublicken und über Systeme ein Urtheil zu fällen, die sie besten Falls nur aus dem „kleinen Schwegler" kennt. Hamann ist ein durchaus philosophischer Kopf, denn nur ein solcher ist im Stande, sich zu der Einsicht zu erheben, daß es eine Umkehrung des wahren Verhältnisses der Dinge ist, die geistigen Vorgänge aus materiellen begreifen zu wollen. „Das physische, das chemische Geschehen ist uns unbekannter als das psychische. Die Aeußerungen der lebenden Substanz sind dem inneren Sinn der Selbstbeobachtung zugänglich, die der unbelebten nur unseren äußeren Sinnen. Der Weg, den unsere Erklärungsversuche gehen müssen, ist also der, daß wir, von der Innenwelt, dem Bekannten ausgehen, um das Unbekannte zu erklären, die Außenwelt, wie es Bunge ausdrückt; die Außenwelt können wir nur dann hoffen, zu erkennen, wenn wir über unsere Innenwelt, kraft der Selbstbeobachtung der Vorgänge unseres Organismus, die uns der innere Sinn durch Beobachtung der Zustände der eigenen Empfindung und des Bewußtseins erschließt, uns unterrichtet haben." Wer das eingesehen hat, der ist ein für alle Mal gegen alle materialistischen Ausschreitungen geschützt, und alle Anstrengungen der Naturforscher, das Leben auf rein mechanische Weise zu erklären, können ihm nur mehr ein Lächeln abgewinnen. „So lange jedes Lehrbuch der Physiologie noch verkündet, daß die Lebenserscheinungen mechanisch erklärt werden müßten, daß das sogar das Ziel der Physiologie sei, ist für die Erforschung der Lebenserscheinungen von dieser Seite her nichts zu hoffen. Wenn erst die Meinung der Bunge, Mach und Anderer durchgedrungen ist, daß man bei der Selbstbeobachtung der seelischen Eigenschaften unseres Ichs zu beginnen habe, dann wird auch von dem Gebiete, das jetzt nothgedrungen der Philosophie allein zufällt, ein Theil der Naturwissenschaft zurückgegeben sein. Die Psychophysik, die zur Zeit ebenfalls als letztes Ziel die mechanische Erklärung sich gesetzt hat, muß erst in ihrem Beginnen selbst die Unfähigkeit erkennen, auf diesem Wege zur Erkenntniß fortzuschreiten. Wie sie jetzt sich zeigt, *berühren ihre Ergebnisse die letzten Gründe alles Geschehens überhaupt nicht.*"

Aber noch mehr! Hamann vertheidigt als Naturforscher nicht bloß die Hoheitrechte der Philosophie gegenüber der Naturwissenschaft, sondern er nimmt auch die Religion gegen die tölpelhaften Angriffe in Schutz, die ihr von Seiten der letzteren gemacht zu werden pflegen, und was das heißen will, kann nur derjenige beurtheilen, der da weiß, welche Stimmung in Naturforscherkreisen heute fast durchweg der Religion gegenüber herrscht. Mit Recht ruft er seinen Kollegen zu: „Den Vorwurf, daß dies Gebiet zu berühren nicht meine Sache sei, weise ich zurück. Nachdem von Naturforschern wahre Orgien in der Verspottung der Religion gefeiert worden sind, ist es Pflicht eines jeden anders Denkenden, seine Meinung auszusprechen, vor Allem aber den Wahnwitz zu beseitigen, daß in der Wissenschaft es sich nur um Wissen, in der Religion nur um Glauben handle." Die hämische Herabsetzung der Religion als solcher, in der nicht zum wenigsten gerade die Jenenser Schule schier Unglaubliches geleistet und eine traurige Berühmtheit sich erworben hat, ist einer der häßlichsten Auswüchse der modernen Naturwissenschaft, sie vor allem hat mit dazu beigetragen, unsere Bildung zu trivialisiren und die Zügellosigkeit der Massen zu beschleunigen, die heute geradezu eine Gefahr für die Cultur zu werden beginnt. Um so anerkennenswerther ist die Offenheit und Energie, mit welcher sich Hamann gegen dieses Product des wissenschaftlichen Hochmuthes richtet selbst auf die Gefahr hin, von seinen Kollegen dafür in Acht und Bann gethan zu werden. Wer heute die Teleologie in Schutz nimmt und die selbstverständliche Wahrheit verkündigt, daß Mechanismus und Teleologie sich keineswegs ausschließen, sondern sich gegenseitig bedingen, für den hat man ja stets den bequemen Vorwurf der Unwissenschaftlichkeit in Bereitschaft; wer als Naturforscher aber gar für die Religion sich in das Zeug wirft, der kann sicher sein, von den Seinigen als ein Unikum angestaunt und von ihnen vorläufig nicht ernst genommen zu werden, und es gehört schon ein gut Theil Muth und eine wahrhaft philosophische Denkart dazu, um sich dadurch in seiner Handlungsweise nicht irre machen zu lassen. Seien wir froh, daß es noch immer solche gibt, welche diese Eigenschaften besitzen, und hoffen wir, daß die Schrift gegen den Darwinismus von Hamann nicht der einzige Protest gegen den Zwang einer wissenschaftlichen Mode bleiben, sondern nur der Vorbote einer allgemeinen Sinnesänderung in der Wissenschaft überhaupt sein wird, die es satt hat, sich noch länger am Bande des Materialismus gängeln zu lassen.

Friedrich Stoltze.*)

Von Leopold von Sacher-Masoch.

Die politische Kleinstaaterei sind wir halbwegs los geworden, die literarische ist uns geblieben. Nur so ist es denkbar, daß man einerseits in Deutschland über Mangel an neuen Talenten klagt, andererseits ganz bedeutende Dichter existiren, von denen man wenig oder nichts weiß. Nur so war es möglich, daß in Berlin eine Anzahl junger Leute, von deren Werken das Publikum nichts wissen will, mit der Bescheidenheit des Goethe'schen Baccalaureus wenigstens ihre Namen unserem Gedächtniß einzuprägen versteht, während hoch oben im patriarchalischen Mecklenburg bis in die sechziger Jahre hinein ein bedeutender Autor wie Fritz Reuter so gut wie unbekannt bleiben und im Herzen Deutschlands, in Frankfurt am Main, bis in die sechziger Jahre ein echter Dichter und Humorist wie Friedrich Stoltze leben und fröhlich schaffen konnte, ohne daß man im großen deutschen Vaterlande auch nur seinen Namen kannte.

Und wahrlich, in Friedrich Stoltze ist nicht nur mehr poetisches Genie als in allen diesen jungen Schreihälsen, wenn man sie zusammen in einen Mörser stampfen wollte, in ihm ist auch mehr Wahrheit und mehr Natur als in dieser ganzen Sippe der „Jungen und Jüngsten", die von Wahrheit sprechen,

*) Gesammelte Werke von Friedr. Stoltze. Vier Bände. Frankfurt a. M., Heinrich Keller.

Digitized by Google

um ihre manierirte Gespreiztheit und neuestens von Moral, um ihre Passion für den Schmutz zu beschönigen.

Während sie mit Wollust im Schlamme wühlen, erhob sich Stoltze über die Leiden dieser Welt und seines Vaterlandes mit Hülfe des Humors.

Friedrich Stoltze wurde am 21. November 1816 in Frankfurt a. M. im Gasthaus „zum Rebstock" geboren, wo sein Vater Gastwirth war. Im Nebenzimmer saß sein Großvater und sang aus einem Frankfurter Gesangbuche: „Wie soll ich Dich empfangen und wie begegnen Dir." Die alte Gritchen, die Haushälterin im „Rebstock", unterbrach den alten frommen Herrn und sagte: „Herr Rottmann, so höflich als möglich."

Friedrich Stoltze bekam von Seiten seines Vaters ebenso wie seine ältere Schwester Annette eine gute Erziehung. Zu seinen Lehrern gehörte auch Doctor Textor, der Neffe Goethe's, doch sein Vater hatte es sich in den Kopf gesetzt, einen Kaufmann aus ihm zu machen. Wahrscheinlich schwebte ihm ein christlicher Rothschild vor, doch unserem Dichter behagte es ganz und gar nicht im Comptoir und er beging mit seinem damaligen Kollegen Hendrichs, dem späteren berühmten Schauspieler, allerhand tolle Streiche. Die Stimmung jener Tage hat er in einer seiner köstlichsten Humoresken unter dem Titel: „Die Kapp" niedergelegt, nur daß er aus dem unglücklichen Kaufmannslehrling einen Juden gemacht hat:

Der David sollt' e Kaufmann wern,
Es dhat em net behage;
Sei Vatter awwer, der Tyrann,
Der sprach: „Du werscht e Hannelsmann?
Merr werrd Dich ääch noch frage!"

Und wenn es am Schlusse heißt, nachdem David durch seine Streiche es erreicht hat, daß ihn die Gebrüder Lärmeschläger an die Luft gesetzt haben: „Un der David is geläääfe komme nach Haus in der größte Vergnüge und hat gesacht: »Se hawwe merr fortgejagt!« hat er gesacht. »Derf ich jetz noch net studire?«"

Und der David hat studirt un is warn e großer Gelehrter! so kann man den Schlußsatz variiren und kann sagen: „Un der Friedrich hat studirt und is warn e großer Dichter!"

Das Haus, in dem Stoltze seine Lehrlingszeit zubrachte, war Eigenthum des Geheimraths von Willemer, des Freundes Goethe's.

Frau Marianna von Willemer, welche den unglücklichen Lehrling ihr Lied: „Ach, um Deine sanften Schwingen, West, wie sehr ich Dich beneide", singen hörte, gab ihm den Rath, einfach durchzugehen, aber dazu war Stoltze denn doch ein allzu gehorsamer Sohn. Statt seiner ging sein Vater, welcher am 6. November 1833 starb. Nun war Stoltze frei. Er setzte seine Studien bei Dr. Textor fort und begann sich heimlich den Musen zu weihen. In diese Zeit fällt sein Verkehr mit dem unglücklichen Dichter Grabbe, welcher damals in Frankfurt wohnte.

Zur Zeit, als sein Vater im „Rebstock" das Scepter führte, war hier das Asyl aller politisch Verfolgten. Auch die unglücklichen Polen, welche nach der Revolution im Jahre 1831 durch Frankfurt kamen, fanden hier gastliche Aufnahme. Hier wurde Abend für Abend von den deutschen Leiden gesprochen und der Traum von einem einigen freien Deutschland ausgesponnen. Verbotene Schriften gingen von Hand zu Hand und Freiheitslieder wurden gesungen. Hier wurde dem jungen Stoltze seine großdeutsche Gesinnung und seine Liebe zur Freiheit eingeimpft.

In einer köstlichen humoristischen Erzählung: „Der rothe Schornsteinfeger" schildert er ein locales Ereigniß jener Tage, in dem sich jedoch die ganze damalige deutsche Misère spiegelt.

Seine Schwester Annette, ein schönes, gebildetes, schwärmerisches Mädchen, eiferte Stoltze zu seinen ersten poetischen Versuchen an und bestärkte ihn in seinen freiheitlichen Gesinnungen. Sie selbst betheiligte sich an dem Versuch, jene Studenten zu befreien, welche am 3. April 1833 die Frankfurter Hauptwache erstürmt hatten, und wurde in Folge dessen gerichtlich verfolgt. Als Annette seinem Vater bald in das Grab folgte, wurde es Stoltze schwül in Frankfurt a. M. Auch mußte er sich nach einer Lebensstellung umthun, denn was er von seinem Vater geerbt hatte, war nicht viel. Er begab sich zunächst nach Paris, wo er Beranger besuchte und dann nach Lyon, wo er 1838 sein „Lied der Deutschen" dichtete, das von Mendelssohn componirt wurde. Nach Frankfurt zurückgekehrt, gab er im Jahre 1841 sein erstes Bändchen Gedichte heraus, das den reichen Frankfurter Marquard Sauerheld zu seinem Gönner machte. Dieser Mäcen beschäftigte ihn erst einige Zeit als Hauslehrer, und da Stoltze pädagogische Talente verrieth, sendete er ihn zu Fröbel nach Keilhau-Blankenburg in Thüringen, um das System der Kindergärten zu studiren. Dort verkehrte Stoltze viel mit Ludwig Storch, Ludwig Bechstein und anderen interessanten Persönlichkeiten jener Tage, aber ein Pädagog wurde er ebenso wenig, als ein Kaufmann. Nach Frankfurt zurückgekehrt, war er einige Zeit Vorleser bei dem alten Amschel Rothschild.

Im Jahre 1849 kämpfte er in der Pfalz und im selben Jahre vermählte er sich mit Marie Messenzehl, mit der er in glücklichster Ehe lebte. Er selbst sagt in der kleinen Selbstbiographie, welche er im „humoristischen Deutschland" veröffentlicht hat: „Es war mir auch ein guter Engel in Trübsal und Noth zur Seite, meine unvergeßliche Mary." Er begründete jetzt seine „Krebbel-Zeitung" im Frankfurter Dialekt, welche in ihrer besten Zeit in dreißigtausend Exemplaren erschien. Er kritisirte in derselben frank und frei Frankfurter und allgemeine deutsche Verhältnisse und errang einen beispiellosen Erfolg. Dafür regnete es aber auch in den benachbarten Staaten Nassau, Hessen und insbesondere Kurhessen Verhaftbefehle und Steckbriefe gegen ihn. Es gab eine Zeit, wo Stoltze gar nicht aus Frankfurt heraus konnte. In dem nahen Bade Königstein, wo er sich einmal mitten im Winter zur Wasserkur befand, wurde er nur durch die Energie seiner Frau und seiner Freunde auf die lustigste Art durch eine romantische Flucht vor der Verhaftung gerettet. Er selbst schildert diese Episode ungemein drastisch in seiner humoristischen Erzählung: „Die Flucht von Königstein."

Die Schillerfeier 1859 gab Stoltze Gelegenheit, seine großdeutsche Gesinnung auf das herrlichste zu bethätigen. Sein Gedicht: „Zu Schiller's hundertjährigem Geburtstag" in Frankfurter Mundart gehört zu dem Schönsten, was der Frankfurter Poet geschaffen und wohl ist Schiller niemals naiver, herzlicher und ergreifender besungen worden als in diesem Gelegenheitsgedicht:

„Du hast derr dribb, in de drei Rinner*),
Wohl in de achtz'ger Jahrn logirt,
Doch von der Sprach der Landeskinner,
Da hast De gar nix profedirt;
Denn 's is in alle Deine Werke,
So schee se sin, so hoch und hehr,
Dorchaus ääch gar nix ze bemerke,
Was ergend Sachsehäus'risch wär.
No, 's war die Zeit ze korz gewese,
Un so was will verstanne sei,
Un is ze schreiwe un zu lese
So schwer wie Griechisch un Ladei!
Doch Stoffche**) dhatst de sicher roppe!
Wie hat's geschmeckt? Gell aagenehm?
Ja, 's is e wahrer Göttertroppe
So Reweblut von Aeppelbääm!
Es war der ääch der Wei ze dheier,
Dei ganz Vermöge war dei Lied;
Doch häst de for dei goldern Leier
Im Pandhaus noch kään Batze kriecht;
Dann inwerflissige Monete,
Die hast de grad net mitgebracht;
Die Kinnerkrankheit der Poete
Hat ääch der Schiller dorchgemacht.

*) Rinder.
**) Apfelwein.

Digitized by Google

Un als de derr hast misse flichte
Von Stugart bis in unser Stadt,
Da hast de sicher mehr Gedichte
Im Koffer als baar Geld gehat.
Hast gar von Darmstadt lääse misse
Per pedes dorch die Sonneglut.
Ach, dhet ich nor de Plätzi wisse,
Wo de in unserm Wald geruht!
Des Plätzi, wo de hast dei matte,
Dei miede Glidder ausgestreckt;
De heil'ge Baam, der mit seim Schatte
Hat unsern Schiller zugedeckt!
Da dhet merr mich im Zuck, im große,
Wohl net bei deiner Feier seh,
Doch mit em Körbche junger Rose
Dhet ich im Wald im Stille geh.
Un dhet mei Feier da verbringe —
Doch halte dhet ich derr kää Redd,
Doch was ich denke, dhet und singe,
Käm in die „Krebbelzeidung" net.
Ich kann mer fast des Plätzi denke,
Der Wald hat selbst geschmickt de Ort:
Es is am Weg un Sommer'sch henke
So viele wilde Rose dort.
Un als de bist von Darmstadt komme,
Zogst klanglos de dorch's Affedohr,
Und 's hat von dir Notiz genomme
Allääns des Fremdeblättche nor,
Un als de tratst, e aarmer Dichter,
In's Werthshaus, grad net sehr beherzt,
Da sein wohl ääch mit hunnert Lichter
Die Hausknecht net erausgesterzt.
Doch's hawe sich gewendt die Zeite,
Und's Werthshaus, wo de hast logirt,
Deß werrd derr jetz von alle Seite
Mit dausend Lichter illmenirt.
Un der de damals bist so trocke
Dorch's Affedohr ereigerickt,
Dir läut' merr jetz mit alle Glocke,
Un festlich is die Stadt geschmickt.
Un Frankfort deß begeht dei Feier
Mit Uffzick un Begeisterung;
Mir liewe schon die alte Leier,
Warum net dei, die ewig jung?"

Im Jahre 1860 gab Stoltze mit seinem Freunde Schalk, der ein trefflicher Zeichner war, die „Frankfurter Latern" heraus. In derselben nahm er energisch gegen Preußens damalige kleindeutsche Politik Partei und mußte deshalb im Jahre 1866 nach der Schweiz flüchten. Nachdem die Amnestie erlassen worden war, kehrte er zurück. Es gelang ihm aber erst im Jahre 1872 wieder, die Schwierigkeiten, welche der Fortsetzung seines Journals entgegenstanden, zu überwinden. Im Jahre 1884 verlor er seine Frau, was dem gemüthvollen Mann ungemein nahe ging. Wahrhaft rührend sind die Worte, welche er der treuen Gefährtin damals nachrief:

„So ist es endlich mir gelungen,
Nach langer Zeit mit Lied und Reim,
So hab' ich endlich mir ersungen
Für dich und mich ein eigen Heim;
Zwei Kämmerchen, getreu erwogen,
Zwar klein, doch bei einander dicht,
Du bist in dein's schon eingezogen,
Ich komme, ich verlaß' dich nicht."

Daß Stoltze der populärste Mann in Frankfurt war, zeigte sich insbesondere, als am 21. November 1886 sein siebzigster Geburtstag unter Betheiligung der ganzen Stadt gefeiert wurde. Er starb allgemein geliebt und allgemein betrauert am 28. März 1891, vollkommen rüstig und geistesfrisch.

Seine Werke erschienen zuerst gesammelt im Jahre 1862 in drei Bänden. Im Jahre 1880 gab er eine Auswahl seiner Gedichte in einem Bande heraus, von der heute bereits die vierzehnte Auflage vorliegt. Alle diese Ausgaben waren jedoch zu theuer, um sich einen großen Leserkreis außerhalb Frankfurts zu erwerben. Jetzt hat die Verlagshandlung H. Keller die glückliche Idee gehabt, eine billige Gesammtausgabe seiner Werke in vier Bänden herauszugeben, welche auch einzeln bezogen werden können.

Wenn man der Mehrzahl deutscher Autoren und Dichter der Nach-Goethe'schen Zeit mit Recht den Vorwurf macht, daß sie in einer imaginären Welt leben, daß ihre Schöpfungen nicht in dem gesunden Boden ihres Volksthums wurzeln, so war Stoltze so recht aus seiner vaterländischen Erde herausgewachsen. Er liebte Frankfurt über Alles. Wie köstlich spricht er sich selbst aus:

„Es is kää Stadt uf der weite Welt,
Die so mer wie mei Frankfort gefällt,
Un es will mer net in mei Kopp enei:
Wie kann nor e Mensch net von Frankfort sei!"

Aber gerade aus diesem engen Kreis heraus schuf Stoltze das Größte. Der Dichter muß den Lebensboden, aus dem er schöpft, nicht nur kennen, er muß ihn lieben, ganz mit demselben verwachsen sein. Dann nur werden seine Dichtungen jene gesunde Wahrheit, jenen heimathlichen Erdgeruch an sich haben, der sie gerade erst recht allgemein menschlich erscheinen läßt. Ja, weil Stoltze ein so guter Frankfurter war, war er auch ein guter Deutscher und mit vollem Ernste ein Bürger dieser Welt. Unerschrocken kämpfte er für Fortschritt und Freiheit bis an das Ende seiner Tage, wie es in seinem Freischaarerlied („Bivouak zu Kaiserslautern") heißt:

„Ich trag' das Freisoldatenkleid
Und nehm' nicht Fürstensold.
Hab' abgelegt den Fahneneid
Auf's Banner Schwar-Roth-Gold.
Ich fühl's im tiefsten Herzensgrund:
Einst bricht ein Tag herein:
Wo von den Alpen bis zum Sund
Ein freies Volk wird sein!"

So dachte, fühlte und handelte er jeder Zeit. Als Mensch bescheiden mit einem wahrhaft kindlichen Gemüth, besaß er jenen wahrhaft männlichen Charakter, der es weder versteht, Schätze aufzusammeln, noch sich höhere Gunst zu erschmeicheln. Er wurde niemals reich, im Gegentheil hatte er oft mit Noth zu kämpfen, dafür konnte er aber auch am Ende seiner Tage sagen, daß er niemals seine Feder verkauft hatte, und wie er als Ehrenmann gelebt hatte, als Ehrenmann hinüber ging. Er war ein echter Dichter und ein echter Humorist, schon weil er eine ungleich höhere Natur war, freier, weitblickender als sein norddeutscher Bruder Fritz Reuter. Sein Humor war jener echte, welcher aus einer ernsten Weltanschauung entspringt und aus dem Herzen kommt. Deshalb sind auch seine jüdischen Humoresken nach keiner Richtung hin verletzend und machen den Juden selbst den größten Spaß.

Zu den köstlichsten humoristischen Gedichten Stoltze's in Frankfurter Mundart gehören: „Flörsheim's wilde, verwegene Yacht" — „Friedrichsdorfer Französisch" — „Emein unglückliche Familjevatter, der nor verrzeh Döchter hat":

„Verrzeh Döchter is e Sege,
Verrzeh Döchter is e Wonn!
Verrzeh Barblee for den Rege!
Verrzeh Schermcher for die Sonn!
Verrzeh Regenmäntel detto!
Verrzeh Paar Gallosche netto!
Achtundzwanzig Gummischuh! —
Himmel gieß un regen zu!"

Unter seinen jüdischen Humoresken sind insbesondere „Der Prophet Jonas" — „Levi un Rebekkche" — „Brendelche Schnud" von unwiderstehlicher Komik. Seit Jahren ist Stoltze weit über die Grenze Frankfurts hinaus bekannt geworden, aber noch immer viel zu wenig. Unter allen Dialektdichtern

Digitized by Google

hat er den Vorzug, seinen Dialekt so zu behandeln, daß derselbe jedem Deutschen leicht verständlich wird, ein weiterer Vorzug, den er vor Fritz Reuter besitzt, den der Hochdeutsche ohne Wörterbuch nicht lesen kann. Sein Hochdeutsch gibt seiner dichterischen Dialektsprache nichts nach. Es klingt ebenso prächtig wie jenes der ihm in mancher Beziehung geistesverwandten Dichter Freiligrath und Herwegh. Oft genug ist Stoltze bestohlen worden. Ein bekannter Improvisator hat sich seine Gedichte vielfach zu Nutzen gemacht, besonders im Norden, wo Stoltze damals vollständig unbekannt war. Auch der Schwank: „Hirsch in der Tanzstunde", welcher den Berlinern durch Jahre hindurch so viel Spaß gemacht hat, ist bei Stoltze entlehnt.

Der ganze Mann kann nicht besser charakterisirt werden, als wie er sich in seiner naiven gemüthlichen Weise abschildert:

„So bin ich daheim, bin in Frankfurt geblieben,
Es stand nach der Fremde nicht Herz mir und Sinn,
Ich habe im Dialekte geschrieben,
Ich liebte auch sehr eine Frankfurterin.
Ich lauschte im Stadtwald den Nachtigallen,
Er war ja so grün, und sie sangen so süß!
Ich hatte an Veilchen ein großes Gefallen,
Es trug die Gemarkung nicht lauter Gemüs:
Sie prangte in Gärten, in Wiesen und Saaten,
Durchschlungen vom Mainstrom, anmuthig zu sehn,
Durchwoben von Wegen und freundlichen Pfaden,
Beschattet von Apfel- und Pappelalleen.
Wie war es so schön, auf den Mühlberg zu steigen,
Wenn Sommers die Abende Kühle gehaucht!
Sah hinter den Taunus die Sonne sich neigen,
Wie lag da mein Frankfurt in Purpur getaucht!
Ich bin ihm zu ewigem Danke verbunden,
Es lag ja die Liebe zu ihm mir im Blut!
Ich habe viel herzliche Menschen gefunden,
Ich liebte sie all', und sie waren mir gut;
Und war auch nicht Gold mir beschieden im Leben,
Ich war ja zufrieden in meinem Verbleib;
Es hatte der Himmel mir Lieder gegeben,
Das Herz meiner Seele: Marie, mein Weib.
Ich habe mit Frankfurt gelacht und getrauert,
Gedacht und gefühlt schon von Jugendbeginn;
Ich bin nicht verschimmelt, ich bin nicht versauert,
Ich bin nicht gealtert, so alt ich auch bin.
Un griff ich zuweilen zum Reisetornister,
War's wirklich mein Ernst, oder war's nur ein Scherz?
Doch bin ich geworden kein Kirchthurmphilister,
Die Menschen umfaß ich und drück' sie an's Herz.
Mein Vaterland lieb' ich in ehrlicher, reiner
Und heiliger Treue in Glück und in Weh;
Ist stehe zur Freiheit, begeistert wie einer,
Sie war meine herrlichste Göttin von je.
Und kommt es zum Sterben, und wenn ich es werde,
So wird mir der Abschied dann halb nur so schwer,
Ich ruh' ja in Frankfurt, in heimischer Erde,
Bei meiner Marie. Was will ich noch mehr?"

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Aschenbrödel.

Ob sie den kleinsten Fuß unter all den Schönen der Stadt besaß, weiß ich nicht zu sagen, aber sonst war sie jedenfalls sehr klein und zart, schier als wäre sie im Wachsthum zurückgehalten worden. Das feingeschnittene, ungewöhnlich regelmäßige Gesicht hatte sehr wenig Farbe, und im Ganzen konnte sie keinen Vergleich mit den hübschen blühenden Töchtern des Hauses aushalten, wiewohl ihr nur ein wenig Sorgfalt, freundliche Behandlung und nährende, kräftige Kost fehlten, um sie aufblühen und zu einem auffallend schönen Mädchen zu machen. Als ich sie kennen lernte, war sie etwa 20 Jahre alt, dabei aber schüchtern wie ein vierzehnjähriges Kind, geduldig und resignirt wie eine achtzigjährige Greisin. Das rührte daher, daß sie, wie Herr Magnus behauptete, das Gnadenbrod in seinem Hause aß, oder wie die Nachbarn meinten, von fünf Uhr Morgens bis zehn Uhr Abends mit der gröbsten Hausarbeit belastet wurde, ohne für ihre Bemühungen jemals ein anerkennendes Wort zu hören.

Frau Magnus war ihre Tante und hatte in ihrem Bekanntenkreise einen beträchtlichen Zoll von Weihrauch eingefordert und geerntet, als sie Tienchen nach dem Tode ihrer Eltern in das Haus nahm, um sie mit ihren Töchtern zusammen aufzuziehen. Aber als kurz nach ihrem Einzug in das kleine Stübchen unter dem Dach das Dienstmädchen verabschiedet und durch eine Waschfrau ersetzt wurde, die nur einen halben Tag in der Woche beschäftigt wurde, erschienen die Weihrauchwölkchen bedeutend dünner; sie verflüchtigten sich spurlos, als man das winzige Ding die Fenster scheuern, das Pflaster vor dem Hause fegen, mit den dünnen Aermchen Holz und Kohlen die Kellertreppe hinaufschleppen sah; und als mit Tienchens sechzehntem Geburtstag die einzige Waschfrau, die würdig erschien, Herrn Magnus' Leibwäsche einzuseifen, von einer unheilbaren Krankheit befallen wurde, und die Kleidermacherin, welche die sehr anspruchsvollen Hüllen für Frau und beide Fräulein Magnus anzufertigen pflegte, gleichfalls spurlos verschwand, da verkehrten sich selbst bei der vertrauendsten und nachsichtigsten unter den Freundinnen der Hausfrau die anfänglichen Lobeserhebungen in die schärfste Verurtheilung. „Wären die Leute in beschränkten Verhältnissen, so wäre nicht so viel gegen das herzlose Ausnützen der armen Waise zu erinnern, obschon auch dann die kräftigen gesunden Cousinen ihr bei der Arbeit helfen könnten," murrte man laut und leise unter Herrn Magnus' Bekannten, „aber Herr Magnus sucht an Aufwand alle seine Freunde zu übertreffen, für sich, die Frau und die Töchter erscheint ihm nichts gut genug, die Familie bewohnt ihr eigenes Haus, das bedeutend kleiner, mit weniger Porzellanfigürchen, Decorationstellern, nachgemachten antiken Krügen und derartigen Brimborien vollgestopft sein könnte, um noch immer die Geduld und Arbeitskraft einer einzelnen schwächlichen Person bis auf das Aeußerste anzuspannen, und so kann man nicht anders, als sein Verhalten gegen das arme Kind auf das Schärfste zu mißbilligen."

Frau Magnus war nicht ohne Gutmüthigkeit; auch besaß sie Vernunft genug um einzusehen, daß die verwaschenen Kattunkleidchen der Waisen neben den Seidentoiletten ihrer Töchter keinen erfreulichen Eindruck machten, aber sie hatte nicht viel Einfluß über ihren Haustyrannen, der sie als blutarmes Mädchen gefreit und ihr seiner Ansicht nach dadurch ein unerhörtes und vollkommen unverdientes Glück bereitet hatte. Nachgerade zogen sich die meisten Bekannten zurück; nicht so sehr aus Entrüstng über das Verhalten gegen die Waise — in solchen Fällen pflegt man es bei einer platonischen Mißbilligung bewenden zu lassen —, als weil Herr Magnus mit zunehmenden Wohlstand immer unerträglicher und protzenhafter geworden war.

Tienchen wusch, scheuerte und putzte, schnitt zu, nähte und probirte an, kochte und brit alle möglichen guten Dinge jahraus, jahrein; sie hatte keinen anderen Gedanken, als daß es bis an das Ende ihrer Tage so fort gehen werde — da, nun wie es in jeder richtigen Aschenbrödelgeschichte geht, kam der richtige Prinz. Das heißt, von einem Königssohn hatte Heinz Ehlers nicht viel an sich: ein ungeschlachter blonder Riese mit viel zu viel Armen und Beinen, die nicht nur ihm, sondern auch seiner jeweiligen Umgebung beständig im Wege waren, einer nicht eben leicht beweglichen Zunge und kräftig-derbem Wesen, rief er Einem alles eher als den Eindruck von höfischer Gewandtheit und Zierlichkeit in das Gedächtniß; aber Herr Magnus sprach nicht geringschätzig von ihm, wie von den anderen Bekannten, die er im Wettrennen nach dem Gelde um etliche Pferdelängen geschlagen. Das war ein untrügliches Zeichen, daß Heinz mit irdischen Gütern wohlversehen sei. Er duldete es ohne Stirnrunzeln, daß Rose und Karoline mit Martin tanzten, als sie mit ihm auf einem Balle zusamentrafen, was man als Bürgschaft für seinen vortrefflichen Charakter

Digitized by Google

auffassen kann, und er lud ihn wiederholt und so dringend zu einem Besuch im Hause ein, daß man beinahe auf den Gedanken kommen konnte, er wäre nicht abgeneigt ihm eines seiner Kleinode für das Leben anzuvertrauen, worin jedenfalls die ehrenvollste Anerkennung für den jungen Mann liegt. Vor etwa zehn Jahren hatte er mit seinen Eltern im Nachbarhaus gewohnt, seitdem war er aus der Stadt fortgezogen und erst seit Kurzem wieder zurückgekehrt. Die Unkenntniß der Verhältnisse mochte ihm zur Entschuldigung dienen, daß er die ehemaligen Spielkameraden befragte:

„Wo ist Tienchen?" und sich dabei forschend umsah, als müsse das kleine schwarzgekleidete Kind, das damals erst in das Haus gekommen sich auf den Sitzreihen neben den Balldamen befinden. Aber hier versagte das Aschenbrödelmärchen. Fräulein Ernestine hatte nicht gebeten, mitgenommen zu werden — es hätte ihr vermuthlich nicht nur eine Abfertigung, sondern auch sehr erstaunte Blicke eingetragen —, und so war ihr auch nicht eine Schüssel Erbsen in die Asche des Herds gestreut worden, wegen deren sie die Vögel unter dem Himmel herbeizubemühen gehabt, hätte, um sich nach vollendeter Aufgabe auf den Ball zu begeben.

„Tienchen ist zu Hause," sagten die Cousinen in vollster Seelenruhe. Langjährige Gewöhnung ließ sie die Stellung Aschenbrödels im Hause als etwas vollständig Gerechtes und Selbstverständliches betrachten.

Als Heinz an einem Sonntagnachmittag zum Besuch kam, empfingen ihn wieder nur die Töchter, denen sich zur Begrüßung die Alten zugesellten. Gute Freunde der Familie hatten ihn seither über die Behandlung der Waise, deren Aufnahme unter die schützenden Fittiche des Ehepares Magnus, wie er sich noch recht gut erinnern kann, mit lauten Lobeserhebungen begrüßt worden war, aufgeklärt, und statt auf das, unter uns gesagt, ziemlich nichtssagende Geplauder der Haustöchter einzugehen, ließ er neugierig seinen Blick immer wieder zur Thüre schweifen. Wahrhaftig, sie ließen das arme Geschöpf, selbst wenn ein Spielkamerad zu Besuch kam, in der Küche stecken!

Die Entrüstung stieg ihm in die Kehle, so daß er sich räuspern mußte, bevor er mit erheucheltem Gleichmuth dieselbe Frage, wie neulich stellen konnte. Eine verlegene Pause entstand, Herr Magnus wollte die Frage mit einer seiner majestätischen Handbewegungen, mit welchen er alle Unliebsame gleichsam aus seiner Nähe fortzuscheuchen pflegte, erledigen, aber seine Ehehälfte versetzte mit einem liebenswürdigen Lächeln:

„Sie werden beim Kaffee Gelegenheit finden, die Kinderfreundschaft zu erneuern."

Das ließ er sich denn auch nicht nehmen. Man saß schon um den mit Kuchen beladenen Tisch, als Tienchens schüchterne Gestalt aus der Küche kam, ein Theebrett, mit Kannen und Tassen beladen, in den Händen. Heinz sprang auf, ergriff ihre Hand und schüttelte sie; da blieb ihr nur die Linke für das schwere Brett, dieses kam ins Schwanken und der braune Saft floß über das gestickte Deckchen, das es bedeckte.

„Wie kann man nur so ungeschickt sein," murrte Herr Magnus vernehmlich.

Der Riese zuckte die Achsel.

„Das müssen Sie mit in Kauf nehmen, wenn Sie mich bewirthen, ich komme nie an einem vollen Gefäß vorüber, ohne es umzustoßen; Sie können übrigens von Glück sagen, daß ich Ihnen die Kaffeekanne nicht auch zerbrach."

„Ich sprach doch nicht von Ihnen," verwahrte sich Herr Magnus. „So viel ich sehen kann, vergoß Ernestine den Kaffee und ihr galt meine Ermahnung."

Heinz wurde ärgerlich, aber ein Blick in die bittenden, auf ihn gerichteten Augen des Mädchen ließ ihn die Erwiderung herunterschlucken.

„Das arme Kind müßte es doch entgelten, wenn ich den alten Despoten reizte," dachte er, vergaß jedoch sogleich diesen einsichtsvollen Satz, denn als Tienchen die Tassen herumgereicht, rückte er für sie einen Stuhl herbei und stellte ihn eigenmächtig neben den seinen.

Tienchen setzte sich mit einer wahren Armensündermiene; aber wenn ihr auch das Herz in der Erwartung bänglich schlug, was für schneidende Bemerkungen sie von ihrem Wohlthäter anzuhören haben werde, sobald der wunderliche junge Mann seinen Abschied genommen, so vermochte sie sich doch dem Einfluß der verschiedenen „erinnern Sie sich noch" nicht zu entziehen; besonders ein kleiner schwarzer Hund, ehemals im Besitze von Heinz und ein guter Kamerad der kleinen Waise, seine Irrfahrten, Schicksale und sein unseliges Ende unter den Schienen eines Eisenbahnzuges erregten ihr Interesse und ihre Theilnahme. Nach und nach wurde sie aus ihrer Gedrücktheit und Verschüchterung herausgelockt, der schweigsame Mund erschloß sich zuerst zu einem Lächeln, das sie ungemein lieblich erscheinen ließ, dann zu einem kurzen Ausruf, zuletzt zu wirklichen, ohne ängstliches Stocken und zu ihrem Popanz Hinüberblicken hervorgebrachten Sätzen. Armes Kind! Es war gerade, als hätte sie heute in den ziemlich dünnen Kaffee irgend einen merkwürdigen Berauschungstrank hineingemischt, ihre Augen fingen zu leuchten an, die Wangen wurden roth, ihr ganzes Wesen strahlte vor Vergnügen. Schon seit einer Weile hatten die zwei Personen das ganze Gespräch an sich gerissen, die Schwestern Magnus sahen einander verblüfft an, Papa schoß wüthende Blicke hinüber und hielt im Stillen eine seiner beliebten Philippiken über den Undank der Waise, „die er vor dem Verhungern bewahrt"; nur Mama blickte nicht ganz ohne Wohlwollen auf das vertiefte Pärlein. Plötzlich sah Tienchen zu dem Hausherrn hinüber; der Zauber verflog, blaß und schüchtern sprang sie auf, und wenn sich Heinz noch so eifrig bemühte, sie in das Gespräch zu ziehen, sie blieb für den Rest seines Besuches, in einem Winkel sitzend, bei kurzem Ja und Nein. Auch später fand er keine Gelegenheit mehr zu einer längeren Zwiesprache; meist war Tienchen „gerade ausgegangen", wenn er kam, oder sie huschte allenfalls still und scheu wie eine Fledermaus mit irgend einer Schüssel in der Hand in das Zimmer und wieder hinaus; und da der junge Mann bei längerer Bekanntschaft immer weniger Interesse an den übrigen Familiengliedern fand, stellte er seine Besuche ein. Doch kam ihm, trotz mannigfacher Zerstreuung häufig die Erinnerung, wie unter seinen freundlichen Blicken und Worten aus der grauen Raupe ein allerliebster Schmetterling sich zu entwickeln Miene gemacht, und es lockte ihn, das Experiment zu wiederholen.

Da kam er einmal am Hause vorüber; es war im Sommer; die Thüre, die fest verschlossen, die Vorhänge, die herabgelassen waren, belehrten ihn darüber, daß er die Familie nicht zu Hause finden würde. Auch entsann er sich nun, gehört zu haben, sie befinde sich auf dem Lande.

„Ich wäre neugierig, ob sie das Aschenbrödel mitgenommen haben", murmelte er; gleich darauf spielte ein vergnügtes Lächeln um seinen Mund. Ein Fenster wurde geöffnet, ein weißes Tuch hinausgeschwungen; er nahm an, es werde ihm ein Willkommen zugeweht, wiewohl das arme Hausmütterchen bloß ein Tuch ausstäubte. Heinz riß ungestüm am Klingelzuge. Er mußte eine geraume Zeit warten.

„Am Ende hat ihr der alte Despot verboten, einen Menschen bei sich zu sehen", brummte er wüthend, doch nach einer Weile wurde der Riegel zurückgezogen und erröthend stand das Aschenbrödel vor ihm. Das war nun eine glückliche Stunde für Beide. Wären rechts und links die Häuser nicht verödet gewesen, deren Inwohner, die sich an der See oder in den Bergen befanden, hätten verwundert die Köpfe geschüttelt. Solch dröhnendes Lachen, in das sich ein leiseres, silbernes mischte, hatte man aus den Magnus'schen Mauern nicht ertönen gehört, denn der Hausherr pflegte die Fröhlichkeit darin stets in sehr bescheiden gezogenen Grenzen zu erhalten.

Uebrigens blieb es nicht bei diesem einen Lachduett. Es fand eine tägliche Wiederholung; beinahe mochte guten Freunden des Aschenbrödels bange um dessen Herzensruhe werden; denn die Königssöhne, die ohne alle Rücksicht auf Stellung, Einfluß und Vermögen ihrer Zukünftigen freien, sind im Märchen häufiger als in der Wirklichkeit zu finden. Tienchen selbst kamen keine solchen Bedenken; sie blühte in diesem Sommer auf, wie eine Blume, die man, dem Verdorren nahe, in frisches Wasser gestellt. Uns fiel das nicht besonders auf, der Sommer war gewöhnlich ihre Erholungszeit, freilich so frische Farben, solche Wangengrübchen, so ein lustiges Lachen auf den Lippen hatte sie früher nie gehabt, auch wenn ihr Wohlthäter monatelang abwesend war.

Eines schönen Tages hielt ihr Heinz eine sehr ernsthafte Rede. Das arme kleine Ding wäre dabei beinahe in seine gewöhnliche Verschüchterung zurückgefallen. Sie schüttelte erschrocken den Kopf, sie wagte es nicht, nein gewiß nicht. Aber gegen das ungestüme Drängen des blonden Riesen konnte die schwache, zarte Kleine, die an das Gehorchen gewöhnt worden,

Digitized by Google

unmöglich aufkommen. Eine ausführliche Epistel, von beiden Verschworenen verfaßt, wanderte dem Wohlthäter an den Seestrand nach. Sprachlos vor Staunen und Entrüstung durchflog er sie, zuletzt murrte er gekränkt:

„Der Welt Lauf, Undank für Wohlthaten! Jetzt, wo sie allenfalls etwas leisten konnte, um sich erkenntlich zu beweisen, heirathet sie diesen Schwachkopf.“ Aber er murrte zu früh. Es sollte ihm beschieden sein, in späteren Jahren, ein verarmter, einsamer Mann, dessen Töchter selbstsüchtig ihres Weges zogen, Tienchen ihre Schuld an ihn vollauf abtragen zu sehen. Und ihre Wohlthaten wurden gütiger gegeben, als die, welche sie einst empfing.

Aus der Hauptstadt.

Die Usance.

Am Sonnabend Morgen, als ich von einer Thiergartenstreife nach Hause ging und der tröstlichen Beobachtung nachdachte, daß unsere Bankiers allmählich wieder runde Gesichter bekommen und ein langes, knalleffectloses Leben erhoffen lassen, sofern sie sich nicht über die Börsenenquête vorzeitig todtlachen, Sonnabend früh begegneten mir auf der Charlottenburger Chaussée zwei mit lustigen Menschen wohlgefüllte Kremser. Schmucke Burschen saßen drin, mit glänzenden Cylindern und ganz unbörsenmäßig reinen Hemdkragen; neben ihnen kicherten kleine Fräulein vom Hausvoigteiplatz, wo jetzt nicht viel zu thun ist, denn die Confection geht heuer sehr schlecht. Guirlanden umkränzten die Gefährte, und an den Seiten hingen Transparente, darin Geldsäcke zu schauen waren mit hohen Zahlen. Die Musik im ersten Wagen aber spielte eine lustige Melodie und alles Volk sang mit, und wunderbarlich klang die freundliche Weise an mein Ohr: „Ueb' immer Treu und Redlichkeit!“

Ein vorübergehender scherzhafter Herr wollte mir einreden, das sei die Firma Paul Polke — Telegrammadresse Polkebank —, die zur Feier der Befreiung ihres verehrlichen und ehrlichen Chefs mit Kind und Kegel eine Landpartie nach dem Terrain der Kurfürstendamm-Gesellschaft unternehme. Polke selbst, zu ehrlich, den Actionären der Façonschmiede auch nur eine Stunde seiner kostbaren Zeit zu entziehen, sei nicht von der Partie, sondern auf dem Wege zur Burgstraße, wo er auf den Kurs seines Lieblingspapieres einwirken wolle.

Während der scherzhafte Herr sich nach dieser Erklärung in die Büsche schlug, blickte ich den dahinrollenden Wagen in stummer Andacht nach. Für mich symbolisirten sie nicht nur den Triumph des Ehrenmannes über Meineidige, Betrüger und Erpresser (vgl. die Rede seines Hauptvertheidigers), für mich bedeutete sie auch den Sieg der Usance, der von den sachverständigen Herren Weill und Schappach gegen ihre Bedränger so wacker vertheidigten Usance. Der Kampf war schwer, und 388 Tage lang schien es, als sollte mit Kerker und hoher Geldpön bestraft werden, was Keinem erlaubt und Keinem verboten war. Dann aber brach die Sonne wieder durch, und die Spartaner können, wofern sie sich dabei nicht greifen lassen, wieder usancegemäß ihren Neigungen leben. Daß Geld nicht riecht, wissen wir noch von den Bänken der Quarta her. Warum also an solchen Fundamentalsätzen rütteln!

Es findet Niemand etwas Unrechtes oder gar Verächtliches im Geldverdienen à tout prix; es ist eben Usance. Was man im Laufe der Jahre vom steinernen Recht abbröckeln kann, daß sich Lücken in ihm öffnen und Breschen, durch die man ungefährdet in's Unrecht zu schlüpfen vermag; was der strenge Sittencodex zwar verdammt, die laxe Moral einer verfaulten Gesellschaft aber listig blinzelnd zuläßt; womit wir uns bereichern und uns Vortheil verschaffen, unter beständigem Hinweis auf die Anderen, die es ja ebenso machen — das nennt man Usance.

Mit 80,000 Mark ist Doctor Staub's liebster Freund, Herr Paul Polke, nach Berlin gekommen, um sich für Façonschmiede zu begeistern und die Kranke zu kuriren, und der einzige Fehler, den Fritz Friedemann dem Arzte vorzuwerfen hat, ist der allzugroßer Ehrlichkeit. Mit scharfem Blick erkannte Paul Polke, daß die hohe Geldflüssigkeit von heute den Consul-Kapitalisten nur schmalen Gewinn gönnt; ihm gelüstete nach besserem Ruhm und in anderthalb Jahren waren anderthalb Millionen aus den achzigtausend Mark geworden. Ehe ihm die Berliner Sparkasse seine Einlage verzwanzigfacht, hätte Polke lange warten können.

Nichts ist bedauerlicher, als daß dem freisinnigen Antrag auf Entschädigung unschuldig Verhafteter ꝛc. seitens der Regierung immer noch nicht stattgegeben werden konnte. Denn sonst wäre man im Stande gewesen, Herrn Polke die Erinnerung an 388 Leidenstage zu versüßen und ihm Diäten zu zahlen, die den durch gezwungene Unthätigkeit erlittenen Schaden in Façonschmiede gedeckt, jedenfalls aber die Kosten für drei Vertheidiger annähernd eingebracht hätten.

Der Staatsanwalt hat mit der Anklage gegen den jungen Anderthalb-Millionär einen unglücklichen Griff gethan. Seinen Geschäftsusancen nach zu schließen, ist Herr Paul Polke, ich will nicht sagen, der anständigste, aber doch einer der anständigsten und vertrauenswürdigsten Bankiers von Berlin. Die Passionswochen, die er auf der Armsünderbank statt auf der Börse verschwitzte, waren größere Marter für Hunderte seiner Kollegen als für ihn. Denn mit demselben Recht wie Polke, hätte Jeder von ihnen nicht nur 1 Jahr und 23 Tage, sondern viel längere Zeit in Untersuchungshaft sitzen müssen. Wenn der Staatsanwalt während des tollen Jahres 1890 das Recht zur Anlage dionysischer Ohren in den Privatcomptoirs hiesiger Börsenkünstler gehabt hätte, das Weltausstellungs-Terrain hinter Wilmersdorf würde zu Gefängnißbauten angekauft worden sein.

Es ist ein nationales Glück, daß die Usance noch einmal siegte. Daß es für recht erachtet worden ist und billig, wenn ein willenloser, aber nicht willenloser Aufsichtsrath seinem Vorsitzenden für 860,000 Mark Actien zum Kurse von 105 überläßt, während das Papier am selben Tage im Börsenzettel 160 notirt und seinen Käufern eine Steigerung bis auf 800 mit Seherton prophezeit wird; daß man nichts dagegen einzuwenden hat, wenn der Bankier einer Gesellschaft gleichzeitig ihrem Verwaltungsrath präsidirt; daß es nicht verboten sein kann, in überschwänglich enthusiastischen Aufsätzen und Notizen einen Titre zu preisen, weil man bedeutende Vorräthe darin zu hohem Kurse losschlagen will, um gleich nachher entmuthigende Gerüchte über dieselben Werthe in Umlauf zu bringen, weil man sie wieder billig einkaufen möchte. Daß anerkannt wird, Dividenden dürften nicht nur aus den Reinerträgnissen einer Fabrik, sondern auch aus dem Erlös verkaufter Terrains gezahlt werden, damit es dann möglich ist, dem unkundigen Provinzrentner vom Patzenhofer-Gute zu erzählen und den Kurs durch unerhörte Reklame hochzutreiben, bis der Bovist platzt und die Dummen alle werden.

Der Staatsanwalt hat für seine Sache mit Bärenmuth gestritten, aber seine Niederlage war vorauszusehen. Es war ein Kampf, wie er sich in Antisemitenköpfen malt: der Kampf des ungelenken, tappenden, ehrlichen Ariers wider den fuchsschlauen Semiten. Herr Balke packte die Façonschmiederei, wie man einen schweren Jungen packt, mit massiger Faust, hinten in's Genick, und als er sah, daß ihm der Feind aalglatt entschlüpfte, da wußte er sich nicht mehr als durch „objective Obstruction“ zu helfen. Hülflos stand er den malitiösen Anspielungen und Ausfällen seiner Widersacher gegenüber. Hülfloser saß er da, des Schutzes beinahe bedürftiger als der frohgemuthe Angeklagte, aber die Vereinigung der III blieb erbarmungslos, bis zum letzten Augenblick, wo Herr Fritz Friedemann Rechenschaft zu fordern versprach für eine Beleidigung, die nur er bemerkt hatte, unter dem 20,000fach vergrößernden Mikroskop seiner Feinfühligkeit.

Man werfe nur einen Blick auf die Gladiatoren in diesem Prozeß! Ich halte den Herrn Staatsanwalt für einen sehr ernsten, seines Ziels sich bewußten, in Sonderheit von der Strafbarkeit Polke's felsenfest überzeugten Mann, den dies Treiben ehrlich entrüstete und der Sühne verlangte im Namen des verletzten Rechts. Ich ärgere mich zwar, daß gerade er nachher zu Kampfmitteln griff, die vielleicht unsachlich waren, jedenfalls aber die rostigen und gebrechlichen Stellen seines Panzers deutlich verriethen; aber ich finde doch, daß sein schlichtes Plaidoyer thurmhoch das des Geschworenenredners Friedemann überragte. Herr Friedemann ist indeß geschmeidiger, geschickter als der Staatsanwalt, ein Florettfechter,

Digitized by Google

an dem man, selbst Freund feingeschliffener Waffen und artiger Kampfspiele, seine helle Freude hat; er ist, trotz seines Fünfpfennigstils und seiner Broschuromanie, ein höllisch gewitztes Menschenkind; vor allen Dingen aber ist er börsenkundig, ein Fachmann durch und durch — 's liegt wohl im Blute — und der Staatsanwalt ist es nicht. Schade, daß wir keine strebsamen Assessoren haben, die mit den Pfiffen und Kniffen der Burgstraße Bescheid wissen; vielleicht wäre Herrn Fritz Friedemann der Sieg nicht so leicht geworden. Sein Plaidoyer forderte die Satire geradezu heraus. Er katzbuckelte und kratzfußte vor dem Kollegium, unerschöpflich in höflich-verbindlichen Wendungen, wie Wippchen in seinen Bitten um Vorschuß; grell gefärbt, ungeheuerlich caricirt, pathetisch war alles, was er sprach. Polke erschien als Idealmensch, dem nichts als die Flügel zum vollkommenen Engel fehlte; seinen Anklägern schienen ebenfalls die Flügel — zum vollkommenen Gansthum zu fehlen. 's ein vielgewandter Mann, alles in allem. Kein unfeiner Kniff, als selbstverständlich, als unantastbare Prämisse immer wieder hinzustellen, was erst bewiesen werden soll; kein unfeiner Kniff, seinen Clienten immer wieder als den achtbarsten Mann zehn Meilen in der Runde hinzustellen, in jeder gegentheiligen Ansicht aber bornirte Rachsucht oder Querulantenwahn zu denunciren! Was zuerst wie ein grotesker Witz auf die Lachmuskeln wirkt, ruft bei der zehnten Wiederholung schon keine Heiterkeit mehr hervor; beim dreißigsten Male faßt man, irre an sich selbst, nach seiner Stirne, und beim fünfzigsten Male glaubt man dem Redner. Ich will verdammt sein, Oskar Blumenthal's Großstadtluft zweimal zu athmen oder auf der Stelle 20,000 Mark zu zahlen, wenn ich nicht ehrlich gestehe, daß Herr Polke in der Wahl seiner Vertheidiger wie seines Staatsanwaltes eine ganz bemerkenswerthe Geschicklichkeit bewiesen hat.

An Gerichtsstelle ist es ausgesprochen worden, und selten hat mir ein richterlich Wort besser behagt, daß man kein Mitleid empfinden könne Leuten gegenüber, die an der Börse spekuliren und Geld gewinnen wollen. Recht so. Aber das Edelmannsgefühl in jedem reinen und starken Herzen macht uns doch dem Schwächeren geneigt auch da, wo zwei Buschklepper mit einander raufen, ein fettwanstiger, breitgesichtiger Goliath und ein armseliges, von erbärmlichem Raub lebendes Zwerglein.

Der kleine Spekulant ist's, der einfältig-gewinnlüsterne Privatmann, der die Wellenbewegung der Kurse verschlingt. Er setzt Alles auf einen Wurf, tollkühn, weil er die Gefahr nicht kennt und nicht das Gesindel, an dessen Rockschöße er sich hängt. Der große Börsianer ist viel zu vorsichtig, als daß er sich nach einer Richtung hin festlegen und seine Existenz abhängig machen würde von einer Laune des Glücks; wie ein erfahrener Spieler setzt er auf mehrere Nummern, vertheilt seine Geldmacht auf verschiedene Spekulationsgebiete, die wenig oder gar nicht mit einander zusammenhängen. Daher darf er auch in trüben Zeitläuften als ziemlich sicher annehmen, daß ein Unglücksschlag immer durch einen Glücksfall annähernd wett gemacht wird. Es kommt hinzu, daß ihm die Sachkenntniß eignet, die natürlich den kleinen Wagehälsen vollkommen abgeht; er arbeitet auf Grund genauer Informationen, intimer Kenntniß der Geschäftslage und der Geschäftsgeheimnisse, während der Andere auf's Gerathewohl, nach den Eingebungen seiner Phantasie kaufen und verkaufen läßt. Ein bodenloser, gewissenloser Leichtsinn, wahrhaftig, sein sauer Erspartes, seine gesicherte Zukunft mit verbundenen Augen den Berg hinunter zu werfen, in der Hoffnung, das Geld würde sich rollend lawinenartig vermehren!

Die Börsenjobber sind die eigentlich praktischen Sozialdemokraten; sie betreiben die Geschäfte Bebel's und Liebknecht's am lebhaftesten. Man soll sie nur gewähren lassen, sie in ihrem Thun nicht hindern und beschränken. Und die Zeit wird bald gekommen sein, wo sie alle Vermögen aufgeschluckt, alle Geldmacht in ihrer Hand vereinigt haben. Es wird dies dieselbe Zeit sein, ungefähr, wo die große sozialistische Partei die Mehrheit im Reichstage besitzt und nur Sozialisten den Rekrutenrock Sr. Majestät tragen. Und dann wird die Einziehung des in wenigen Geldschränken versammten Kapitals der Nation für die Nation leicht sein; ein Federstrich, eine Stunde wird genügen, das langsam Zusammengestohlene zurückzuholen. O gewiß, wenn diese Menschen nicht verblendet wären von Geldgier und Gewinnsucht, wenn sie noch auf die Stimme der Vernunft hören könnten und nicht allein auf die der Usance, sie sähen sich vor, sie verwüsteten nicht so rücksichtslos das Glück der armen Bethörten! Sie dächten daran, daß die Rache schon aufgebrochen ist gen Jerusalem, und daß sie um so furchtbarer sein wird, je ärger sie es treiben. Daß sie dereinst Barmherzigkeit und Mitleid so wenig kennen wird wie die Räuber von heut in ihrer unsinnigen Goldgier es kennen. Auge um Auge, Zahn um Zahn!

Die Usance aber breitet schützend ihren Regenmantel über das garstige Volk und sorgt, daß man es gewähren läßt. Die Vertreter der „öffentlichen Meinung" erkennen die Berechtigung der Usance an, dieser neuen Religion, deren treuste Jünger sie sind. Die „öffentliche Meinung" applaudirte dem freisprechenden Urtheil und nahm murrend die Begründung, die harten Worte des graubärtigen Landgerichtsraths wider Unwahrheit und bewußten Schwindel hin. Nach ihrem Dafürhalten gebührt dem Polke die Bürgerkrone; denn wenn Polke strafbar wäre, wie würd' es ihr ergehen, die schlimmer ist und verdächtigere Usance hat als er!

Vor dem Berliner Amtsgericht hat gelegentlich eines Prozesses gegen Börsenpreßpiraten ein einwandfreier Zeuge ausgesagt, daß es völlig usuell sei, die Vertreter der Börsenblätter an den Neugründungen zu „betheiligen". Eine Hand wäscht die andere, und wo gehobelt wird, da fallen Spähne. Es läßt sich gut hausen mit den Raubrittern vom jüngsten Adel. Die Hände in den Hosentaschen, durchbummelt man ihre Salons, bewundert ihre kostbaren Nuditäten in Marmor und Oelfarbe, ihre lauschigen Zimmerchen, bringt ihren geistvollen und auch sonst schöngewachsenen Maitressen Rosen und kleine Geschenke, wie sie ein armer Schriftsteller geben kann, läßt sich wohlgefällig lächelnd vom Glanz ihrer Kronleuchter bescheinen und nimmt schmatzend an ihren Tafeln Platz. Es muß ja der Thaler abgegessen werden, auf den Jean nachher mit Recht Anspruch erhebt. Und man unterhält, so gut es das vorzügliche Menü erlaubt, seine Nachbarin, die früher im Café National flatterte, jetzt aber von einem Haussepringen entdeckt und gespeist wird; man lauscht den knotigen Frivolitäten und den Witzen des verehrten Gastgebers, die zwar ausnahmslos den Fliegenden Blättern entstammen, Jahrgänge 1875 bis 1882, und man belacht sie, trotzdem man sie schon selber in verschiedenen Feuilletons benutzt hat; man macht seine Referenz all diesen Leuten, die es so herrlich verstanden, aus Nichts Millionen hervorzuzaubern. Und wenn man ein guter Redner ist und folglich nicht in's Parlament gewählt werden kann, schwingt man sich zu einem begeisterten Toast auf, der das Genie, den weitschweifenden Blick, die trefflichen Hummer, die Herzensgüte und die Käsestangen, die feste Hand und den guten Koch unseres verehrten Wirthes, des Consuls Gierschlung, mit zündenden Worten preist. Tusch, Halloh und Hurrah, und man küßt ehrerbietig die Hand der lächelnden Nachbarin — Sie wissen, die man vor Jahren 'mal im Café National gesehen. Und nächsten Tages schreibt man mit gelinde brummendem Kopf, in der linken Hand ein Glas Selterwasser, in der andern die volksthümliche Feder, über die Lehren des Polke-Prozesses. Das heißt nur, wenn man sehr muthig ist und angesehen bei seinen Freunden, so daß sie einem dergleichen Scherze verzeihen oder gar beim nächsten Diner, unter brausendem Gelächter, vorlesen lassen. Darf man sich solche Freiheiten nicht erlauben, so hält man den Mund und wartet, bis sich einer von der Räuberbande erschießt und das betrogene Volk die Fäuste ballt; dann stimmt man kräftig in das Verdammungsurtheil ein und schreit nach dem Staatsanwalt, denn dann gibt's doch keine Diners mehr.

Aus Gemeinem ist der Mensch gemacht und die Usance nennt er seine Amme. Wer seine Zeitung aufmerksam liest und wenigstens die Ueberschriften der Leitartikel sich einprägt, der wird bemerken, daß die Chefredacteure gern mit moralischen Fragen sich beschäftigen und bemüht sind, ihren Abonnenten für 5,75 Mk. quartaliter (sieben Beilagen gratis) die Grundsätze der politischen, wirthschaftlichen, sozialen ꝛc. Sittlichkeit in's Herz zu prägen. Durch Ueberfütterung mit Moralprinzipien würde man aber den Abonnenten Magen und Laune verderben, und um zu zeigen, daß es nicht böse gemeint ist, bringt man nach den ernsten Klängen des Leitartikels der gebenedeiten Usance Opfer dar, denuncirt unbequeme politische Gegner als Landesverräther, preist die steigungsfähigen Actien der unterirdischen Luftschiff-Compagnie, wovon der Verleger zufällig für 360,000 Mk. im Kasten liegen hat, und empfiehlt Pariser Gummiartikel. So paart sich auf's Glücklichste das Strenge mit dem Zarten und mit

Digitized by Google

befriedigtem Lächeln liest der historisch älteste Abonnent, auf Pferdebahnscheiben, Chokolade-Automaten und Dachgiebeln, daß just sein Blatt die größte Auflage aller deutschen Zeitungen hat; Probenummern gratis und franco.

Polke's Usancen sind Waisenjungenstreiche, verglichen mit denen der „tonangebenden Kreise". Man lobt junge Sänger und Componisten auf, weil sie in der Familie des Redacteurs ihre Kunststücke unentgeltlich zum Besten geben; man nennt den Doctor Hungerlein, der dem ältesten Sohne für ein Sündengeld Privatstunden ertheilt, „die letzte Hoffnung des literarischen Deutschlands." Sobald aber diese Genies der Sklaverei entrinnen und sich nicht länger umsonst mühen wollen, werden sie als undankbar lebenslänglich todtgeschwiegen. (Kein Wort mehr über Façonschmiede!) Schauspielern, die den Ertrag ihrer Benefizvorstellungen journalistischen Sammelbüchsen überweisen, darf Garrick nicht und nicht Eckhof die Schuhriemen lösen. Versäumen sie aber 'mal 7000 Mark abzuführen, so tritt „ihr manierirtes Virtuosenthum kraß zu Tage", offenbart sich „ihre künstlerische Schwäche und Inhaltslosigkeit" aller Welt. (Façonschmiede bei weichenden Kursen matt!) Wenn Bücher kritisirt werden, die auch nur aufzuschneiden „leider keine Zeit vorhanden" ist, oder wenn man tadelnde Referate schreibt über gar nicht stattgehabte Concerte — ist das nicht schlimmer als fingirte Briefkastennotizen? Gewiß, Herr Friedmann hat Recht, Polke's einziger Fehler ist der allzu großer Ehrlichkeit. Der einzige Fehler — aber in den Augen welcher Menschen auch!

Die Usance ist Herr im Lande, sie allein, die Usance, zu schwindeln und zu betrügen. Usance ist es, die wahren Beweggründe für sein Thun zu verschweigen und statt ehrlich einzugestehen, daß man der Selbsterhaltung willen diese oder jene Partei bekämpft, patriotische und sittliche Motive hervor zu kramen. Usance ist es bei den freisinnigen Feinden der Gewalt, nach dem Staatsanwalt zu rufen und dem Irrenarzt, wenn sie den sich verzweifelt wehrenden Gegner nicht unterkriegen können. Mit Recht widersetzt sich das Judenthum Ahlwardt's fanatischen Verbohrtheiten; aber anstatt das Kind beim Namen zu nennen und dem verhaßten Antisemitismus auf den Leib zu rücken, thut man so, als schmerze allein „sein Landesverrath, seine Bloßstellung des theuren deutschen Vaterlandes dem kriegerisch gesinnten Ausland gegenüber." Vertuschen ist Usance. Polke hat ehrlicher gehandelt und Niemandem verhehlt, daß er zu 105 übernahm, was er zu 240 verkaufte. Polke hat Profit Profit genannt, und seine Sittenlehre ist die Selbstsucht des „ordentlichen Kaufmanns"; niemals hat er meines Wissens Audienzen nachgesucht, um hochgestellten Persönlichkeiten herbe Urtheile über fremde Papiere und lobende Empfehlungen von Façonschmiede zu entlocken. Die liberalen Zeitungen aber, die berechtigter Weise in Wuthkrämpfe verfallen, sobald die Krone sich „in die Debatte mischt", um ihnen entgegen zu treten, verzeichnen mit Behagen die Thatsache, daß gelegentlich einer von ihm zwei jüdischen Notabeln ertheilten Audienz der Herzog von Anhalt sich abfällig und verächtlich über den Antisemitismus geäußert habe, und fügen lobhudelnd hinzu: „Der Herzog von Anhalt hat stets, wie seine erlauchten Ahnen, sich als einer der Humanitätsfürsten bewährt . . . und schließt sich den erhabensten Fürsten des Reiches würdig an."

Börse und Presse bieten nichts als verschärfte Spiegelbilder unseres wirthschaftlichen und sozialen Lebens. Die Usance steckt uns tiefer im Blute als pharisäische Schulweisheit sich träumen läßt; und wer auf Façonschmiede nicht hineingefallen ist, hat deshalb keinen Grund, sich wohlgefällig an die Brust zu schlagen. Ueberall in der Oeffentlichkeit treibt man Façonschmiederei, und überall dociren die bleichen Sachverständigen des Prozesses Polke und vertheidigen die Friedmann's . . . Gott bewahr' das Haus!

Caliban.

Offene Briefe und Antworten.

Zum letzten Mal: Großpreußen oder Deutschland?

Geehrter Herr!

Im Grunde sind Herr Dr. R. und ich einig, da der strittige Punkt nur auf einem Mißverständniß beruht. Aber an diesem bin ich nicht ohne Schuld, wegen des zweideutigen Ausdrucks, daß 1866 die Hansestädte und Mecklenburg eine Annexion durch Preußen „nöthiger" gehabt hätten, als Frankfurt und das Königreich Hannover. Ich glaubte, daß meine wahre Meinung aus dem Gesammtinhalt meines Aufsatzes hervorginge. Ich behaupte, daß Deutschland nicht verpreußt werden darf. Ich gehe aber hierin noch viel weiter, oder vielmehr, ich mache wirklich Ernst mit diesem Grundsatze. Ebensowenig wie Elsaß-Lothringen und Braunschweig preußisch wurden, ebenso wenig durfte dies mit den früher einverleibten Landestheilen geschehen. Deutschland soll nicht verpreußt werden, sondern Preußen muß sich wieder verdeutschen, es darf nicht verbrandenburgern oder gar verberlinern. Schlesien, Schleswig-Holstein, Westfalen u. s. w. haben genau ebenso viel Recht auf Selbständigkeit wie Hamburg und Mecklenburg, nicht ein Jota weniger! Mit vollem Recht kann Herr Dr. R. erinnern an die mittelalterliche Größe der Hansa. Aber zu jener Zeit der Städtebünde waren eben alle größeren Städte stark, und viele haben eine ruhmreiche Geschichte hinter sich, die heute — schlicht preußisch geworden sind. Daß Hamburg aber damals die anderen Städte übertroffen hätte, kann man unmöglich behaupten. Erst in der Gegenwart hat Hamburg seine heutige Bedeutung gewonnen, durch das deutsche Hinterland ward es groß, und vor allem durch den starken Schutz des wehrkräftigen Kaiserthums! Noch sind keine hundert Jahre verflossen, als in allen drei Hansestädten von heute bis an der Ostsee Strand ein anderer Kaiser herrschte! Damals war Hamburg ein simples französisches Departement unter einem der ärgsten Tyranen, dem „Parvenu" aus Korsika! Der „Maire" von Hambourg machte freilich viel, viel weniger Federlesen, er verstand das Französiren der Hansa viel, viel besser als wir das Verpreußen, sein Regierungsgrundsatz kümmerte sich wenig um so schwierige Fragen wie Schulgesetze, er hielt es mit dem leicht begreiflichen, allgemein verständlichen — Schrecken. Und in einer Beziehung ist dieser auch sehr heilsam, denn nichts ist nützlicher als immer wieder an jene Zeit des Schreckens zu erinnern, nichts stählt trefflicher die Nerven gegen den uns Deutschen so gefährlichen Gefühlsdusel und Phrasendunst in nationalen Lebensfragen! Die heutige Kleinstaaterei kann niemals unser Ideal sein und bleiben, es muß ein gesunder Mittelweg gefunden werden, koste es was es wolle. Das Ausland soll es wissen, daß wir wirklich nur Gott allein fürchten, nicht aber das Abschneiden einiger Zöpfe, die zufällig noch hängen geblieben sind, nämlich der sogenannten „Souveränetätsrechte."

Mit deutschem Gruße

R. Funk.

Notizen.

Das Dilettantenconcert. (Leipzig, Gustav Körner.) Der Verfasser benutzt ein im Kölner Gürzenich stattgefundenes großes Dilettantenconcert als Ausgangspunkt der Darstellung von Mißständen des modernen Musiklebens, welche nicht allein in Köln, sondern leider allerwärts grassiren und an deren Hebung die zunächst betheiligten Kreise und namhafteste Musikschriftsteller schon lange arbeiten. Das boshafte Schriftchen ist mit Geist und rücksichtsloser Schärfe geschrieben und trägt hoffentlich das Seine dazu bei, dem musikalischen Dillettantenunfug zu steuern. Der anonyme Verfasser ist ein bekannter rheinländischer Musikschriftsteller und Mitarbeiter der „Gegenwart."

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Digitized by Google

Inserate.

Soeben erschienen:

Der ewige Jude in Monte Carlo.

Broch. 2 Mark, geb. 3 Mark.

Dresden u. Leipzig, Pierson's Verlag.

Meyers Conversations-Lexikon.

Neuste Auflage (1891), 17 Bände u. Supplementband. Halbfr. **Tadellos.** (*M* 180.) Nur *M* 110.—.

Sanders, Wörterbuch der deutschen Sprache mit Ergänzungswörterbuch. 4 Bde. Halbfr. **Neu!** (*M* 130.) Nur *M* 60.—.

Allg. Historisches Porträtwerk. Nach Auswahl von Dr. W. v. Seidlitz, mit Text von Lier u. Tillmann. **Dichter u. Schriftsteller.** 151 Blatt Phototypien nach den besten gleichzeitigen Originalen. **Künstler u. Musiker.** 101 Blatt. **Gelehrte u. Männer der Kirche.** 100 Bl. 3 Halbkalblederbände, neu (*M* 160.) Nur *M* 100.—.

Klein, Geschichte des Dramas. 15 Bände. Erste Ausgabe. (br. *M* 194.) Schön Halbfr. *M* 75.—.

Bestellungen gegen Postnachnahme an

C. Rudloff in Berlin W., Culmstraße 8.

Othmer's Vademecum des Litteraturfreundes.

Zusammenstellung
der wissenswürdigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der schönwissenschaftlichen Litteratur.

Vierte Auflage,

ergänzt bis 1891.

Preis geheftet Mk. 10.50, gebunden Mk. 12.

Verlag von **Leopold Ost** in Hannover.

Verlag von **M. Heinstus** Nachfolger in Bremen.

Gottfried Keller

nach

seinem Leben und Dichten.

Ein Versuch von

Emil Brenning.

200 Seiten in 8°. Geh. *M* 2.40, geb. *M* 3.20.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verlag der **J. G. Cotta'schen** Buchhandlung. **Nachfolger** in Stuttgart.

Soeben erschien:

Die deutschen Gesellschaften und der Hoffmannsche Bund.

Ein Beitrag zur Geschichte der politischen Bewegungen in Deutschland im Zeitalter der Befreiungskriege

von

Friedrich Meinecke.

Oktav. 79 Seiten. Preis geheftet 2.—

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlg.

Neuer Verlag von Otto Wigand in Leipzig.

Adelmann, Graf Alfred, Frei von Rom! Manifest eines deutschen Katholiken. Preis 25 Pf.

Heinstus, August, Eine neue Religion. Oder: Was haben wir unter dem Gottesbegriff zu verstehen? Preis 50 Pf.

Koerner, Dr. R., San Remo, eine deutsche Winterkolonie. Neu bearb. vom Verfasser u. Dr. C. Bleth. *3. verbesserte Auflage.* Mit 4 Karten u. 1 Temperatur-Tabelle. 5 Mark.

Reichardt-Stromberg, Mathilde, Das Weib als Wehr gegen alle Vaterlandsfeinde. Preis 50 Pf.

Wollny, Dr. Fr., Historisch-psychologischer Tractat. Nebst einem kurzgefaßten philosophischen Katechismus im Anhange. Preis 5 Mark.

Wollny, Dr. Fr., Vermischte Abhandlungen und Aufsätze. Preis 3 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Soeben ist in **zweiter Auflage** erschienen:

Coulissengeister

Roman von Theophil Zolling

2 Theile in einem Bande.

Preis: Geh. M. 6.—, Gebunden M. 7.—

Der neue Roman des beliebten Erzählers hat bei seinem ersten Erscheinen in einer Reihe großer Tagesblätter (Berliner Nationalzeitung, Wiener Fremdenblatt, Hamburger Correspondent ꝛc.) viel Aufsehen erregt, sodaß die Buchausgabe mit Spannung erwartet wird. Der Roman spielt in Wien, Berlin und auf westpreußischen Rittergütern und enthält eine ganze Gallerie leicht erkennbarer Gestalten aus unseren hocharistokratischen und Theaterkreisen. Ein Berliner Blatt äußerte, daß das deutsche Bühnenleben, welches besonders in Theaterstücken immer gefälscht und geschmeichelt zur Erscheinung gelange, in Zolling's „Coulissengeistern" zum ersten Male ein umfassendes Abbild von packender Wahrheit, köstlichem Humor und künstlerischem Werthe gefunden habe.

Leipzig. **H. Haessel, Verlag.**

Soeben ist erschienen:

Dante's Hölle, der göttlichen Komödie erster Theil. Uebersetzt von **Alfred Wassermann.** 8°. Geheftet 5 M., eleg. Leinwd. 6 M.

Diese neue Dante-Uebersetzung zeichnet sich aus durch möglichst treue Wiedergabe des Inhalts und zwar sowohl des so große Schwierigkeiten bietenden Wortsinnes als auch des sachlichen Gehalts und dann durch möglichst treue Wiedergabe der Form, des Versbaues durch Beibehaltung der Terzinen und des Ausdrucks und Kolorits der schlichten großen Eigenartigkeit des Originals. Wir empfehlen dieselbe allen Danteverehrern!

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und gegen Einsendung des Betrages von

Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg.

Im Verlage von **S. Hirzel** in **Leipzig** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Ermüdung.

Von

A. Mosso,

Professor der Physiologie an der Universität Turin.

Aus dem Italienischen übersetzt von **J. Glinzer.**

Deutsche Original-Ausgabe.

Mit 30 Holzschnitten.

8. Preis: *M* 6.—.

Die Gegenwart 1872—1888.

Um unser Lager zu räumen, bieten wir unseren Abonnenten eine günstige Gelegenheit zur Vervollständigung der Collection. So weit der Vorrath reicht, liefern wir die Jahrgänge 1872—1888 à 6 M. (statt 18 M.), Halbjahrs-Bände à 3 M. (statt 9 M.). Einbanddecken zu obigen Jahrgängen oder Bänden à 1 M. Gebundene Jahrgänge à 8 M.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von **Metzger & Wittig in Leipzig.**

Digitized by Google

№ 25. Berlin, den 18. Juni 1892. Band XLI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57. Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Zur Börsen-Enquete. Von O. Faust. — Zur Auslieferung von Verbrechern. Von Ludwig Fuld-Mainz. — **Literatur und Kunst:** Hertzka's individualistischer Sozialismus. Von A. v. H. — Ein neuer russischer Dichter. Von Carl Busse. — **Feuilleton:** Gerettet! Von F. de Roberto. — **Aus der Hauptstadt:** „Made in Germany". Von Caliban. — Die Berliner Kunstausstellung. Von C. G. — Offene Briefe und Antworten: Zur Verlegung des Bußtages. Von Pfarrer Hassenstein. — Notizen. — Inserate.

Zur Börsen-Enquete.

Von O. Faust.

Zwei Dinge sind es, von denen das Heil und die Zukunft des deutschen Volkes abhängen. Das eine ist die Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht, kurz gesagt, eine abermalige Verstärkung unseres heutigen Kriegsheeres; das andere ist unsere wirthschaftliche Wiedergeburt. Beide hängen eng zusammen, denn nur eine treffsichere und thatkräftige Wirthschafts-Reform kann uns die Mittel liefern, unsere Wehrkraft ungeheuer zu steigern, ohne einen empfindlichen Druck auf das heute schon genug gedrückte Volk auszuüben, und, was auch sehr wichtig ist, eine steigende Bevölkerung (60 Millionen und mehr) bequem im Lande zu ernähren. Als abschreckendes Beispiel kann uns Irland dienen, dessen heutige Bevölkerung (ewa $4^1/_2$ Million) um 80 bis 90 Procent steigen müßte, um die Ziffer wieder zu erreichen, die es vor wenigen Jahrzehnten hatte (8 bis 9 Millionen)!

Woran fehlt es uns nun in wirthschaftlicher Beziehung? Etwa an Fleiß? Nun, die 13 — 17stündigen Arbeitstage sind wahrhaftig kein Sympton von Faulheit. Wenn wir so weiter arbeiten, so müssen wir ohne Frage unsere Gesundheit untergraben, und ohne Gnade im nächsten Kriege unseren kräftigeren Feinden erliegen.

Oder fehlt es uns vielleicht an der rechten Findigkeit, an Geschäftseifer und Unternehmungsgeist? Finden wir keine Arbeit, weil wir nicht ordentlich danach suchen? Nun, man schreibe die elendeste Stelle aus im kleinsten Käseblatte, und hundert Bewerber (darunter fünfzig studirte!) werden sich melden, — wir sind schon nicht mehr auf der Stellensuche, sondern auf förmlicher Stellenbettelei und Stellenjägerei. Wenn das so weiter geht, so kommt zum Ruin unserer körperlichen Gesundheit der Ruin des Volksgewissens, wie Hipler trefflich auseinandergesetzt hat.

Oder sind unsere Physiker, Chemiker, Techniker unfähig, uns in unseren Arbeiten zu unterstützen? Nun, die Frankfurter elektrische Ausstellung hat gelehrt, daß wir überreich gesegnet sind mit den großartigsten Erfindungen des Menschengeistes. Nie bisher verstand die Menschheit auch nur annähernd so viel Kräfte hervorzuzaubern aus der umgebenden Natur. Oder verschwenden wir diese Reichthümer etwa in sinnloser Weise? Leben wir alle wie Millionäre? Gewiß nicht, denn man schlägt im Winter Scheiben ein, um in ein warmes Gefängniß zu kommen. Schamhaftere Naturen greifen aus Nahrungssorgen zum furchtbaren Selbstmord. Millionen unseres Volkes arbeiten wie Pferde und leben dennoch wie die Hunde.

Unsere Parteien, obgleich fast alle stark im großkapitalistischen Fahrwasser, müssen wenigstens den Schein wahren, als kämpften sie gegen die schlimmsten Auswüchse des Großkapitalismus. Viele mögen auch ehrlich an die Wirksamkeit ihrer vielgepriesenen Heilmittel glauben. Die große Masse der geduldigen Schafe harrt und hofft. Dadurch gewinnen auch die unnützesten Medicamente eine künstlich aufschiebende Wirkung, aber gefährlich bleiben sie doch. Denn eine Partei steht hohnlächelnd dabei, die auch hart und hofft — eben auf den Mißerfolg, — die rothe Internationale! Seht ihr, so sagt sie, dies half nichts, und dies nicht, und dies nicht, nun kommen wir an die Reihe, alle anderen können nichts, sie sind nur eine einzige „reaktionäre Masse." Mit Beschämung muß man es eingestehen, daß unter den heute tonangebenden Parteien die sozialdemokratische die einzige ist, die wenigstens das eine Ziel, Vernichtung des Großkapitalismus, auch sicher erreicht, allerdings darf man nur nicht fragen, um welchen Preis. Wenn alle Tage von neuem „getheilt" wird, so kann sich beim besten Willen kein Millionär entwickeln.

Möchte daher Deutschlands guter Geist auf der Börsen-Enquête ruhen, daß sie auch an die Wurzel des Uebels gelangt und nicht an Aeußerlichkeiten kleben bleibt. Mustergültig dafür könnte die Methode sein, nach der ein Henry George die Frage „Schutz oder Freihandel" behandelte. Er kam dahinter, daß beide, die Freihändler und die Schutzzöllner, recht arge Schwindler seien, und gelangte in seinem „Paradoxon" dahin, daß ein wahrer wirksamer Schutz des wirthschaftlich Schwachen nur auf ganz anderem Wege — oder gar nicht möglich sei. Das gilt wahrlich auch von der Börsenfrage. Weder die Börsenfreunde noch die Börsenfeinde können den kleineren Leuten den geringsten Vortheil zuwenden.

Wenn man unter den heutigen Verhältnissen den Börsenverkehr mehr oder weniger einschränkt, so kann man allerdings einige Großkaufleute recht empfindlich ärgern, aber ohne daß wir etwas davon haben. Man kann ferner viele kleine Existenzen (Börsenjobber u. s. w.) vernichten, aber wiederum ohne daß andere einen Vortheil dadurch gewinnen. Man kann solche Mittel nicht treffender veranschaulichen, als wenn man einem Hungrigen, um ihm zu helfen, Brod — zeigen wollte. Nein, entweder gib ihm das Brod wirklich zu essen, oder spare dir auch das Zeigen, das den Aermsten nur noch tiefer bekümmern kann. Es ist nun leicht nachzuweisen, daß die Bedrückung der Börsen und Banken nur ein gezeigtes Brod für die Hungernden ist. Wie ein wirklich zu essendes Brot zu haben ist, das kann hier natürlich nur ganz kurz angedeutet werden: kein Communismus, auch keine Bodenverstaatlichung

Digitized by Google

nach Flürschein oder George, aber Recht auf Arbeit für jeden lebendigen Menschen, und Festsetzung eines äußersten Maximums der privaten Millionenaufspeicherung. Ansammlung eines Staatsschatzes, der in ersten Hypotheken (frei nach Angebot und Nachfrage) sichergelegt wird, und aus dessen Renten alle Staatsausgaben bestritten werden, so daß alle Jahreseinkommen unter 5000 Mark steuerfrei sind, und alle Grundsteuern, Gewerbesteuern, Gebäudesteuern aufgehoben werden! Auf ein solches Programm läßt sich sicherlich eine große Partei gründen. Nicht das zweischneidige Verbot von Frauen- und Kinderarbeit, sondern directe Unterstützung aller Frauen und Kinder aus den Staatseinkünften, aber ohne alle Bettelei oder „Wohlthätigkeit", und mit völlig freier Verfügung, ohne staatliche Kindererziehung, ohne Frauenkasernen oder ähnliche sozialdemokratische Zukunftshäuser. Ungemüthlich ist dabei nur die Uebergangszeit von einigen Wochen. Aber wenn man zum Bessern will, so ist eben der Uebergang und Anfang unvermeidlich. Wer den Splitter aus dem Fleische los sein will, muß einen herzhaften schmerzhaften Ruck thun. Für die Großkapitalisten, die in das Ausland fliehen wollen, um den Staat um die Steuer zu betrügen, muß das Standrecht verkündet werden, aber selbst diese Sache ist nicht ganz so schlimm. Denn das Kapital ruht im Bodenbesitz, und den kann niemand über die Grenze schmuggeln. Das Baargeld ist kaum der Rede werth.

Gegen den Börsenschwindel läßt sich höchstens das eine ausrichten, daß man die Verführung der wirthschaftlichen Unschuld verhütet. Zu diesem Zwecke muß in den Volksschulen ein praktischer und objectiver Unterricht über das Börsenwesen ertheilt werden. Die heutigen Lehrer haben natürlich kaum eine Ahnung davon. Auch die Zeitungen thun heute sehr wenig, die einen wissen selbst nichts ordentliches darüber, die anderen, die Bescheid wissen, schweigen aus guten Gründen oder sagen nicht die Wahrheit, die sie wissen, — andere wieder behandeln die Sache feuilletonistisch, zur Unterhaltung ohne Belehrung.

Zwei Hauptvorwürfe werden der Börse gemacht. Erstens soll der börsenspielende Mittelstand seine Gelder dort verspielen, zweitens sollen die „Kurstreibereien" der börsianischen Zwischenhändler die Lebensmittel vertheuern. Beide Vorwürfe aber widersprechen einander ebenso, wie die Ausreden, die ein undankbarer Topfleiher einst gemacht haben soll, nämlich daß erstens der Topf schon beim Empfang beschädigt gewesen sei, und daß zweitens der Topf bei der Rückgabe noch völlig — unbeschädigt gewesen sei.

Man denke sich, der Roggenbauer verkaufe seinen Kornüberschuß nicht direct an den consumirenden Städter, sondern an einen zwischenhandelnden Großkaufmann, der das Korn einige Monate „festhält". Entweder steigt nun der Preis oder er fällt, beides zugleich ist offenbar unmöglich. Wenn der Preis steigt, so verdient der Händler, während das Lebensmittel vertheuert ist, Bauer und Städter verlieren die „Differenz", die der Kaufmann gewann. Sinkt aber der Preis, so verliert der Kaufmann die Differenz, der Bauer hat Vortheil durch einen hohen Verkaufspreis, der Städter hat auch Vortheil durch seinen billigen Einkaufspreis, beide können also keinen sehnlicheren Wunsch hegen als den, alljährlich einen so guten Zwischenhändler zu finden.

Arbeitet nun der Kaufmann zusammen mit Privatkundschaft (sog. Outsidern), so bleibt die Sache im Grunde dieselbe. Der Privatkunde ist nur ein Zwischenhändler ohne Geschäftskunde. Wenn er verliert, so verbilligt er die Lebensmittel. Wenn er aber die Lebensmittel vertheuert, so gewinnt er!

Nun bleibt die große Frage, unter welchen Umständen ein Privatmann einen Theil seines Geldes in der Börse „arbeiten" lassen soll, und wenn unter keinen, warum er es unter keinen Umständen thun soll. Die Frage ist sehr schwierig oder sehr einfach, je nachdem man es nimmt. Bevor man das Gegentheil klar eingesehen hat, wird man auch fest überzeugt sein, daß man sich à la Münchhausen an seinem Zopfe in die Höhe heben kann. Noch besser ist folgendes Beispiel: auf Glatteis kommt man nicht aus der Stelle, — sobald man den linken Fuß vorsetzt, rutscht der rechte von selbst um gleichviel nach rückwärts. Das will erst niemand glauben, aber jeder glaubt es, nachdem er es selbst erlebt hat.

Der gröbste Fehler ist am leichtesten zu entdecken. Es gehört eine glücklicherweise seltene Kurzsichtigkeit dazu, um zu glauben, daß man Papiere mit recht hohen Dividenden kaufen müsse. Offenbar ist es einerlei, ob ein Papier acht oder vier oder zwei Procent Dividende abwirft, da eben nur das vierprocentige auf pari steht, das erste auf 200, das letzte auf 50. Doch man lache nicht zu früh, denn oft genug wird gelegentlich geredet und gedruckt von „sündhaft hohen" Dividenden an Actionäre, wobei ganz vergessen wird, daß ich mit zehn oder zwanzig Procent sehr schlechte Geschäfte machen kann, wenn ich meine Actie zu 800 oder 900 kaufen mußte.

Von diesem gröbsten Fehler sollte jede verständige Belehrung ausgehen, weil alle anderen Fehler im Grunde genommen nur diesen einen in versteckterer Weise wiederholen und variiren. Ferner zeigt aber jener Fehler gerade das Segensreiche der Börse. Denn wenn ein Unternehmen sehr zurückgeht, so können sich die ersten Unternehmer durch Verkauf zurückziehen, und haben dann einen noch größeren Verlust nicht mehr zu befürchten. Die Käufer dagegen haben billig gekauft, und haben also von weiterem Rückgang keinen zu großen Nachtheil, aber von jeder geringsten Erholung schon Vortheil. Ist umgekehrt ein Unternehmen sehr in Blüthe gekommen, so daß die Actie statt vier Procent acht gibt, so kann der erste Unternehmer, so bald er will, seinen Gewinn in Sicherheit bringen, indem er die Actie zu 200 verkauft. Die neuen Unternehmer beziehen dann keine sündhaft hohe Rente, sondern nur nach dem gewöhnlichen Durchschnittszinsfuß. Erst ein noch weiteres Aufblühen des Unternehmens bringt wirkliche Vortheile. So kann offenbar ein Actionär mit ein Procent Jahresdividende viel günstiger dastehen als ein anderer mit zehn Procent.

Haben aber zwei Papiere trotz gleichen Kurswerthes verschiedene Procente, so ist das höher rentirende im Allgemeinen stets das weniger sichere, d. h. es droht den Verlust des Kapitales um so mehr, je höher seine Procente sind. Daher ist das Papier mit dem niedersten Zinsfuß stets vorzuziehen von einem denkenden Kleinkapitalisten, weil die Sicherheit des Kapitales wichtiger ist als die Höhe der Zinsen. Schon an den Hypotheken kann man das sehen, die erste gibt weniger Zinsen als die fünfte, die fünfte weniger als die zehnte, und darum ist die erste besser und günstiger als die zehnte.

Wenn nun aber die Papiere, wenn Roggen, Kohlen, Kaffee u. s. w. sinken und steigen, wenn der Markt „aufgeregt" ist, dann werden auch die sonst nüchternen Sachverständigen und Wetterkundigen nervös, und es kostet Mühe, das ruhige Blut zu bewahren. Da ist man gerade mitten in einer fieberhaften Hausse. Man braucht nur zuzugreifen, man braucht nur zu sagen „ich kaufe", um binnen fünf Minuten um Tausende schwerer zu werden, — scheinbar, scheinbar! Wer das glaubt, der versteht eben das A-B-C der Börse noch nicht, denn das ist ja eben gerade das allererste Axion, das A und O aller Börsenthätigkeit, daß sie den wahrscheinlichsten Preis der absehbaren Zukunft schon in den gegenwärtigen Augenblick hineinrückt! Darin liegt wieder ihr großer Segen, denn alle Stoffe, die voraussichtlich in Zukunft selten, theuer, nöthig werden, alle die werden schon heute theuer, und folglich — muß sich jeder im Verbrauche derselben möglichst einschränken.

Also jede Hausse ist in jedem einzelnen Augenblick im Begriffe aufzuhören, ebenso natürlich auch jede Baisse. Niemals, niemals hat man die geringste Aussicht, eher einen Pfennig zu gewinnen als zu verlieren. Nachher natürlich kann jeder leicht sagen, in welchem Augenblick er am günstigsten kaufen und verkaufen konnte. Also genau wie in der Lotterie. Vorher ist ein Aussuchen eines bestimmten Loses einfach sinnlos, alle sind gleich gut oder schlecht, — nachher aber weiß eben jeder, auf welche Nummer das große Los gefallen ist.

Daraus kann man wieder ermessen, wie unendlich thöricht einzelne Zeitungen handeln, wenn sie bei einzelnen Papieren zurathen oder abrathen. Wenn man wirklich zurathen kann,

Digitized by Google

so ist es zu spät dazu, denn das Papier steht dann so hoch, daß kein Geschäft dabei zu machen ist. Wenn man wirklich abrathen kann, oder zum Verkauf eines faulen Papieres rathen kann, so ist es allemal zu spät dazu, denn das Papier ist dann schon so im Kurse gestürzt, daß alles, was verloren werden konnte, schon verloren ist, d. h. durch den Verkauf des Papieres endgültig verloren gegeben wird.

Das klingt nun freilich sehr traurig, wenn man räth: halte dich überhaupt von allen Börsengeschäften fern, und wenn du Papiere hast, so verkaufe sie bald, mögen sie hoch oder tief stehen, mögen sie augenblicklich steigen oder fallen, mögest du schon viel daran verdient oder viel daran verloren haben. Und kaufe dir sichere Staatspapiere mit möglichst — niedrigem Zinsfuß. Sind dir aber diese Zinsen nicht genug, so — arbeite! — Dieser Rath ist wenig verlockend, aber es ist der beste.

Aber — wird man einwenden — was soll denn aus Handel und Wandel werden, wenn Niemand mehr kaufen und verkaufen will, was soll aus den Unternehmungen werden, wenn der Unternehmungsgeist sich von ihnen zurückziehen will?

Antwort: viele Unternehmungen werden einfach unterbleiben, und Niemand wird Schaden haben, wenn so das Nationalvermögen vor Vergeudung in aussichtslosen Arbeiten bewahrt bleibt. Die vernünftigen Unternehmungen aber werden stets auf die einzelnen Kreise der Fachkenner beschränkt bleiben. Und ein Kenner, der das voraussehen kann, was außer ihm kein Anderer, oder mit ihm nur wenig Andere, der kann allerdings mit Aussicht auf Erfolg spekuliren, weil eben die Marktpreise seinen Berechnungen nicht gleich folgen können. Da redet man viel von „Befähigungsnachweis". Der kommt, wie man sieht, ganz von selbst, indem nur der Sachverständige Aussicht hat, bei Spekulationen, die in sein Fachgebiet gehören, etwas zu verdienen.

Da nun auf der Börse immer einige Leute sind, die in Folge ihrer besonderen Kenntnisse fast regelmäßig verdienen, die sich aber im eigenen Interesse sehr hüten, ihre Geschäftsgeheimnisse weiter zu verrathen, so folgt daraus, daß bei so geschickten Gegnern das Publikum nicht nur ebenso verlieren als gewinnen kann, sondern mit Wahrscheinlichkeit verlieren muß! Es ist kein bloßes Würfelspiel, sondern etwa ein Skatspiel eines Neulings gegen einen erfahrenen Spieler.

Aber selbst bei wirklich erfolgversprechenden Unternehmungen sollte man nie die nöthige Vorsicht vergessen, d. h. immer nur einen verhältnißmäßig geringen Bruchtheil seiner Gelder hineinstecken, niemals aber „Alles auf eine Karte setzen", und scheine die Sache auch noch so verlockend. In dieser Beziehung gibt es wieder viel Interessantes zu berichten. Man kann der Deutlichkeit halber vom Häuser- oder Grundstückskauf ausgehen. Wenn man z. B. 50,000 Mark hat, so ist es das Vorsichtigste, diese als erste Hypothek in ein Grundstück von 100,000 Mark Werth zu stecken. Ein weniger Vorsichtiger würde sich ein Grundstück (von gerade 50,000 Mark) kaufen. Ein Waghals aber kauft sich für 500,000 Mark Grundstücke und läßt darauf 450,000 Mark Hypotheken stehen. Im letzten Falle kann zwar durch eine kleine Wertherhöhung des Bodens in der betreffenden Gegend viel verdient werden, es kann aber auch Alles verloren gehen, wenn der Boden im Werthe sinkt. Wie ungünstig aber diese Lage ist, das sieht man erst so recht, wenn man den Fall in's Auge faßt, wo der Werth hin und her schwankt, etwa von 500,000 auf 450,000 sinkt, um dann auf 550,000 zu steigen. In diesem Falle muß der Besitzer verkaufen bei 450,000, und verliert so sein ganzes Vermögen trotz der großen Steigerung, die im Ganzen genommen erfolgt.

Ganz entsprechend liegt die Sache auch bei Börsenspekulationen. Man gebe keine Depots zur Deckung und verlasse sich nicht auf Nachschüsse, sondern man zahle den vollen Werth des Papiers, und kaufe so wenig, daß doch kein erheblicher Theil des Vermögens hinein gesteckt wird. Dann wird man von allen kleineren Schwankungen völlig unabhängig. Man verkauft, wenn man will, aber nicht, wenn man muß!

Ein sicheres Mittel aber, um das ganze Vermögen in kürzester Zeit zu verspekuliren, ist folgendes: man nehme alle Gelder, die man hat, und benutze sie zur „Deckung" eines 10- oder 20fachen Betrages von Actien.

Wie thöricht aber ist es, sich gegen die „Differenz"-Geschäfte im Allgemeinen zu ereifern. Das Differenzgeschäft zeigt nur das in völliger Reinheit, was jedem Geschäft an sich schon von Natur innewohnt. Man müßte dann verbieten, daß überhaupt einer etwas kauft, um es weiter zu verkaufen, denn allemal kommt da eine „Differenz" dazwischen. Meint man aber, der Zwischenhändler verdiene so heidenmäßig viel Geld, so werde man doch schleunigst Zwischenhändler, nichts liegt im Wege!

Selbst der directe Kauf des Consumenten bleibt immer ein Differenzgeschäft. Z. B. die Kohlen im Winter kann man unmöglich täglich einkaufen. Jeder kauft entweder monatlich, oder gleich im Herbst den ganzen Bedarf für das Winterhalbjahr. Dann macht man aber, ob man wolle oder nicht, unter allen Umständen Differenzgeschäfte. Denn wer gleich Alles kauft, verliert offenbar bei später sinkendem, gewinnt bei steigendem Preise. Wer monatlich kauft, verliert bei steigendem, gewinnt bei sinkendem Preise.

Angenommen, ein Zwischenhändler verdient jährlich 10,000 Mark, das ist viel Geld! Aber ein x-facher Millionär verdient ja jährlich 40,000, 400,000, 4, ja 40 Millionen Mark ohne das geringste Risiko! Wo liegt denn also die offenbare Ungerechtigkeit, im Zwischenhandel oder beim Großkapitalismus? Der Zins an sich ist kein Unrecht, so lange ihn Jeder gleichmäßig genießt. Daher sind alle Zinsverbote unsinnig, und auch alle Wuchergesetze sind höchst unpraktisch und unwirksam, ja sogar schädlich für die, denen sie nützen sollen. Aber der Zins wird zum schreienden Nothstand, wenn ihn der Zehrstand nur empfängt, und der Nährstand ihn immer nur abzuliefern hat.

Bevor man nicht im Großen die Gerechtigkeit herstellt, kann das Herumkramen in tausend Kleinigkeiten gar nichts bewirken als Zeitverschwendung. Nicht die Börse, sondern der Großkapitalismus ist die Wurzel des Uebels. Die kleinen Kapitalisten werden von den großen aufgesogen — ob dies nun auf der Börse geschieht, oder auf anderen Wegen, ob öffentlichen oder heimlichen, daran kann uns sehr wenig gelegen sein. Nur an seiner Wurzel kann dieses Unkraut angegriffen werden. Bisher legte man alle Steuern auf das Einkommen, aber nicht auf das Kapital. Man behauptet, Kapitalsteuern wirkten wie „Confiscationen"! Wirklich unbezahlbar — als ob eine Steuer vom Einkommen nicht genau dieselbe Confiscation wäre — weg ist eben weg, und daran ist nicht zu rütteln. In Zukunft sollte man umgekehrt nur das Kapital besteuern, und das Einkommen frei lassen. Und zwar sollte die Kapitalsteuer gerade gleich der durchschnittlichen Zinshöhe sein. Dann ist das Zinsnehmen nicht verboten, sondern es sind vielmehr Alle gezwungen, erst recht Zinsen zu nehmen, um die Steuer bezahlen zu können. Aber der Zinsfuß kann nicht hoch steigen, weil der Staat selbst sein Kapital anbietet und so auf den Marktpreis der Hypotheken drückt. Kleine Rentner sind aber frei zu lassen, auch kleine Aussteuern für Kinder sind zu begünstigen.

Wir wollen Alle kleine Rentiers werden, darum dürfen wir eben keine Rothschilde unter uns dulden, die uns Alle aufsaugen. Rothschild aber holt sich seine eigentlichen Haupternten nicht auf den Börsen, sondern auf dem Hypothekenmarkte. Daher ist dieser unter den heutigen Verhältnissen ein viel schlimmerer „Giftbaum" als die Börse. Es hat sogar an scharfsinnigen Vorschlägen nicht gefehlt, die Hypothekenbücher zu schließen, allen Realcredit zu streichen, und nur noch Personalcredit zuzulassen. Alles zwar sehr scharfsinnig, auch durchführbar, aber doch durch und durch unpraktisch, weil es nicht zu dem erwünschten Ziele hinführt, zur Erlösung vom Großkapitalismus. Die Börse kann der Staat nicht erobern (ohne Communismus), wohl aber den Hypothekenmarkt. Und

Digitized by Google

er muß es, weil der Großkapitalismus sich sehr schlecht bewährt hat, weil er das Vaterland an den Rand des Verderbens gebracht hat, und Deutschland zu einem armen Lande gemacht hat. Ein paar tausend mehrfache Millionäre machen den Kohl nicht fett — ja, wenn wir Millionen Millionäre im Lande hätten, dann wäre die Sache anders.

Zur Auslieferung von Verbrechern.*)

Von Ludwig Fuld-Mainz.

Von einigen Mitgliedern der deutsch-freisinnigen Partei wurde bei der Berathung des Etats des Reichsjustizamtes der Antrag gestellt, den Reichskanzler um die Vorlegung eines Gesetzentwurfes zu ersuchen, welcher die Auslieferung flüchtiger Personen einheitlich für das ganze Reich regelt; dieser Antrag entsprach einem unleugbaren Bedürfniß und der Erlaß eines Reichsgesetzes über die Auslieferung darf aus verschiedenen Gründen als ein wesentlicher Fortschritt der Rechtsbildung bezeichnet werden. Auslieferungsgesetze besitzen seit längerer oder kürzerer Zeit verschiedene europäische und außereuropäische Staaten; der erste Staat, welcher das Auslieferungsrecht gesetzlich regelte, war Belgien, es folgten die Niederlande, Luxemburg, Großbritannien, Kanada und die Argentinischen Freistaaten; in den jüngsten Monaten ist auch die Schweiz zu ihnen hinzugetreten. In Oesterreich und den Vereinigten Staaten von Nordamerika bestehen zwar keine die ganze Materie in erschöpfender Weise regelnden Gesetze, doch sind einzelne besonders wichtige Punkte gesetzlich geregelt. In Deutschland dagegen beruht das Auslieferungsrecht auf Staatsverträgen, zahlreichen Verordnungen und Gewohnheitsrecht, die einzige gesetzliche Vorschrift enthält § 9 des Reichsstrafgesetzbuches, welcher die Auslieferung Deutscher schlechthin verbietet. Die Völkerrechtswissenschaft ist nun in den letzten Jahren mehr und mehr dahin gekommen, den Erlaß eines Auslieferungsgesetzes warm zu befürworten, und in der That kann auch nicht verkannt werden, daß die gesetzliche Regelung sowohl der materiellen wie der formellen, bei der Auslieferung einer Person in Betracht kommenden Punkte große Vortheile bietet. Die gesetzliche Regulirung der Voraussetzungen, unter welchen die Auslieferung bewilligt werden kann, sowie des Umfanges, in welchem dieselbe stattfindet, bürgt dafür, daß das Auslieferungsrecht nicht von politischen Rücksichten und Erwägungen beeinflußt werde, sie bietet eine Sicherheit dafür, daß nicht durch den einen oder anderen Staat einer auswärtigen Macht Zugeständnisse eingeräumt werden, welche nur als höchst bedauerliche Rückschritte angesehen werden können. Wäre in Deutschland im Jahre 1885 schon ein Auslieferungsgesetz erlassen gewesen, so hätte weder Preußen noch Bayern die bekannte, in der völkerrechtlichen Literatur einstimmig getadelte Abmachung mit Rußland treffen können, durch welche der alte Grundsatz des Völkerrechtes, daß wegen politischer Vergehen eine Auslieferung nicht stattfindet, in höchst bedenklicher Weise durchbrochen wird. Die Reichsgesetzgebung hat die Aufgabe, der etwa vorhandenen Neigung einzelner Bundesstaaten, Auslieferungen in weiterem Umfange zu bewilligen, als dies nach Maßgabe des heutigen Standes des Völkerrechtes statthaft ist, einen Riegel vorzuschieben, und je eher dies geschieht, um so vortheilhafter wird es für die internationale Rechtshülfe sein.

Die Grundlage, von welcher aus das Gesetz die Materie zu behandeln hat, steht fest, zunächst kann kein Zweifel darüber obwalten, daß wegen rein politischer Delikte eine Auslieferung niemals gewährt werden darf; soweit von einzelnen Staaten Verträge abgeschlossen worden sind, welche diesen Grundsatz nicht vollinhaltlich anerkennen, werden dieselben gekündigt werden müssen; sodann aber wird bezüglich der zu einem politischen Zwecke begangenen oder aus einem politischen Beweggrund hervorgegangenen gemeinen Delikte, entsprechend dem neuen schweizerischen Gesetze, die Auslieferung dann als zulässig zu bezeichnen sein, wenn die Strafthat vorwiegend den Charakter eines gemeinen Verbrechens besitzt; überwiegt dagegen der politische Charakter, so darf die Auslieferung nicht stattfinden. Hiernach würde die Auslieferung eines Nihilisten, welcher den Eisenbahnzug, in welchem der russische Kaiser fährt, in die Luft zu sprengen versucht, um den Kaiser zu tödten, ein Hinderniß nicht im Wege stehen, wogegen die Auslieferung eines Nihilisten, welcher in Wort oder Schrift die Bevölkerung zur Revolution aufgewiegelt hat, selbst dann unterbleiben müßte, wenn die Aufreizung von Erfolg begleitet gewesen ist. Das Auslieferungsgesetz wird aber nicht nur die materiellen Grundsätze in erschöpfender Weise zu regeln haben, sondern es wird auch der Ordnung des Auslieferungsverfahrens seine volle Aufmerksamkeit zuwenden müssen. Letzteres ist in Deutschland in höchst unzureichendem Maße geordnet, eine Mitwirkung der Gerichte bei der Auslieferung eines Flüchtigen findet nur in einigen Bundesstaaten und auch hier zumeist nur insoweit statt, als das Gericht mit der Vernehmung desselben und allenfalls auch mit der Erstattung einer gutachtlichen Aeußerung beauftragt wird; die Entscheidung über die Auslieferung erfolgt durch die Ministerien, in Preußen durch den Justizminister, Minister des Innern und der auswärtigen Angelegenheiten, die Prüfung des Gesuchs durch die Verwaltungsbehörden und die Staatsanwaltschaften. In England und den Vereinigten Staaten von Nordamerika unterliegt dagegen die Prüfung der Schuldfrage der Entscheidung der Gerichte, welche der Art für die Verwaltung bindend ist, daß die Auslieferung einer Person nicht verfügt werden darf, wenn das Gericht sie als unzulässig bezeichnet. Eine Mitwirkung der Gerichte ist zum Schutze der flüchtigen Personen und zur Wahrung der Grundsätze des Auslieferungsrechtes dringend geboten, die durchaus unabhängigen Gerichte werden durchaus keinen Anstand nehmen, eine Auslieferung auch dann zu verweigern, wenn zu erwarten ist, daß die Verweigerung den Staat, welcher dieselbe begehrt hat, verstimmen werde; die Verwaltungsbehörden sind dagegen den politischen Strömungen und Einflüssen in weit höherem Maße unterworfen und werden bei zweifelhaften Fällen gerne geneigt sein, den politischen Rücksichten Rechnung zu tragen. Bedürfte es eines Beweises für diese Behauptung, so könnte derselbe in ausgiebigstem Maße durch einen Hinweis auf die Auslieferungen geführt werden, welche man Seitens Frankreichs in den letzten Jahren der russischen Regierung bewilligt hat; die Begeisterung für das Moskowiterthum, welche sich mit der Vertheidigung der Menschenrechte in der Praxis so trefflich verträgt, hat es zu Stande gebracht, daß man in Frankreich russische Flüchtlinge ausliefert, welchen lediglich ein politisches Delikt zur Last fiel.

Die Rechtslehre der Gegenwart verlangt mit Entschiedenheit, daß die Entscheidung über das Vorhandensein der Voraussetzungen, von welchen die Bewilligung des Auslieferungsgesuchs abhängig ist, den Gerichten zugewiesen werde, in diesem Sinne hat sich bereits der sechzehnte deutsche Juristentag ausgesprochen und die Reichsgesetzgebung wird diesem Verlangen entsprechen müssen. Es entspricht den gegebenen Verhältnissen am besten, wenn die betreffende Entscheidung dem Reichsgericht übertragen wird; durch diese Regelung kann sich eine einheitliche Praxis bilden und die Stellung des obersten Gerichts bürgt auch dafür, daß die zu erlassenden Entscheidungen von jeder politischen Rücksicht frei bleiben. Erklärt das Reichsgericht die Auslieferung für unzulässig, so ist die Regierung schlechthin gebunden, bejaht es dagegen die Statthaftigkeit, so muß trotzdem der Regierung noch das Recht zustehen, aus internationalen oder politischen Gründen die Auslieferung zu versagen. Von untergeordneter Bedeutung ist es, ob man die Bewilligung bezw. Versagung ausschließlich dem Reichskanzler oder den einzelnen Bundesregierungen überlassen will, wir würden uns für eine Centralisirung und somit für die Ueberweisung der Bewilligungen an den verantwortlichen Leiter der Reichspolitik aussprechen. Von Wichtigkeit ist es dagegen noch, daß in dem Gesetze die Auslieferung unter allen Umständen

*) Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Digitized by Google

davon abhängig gemacht wird, daß gegen den Auszuliefernden nur ein geordnetes gerichtliches Verfahren eingeleitet werde, auf dieser Forderung muß insbesondere um deswillen bestanden werden, weil in Rußland das jedem Rechtsbegriffe Hohn sprechende administrative Verschickungsverfahren in Geltung steht, das aller Wahrscheinlichkeit nach auch gegen ausgelieferte Flüchtlinge zur Anwendung gebracht wird; es liegt aber auf der Hand, daß ein Culturstaat sich nicht dazu hergeben darf, der russischen Barbarei Schergen- und Sbirrendienste zu leisten; gibt die russische Regierung keine ausreichende Versicherung, daß eine administrative Verschickung nicht stattfindet, so kann eine Auslieferung an sie nicht bewilligt werden.

Wenn das Reich ein Auslieferungsgesetz erläßt, das diesem Inhalte entspricht, so wird die internationale Rechtsbildung um ein werthvolles Stück bereichert, so wird dafür gesorgt sein, daß einerseits die internationale Rechtshülfe in dem gebotenen Umfange gewährt werde, andererseits aber der Asylschutz, so weit er berechtigt ist, aufrecht erhalten bleibt. Es ist deshalb sehr zu bedauern, daß der Reichstag den Antrag des Abgeordneten von Bar, für welchen auch die nationalliberale Partei eintrat, nicht annahm.

Literatur und Kunst.

Hertzka's individualistischer Sozialismus.

Wie in früheren Jahrhunderten die Religion, die Literatur, manchmal sogar die Philosophie, so ist es jetzt die Volkswirthschaft, um die sich das Interesse der weitesten Kreise dreht. Es ist nicht zu leugnen, daß die letzten Jahrzehnte eine ganz neue Phase der Entwickelung auf volkswirthschaftlichem Gebiete angebahnt haben. Eine Stufe löst die andere ab in so rascher Reihenfolge, daß es dem aufmerksamen Beobachter oft schwer wird zu folgen.

Die Staats- und Sozialwissenschaften haben sich immer mehr den Fesseln der englischen Theorien entrafft. Eine Reihe der glänzendsten Namen, wie Roscher, List, Lorenz von Stein, Schmoller, Schäffle, Wagner u. a. m. erheben die deutsche Nationalökonomie zur vornehmsten und gediegensten Vertreterin dieser Wissenschaft, und der Fluß der Entwickelung scheint noch lange nicht abgeschnitten zu sein. Die Anschauungen über das Wesen und die Aufgaben des Staates gehen in fast unendlicher Mannigfaltigkeit auseinander, aber es ist deutlich zu erkennen, daß alle diejenigen Denker, welche der Gegenwart näher stehen, die sozialpolitische Seite des Staatswesens am schärfsten in's Auge fassen und anfangen, die Hauptfunction des Staates in die Lösung der volkswirthschaftlichen Fragen zu setzen. Während noch in der Mitte des Jahrhunderts die Auffassung überwog, daß der Staat vor allem dazu berufen sei, das Eigenthum des Einzelnen zu schützen, wodurch nothwendig eine Bevorzugung der besitzenden Klassen geschaffen wurde, bemächtigte sich der neueren Schulen immer mehr der demokratische Gedanke, daß der Staat vor allem dazu da sei, dem Einzelnen eine gewisse wirthschaftliche Gleichberechtigung zu gewährleisten. Dieser Gedanke ist nicht nur der Sozialdemokratie eigen. Nichts wäre verkehrter, als dieser Partei die Palme des Ruhmes zuzuerkennen, weil sie die erste gewesen sei, praktische Forderungen aufzustellen. Zwar ist das Ausmaß der volkswirthschaftlichen Gleichberechtigung je nach dem Standpunkt, den die verschiedenen Nationalökonomen einnehmen, ein sehr verschiedenes, ebenso der Antheil, welcher dem Staat als Hülfeleistung zufällt, aber diese Theorien sind doch himmelweit verschieden von jener dogmatischen Sicherheit der Engländer, die eine Besserung der volkswirthschaftlichen Zustände als feststehenden Gesetzen widersprechend einfach für unmöglich ansahen und eine Perpetuirung, wenn nicht gar eine Verschlimmerung für die einzige Zukunftsaussicht erklärten. Selbst den orthodoxesten Nationalökonomen beginnt das Bewußtsein aufzugehen, daß die individualistische Schule sich überlebt hat, und die Volkswirthschaft neue Wege einschlagen muß, wenn sie dem Geiste der Zeit und den Culturaufgaben der Zukunft gewachsen sein soll.

Unter denjenigen, die sich in dem letzten Jahrzehnt einen größeren Anhängerkreis zu erwerben gewußt haben, nimmt der Wiener Nationalökonom Dr. Theodor Hertzka eine hervorragende Stellung ein, nicht so sehr durch die Originalität seiner Gedanken, als durch die Art und Weise, in welcher er denselben Nachdruck zu geben weiß. Er hat sich die Aufgabe gestellt, die Lösung der sozialistischen Probleme vom individualistischen, freihändlerischen Standpunkte aus zu versuchen. Hervorgegangen aus den Reihen des wirthschaftlichen Liberalismus, ist er doch zum Feind des Bestehenden und zum beredten Anwalt für eine Neuorganisation der gesammten Arbeit geworden. Neuerdings hat Hertzka wieder eine kleinere Broschüre „Sozialdemokratie uud Sozialliberalismus" betitelt (Leipzig und Dresden bei E. Pierson) erscheinen lassen, die uns Veranlassung gibt, näher auf diesen Schriftsteller und dessen bedeutendstes Werk „Die Gesetze der sozialen Entwickelung" (Leipzig, Duncker und Humblot) einzugehen. Die bekannteste Schrift Hertzka's „Freiland, ein soziales Zukunftsbild", bildet den Uebergang in die agitatorische Thätigkeit und hat in gewisser Weise Schule gemacht. Vor allem ist es die an Stamm und Henry George sich anlehnende, von Michael Flürscheim geleitete Partei der Bodenreformer, die sich sozusagen mit Hertzka fusionirt hat und ihre Ideen in einer eigenen Zeitschrift, „Freiland", zum Ausdruck zu bringen sucht.

Verschieden von den Sozialdemokraten will Hertzka das Privatkapital, sowie das Geld als Tauschmittel beibehalten, und seine Vorschläge gehen lediglich dahin, die seiner Ansicht nach nur im Großbetrieb konkurrenzfähige Arbeit zu vergesellschaften, damit dem Arbeiter der volle Ertrag seiner Arbeit zufalle. Zum Ausgangspunkt seiner Untersuchung legt Hertzka eine aus statistischem Material zusammengesetzte Aufstellung vor, wonach berechnet ist, was für ein Aufwand von Arbeitskräften und Zeit, natürlich im großartigsten, auf alle Zweige ausgedehnten Großbetrieb, nothwendig sei, um die Bedürfnisse der Bevölkerung Oesterreichs zu decken. Mit Einschluß des Luxusbedarfs hat danach jeder arbeitsfähige Mann im Jahre nur 60 Tage zu arbeiten. Rechnet man die Frauen- und Kinderarbeit hinzu, so stellt sich die jährliche Arbeitsleistung natürlich noch bedeutend niedriger. Nur 20 Procent aller Arbeitsfähigen sind es also, welche die ganze Arbeitsleistung für die Gesammtheit verrichten könnten, wenn die Arbeit richtig organisirt wäre. Hertzka stellt nun selbst die Frage auf: Welcher Abgrund verschlingt den Produktionsüberschuß? Es wäre in der That nicht einzusehen, warum irgend eine Regierung bei dem jetzigen System bliebe, wenn das Mißverhältniß zwischen nothwendiger und thatsächlich geleisteter Arbeit ein so großes wäre, wie Hertzka annimmt, welcher die Hauptschuld daran nicht dem Kapitalismus als solchem in die Schuhe schiebt, sondern dem Unternehmergewinn im Zusammenhang mit der Grundrente einerseits und der mangelhaft organisirten Arbeit andererseits. Der Unternehmergewinn nebst der Grundrente verhindert durch die Anhäufung des Geldes in wenigen Händen die Ausbreitung des Consums, da die Einzelnen sinnlos verschwenden müßten, wenn sie ihre großen Einkünfte consumiren wollten; der Zwergbetrieb bei den kleinen Handwerkern und in dem größten Theil der Landwirthschaft die volle Ausnützung menschlicher Arbeitskraft zur höchsten Steigerung der Productivität.

Die Arbeit war zuerst eine freie, aber unorganisirte, dann eine unfreie, aber organisirte und muß jetzt eine freie, organisirte werden, wenn anders die Menschheit ihrer Bestimmung gerecht werden soll, so argumentirt Hertzka. Die Ausbeutung war in den früheren Stadien menschlicher Entwickelung nothwendig, um die Arbeit zu organisiren, wodurch sich der Ertrag steigerte. Aber wenn ein Volk soweit gekommen ist, daß der Arbeitsertrag genügen würde, um Jedermann mäßigen Wohlstand und Muße zugleich zu sichern, so hat die

Digitized by Google

Ausbeutung der Massen zu Gunsten weniger Besitzer keine Berechtigung mehr, sie wird zum Culturhinderniß und muß beseitigt werden.

Hertzka widmet dem Kapital, dem Unternehmergewinn, der Grundrente, der Ueberproduction, dem Arbeitslohn eingehende Untersuchung, präcisirt scharf seine Abweichungen von den orthodoxen Nationalökonomen und kommt schließlich zu der Lassalle'schen Forderung zurück, daß der Staat helfend eingreifen müsse, um der frei vergesellschafteten Arbeit das nöthige Kapital zu leihen, selbst auf die Gefahr hin, daß es zuerst verloren gehe. Doch sei diese Gefahr nicht groß, da die am Unternehmen betheiligten Arbeiter, durch den Eigennutz gestachelt, ihr Bestes einsetzen und sich für die Oberleitung sehr bald die nöthigen Kräfte finden würden, die der Aussicht auf vollen Ertrag ihrer Arbeit gern ihre im Verwaltungsdienst der Unternehmer geschulten Kräfte zur Verfügung stellen würden. Nach Hertzka's Erhebungen bei 38 großen Industrieetablissements Oesterreichs verhält sich der Unternehmergewinn zum Gesammtarbeitslohn im Durchschnitt wie 2, 4 zu 1. Aehnlich ist es nach ihm in der mit Großbetrieb arbeitenden Landwirthschaft. Diese Differenz scheint allerdings ungeheuer. Das Kapital an sich wird auch hier von Hertzka in Schutz genommen. Es ist nicht Schuld daran, daß der Arbeitslohn so gering ist; es ist „ebenso gut wie Arbeit dem Besitzer der Naturkraft tributär, der Concurrenz unterworfen und kann folglich Erträge, die seine Reproductionskosten wesentlich und dauernd übersteigen, nicht behalten, muß sie vielmehr denjenigen überlassen, die als Nutznießer des Bodenmonopols oder als Organisatoren productiver Arbeit ihm sowohl als der Arbeit die Bedingungen vorzuschreiben vermögen, unter welchen sie die Production gestatten bezw. leiten. — Kapital ist zwar eins der wirksamsten Ausbeutungsinstrumente in den Händen des Unternehmers und Grundrentners, an sich aber, von wucherischen Ausnahmen abgesehen, nicht Subject der Ausbeutung." Also soll die von Hertzka geplante Sozialreform an dem Wesen des Kapitals nichts ändern, damit sich jederzeit Menschen finden, die durch den mit dem Kapital verknüpften Nutzen bewogen werden, einen Theil ihres Einkommens zu kapitalisiren, anstatt zu consumiren, damit es nie an der Möglichkeit, neue Productionsmittel zu beschaffen, fehle. Es ist dies aber nicht Sache des Staats, wie bei den Sozialdemokraten, sondern des Einzelnen, womit das Privateigenthum am Kapital also bestätigt wird.

Was nun den Unternehmergewinn anbetrifft, so sagt Hertzka: „Vom Kapitalzinse wie vom Arbeitslohn unterscheidet sich der Gewinn des Arbeitgebers in dem entscheidenden Punkte, daß er nicht nach Maßgabe der vom Arbeitgeber oder Unternehmer geleisteten eigenen, sondern nach Maßgabe der von ihm verwendeten fremden Arbeit bemessen wird, mithin das charakteristische Merkmal der Ausbeutung besitzt." Der Unternehmergewinn ist also schlechthin verwerflich. Zu erwidern ist darauf, daß die Zahl der gut rentirenden Etablissements und Actiengesellschaften großen Stils nur eine geringe Anzahl umfaßt, und daneben eine Menge kleinerer Fabriken und Actiengesellschaften existiren, deren Besitzer von der Hand in den Mund leben, und deren Actien Jahrzehnte lang keine Dividende zahlen. Auf diesen Umstand ist es zurückzuführen, daß die Risikoprämie des Unternehmers so groß bemessen ist. Wäre sie geringer, so fände sich kein Mensch, der bei der Gründung eines neuen Unternehmens Lust hätte, sein Geld einzusetzen. Richtig ist es ja, daß bei vielen älteren Unternehmungen, wo ein langjähriger, als solide bekannter Betrieb den Absatz der Production so ziemlich als gesichert betrachten kann, der Gewinn des Unternehmers ein ebenso müheloser, wie sicherer ist, das Mißverhältniß zwischen ihm und dem Arbeitslohn also sehr auffällig zu Tage tritt. Dagegen ist zu bemerken, daß eine gute Conjunctur zwar den Arbeitslohn erhöht, eine schlechte ihn aber nicht unter das Existenzminimum herabsinken läßt, welches, wie Hertzka zugibt, ein stetig steigendes ist. Nach einer schlechten Conjunctur werden allerdings eine ganze Menge Arbeiter brotlos; nicht das Existenzminimum sinkt, aber der Procentsatz der unbeschäftigten Arbeiter steigt, und das Resultat ist das gleiche. Es ist auch nicht richtig, daß bei kleineren Unternehmungen eine Erhöhung des Arbeitslohnes den Gewinn des Unternehmers durchaus nicht beeinträchtigte. Eine wesentliche Steigerung des Arbeitslohnes würde in sehr vielen Industrien die Productionskosten über dasjenige Maß erhöhen, welches diese Industrien jetzt noch exportfähig macht. Deutschland z. B. würde dadurch seine Stellung auf dem Weltmarkt verlieren. Die Rohmaterialien, wie Baumwolle, Petroleum u. s. w. müssen mit Industrieproducten bezahlt werden. Eine Vertheuerung der Productionskosten würde aber dem Verlust des Exports gleichkommen. Die durch den erhöhten Arbeitslohn gesteigerte Consumkraft des Arbeiters würde wenig nutzen, wenn der Export verloren ginge. Das so häufig angezogene Beispiel der höheren Arbeitslöhne Englands, wodurch die Productivität des Landes sich gesteigert haben soll, ist ein durchaus falsches. England vermochte nur deshalb seine Arbeiter besser zu bezahlen, weil es des Absatzes seiner Industrieproducte im Export, vor allem in seinen Colonien, sicher war. Es ist eben der fundamentale Irrthum Hertzka's, wenn er den Hauptfehler des heutigen Wirthschaftssystems in der mangelhaften Organisation der Arbeit einerseits und der fehlenden Consumkraft der Arbeiter andererseits sieht, anstatt zu begreifen, daß es vorläufig vor allem noch an Kapital fehlt, um eine rationellere Arbeitsvertheilung überall durchzuführen und gemeinnützige Unternehmungen in das Leben zu rufen, an deren Wohlthaten auch die nichtbesitzenden Klassen theilnehmen.

Von viel größerer Schädlichkeit als der Unternehmergewinn ist die Stellung des Zwischenhändlers, die mangelhafte Organisation der Distribution, welche Hertzka merkwürdiger Weise ganz mit Stillschweigen übergeht. Bei den Fortschritten des Transportwesens sind eine ganze Reihe von Stufen des Zwischenhandels überflüssig geworden, die ihre Lebensunfähigkeit aber noch nicht einsehen wollen und es vorziehen, ein kümmerliches Dasein weiter zu fristen, anstatt zu anderen Erwerbszweigen überzugehen. Sie alle gehören zur „industriellen Reservearmee", wie Fr. Engel's zuerst jene in halb gezwungener, halb freiwilliger Unthätigkeit dahinlebenden Massen genannt hat, die in unproductiven Berufen ihre Zeit verzetteln, weil das Angebot von Händen überall die Nachfrage übersteigt. Hertzka schiebt die Schuld ihrer Existenz dem mangelhaft organisirten Productionsbetrieb zu, während sie ohne Zweifel nur eine nothwendige Folge der Anlagen der menschlichen Natur ist, welcher die Indolenz ebenso eigenthümlich ist, wie der Trieb nach Fortschritt. Wie viele Menschen gibt es nicht, welche die angebotene Hülfe verschmähen und lieber in dem gewohnten Elend verharren, anstatt an einem anderen Ort den Versuch zu einem besseren Fortkommen zu machen. Es sind nicht nur die schlesischen Weber, denen man diesen Vorwurf machen muß, sondern oft ganz gebildete, intelligente Menschen, denen es nur an der nöthigen Initiative fehlt. Eine solche Reservearmee wird es stets geben, auch in dem sozialen Staate Hertzka's. Weder die politische Gleichheit und die Gleichheit vor dem Gesetz macht die Menschen einander ähnlich, wie die heutigen Zustände beweisen, noch die wirthschaftliche Gleichheit oder „Gerechtigkeit", wie Hertzka sich lieber ausdrückt. Auch der großen, einheitlich geordneten Arbeitsarmee, muß der Train folgen, in den alle die zurückfallen, denen die rastlose Arbeit der Elitecorps zu viel wird. Nach Hertzka ist es allein die Concurrenz und der Eigennutz, die im Zukunftstaat als Sporn zum Weiterarbeiten wirken. Den segensreichen Nutzen der Concurrenz erkennt er voll und ganz an. Sie hauptsächlich soll den Preis des Products regeln und die Arbeiter durch ihr Walten von den überfüllten, also schlecht bezahlten Associationen hinwegtreiben zu den Mangel an Arbeitern leidenden Industriezweigen. Wohl ist der Eigennutz ein mächtiger Stachel, und die psychologische Einsicht Hertzka's in den Werdegang des Kapitals, sowie des Privateigenthums entspringt weit mehr einer rationellen Erfassung der Menschennatur als die utopischen Annahmen der Sozialdemokraten; aber der Kampf Aller gegen Alle wird durch die von Hertzka angestrebten Productiv-Associationen nicht geändert. Eine Coalition tüchtiger Männer wird es sich auch im Sozial-

Digitized by Google

staat nicht gefallen lassen, wenn der Ertrag ihrer Arbeit, gerade weil er besonders hoch ist, geschmälert wird durch den Beitritt neuer Genossen, und gegen die Widerspenstigkeit und Faulheit heruntergekommener Genossen gibt es schließlich ebenfalls kein anderes Mittel als den Ausschluß, woraus sich dann ganz von selbst jene perhorrescirte Reservearmee neu bilden würde.

Auch mit der Occupation des verstaatlichten Grund und Bodens, dessen Ertrag dem Bebauer ohne Pachtentgelt gehören soll, wird es seine große Schwierigkeit haben. In der Nähe von Culturcentren und bei günstigen Naturbedingungen wird der Boden außerordentlich gesucht sein, wer aber entscheidet zwischen den streitenden Parteien? Und wer bezahlt die zur allmählichen Ablösung der jetzigen Eigenthümer nöthigen Summen? Es fehlt noch auf lange Zeit hinaus an dem erforderlichen Kapital, um die Institutionen Hertzka's verwirklichen zu helfen, nicht an der Arbeitskraft, das ist richtig. Wäre es möglich, das Kapital zum rationellen Großbetrieb mit einem Schlage zusammenzubringen, so könnte die Productivität ohne Zweifel außerordentlich gesteigert werden, ebenso die Consumkraft durch Erhöhung des Arbeitslohnes; bei Wegfall dieser Voraussetzung stürzt aber das ganze Gebäude Hertzka'scher Reformen in sich zusammen, denn die Vertheilung des Unternehmergewinns und der Grundrente stampft keine neuen Milliarden aus der Erde.

Die Polemik gegen Henry George ist durchaus verfehlt. Eine progressive Besteuerung des Bodens, wie George sie wünscht, so daß dem Besitzer nicht mehr zufällt, als der Ertrag der auf die Bewirthschaftung gewendeten Arbeit und die Zinsen des hineingesteckten Kapitals entspricht weit mehr der Wirklichkeit, als eine allmähliche Amortisation zu Gunsten der Gesammtheit, welche ein ungeheures Kapital erforderte. Zwar meint Hertzka, daß auch hier die von den Fesseln der Ausbeutung befreite Production rasch eine solche Höhe erreichen würde, daß alle aufgewendeten Kosten im Handumdrehen wieder eingebracht seien; aber erst muß doch der Anfang gemacht werden. Hertzka sagt zwar: „Oder fehlt es an Kapital, um die feiernden Hände zur Production auszurüsten? Auch diese Annahme enthält einen inneren Widersinn, denn Arbeit, die so gewaltige Ueberschüsse des Ertrags über den Lohnaufwand ergibt, müßte sich ja das zu ihrem Betrieb erforderliche Kapital selber reproduciren; es kann kein Kapitalmangel herrschen, wenn neun Zehntheile des jeweiligen Arbeitsproductes zur Kapitalisation verfügbar sind. Zudem widerspricht diese Annahme schnurstracks den Thatsachen, denn auch das Kapital sucht theilweise vergeblich nutzbringende Verwerthung, ja es zeigt sich die merkwürdige Thatsache, daß die Zahl der außer Beschäftigung gesetzten Arbeiter in demselben Verhältniß wächst, in welchem die Verlegenheit der Kapitalisten zunimmt, ihre Kapitalien zu fructificiren." Also eine Risikoprämie für Jedermann, wer nur den Muth hat, sie zu gewinnen! Darin liegt eine entschiedene Uebertreibung, ebenso wie die Ansicht als eine durchaus irrige zu bezeichnen ist, daß das Kapital im Ueberfluß vorhanden sei. Eine Widerlegung dieses Irrthums findet man in der einfachen Thatsache, daß der Zinsfuß noch immer nicht auf Null heruntergegangen ist, was doch der Fall sein müßte, wenn das Angebot die Nachfrage überwöge, und das Kapital nicht mehr wertherzeugend wirke.

Von dem ehernen Lohngesetze scheint Hertzka nichts wissen zu wollen, dennoch ist auch ihm das Existenzminimum das Primäre, die Lohnhöhe das Sekundäre, das stetige Ueberwiegen des Angebots der Grund, daß der Arbeitslohn nicht über das Existenzminimum steigen kann. Der Frage der Uebervölkerung mißt er keine Wichtigkeit bei. Vorläufig denkt er darüber ebenso optimistisch, wie die Sozialdemokraten. Sollte diese Frage in späteren Zeiten einmal acut werden, so hofft er, durch eine Abwälzung der bis dahin von der Gesammtheit geleisteten Erziehungskosten auf den Einzelnen die Vermehrung im Zaum halten zu können. Die Steigerung des Lohnes sei möglich, wenn die „potentielle Production" zur thatsächlichen würde, andererseits steigere wieder die Consumkraft des höher bezahlten Arbeiters die Production, aus diesem circulus vitiosus kommt Hertzka nicht heraus. Die Bedürfnißlosigkeit des Volks erscheint ihm wie den Sozialdemokraten als ein Culturhinderniß. Daß der Consum unter Umständen auch eine Vernichtung der Werthe bedeutet, scheint er nicht zu wissen. Macht er es doch den Unternehmern zum Vorwurf, daß sie ihre großen Einkünfte dem Consum entzögen — allerdings entziehen müßten, wenn sie nicht in unsinnige Verschwendung verfallen wollten — und dadurch die Productivität schädigten. Als ob das kapitalisirte Einkommen nicht reichlich soviel Werthe erzeugte, als wenn es lediglich dem Consum verfiele. An anderen Stellen freilich weiß Hertzka sehr wohl zu unterscheiden zwischen Spartrieb und Verschwendung, kommt er aber auf die Production zu sprechen, so verrennt er sich immer fester in der Ansicht, daß die von ihm geplante Neuorganisation der „frei vergesellschafteten" Arbeit einen solchen ungeheueren Ueberschuß des Ertrags über die darauf verwendeten Productionskosten erzielen würde, daß jede Association wohl im Stande sein würde, sich binnen kurzer Frist ihr eigenes Kapital zu erzeugen, so daß für die Zukunft gesorgt wäre, ohne daß der Einzelne sich im Consum Schranken aufzuerlegen brauche. Wäre dies in der That der Fall, so wäre nicht ersichtlich, warum der Staat nöthig hätte, sein Kapital leihweise herzugeben, um die Productiv-Associationen erst in Gang zu bringen. Wahrscheinlich beziehen diese Auslassungen Hertzka's sich nur auf die Zustände nach Inkrafttreten der Sozialreform, die aller fremden Hülfe entrathen können.

Das Buch ist mit Wärme und Ueberzeugung geschrieben, verräth die gründliche Bildung des Verfassers, ohne sich indes viel mit Literaturnachweis aufzuhalten und erweckt das Interesse des Lesers trotz der mannigfachen Widersprüche in hohem Grade. Durchdrungen von der Unhaltbarkeit des jetzigen Wirthschaftssystems und beseelt von dem festen Glauben, daß eine andere Vertheilung der Arbeit wie des Arbeitsvertrags eine neue Aera nicht allein in wirthschaftlicher, sondern auch in ethischer Hinsicht heraufführen müsse, setzt der Verfasser der „Gesetze der sozialen Entwickelung" seine ganze Kraft ein, um das ihm vorschwebende Ziel so rasch als möglich zu erreichen, und eben dieser Enthusiasmus ist es, der ihm eine so große Gefolgschaft hauptsächlich in Laienkreisen zugeführt hat.

Der Inhalt der neuen Broschüre deckt sich im Wesentlichen mit dem oben Angeführten; bemerkenswerth ist nur eine Auseinandersetzung mit der Ricardo-Marx'schen Werththeorie, die nicht weitläufig genug ausgeführt ist, um allgemein verständlich zu werden. Hertzka bleibt dabei, daß das arbeitslose Einkommen vermieden werden muß und daß der Boden Jedermann zur freien Benutzung freistehen soll. Daß dadurch binnen kurzem eine neue Bodenbesitzvertheilung herauskommen muß, übersieht er. Zwar meint Hertzka, „es werden sich der Landwirthschaft nur insolange Arbeitskräfte zuwenden, bis der Ertrag von landwirthschaftlicher Arbeit sich in's Gleichgewicht mit dem Ertrage anderer Arbeitszweige setzt, und ebenso werden sich auf besserem Boden nicht mehr Arbeiter niederlassen, als sich mit dem Gleichgewicht des auf den Einzelnen entfallenden Ertrages von besserem und schlechterem Boden verträgt", aber ehe die Arbeiter diese erst auf langen Umwegen zu erreichende Erfahrung gemacht haben würden, hätten sie längst die neuen, ihren eigenen Verdienst schmälernden Zuzügler, trotz Freiheit und Gerechtigkeit, fortgejagt, um sich den Besitz des Arbeitsfeldes nicht abjagen zu lassen.

Mit der historischen Continuität wollen alle die in praktische Agitation hineintretenden Vorkämpfer neuer Ideen wenig oder gar nichts zu thun haben. Für die Vergangenheit erkennen sie das Prinzip allenfalls noch an, aber für die Gegenwart sprechen sie dem Bestehenden gar zu gern alle Existenzberechtigung ab. Daß alles Gewordene, auch auf wirthschaftlichem Gebiet, das Product Jahrtausende alter Entwickelungen ist, und die vielen Factoren desselben gar nicht von einander zu trennen sind, übersehen diese Neuerer in dem Fanatismus ihrer Reformwuth, die um jeden Preis schon jetzt eine grundstürzende Aenderung herbeiführen möchten. Auch Hertzka ist von diesem Fehler nicht frei zu sprechen; man hat seine Bedeutung auch weniger in der Systembildung zu suchen, als

Digitized by Google

darin, daß er die Prinzipien der liberalen Bourgoisie zum Theil auf die neuen Zustände anzuwenden gedenkt und in der einseitigen Ausbildung der Freiheitsidee den nothwendigen Gegensatz bildet zu dem Zwangsstaat der Sozialdemokratie, der bei ihm in sein Gegentheil umschlägt.

A. v. H.

Ein neuer russischer Dichter.

Anton Tschechow.*)

Von Carl Busse.

Man hat Strindberg den einzigen echten Naturalisten genannt, konnte das aber meines Erachtens nur thun, wenn man ihn von Zola ausgehend maß. Läßt man diesen Gradmesser jedoch fallen und setzt man anstatt der bisherigen Erfüllung die ursprüngliche Forderung ein, nämlich die naturalistische Forderung der Wirklichkeitsdichtung, so muß August Strindberg — weniger hinsichtlich seiner allgemein dichterischen, als hinsichtlich seiner rein naturalistischen Bestrebungen — einem jungen Russen weichen, der als neues glänzendes Gestirn am Literaturhimmel seines Vaterlandes vor einiger Zeit aufging. Dieser junge Russe heißt Anton Tschechow, ein Name, den man gut thut, sich schon bei Zeiten einzuprägen, da er in wenigen Jahren neben dem eines Turgeniew, Tolstoi, Dostojewski und Garschin genannt werden dürfte und sich sogar heut schon mit Fug und Recht neben den drei letztgenannten behauptet.

Der große Vorzug, den Tschechow vor so vielen seiner mitstrebenden Landsleute besitzt: er ist nicht der Verfechter irgend einer bestimmten Parteimeinung und huldigt nicht einer vom Kunststandpunkt betrachtet immer engherzigen Tagestendenz. Die Anklageliteratur wird durch seine Schöpfungen nicht vermehrt. Ohne jedes Vorurtheil, jede vorgefaßte Ansicht tritt er an seinen Stoff heran und verfällt deshalb nicht in den nur allzu häufigen Fehler, die Wirklichkeit seiner Tendenz zu liebe zu fälschen oder nur jenes Stoffgebiet auszubeuten, welches ihm Gelegenheit zu tendenziöser Ausgestaltung gibt oder endlich auch, sich in mühsam herbeigezogene Betrachtungen und Auseinandersetzungen zu verlieren. Er schildert vollständig objektiv und wird an Plastik selbst von den größten, dafür berühmten russischen Meistern nicht übertroffen. Seine Beobachtungsgabe ist bewunderungswürdig. Es ist nicht die des Reporters, sondern die des Dichters, der alle für irgend einen seelischen Zustand charakteristischen äußeren Bewegungen sieht, jedes Zucken, jede Miene in dem Gesichte des Menschen wahrnimmt und durch einen entzückenden Reichthum an feinen, selbstbeobachteten Zügen seinen Gestalten erst die volle Körperlichkeit gibt, sie lebendig, plastisch und wirklich macht. Und während merkwürdiger Weise alle zur naturalistischen oder einer Nebenrichtung gehörigen Dichter, den ursprünglichen Forderungen des Naturalismus gerade entgegengesetzt, nicht Alltagsmenschen, sondern Ausnahmenaturen schildern, wie sie ferner in neunundneunzig unter hundert Fällen den vierten Stand bevorzugen oder sich gar auf die Glorifizirung desselben beschränken, sozialistische und pessimistische Anschauungen in allen ihren Dichtungen zu Worte kommen lassen und, mehr Kämpfer, als Künstler, allen conventionellen Lügen den Fehdehandschuh hinwerfen — wählt Tschechow im geraden Gegensatze dazu die denkbar einfachsten Stoffe aus dem Alltagsleben, führt er uns ebenso oft und ebenso sicher in den Palast des Fürsten wie in das Haus des Bürgers oder die Hütte des Arbeiters, ist er in seinen Schöpfungen weder conservativ noch sozialistisch, weder optimistisch, noch pessimistisch, sondern sucht seine einzige Aufgabe darin, das Leben so zu schildern, wie es ist, mit seinen Schatten- und Lichtseiten, seinem Glück und seinem Unglück. Er weiß, daß zu einem guten Gemälde die richtige Vertheilung von Licht und Schatten erforderlich ist. Deshalb nenne ich Tschechow den Naturalisten par excellence. Die Leute, die er zeichnet, haben wir schon alle auf der Straße getroffen, haben ihnen die Hand gedrückt und ihnen guten Tag gesagt, haben mit ihnen zusammen geweint und gelacht, getrauert und getrunken. Wer gar einmal drüben über der Grenze war oder auch nur längere Zeit in den stark polnischen Provinzen gelebt hat, der wird sich staunend und bewundernd vor der Gestaltungs- und Schöpferkraft Tschechow's beugen. Auch ihm wird man sicherlich einst in unserem Vaterlande den unsinnigen Vorwurf des Photographirens machen — mag es sein! Wer so „photographiren" kann ist ein großer, herrlicher Künstler.

Das Alltagsleben gibt, wie gesagt, Tschechow die Stoffe her. Damit besitzt er ein ungeheueres und doch wieder engbegrenztes Gebiet, in dem er König ist. Ungeheuer, weil das Alltagsleben in all seiner Einförmigkeit doch wieder so unendlich mannigfaltig ist, engbegrenzt, weil es uns immer nur Stücke gibt, kein Ganzes, nur Szenen und kein Drama, nur Romankapitel, keinen Roman. Deshalb liegt auch die Hauptstärke unseres Dichters in der Skizze. So viel mir bekannt ist, hat er nie einen Roman geschrieben. Und so stofflich einfach wie das Alltagsleben sind auch seine Skizzen — manchmal fast lächerlich einfach. Der ganze Inhalt kann durch einen einzigen Satz wiedergegeben werden. Nehmen wir z. B. „Wanjka." Ein zu einem Moskauer Schuhmacher in die Lehre gegebener Junge bittet in einem Briefe seinen Großvater, einen Nachtwächter, ihn doch wieder nach Hause zu nehmen, da er von seinem Meister schlecht behandelt werde. Das ist der ganze Stoff, und was hat Tschechow daraus gemacht! Es ist ein kleines, bald humoristisch, bald unsäglich rührend wirkendes Kunstwerk, das uns auf kaum zehn Druckseiten geboten wird, und in dem doch weit mehr echte Menschen anzutreffen sind als in zehn Bänden deutscher Romane. Der alte Nachtwächter, wie er mit dem Dienstmädchen schäkert und sich in die vor Frost klammen Hände haucht, wie er dann seine Schnupftabakdose nach der Reihe dem Dienstmädchen, seinem Hunde Wjun und seinem Hunde Kaschtanka unter die Nase hält und in ein unbeschreibliches Entzücken geräth, wenn sie niesen — von ihm liest man nicht nur, ihn sieht man leibhaftig vor sich stehen in seinen dicken Filzstiefeln und hört ihn lachen mit seinem Greisenlachen, das so sonderbar klingt. Weiter die Skizze „Träume": ein von zwei Polizisten eskortirter besserer Strolch, der, schon todtkrank, von Fischfang, Freiheit und Glück träumt. Ebenso einfach ist der Inhalt von „Drechsler Petrow", von „Die Seelenmesse", „Eine böse That" — überhaupt von allen Skizzen. Es ist manchmal geradezu bewundernswerth, wie weit diese Einfachheit getrieben ist. In „Die Köchin heirathet" gibt es überhaupt nichts anderes, als eben die Heirath der Köchin Pelageja. Da sie weint, will Grischa, „der siebenjährige Knirps", das Kind des Hauses, sie trösten. „Er suchte den größten Apfel in der Vorrathskammer aus, schlich in die Küche, steckte denselben in Pelageja's Hand und lief spornstreichs wieder fort." Man steht bei Tschechow so förmlich vor einem Räthsel. Bei keinem zweiten Dichter hat man mehr den Eindruck, daß vor unsern erstaunten Augen plötzlich aus Nichts Etwas wird und zwar gleich ein vollendetes kleines Kunstwerk als bei diesem jungen Poeten. Alles, was er sieht, auch das Geringste, genügt ihm, eine prächtige Skizze darüber zu schreiben. Nichts bei ihm ist verschwommen und unklar, trotzdem er manchmal eine dämmernde Beleuchtung liebt; alles sind vollendete Ausschnitte aus dem Alltagsleben, Momentaufnahmen von Menschen. Klar und deutlich ist jede Seelenstimmung, auch in den feinsten Nüancen ausgeprägt, ohne daß eine seelische Zerfaserung à la Hermann Bahr nöthig wäre. —

Tschechow ist heute kaum dreißig Jahr alt und schon seit einem Jahrzehnt dichterisch thätig. Besonders seine Skizzen haben ihm unter seinen Landsleuten einen Namen erworben und werden das gleiche auch bei uns Deutschen thun, trotzdem (oder vielleicht gerade weil) sie durch und durch russisch sind.

*) Von Anton Tschechow erschienen in deutscher Uebersetzung: „Russische Leute." Geschichten aus dem Alltagsleben. Deutsch von Johannes Treumann. (Leipzig, Reißner). „In der Dämmerung." Skizzen und Erzählungen. (Reclam.)

Digitized by Google

Als großer Dichter ist Tschechow ein nationaler Dichter, ebendeshalb aber auch ein internationaler. Aus dem Besonderen und im Besonderen erhebt er sich zum Allgemeinen, im spezifisch Russischen zum allgemein Menschlichen. Und wie bei jedem großen und eigenartigen Dichter, so läßt sich auch bei Tschechow die stete Wechselwirkung von Kunst und Leben beobachten. Sein praktischer Beruf hat in mehr als einer Beziehung befruchtend auf seine dichterische Production gewirkt. Er ist Arzt, und als solcher vertraut mit allen Schichten der Bevölkerung. Sein Weg führt ihn in Palast und Hütte, deshalb auch sein umfassender Blick für alle Gesellschaftskreise und Stände. Er kennt die Leiden des Körpers und der Seele, aber neben diesem auch die Freuden. Sein zu Zeiten so köstlich discreter Humor beweist es, ein Humor, der nicht lacht, nicht kichert, kaum lächelt und nur andere lachen macht, der selbst so ernsthaft bleibt und alles so objectiv schildert als ginge ihn die Sache gar nichts an, und der vielleicht gerade deshalb so befreiend und schön wirkt. In mancher Beziehung läßt sich Tschechow mit Tovote vergleichen. Beide in fast gleichem jugendlichen Alter stehend, sind sie plötzlich emporgetaucht und haben beide ihre Hauptstärke in der Skizze. Der eine wie der andere unterscheiden sich dadurch vortheilhaft von den meisten ihrer mitstrebenden Collegen, daß sie auch für die doch nicht wegzuläugnenden Lichtseiten des Lebens ein Auge haben, Naturalismus nicht mit Schwarzmalerei identifiziren und jeder Tagestendenz aus dem Wege gehen. Während Tovote nach originellen Stoffen sucht, auch fast stets Ausnahmenaturen schildert, hält sich Tschechow mehr an das gewöhnliche Leben. In rein poetischer Hinsicht stehen sie sich beide fast gleich, aber hinsichtlich der Plastik, Gestaltungskraft, Beobachtungsschärfe und Feinheit, sowie Wahrheit der Zeichnung überragt der Russe den Deutschen um ein so bedeutendes Stück, daß beide in dieser Beziehung überhaupt nicht zusammen genannt werden dürfen.

Noch ein Wort über die Sprache Tschechow's. Aus dem Vorgesagten ergibt sich von selbst, daß sie die Sprache der Wirklichkeit sein muß. Und diese ist so vorzüglich getroffen, ist so charakteristisch, der Dialog so natürlich und mühelos, daß sich Tschechow darin oft sogar noch über Meister Zola emporschwingt. Ein großes Lob, aber ich scheue mich nicht es auszusprechen und will es jeden Augenblick vertreten. Mit den Vergleichen ist Tschechow im großen und ganzen sparsam, so sparsam wie Flaubert, aber wenn er einen bringt, dann ist derselbe wie bei dem ebengenannten Autor der „Salammbô" auch so treffend, daß man überhaupt keinen besseren finden kann. Ich greife hier nur ein einziges Beispiel heraus. Um die Schönheit desselben ganz erkennen zu lassen, muß ich kurz die Situation erklären. Eine verheirathete Frau, die ihren Mann so halb und halb auch liebt, die eine Tochter hat, wird von Iljin, einem Freunde ihres Gatten, mit heißer Sinnlichkeit geliebt und begehrt. Er schwört ihr zu, sie solle und müsse sich ihm ergeben. Sie jedoch weist ihn empört zurück, aber so allmählich, ganz langsam, Schritt für Schritt, geht die Wandlung in ihr vor, sie fühlt noch seine kurzen Berührungen, wie er ihr die Knie zusammengepreßt hat, und sie ist eben auch nur ein schwaches Weib. Iljin bittet sie, doch heut noch zu ihm zu kommen. Als sie allein ist, auf dem runden Tabouret vor dem Pianino sitzend, bemächtigt sich ihrer, unterstützt durch ihre Widerstandslosigkeit und die Dunkelheit, ein starkes, unüberwindliches Begehren, das wie eine Schlange ihre Glieder fesselt, mit jeder Sekunde wächst, und schon nicht mehr nur drohend wie früher, sondern klar, in ganzer Nacktheit vor ihr steht. Sie sitzt, an Iljin denkend, eine halbe Stunde; dann erhebt sie sich träge und geht langsam in das Schlafzimmer .. „wie ein Hund, dem die Hinterbeine überfahren worden." Ist es überhaupt möglich, plastischer zu sein? Man mag den Vergleich für unschön halten, er ist es nicht, denn er ist so überaus charakteristisch, so für die ganze Situation passend, daß das im Allgemeinen vielleicht häßliche Bild hier, in dem Rahmen dieser Szene, zur wunderbaren Schönheit wird. Man sieht dieses Weib vor sich, wie es geht, langsam und so .. so .. nun eben genau so, wie ein Hund, dem die Hinterbeine überfahren worden. Es gibt keinen, auch nur annähernd so guten anderen Ausdruck dafür.

Ueber das Verhältniß Tschechow's zu den anderen großen Russen kann ich mich hier nicht weiter auslassen. Was vor wenigen Jahren in der „Gegenwart" ausgesprochen wurde: „an die Menschen Turgeniews brauche ich nicht zu glauben, an die Dostojewski's muß ich glauben" .. möchte ich hier wiederholen mit dem Zusatze: .. und an die Menschen Tschechow's muß ich überhaupt nicht erst glauben, da ich sofort weiß, daß sie da sind, weil sie zu meinen Bekannten gehören. Dostojewski muß, da er im Allgemeinen auch Ausnahmenaturen schildert, dieselben erst glaubhaft machen und muß dazu, wenn es auch mit größter Meisterschaft geschieht, immer erst construiren, Tschechow hat das nicht nöthig, weil er den ersten besten, gewöhnlichen Kerl von der Straße aufgreift und ihn zum Helden macht. Der größte Poet unter den Dreien ist allerdings immer Turgeniew.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Gerettet!

Von F. de Roberto.

Autorisirte Uebersetzung von M. v. K.

Behaglich in seinen Armstuhl gelehnt, den Rücken zum Fenster gekehrt, schien Alberto Gismondi in die Lectüre einer Zeitung vertieft, die er vor sich ausgebreitet hielt. Ein stiller Beobachter hätte jedoch bemerken können, daß er sich in einem Zustande großer Erregung befand. Convulsivisch zerrte er zuweilen das Blatt zwischen seinen Fingern, während er des öfteren über die Zeitung hinweg nach der halb offenen Thüre des Nebenzimmers blickte, aufmerksam horchend, wie Jemand, der ein Geräusch zu vernehmen erwartet. Endlich ließen sich Stimmen und nahende Schritte hören. Schnell verbarg er sich wieder hinter seiner Zeitung. Eine weibliche Stimme in seiner Nähe sagte:

„Ich gehe aus."

Gismondi senkte ein wenig das Blatt. Auf der Thürschwelle stand seine Gattin zum Ausgehen gekleidet, im Begriff, die letzten Knöpfe der zum Arme hinaufreichenden Handschuhe zu schließen. „Viel Vergnügen ..." erwiderte er trocken. In gleichgültigem Tone, scheinbar ganz durch seine Lectüre gefesselt, fragte er: „Und wohin gedenkst Du zu gehen?"

„Besuche machen," war die kurze Antwort.

„Mehrere? ..." fragte er weiter und unterdrückte ein leichtes Gähnen.

„Je nachdem. Ich kann noch nicht wissen, wen ich zu Hause treffen werde. Ungefähr gegen fünf Uhr denke ich bei Lucia Marignano zu sein."

Wiederum ließ er seine Zeitung sinken, dieses Mal aber hastiger, als zuvor. Seine Frau stand noch auf derselben Stelle, bemüht, einen kleinen seidenen Faden, der sich von dem Aermel ihres Jaquets gelöst hatte, abzureißen. „Wie elegant!" bemerkte er mit leiser Ironie, indem er sie aufmerksam betrachtete.

Kurz entschlossen, den rebellischen Faden mit ihren Zähnen zu trennen, erhob sie den Arm, um den Schleier zu lüften und antwortete mit halbgeschlossenen Lippen: „Man thut eben, was man kann." Der Faden war gelöst, und nachdem sie noch einen prüfenden Blick auf ihre Toilette geworfen, sagte sie im Fortgehen: „Adieu!"

Kaum hatte sie das Zimmer verlassen, so sprang ihr Gatte auf, mechanisch und erhob instinktmäßig den Arm. Er wollte sie rufen, zurückhalten, denn der Besuch bei der Marignano war durchaus nicht nach seinem Wunsche. Aber mißgestimmt und muthlos fiel er wieder auf seinen Sessel zurück und schleuderte das Blatt, das nun nutzlos geworden, von sich. Jetzt hatte er ja nicht mehr nöthig, eine erkünstelte Gleichgültigkeit zur Schau zu tragen, jetzt konnte er seine Gefühle frei und

Digitized by Google

offen zeigen. Mit zu Boden gesenktem Blicke folgte er im Geiste seiner Frau, wie sie die Treppe hinabging, den Wagen bestieg, die sie bewundernde Menge passirte, und von Salon zu Salon eilte, bis sie zuletzt bei ihrer Freundin anlangte. Dort würde sie, wie er wußte, Paolo Farace begegnen, welcher zu ihr niedergebeugt, leise mit ihr flüstern würde...

Wieder sprang er in die Höhe. Wie blind, wie unverständig, wie thöricht er doch war! Er mußte sie entschieden von jenem Besuche zurückhalten, koste es, was es wolle!.. Aber schon hörte er den Wagen durch das Portal auf die Straße rollen. Er eilte an das Fenster, zeitig genug, um die leichten glänzenden Räder um die Ecke des Platzes verschwinden zu sehen. Ungestüm lief er nun von einem Ende des Zimmers zum anderen, bald die auf dem Rücken gefalteten Hände in einander pressend, bald wieder erregt an seinem Barte ziehend. Gewaltige Vorsätze stiegen in ihm auf. Also dahin sind wir gekommen! Aber meine Gnädige macht die Rechnung ohne den Wirth! Sie denkt, daß Alles so leicht und nach ihrem Wunsche gehen wird! Daß er Nichts merke, oder nicht den Muth habe, ihre Absichten zu vereiteln! O, er würde sie schon eines Anderen belehren. Sie irrte, wenn sie in ihm einen jener Dummköpfe vermuthete. Er wollte ihr schon einen Beweis seiner persönlichen Autorität geben, um alle weiteren thörichten Phantasien im Keime zu ersticken!... Und war das etwa nicht sein Recht, so zu handeln? Ja wohl, es war sein Recht, sogar seine Pflicht; er hatte leider schon zu lange gezögert, davon Gebrauch zu machen. Sprach sie doch schon in einem gewissen Tone ungezwungener Gleichgültigkeit zu ihm, während sie in vielen Dingen ganz nach ihrem Kopfe handelte, bisweilen sogar gegen seinen deutlich ausgesprochenen Willen. Er hatte ihr gesagt, daß ihm die Vertraulichkeiten mit der Marignano nicht gefielen, und trotzdem geht sie wieder zu ihr! Wieder blieb er stehen, in das Leere starrend, in die Prüfung eines Planes vertieft. Aber erkannte er denn etwa heute zum ersten Male, wie weit dieser peinliche Zustand schon vorgeschritten war? Nein, durchaus nicht! Dennoch erschrak er davor, wie vor etwas Plötzlichem, Unerwartetem.

Wie war es nur möglich, daß so ernste Symptome, eines nach dem anderen, sich entwickeln konnten? Und wie war denn sein Benehmen ihr gegenüber in dieser unheildrohenden Zeit gewesen? Welche Mittel hatte er angewendet, um sein junges Weib auf den rechten Weg zurückzuführen?...

Gerade jene Ueberlegenheit und Härte, die er sich jetzt als ein Mittel für die Zukunft vorgenommen, was hatten sie bewirkt?

Nach einer Weile setzte er sich weniger erregt wieder in seinen Sessel. Er begann über die Geschichte seiner Ehe nachzudenken, über die einzelnen Phasen, durch welche dieses eheliche Glück langsam untergraben, bis es endlich zu der gegenwärtigen Spannung gekommen war. Mehrere Jahre hindurch hatten sie sich treu und innig geliebt. Aber jene erste Leidenschaft, jene aufrichtige und kindliche Liebe war nun dahin. Auch er war seiner Frau gegenüber nicht das gewesen, was er hätte sein sollen. Das war ein Unrecht, und er erkannte es an. Bei Allem mußte man ihr die Gerechtigkeit lassen, daß sie stets rechtschaffen gehandelt, und ihm niemals etwas verheimlicht hatte.

Seit jenem Augenblick, als Paolo Farace fühlte, daß er einer guten Aufnahme sicher sei und sich ihr näherte, hatte sie ihrem Gatten Alles erzählt: wie oft und an welchen Orten sie sich begegnet, die zärtlichen Verse, die er an sie gerichtet, und was sie ihm darauf erwidert. Gewissenhaft hatte sie ihm Alles berichtet, mit einer Freimüthigkeit, die ihr zur Ehre gereichte. Dann kam eine Periode gegenseitiger Gleichgültigkeit. Wohl war er mehr als ein Mal auf dem besten Wege gewesen, sie durch Güte und Freundlichkeit wieder an sich zu fesseln, um das frühere liebevolle Verhältniß wieder zu erwerben. Aber sei es aus Stolz oder Eigensinn, er hatte geschwiegen und die Unmöglichkeit erkannt, Vergangenes zurück zu rufen. Das Unrecht war sowohl auf der einen, wie auf der anderen Seite; das war aber in diesem Augenblicke Nebensache. Die Hauptfrage war: wie aus dieser Lage heraus kommen? ... Seine Gattin näherte sich dem Rande eines Abgrundes, und er mußte Alles aufbieten, um sie vor dem Sturze zu bewahren. Also muthig voran! Hat er doch vor seinen eigenen Augen einen Abgrund, den er vermeiden wollte! ... Nein, Gleichgültigkeit, Spott oder Härte wollte er nicht wieder in Anwendung bringen; das erste Resultat war zu ungünstig gewesen. Er mußte es mit Güte versuchen, davon war er nun überzeugt; aber wie sollte er damit beginnen? Das Beste wäre allerdings, den Farace zu ohrfeigen, ihm vier Zoll von seinem Degen in die Brust zu stoßen und Beiden auf diese Weise eine Lection zu geben, die für die Zukunft genügt haben würde. Wie, wenn es dann aber noch schlimmer werden sollte? Wenn dadurch die Katastrophe nun gar beschleunigt wurde? Und konnte er sich denn auf diesen Degenstoß auch so fest verlassen? In seinen Gedanken versunken auf- und abschreitend, blieb er unwillkürlich vor seinem Bücherschranke stehen. Wie zufällig begann er die Titel auf den ledernen Rücken der Bücher zu lesen, und dabei fiel es ihm auf, wie sehr der Inhalt derselben mit seiner gegenwärtigen Lage im Einklange stand. Eins der Fächer war voll von Novellen, und fast aus jeder einzelnen erinnerte er sich einzelner Stellen, die gerade auf ihn zu passen schienen.

Balzac, mit seiner „Physiologie über die Ehe", konnte ihm Rathschläge geben und ihm ein Arsenal inquisitorischer Mittel zur Verfügung stellen. Michelet und Stendhal redeten von der Liebe, aber ohne zu lehren, wie dieselbe wieder zu gewinnen sei. Plötzlich fiel sein Auge auf einen Band „Abhandlung über Physiologie und Psychologie"; er öffnete den Schrank, nahm das Buch heraus und begann darin zu blättern... Ja, sein Gedächtniß hatte ihn nicht getäuscht: die Bemerkung des Autors, deren er sich zufällig erinnerte, war folgende: „Versuchet euren Muskeln den Ausdruck des Lachens oder des Zorns zu geben, und ihr werdet sehen, daß in eurem Gemüth gleichfalls, ohne irgend eine andere Ursache, ein Gefühl von Frohsinn oder Aerger entstehen wird." Diese Bemerkung hatte seiner Zeit Eindruck auf ihn gemacht. Und jetzt, bestätigte sie nicht mit der ganzen Autorität positiver Wissenschaft die Anwendung der Güte als Mittel zur Genesung? zum Heile?... Ein freudiges Lächeln erhellte sein Antlitz und verscheuchte die Spuren der Sorge, die so schwer auf ihm gelastet hatten. Ob gut oder schlecht, das anzuwendende Mittel stand von diesem Augenblicke an bei Alberto Gismondi fest. Kein falscher Stolz würde ihn abbringen. In heiterer Stimmung nahm er seinen Gang im Zimmer wieder auf, nur darauf bedacht, sein Vorhaben nun auch praktisch auszuführen.

— — — „Nach Hause!" Nachdem Signora Gismondi ihrem Kutscher diesen Befehl zugerufen hatte, lehnte sie sich in die Ecke ihres Coupe's zurück, ohne die Menge eines Blickes zu würdigen. Dieser Farace besaß doch eine ganz erstaunliche Impertinenz! Unter dem Vorwande, ihr seltene Kunstgegenstände zeigen zu wollen, hatte er es gewagt, sie zu einem Besuche in seinem Hause aufzufordern und erklärt, sich nicht eher beruhigen zu wollen, als bis sie ihre Zusage gegeben hätte! Die Unverschämtheit dieses Menschen war unglaublich! Aber mußte sie sich nicht sagen, daß sie dieselbe durch ihr eigenes Benehmen hervorgerufen, durch die fortwährenden Koketterien, und vor Allem durch die stillschweigende Duldung vorhergegangener Freiheiten, die er sich ihr gegenüber erlaubt? Und hatte sie denn nun ein Recht, sich zu beklagen?... In einem Augenblick heftigen Zornes gegen ihren Gatten hatte sie den Entschluß gefaßt, sich zu rächen und sich von jenem Anderen den Hof machen zu lassen, um ihn exemplarisch zu strafen. Aber je weiter sie auf jenem Wege fortschritt, waren ihr die Gefahren, die ihrer harrten, so offen vor Augen getreten, daß sie schon im Voraus die erhoffte Genugthuung vereitelten. Von Liebe zu Farace war ja keine Rede — sie liebte ihn weder jetzt, noch würde sie ihn jemals lieben können. Sich ihm nun gar zu überlassen, würde ihr als unverzeihliche Entehrung erschienen sein. Das Urtheil der Welt war ihr dabei gleichgültig: aber ihrem eigenen Gewissen, ihren persönlichen Empfindungen widerstrebte dieser Gedanke im höchsten Grade. Und trotzdem hatte sie diesem Manne stillschweigend erlaubt, sich bis zu dieser Dreistigkeit zu erheben! Sie hatte anfänglich gehofft, die Eifersucht ihres Gatten zu erwecken, ihn aufzurütteln, seine Abbitte zu hören und sie ihm zu gewähren... statt dessen hatte er gar nichts gemerkt, oder wenigstens gethan, als merke er nichts. Dann — auf einmal — war er aufgefahren und hatte Gehorsam von ihr verlangt.

In dem Uebermaße ihrer Erregung zerrte sie nervös an ihrem Handschuh, bis er zerriß, und aus der Ecke ihres Wagens warf sie ihre zornigen Blicke auf die gehaßte Menschenmenge. Alle haßte sie: ihren Gatten mehr als Farace, und Farace mehr als ihren Gatten; die Ma-

Digitized by Google

rignano mit dem ganzen Troß leichtsinniger Freundinnen, antipathischer Bekanntschaften, lästiger Galane und boshafter Beobachter! . . . Und dennoch wurde ihr plötzlich klar, daß ein Augenblick kommen mußte, wo sie nicht mehr Herrin ihres eigenen Willens sein, ein Augenblick, wo ihr Untergang zur Thatsache werden würde! Bei diesem Gedanken bemächtigte sich ihrer ein so schmerzvolles Gefühl der Trauer, daß sie beinahe in Thränen ausgebrochen wäre . . . Und warum dies Alles? Die Schuld traf ihren Getten, jenen Menschen, der weder Herz, noch Verstand besaß, um sie zu verstehen, der wohl einst den Glauben in ihr erweckt hatte, daß er sie liebe, um sie in blindes Vertrauen einzulullen, aber dann auch nicht weiter gezögert hatte, ihr seine wahre Natur zu offenbaren.

Welche Gedanken drängten sich ihr nun auf, als der Wagen sich dem Hause näherte, geräuschvoll in die Halle rollte, als sie denselben verließ und dann an der sich verbeugenden Dienerschaft vorbei, die Treppe empor stieg? Was stand ihr nun bevor? Eine Reihe ironischer Anspielungen und zudringlicher Bemerkungen, unhöfliche Ueberhebung oder verächtliche Gleichgültigkeit, und zuletzt die Verlassenheit, die Einsamkeit, mit ihrem Gefolge böser Versuchungen. In welchen Gedanken, zu welchen Illusionen konnte sie nun Zuflucht oder Schutz suchen?

Als die Stunde des Diners nahte, war es ihre Absicht, sich krank melden zu lassen. Dennoch ermannte sie sich; er sollte nicht glauben, daß sie seinetwegen leide!

Alberto befand sich bei ihrem Eintreten bereits im Speisezimmer. Nachdem sie sich zu Tische gesetzt hatten, fragte er: „Hast Du viele Besuche gemacht?"

„Nur wenige —" antwortete sie kurz.

Ohne weiter zu fragen, sagte er dann: „Ich blieb den ganzen Tag über zu Hause. Ich habe einige meiner alten Bücher durchgeblättert. In den Schränken herrscht ein solches Durcheinander, daß es nicht schaden könnte, sie einmal wieder zu ordnen. Wäre es wohl möglich, in dem anstoßenden Zimmer eine neue Bibliothek einzurichten?

Es war schon etwas Außergewöhnliches, daß er den Tag über zu Hause geblieben war, aber noch befremdender klang die Bitte um ihren Rath, nachdem er bisher immer nur nach eigenem Ermessen gehandelt hatte. Sie antwortete: „O ja, das könnte wohl geschehen."

Darauf begann er eine längere Auseinandersetzung über gewisse Veränderungen, die nach seinem Dafürhalten im Hause vorzunehmen seien, und wie sich einige unbewohnte Räume im oberen Stock noch besser verwenden ließen. Sie gab die nöthigen Antworten, indem sie ihn flüchtig von der Seite beobachtete; dieses ungewohnte Benehmen fing an, sie zu beunruhigen. Während des Desserts kündigte er ihr an:

„Heut' Abend wird »Carmen« gegeben, ich habe uns eine Loge bestellt."

„Carmen" war eine ihrer Lieblingsopern; seit langer Zeit hatte er ihr nicht eine gleiche Aufmerksamkeit erwiesen.

Wie bei der Tafel, so führte Alberto auch im Theater die Unterhaltung in anregender Weise weiter, und indem er über das Eine oder Andere ihre Meinung erfragte, veranlaßte er auch sie, zu sprechen; eine heitere und ungezwungene Unterhaltung wurde dadurch herbeigeführt. Sie wußte nicht, was sie davon denken sollte, und fürchtete sich, einem frohen Gedanken Raum zu geben. Es schien ihr unwahrscheinlich, daß dieses Benehmen aufrichtig sei. Aber plötzlich wurde ihre Unruhe auf das Höchste erregt. Farace befand sich im Theater, seine Blicke waren unausgesetzt auf sie gerichtet, und eine heimliche Furcht kam bei dem Gedanken über sie, daß er ihr einen Besuch in der Loge machen würde. Gefährdete er doch dadurch den von ihrem Gatten gewährten, wenn auch vielleicht nicht ganz ehrlich gemeinten Waffenstillstand. Seine Gegenwart konnte sie heute nur in eine peinliche Lage versetzen. Ihre Besorgniß schien sich auch bestätigen zu sollen, denn am Schluß des zweiten Actes verließ Farace seinen Sitz, um kurz darauf in ihrer Loge zu erscheinen.

Alberto erhob sich, und ihm seinen Stuhl überlassend, begann er sich auf das Höflichste und Angelegendste mit ihm zu unterhalten. Sie aber, sobald sich Farace zu ihr wandte, ließ ihn ohne Antwort, denn seine Gegenwart empörte sie, im Gedanken an das, was er ihr vor wenigen Stunden zugemuthet hatte. Ihr Stillschweigen sollte ihm ihre Verachtung ausdrücken. Um so bereitwilliger ging sie auf die Bemerkungen ihres Gatten ein, indem sie das ernste Wesen, das sie bisher zur Schau getragen, fallen ließ. Farace, dem diese seltene Vertraulichkeit zwischen den beiden Gatten nicht behagte, verabschiedete sich, und schlich wie ein ertappter Verführer davon.

Ohne weiter jenes Menschen zu erwähnen, nahm Gismondi seinen alten Platz an ihrer Seite wieder ein. Er fuhr fort, sie ebenso freimüthig wie vorher, eher mit erhöhter Liebenswürdigkeit zu unterhalten. Am Schlusse der Vorstellung reichte er ihr seinen Arm, um sie zum Wagen zu geleiten. Aehnliches war seit dem vergangenen Winter nicht vorgekommen.

— — — Seit jenem Abend blieb ihr Gatte fast immer zu Hause oder ging mit ihr zusammen aus. Zur Tafel erschien er stets pünktlich, auch setzte er sich nicht eher, bevor sie nicht Platz genommen hatte. Wenn er zu ihr sprach, so waren es nicht mehr Anspielungen oder trockene Fragen: sondern er unterhielt sie in einem Tone voller Achtung und Liebenswürdigkeit. Ob dieses Entgegenkommen, diese Güte und Aufmerksamkeit nun aufrichtig oder geheuchelt waren, immerhin übten sie einen wohlthätigen Einfluß auf ihr Gemüth aus. Sie wurde geistig ruhiger, und in ihrem Herzen hatte sie die beglückende Empfindung einer aufkeimenden Hoffnung. Sie vermied Farace, sie gedachte seiner kaum. Aber eine große Unruhe ergriff sie bei dem Gedanken, daß er sein begonnenes Werk nicht aufgeben, vielmehr trachten würde, sie weiter zu verfolgen.

Eines Morgens wurde an die Thür geklopft. Das Mädchen ging, um zu öffnen, und kehrte mit einem Korbe voll herrlicher Gardenien zurück.

„Diese Blumen wurden für die Signora gebracht."

Eine flammende Röthe malte sich auf ihrem Antlitz. Ihr Gatte war dort; wie sollte sie ihm diese Huldigung, zu welcher sich unzweifelhaft ihr Verführer erkühnte, verbergen? Wie sollte sie ihm beweisen, daß sie ihm eine Erlaubniß dazu nicht gegeben hatte?

„Man wird sich geirrt haben," sagte sie der Dienerin, „gib die Blumen zurück, denn sie sind nicht für mich bestimmt . . ."

Alberto, der in seiner Mappe blätterte, hatte die Augen nicht erhoben. Dem Mädchen, welches die schönen Blumen noch einen Augenblick bewunderte, erschien es beinahe eine Sünde, sie wieder zurücktragen zu müssen. Kopfschüttelnd verließ sie das Zimmer.

Da näherte sich Alberto plötzlich dem Armsessel seiner Frau, legte seine zusammengefalteten Hände auf die Lehne, und, ein wenig zu ihr niedergebeugt, sagte er in sanftem Tone: „Willst Du jene Blumen nicht zu unserem Festtag annehmen? . . . Heute sind es gerade sieben Jahre . . ."

Bestürzt blickte sie ihm in die Augen: „Deine Blumen? . . . Die Deinigen waren es also?" Und in demselben Moment rief sie entschlossen und mit lauter Stimme: „Ersilia!"

Das Mädchen, das schon ein entfernteres Zimmer betreten hatte, kehrte sofort zurück.

„Gib sie mir!"

Sie nahm den Korb und stellte ihn auf ihre Knice, und mit der Spitze ihrer rosigen Finger, die den wohlriechenden Blumen an Zartheit glichen, liebkoste sie die schneeweißen Blätter der duftenden Gardenien. Mit einem Ausdruck der Bewunderung neigte sich Alberto zu ihr, er fühlte in seinem Herzen die entschlummerte Liebe wieder erwachen: die Wissenschaft hatte Recht: die Mimik, die Sprache der Leidenschaft erweckt Leidenschaft. Das Gesetz der Rückwirkung fand auch hier seine volle Bestätigung. Indem er sich während der letztvergangenen Tage ein Benehmen zu eigen gemacht hatte, wie er es in der Zeit der Liebe gezeigt, war auch unbewußt die Liebe wieder in ihre Herzen eingezogen.

„Es sind heute sieben Jahre," begann er von Neuem, sich immer tiefer zu ihrem gesenkten schönen Haupte neigend, „es sind heute sieben Jahre, daß wir uns kennen. Erinnerst Du Dich nicht? . . . es war der 24. April? Aber Du hast wohl ein Recht, Dich dessen nicht zu erinnern . . . Die beiden letzten Male haben wir ja diesen Tag nicht mehr gefeiert . . . durch meine Schuld . . . ich hatte Unrecht! . . ."

Ihr Haupt senkte sich noch tiefer über die Blumen, gleichsam an-

Digitized by Google

gezogen von dem balsamischen Duft, der ihnen entströmte. Auf einmal kam er dicht an sie heran, und er preßte sie ungestüm an sein Herz und drückte einen innigen Kuß auf ihre reine Stirn.

„Julia! . . . Julietta! Ich liebe Dich ja so innig, fühlst Du es nicht? . . . Ich kann mich nicht länger zurückhalten . . . Glaube mir, es kommt mir vor, als ob ich aus einem bösen Traum erwache! . . . O, wie wehe habe ich Dir gethan . . . und wie wehe mir selbst! . . . Aber Du wirst gut sein und lieb und mir verzeihen!"

Jetzt erwiderte auch sie seine Liebkosungen, während die armen Blumen unbeachtet zu Boden fielen. „Ist es denn wahr? Bist Du es, der diese Worte spricht? . . . ist es wirklich mein Gatte, mein Alberto?"

„Ja, ich bin es, immer bin ich es, wenn ich so spreche. Der Böse war ein Anderer, nicht der Böse, sagen wir lieber der Thor, der Narr." Und indem er den Strom seiner Empfindungen von Liebe, Freude und Reue nicht länger zurück hielt, klagte er sich selbst an und stellte sich noch schlechter dar, als er in Wirklichkeit gewesen.

Da aber legte sie ihre weiche Hand auf seine Lippen und rief: „Halt ein! . . . Halt ein! . . . auch ich war ja schuldig . . . auch ich war betäubt . . . fast glaubte ich, des Lebens Quell sei auch für mich versiegt."

„Ich weiß es, Geliebte, . . . ich weiß Alles . . . aber mein allein war die Schuld . . . ich allein war die Ursache unseres Leidens . . . Aber glaube mir, ich bin genug dafür gestraft! Wenn Du wüßtest, welche Angst ich ausgestanden habe!"

„Du? . . . ach, und ich erst?! . . ."

Leise strich sie mit der Hand über die Stirn und legte ihre gelösten Flechten zurück, gleichsam als wollte sie sich von einem schweren Drucke befreien.

„Welche Angst! . . . Welche Sorgen! . . ." sagte sie, indem sie wie aus einem Traume erwachte und erschreckt um sich blickte. „Aber jetzt ist ja Alles vorüber!? . . . nicht wahr?" fragte sie und blickte tief in seine Augen.

„Ja, Alles, Alles!"

„O, mein Alberto! Du, Du bist der Meine? . . . wieder und für immer?"

„Für immer! für ewig!"

Ein heftiges Schluchzen erstickte ihre Stimme. Und indem sie ihre Arme um seinen Hals legte und ihn an ihr Herz drückte, stammelte sie, die Wangen von Thränen benetzt:

„Wie danke ich Dir, mein Alberto, und Dir, o Gott!"

Aus der Hauptstadt.

„Made in Germany."

„Englische Menschenschlächtereien in Uganda. — Englischer Sklavenhandel in der Südsee. — Irische Unruhen. — Im Monat April 1892 die bisher größte deutsche Auswanderung nach Amerika! — Ferdinand der Große von Bulgarien. — Die Hoffnung auf gesteigerten englischen Einfluß am goldenen Horn. — Der Vormarsch der Russen auf Kabul, die Civilisation in Gefahr!"

Für fünf Pfennige ist das genug. Ein Charakteristikum modernster Politik, die Szenerie einer Komödie, darin seit Jahrhunderten wir die humanitären Langohren darstellen und unser angelsächsischer Vetter den spitzbübischen Müller, dem wir das Korn zur Mühle schleppen. Erkennen wir den tiefen Sinn der Posse nicht gleich aus den kurzen Notizen, die ich am Kopf meine Zeitung als Inhaltsangabe gedruckt finde, so bleibt es den Abonnenten unbenommen, weiter unten alles bequem nachzulesen und mit stillem Behagen wahrzunehmen, wie der Engländer nach wie vor eisern consequent und kautschuckenen Gewissens sein Ziel verfolgt, die Milliarden dieses Weltballs an sich zu bringen; wie wir, unter dem Druck seines Wettbewerbes schier zusammenbrechend, keinen Raum und kein Brot mehr haben im Vaterlande für unser Volk und es über das Meer senden, 20,000 Deutsche in einem einzigen Monat, gleich uns von deutschen Müttern geboren und gesäugt. Wie wir uns entrüsten, wenn der handfeste Russe den aufdringlichen Krämer vom Dardanellenthor wegzuschieben und wenigstens Asien seinen blutigen „kolonisarischen Bestrebungen" zu entreißen sucht. „Kolonisarisch" klingt pomphaft — notabene, wenn von England die Rede ist —; und alle volltönenden Worte sind süßer Schnaps für das deutsche Gemüth.

Unsere hervorragenden Gelehrten und Sachverständigen haben sich dafür entschieden, daß Rußland der Feind aller Gesittung, aller Menschlichkeit und Civilisation ist. Die Petersburger Φ, #, ZL ꝛc. Correspondenten der hervorragenden Berliner Tageszeitungen bestätigen aus Zoppot und Heringsdorf einmüthig dies Gutachten, und die hervorragenden Staatsmänner des neuen Kurses setzen Worte und Druckerschwärze getreulich in „Thaten" um. Alldeutschland hetzt gegen den Erbfeind Englands, gegen das russische Reich, hetzt wüster noch, begeisterter und civilisatorischer, genau wie der dienstbeflissenene Commis immer noch ärger auf die Concurrenz schimpft als der Prinzipal. Damit England weiterhin unumschränkte Herrin der Meere bleibt, feiern wir den wackeren Stambulow und seine Folterknechte, verfeinden wir uns auf das ärgste mit unserem mächtigen Nachbar, stoßen ihn dem Frankenvolk in die Arme und erwecken unversöhnlichen Deutschenhaß, indem wir unsere Nase in Dinge stecken, die uns absolut nichts angehen. Die ganze orientalische Frage ist bekanntlich nicht die Knochen eines pommerschen Grenadiers werth; ob der bulgarische Koburger seinen Gehalt weiter bezieht oder ob General Gurko in Sofia trutzt, kümmert uns keinen Pfeifenstiel. Jemand, der um einen Kopf — gerade um einen Kopf — größer ist als alle unsere hochmodernen Staatsmännchen, und der ein Künstler war, kein verlegener Dilettant, bemerkte neulich, daß der Panslavismus nichts als ein Drängen nach den Meerengen sei, und daß Deutschland wahrhaftig zu allerletzt Grund hätte, ihm in diesen Bestrebungen entgegen zu treten. Wenn es doch zur Entscheidung kommt zwischen England und Rußland — und es kommt dazu —, dann mag unsere Industrie auf den Knien um den Sieg des Zaren bitten; das Gähnen englischer Kanonenmündungen an den heut noch freien Durchfahrten wäre auch für sie ein deutlicher Wink, sich schlafen zu legen. Aber für andere Leute mit den Michelfäusten Kastanien aus dem Feuer zu holen und den materiellen Interessen Fremder zu Liebe das Prinzipien- und Civilisationsbanner zu entfalten und es kräftiglich im Winde zu schwingen, das ist deutsche Art. England war bei uns zwar nie beliebt; es gefiel uns nie, wenn allein im Conto-Corrent-Verkehr sich Seele und Geist eines Volkes krystallisirten, indessen die Civilisation — ach ja, die Civilisation! Darin sind die Engländer so groß und die Russen so klein! Um seine Muschiks nicht bis auf das letzte Hemd auswuchern zu lassen, hat der Zar sie von ihren Bedrückern zu befreien gesucht und Judenausweisungen verfügt, was sein unbestreitbares Recht ist. Die verwegene That indeß „kostete ihm die Sympathien" aller Bildungs- und Toleranz-Mayer Europas, mehr als das, sie verstopfte ihm die internationalen Geldquellen. England braucht dergleichen nicht zu befürchten, wenn es unter dem Panier des protestantischen Christenthums die katholischen Neger blutig niedermetzelt, um Uganda ganz in die Hände zu bekommen. Kaum ein leises Murren wird bei der schauerlichen Kunde laut, daß in die zuckerrohrbepflanzten Fiebersümpfe Queenslands, wo robuste weiße Tagelöhner zu arbeiten sich weigern, Jahr um Jahr von den Engländern Kanakensklaven eingeführt werden, widerstandsunfähige, gebrechliche Kinder der Tropen, die nach wenigen Monaten schon dem mörderischen Klima erliegen. Warum mißt man Schändlichkeiten mit zweierlei Maß? Warum beschimpft man den Russenkaiser und hat für den biederen Salisbury und die industrielle Mörderbande kein Wort des Abscheus? Und wo sind die gedankenlosen Thoren, die sich von den Falschmünzern der öffentlichen Meinung fortgesetzt belügen und betrügen lassen?

Ein kluger Krämer ist der englishman und ein witziger Humorist obendrein. Noch immer pulst etwas von dem Blute Thackerays in den Adern dieser unverwüstlichen Nation, dieser Johns und Williams, die wir Anderen so gern Egoisten nennen, weil sie sich noch nie von uns zu unserem Vortheil mißbrauchen ließen. Sie öffnen deutscher Waare ihren Markt, weil sie wohlfeil ist und sich im eigenen Lande zu so geringem Preise nicht herstellen läßt. Die Arbeiterschaft drüben lebt nicht von Kartoffelschalen wie unsere Weber. Der Engländer gibt seinen Kindern

Digitized by Google

billigen deutschen Zucker und billiges deutsches Spielzeug, daran Schweiß und Blut unserer Aermsten haften; die Kräfte unseres Volkes sind ihm um ein Geringes dienstbar, und er läßt sich's behagen. Damit aber Jeder merke, was Sklavenarbeit sei, und damit dem geschädigten Knecht Spott und Verachtung nicht fehlen, haben Britanniens Gesetzgeber angeordnet, daß alle von Deutschland eingeführte Waare den Stempel: Made in Germany trage. Sehr häufig wandern dann diese Sächelchen, nun aber hoch bewundert und hoch bezahlt, nach Deutschland zurück, und wenn man in unsern eleganten Läden den Tand genau betrachtet, liest man made in Germany darauf. Und das ist der Humor davon.

Wer sein Schul-Geschichtsbuch noch nicht zum Antiquar getragen hat, durchblättere es heut ein wenig; er wird finden, das England sein Handelsprinzip Deutschland gegenüber immer getreulich durchgeführt hat. Die 8000 hessischen Landeskinder, die für den englischen Mammon in Nordamerikas Steppen sterben mußten, das war auch so spottbillige Waare, auf die es nicht ankam, und die man nicht zu schonen brauchte — made in Germany. Das ganze Jahrhundert hindurch ging es so, bis auf unsere Tage. Und ist etwa die herrlichste That des neuen Kurses, der Eintausch Helgolands gegen ein afrikanisches Weltreich, oder wie Stanley sich ausdrückte, eines Hosenknopfs gegen einen warmen Rock, nicht auch made in Germany?

Ich glaube, Bismarck war der einzige Deutsche, der das uns so fremde englische Fühlen und Denken verstand, der britische Rohherzigkeit völlig durchschaute. So lange er am Steuer saß, konnten sie uns nicht übertölpeln, aber kaum war der Bismarck gegangen, da theilten wir die Zukunft mit ihnen, um dafür sieben Stunden vor Hamburg: Deutschland, Deutschland über Alles! singen zu dürfen. Der erste Reichskanzler ist denn auch von Engländern und Engländergenossen mit einem Hasse beehrt worden, der deutlich zeigte, wie sie ihn fürchteten. Und noch heute glimmt die Erbitterung überall fort, und wo sich eine Gelegenheit bietet, greift man zum Holzsäbel und attakirt den großen Feind der Zwischenhändler und sentimentalen Phraseure.

Die Arbeit eines Diobskurenpaares, eines Angloamerikaners und seines Uebersetzers, hat da symptomatische Bedeutung.

Bekanntlich erscheinen die Londoner Journale in noch größerem Format als die hiesigen, sind noch kleiner gedruckt und enthalten in jeder Nummer noch einige Bogen Text mehr. Das macht, der Londoner ist ein fleißiger Zeitungsleser; beständiger Nebel und stickige Sonntagsruhe fesseln ihn an sein Haus und zwingen ihm bedrucktes Papier in die Hand. Und so bedeutend ist seine Consumfähigkeit, daß die inländischen Fabrikanten der Nachfrage nicht genügen können und frisch gebackene, recht billige Geisteswaare, made in Germany, importirt werden muß. Es gibt in London Leute, die Deutsch verstehen, und unter ihnen erhebt sich mächtig Poultney Thersites Bigelow. Dieser Denker schnitt seit März 1891 Alles aus, was deutsche Blätter an Eseldummheiten über Bismarck druckten. Man sollte meinen, er that's, um ein Museum menschlicher Bornirtheit und Undankbarkeit anzulegen, ein Pendant zu dem des Florentiners Mantegazza. Fehlgeschossen. Er kleisterte einen Artikel daraus zusammen. Was er im Laufe der Zeit an kümmerlichen Disteln abgeweidet hatte, verdaute sein starker britischer Magen und legte es in den Spalten der Contemporary Review nieder. Ich weiß nicht, ob Herr Poultney Bigelow in London irgend welche Rolle spielt, die englischen Zeitungen jedenfalls schämten sich dieser Art von Bismarckliteratur und schwiegen darüber; ich weiß von dem Manne nur, daß er vor Zeiten 'mal Kaiser Wilhelms Freund war, mehreren Berliner Zeitungen zufolge, die seine Kleisterei auch aus diesem Grunde „dem intelligenten Publikum und allen ernsten Politikern" warm an's Herz legten. Indessen wird mir beispielsweise sogar Herr Doctor Güßfeldt darin beipflichten, daß nicht Jeder, den der Kaiser auf Walfischfang schickt, sein Freund genannt werden darf, und derselbe Herr wird zugeben, daß kaiserliche Huld nicht immer stimulirend auf die Geisteskräfte wirkt. Ich für mein Theil, ich glaube, daß man mit Gummi arabicum keine Politik machen kann, und ich halte Leute, die wie der Hummer nur mit der Scheere angreifen, für minder geschmackvoll, als dies remouladeluftige Krustenthier. Scheerenredacteure gibt es in Deutschland so viele, daß neulich erst die „Vossische Zeitung" einen entlassen mußte, so leid es ihrem Herrn Lessing auch that; da brauchen sich die Poultney Bigelow's nicht erst herzubemühen.

„Made in Germany" hieß in London das stillschweigende Urtheil über die schächerhafte Copistenarbeit; anders in Deutschland. Fast alle Organe der Partei, die nach des bescheidenen Richter's Ausspruch die deutsche Intelligenz vertritt, brachten spaltenlange Auszüge aus dem so glänzend abgeschriebenen Essay. Es bereitete den Redacteuren ein eigenthümliches, prickelndes Vergnügen, genau dieselben, nun gerade ein Jahr alten Phrasen nochmals abzudrucken, den Quark noch breiter zu treten. Culturhistoriker, die es versäumt haben sollten, alle bismarckfeindlichen Preßthorheiten mühselig zu sammeln, finden nun Dank der Mühwaltung Poultney Bigelow's sämmtliche Verbohrtheiten in einem Bande zusammen. Denn ein deutscher Verleger beeilte sich, die Findlinge des Angloamerikaners in unser geliebtes Hochdeutsch übertragen und als Broschüre drucken zu lassen. So wurde wieder deutsch, was deutsch geboren war. „Kein ernsthafter Politiker darf versäumen, dies Buch zu lesen." Ganz recht, er darf es nicht, denn dies Buch vertreibt den finsteren Ernst von seiner Stirn. Es ist ein gutes Buch, fleißig gearbeitet, sauber hergestellt und sorgfältig revidirt; es hat nur einen Druckfehler, den nämlich, daß es überhaupt gedruckt worden ist.

Ein Springquell köstlichen, wenn auch unbewußten Humors, sollte Bigelow's Schrift durch Kabinetsordre allen deutschen Narren- und Carnevals-Gesellschaften zur Einverleibung in ihre Bibliotheken überwiesen werden. Herr Rosenthal de Saint Cère im Figaro ist ein Makkabäer an Einsicht und Vernunft gegenüber diesem vor Cäsar kriechenden Höfling, der, um unserem Kaiser einen Gefallen zu thun, den größten Deutschen mit zusammengelesenem Schmutz bewirft! Wahrhaftig, Menschenverachtung und Ekel müssen den Monarchen hart anfassen, wenn er dies Gesinde sich mühen sieht, das so gern ein gnädiges Wort erhascht und, weil es zu Männerthaten unfähig ist, Bücher gegen Bismarck drucken läßt!

Deutsche sind es, die einem Poultney Bigelow das Recht zugesprochen haben, einen Bismarck zu beurtheilen; Deutsche sind es, die seinem Unfug applaudiren. Das darf nicht vergessen werden, auch dann nicht, wenn, was leicht möglich ist, die Stimmung einmal umschlägt und Dankbarkeit wieder modern wird. Auch an dem Tage nicht, den unlängst ein junger Poet prophezeihte.*)

Umbraust von wilden Melodien,
Das Schicksal rauscht zur Siegesfeier,
Und wie die Jahre langsam zieh'n,
Sinkt auch der Zukunft Nebelschleier.
Und eines Morgens läuten leis,
Die Glocken, leis und schmerzbeklommen,
Und jedes deutsche Herze weiß,
Daß Otto Bismarck uns genommen.
Der Bismarck, der im Prunkgewand,
Im Purpurkleid des Höchsten thronet,
Der Bismarck, dem sein Vaterland
Mit schmutz'gem Undank hat gelohnet.
Den wir bestohlen und beraubt,
Nun ist er in den Tod gegangen —
Und schweigend senkt sich jedes Haupt
Und schamvoll glühen alle Wangen.
Nun braucht Ihr, da die Haß vorbei,
Nicht mehr um fürstlich Lächeln werben,
Verstummen mag der Meute Schrei:
„Du lebst noch, Greis? Willst du nicht sterben?"

Schön geschriebene Nekrologe machen nichts wieder gut, auch wenn sie über den Durchschnittspreis honorirt werden. Und bei alledem, Bismarck ist zu beneiden. Die wohlfeilen Kränze freilich — made in Germany — die man ihm auf den Sarg legen wird, die wehmüthig lobpreisenden Nachrufe der Parteischwätzer und die sozialistische Deputation, selbst das Fehlen des katholischen Klerus an seinem Grabe — alles dies lockte mich nicht. Aber im Abend des Lebens von den Hunden angekläfft, und beschimpft zu werden von den Unredlichen, die man lange daran hinderte, im Trüben zu fischen; verhöhnt zu werden von den Urtheilslosen und den Strebsamen, die servil sind und sehr viel werden möchten — solch' einen Lebensabend bescheere Gott uns Allen! Er wird

*) F. Geyer, Der 27. Januar 1959. Leipzig, Carl Jacobsen.

Digitized by Google

der Nachwelt besser als unsere Worte und unsere Thaten beweisen, daß wir allzeit wacker im Kampfe gestanden haben, daß wir nicht, wie dies des Landes der Brauch war, für Fremde schaffen wollten, daß unsere Werke, ob gut oder böse, allein der Heimath nützen sollten und nicht das Brandmal: Made in Germany! an der Stirn trugen.

Caliban.

Die Berliner Kunstausstellung.

II.

Um mich für die Besprechung der Berliner Ausstellung gründlich vorzubereiten, bin ich erst einmal nach München gegangen. Es ist ja immer gut für einen Provinzler, einmal in der Residenz sich umzusehen, was denn eigentlich in der Kunst Neues vor sich geht. Aber das habe ich denn doch nicht geglaubt, daß München so ganz und gar den Mittelpunkt aller ernsten Bestrebungen bilde, wie ich dies dort bei genauerem Hinsehen erkannte, und ich bin fest entschlossen nach der Spree zurückgedampft, mit aller Gewalt gegen das Zusammenhäufen der Kunst in eine Hauptstadt anzukämpfen. Wir Berliner haben auch unseren berechtigten Partikularismus und brauchen uns nicht gefallen zu lassen, daß in Deutschland ein Paris entstehe, welches alle Kräfte an sich reißt und die Kunstprovinzen sterilisirt!

Gemüthlich geht es in München freilich nicht zu. Nach dieser Richtung ist Berlin noch die angenehmere Stadt. Man bekämpft sich dort unter den Malern auf's Blut und die beiden Hauptrichtungen, die ich nach Lenbach und Uhde benennen möchte, stehen sich allzeit kampfgerüstet gegenüber. Im vorigen Jahre hat die Uhde'sche Partei die Ausstellung geleitet. Sie gab allen vordrängenden Kräften Raum und schob das Allzufertige nach Kräften bei Seite. Darob großes Wuthgeschrei bei den Alten und der ihm anhangenden Menge. Es war die vorjährige Ausstellung auch wirklich wie ein Feuerwerk des Talentes. Sie bot einen wunderbaren Tiefblick in das Wirken der geheimen Kräfte der Nationen, man sah da aus allen Ländern zusammengetragen jene Werke, die wie Schläge an das Thor der zukünftigen Kunstschönheit wirkten. Wer hübsche Bildchen in einer Ausstellung sucht, der war zumeist bitter enttäuscht. Diese waren stark in die Ecke gedrückt und dem „auch Guten" wenig Platz gegönnt. Wer die vorjährige Münchner Ausstellung mit offenen Augen sah, der hatte die Fragen kennen gelernt, die in den nächsten Jahrzehnten die Künstlerwelt erregen werden.

Die diesjährige Ausstellung wird dem geehrten Publikum besser gefallen. Denn dies will ja nicht in künstlerischen Dingen angeregt und belehrt, fortgeführt werden, sondern sucht nach Bestätigung seines alten, natürlich für vortrefflich gehaltenen Geschmackes. Nun ist dieser allerdings nicht mehr da. Die Bilder von Defregger, Gysis, F. A. Kaulbach, Lenbach fallen in ihrem Tone ganz vereinzelt auf, nicht die der Modernen. Obgleich diesmal die „Alten" die Ausstellung leiteten, haben die „Jungen" sie fast allein gemacht. Man erzählt sich von Wunderdingen, die bei der Jury vorgingen. Im Vorjahr klagten die altbewährten Meister der Pilotyschule über unfreundliche Behandlung durch die Jungen, denen, ihrer ganzen Richtung nach, deren Werke redlich mißbehagen mußten. Nun war aber die Partei Lenbach die Herrschende! Und gerade diese ist in ihrem Urtheil so ganz umgekrempelt, die neue Schule hat solche Gewalt auch über sie gewonnen, daß sie noch viel grausamer unter den Alten hauste. Man raunt sich Namen unter den Abgewiesenen zu, deren Träger neun Zehntel von Deutschland für seine größten Künstler hält und die so schnell als möglich ihre in der Residenz abgewiesenen Bilder in die Provinz, nach Berlin, sendeten, um hier wenigstens noch ihren Localruhm sich zu erhalten. Und wenn man sich ganz in die Anschauung selbst dieser Jury vertieft, so scheint es fast, als sei es ihr schwer genug geworden, zum Beispiel das Bild von Gysis durchzulassen, obgleich es jetzt im Ehrensaal hängt. Man bedenke wohl, was das heißt für München, wenn die Lenbachpartei eine Ausstellung macht, in der Gabriel Max, Grützner, Lietzenmayer, Dietz, Leibl, Adamo fehlen — um ein paar uns gerade einfallender Namen zu nennen.

Und trotzdem hat die Ausstellung ein Ansehen, als sei sie vom vorigen Jahre und die vorjährige heuer. Ich traf am Eröffnungstage zwei leitende Maler in heftigem Wortwechsel mit einander: der eine war im vorigen, der andere in diesem Jahr bei der Veranstaltung betheiligt gewesen.

„Wissen's, wie die Ausstellung ausschaut?" sagte der erste in heller Wuth, „die schaut aus wie eine Berliner Ausstellung!"

„Da muß ich schon sehr bitten," rief der Andere, „so 'was brauch'n wir uns nit in's G'sicht sagen zu lassen, das muß erst bewiesen werden!"

„Akademisch ist sie, lauter hübsche Sachen, aber keine Ausstellung für 'an Maler!"

Und dann ging ich hinter einem sehr behäbigen Paar Münchner Bürgern her. Da hingen die Bildnisse von Hugo Vogel, die in diesem Winter in der Ausstellung der „IX" den Abscheu des Durchschnittsberliners erweckten. Ich war im höchsten Grade erstaunt: sie fanden die Zustimmung des bayrischen Philisters. Sie fielen auch so wenig aus dem Rahmen der Gesammtkunst, daß man sich erstaunt selbst fragte, warum man sich für und wider sie noch vor wenig Wochen so ereifert habe.

Und weiter hin hing ein Bild von L. von Hofmann, über den damals die Berliner Kritik einen Regen von Schwefel — oder Schwafel — hatte niederplatzen lassen. Kein Mensch erregte sich über ihn oder seinen Geistesgenossen Julius Exter, oder über die anderen Maler von „Farbensymphonien" nach dem Vorbild des Amerikaners Whistler auf, wenigstens in keinem anderen Sinne als in anerkennend prüfenden. In Berlin werden wir in zwei, drei Jahren hoffentlich auch diesen Geschmack und diese Urtheilsfreiheit der deutschen Kunsthauptstadt erreicht haben!

Die ganze Grundstimmung der Berliner Ausstellung ist die der hier einst so verhöhnten Hellmaler. Der Ton der Münchner Kunst hat sich längst fort entwickelt, im Vorjahr sah man es deutlich, dies Jahr brachte nur die Bestätigung. Nachdem die Hellmaler die Augen geklärt und den gelben Lack der alten Kunst aus ihnen herausgewischt hat, beginnen die vom Alter befreiten Maler die Welt wieder farbig und tontief zu sehen. Davon spürt man auf der Berliner Ausstellung noch so gut wie nichts. In München haben namentlich die Schotten eine tiefgehende Wirkung geübt, dieselben Schotten, die in Berlin auszustellen noch kein für sein Seelenheil besorgtes Comitémitglied gewagt hat. — So weit sind wir hier noch nicht! Nebenbei bemerkt: in Wien erst recht nicht und in Dresden wohl erst zwanzig Jahre später.

Nach diesen Münchner Erfahrungen wird es mir immer schwerer über die Berliner Ausstellung etwas zu schreiben. Denn im Allgemeinen habe ich hier ja keine Kunstchronik zu geben, ist hier nicht der Platz zu Bilderbesprechungen. Wenn Eduard Grützner noch einen Mönch malt, so thut er sehr recht, seine gewohnten Geleise zu fahren, aber es bedarf nicht des Apparates einer Ausstellung, um uns darüber zu belehren, daß er der Alte geblieben ist, wenn auch sein Mönch jetzt im Format etwas bedeutender wurde. Statt daß mir durch meinen Besuch in München die Aufgabe in Berlin erleichtert worden sei, sehe ich mich jetzt erst recht gezwungen, dem unwillkürlichen Streben nach vorwärts, nach reicherer Natur- und Kunsterkenntniß einen Hemmschuh anzulegen, um jenen gerecht zu bleiben, die einst Führer der Kunst waren und nun beim Erreichten mit Muße und Behagen verweilen.

Eine Frage ging mir auf der Rückreise hauptsächlich durch den Kopf, wie es komme, daß München so ganz und gar den anderen Kunststädten voraus sei. Hinter München liegt Italien und hinter Berlin Schlesien, Posen und Ostpreußen — das ist schon ein Unterschied. Unzweifelhaft ist es der Umstand, daß München die stetigste Kunstpflege in Deutschland hatte im Gegensatz zu der sprungweisen in Berlin, wo auf Friedrich I., Friedrich II., Friedrich Wilhelm III. stets Fürsten ohne herzliches Verhältniß zur Kunst folgten. Denn selbst Kaiser Wilhelm I. fehlte dies. Daß unter ihm Gutes erreicht wurde, hatte seinen Grund in seiner vorsichtig abwägenden Weisheit und seiner tiefen Menschenkenntniß. Trotzdem haben unter ihm der Geheimrath und die Sachverständigen-Commissionen die eigentliche Entscheidung in Händen gehabt, was jederzeit

Digitized by Google

ein Unglück ist. Eine Beobachtung aber gab mir Aufschluß über den letzten Grund der Kunstblüthe Münchens:

Vor und nach der Eröffnung habe ich die Münchner Säle durchwandert. Vorher war eigentlich nur ein Gast so eifrig, wie ich, da es eine besondere Vergünstigung für mich den Fremden war, während der Fertigstellung mich in der Ausstellung umsehen zu dürfen. Dieser eine Gast war der Prinz-Regent. Er stand dabei, wenn Kisten geöffnet wurden, verweilte eine Viertelstunde vor jedem Bild, und sprach mit den Herren vom Comité darüber, ohne diese in ihrer Thätigkeit aufzuhalten. Ich habe ihm von Weitem lange zugesehen und mich der schlichten ruhigen Art herzlich gefreut, mit der er als echter Kunstfreund Werk um Werk prüfte.

Ich weiß nicht, wie reich die Mittel sind, die der Prinz-Regent für Kunst ausgibt, ich höre die Münchner Künstler nur klagen, daß der Staat Bayern sehr wenig thue. Also mit Geld ist wohl die Kunst nicht nach München gelockt worden, wohl aber mag das traditionelle liebevolle Verständniß der Fürsten ein gut Theil dazu gethan haben. Die große Eröffnungsfeier, die so langweilig für den Zuschauer war, wie alle solche Feste, thut es freilich nicht. Die Führung durch die Säle war ebenso schnell abgethan, wie überall in der Welt; aber der Prinz-Regent wurde nicht durch unbekannte Welten geleitet, er bedurfte der Führer nicht, er kannte die Maler und kannte die Bilder, viele sogar aus wiederholten Atelierbesuchen, er war völlig heimisch im Schaffen und Ringen der Zeit, und in dem persönlichen Verhältniß der Künstler zu diesem. Das gibt allen Münchner Malern und Bildhauern ein Gefühl ihrer Wichtigkeit und Bedeutung, da sie sicher sind, vom Staatsoberhaupte als einem eifrigen Beobachter ihrer Entwickelung aus unmittelbarer Nähe sich freundlich beobachtet zu wissen. Die Münchner Kunst scheint bei bescheidenem Lohn aber guter Behandlung die willigsten Dienste zu leisten. Vielleicht läßt sich in Berlin aus dieser Erkenntniß für sie etwas lernen. Auch hier schreit sie bei den Behörden und über diese hinaus vor Allem nach sorgsamer, liebevoller Behandlung! C. G.

Offene Briefe und Antworten.

Zur Verlegung des Bußtages.

Geehrter Herr!

Der Verfasser des Leitartikels in Nr. 21 dieser Zeitschrift traut „der Kirche" anscheinend nicht viel gutes zu. Trotzdem führt er aus: Der Arbeiter, der in geschlossenen Räumen thätig sein müsse, habe das Bedürfniß etwa im Mai „möglichst den ganzen Tag im Freien zuzubringen. Um dies recht oft zu ermöglichen, hat die Kirche die Feiertage im Frühjahr gehäuft und deshalb ist offenbar auch der Bußtag in diese Zeit verlegt worden." Der Verfasser schreibt also der Kirche eine Gutmüthigkeit zu, die mit einer anderen Eigenschaft eine bedenkliche Aehnlichkeit hat, denn wenigstens die Kirche wird doch wünschen, daß ihre Mitglieder die Feiertage vor Allem zu kirchlichen Zwecken benutzen. Daß die Ansicht, die Kirche habe aus jenem Grunde ihre höchsten Festtage in das Frühjahr verlegt, haltlos ist, hätte dem Verfasser schon der Umstand sagen können, daß diese Feiertage vor anderthalb Jahrtausenden im Süden festgelegt sind, wo es Arbeiter im modernen Sinne nicht gab und Erholung in freier Natur, wenn ein solches Verlangen überhaupt bestanden hat, auch im November erfolgen konnte. Ebenso irrig ist seine Annahme, daß „der" Bußtag deshalb in den Mai verlegt sei. Es kann vor Allem nur von dem Bußtage in den älteren preußischen Provinzen die Rede sein; Hannover z. B. hat drei Bußtage, von denen je einer in den October und December fällt, also zum Naturgenuß auch nicht geeignet ist. Dieser altpreußische Bußtag aber ist der letzte von vier Quatember-Bußtagen, von denen drei durch Friedrich den Großen aufgehoben sind. — Die Abneigung der Landwirthe gegen diesen Bußtag ist allerdings nicht zu leugnen; daß sie gerade von „Großgrundbesitzern" oder ihren Organen ausgesprochen ist, habe ich nicht bemerkt. Jedenfalls haben Vertreter derselben auf den Synoden sich aus conservativ-kirchlichen Gesichtspunkten für Beibehaltung des bisherigen Tages ausgesprochen. Die „Agitation" für diese Verlegung ist vielmehr aus kirchlichen Gründen in Scene gesetzt, da es in unserem deutschen Vaterlande etwa dreißig verschiedene Bußtage gibt und dieses in gewissen Gegenden zu großem Aergerniß führen muß, nicht bloß in kirchlicher, sondern auch in wirthschaftlicher Hinsicht. Man denke nur an die kleinen in einander greifenden thüringischen Staaten, von denen jeder seinen besonderen Bußtag hat. Die beschlossene Verlegung ist ein Sieg über den Particularismus zunächst in den preußischen Landeskirchen. Folgen allmählich andere Staaten nach — und dies ist zu hoffen, weil schon jetzt zahlreiche Bußtage in den November oder December fallen — so ist ein neues gemeinsames Band um das deutsche Volk geknüpft. Aus diesem Grunde sollte die Verlegung des altpreußischen Bußtags auch von solchen, die für ihre Person der Kirche kühl bis in das Herz hinein gegenüberstehen, mit Genugthuung begrüßt, mindestens nicht bekämpft werden.

Christburg.

Pfarrer Hassenstein.

Notizen.

Aus Urdas Born. Schilderungen und Betrachtungen im Lichte der heutigen Lebenserforschung. Von Dr. Theodor Jaensch. (Berlin, Verlag des Vereins der Bücherfreunde.) Der auf seinem naturwissenschaftlichen Forschungsgebiete auch als Schriftsteller bekannte Verfasser hat in diesem Buche eine Anzahl von Aufsätzen über verschiedene, allgemeinerer Theilnahme werthe Fragen und Thatsachen der neueren Lebensforschung zusammengefaßt, die, wie er selbst im Vorworte sagt, getrennt lesbar sein sollen, aber dennoch sämmtlich durch einen gemeinsamen Grundgedanken innerlich verbunden sind. Er meint, daß dies der Weg sei, bei dem Anschwellen der wissenschaftlichen Einzelerkenntnisse, wie sie heutzutage den Ueberblick erschweren, dennoch das Wichtigere weiteren Kreisen ohne Veroberflächlichung einerseits und allzugroße Ermüdung andererseits zugänglich zu machen; der gemeinsame Grundgedanke aber werde von dem tiefer denkenden Leser bald herausgefunden werden. Uns scheint dieser Grundgedanke, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, der der „Unsterblichkeit des Leibes" zu sein, wie er neuerdings von Weismann und Anderen begründet worden ist; er tritt besonders hervor in den Aufsätzen „Der Tannenbaum", einem eigenartigen „botanischen Märchen", in „Herbstlaub" und „Unsterblichkeit". Daneben hat der Gedanke der Arbeitstheilung eifrige Vertretung gefunden, besonders in dem langen Aufsatze über „Lebensgemeinschaften", an dessen Schluß der Verfasser auch stark auf menschliche Verhältnisse eingeht und Ausblicke auf den weiteren Gang der Entwickelung wirft, die nicht zur „Freiheit und Gleichheit", sondern zur Verschiedenheit führe. Das reichlich mit Bildern nach Originalaufnahmen geschmückte Werk bildet das erste wissenschaftliche unter den Veröffentlichungen des „Vereins der Bücherfreunde", dessen bisherige Veröffentlichungen wir bereits sympathisch begrüßt haben.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Digitized by Google

Inserate.

Roman-Manuskripte

spannenden Inhalts werden gesucht. Offerten mit Angabe d. Titels, Sujets und Preises erwünscht.

Berlin W. 35. **Julius Engelmann,** Verlagsbuchhandlung.

Soeben erschien:

Otto Weddigen, Gedichte, (Gesammtausgabe mit dem Bildnis des Dichters). 2. verm. Auflage, brosch. ℳ 3.45, geb. ℳ 4.50.

Otto Weddigen, Fabeln, Parabeln und Sprüche, 4. verm. Auflage. brosch. ℳ 2.—, geb. ℳ 2.50.

Otto Weddigen, Märchen. 4. Tausend. brosch. ℳ 3.—, geb. ℳ 3.50.

Otto Weddigen, Epische und Dramatische Dichtungen. 2. Aufl. br. ℳ 3.—, geb. ℳ 3.50.

Weddigens „gesammelte Werke" gehören zu den besten in unserer neuesten Litteratur; als vaterländischer Dichter ist er dem deutschen Volke **immer** werth.

Verlag von Rud. Bechtold & Co., Wiesbaden.

Im Verlage von **E. Pierson** in Dresden erscheint soeben:

Friede und Abrüstung.

Ein praktischer Vorschlag.

Preis 1 Mark.

Der Verfasser, ein praktischer Politiker, zeigt einen originellen aber gangbaren Weg, zu dauerndem Frieden zu gelangen.

Verlag von **W. Werther** in **Rostock.**

Kasper-Ohm un ik.

Von **John Brinckman.**

Vierte Auflage. 1890. 4 Mk. gebunden.

J. Trojan: Der „Kasper-Ohm" ist ein kleines Meisterwerk. Man kommt aus der behaglichen Stimmung nicht heraus, so lange man das Buch in Händen hat; von Anfang bis Ende ist es von dem köstlichsten Humor durchdrungen.

Bei **S. Hirzel** in Leipzig ist soeben erschienen:

Ein

hannoversch-englischer Offizier

vor hundert Jahren.

Christian Friedrich Wilhelm Freiherr von Ompteda,

Oberst und Brigadier in der Königlich Deutschen Legion.

26. November 1765 bis 18. Juni 1815.

Von

Ludwig Freiherr von Ompteda.

Mit einem Bildnis in Heliogravure und einer Karte.

Preis geheftet Mark 6.—, in Halbfranz gebunden Mark 8.50.

Neuer Verlag von Otto Wigand in Leipzig.

Adelmann, Graf Alfred, Frei von Rom! Manifest eines deutschen Katholiken. Preis 25 Pf.

Heinsius, August, Eine neue Religion. Oder: Was haben wir unter dem Gottesbegriff zu verstehen? Preis 50 Pf.

Koerner, Dr. R., San Remo, eine deutsche Winterkolonie. Neu bearb. vom Verfasser u. Dr. C. Kieth. *3. verbesserte Auflage.* Mit 4 Karten u. 1 Temperatur-Tabelle. 5 Mark.

Reichardt-Stromberg, Mathilde, Das Weib als Wehr gegen alle Vaterlandsfeinde. Preis 50 Pf.

Wollny, Dr. Fr., Historisch-psychologischer Tractat. Nebst einem kurzgefaßten philosophischen Katechismus im Anhange. Preis 5 Mark.

Wollny, Dr. Fr., Vermischte Abhandlungen und Aufsätze. Preis 3 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Soeben ist erschienen:

Dante's Hölle, der göttlichen Komödie erster Theil. Uebersetzt von **Alfred Bassermann.** 8°. Geheftet 5 M., eleg. Leinwd. 6 M.

Diese neue Dante-Uebersetzung zeichnet sich aus durch möglichst treue Wiedergabe des Inhalts und zwar sowohl des so große Schwierigkeiten bietenden Wortsinnes als auch des sachlichen Gehalts und dann durch möglichst treue Wiedergabe der Form, des Versbaues durch Beibehaltung der Terzinen und des Ausdrucks und Kolorits der schlichten großen Eigenartigkeit des Originals. Wir empfehlen dieselbe allen Danteverehrern!

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und gegen Einsendung des Betrages von

Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg.

B. Reuther's Verlagsbuchhandlung,

(H. Reuther & O. Reichard.)

Berlin S.W. 12. Soeben erschien:

Unsere nationale Erziehung.

Mit Bezugnahme auf die Forderungen **Paul de Lagarde's** und des Verfassers von **„Rembrandt als Erzieher"**

von einem

Oberdeutschen.

VIII, 167 Seiten. gr. 8°.

Erste bis dritte Auflage. Preis M. 1.—.

Neuer Verlag

von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

A. Hausrath,

Arnold von Brescia.

8. geh. 3 ℳ.

Der geistvolle Heidelberger Theologe zeichnet das merkwürdige Leben des Propheten von Brescia auf dem geschichtlichen Hintergrunde seiner Zeit; das Bild dieses Helden der Geistesfreiheit ist dennoch ein heiliges Bild das bis in die jüngste Zeit noch Wunder wirkte, und schon darum sollte es Gemeindesitz aller bleiben. Der Verfasser dieses fein durchgeführten Kabinetbildes ist der Meinung, daß sich aus der Geschichte des zwölften Jahrhunderts viel lernen lasse für das neunzehnte.

Abonnement

auf das

III. Quartal 1892.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Mit Nummer 27 beginnt das III. Quartal der **„Gegenwart".** Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement abläuft, bitten wir um **sofortige Erneuerung,** damit die regelmässige Zusendung nicht unterbrochen wird. Bei verspäteter Bestellung können oft nur unvollständige Exemplare nachgeliefert werden. **Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen** und besorgen auch, sowie unsere Expedition, bei Aufenthaltsveränderung während der Reisemonate die Nachsendung unter Kreuzband.

Hierzu eine Beilage von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

№ 26. Berlin, den 25. Juni 1892. Band XLI.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Vierteljährlich 4 M. 50 Pf. Eine Nummer 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 80 Pf.

Inhalt: Die erneute Lotteriefrage. Von Reichsgerichtsrath O. Bähr. — Die Frauenwelt und die Ausstellung von Chicago. Von Leopold Katscher. — Eine Theorie über den Ursprung unseres Planetensystems. Von Hans Passarge. — **Literatur und Kunst:** Moltke's Trostgedanken. Von Immanuel Rosenstein. — Ein neuer Heilsroman. Von Arno Holz. — **Feuilleton:** Im Blüthenkranz deutscher Dichter. Von Ludwig Stave. — **Aus der Hauptstadt:** 15 Procent unter Pari. Von Caliban. — Notizen. — Inserate.

Die erneute Lotteriefrage.

Von Reichsgerichtsrath O. Bähr.

Daß über Fragen, die auf wirthschaftlichem und sozialem Gebiete liegen, im Laufe der Zeit die Ansichten wechseln, ist eine bekannte und leicht erklärliche Thatsache. Wir haben erlebt, daß die herrschende Strömung vom Freihandel zum Schutzzoll, vom Manchesterthum zu einem System sozialen Schutzes übergegangen ist. Auffallender ist es, wenn bei Fragen, die zugleich auf sittlichem Gebiete liegen, die Ansichten innerhalb kurzer Zeit eine Wandlung erfahren. Eine solche Wandlung hat sich, wenigstens der äußeren Erscheinung nach, vor nicht langer Zeit vollzogen in der Beurtheilung des Werthes der Lotterien. Während man früher sie grundsätzlich für durchaus verwerflich hielt und sie nur als Nothbehelf duldete, wandte sich plötzlich das Blatt; sie stiegen in der Gunst und wurden reichlich vermehrt. In neuester Zeit haben sich jedoch Ereignisse zugetragen, die es zweifelhaft machen, ob die Ueberzeugung von der Harmlosigkeit solcher Veranstaltungen eine ganz feste sei, und die vielleicht dahin führen, die Anschauungen einer früheren Zeit nicht ganz unberechtigt erscheinen zu lassen. Deshalb halten wir es für angemessen, einmal auf diese früheren Anschauungen zurückzukommen.

Bis vor noch nicht langer Zeit war die gesammte gebildete Welt darüber einig, daß, sowie überhaupt die Glücksspiele, auch öffentliche Lotterien, die auf die Gewinnsucht der Menschen ihre Rechnung stellen, vom wirthschaftlichen und sittlichen Standpunkte verwerflich seien. In vielen deutschen und außerdeutschen Ländern wurden deshalb auch die Staatslotterien, die man im Interesse der Finanzen eingeführt hatte, wieder abgeschafft. Innerhalb Deutschlands blieben sie bestehen in Sachsen, Hannover, Braunschweig, Mecklenburg-Schwerin, Hamburg, Frankfurt und leider auch in Preußen. Aber schon bei der ersten Gelegenheit, wo die öffentliche Stimme über Staatsangelegenheiten in Preußen zum Ausdruck kam, erhob sie sich laut gegen die Lotterie. In der Sitzung des vereinigten Landtags vom 29. Mai 1847 äußerte ein hervorragendes Mitglied: „Es hat auf mich stets einen peinlichen Eindruck gemacht, unter den Zweigen unserer Staatsverwaltung ein Institut zu erblicken, welches meines Erachtens seiner Tendenz nach doch nur als ein unmoralisches betrachtet werden kann. In einem christlichen Staate, wie man es liebt, den unserigen zu nennen, bei einer Staatsregierung, welche Religion, Moralität und gute Sitte so hoch hält, wie die unserige, muß es einen schmerzlichen Eindruck machen, die Lotterie als ein Mittel zur Vermehrung der Staatseinkünfte benutzt zu sehen." Der also redete, war kein geringerer als der spätere Finanzminister von der Heydt. Auch in den folgenden Jahren kamen wiederholt Anträge auf Abschaffung der Lotterie vor. Was freilich fortwährend diesen Anträgen entgegengesetzt wurde, war, daß der Staat die Einnahme aus der Lotterie nicht entbehren könne. Dagegen war schwer aufzukommen. Als nun aber das Jahr 1867 sehr veränderte Verhältnisse gebracht zu haben schien, wurden von Neuem bei der Etatsberathung die Lotteriefrage in Anregung gebracht, und es wurden von mehreren Seiten Anträge auf deren Aufhebung gestellt. Finanzminister von der Heydt bekannte sich auch jetzt noch zu seinen früher geäußerten Ansichten und erklärte aus diesem Grunde auch die Abschaffung der Lotterie in den neuerworbenen Landestheilen, in Hannover und Frankfurt, befürwortet zu haben. „Die Sache liegt so, daß die Staatsregierung, wie sie schon bisher immer auf den Moment gewartet hat, wo es ihr gestattet sein würde, die Lotterie aufzuheben, auch jetzt den Wunsch hegt, bald dazu gelangen zu können; mindestens ist das mein persönlicher, innigster Wunsch." Von den jemals für die Aufhebung eintretenden Stimmen wollen wir nur die des Abg. Miquel hier hervorheben. Er sagte: „Ich weiß wohl, daß es für den Herrn Finanzminister einen sehr schweren Entschluß involvirt, auf die Einnahme von 1,300,000 Thlrn. zu verzichten; dennoch aber bin ich der Ansicht, daß, wenn einmal die Vertretung des Volkes mit der großen Mehrheit des Volkes selbst — wenigstens der Denkenden im Volke — eine Einnahmequelle für eine unmoralische erklärt, dann auch ohne Rücksicht für den finanziellen Verlust dieser Beschluß unbedingt gefaßt werden muß. Nöthigenfalls ist an die Stelle dieser theueren indirecten Besteuerung des Volkes eine directe zu setzen. Aus diesem Grunde bitte ich, den Antrag Lauenstein (Aufhebung der Lotterie bis zur nächsten Budget-Vorlage) anzunehmen." Dieser Antrag wurde denn auch mit großer Mehrheit angenommen. Auch die Aufhebung der Lotterien in Hannover und Frankfurt wurde durchgeführt.

Gleichwohl figurirte die Lotterie im preußischen Staatshaushaltsetat unverändert fort. Als am 5. Januar 1872 der Abg. Becker die Anfrage stellte, was denn aus der bekundeten Absicht, die Lotterie aufzuheben, geworden sei, antwortete der nunmehrige Finanzminister Camphausen ganz trocken: „Ich halte die Einnahme aus der Lotterie noch nicht für entbehrlich für den preußischen Staat." Am 16. December 1871 äußerte noch der Abg. Lasker in einer großen Budgetrede sich dahin: daß ihm besonders der Wegfall der Lotterie am Herzen liege; man solle doch den erfreulichen Aufschwung der Finanzverhältnisse dazu benutzen, um diese unsittliche Einnahme aus

Digitized by Google

dem Etat hinwegzuschaffen. Im Drange der großen Aufgaben aber, die damals Preußen und das Reich zu lösen hatten, blieb dieser Mahnruf unbeachtet. Die Sache gerieth in Vergessenheit und die Lotterien bestanden fröhlich fort; ja sie wurden in den Ländern außerhalb Preußens noch gewaltig vergrößert. In der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 2. December 1880 konnte der Finanzminister Bitter mittheilen, daß die Zahl der Lotterieloose in Sachsen von 34,000 auf 100,000, in Hamburg von 22,300 auf 84,000; in Braunschweig von 23,000 auf 84,000 erhöht worden sei, daß auch alle Versuche, den Eingang dieser Loose in die anderen deutschen Länder, namentlich in Preußen, zu hindern, sich vergeblich erwiesen haben. Da fühlte man sich denn auch in Preußen zu der Frage angeregt, ob man nicht, da doch einmal so viel gespielt werde, diesem Beispiele folgen und die Loose der preußischen Lotterie vermehren solle. Inzwischen war die Regierung des deutschen Reiches, die überall nach Gegenständen der Besteuerung suchte, darauf aufmerksam geworden, daß man wohl auch aus den Lotterien einen Vortheil für das Reich heraus schlagen könne. Im Jahre 1881 wurde dem Reichstag der Entwurf eines Reichsstempelgesetzes vorgelegt, das unter anderen die Bestimmung enthielt, die Loose sämmtlicher öffentlicher Lotterien einem Stempel von fünf Procent ihres Preises zu unterwerfen. Das heißt also: das Reich wollte bei sämmtlichen Lotterien an dem aus der Lotterie zu beziehenden Gewinn mit fünf Procent sich betheiligen. In der Commission, der dieser Entwurf überwiesen war, regte sich allerdings noch das Bedenken, ob nicht in dieser Theilnahme des Reiches eine Billigung und Befestigung des ganzen Lotteriewesens zu finden sei. Der Regierungscommissar tröstete aber damit, daß ja dieser Reichsstempel einer Aufhebung der Lotterie in den einzelnen Staaten nicht entgegenstehe. Die Commission nahm also den Reichsstempel für die Lotterieloose an und beruhigte ihr Gewissen damit, daß sie daneben folgende Resolution beantragte: „Den Herrn Reichskanzler zu ersuchen, auf die Aufhebung der noch bestehenden Staatslotterien hinzuwirken, inzwischen aber jedenfalls einer Erweiterung der bestehenden vorzubeugen." Nach einer Mittheilung des Referenten war die ganze Commission mit wenigen Ausnahmen darüber einig, daß diese Resolution gestellt werden müsse, damit nicht in der Besteuerung der Lotterieloose eine Billigung der Lotterien gefunden werden könne. Im Reichstage selbst wurde das Interesse an dem Gesetze so sehr von der darin angeordneten Besteuerung der Börsenpapiere in Anspruch genommen, daß man die Besteuerung der Lotterieloose kaum beachtete und die Bestimmungen darüber fast ohne alle Verhandlung annahm. Als dann aber die beantragte Resolution in Frage kam, hielt gegen diese der Abgeordnete Stumm eine heftige Rede, worin er die Lotterien als segensreiche Institute anpries. Er kündigte bereits an, daß der preußische Finanzminister damit umgehe, die Zahl der preußischen Lotterieloose zu verdoppeln. Es könne doch dem Reichskanzler nicht zugemuthet werden, dagegen vorzugehen. Vertheidigt wurde die Resolution von den Abgeordneten Sonnemann, Richter, Windthorst und dem Referenten der Commission, Büsing. Die Wortführer der übrigen Parteien verhielten sich still. Als es dann zur Abstimmung kam, wurde die Resolution mit 123 gegen 101 Stimmen abgelehnt. Ein seltsamer Umschwung der Ansichten war damit zu Tage getreten. Was man früher allgemein mißbilligt hatte, erschien nun der Mehrheit des Reichstags als lobenswerth und der Aufrechthaltung würdig.

Fortan regten sich nun auch im preußischen Abgeordnetenhause immer mehr Stimmen dafür, daß bei der preußischen Lotterie, damit diese doch nicht zu kurz komme, die Loose vermehrt werden sollen. Gleichwohl wagten noch die Abgeordneten Dr. Löwe und Windthorst im Jahre 1884 den Antrag zu stellen: die Staatsregierung aufzufordern, ihre Bemühungen für Erlaß eines Reichsgesetzes eintreten zu lassen, das alle in den deutschen Staaten bestehenden Lotterien aufhebe und die Einrichtung neuer verbiete. Aber nicht dieser, sondern ein anderer, von dem Abg. v. Minnigerode gestellter Antrag, der dahin ging, daß die Staatsregierung eine einheitliche Regelung des Lotteriewesens durch das Reich veranlassen solle, fand die Annahme des Hauses. Im Jahre 1885 stellte dann die Budgetcommission den Antrag, die preußischen Loose zu verdoppeln. Nun wurde von den Rednern die Lotterie als eine herrliche Einrichtung gepriesen. Aber noch regte sich in Vielen die natürliche Scheu vor einem solchen Beschluß. Der Antrag ward mit 155 gegen 150 Stimmen abgelehnt.

Im folgenden Jahre war ein neues Abgeordnetenhaus gewählt worden. Die Budgetcommission stellte von Neuem den Antrag, die Loose der preußischen Lotterie zu verdoppeln. Aus den Reden leuchtete zwar noch immer das Bewußtsein durch, daß es eine verbotene Frucht sei, nach der man die Hand ausstrecke. Aber man war lüstern nach dieser Frucht, weil sie sich ohne Mühe einheimsen ließ. Immer wieder wurde geltend gemacht, daß die kleinen Länder so reiche Einkünfte aus ihrer Lotterie zögen. Wie könne da Preußen zurückbleiben? Der Abg. v. Rauchhaupt erklärte, daß er und andere Conservative, die noch im Jahre vorher gegen die Vermehrung der Loose gestimmt, jetzt sich eines Besseren belehrt haben und für die Vermehrung stimmen werden. So wurde denn am 17. März 1886 in einer namentlichen Abstimmung mit 191 gegen 131 Stimmen die Vermehrung der Loose auf das Doppelte beschlossen. Der Finanzminister v. Scholz, der schon vorher, wenn auch etwas verschämt, sein Einverständniß erklärt hatte, acceptirte den gefaßten Beschluß bestens. Seitdem figuriren also, statt der früheren vier Millionen, etwas mehr als acht Millionen als Lotterieeinkommen in dem preußischen Etat.

Hand in Hand mit der Vergrößerung der Staatslotterien ging eine gewaltige Vermehrung der Privatlotterien. Der Kölner Dombauverein, der unseres Wissens zuerst dieses praktische Mittel, Geld aus dem Volke zu pressen, ausfindig gemacht und mit bekanntem Erfolg verwerthet hat, fand unzählige Nachahmer. Jede Stadt, die ein Unternehmen ausführen wollte, für das sie selbst kein Geld hatte, jede Kirche, die aufgebaut werden sollte, ohne daß die natürlichen Mittel dazu vorhanden waren, jeder Verein, der ein über seine Kräfte gehendes Unternehmen plante, bewarb sich um Verwilligung einer Lotterie. Jeder wollte aus der großen Suppenschüssel, in die unser Volk sein Erspartes einzubrocken verführt wird, mitessen. Vielfach wurde diesem Begehren auch willfahrt. Es ist ja auch für die Obrigkeit sehr schwer, hier eine Grenze zu finden. Wie kann man dem Einen etwas abschlagen, wenn man dem Anderen bereits Aehnliches gewährt hat? Wir wollen das Bild dieser Unsumme von Lotterien hier nicht weiter ausmalen. Wer sich damit befassen will, braucht nur einen Blick in die Anzeigespalten unserer Blätter zu werfen, wo tagtäglich Lotterien angekündigt werden. Der Umfang der jährlich ausgebotenen Loose läßt sich nach der eingekommenen Reichssteuer berechnen. Danach sind — wir citiren nach einer jüngst gehaltenen Parlamentsrede — im verflossenen Jahre 168 Millionen Mark in Deutschland verspielt werden. 168 Millionen! Das ist doch ein Wort! Es ist fast die Hälfte unseres Militäretats. Allerdings kommt davon der größte Theil auf die Staatslotterien.

Nun sind in neuerer Zeit mehrere Lotterien eröffnet worden, bei denen plötzlich die Blätter umschlugen und laut verkündeten, daß sie den „peinlichsten Eindruck" gemacht haben. Und eine jüngst in Aussicht genommene Lotterie von vier Millionen, die zur Verschönerung des königlichen Schlosses die Mittel schaffen sollte, hat eine Aufregung hervorgerufen, die in einer lebhaften Auseinandersetzung im Abgeordnetenhaus ihren Ausdruck fand. Warum aber? Wenn eine ganze Reihe von Städten, darunter sehr reiche und wohlhabende, zur Herstellung von Annehmlichkeiten und Verschönerungen Lotterien bewilligt erhalten haben, die große Summen verschlangen: warum sollte da nicht auch für Verschönerung des königlichen Schlosses eine Lotterie in Gang gesetzt werden? Und wenn jetzt schon 168 Millionen jährlich verspielt werden: warum brauchte man sich zu ereifern, wenn noch vier Millionen dazu kommen sollten?

Oder hat man sich jetzt vielleicht besonnen, daß Lotterien doch von Haus aus eine sehr bedenkliche Sache sind? Dann

Digitized by Google

wollen wir nicht verhehlen, daß die Männer der alten Schule, deren Anschauungen noch in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts wurzeln, schon längst den „peinlichsten Eindruck" gewonnen haben, nicht allein von Schloßlotterien und ähnlichem, sondern von dem ganzen Lotteriegetriebe der neueren Zeit. Es ist wahrhaft erstaunlich, daß man für das Verderbliche und Unsittliche, das diesem Getriebe innewohnt, jeden Sinn verloren zu haben schien.

So bekannt nun auch die Gründe sind, die die Lotterie als eine verwerfliche Einrichtung erscheinen lassen, so wollen wir sie doch hier noch einmal wieder auffrischen, da vielleicht ein Geschlecht heranwächst, das dafür einigen Sinn hat.

Jede Lotterie weist als Ergebniß auf, daß das von Vielen gebrachte Opfer des Einsatzes Wenigen, die der blinde Zufall bestimmt, als Gewinn zugewendet wird. Ist das nun ein erfreuliches Ergebniß? Man sagt, daß unsere Zeit beherrscht werde von der sozialen Frage. Was ist denn die soziale Frage? Es ist die Frage, wie ist es zu machen, daß Reichthum und Armuth nicht so ungleich vertheilt sind. Der Gegensatz von Reichthum und Armuth beruht darauf, daß es Einzelnen gelingt, Güter in reichem Maße anzusammeln, die die Anderen hergeben müssen. Wäre diese Ansammlung von Reichthum überall nur die Folge persönlichen Verdienstes, der Geschicklichkeit, des Fleißes der Einzelnen, so wäre die Sache viel leichter zu ertragen. Was aber die Mißgunst und Empörung in unzähligen Gemüthern wachruft, ist vor Allem der Umstand, daß auch der Zufall, das blinde Glück, Einige in die Lage bringt, im Reichthum zu schwelgen, während Andere darben. Da glauben denn Viele, es müsse auch ihnen gelingen, durch blinden Zufall Reichthum zu erwerben. So erklärt sich das heute weitverbreitete Streben, statt durch Fleiß und Arbeit, auf andere Weise reich zu werden.

Erkennt man nun die schweren Gefahren, die in diesen Anschauungen und Bestrebungen liegen, so sollte man denken, der Staat müsse alles daran setzen, dem schroffen Gegensatze von Reichthum und Armuth, zumal diesen als Folge des blinden Zufalls gedacht, entgegen zu arbeiten. Was thut nun aber der Staat durch Herstellung von Lotterien? Er eröffnet damit ein Mittel, durch das ex professo dieser Gegensatz künstlich geschaffen wird, indem die Lotterie der großen Menge ihr Geld abnimmt und es Einzelnen als Reichthum zuwendet. Laut verkündet der Staat: „Kommt her, ihr Leute! Hier findet ihr Gelegenheit, ohne Mühe reich zu werden." Er fördert so eine der schlimmsten Leidenschaften unserer Zeit und schlägt den Grundsätzen seiner eigenen Sozialpolitik in das Gesicht.

Allerdings wirkt das Lotteriespiel nicht so unmittelbar verderblich, wie das Hazardspiel am Roulette, das noch vor nicht langer Zeit in unseren Bädern blühte und das mit denselben Gründen, die jetzt für die Lotterie angeführt werden, vertheidigt wurde. Auch werden bei der Lotterie wohl selten so große Summen auf einen Wurf gesetzt, wie bei dem Börsenspiel. Aber das Lotteriespiel wirkt namentlich dadurch verderblich, daß es leicht zu einer chronischen Leidenschaft wird. Wer alle Jahr in die Lotterie setzt und nichts gewinnt, kann auch dadurch verarmen. Auch wird der, der einmal durch das Lotteriespiel dem Spielteufel verfallen ist, leicht, wenn er irgend Mittel dazu findet, zum Börsenspiele übergehen.

Die hier gezeichneten Vorwürfe würden die Lotterien treffen, auch wenn diese in der Art veranstaltet würden, daß sämmtliche Einsatzgelder als Gewinne an die Spieler zur Vertheilung kämen. Dann würde man wenigstens zu Gunsten der Lotterie sagen können, daß die Spieler in dem erkauften Loose — dem auf einen Gewinn zielenden Hoffnungskaufe — einen Werth erhielten, der nach der maßgebenden Wahrscheinlichkeitsberechnung dem dafür gezahlten Preise entspräche. Nun wird aber bekanntlich keine Lotterie in dieser Weise veranstaltet. Denn der Zweck der Lotterie besteht darin, daß der Veranstalter aus den Einsatzgeldern einen Gewinn für sich ziehen will. Der Veranstalter nimmt also aus den Einsatzgeldern einen bestimmten Betrag vorweg, um den die Spieler in dem Werthe ihrer Loose verkürzt werden. Die Staatslotterien sind in dieser Beziehung noch die besten. Sie nehmen durchschnittlich einen Gewinn nur bis zu 15 Procent der Einsatzgelder in Anspruch. Die Privatlotterien sind nicht so bescheiden. Der Abzug, den sie für sich behalten, steigt mitunter bis zu 40 oder 50 Procent. Dazu kommen dann noch die 5 Procent, die das deutsche Reich bei allen Lotterien von den Einsatzgeldern in Anspruch nimmt. Und endlich wird aus den Einsatzgeldern auch noch das ganze Heer von Persönlichkeiten gefüttert, die den Vertrieb der Loose besorgen und öfters deren Preis noch durch Agiotage steigern. Jeder, der ein Loos kauft, erwirbt also in diesem Loos einen Gegenstand, dessen wirklicher Werth weit unter dem dafür gezahlten Preise steht. Nun sagt man freilich: Das weiß ja der Spieler, und er ist damit zufrieden. Allerdings weiß es der Spieler oder könnte es wenigstens wissen. Aber nicht alle Spieler sind in der Wahrscheinlichkeitsrechnung bewandert. Man rechnet darauf, daß sie sich die Sache nicht klar machen oder in ihrer blinden Hoffnung auf Gewinn sich darüber hinwegsetzen. Und darin täuscht man sich nicht. In dem Vertriebe der Loose liegt also unzweifelhaft eine Uebervortheilung der Spieler, die auf das ganze Institut einen moralischen Makel wirft. Man betreibt eben ein Geschäft, bei dem die Unerfahrenheit oder der Leichtsinn der Menschen benutzt wird, um sich einen Vortheil zu verschaffen, der zu dem Werthe des dafür Geleisteten in auffälligem Mißverhältnisse steht.

Das für den Vertrieb der Loose in Bewegung gesetzte Personal — vom großen Uebernehmer der Loose an, der mit zolllangen Buchstaben sie in allen Blättern ankündigt, bis zum geringsten Collecteur herab, der auf den Hintertreppen heranschleicht und den armen Dienstboten in der Küche für ein aufgeschwätztes Loos ihr Geld abnimmt — ist, vom volkswirthschaftlichen Standpunkte bemessen, die nutzloseste Gesellschaft, die sich denken läßt. Der Looshandel ist eine völlig unproductive Thätigkeit. Und doch zieht dieses Personal alljährlich Millionen aus dem deutschen Volke für sich heraus.

Um das Bild der Unsittlichkeit voll zu machen, müssen wir noch auf den ganzen Verlauf, den Lotterieangelegenheiten zu nehmen pflegen, hinweisen. Zunächst kommt folgendes in Betracht. Bei der Lotterie hört bekanntlich die Brüderlichkeit der deutschen Staaten auf, und der Vertrieb fremder Loose ist in mehreren Ländern mit Strafe bedroht. Gleichwohl werden die verbotenen Loose massenhaft abgesetzt. Kommt es heraus, so werden die Betheiligten gestraft. Aber auch wenn es nicht herauskommt, gewöhnen sich die Menschen daran, das Gesetz des Staates für nichts zu achten. Fällt nun irgend wohin ein Gewinn, so ist es eine gewöhnliche Erscheinung, daß dieser Gewinn dem Spieler abzujagen versucht wird. Man sucht ihm, noch ehe er etwas von dem Gewinne erfahren hat, das Loos wieder abzunehmen oder man macht es ihm sonst streitig. Besteht der Gewinn nicht in einer Geldsumme, sondern in anderen Werthgegenständen, so ist schnell der Händler zur Stelle, der dem Spieler den Gewinn, den dieser ja doch nicht gebrauchen kann, für geringen Preis abhandelt und so den besten Theil davon sich aneignet. Auch die Veranstalter der Lotterie treffen Einrichtungen, die den Gewinner um seinen Gewinn zu bringen geeignet sind. Es wird eine kurze Frist für die Anmeldung des Gewinnes bestimmt, bei deren Versäumniß der Gewinn verfallen sein soll. Dann aber wird die Zeit der Ziehung nicht genügend bekannt gemacht; der Gewinner versäumt also die Anmeldung und verliert seinen Gewinn. Kurz, der Gewinner wird auf jede mögliche Weise um seinen Gewinn zu bringen gesucht. Natürlich führt das dann auch nicht selten zu Prozessen oder gar zu Strafverfahren. Endlich ist es eine bekannte Erfahrung, daß gewonnenes Geld, auch wenn es wirklich in die Hände des Gewinners gelangt, diesem doch keinen Segen bringt; indem sich an ihm das Sprichwort bewährt: wie gewonnen, so zerronnen. So bilden die Lotterien in ihrem ganzen Verlauf eine reiche Verführung zum Schlechten.

Nun werden freilich zu deren Rechtfertigung allerhand Gründe angeführt, die man theils den Bedürfnissen der Spieler, theils den Bedürfnissen der Lotterieveranstalter entnimmt.

Man sagt: der Mensch lebe doch nicht vom Brote allein; er wolle auch an Hoffnungen sein Dasein knüpfen. Deshalb

Digitized by Google

sei es ein Bedürfniß, den Menschen Gelegenheit zu geben, durch Erwerb eines Looses sich eine Zeit lang in den Traum von einem zukünftigen Glücke zu wiegen. Jawohl! wenn nur nicht die an das Loos geknüpfte Hoffnung in der ungeheuern Mehrzahl der Fälle getäuscht würde! Jede getäuschte Hoffnung gibt aber einen Rückschlag, der den Menschen noch mehr zurückwirft. Es ist auch nicht richtig, wenn man behauptet, daß Loose nur von Wohlhabenden, die sich diesen Luxus erlauben dürfen, gekauft würden. Das Spielen in den Lotterien geht bis in die tiefsten Schichten unseres Volkes herab. Wer nicht die Preise der großen Staatslotterien bezahlen kann, kauft sich Loose der Privatlotterien, die für geringe Preise zu haben. Es wäre ganz undenkbar, daß so ungeheure Summen aus den Lotterien eingingen, wenn bloß Wohlhabende an dem Spielen theilnähmen. Auch wenn mitunter die Gewinner öffentlich genannt werden, sind es regelmäßig Personen aus geringen Ständen.

Im Grunde genommen glaubt auch an die Wohlthat, die durch die Lotterien den Spielern erwiesen werde, Niemand. Der wahre Grund aller Lotterien ist nur das Bedürfniß des Veranstalters der Lotterie, daraus Geld zu gewinnen. Der Zweck liegt also in dem, was wir oben als die Uebervortheilung der Spieler bezeichneten. Nun ist ja richtig, daß der, welcher ein Loos kauft, auch wenn es nichts gewinnt, sich über Niemanden beklagen kann, vielmehr den Verlust seiner eigenen Thorheit zuschreiben muß. Deshalb aber sind die Lotterien um nichts weniger volkswirthschaftlich verderblich. Die Summen, die die Lotterien einbringen, werden ja nicht aus dem Nichts hervorgezaubert. Sie werden vielmehr aus dem Volke herausgezogen. Sie sind also nichts anderes, als eine dem Volke auferlegte Steuer, die sich von anderen Steuern nur dadurch unterscheidet, daß sie nicht zwangsweise erhoben wird, sondern daß sie an eine im Volke herrschende Leidenschaft, die Spielsucht, sich wendet und mit deren Hülfe das Geld herauslockt. Diese Spielsucht ist der unerbittliche Steuer-Executor. Dabei aber ist diese Steuer die unwirthschaftlichste, die sich denken läßt. Denn statt der Summe, deren man bedarf, wird eine vielfach größere Summe aus dem Volke herausgetrieben. Wenn der Staat, um 8 Millionen zu gewinnen, 50 bis 60 Millionen für verkaufte Loose aus dem Volke herauszieht, wenn eine Privatlotterie, die $1^1/_2$ Millionen einbringen soll, einen Loosverkauf für 4 Millionen projectirt, so sind das Erhebungskosten für die zu erzielende Steuer, die ohne Gleichen dastehen. Allerdings wird nun ein Theil dieser Erhebungskosten in der Form von Gewinnen in das Volk zurückgeworfen. Aber diese Gewinne in den Händen Einzelner bilden wirthschaftlich keinen Ersatz für den verminderten Wohlstand Vieler.

Kann man die Einkünfte, die einige Staaten aus ihren Lotterien ziehen, nicht entbehren, so mag man sie in anderer Weise durch Besteuerung aufbringen. Jede andere Besteuerung ist besser als diese. Oder wäre wirklich die Steuerkraft im deutschen Volke dergestalt erschöpft, daß man zu diesem täuschenden Mittel greifen müßte? So lange bei uns in Deutschland alljährlich für mehr als eine Milliarde Bier vertrunken wird, wird man doch nicht von einer Erschöpfung der Steuerkraft reden können. Und wie ist es zu erklären, daß nur fünf deutsche Staaten ihre Lotterien angeblich nicht entbehren können, während die übrigen Staaten ohne solche fertig werden? Zu diesen fünf Staaten gehört auch Braunschweig und Hamburg; beide überaus reiche Gemeinwesen. Die ungeheuere Zahl ihrer Loose kann natürlich im eigenen kleinen Lande nicht abgesetzt werden. Sie vertreiben sie also, verboten oder nicht, in ganz Deutschland. Wie ist es nun zu rechtfertigen, daß diese reichen Staaten auf diese Weise ganz Deutschland besteuern? Nun sagt man freilich: gerade um diesem Mißbrauch entgegenzutreten, habe Preußen seine Loose verdoppeln müssen. Aber hätte denn nicht in viel gründlicherer Weise der Sache ein Ende gemacht werden können? Ist doch von Reichswegen der Unfug abgestellt worden, daß vordem jeder kleine deutsche Raubstaat Papiergeld in ungezählten Massen in die Welt schleudern konnte. Auch die sonst so beliebte Aufnahme von Lotterieanlehen ist den deutschen Staaten von Reichswegen verboten worden. Wer glaubt da wohl ernstlich, daß nicht Preußen, wenn es gewollt hätte, auch dem Lotteriewesen in Deutschland hätte ein Ende machen können? Man kann nur annehmen, daß die preußischen Staatsmänner es nicht gewollt haben, weil sie auch für Preußen die bequeme Einnahme aus der Lotterie sich erhalten wollten. Da gab denn die Vermehrung der Lotterieloose in den kleinen Staaten einen erwünschten Grund ab, um auch die preußischen Loose zu verdoppeln.

Für die Aufrechthaltung der Privatlotterien wird angeführt, daß sie das Mittel abgeben, höchst wünschenswerthe Unternehmungen zu fördern. Wie hätten wohl der Kölner Dom und der Ulmer Münster, auf deren Vollendung jetzt ganz Deutschland mit Freude und Stolz hinblickt, ausgebaut werden können ohne Lotterie?

Auch hier müssen wir zunächst daran erinnern, daß ja eine Lotterie nicht Geld aus nichts hervorzaubert, sondern daß sie nur Geld auf eine eigenthümliche, aber höchst unwirthschaftliche Weise aus dem Volke herauspreßt. Es mag sein, daß die Bereitwilligkeit des deutschen Volkes, für künstlerische und ähnliche Zwecke durch freiwillige Beiträge die Mittel zu liefern, sehr gering ist; weit geringer als bei anderen Völkern. Viele von uns haben aus der Zeit, wo das deutsche Volk noch arm war, „die verwünschte Sparsamkeit sich so angewöhnt", daß sie sich für Zwecke der gedachten Art nur schwer zu Aufwendungen entschließen. Da scheint es eine gewisse Rechtfertigung in sich zu tragen, daß man durch Anregung der weit verbreiteten Spielsucht dieser Bereitwilligkeit nachhilft. Gleichwohl ist dieses Mittel vom Uebel.

Nur beiläufig wollen wir hier die Frage aufwerfen, wie es überhaupt mit den Grundsätzen des constitutionellen Staatsrechts sich verträgt, daß die Obrigkeit das Recht ausübt, nach freiem Ermessen im Verwaltungswege einzelnen Unternehmungen die Befugniß zu verleihen, in der Form der Lotterie eine Steuer aus dem Volke zu erheben; eine Steuer, die weit nachtheiliger wirkt, als jede andere Steuer. Für das Maß dieser Verleihung ist es außerordentlich schwer, eine Schranke zu finden. Es liegt daher in der Natur der Sache, daß Mißbräuche dabei nicht ausgeschlossen sind. Doch wir wollen diesen Punkt nicht weiter verfolgen, sondern uns darauf beschränken, zu sagen: hält man es für gerechtfertigt, daß für Zwecke der gedachten Art die Mittel aus dem Volke aufgebracht werden, dann würde auch nichts dagegen zu erinnern sein, wenn, soweit die vorhandenen Privatmittel nicht ausreichen, die öffentlichen Gemeinwesen, Staat, Provinz oder Gemeinde unterstützend einträten. Wir würden z. B. nichts dabei gefunden haben, wenn die Wiederherstellung des Marienburger Schlosses, an das sich so bedeutsame geschichtliche Erinnerungen knüpfen, aus preußischen Staatsmitteln erfolgt wäre. Natürlich müßten diese Staatsmittel durch Steuern aufgebracht werden. Aber dem preußischen Volk würde das weit weniger gekostet haben, als die große Lotterie, die man für jenen Zweck in Gang gesetzt hat. Die Freiwilligkeit dieser Beibringung wird durch Erregung der Spielsucht viel zu theuer erkauft.

Unser Schluß lautet also: fort mit den öffentlichen Lotterien, nicht allein mit denen nach Art der Schloßbaulotterie, sondern mit allen. Sie sind eine wirthschaftlich und sittlich verderbliche Ausbeutung unseres Volkes.

Die Frauenwelt und die Ausstellung von Chicago.

Von Leopold Katscher.

Bei den Amerikanern geht bekanntlich fast Alles in's Große. Die Neigung der Yankees zum Riesenhaften äußert sich auch in der ungeheuerlichen Anlage der nächstjährigen Weltausstellung zur Feier des 400. Gedenktages der Entdeckung der Neuen Welt durch Columbus und Vespucci, in den gewaltigen Vorbereitungen für diese Jubiläumsschau.

Digitized by Google

Besonders auffallend, weil völlig neu, erscheint hierbei die der Frauenwelt zugedachte Rolle. Diese ist in ihrer geplanten Größe bezeichnend nicht nur für die erstaunliche Ausdehnung des ganzen Unternehmens, sondern auch für die Hochachtung und Verehrung, welche die männliche Bevölkerung der Vereinigten Staaten dem weiblichen Geschlecht in geistiger Beziehung entgegen bringt, für den Rang, der der vermeintlich schwächeren Hälfte der Menschheit von den angeblich so nüchternen Nordamerikanern eingeräumt wird.

Zum ersten Male in der Geschichte der Weltausstellungen haben die Behörden der „Columbischen Weltmesse 1893" den guten Gedanken gehabt, den Interessen der Frauen und Mädchen die weitestgehende Vertretung zu gewähren. Angesichts der Wichtigkeit, die den verschiedenen Gebieten der Frauenfrage gerade in unseren Tagen mit Recht beigelegt wird, ist es ebenso zeitgemäß und interessant wie erfreulich und anerkennenswerth, daß den Freunden der Frauenbewegung und den Beobachtern des weiblichen Lebens einmal eine umfassende Gelegenheit zu gründlichem, übersichtlichem Betrachten alles Einschlägigen geboten werden soll.

Wie weit die Rücksicht der Ausstellungsleiter und der Gesetzgebung auf die Frauenwelt geht, ersehen wir schon aus dem denkwürdigen Umstande, daß der männlichen „Nationalbehörde", die von Reichs wegen zur Verwaltung des Unternehmens berufen ist, eine gleichberechtigte „Frauenbehörde" an die Seite gestellt wurde, die aus „je zwei Damen von jedem Bundesstaate oder Territorium, acht vom Bunde selbst und neun von der Stadt Chicago" besteht, abgesehen von den Stellvertreterinnen. An der Spitze dieses „Board of Lady Managers" steht Frau Potter Palmer in Chicago. Das von Fräulein Bodtker entworfene, preisgekrönte Amtssiegel weist auf: ein Schiff (Columbus' Reise versinnbildlichend), den Adler der Treue, den Epheu der Freundschaft, den Lorbeer des Erfolges und Sterne in der Anzahl der Mitglieder der „Frauenbehörde".

Ferner geht der Grad jener Berücksichtigung aus der Thatsache hervor, daß der Frauen-Ausstellung ein imposantes Kolossalgebäude gewidmet sein wird, welches von einem weiblichen Architekten entworfen wurde und dem schönen Geschlecht viel Raum bietet, seine Bestrebungen und Errungenschaften in's rechte Licht zu setzen. Der lebhafte Eifer, durch den sich die Damen in vielen Dingen hervorzuthun pflegen, zeigt sich auch darin, daß der Bau des „Women's Building" weiter vorgeschritten ist, als der aller übrigen Ausstellungsgebäude; gegenwärtig kann es bereits als nahezu vollendet bezeichnet werden. In der Centralgallerie werden die Leistungen der Frauenwelt in Kunst, Literatur und Handwerk zu sehen sein, in anderen Räumen ihre Darbietungen auf dem Felde der Wohlthätigkeit und der Industrie, der Krankenpflege und des Schulwesens, der Haushaltung, der Erziehung und der Kochkunst. Insbesondere das Wirken berühmter Frauen und Mädchen soll in möglichst vollständiger Weise zur Anschauung gelangen. Obgleich der Riesenbau zwei Morgen Landes bedeckt, fürchten die maßgebenden Kreise, er werde für die Fülle des vorhandenen Materials kaum ausreichen.

Uebrigens wird die Darstellung der weiblichen Leistungen keineswegs auf das „Women's Building" beschränkt bleiben; vielmehr soll in den von jedem Unionsstaate und jedem fremden Lande auf dem Ausstellungsplatze zu errichtenden Sondergebäuden die Frauenwelt mit ihren localen und speziellen Darbietungen noch recht reichlich vertreten sein. In dieser wie in jener Hinsicht werden die Vollziehungs- und die Werbungsarbeiten mit der größten Thatkraft betrieben, und der Erfolg ist ein so günstiger, daß sich schon jetzt für das neuartige Experiment die glänzendsten Ergebnisse vorhersagen lassen.

In erster Linie wird selbstverständlich die Betheiligung der Nordamerikanerinnen stehen. In sämmtlichen Bundesstaaten herrscht die regste Vorbereitungsthätigkeit. An der Spitze schreitet begreiflicherweise der Staat Illinois, in dessen Hauptstadt ja die Weltausstellung vor sich gehen wird. Die Frauen desselben werden im „Women's Building" ein von weiblichen Aerzten und Chirurgen geleitetes Musterkrankenhaus ausstellen, dessen Personal die Chicagoer Krankenpflegerinnenschule beistellen soll. Im Gebäude ihres Staates, in welchem ihnen der zehnte Theil des Raumes eingeräumt ist — etwa $1^1/_2$ Morgen Landes von 15 — wollen sie die ihnen zur Verfügung stehenden 80,000 Dollars möglichst ausnützen. Bemerkenswerth dürfte dort die Collectiv-Ausstellung der Illinoiser Aerztinnen, Apothekerinnen und Zahnkünstlerinnen werden, nicht minder der in einem Umfang von 200 Quadratmetern geplante Kindergarten. Diejenigen Chicagoer Damen, welche der spanischen Sprache mächtig sind, haben sich zusammen gethan, um den Besucherinnen aus Ländern der spanischen Zunge den Aufenthalt in der Stadt des Pökelfleisches und Schweinefettes thunlichst angenehm zu machen, sei es durch Versorgung mit Führern und Dolmetschen, sei es durch sonstige Erleichterungen. Die acht Mitglieder der weiblichen Local-Ausstellungscommission des in Rede stehenden Staates haben sich in opferwilligster Weise bereit erklärt, auf Verlangen in jeder beliebigen Gegend von Illinois im Interesse der Frauenbetheiligung an der Ausstellung Vorträge zu halten. Die Damenwelt der übrigen Unionsstaaten hat ebenfalls allerlei löbliche und erfreuliche Beschlüsse hinsichtlich der Beschickung der „Weltmesse" gefaßt.

Von den zahlreichen Plänen und Maßregeln der nationalen Frauenbehörde verdient Manches besondere Erwähnung. So z. B. hat sie Schritte gethan, um die weibliche Thätigkeit im Illustriren von Büchern und Zeitschriften, im Holzschnitt, im Kupferstich u. dgl. umfassend zur Darstellung zu bringen. Ferner hat sie bewirkt, daß im Parlament zu Washington eine Gesetzesvorlage eingebracht wurde, wonach der Minister des Innern zu ermächtigen wäre, Modelle, Zeichnungen oder fertige Exemplare aller patentirten Erfindungen nordamerikanischer Frauen oder Mädchen im Chicagoer „Women's Building" auszustellen. Auch sitzt seit Monaten eine Angestellte der Frauenbehörde im Patentamt, um aus den Büchern desselben Auszüge zu machen, welche die weiblichen Erfindungen betreffen und veröffentlicht werden sollen. Eine andere geplante Veröffentlichung wird alle von Damen geleiteten oder verwalteten Wohlthätigkeitsanstalten und humanitären Vereine behandeln; es soll dies eine, die Fortschritte der letzteren anderthalb Decennien darlegende Ergänzung des einschlägigen statistischen Werkes werden, welches Frau A. H. Smith 1876 anläßlich der Philadelphischen Weltausstellung herausgab. Es sind bereits Anstalten getroffen, daß sowohl das National-Museum, als auch das berühmte Smithson'sche Institut alle Gegenstände, die die Entwickelung der weiblichen Gewerbethätigkeit veranschaulichen, leihweise nach Chicago schicken werden.

Ein großer Theil der Beschäftigung der nationalen Frauenbehörde besteht in der Veranlassung der Organisirung localer weiblicher Ausstellungs-Commissionen und dann im Verkehr mit ihnen. Jeder Bundesstaat hat längst einen solchen örtlichen Ausschuß eingesetzt, und auch im Auslande schreitet die Bildung dieser Körperschaften rasch vorwärts. Demgemäß sind bereits zahlreiche hervorragende Damen der modernen Culturwelt in Verbindung mit der Frauenbehörde. An der Spitze des britischen Ausschusses stehen die Prinzessin Christian, die Marquise von Salisbury, die Baronin Burdett-Coutts, Lady Brassey u. A. Unter den englischen Ausstellern werden sich die Königin Victoria mit eigenen Stickereien, Strick- und Spinnarbeiten, Zeichnungen und Malereien und drei ihrer kunstsinnigen Töchter mit Handarbeiten, Modellirstücken, Gemälden befinden.

Auch in weiblichen Kreisen Hollands, Frankreichs, Italiens u. s. w. gibt sich lebhaftes Interesse für die „Weltmesse" kund. Königin Margherita hat versprochen, ihre berühmte, einzig dastehende Spitzensammlung auszustellen. Sogar Japan wird sich betheiligen. Freilich sind die kaiserlich japanischen Commissäre, trotz aller modernen Fortschritte und Reformen des ostasiatischen Inselreichs, zu dem Schluß gelangt, ihre Landsmänninnen seien noch nicht genug civilisirt, um einen eigenen weiblichen Ausstellungsausschuß wählen und würdigen zu können; aber eine umfängliche Betheiligung der dortigen Frauenwelt mit Handarbeiten und anderen Erzeugnissen ihres

Digitized by Google

Kunstfleißes ist trotzdem gesichert. Im Hinblick auf die bekannte Intelligenz und Vorurtheilslosigkeit der Kaiserin, die sich, wie allgemein geglaubt wird, für die Hebung des Frauenlebens und die Besserung der Frauenlage ganz besonders interessiren soll, rechnet Frau Potter Palmer noch auf die nachträgliche Einsetzung einer Damencommission für Japan.

Auf dem Felde der schönen Künste verspricht die Betheiligung der Schwedinnen glänzend zu werden, denn unter ihnen gibt es viele bedeutende Kupferstecherinnen, Holzschneiderinnen, Lithographinnen, Schnitzerinnen, Zeichnerinnen, Componistinnen u. s. w. Der Fredrika-Bremer-Verein ist eingeladen worden, Alles auszustellen, was sich auf seine Thätigkeit der Förderung des Frauenwohls bezieht. Das altberühmte Brigittenkloster soll seine Spezialität, die spinnwebdünnen Spitzen, die seine Nonnen seit dem 14. Jahrhundert anfertigen, nach Amerika schicken. In Norwegen ist Fräulein Nielson, die Präsidentin des norwegischen Frauencongresses, Vorsitzende der Ausstellungs-Commission. In Rußland befindet sich dieses Amt in den Händen der Gattin des Finanzministers Wischnegradski, welche vornehmlich für die Erzeugnisse der bäuerlichen Spitzen-Industrie Interesse hegt.

Was die beiden Hauptländer deutscher Zunge betrifft, so hat bislang weder Deutschland noch Oesterreich locale Frauenbehörden ernannt, doch dürfte dies bald geschehen. Bemerkenswerth ist, daß die Tschechinnen nicht zusammen mit den übrigen Oesterreicherinnen, sondern ganz abgesondert auszustellen wünschen, und zwar gedenken sie hauptsächlich die schöne Sammlung von Stickereien, kostbaren Spitzen ꝛc., die auf der vorjährigen Prager Ausstellung zu sehen war, nach Chicago zu senden. Ob diese Sondergelüste erfüllt werden, steht noch nicht fest. Die reichsdeutsche Frauencommission soll übrigens bereits so gut wie ernannt sein. Herr Wermuth, der kaiserliche Ausstellungscommissar, setzt sich eifrig für die Betheiligung der Frauenwelt ein und hat sogar eine hierauf bezügliche Broschüre veröffentlicht. Auch Frau Lina Morgenstern nimmt sich der Sache lebhaft an. Erwähnung verdient, daß die nationale Frauenbehörde der Vereinigten Staaten die Absicht hegt, für das „Women's Building" eine Nachahmung der großen Bronzethüren des Straßburger Münsters aus papier maché herstellen zu lassen, und zwar von einer deutschen Dame. Die Zeichnung und Ausführung der Münsterthüren rührte bekanntlich von einem deutschen Weibe her, von Sabine Steinbock, der Schwester des Erbauers.

Wie alle anderen Gebäude der „Columbischen Weltmesse" wird auch das „Women's Building" am 12. October d. J. — dem Gedenktage der Landung des Columbus — unter umfassenden Feierlichkeiten eingeweiht werden. Den letzten Nagel wird die mehrfach genannte Leiterin der nationalen Frauenbehörde einschlagen. Für diesen Zweck haben die Damen des Staates Montana eine prachtvolle goldene, mit sinnbildlichen Figuren bedeckte, mit einheimischen Saphiren geschmückte, nagelförmige Brosche anfertigen lassen, welche sofort nach dem Einschlagen wieder herausgezogen und der Frau Potter Palmer zum Andenken geschenkt werden wird. Den zu diesem sogenannten „letzten Nagel" gehörigen Hammer will die Damenwelt des Staates Nebraska beistellen; derselbe soll aus einheimischen Holzarten mit Gold-, Silber- und Perleneinlagen hergestellt und ein des „Nagels" würdiges Seitenstück werden.

Wir schließen mit der interessanten Mittheilung, daß während der Ausstellung ein großartiger, allumfassender „Weltcongreß" berufen sein wird, alle Seiten der Frauenfrage zu erörtern und die hauptsächlichsten Ergebnisse zu veröffentlichen. Möchte auch die deutsche Frauenwelt sich an dem Congreß, wie an der Ausstellung recht zahlreich betheiligen!

Eine Theorie über den Ursprung unseres Planetensystems.

Von Hans Passarge.

Allen Planeten ist die Neigung ihrer Umdrehungsaxe zu der Bahn, die sie um die Sonne durchlaufen, eigenthümlich. Hätte diese Neigung bei jedem Planeten den gleichen Werth, betrüge sie bei allen etwa wie bei der Erde 66° 23′, so wäre diese Erscheinung wenig auffallend und genau in den Rahmen der Kant-Laplace'schen Theorie passend; in Wahrheit ist aber die Neigung bei jedem dieser Sonnentrabanten verschieden groß, eine Thatsache, für welche die Astronomie bisher eine Erklärung nicht gefunden hat. Die richtige Lösung dieses Problems aber würde die Forschung um einen gewaltigen Schritt vorwärts bringen.

Die Theorie, die im Grundriß über diesen Gegenstand hier aufgestellt werden soll, ist einfach genug, um nicht nur dem Nichtastronomen sofort einzuleuchten, sondern auch um gerade wegen dieser Einfachheit einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit zu gewinnen.

Denkt man sich durch den Sonnenäquator eine ungeheure Ebene gelegt, so würde, wenn der Sonnenäquator genau in der Ebene der Ekliptik läge, jene Ebene die im Punkte des Frühlingsäquinoctiums befindliche Erde im Breitengrad von 66° 23′, dem nördlichen Polarkreis, treffen. Nun steht aber die Sonnenaxe nach den Untersuchungen Spörer's nicht senkrecht auf der Ekliptik, sondern neigt sich zu ihr in einem Winkel von 6° 57′, folglich bildet auch der Sonnenäquator mit der Ebene der Ekliptik den gleichen Winkel, den man also zu 66° 23′ hinzurechnen muß, um die wahre Schnittfläche der verlängerten Sonnenäquatorebene mit der Erde zu gewinnen. Diese Schnittfläche liegt sonach unter einer geographischen Breite von 73° 20′, d. h. nahezu genau unter der Breite des magnetischen Nordpols*), nämlich 15 Bogenminuten südlicher. Die genaue Fixirung des magnetischen Nordpols durch Gauß also vorausgesetzt, so brauchte die Rechnung Spörer's nur um 15 Bogenminuten zu gering sein, und man hätte den Satz: Die Schnittfläche des Sonnenäquators mit der im Frühlingsäquinoctialpunkt stehenden Erde fällt in die Breite des magnetischen Nordpols der Erde. Diese Schnittfläche ist ein kleiner Kreis auf der Erdkugel, bestimmt durch die beiden Punkte:

73° 35′ nördl. Breite, 264° 21′ östl. Länge und
80° 32′ nördl. Breite, 84° 21′ östl. Länge,

durch deren gerade Verbindungslinie als Durchmesser der kleine Kreis**) bestimmt ist.

Die Drehungsaxe der Sonne ist also parallel einem Durchmesser der Erde, welchen man von einem Punkte des eben bestimmten kleinen Kreises, z. B. dem magnetischen Nordpol, nach einem entsprechenden Punkte der südlichen Halbkugel der Sonne zieht; mit anderen Worten: die Rotationsaxe der Sonne ist parallel der magnetischen Axe der Erde. Es sei hier einstweilen angenommen, daß die magnetische Axe der Erde wirklich durch den Mittelpunkt derselben gehe, was thatsächlich nicht genau richtig ist.

Wir behaupten nun: Die ursprüngliche Rotation unseres Planeten, der Erde, war der heutigen Axenumdrehung, die sich von West nach Ost vollzieht, entgegengerichtet, die Erde rotirte, so lange sie sich noch in feurig-flüssigem Zustand befand, von Ost nach West, und zwar um eine Axe, die mit der heutigen magnetischen Axe zusammenfällt. Diese ursprüngliche ost-westliche Rotation besteht noch heute im Erdinnern fort, die Erde hat noch heute eine zwiefache Rotation, eine äußere von West nach Ost und eine innere von Ost nach West gerichtete, und die erstere ist das Ergebniß der letzteren, der ursprünglich einzigen Rotation. Für diese innere, ursprüngliche Rotation fällt die Neigung der Axe zur Ekliptik fort, die Axe der inneren Rotation, die magnetische Axe der Erde, steht parallel zur Rotationsaxe der Sonne. Inwieweit diese

*) Nach Gauß, Resultate des magnetischen Vereins, liegt der magnetische Nordpol unter 73° 35′ n. Br. und 264° 21′ L. östl. Greenwich.

**) Die Bezeichnung „kleiner Kreis" ist im mathematischen Sinne zu verstehen. Man nennt „größte Kreise" einer Kugel solche, deren Ebenen durch den Mittelpunkt der Kugel gehen; für die Erde also alle Meridiane und der Aequator. Jeder andere auf einer Kugel mögliche Kreis heißt ein „kleiner Kreis"; für die Erde also alle Parallelkreise oder Breitengrade mit Ausnahme des Aequators.

Digitized by Google

Behauptung, wenn sie sich als richtig erweisen sollte, die Kant-Laplace'sche Theorie über den Ursprung unseres Planetensystems stützt, wird man unten ersehen. Zunächst noch einen Schritt weiter.

Was von der Erde gilt, dürfte auch von den anderen Planeten gelten, und man kann den Satz aufstellen: Die ursprünglichen Rotationsebenen aller Planeten sind zu der Ebene des Sonnenäquators und mithin zu einander parallel.

Das klingt zunächst etwas ungeheuerlich und wird so lange ungläubigem Lächeln begegnen, bis vollgültige Beweise beigebracht sind. Für die Erde liefert diesen Beweis die Magnetnadel.

Die tägliche regelmäßige Variation der Magnetnadel, wie man sie an jedem besseren Compaß beobachten kann und die im Maximum durchschnittlich etwa acht Bogenminuten beträgt, ist der Ausdruck des Bestrebens der Nadel, sich zu der Axenrichtung der inneren Rotation parallel zu stellen, und das, was man magnetische Kraft der Erde, „Erdmagnetismus" nennt, ist eben diese innere Rotation. Der Magnetismus im allgemeinen ist sonach eine einfache Bewegungserscheinung, bedingt durch das Gesetz von der Erhaltung der Kraft. Das bedarf der Erklärung.

Jene von Ost nach West rotirende feurige Urerde barg in sich die Keime alles dessen, was heute auf ihr steht und geht, sie war der Stoff, aus dem sich die Stoffe entwickelten; jedes Atom des Stoffes machte die ostwestliche Rotation mit, jedem Atom wohnte Bewegung, wohnte Kraft inne. Aber diese Kraft konnte sich so lange nicht äußern, als alle Theilchen dieselbe Kraft-, dieselbe Bewegungsrichtung hatten, denn Bewegung, Kraft tritt nur da in die Erscheinung, wo gleichzeitig etwas Nichtbewegtes vorhanden ist. Das lehrt die tägliche Erfahrung, das lehrt vor Allem die heutige Axendrehung der Erde, sowie ihre Bewegung um die Sonne; von beiden spürt kein Lebewesen etwas auf directem Wege, nur indirect schließen wir auf sie.

Sobald aber im Laufe der Jahrtausende sich auf jener von Ost nach West rotirenden Urerde die Schale, die feste Oberfläche zu bilden begann, oder mit anderen Worten: sobald die gleichmäßige Anordnung und Vertheilung der Atome aufhörte und diese sich an verschiedenen Stellen nach irgend welchen Gesetzen zusammendrängten, an anderen wieder nach anderen Gesetzen zerstreuten, mußte die einheitliche Bewegungsrichtung aufhören, die Atomconglomerate stellten sich unter andere Bedingungen als die Atome, sie mußten also auch eine andere Bewegungsform annehmen. Das lehren uns noch heute die Sonnenflecken, die zum Theil eine Eigenbewegung, eine von der Rotationsrichtung der Sonne verschiedene Bewegung haben.

Aber jene ursprüngliche ost-westliche Kraftrichtung mußte den Atomconglomeraten, mußte der festgewordenen Erdoberfläche und allen ihren Theilchen immanent bleiben, denn eine Kraft geht nie verloren, sie kann nur ihre Erscheinungsform ändern, sie kann sich als unendlich klein im mathematischen Sinne äußern, nie aber kann sie verschwinden. Für diejenigen Theile des Stoffes nun, welche mit Anbeginn der Oberflächenbildung der Erde der ursprünglichen ost-westlichen Rotation erst langsamer folgten als andere Theile, dann nach einer Zeit scheinbaren Stillstandes eine Eigenbewegung einzuschlagen begannen, um endlich von derjenigen Bewegung mitgerissen zu werden, welche sich am Aequator als Gegenströmung zuerst und am stärksten äußerte, — für diese Theile des Stoffes, die der neuen west-östlichen Kraftrichtung unterlagen, mußte also jene ursprüngliche ost-westliche Kraft unendlich klein, d. h. sinnlich unwahrnehmbar werden. Das gilt nun auch wirklich von der Mehrzahl der uns umgebenden Stoffzusammensetzungen, als Holz, Wasser, Stein, atmosphärische Luft u. s. w.,*) sie haben ihre ost-westliche Kraft, ihren Magnetismus für die sinnliche Wahrnehmung verloren, man kann ihren Magnetismus gleich Null setzen für die Erfahrung; für die Wirklichkeit ist er nur unendlich klein (∞).

Anders dagegen diejenigen Stoffe, welche, weil mehr in das Innere der Erde gebettet, die ost-westliche Kraftrichtung Jahrtausende länger bewahren konnten, welche nicht so viel Wandlungs- und Werdeprozesse durchmachten und damit nicht gleichzeitig so vielen neuen Bewegungsformen unterlagen; an ihnen hat sich die ost-westliche Kraftrichtung sinnfälliger erhalten, an ihnen äußert sie sich als eine positive Größe. Man nennt diese Stoffe magnetisch, es sind vornehmlich Eisen, Nickel, Kobalt; in ihnen hat sich das Bestreben, die Kraft erhalten, die ost-westliche Rotation des Erdinnern noch jetzt mitzumachen, weil sie sie vor vielleicht Millionen von Jahren mit dem Erdinnern getheilt haben.

Man versuche also diese Stoffe mit ost-westlicher Kraftrichtung von der heutigen äußeren Axendrehung zu emanzipiren, man unterwerfe sie Bedingungen, unter denen stehend sie möglichst wenig an derselben Theil zu nehmen gezwungen sind, man stelle aus ihnen eine dünne Nadel her, die man möglichst frei beweglich aufhängt, so steht diese Nadel einerseits unter der Wirkung der Schwerkraft wie jeder andere Körper, welcher der Erdoberfläche angehört, andererseits unter der Wirkung der ihr immanenten ost-westlichen Kraft: der ersteren gehorcht sie durch das Bestreben, zur Ruhe zu kommen, der letzteren durch das Bestreben, der Rotation des Erdinnern zu folgen, und das Ergebniß beider wirkenden Kräfte ist eine Art Compromiß, indem die Nadel in der Richtung zur Ruhe kommt, in welcher befindlich sie an der Rotation des Erdinnern nicht Theil zu nehmen braucht, d. h. in der Richtung der magnetischen Axe der Erde. Das beweist jeder Compaß.

Denkt man sich diese Axe, deren Pole im Erdinnern ruhen, bis zu ihren Schnittpunkten mit der Erdoberfläche verlängert, so beschreiben diese Schnittpunkte in Folge der äußeren Axendrehung der Erde zwei kleine Kreise auf der Erdoberfläche und die innere Axe selbst für den auf der Erdoberfläche befindlichen Beobachter den Mantel eines Doppelkegels, dessen Spitze (unter der Annahme, die magnetische Axe wäre ein Durchmesser der Erdkugel) in den Mittelpunkt der Erde fällt. Auf der durch den magnetischen Aequator in eine nord- und in eine südmagnetische Hemisphäre geschiedene Erdoberfläche wird also entsprechend die frei bewegliche Magnetnadel ebenfalls den Mantel eines Doppelkegels beschreiben müssen, um der innerhalb 24 Stunden eine Umdrehung vollendenden innern Rotationsaxe zu folgen. Das ist in der That der Fall; in unseren Breiten beschreibt der Nordpol der Magnetnadel innerhalb eines Tages die Basis eines Kegels von der Höhe der halben Länge der Nadel. Die Basis selbst hat zum Durchmesser die zu etwa acht Bogenminuten gehörige Sehne. Man bezeichnet dies Phänomen als die tägliche regelmäßige Variation der Magnetnadel, für welche bisher eine befriedigende Erklärung nicht gefunden wurde, die aber durch unsere Theorie ihre ungezwungene Deutung erhält.

Es ist hier nicht der Ort, diese neue Theorie des Erdmagnetismus bis in ihre äußersten Consequenzen zu verfolgen, denn diese Consequenzen sind unübersehbar für Astronomie, Geologie, Geodäsie, Geographie.

Es war oben behauptet worden, daß die äußere Axendrehung der Erde von West nach Ost eine Folge sei der ursprünglichen ost-westlichen Rotation. Erachten wir diese ostwestliche Rotation einmal als noch im Erdinnern fortbestehend, so müßte mit ihrem Aufhören auch die äußere Rotation zu Ende gehen, denn mit der Ursache hört auch die Wirkung auf; wenn also in unendlich ferner Zukunft die Erde den Prozeß ihrer fortschreitenden Abkühlung vollendet haben wird, wird sie nach Jahrtausende langem pendelähnlichen Hin- und Herschwanken auch ihre äußere Rotation verlieren, sie wird dann der Sonne immer nur die eine Hälfte zukehren, die Hälfte, auf der dann beständiger Tag herrschen würde, während die andere Hälfte in den Schleier der ewigen Nacht gehüllt bleibt.

*) Bei den sog. diamagnetischen Stoffen (Wismuth, Antimon, Zink, Bergkrystall, Spiritus, Phosphor, Schwefel, Brot, Fleisch ꝛc.) ist die ost-westliche Kraftrichtung in eine negative Größe umgeschlagen und damit wieder wahrnehmbar geworden. Nähert man diese Stoffe einem starken Magneten, so werden sie von beiden Polen abgestoßen.

Digitized by Google

Das ist mehr als bloß Hypothese, wenn man den Beweis durch Analogie gelten läßt. Denn es gibt einen Weltkörper, der in Folge seiner kleinen Dimensionen den Abkühlungsprozeß bereits vollendet hat, der also keine innere Rotation und somit auch keine äußere mehr hat: es ist der Mond. Der Mond wendet — das weiß jedes Kind — seinem Leitgestirn, der Erde, beständig dieselbe Seite zu, die andere Hälfte ist für uns unsichtbar. Die Libration des Mondes, vermöge der er wie ein Wagebalken hin und herschwankt und vermöge der wir etwas mehr von seiner Oberfläche erschauen als die genaue Hälfte, sind die Todeszuckungen eines sterbenden Weltkörpers, die letzten Regungen der äußeren Rotation, die an Geschwindigkeit abzunehmen begann, sobald mit der vor unberechenbaren Jahrtausenden vollendeten Abkühlung die innere Rotation aufhörte.

Das gleiche Loos steht in Millionen von Jahren unserer Erde bevor, denn auch sie ist in fortschreitender Abkühlung begriffen. Ist diese einmal vollendet, so wird mit dem Aufhören der äußeren Rotation auch der Wechsel von Tag und Nacht fortfallen, ewiger Tag wird auf der einen Hälfte sein, ewige Nacht auf der anderen; als Trabant, als todtes Gestirn wird sie dann die Sonne begleiten, wie der Mond jetzt die Erde.

Es ist also nichts mit dem Trost, den man wohl oft besorgten Leuten gab auf ihre Frage: „wird es sich auf der völlig abgekühlten Erde auch noch leben lassen?“ — Nein, gewiß nicht. Nicht aber, weil sie innerlich erkaltet ist, sondern weil sie einstmals mit ihrer Rotation den Wechsel von Tag und Nacht einbüßen wird. — Mögen sich diese besorgten Leute dann auf dem Grenzgebiet zwischen Tag und Nacht ansiedeln, dann können sie ihre Schlafkammer auf der dunklen Hälfte der Erde aufschlagen und ihr gewiß sehr interessantes Tagewerk auf der erleuchteten Hälfte vollbringen.

Man könnte diese und ähnliche Gedanken in müßiger Phantasie weiter spinnen, aber desto mehr würde man den Boden der Erfahrung verlieren und schließlich auf Wolken wandeln. Diesen Vorwurf wollen wir uns nicht zuziehen, wir wollen uns über das tragische Loos unserer Erde leichten Herzens hinwegsetzen: après nous le déluge!

Inzwischen gewinnt die Kant-Laplace'sche Theorie über den Ursprung unseres Planetensystems an Bedeutung, wenn man bedenkt, daß zufolge dieser Theorie die Rotationsebenen sämmtlicher Planeten in parallelen Flächen liegen müßten, in Flächen, die wiederum dem heutigen Sonnenäquator parallel sein müßten. Das wäre nicht der Fall, wenn man nur eine äußere Rotation der Planeten in Ansatz bringt, trifft aber zu, wenn man analog einer inneren ost-westlichen Rotation der Erde, deren Vorhandensein uns die stumme Sprache der Magnetnadel verräth, eine der äußeren Axendrehung entgegengerichtete innere Rotation für sämmtliche Planeten setzt. — Dann wäre Ordnung in die Welt gebracht, eine Ordnung des sich bewegenden Stoffes, wie sie dem unendlichen Verstande eines allweisen Schöpfers geziemt.

Literatur und Kunst.

Moltke's Trostgedanken.

Von Immanuel Rosenstein.

Als vor wenigen Wochen der neueste Band*) von Moltke's gesammelten Schriften erschien, — in der Folge des Erscheinens der vierte, vom Verleger als erster bezeichnet —, da waren es neben den sehr zahlreichen werthvollen Mittheilungen und der Lebensgeschichte unseres Helden vor Allem die am Schluß des Bandes veröffentlichten Trostgedanken über „das irdische und Zuversicht auf das ewige Leben,“ welche in den weitesten Kreisen großes Aufsehen machten und mehrfach freudige Zustimmung fanden. Ueberall wurden diese Aeußerungen veröffentlicht und besprochen. Was der hochverehrte Mann über das Verhältniß des Menschen zur Religion, über Glauben und Moral sagte, war einer großen Anzahl von Zeitgenossen aus tiefster Seele gesprochen. Der Eindruck war um so tiefer, als die Veröffentlichung zu einer Zeit erfolgte, wo die Gemüther von dem Kampf um das eben zurückgezogene Volksschulgesetz noch auf das Tiefste erregt waren, wo namentlich die Verkündigung der engen confessionellen Grenzen, innerhalb deren man ausschließlich Religion, Glauben und Moral als das, was sie wirklich sein sollten und müßten, anerkennen wollte, die religiösen Gefühle einer großen Menge von Menschen tief verletzte. Gab es wirklich keine Mitte zwischen Atheismus und strengem Confessionalismus? War die Auffassung der sich im alleinigen Besitz der Wahrheit wähnenden Hyper-Orthodoxen von Glauben und Moral die allein seligmachende, neben der jede andere als ketzerisch betrachtet werden müßte, so daß die große Gemeinde derjenigen, die im ehrlichen Ringen aus tiefem Herzensbedürfniß heraus und um sich dem Unglauben fern zu halten, auf ihre Art zu einer Versöhnung zwischen Glauben und Wissen zu gelangen versuchten und sich ihre eigenen Ansichten von Gott, Unsterblichkeit und sittlicher Weltordnung bildeten, als nicht vollwichtig religiös und als von beklagenswerthen Irrlehren befangen zu stigmatisiren war. Moltke's Trostgedanken zeigten, daß auch er zu jener Gemeinde gehörte, die von dem jedem Menschen inne wohnenden Priesterthum überzeugt war. Diese Gedanken sind die letzte Niederschrift von Bedeutung, die wir von Moltke besitzen; in der ländlichen Stille von Creisau hat er an ihnen gearbeitet, um sie seiner Familie als Vermächtniß zu hinterlassen; viermal hat er sie überarbeitet. Der Herausgeber, Dr. Toeche, hat in seiner tief pietätvollen Verehrung des Entschlafenen sich die überaus dankenswerthe Mühe gegeben, die drei ersten Bearbeitungen, soweit dies aus dürftigen Resten möglich war, wieder herzustellen. Der Gang der Gedanken bleibt dabei fast überall derselbe, vorwiegend ist nur an dem Ausdruck geändert, um diesen so scharf und klar als möglich zu gestalten. Nur einmal wird, wie wir sehen werden, in der dritten Bearbeitung eine entscheidende Frage angeregt und in der vierten weiter entwickelt, die sich in den beiden ersten Bearbeitungen nicht fand. — Wir dürfen den Inhalt der Trostgedanken im Ganzen und Großen als bekannt voraussetzen und begnügen uns, nur auf Einzelnes noch einmal hinzuweisen. Moltke macht kein Hehl aus dem Gegensatz, der sich zwischen der souveränen, keine Autorität über sich anerkennenden Vernunft und manchen ehrwürdigen Ueberlieferungen erhebt. Aber er sieht die Zweifel als nicht gegen die Religion, sondern als gegen die Form gerichtet an, in welcher sie dargebracht wird. Er erkennt aus vollem Herzen den segensreichen und heilvollen Einfluß des Christenthums an, aber er zweifelt doch sehr, ob es die Glaubenslehre, das Dogma, war, welche diesen Segen schufen. Er beklagt auf das Tiefste, daß man um der Glaubenssätze willen, an die ja doch kein menschliches Begriffsvermögen heranreiche, eine ungezählte Reihe von Jahrhunderten hindurch die Welt verheert habe. Wie hat man sich den Glaubenssätzen gegenüber zu stellen? Erst in der dritten Bearbeitung (Seite 352) erklärt Moltke: „Trotz aller Zweifel der Vernunft sollen wir ihn (den Glauben) aufnehmen, wie wir der Versicherung eines Freundes trauen, ohne sie zu prüfen.“ Moltke hat dann Bedenken getragen, den Satz in solcher Unbedingtheit festzuhalten. Er hat ihn im Sinne geistiger Freiheit umgestaltet und erweitert: in der vierten Bearbeitung heißt es: „Wir können die Glaubenssätze hinnehmen, wie man die Versicherungen eines treuen Freundes hinnimmt, ohne sie zu prüfen, aber der Kern aller Religionen ist die Moral, welche sie lehren, am reinsten und erschöpfendsten die christliche.“ Die weiteren Ausführungen bewegen sich vorwiegend um die Moral, mit der die Vernunft nirgends im Widerspruch stehe. Aller-

*) Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten des Feldmarschalls Grafen Helmuth von Moltke. Erster Band. Zur Lebensgeschichte. Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn.

Digitized by Google

dings kommt dann für Wollen und Handeln noch ganz besonders die herrschende Seele, die Seele des Empfindens in Betracht, die ihren Rathgeber in dem Gewissen als unbestechlichen und unfehlbaren Richter findet. Das Gewissen predigt die Moral bei allen Völkern, auch den nichtchristlichen, überall stimmen die Grundbegriffe über Gutes und Böses überein; überall wird Treubruch und Lüge, Verrath und Undank für schlecht anerkannt, überall das Band zwischen Eltern, Kindern und Verwandten als heilig angesehen. In dem Allen gemeinsamen Gefühl für Recht und Unrecht sieht Moltke den überzeugendsten Beweis für das Dasein Gottes, wie er andererseits in den tausend Fäden von Liebe und Freundschaft, die uns mit Gegenwart und Vergangenheit verbinden, eine Gewähr dafür sieht, daß nicht Alles mit dem Tode aus sein kann, daß dies Erdenleben, das uns, ohne unser Zuthun gegeben und auferlegt ward, nicht ein letzter Zweck ist und die Menschheit eine höhere Bestimmung haben muß als etwa den Kreislauf dieses traurigen Lebens immer zu erneuern. Die starke Betonung der Moral als „den Kern aller Religionen," die Liebe zu den Mitmenschen, als die reinste Bethätigung der Liebe zu Gott, jenem unsichtbaren und völlig unfaßbaren Wesen, welches uns Freude und Glück, aber auch Entbehrung und Schmerz bereitet, endlich der unbedingte Glaube an die Unsterblichkeit der Seele — das ist das Bekenntniß, das Moltke im Oktober 1890, in demselben Monat, in dem er sein neunzigstes Lebensjahr vollendete, nach reiflichster Prüfung niederschrieb, aus tiefstem Herzensbedürfniß heraus, getragen von jener Glaubenssehnsucht, die ihn über alle Zweifel hinweg brachte, welche sich an die Räthsel des Daseins knüpfen. Nicht als Philosoph ist Moltke an diese Fragen herangetreten, wie wir denn in der gesammten Ueberlieferung, die sich immer reichhaltiger gestaltet hat, nichts finden, was darauf hindeutet, daß Moltke sich mit philosophischen Studien beschäftigt hat, wie das beispielsweise bei dem Fürsten Bismarck der Fall war, der als junger Mann seinen Spinoza eifrig studirt hat. Moltke's Trostgedanken legen Zeugniß dafür ab, daß er die Geistesfreiheit hochhielt, daß er, wie sich selbst, so jedem Anderen das Recht zugestanden, in diesen höchsten, die Menschheit bewegenden Fragen nach selbständiger, gewissenhafter Prüfung seine Stellung so zu nehmen, daß er sein inneres Genügen dabei fand. Für die große Gemeinschaft der Menschen aber wollte er die Glaubenssätze mit ihren Controversen zurückgestellt haben zu Gunsten der christlichen Moral, aber auch bei dieser sollte nicht die Form, sondern der reine, tief erfaßte Inhalt die Hauptsache sein; für ihn gab es keine trockene Moral, sie war ihm das lautere, Alles durchdringende Lebenswasser und so sollten die Diener des göttlichen Wortes sie aller Welt zugänglich machen; aber er fürchtete, „daß der Eiferer auf der Kanzel, welcher überreden will, wo er nicht überzeugen kann, die Christen aus der Kirche hinauspredigt." Es ist charakteristisch und stimmt ganz zu dem Bilde, das wir aus den „Trostgedanken" über Moltke's religiöse Stellung uns gebildet haben, daß er seine Enkelnichte, Leonore von Moltke, dem protestantenvereinlichen Pastor Dreydorff in Leipzig, dessen Richtung er seit Jahren kannte, zur Vorbereitung für die Confirmation übergeben hat.*)

Wir können uns nicht versagen, hier auf die Besprechungen hinzuweisen, zu denen Moltke's Trostgedanken in der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 29. April d. J. Veranlassung gaben. In der Debatte über den Etat des neuen Ministerpräsidenten kam die Rede auf die Frage des Volksschulgesetzes. Von national-liberaler Seite wurden dabei namentlich die Ausführungen Stöcker's zurückgewiesen, daß Sozialdemokratie und Atheismus nur durch ein streng bekenntnißmäßiges Christenthum bekämpft werden könnten. Es wurde hervorgehoben, daß eine ganze Reihe von Dogmen auch von vielen Menschen nicht geglaubt werden können, welche auf dem Boden des Christenthums ständen, eine Ueberzeugung, die bis in die conservativen Reihen hineinreiche, kein besseres Beispiel dafür als die schönen Worte Moltke's, die dann zur Verlesung gelangten. Gegen den aus diesen Worten gezogenen Schluß, daß auch Moltke auf dem freien Boden stehe, den die streng Orthodoxen so gern aus dem Christenthum verbannen möchten, wurde kein wesentlicher Einwurf laut. Ein klerikaler Redner suchte nun über die Sache hinwegzukommen, indem er meinte, Moltke sei wohl einer der größten Strategen aller Zeiten, einer der größten Männer unserer Zeit gewesen, aber man könne ihn doch nicht als „christlichen Kirchenvater" hinstellen. Der conservative Redner erklärte: Man habe die Manen des Grafen Moltke gegen sie heraufbeschworen, er meine, es liege nicht im Sinne des Schweigers, daß man das, was er in seinem Kämmerlein sich innerlich abgerungen, an die Oeffentlichkeit ziehe. Der Glaube sei nach evangelischen Begriffen Gnadensache, und er könne nicht annehmen, daß Graf Moltke nicht zu diesem Glauben durchgedrungen sei, und daß er nicht mehr verdiene zu den Conservativen zu gehören. Er (Redner) sei fest überzeugt, er würde ebenso für die confessionelle Volksschule eingetreten sein, wie diese. — Wir wollen und können das nicht direct bestreiten, indessen um diese Frage handelt es sich gar nicht. Wir haben vor Allem auf die Thatsache hinzuweisen, daß sich die hochmüthige Ketzerrichterei und Verdammung, die solchen Anschauungen gegenüber, wie sie in den Trostgedanken Moltke's ausgesprochen, stets sehr rasch und unerbittlich bei der Hand war, sich an diesen Mann nicht heranwagte. Was Moltke über die Moral als den Kern aller Religionen, was er über das Gewissen als den obersten Richter, was er über den Glauben und seine Sätze gesagt, war ja an und für sich nichts Neues; ungezählte Tausende dachten und empfanden wie er. Daß es aber von einem so untadelig guten und frommen Mann am Spätabend des Lebens gesagt und laut bekannt wurde, das richtete ein neues Bollwerk auf gegen den fanatischen Eifer jener Hyperorthodoxen, die sich allein im Besitz der Wahrheit wähnen und alle Andersgläubigen zurückweisen. So sind Moltke's Trostgedanken eine Erquickung und ein Trost für zahllose seiner Volksgenossen geworden.

Auch der übrige Inhalt des ersten Bandes ist von hervorragendem Interesse. Er enthält das Wichtigste, was der Familie an schriftlichem Material zur Verfügung stand, eigene Aufzeichnungen werden ergänzt aus dem Wissen der Personen, die dem Feldmarschall nahe gestanden haben. So erscheint denn der Inhalt keineswegs wie aus einem Gusse und doch unendlich reich; ein großer Theil von Moltke's Leben, von den Kadettenjahren bis zum 90. Geburtstage und dann bis zum Tage seines Todes zieht an uns vorüber; auch der einzige Versuch auf belletristischem Gebiet, die Novelle „Die Freunde" wird mitgetheilt. In allen Abschnitten seines Lebens und überall, wo er sich bewegt, im Felde, auf der Reise, in der Zurückgezogenheit des Landlebens, in der Familie erscheint er uns als derselbe, bei seiner unvergleichlich pflichttreuen, jedoch anspruchslosen Tüchtigkeit, mit seinem warmen Herzen und dem scharfen Blick für Alles, was um ihn herum vorging; so scharf er beobachtete und urtheilte, so lebte doch in ihm eine schöne Begeisterung für Dichtkunst und Musik, noch am letzten Abend seines Lebens hat er den Klängen des Flügels gelauscht und mitten im Genuß der Musik befiel ihn die tödtliche Schwäche. Wie herzerquickend wird uns sein Verhältniß zur Gattin geschildert und wie nahe standen ihm, dem Kinderlosen, die Kinder der Verwandten, unter denen er stundenlang saß. Ein wie trefflicher Sohn er war, haben wir aus dem Briefwechsel mit der Mutter gesehen, aber auch dem Herzen des Vaters stand er sehr nahe, und trotzdem dieser sich der vergötterten Mutter nicht so gegenüber gestellt hatte, wie die Kinder wünschten, so hat Moltke doch seine Sohnespflicht in vollstem Maße erfüllt. Das bezeugt ihm der Vater selbst, wenn er in seinen Aufzeichnungen, die im Jahre 1840 niedergeschrieben sind, der Geburt seines Sohnes Helmuth mit den Worten gedenkt: „Damals ahnte ich nicht, daß ich es noch nach 40 Jahren erleben würde, daß dieser Sohn meine Freude, mein Stolz und mein Wohlthäter werden würde, und daß diesem Kinde ein so seltener Lebenslauf bestimmt war, in welchem ihm so viele Gefahren gedroht haben."

*) Nationalzeitung Nr. 320, erstes Beiblatt, Nr. 331 Abendausgabe, Hauptblatt.

Digitized by Google

Moltke war damals Hauptmann im Generalstabe und hatte die Jahre in der Türkei hinter sich, aus denen uns ein charakteristisches Zeugniß seines damaligen Chefs Mehmet Hafisz überliefert ist. Der türkische General bezeugte dem preußischen Offizier, was dessen Vorgesetze vor wie nach jener Zeit einmüthig von ihm bekundet haben. „Er hat seine Pflicht als ein treuer und tapferer Mann von Anfang seiner Aufträge an bis zu diesem Augenblick gethan und sich seiner Aufträge in vollkommenster Weise entledigt.“ Rührend ist die Dankbarkeit, mit der Kaiser Wilhelm an Moltke hing; der greise Kaiser ließ keine Gelegenheit vorübergehen, ohne dafür Zeugniß abzulegen. An Moltke's 75. Geburtstag, 26. October 1875, dem Enthüllungstage des Steindenkmals schrieb er ihm: „Ihr Name, sowie der des Staatsministers von Stein stehen auf immer in der Weltgeschichte verzeichnet. So wie Sie mir denkend und rathend in den letzten Kriegen zur Seite standen, so stand der Freiherr von Stein meinem in Gott ruhenden Könige und Vater zur Seite, als es galt, das niedergeworfene Preußen auf neuen, zeitgemäßen Grundfesten wieder aufzurichten. Was Sie Beide in Ihren Sphären erreichten, bedarf keiner Worte.“ — Und noch wärmer und herzlicher lauten die Worte, die Kaiser Wilhelm I. an seinem 90. Geburtstag an den Feldmarschall richtete: „Es ist Mir ein tiefempfundenes Herzensbedürfniß, Ihnen auszusprechen, daß ich wohl nicht 90 Jahre alt geworden wäre, wenn Sie nicht so manche Sorge in schwerer Zeit von Meinem Herzen genommen hätten und wenn mit Ihrem Rath und mit Ihrer Hülfe die Fahnen Meiner Armee nicht mit dem Ruhm und den Ehren geschmückt worden wären, die Meine Lebenskraft erstarkt und Meine Lebensfreudigkeit erhalten haben.“ Diese Dankbarkeit und Bewunderung, welcher das Haupt der Nation so schönen und beredten Ausdruck gab — sie wurde getheilt in allen Kreisen der Nation, und wahrlich, sie ist nie besser verdient gewesen.

Ein neuer Heilsroman.

(Mackay's „Anarchisten.“)

Von Arno Holz.

Max Stirner ist groß und John Henry Mackay sein Prophet. Das ist eine alte Geschichte und die neue Religion — der Anarchismus.

Nachdem „freundliche Stimmen“, der Ausdruck stammt von John Henry Mackay selbst, bereits so liebenswürdig waren, ihn als den „ersten Sänger der Anarchie“ zu begrüßen, ist er jetzt auch zugleich ihr erster Romancier geworden, und vor mir, in sehr schöner Ausstattung, liegt sein betreffendes Beweisstück, ein 370 Seiten starker Großoctavband, betitelt: „Die Anarchisten, Culturgemälde aus dem Ende des XIX. Jahrhunderts.“*)

Ich habe seine Lectüre eben beendet. Aber ich gestehe gleich, ich brauchte mehrere Abende zu ihr, denn sie langweilte mich schrecklich. Zufällig, in einem kleinen sozialistischen Wurstblättchen, war ich kurz vorher auf eine Notiz gestoßen, der zufolge ich mir über das Buch eine ganz verkehrte Vorstellung gebildet hatte. Man brauchte, stand dort zu lesen, mit Mackay's Anschauungen über die Befreiung des Proletariats nicht einverstanden sein, der Referent war es auch nicht, aber sein Zeitbild, hieß es, müsse jeden erschüttern und begeistern. Das gefiel mir. Das machte mich neugierig, und ich ging daher an das Werk mit Vergnügen. Nur muß ich bedauern, daß sein Studium mir auf fast jeder Seite genau die entgegengesetzte Impression lieferte. Wer mich die ganze Arbeit durch nie zu einem Genuß kommen ließ, wer fortwährend auch die bescheidenste Freude an ihm regelmäßig mit kalt Wasser begoß, war nicht sowohl Mackay, der Denker — notabene natürlich vorausgesetzt, daß man diese Bezeichnung einem Intellect gegenüber, dessen ganze Originalität nur in der individuellen Rückspiegelung einer ihr fremden, voraufgegangenen besteht, überhaupt zulässig findet — als vielmehr Mackay, der Dichter. Denn es scheint wirklich, daß er sich mit seinen „Anarchisten“ für einen solchen hält. Er fordert ausdrücklich in seiner Einleitung, daß man sein Werk als Kunstwerk würdigen solle. Freilich scheint er sich, frei nach Balzac, der ein „Doctor der Soziologie“ war, außerdem auch noch für eine Art Doctor der Anarchie zu halten, denn er spricht von seinem Buch auch noch als von einer „Arbeit des betrachtenden Forschers.“ Dann heißt es weiter: „Nicht jede Seite der Frage konnte ich erschöpfen, meist war es mir nicht vergönnt, mehr zu geben, als die Schlußsätze oft langer Gedankenreihen. Die völlige Unvereinbarkeit anarchistischer und communistischer Weltanschauung, die Zwecklosigkeit und Schädlichkeit gewaltsamer Tactik, sowie die Unmöglichkeit irgend einer „Lösung der sozialen Frage“, durch den Staat wenigstens, hoffe ich bewiesen zu haben.“ Nun frage ich jeden, der sein Leben nicht gerade damit zugebracht, Steine zu klopfen: seit wann, um so etwas beweisen zu wollen, schafft man Kunstwerke? Beweist die Venus von Milo etwas? Oder die sixtinische Madonna? Ich sollte doch meinen, entweder — oder! Entweder Euklid sein und Lehrsätze stipuliren, oder Sophokles und Tragödien schreiben! Aber beides zugleich und in einem Athemzuge? Das scheint mir ein bischen viel. Mithin, es kommt mir so vor, als wäre sich der Verfasser schon von vornherein nicht ganz klar gewesen über sein Wollen. Kein Wunder, daß dementsprechend sein Können ausgefallen.

Von einem Geschmack, dem man eine allzu reichliche Nüancirung gerade nicht zum Vorwurf machen kann, zeugen bereits, rein äußerlich, die zehn Kapitelüberschriften seines Buches: Im Herzen der Weltstadt — Die elfte Stunde — Die Arbeitslosen — Carrad Auban — Die Kämpfer der Freiheit — Das Reich des Hungers ꝛc. ꝛc.! Kann man heute wirklich so etwas noch lesen, ohne sofort an „die unsichtbaren Rächer oder die blutige Thräne in der Hutschachtel“ und Aehnliches erinnert zu werden? Ich kann mir das gar nicht denken! Eine Inhaltsangabe zusammenzustellen, habe ich mich leider vergeblich bemüht. Mackay behauptet zwar extra, er habe seine Gestalten nach Modell gezeichnet, aber ich habe Gestalten in seinem Werk überhaupt nicht zu erblicken vermocht. Nicht Menschen sind es, die er uns da auf die Beine stellt, sondern nur die üblichen Antithesenautomaten. So oft sie sich bewegen, hört man ihre Gelenke knacken, und was sie sprechen, sind Leitartikel.

Unglück, wie mit den Figuren seines „Gemäldes“, hat Mackay auch mit seinem Hintergrund gehabt. Er soll London darstellen. Aber ich will mich verpflichten, ernsthaft verpflichten, seine ganzen Schilderungen Zeile für Zeile noch ein Mal zu lesen, wenn ich auch nur eine Farbe gesehen habe, eine Linie. Und das muß man über sich ergehen lassen nach Zola! Von den Goncourts und Flaubert schon vollends zu schweigen. Dazu das Ganze in einer Sprache, grau wie eine Sackleinwand und trivial wie ein abgetretener Hacken. Man höre z. B. nur und staune, wie der Autor seine beiden Helden einführt. Natürlich der eine, A, Anarchist und der andere, B, Communist, woraus sich dann als Schlußsatz das „was zu beweisen war“ am Ende ganz von selbst ergibt. „An diesem Abend (notabene an dem bekannten, »naßkalten« Londoner Octoberabend) suchte sich durch wirre, enge und fast leere Gassen ein Mann aus der Richtung von Waterloo-Station her nach der Eisenbahnbrücke von Charing Croß seinen Weg.“ Und dann, nachdem es in diesem angenehmen Räuberromanstil zwanzig Seiten so weiter gegangen ist, plötzlich nach derselben Methode aus der anderen Ecke her: „Um dieselbe Stunde — die neunte war nicht mehr fern — kam von Osten aus der Richtung von Drury Lane her auf Wardour Street zu mit der unsicheren Schnelligkeit des Ganges, welche verräth, daß man sich in einer fremden und unbekannten Gegend befindet und doch (!' gern schnell ein bestimmtes Ziel erreichen möchte, ein Mann von etwa vierzig Jahren in der unauffälligen Kleidung eines Arbeiters, welche sich in London nur durch die Einfachheit von der des Bürgers unterscheidet.“ . . . „Auban!“ „Otto!“ . . . Und mit

*) Zürich, J. Schabelitz.

Digitized by Google

solchem Jargon glaubt Mackay überhaupt noch zur „Literatur" zu gehören? Ich verstehe das nicht! Mir scheint, der erste Sänger der Anarchie ist dies Mal in den Ansprüchen, die er an sich stellt, denn doch zu bescheiden gewesen. . .

Wie ich neulich las, wurde in einer der vielen „Freien literarischen Gesellschaften" in Berlin ein Vortrag über ihn gehalten, der ihn den Hörern nicht nur als „Dichter" näher bringen sollte, sondern auch als „Politiker." Es freut mich, daß nachdem ich die Enttäuschung, die der Erste mir bereitet, nicht recht verschleiern durfte, ich meine Sympathien wenigstens dem Zweiten nicht ganz zu versagen brauche. Wäre sein Roman nur eine Broschüre, sie würde vorzüglich sein. „Auf keinem Gebiet des sozialen Lebens," bemerkt er bereits in der Einleitung, „herrscht heute eine heillosere Verworrenheit, eine naivere Oberflächlichkeit, eine gefahrdrohendere Unkenntniß, als auf dem des Anarchismus. Die Aussprache des Wortes ist wie das Schwenken eines rothen Tuches — in blinder Wuth stürzen die Meisten auf dasselbe los, ohne sich Zeit zu ruhiger Prüfung und Ueberlegung zu lassen. Sie werden auch dieses Werk zerfetzen, ohne es verstanden zu haben. Mich werden ihre Stöße nicht treffen." Bravo! Mit Recht ist er darüber empört, daß das Wort Anarchist nachgerade bereits gleichbedeutend mit Meuchelmörder geworden ist. Es ist sicher nicht minder bornirt, hinter jedem Verfechter der „Autonomie des Individuums" gleich einen Ravachol zu wittern, als es bornirt wäre, jeden Katholiken gleich eine Bestie in Menschengestalt zu schimpfen, weil es einmal einen Thomas de Torquemada gegeben!

Nur in einem Punkte begreife ich Mackay nicht ganz. Nämlich, daß er die „völlige Unvereinbarkeit anarchistischer und communistischer Weltanschauung" überhaupt noch erst „beweisen" zu müssen glaubte. Schon vor einer ganzen Reihe von Jahren wetterte Liebknecht: „Man wirft uns in einen Topf mit den Anarchisten und sagt, die sogenannte parlamentarische Sozialdemokratie habe zwar direct nichts mit den Anarchisten zu thun; aber geleugnet könne doch nicht werden, daß die beiden Richtungen aus gemeinsamen Anschauungen hervorgingen. Das ist vollständig falsch! Der Anarchismus ist in jeder Beziehung das genaue Gegentheil des Sozialismus." Ei freilich! Nur, sollen diese Confusionsräthe wirklich immer noch nicht ausgestorben sein? Indessen, das muß Mackay besser wissen! Seine Stammbuchverse, die er in das Album der Sozialdemokratie schreibt, lassen in Folge dessen an Erfreulichkeit nichts zu wünschen übrig. „Er sah die ungeheure Zerrissenheit dieser Bewegung. Er sah, daß sich hier Ehrgeiz, Neid, Haß und die triviale Gemeinheit mit demselben Pompe des Idealismus: den Wortgewändern der Brüderlichkeit, Gerechtigkeit und Freiheit, umgab, wie bei allen anderen Parteien unseres öffentlichen Lebens." Oder noch besser: „Ich fange an, dieses Volk zu hassen. Es ist wie ein Moloch, der seine Arme geöffnet hat und nun Opfer um Opfer verschlingt. Dieses große Kind, das so lange mit Ruthen gezüchtigt wurde, wird plötzlich verhätschelt bis zur Lächerlichkeit. Es wird mannbar und erstaunt über die Kraft seiner eigenen Glieder. Wenn es sich derselben ganz bewußt geworden sein wird, wird es Alles zertrampeln, was ihm unter die Füße kommt. Es hat der Gewalt bereits all' ihre Attitüden abgelauscht: die lächerliche Unfehlbarkeit, den dünkelhaften Hochmuth, die bornirte Selbstgefälligkeit. Ich sage Ihnen, Auban, die Zeit ist nicht mehr fern, wo es für jeden stolzen, freien und unabhängigen Geist eine Unmöglichkeit sein wird, sich noch Sozialist zu nennen, da man ihn sonst in eine Linie stellen könnte mit jenen elenden Kriechern und Erfolgsanbetern, die jetzt schon vor jedem Arbeiter auf den Knien liegen und ihm den Schmutz von den Fingern lecken, nur weil er ein Arbeiter ist." Nicht wahr? An solchen Stellen, meine ich, klappt's nicht nur, da klingt's auch. Nur eben schade, jammerschade, daß sie so oasenhaft einzeln sind.

Ich stimme Mackay zu, fast überall, wo er sich damit begnügt, nur negativ zu sein. Aber ich opponire, sobald er wieder positiv wird. Der Sozialismus, so lautet seine Ueberzeugung, war die letzte Universaldummheit der Menschen. Ich behaupte, dasselbe Verdict wird einst auch über den Anarchismus gefällt werden. Auch er ruht eben auf einem Dogma, das noch nicht bewiesen ist. Nämlich auf der „Wahrheit", ich brauche Mackay's eigene Worte, „daß die Interessen der Menschen sich nicht feindlich gegenüber stehen, sondern daß sie sich harmonisch vereinen, wenn ihnen nur der freie Spielraum zu ihrer Entfaltung nicht genommen oder geschmälert wird." Mithin, nothwendig daraus resultirend als „ideale Forderung", ich brauche abermals Mackay's Worte selbst, Beseitigung des „grauenhaften Unterschieds in der Vertheilung der Waffen, von dem die Natur nichts weiß, wenn sie uns auf den Kampfplatz des Lebens stellt . . . Die künstlich geschaffenen Begriffe der Stärke und Schwäche müssen verschwinden . . . Die freie Concurrenz, der Kampf Aller gegen Alle beginnen." Ja, befinden wir uns denn nicht bereits in ihm, seit wir überhaupt denken können? Haben die sogenannten künstlich geschaffenen Begriffe der Stärke und Schwäche von heute in ihren realen Untergrund-Thatsachen nicht schon bestanden von Urbeginn an? Sind die als grauenhaft auch von uns zugegebenen Unterschiede in der Vertheilung der Waffen, von denen die Natur jetzt angeblich nichts mehr wissen soll, wenn sie uns auf den Kampfplatz des Lebens stellt, nicht schon geschäftliche Usance bei ihr gewesen, noch ehe sie sich überhaupt die Mühe gegeben, uns Menschen in die Welt zu setzen? Am Grabenrand steht ein Unkraut. Es producirt zehntausend Samenkörnchen. Nur fünf trägt der Wind auf geeigneten Boden. Die übrigen verdorren. Ist das nicht auch schon eine „Vertheilung der Waffen", die „grauenhaft" ist?

Nein! Auch der Anarchismus ist nur ein schöner Traum. Genau wie der Sozialismus und überhaupt alle derartigen Ismen. Auch er ist nur ein Glaube. Und selbst einen Augenblick lang angenommen, mein Kopf ließe sich von ihm überrumpeln, meinem Herzen, was würde er bieten? Ein Paradies, in das, allenfalls, die Enkel meiner Urenkel kommen! Offen gestanden, aber da war mir das alte denn doch lieber. In das kam ich, wenn ich gestorben war, doch wenigstens selbst hinein!

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Im Blüthenkranz deutscher Dichter.

Von Ludwig Stave.

Nach Polykrates hat wohl kein Mensch wieder so vergnügt auf dem Balkon seiner Villa gestanden, als der Herr Rentier Bernhard Meyer in Saburg am 30. September 1891. Und er hatte auch wirklich allen Grund dazu. Schon vor Jahren konnte er das vom Vater ererbte einträgliche Spezereigeschäft seinem Sohne anvertrauen und als „Rentier von seinen Zinsen" nach Saburg übersiedeln, wo er sich ein geschmackvolles Landhäuschen baute und ein wahres Götterleben begann. Frau und Tochter sorgten für den Comfort seines Daseins, und er selbst pflichtete ganz dem modernen Römer bei, der da meinte, es sei dolce, nichts zu thun, wogegen bekanntlich dessen klassischer Ahn der Ansicht huldigte, es sei dulce, für's Vaterland zu sterben.

Glücklich der Mann, der nach einem thatenreichen Leben früher oder später einmal sein Saburg findet! Cicero fand es in der Nähe von Frascati, Gustav Freytag in Siebleben und Kaiser Diocletian zu Salona in Dalmatien. Letzterer pflanzte dort, wie alle Welt weiß, seinen Kohl, aber da derartige Plantagen bedauerlicher Weise immer mit vielen mühseligen Kniebeugen und ähnlichen gymnastischen Kunststücken verknüpft sind, die Herr Meyer seinem Schmerbauch nicht gut zumuthen konnte, so schrieb dieser den Kohl lieber auf zahlreiche Bogen Conceptpapieres und gab das fertige Manuscript der Buchhandlung von Schulze und

Digitized by Google

Müller in Leipzig in Commission. Die Firma besorgte die Sache auf das Prompteste, und binnen Kurzem erhielt Herr Meyer, nachdem er sich von einigen Kassenscheinen getrennt hatte, fünfhundert Exemplare seines unsterblichen Werkes in höchst eleganter Ausstattung.

Bald waren sämmtliche Einwohner von Saburg, die das fünfzehnte Lebensjahr überschritten hatten, mit Meyer's tragischem Heldengedicht: „Kaiser Max von Mexiko" versehen, und jedem schrieb der Dichter eine eigenhändige Dedication auf das Titelblatt.

Nun lebte aber in diesem idyllisch gelegenen Städtchen ein Mann der hinter einem solchen Beweise uneigennütziger Gutheit auch nicht zurückbleiben wollte und zum Dank für die Gratis-Bereicherung seiner Bibliothek im Rathskeller des Abends den Cumpanen Partieen aus Meyers Opus in kunstgerechtem Vortrage zu Gehör brachte. Diese Recitation war thatsächlich von erschütternder Wirkung — durch das oberförsterliche Gelächter lösten sich nicht unbedeutende Gypsstücke vom Plafond. Trotzdem trat der Wirth nach aufgehobener Sitzung an den Vorleser heran und sagte leise: „Herr Doctor, wenn Sie jeden Freitag aus dem Buche etwas zum Besten geben, sollen Sie den ganzen Winter über freie Zeche bei mir haben."

Leider ging Dr. Famoser auf diesen Vorschlag nicht ein. Er war Junggeselle, niemand wußte so recht, was er früher eigentlich getrieben hatte, ehe er sein Altentheil in Saburg nahm — man vermuthete, er sei an einer Zeitung gewesen oder auf irgend einer Bibliothek. Seine Gesellschaft wurde jedoch sehr gesucht und sämmtliche Witze höheren Stils, über welche die Saburger lachten, ließen sich auf Dr. Famoser zurückführen. Es war deshalb fast der gesammten Bevölkerung schon zur Gewohnheit geworden, sich an jedem neuen Morgen danach zu erkundigen, was die Herren am Abend vorher im Rathskeller angestellt hätten.

Auf diesem Wege kam es denn auch dem guten Rentier Meyer zu Ohren, welch' ein Rhapsode ihm im Dr. Famoser erstanden sei. Das war zu viel für des Dichters edle Seele — zu lachen, öffentlich zu lachen über seinen Kaiser Max! Er hatte nie einen Feind gehabt, jetzt aber wollte er sich auch diesen Luxus erlauben und nahm sich vor, fortan den Dr. Famoser zu hassen. Er erwiderte dessen freundlichen Gruß auf der Straße nicht mehr, er verließ mit Ostentation den Biergarten, sobald Famoser über die Schwelle schritt, ja er verbreitete im Geheimen, es sei Grund vorhanden zu der Annahme, daß in Dr. Famoser ein verkappter Sozialdemokrat und Untermineur aller Autorität umherlaufe. Und jedes Mal, wenn er in der Zeitung von Anarchisten oder Dynamit las, erging er sich in vieldeutigen Exclamationen: „Ja, ja, wenn man alles wüßte! Wenn man nur energisch nachforschen würde! Man könnte selbst in einem so kleinen Städtchen wie Saburg ganz erstaunliche Entdeckungen machen!"

Indessen sollte dem gekränkten Poeten auch eine Anerkennung zu Theil werden: Er kam in den Kürschner, und in der neuesten Auflage dieses berühmten Literatur-Kalenders konnte man klar und deutlich unter M. lesen:

Meyer, Bernhard. Epiker, Rentier. Saburg a/d. Knatter, Villa Sängersruh. (Pündemünde 2. II. 37.)

B. Kaiser Max von Mexiko. 90.

Ja, da stand's schwarz auf weiß, er war einer von den 25,000 lebenden Unsterblichen der deutschen Nation!

Und nicht genug damit — kurze Zeit nach Erscheinen des verdienstvollen Almanachs erhielt unser Dichter durch die Post ein offenes, mit einer 3 Pfennigmarke frankirtes Couvert, dem er einen feinen Bogen Velinpapiers entfaltete, auf welchem Folgendes in eleganten Lettern gedruckt stand:

Berlin, Datum des Poststempels.

Sehr geehrter Herr!

Gestatten Sie mir, Ihnen hierdurch mitzutheilen, daß ich das in meinem Verlage erschienene Schriftstellerbild (Paul Heyse, Adolf Wilbrandt, Gustav Freytag ꝛc.) unter dem Titel:

„Ein Blüthenkranz deutscher Dichter"

erweitere, und bitte ich Sie, mir zu diesem Zwecke Ihr werthes Portrait einzusenden, damit dasselbe dem neuen Kunstblatt eingereiht werden kann.

Da jedes strebsame Talent das Recht auf Anerkennung hat, so glaube ich mit diesem Unternehmen, das auf ebenso künstlerischer wie solider Basis beruht, manchem Herrn der Feder eine Freude zu bereiten.

Der Beitrag zu den nicht geringen Herstellungskosten beträgt Mk. 10.—, wofür Sie Ende nächsten Monats fünf Exemplare des neuen Kunstblattes franco per Post erhalten. Mk. 5.— wären bei Einsendung Ihres werthen Portraits und Mk. 5.— bei Ueberlieferung der fünf Bilder zu entrichten.

Hochachtungsvoll

Raphael Maximus.

Meyer war sprachlos! Er — Meyer, auf demselben Bilde mit Freytag, Wilbrandt, Heyse, sein Jahrhundert in die Schranken fordernd — das war einfach groß, das war erhaben! Und dies Alles für lumpige zehn Mark?! „Sofort eine Postanweisung! Die Summe schicken wir gleich „voll und ganz" ein!"

Nun begann eine Zeit ungeduldigen Harrens für den strebsamen Mann. Hatte er bisher daheim auf seinem Lehnstuhl still gewartet, bis der Postbote ihm die eingelaufenen Sachen brachte, so erschien er jetzt regelmäßig eine halbe Stunde vor Ankunft der Post auf dem Saburger Bureau und hielt dort den sehr liebenswürdigen jungen Beamten durch tiefsinnige Betrachtungen über Wetter und Politik von seinen nothwendigsten Functionen ab. Langte dann das ersehnte Packet immer und immer noch nicht an, so tröstete er sich mit der Aussicht auf den kommenden Tag und ließ sich vorläufig von dem Glaser des Ortes alle möglichen Rahmenleisten zeigen, ohne jedoch in dessen Collection etwas Passendes finden zu können. Der Mann mußte neue Muster bestellen, und endlich gelang es, den Dichter zu befriedigen: er wählte einen cannelirten Stab, um den sich ein Lorbeergewinde schlang.

„Herr Meyer, ein Packet aus Berlin! Fünf Pfennig Bestellgebühr!"

Nun aber!

So schnell war Meyer, seitdem er dem heiligen Orden der Rentiers angehörte, noch nie gelaufen. Er konnte vor Aufregung gar nicht sein Taschenmesser aufklappen, und erst mit Hülfe von Frau und Tochter war es ihm möglich, die verschiedenen Enveloppen von dem Bilde zu entfernen. Und da — da stand er leibhaftig vor ihm, der ganze deutsche Parnaß — und hier, rechts in der Ecke —

Großer Gott!

Genau in der Pose, die Rietschel's Schiller und Goethe auf dem Theaterplatz in Weimar einnehmen, sah man hier den guten, dicken Meyer mit seinem Todfeinde, dem hageren Famoser den gemeinschaftlichen Kranz halten.

Das war zu viel!

Fluchend warf Meyer die unseligen Schildereien in die schärfste Zimmerecke und sich selbst mit dem aufrichtigsten Bemühen, seinen feisten Zügen die Miene eines edlen Dulders anzuquälen, in die Arme seines vielgetreuen Lehnstuhls.

Unterdessen war Frau Meyer, weniger empfänglich für das ideale Leid ihres Gatten, an das Fenster getreten und hatte von dort aus wahrgenommen, wie die ganze männliche Bevölkerung Saburgs in hellen Haufen zum gegenüberliegenden Rathskeller strömte. Neugierig wie sie war, entsandte sie ihre Magd, um Aufschluß über dies seltsame Vorkommniß zu erlangen.

Als die Küchenfee zurückkehrte, wollte sie sich vor Lachen ausschütten.

„Sie hängen gerade 'n Bild uff in der Gaststube. Der Doctor hat's geschenkt, mit 'nem dicken goldenen Rahmen und mit 'ner Inschrift. Und druff is — hi, hi, hi — unser Herr und der Doctor Famoser, eingeölt, Arm in Arm — hi, hi, hi!"

Meyers brachen ihre Zelte ab. Die Villa Sängersruh steht zum Verkauf. Reflectanten wollen sich wenden an den Bürgermeister von Saburg.

Digitized by Google

Aus der Hauptstadt.

15 Procent unter Pari.

Die Bühnenpaschas der Residenz erwarten mit steigender Sehnsucht die gagenlose Ferienzeit, citiren ihnen ihre Kassirer und ihre Claquechefs doch Tag um Tag Mosis' ernstes Wort: Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei. Seit Wochen schon sieht man die wohlbeleibten Frauen und Töchter unserer haute finance, die einzigen zahlungsfähigen Stützen der dramatischen Literatur, nicht mehr im Theater, es ist ihnen zu heiß drinnen und zu eng auf den schmalen Klappsitzen; außerdem mangelt es seit längerer Zeit bedenklich an Novitäten, und kein anständiger Mensch geht noch nach der dritten Wiederholung in ein Stück. Gemächlich packen ihre Koffer und combiniren Rundreisebillets, um sich in den Alpen herum zu drücken, Leute, die während des bösen Polkejahres ein ganz anderes Alpdrücken spürten, die inländische Kurszettel nicht mehr, nur noch ausländische Kursbücher studirten (Solotouristenfahrt in's Morgenland, via Brindisi) und deren sechste Bitte im Vaterunser mit einer kleinen Variante lautete: Führe uns nicht in Untersuchung!

Herrn Polke sah man schon seit längerer Zeit nicht mehr an der Börse. Klärlicher Weise herrschte in den Kreisen seiner Freunde eine hochgradige Erregtheit über die Obstructionspolitik des beliebten Mannes, und die Börsenjournalisten, die sich Freitags oder Sonnabends bei befreundeten Handlungscommis den Stoff für ihre „aus gewissenhafter Beobachtung geschöpften" Wochenberichte holen, werden von ihren Protectoren demnächst ehrenwortlich verpflichtet werden, der allgemeinen Mißstimmung kräftigen Ausdruck zu verleihen, bei Strafe des Verlustes sämmtlicher Subventionen ꝛc. In einem Börsenblatte las ich denn auch bereits, daß Polke's Arbeitskraft dem Vaterlande in vollem Umfange erhalten bleiben, nicht etwa dem gierig zuwartenden Ausland zu Gute kommen wird, und daß er wohl nur der kommenden Hundstage wegen, aus Opportunitäts- und Billigkeitsgründen einstweilen von weiteren Unternehmungen absteht. Von Billigkeitsgründen kann aber hier keine Rede sein, bei Leibe nicht, dafür ist die Geschichte denn doch zu theuer. Viel eher bin ich geneigt zu glauben, daß Herr Polke sich an dem einen Verlust genügen lassen wird und nach keinem zweiten Pyrrhussieg Verlangen trägt; die Kriegskosten sind zu gewaltig hoch. Hol' der Teufel die Juristerei und ihre herzenswarmen Sympathien für zu ehrliche Männer, ihren sittlichen Abscheu vor meineidigen Belastungszeugen, wenn so schöne Regungen so schrecklich theuer bezahlt werden müssen. Bedenkt man, daß Paul Polke für den Fall seiner Freisprechung leichtsinniger Weise einem Vertheidiger 100,000 Mark versprochen hatte, daß nun das Unerwartete wirklich geschah und, wie ein zu ehrliches Blatt ebenso geschmackvoll wie wahrheitsliebend bemerkte, nicht Herr Polke, sondern der Staatsanwalt verurtheilt worden ist, dann wird man den ganzen Jammer einer edel gestimmten Seele ermessen können. 100,000 Mark sind von anderthalb Millionen der fünfzehnte Theil, und Niemand gibt gern einen vollen Monatsverdienst für schöne Regungen hin.

Man kann es Herrn Polke nicht verargen, wenn er, mit dem in allzu großer Ehrlichkeit Erworbenen zufrieden, Bilanz macht und sich im Privatleben die Ruhe gönnt, die wir ihm und seinesgleichen schon längst wünschten.

So kurz vor den Ferien, dem großen Sommerschlaf aller Politik und Kunst, ist die Zeit zum Bücherabschluß überhaupt sehr günstig. Graf Caprivi mag nach dem ersten Geschäftsjahr (man rechnet, um eine gute Dividende heraus zu wirthschaften, 15 Monate dazu) etwas Aehnliches empfinden, und neuerdings begegnet man in loyalen Zeitungen neben der Notiz, daß Berlin nun völlig leer und verlassen sei — leer und verlassen deshalb, weil zehntausend faullenzende Zinsgenießer darin fehlen — besonders häufig der Bemerkung, daß der neue Kurs der Reichsactien zwar seit März 1891, wo er jäh unter Pari stürzte, noch immer mit jedem Monat um ein Procent gefallen sei, daß aber gerade in dieser absoluten Gleichmäßigkeit der Kursbewegung eine sichere Gewähr für seine innere Stabilität liege.

Der neue Kurs wirkt nun insofern aufklärend und phantastische Vorstellungen zerstörend, als seine Macher beweisen, daß es mit dem früheren Märchen, Politik sei eine Wissenschaft und erfordere jahrelanges Studium sowie eine gewisse natürliche Begabung für die Materie, nichts auf sich hat. Radicaler noch als Zola, der jeden Nichtcretin zum Künstler heranbilden will, wenn er nur seine Erziehung vom dritten Lebensjahre an leiten darf, schafft man jetzt politische Köpfe und Diplomaten aus dem Nichts; die bloße Ernennung genügt, und das politische Genie ist fix und fertig.

Bei der laut Säulenanschlägen und Zeitungswarnungen seit Jahren andauernden Ueberfüllung aller Berufe ist es vielleicht angebracht, auf die Minister- und Staatssecretär-Carrière hinzuweisen, die ihren Mann nährt, unter Umständen auch ihren Schwiegervater, und die, verhältnißmäßig geringe Unkosten verursachend, von Jedermann aus dem Volke eingeschlagen werden kann. Man hat nur nöthig, ein paar Semester lang im Corps Jus zu studiren, bei feierlichen Anlässen in vollem Wichs die nöthige Gesinnungstüchtigkeit an den Tag zu legen, den wechselnden Regierungsformen gemäß sich patriotisch zu begeistern und zu entrüsten, dann nach dem Uebergang in's Verwaltungsfach ja nichts zu schreiben und drucken zu lassen als Vertheidigungen des just angewandten Systems. Auf die Dauer kann es zur höchsten Würde nicht fehlen, und die Escarpins bleiben nie aus. Man muß nur nicht merken lassen, daß einem hervorragende Fachkenntnisse und andere als gesellschaftliche Talente eignen. Die einzige Fähigkeit, die verlangt wird, ist die Hoffähigkeit. Im modernen Concert darf die Bratsche die Geige nicht an Tonfülle übertreffen; hübsch gleichmäßig muß unter den Mitspielern alles sein und der Kapellmeister durchaus die Hauptperson. Mit unnöthigem Wissen beschwerte man sich nur in der Bismarckischen Zeit den Kopf. Je naiver und unbefangener man den Angelegenheiten seines Ressorts gegenüber steht und je offenherziger man dies ausspricht, desto pompöser kann man über „alle einschlägigen Fragen" reden, reden, reden. Desto leichter wird es, Schlagworte zu münzen und verblüffende Wendungen für den kaffeetrinkenden Bürgersmann. Eine durch Sachkenntniß nicht gezügelte Beredtsamkeit trägt im Nu zu der Menschheit Höhen und dem einsamen Horst des rothen Adlerordens erster Klasse.

So steuert man sicher und gefahrlos durch alle Klippen, hält sich oben, so lange es gewünscht wird, und zieht sich möglichst frühzeitig aus Gesundheitsrücksichten in den Ruhestand zurück. Denn die zopfige Anschauung, es sei ehrenvoll für den Staatsdiener, überarbeitet in den Sielen nieder zu fallen, im Dienste des Vaterlandes sein Leben auszuhauchen, diese Anschauung verliert glücklicher Weise immer mehr an Boden. Eine solche Leichtfertigkeit traue ich selbst auf Wartegeld gestellten unabhängigen Parteiführern nicht zu. Graf Limburg-Stirum würde sich schon seiner Angehörigen wegen hüten, auf romantische Art zu sterben, ehe er pensionsberechtigt ist.

Fünfzehn Monate sind seit Bismarck's Abschied verflossen, und Vielen scheinen es fünfzehn Jahre, so durchgreifend, so erschreckend sind die eingetretenen Wandlungen. Nicht nur dem Grafen Caprivi wird es bei manchen Dingen unheimlich. Im Innern, die Gründe dafür mögen heute unerörtert bleiben, nimmt mit jedem Tage die Macht der wüsten Demagogie, die antimonarchische Gesinnung zu; die Fäulnißerscheinungen mehren sich, überall Unruhe, Ungewißheit, nervöse Furcht vor der Zukunft. Unseren äußeren Feinden wächst Kraft und Zuversicht, unser Renommée schwindet ganz sichtbar.

Wir standen mit Rußland auch in den letzten Jahren der Bismarckischen Herrschaft nicht eben auf vertrautem Fuße; Rußlands Anmaßlichkeit war Schuld daran gewesen, hatte den Kanzler zur Bildung des Dreibundes gezwungen, aber das Verhältniß konnte noch immerhin freundschaftlich genannt werden, Eine tiefe Verstimmung trat erst ein, als der gut gemeinte Besuch unseres Kaisers beim „dicken Zar" nicht den gewünschten Erfolg erzielt hatte. Die gouvernementale Presse beider Länder verhetzte die Völker nach Kräften, und heute sind wir dahin gekommen, daß nicht nur nach Westen, sondern auch nach Osten hin Front gemacht werden muß. Der Druck der Militärlasten wird von Jahr zu Jahr anwachsen; auf die Unterstützung unsicherer Kantonisten möglichst wenig bauend, müssen wir durch eigene, ungeheure Rüstungen dem Gegner

Digitized by Google

zu imponiren suchen. Wird das Programm der Gutgesinnten, die wirthschaftliche Befreiung der Nation aus den Klauen erbarmungsloser Räuberkasten, die Zerschmetterung des Großkapitalismus, die Neuschöpfung eines starken Mittelstandes, aufgenommen und durchgeführt, so werden wir begeistert Gut und Blut für's Vaterland einsetzen, seine Heere unüberwindlich machen. Aber auch nur dann. Die allgemeine Wehrpflicht wird dann vielleicht keine verhaßte Bürde, unser Stolz und unsere Ehre wird sie sein. Es wäre ja in der That eine selbst für deutschfreisinnige Nationalöconomen interessante Aufgabe, zu untersuchen, was im letzten Grunde wirthschaftlich segensreicher und förderlicher ist: die rücksichtslose Anspannung und Ausbeutung aller Körperkräfte unserer Jugend, der noch in der Entwickelung begriffenen und somit wenig widerstandsfähigen, durch Fabrikarbeit, oder ihre körperliche Ausreifung in der frischen und muskelstählenden Luft des Militärdienstes? —

Die Russen werden oft Asiaten genannt, und sie sind es; man schaut, mit der dicken goldenen Uhrkette spielend, verächtlich auf sie herab, denn sie gelten für arm, und sie sind es, ungeachtet aller Redensarten vom unschätzbaren Reichthum ihres Bodens, ihrer natürlichen Hülfsquellen. Denn was hilft ein unter'm Birnbaum vergrabener Schatz, zu dessen Hebung Wissenschaft und Werkzeuge fehlen? Aber desto mehr offenbar erniedrigt sich Europa, wenn es vor dem Herrn dieser Barbaren kriecht und um seine Gunst buhlt. Und leider ist keiner der in Frage kommenden, jetzt am Ruder befindlichen Staatsmänner von diesem Vorwurf frei zu sprechen. Französische Politiker sind's nicht allein gewesen, die dem Russen nachliefen und ihn zu kirren versuchten. O nein. Wir haben gar keinen Grund, dem „edlen und hochcultivirten Frankreich sein würdeloses Betragen" vorzuwerfen, seine Kronstädter Scharwänzelei, seinen Taumel in Nancy spöttisch erhaben zu belächeln. Man erkundige sich nur bei Eingeweihten . . .

Ja, was die politische Börse des Auslandes anbelangt, so ist dort unser alter Kurs entschieden höher gewesen als der neue. Es liegt an den Maklern. Der Unterschied ist augenscheinlich; wir hatten früher renommirte Politiker und jetzt haben wir renommirende. Ein Diplomat des vormärzlichen Kurses behauptete bekanntlich, daß die Sprache dazu da sei, um die Gedanken zu verbergen; auf manchen neuen Minister étranger des affaires trifft dies nur bedingt zu: er spricht und hat doch absolut keine Gedanken zu verbergen. Aber auch in der inneren Politik herrscht eine Confusion, ein Tohuwabohu sonder Gleichen. Alle erdenklichen Fragen sind angeschnitten, aber keine ist mit Ernst und Entschlossenheit zur Lösung gebracht worden. Dafür hat eine politische Sentimentalität Platz gegriffen, eine lyrische Wertherstimmung, an die man unter dem höllisch nüchternen Praktiker der Vergangenheit nicht gewöhnt war. Ein Versöhnungsregiment mag in Oesterreich geboten sein, wo völlig gleichberechtigte Nationalitäten sich gegenüberstehen; Deutschland hat die Pflicht, seine unterworfenen Elsässer, seine Dänen, seine Welfen und Polen sich zu assimiliren, zu germanisiren. Gleichwohl nennen unsere Liberalen es recht und billig, wenn die deutsche Minorität in Oesterreich Tschechen, Ruthenen und Slowaken unterdrücken will; als Bismarck's Politik aber die antideutschen Elemente im Lande verdeutschen wollte, erscholl der Philisterschrei: Auf die Schanzen! und Toleranzschulze zeterte über die „brutale Vergewaltigung unglücklicher Volksreste, die Vernichtung berechtigter und lobenswerther Herzensregungen." Wohin uns die rührselige Politik der Modernen führt, liegt klar auf der Hand. Die Elsässer begannen sich in die neue Ordnung der Dinge zu schicken, die autonomistische Partei hatte bei den Reichstagswahlen von 1890 eine empfindliche Niederlage erlitten. Heute erhebt sie allenthalben wieder das Haupt, und Nancy juckte den Leutchen so in den Füßen, daß sie übermüthig wurden und heimbegehrten. Die deutschen Dänen gratuliren „ihren" König zur goldenen Hochzeit; der Cumberlander nimmt das Geschenk des Welfenfonds mit geradezu impertinent majestätischen Worten, kühl bis an das Herz hinan, entgegen. Seinen Mannen schwillt gewaltig der Kamm. Reden werden gehalten, Reden von einer Kühnheit . . . zum Glück sind die Welfen urgermanisch wie wir und reden nur, reden, reden. „Mit allen Mitteln lassen Sie uns versuchen, auf gesetzlichem Wege Hannover von Preußen loszureißen und es wieder zu einem selbständigen Königreich zu machen!" „Auf gesetzlichem Wege" ist gut. Auch die Sozialdemokraten bewegen sich mit Vorliebe „auf gesetzlichem Wege", um den ungemüthlichen Weg nach Plötzensee nicht gehen zu müssen. — Am versöhntesten sind zweifelsohne die Polen; ihre begeisterten Trinksprüche nehmen kein Ende; wie vordem das Centrum, so ist jetzt die Polenfraktion die festeste Säule des neuen Kurses. Was Rußland über diese unerwartete Verzärtelung denkt, Rußland, dessen Congreßpolen mit neidischen Blicken nach den preußisch regierten Brüdern hinüberschielen, die es gar so gut haben und deren Häuptlinge gar Bilderchen geschenkt bekommen — darüber schweigt man besser. Verwunderlich ist nur, daß es Schalksnarren gibt, die den Kieler Zarentag, diese absichtlich und demonstrativ verspätete Gegenvisite, einen Annäherungsversuch Rußlands nennen; weniger verwunderlich ist, daß sie Gläubige finden.

In einem Fünfzigmillionen-Reich eine Politik zu machen, die der Mehrheit seiner urtheilsfähigen Bürger gefällt, erweist sich doch schwerer als wir anfangs glaubten. Bukephalos Politik läßt sich nur von Alexander reiten. Und gar bald stellt sich heraus, wer von denen, die auf seinem Rücken ihr Glück versuchen, ein echter Königssohn, ein wahrer Prinz aus Genieland ist.

Dilettirende Talente von großer Regsamkeit und vielseitigem Interesse sind immer sehr geneigt, sich für Universalgenies zu halten, besonders dann, wenn gute Freunde und getreue Nachbarn des Lobes nicht genug wissen und wenn zufällige Umstände mißliebige Tadler ausschließen. Die Zeit der Reuchlin's ist aber unwiederbringlich vorüber, und die der Goethe's kommt alle tausend Jahre einmal; ungewöhnlich starke Begabung und ein arbeitsvolles Leben gehören heute dazu, um auch nur zwei oder drei Gebiete menschlichen Wissens gründlich kennen zu lernen. Bismarck zum Beispiel, den ich immer für einen leidlich anschlägigen Kopf hielt, trotzdem er Eugen Richter natürlich nicht zu begreifen verstand und Pachnicke's Größe nun schon gar nicht, Bismarck beschränkte sich auf die lumpigen paar Felder, die er beherrschte und wo man ihn als Meister anerkannte. Der der großen Sphinx dieses Jahrhunderts tief in die Augen schaute wie keiner, wußte genau, daß gerade die Mächtigen, in deren Händen die Zukunft ruht, nicht über Dinge urtheilen, nicht weltbewegende Lösungen dunkler Räthselfragen versuchen sollen, denen sie fremd und unwissend gegenüberstehen wie Schiller's Jüngling von Sais der Wahrheit. In einem Punkte die höchste Kraft sammeln, nicht aber sie in tausend Einzelheiten verzetteln, das muß heute die Devise jedes einsichtsvollen Strebenden sein.

Folgende historische Begebenheit aus dem vielberufenen grauen Alterthum — die Damen werden sie schon in Anthologien gereimt gelesen haben — sei hier erlaubt. Ein damals in den weitesten Kreisen als Sozialreformer und guter Skatspieler*) vortheilhaft bekannter hoher Herr pflegte sich in seinen Mußestunden neben anderen Dingen auch mit der Dichtkunst zu beschäftigen und den zünftigen Poeten um so empfindlichere Concurrenz zu machen, als der Servilismus damals in höchster Blüthe stand und die gelesensten literarischen Wochenschriften von Syrakus seine Werke in ekstatischen Leitartikeln priesen. „Mit Hesiods Tiefe vereinigt dies Juwel griechischer Poesie Pindarischen Schwung und Homerischen Farbenglanz." — „Gleich in der ersten Nummer des nächsten Quartals werden wir in der Lage sein, einige noch ungedruckte Poeme des erlauchten Alleinherrschers . . . wunderbare Vollendung . . . goldene Literaturepoche herauf geführt . . . später hinzutretende Abonnenten erhalten gegen Einsendung der Abonnementsquittung alles gratis nachgeliefert . . ." — „Durch diese geistvolle Schöpfung werden am besten die antediluvianischen Anschauungen jener ungriechischen Presse widerlegt und ad absurdum geführt, die sich nicht entblödet, noch immer vor längst entthronten Heroen zu knien und Dichtungen nach dem gedanklichen Inhalt zu beurtheilen, nicht wie wir Anhänger des neuen Kurses nach der Schnelligkeit des Verseschreibens und dem Glanze des Einbandes. Die von Akrokorinth aus inspirirte „Neue

*) Mein nun bald ostafrikanischer Freund hätte mit dieser Wendung vielleicht Herrn von Bötticher gemeint. Ich erkläre feierlich, daß ich Herrn von Bötticher nicht meine und bemerke ergebenst, daß ich den Helden obiger Erzählung nur auf Grund der Schiller'schen Verse:

„Ich sei, gewährt mir die Bitte,
In Eurem Bunde der Dritte"

für einen Staatsmann halte.

Digitized by Google

Syrakuser Nachtlampe" wird sich nunmehr hoffentlich veranlaßt sehen, ihre wüthende Polemik gegen die neue Schule einzustellen, da dieselbe zweifelsohne Landes- und Hochverrath involvirt (Schädigung der nationalen Dichtkunst in den Augen des Auslandes!) und nach Ansicht unseres juristischen Mitarbeiters auch unter die §§ 1788, 1847 ꝛc. des Strafgesetzbuches (»Majestätsbeleidiger werden mit dem Kopf nach unten an das Kreuz geschlagen«) fällt."

Weil jedoch im Griechenvolke, das sich nicht so bedingungslos wie wir nach den Orakelsprüchen seiner Pythier richtete, die Meinungen über besagte Gedichte getheilt blieben und ein durch ihr Erscheinen um sein Brot gekommener, alter und hochberühmter Dichtersmann rücksichtslos ihre Schwächen aufdeckte; da die oben angeführten günstigen Urtheile von sehr jungen Leuten herrührten, die eingestandenermaßen das Concert gar nicht besucht — pardon, ich meine, das Werk gar nicht gelesen hatten, (so 'was ist heute natürlich nicht mehr möglich!), so beschloß die Regierung, damals herrschender Sitte gemäß, eine Enquête-Commission niederzusetzen. Fachleute, Interessenten, Journalisten, Privatiers und auch zwei Verseleser aus dem Publikum wurden vernommen. Nach drei Jahren, wovon vierundzwanzig Monate mit Vertagungen ausgefüllt worden waren, schloß die Commission ihre Berathungen und erklärte, daß sie zwar zu keinem definitiven Resultat hätte kommen können, daß aber im großen Ganzen die Meinungen dahin gingen, es gäbe gar kein besseres Geistesproduct als das der Commission vorgelegte, wenn es möglich wäre, alle Fehler aus ihm zu entfernen. Auf diesen Urtheilsschluß hin wurde der vorhin erwähnte alte Nörgler und Dichterheroe sofort in einen Steinbruch geschleppt.

Ein Jahr war vergangen, der alte Nörgler besaß noch immer die Sympathien, ja die Liebe der Syrakuser, da verspürte man in Regierungskreisen den Wunsch, sich auch mit ihm zu versöhnen. Man schwärmte damals für Versöhnungspolitik. Pessimus ward also aus dem Steinbruch vor seinen Herrn geführt, der ihm abermals selbstgemachte Verse vorlas und sein Urtheil erbat. Statt aller Antwort wandte sich der Nörgler an die Schergen: „Führt mich in den Steinbruch zurück!"

Moral: Oderkrebse und Spargel sind ein recht braves Frühlingsessen besonders wenn man die Erdbeerbowle nicht vergißt.

Bleiben wir dieser Sentenz eingedenk und lassen wir uns die Sommertage nicht vergällen, weder durch Kursstürze, noch durch die unaufhörlichen Zänkereien und Bahnhofsdemonstrationen des alten Vielschreibers in Friedrichsruh. Die Zeit ist ohnehin ungemüthlich genug und verteufelt wenig zum dolce far niente geeignet. Man geht heute mit einer gewissen Beruhigung in die diplomatischen und politischen Ferien. In früheren Jahren fürchtete man immer, die Erholungszeit des leitenden Staatsmannes, seine verminderte Aufmerksamkeit könnten Anlaß zu Verwickelungen und Störungen aller Art geben. Wir fürchteten die unvorhergesehenen und uncontrolirbaren Ereignisse. Heute fürchtet man die Ereignisse weniger als die Menschen, die sich amtlich mit ihnen zu beschäftigen haben. Und man athmet auf, wenn deutsche und böhmische Bäder ihre Saison beginnen. Denn so lange die Ferien dauern, können Diplomaten und Politiker höchstens Diät-Fehler machen. Caliban.

Notizen.

Bei Beginn der Reisezeit machen wir gern auf die bekannte ausgezeichnete Sammlung von Meyer's Reiseführern aufmerksam, in der jeder Band, von Gsell Fels' klassischen Italienbüchern bis zu den kleinen handlichen Reisebegleitern, den Namen eines zuverlässigen und unentbehrlichen Touristenvademecums verdient. Einer der practischsten und beliebtesten Bände ist jedenfalls der schon in 5. Auflage erschienene Band: Süddeutschland und Oesterreich, der aus den beiden einschlägigen großen Führern von Süddeutschland das gesammte Reisegebiet von der Mainlinie und sächsischen Grenze an und von Oesterreich-Ungarn die angrenzenden Theile Tirols, Böhmens, Salzburgs, sowie Wien und Pest in Eins zusammenfaßt. Besonders für Reisende mit Rundreisekarten ist das Buch ein geeigneter ortskundiger Begleiter, der in keinem Koffer und Rucksack fehlen sollte. Vielleicht erweitert eine nächste Auflage das Gebiet noch um den Elsaß und den südlichen Schwarzwald. Bei München, Wien, Pest ist die richtige Mitte zwischen gründlicher und cursorischer Beschreibung ganz meisterhaft getroffen; jede Erweiterung oder Kürzung wäre da vom Uebel.

Brockhaus' Konversations-Lexikon enthält im soeben erschienenen zweiten Bande schon die Bevölkerungsziffer Berlins vom 1. Januar 1892 (1,624,313 Köpfe), ein Beweis, daß darin stets die neuesten Daten gegeben werden. Die Redaction muß vorzügliche Beziehungen zu den Behörden haben, um statistische Zahlen aus dem eben erst vergangenen Jahre 1891 zu benutzen, wie die Steuererträge von Berlin (ca. 130 Millionen Mark gegen ca. 90 Millionen Mark, welche das ganze Königreich Belgien nur aufbringen kann), oder die Bierproduction und -Consumtion u. dergl. m. München allein hat nach dem Brockhaus im Jahre 1890 178,360,000 Liter Bier getrunken, oder den Inhalt eines etwa 300 Meter im Durchmesser großen, 10 Meter tiefen Biersees! Wir sind erstaunt, Thatsachen bereits berücksichtigt zu finden, die erst den letzten Wochen angehören, z. B. das Gesetz über den Belagerungszustand in Elsaß-Lothringen, oder gar Begriffe, die erst im Entstehen sind, wie „Berufsvereine", die der Gegenstand einer Gesetzvorlage von großer sozialpolitischer Wichtigkeit sind, welche den Reichstag erst in der nächsten Session beschäftigen wird. Auf allen Gebieten enthalten die Stichworte dieses Bandes erschöpfende Darstellungen des Wissenswerthen; man vergleiche die Artikel Berlin, Banken, Besitz, Bakterien, Bahnhöfe, Bautaxe, Baumwolle, Bier, wie wir sie gerade herausgreifen. Die Biographieen sind augenscheinlich von den Lebenden selbst durchgesehen. Nach dem Artikel Beust sind wir gespannt auf den Artikel Bismarck, der leider noch nicht in diesem Bande enthalten ist. Was die äußere Ausstattung betrifft, so haben wir unserem Urtheil über den ersten Band nichts hinzuzufügen. Ueberraschend ist wieder die Fülle correcter Karten, Pläne und interessanter Abbildungen auf 58 Tafeln, zu denen 222 Textbilder kommen. Die bunten Tafeln sind ein hervorragender Schmuck.

Ein hannoverisch-englischer Offizier vor 100 Jahren. Christian Friedrich Wilhelm Freiherr von Ompteda von Ludwig Freiherr von Ompteda. (Leipzig. S. Hirzel.) Ueber die Berechtigung, die Theilnahme eines weiten Leserkreises für eine umfangreiche Schilderung des Lebensganges Christian Ompteda's in Anspruch zu nehmen, kann man zweifeln, denn die einzigen allgemein interessirenden Thatsachen, seine Beziehungen zu Scharnhorst, Gneisenau und Heinrich von Kleist, finden, wie sie es waren, nur dürftige Andeutungen in dem Werke. Daß sein Andenken seiner Familie lieb und theuer ist, mag selbstverständlich sein, geht aber den fernstehenden Leser nichts an, und so bleibt für diesen nur das Interesse an den abenteuerlichen Kriegszügen, die der Oberst in der Königlich deutschen Legion mitmachte, und die ihn nach England und Island, nach Dänemark und Schweden, nach Spanien und Portugal führten. Die edle Gesinnung und der deutsche Patriotismus des vielduldenden Mannes sind sympathische Züge in seinem Bilde. Bei Waterloo fand er den Heldentod, nach der Darstellung verschuldet durch den jugendlichen Leichtsinn des Erbprinzen von Oranien, der ihn unnützer Weise hinopferte. Das interessante Memoirenwerk ist von S. Hirzel mit gewohntem Geschmack ausgestattet. g.

Alle geschäftlichen Mittheilungen, Abonnements, Nummerbestellungen etc. sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren an den **Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.**

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc. (unverlangte Manuscripte mit Rückporto) an die **Redaction der „Gegenwart" in Berlin W, Culmstrasse 7.**

Digitized by Google

Abonnement
auf das
III. Quartal 1892.

Verlag der Gegenwart in Berlin W, 57.

Mit Nummer 27 beginnt das III. Quartal der **„Gegenwart“.** Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement abläuft, bitten wir um **sofortige Erneuerung,** damit die regelmässige Zusendung nicht unterbrochen wird. Bei verspäteter Bestellung können oft nur unvollständige Exemplare nachgeliefert werden. **Alle Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen nehmen Abonnements zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegen** und besorgen auch, sowie unsere Expedition, bei Aufenthaltsveränderung während der Reisemonate die Nachsendung unter Kreuzband.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschien:

Denkwürdigkeiten
von
Leopold von Hasner.
Autobiographisches u. Aphorismen.
Großoktav 200 Seiten.
Preis geheftet M. 5.—, in geschmackv. Einband M. 6.—.
Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Die Gegenwart
Nr. 23 und 24.

Von diesen beiden **vergriffenen** Nummern, enthaltend u. a.:

Caliban:
Die Weltausstellung auf Pump, Die Usance,

haben wir einen **Neudruck** veranstaltet, der durch alle Buchhandlungen bezogen werden kann.

Verlag der Gegenwart.

Im Verlage von **Georg Reimer** in Berlin ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Doktor Claudius.
Eine wahre Geschichte
von
F. Marion Crawford.
Autorisirte Uebersetzung von **Th. Höpfner.**
Preis M. 1.60, geb. M. 2.20.

Hann. Altenb. Bahn. Saison 15. Mai bis 1. Oct.

Bad Pyrmont.

Pferdeb. z. Salzbad u. Bahnhof 5 Minuten.

Altbekannte Stahl- und Soolquellen.
Stahl-, Sool-, Moor- und russische Dampfbäder.

Bestellungen von **Stahl-** und **Salzwasser** sind an das fürstl. Brunnen-Comptoir zu richten; sonstige Anfragen erledigt **Fürstl. Brunnen-Direction.**

Das deutsche Reich als Staat.
Eine geschichts-philosophisch politische Studie
von
Oberlehrer Dr. Ritter.
I. Theil: **Entstehung bis 1871/91.**
Preis 4 Mk.

Dieses Buch sollten alle Bibliotheken, besonders Bibliotheken höherer Lehranstalten, Politiker, Philosophen und Gelehrte sich zu eigen machen.

Rich. Kahle's Verlag in Dessau.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen:

Kulturgeschichtliche Charakterköpfe.
Aus der Erinnerung gezeichnet
von
W. H. Riehl.
8°. 536 Seiten. Preis geheftet ℳ 6.—. In geschmackvollem Einband ℳ 7.—.
Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Neuer Verlag von Otto Wigand in Leipzig.

Adelmann, Graf Alfred, Frei von Rom! Manifest eines deutschen Katholiken. Preis 25 Pf.
Heinsius, August, Eine neue Religion. Oder: Was haben wir unter dem Gottesbegriff zu verstehen? Preis 50 Pf.
Koerner, Dr. R., San Remo, eine deutsche Winterkolonie. Neu bearb. vom Verfasser u. Dr. C. Bleth. *3. verbesserte Auflage.* Mit 4 Karten u. 1 Temperatur-Tabelle. 5 Mark.
Reichardt-Stromberg, Mathilde, Das Weib als Wehr gegen alle Vaterlandsfeinde. Preis 50 Pf.
Wollny, Dr. Fr., Historisch-psychologischer Tractat. Nebst einem kurzgefaßten philosophischen Katechismus im Anhange. Preis 5 Mark.
Wollny, Dr. Fr., Vermischte Abhandlungen und Aufsätze. Preis 3 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Bestellungen auf die
Einbanddecke
zum XLI. Bande der „Gegenwart“, sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.

Redaction und Expedition: Berlin W., Culmstraße 7. Unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Date Loaned			
26 No '63			

89012118014

b89012118014a

Digitized by Google

Digitized by Google

89012118014

b89012118014a